Versuch

einer

Theorie des Reims

nach

Inhalt und Form

von

J. C. Schütze.

Magdeburg, bei G. Ch. Keil

1802.

Dem

Herrn Professor Gurlitt.

Vorrede.

Nicht, um einen Gegenstand, über den schon längst so viel geschrieben und gestritten wurde, zur endlichen Entscheidung zu bringen, sondern um andern, die dies Geschäft gründlicher auszuführen im Stande sind, dazu, wo möglich, durch Enthüllung einer neuen Ansicht Veranlassung zu geben, deshalb wage

ich diesen Versuch, von dem ich wünsche, daß er mit Aufmerksamkeit aufgenommen, und ohne Vorurtheil gelesen werden möge.

So viele verächtliche Aeußerungen unserer jetzt lebenden Gelehrten gegen den Reim zu hören, und dennoch den Reim in der Dichtkunst fortwährend mit Beifall angewandt zu sehen; dies kam mir so räthselhaft und so widersprechend vor, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, zu versuchen, ob sich der Grund dieser Erscheinung nicht erforschen ließe. Ich richtete deshalb meine Aufmerksamkeit und mein Nachdenken zunächst auf den Reim selbst, auf sein Wesen und seine Eigenthümlichkeit, und ging dann an die Prüfung der über und wider ihn gefällten Urtheile, wobei ich denn fand, daß einer dem andern größ-

tentheils nachgeschrieben, ohne sich nach den mancherlei historischen und ästhetischen Betrachtungen auch auf die psychologische Erforschung der Natur des Reims ernstlich einzulassen. Da nun bei einem Versuche letzterer Art, wenn er zugleich mit Widerlegung aller irrigen Meinungen sich befassen soll, eine gewisse Weitschweifigkeit fast unvermeidlich ist, so befolgte ich nach einem frühern Entwurfe zu einer solchen Abhandlung den Rath meines würdigen Lehrers, des Herrn Professor Gurlitt, von der polemischen Ausführlichkeit zu abstrahiren, und bei der Anordnung der gesammleten Gedanken zu einem Ganzen nur auf wesentliche Einwürfe Rücksicht zu nehmen. Mit Beobachtung dieser Regel also ging mein Bestreben dahin, nach meinen Kräften Kürze mit Gründlichkeit zu verbinden, und nach

den Forderungen einer Theorie das Wesen des Reims zu entziffern.

Kloster Berge, im April 1802.

Joh. Steph. Schütze,
Privatlehrer.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung.

Wie behandelte man bisher den Reim? S. 1

Urtheile für und wider den Reim. — 3

Eine allgemeine Betrachtung über den Reim . . . . . — 7

Erster Theil.

Von der Materie des Reims.

Definition des Reims. . . . — 15

Erläuterung und Rechtfertigung. . — 17

Vom Vergnügen der menschlichen Seele am Reim. . . . . — 31

Vom Accent. . . . . — 43

Zweiter Theil.

Von der Form des Reims.

Bedingungen und Erfordernisse . S. 86
1) des mechanischen Reims.
2) des ästhetischen Reims.

Ist die lateinische Sprache reimfähig? — 117

Wie behandelte man bisher den Reim?

Es giebt vornehmlich zweierlei Methoden, deren man sich zur Erkenntniß eines Gegenstandes bedient, und die darin bestehen, daß man entweder die Wirkungen und Eigenschaften eines Dinges bis auf ihren ersten Grund verfolgt, oder von einer vorgefaßten Meinung, von einer Hypothese, ausgeht, und sodann durch Vergleichungen und Schlüsse bis zu der Erscheinung, die erklärt werden soll, hinaufsteigt. Diese letztere Methode ist es eigentlich, welche man in neuern Zeiten bei einem ästhetischen Gegenstande fast ausschließlich anwendet,

indem man denselben, wenn es auf seine Beurtheilung ankommt, gewöhnlich unter die schon vorhandenen Regeln des Geschmacks zu bringen sucht. — So gut und nöthig diese Verfahrungsart nun auch seyn mag, so kann sie doch bei ihrer zu schnellen Anwendung leicht der richtigen Erkenntniß und Würdigung eines Gegenstandes selbst schaden. Und dies scheint in der That beim Reim der Fall zu seyn.

Man erblickte in ihm einen neuen, auffallenden Gegenstand, an dem man sogleich die Bemerkung machte, daß er nicht füglich unter eine allgemeine Regel des Geschmacks passe, und glaubte sich daher zu der Alternative berechtigt, ihn entweder dennoch in eine allgemeine Schönheitsform zu fügen, oder ihn gänzlich aus dem Gebiete des Beifallswürdigen zu verstoßen. Weil man nun also damit anfing, ihn entweder zu billigen oder zu verwerfen, so vergaß man darüber, ihn selbst nach seinem innern Wesen gehörig zu erforschen, und sein Verhältniß zur menschlichen Seele sorgfältig aufzusuchen.

Urtheile für und wider den Reim.

Historisch läßt sich gegen ihn anführen, daß er nach der Meinung vieler von den spätern Arabern herrührt, und in Europa grade zu der Zeit in Gebrauch kam, als Künste und Wissenschaften in allgemeinem Verfall waren und ein verdorbener Geschmack herrschte; ferner, daß er, was vorzüglich merkwürdig ist, von den Griechen und Römern, den gebildetsten Nationen der Welt, als etwas Geschmackloses verworfen wurde. Aesthetisch betrachtet nimmt er dadurch gegen sich ein, daß er dem Dichter großen Zwang auflegt, ohne deutliche Kennzeichen an sich zu tragen, wornach sich sein Werth für die Dichtkunst gründlich darthun ließe. „Was ist der Reim anders, sagt daher einer seiner Gegner, als der ähnliche Schall einer oder zweier Sylben am Ende mehrerer Verse? Als ein solcher kann er weder die Schönheit der Gedanken vermehren, noch sie durch sein Gewand erhöhen. Je vollkommener die Zeichen der Gedanken oder Empfindungen sind, desto mehr

machen sie die Schönheit derselben sichtbar. Da nun der Reim keinen Gedanken bezeichnet, so macht er auch diesen weder lebhafter, noch edler, noch wahrscheinlicher, noch rührender u. s. w. Eine andere Schönheit ist der Wohllaut oder der gefällige Klang, der sich entweder in einzelnen Wörtern oder in mehrern zugleich befindet. Ersteres ist hier nicht der Fall, weil ein einzelnes Wort keinen Reim ausmacht. Und was das Angenehme in mehrern Wörtern zugleich betrift, so kann dasselbe entweder in einer Proportion der Sylben oder in einer bloßen Aehnlichkeit derselben bestehen. Jenes wird durchs Sylbenmaaß hervorgebracht; es ist aber unleugbar, daß der Reim dazu nichts beiträgt; denn er ist ja nur eine bloße Aehnlichkeit. Alle Kenner des Schönen stimmen aber darin mit einander überein, daß der Grundriß einer jeden Schönheit eine Proportion der Theile erfordere. Wo also eine bloße Aehnlichkeit ist, da ist keine wahre Schönheit. Der Reim besteht in der bloßen Aehnlichkeit des Schalls; er ist also auch keine eigentliche Schönheit."

Diejenigen, welche den Reim in Schutz nehmen, führen Folgendes für ihn an. Weil unserer Sprache der Wohlklang gebricht, sagen sie, weil sie für das aufmerksame und fein empfindende Ohr hart und unbiegsam ist, und sie aller der Anmuth entbehrt, womit ein Römer und besonders ein Grieche die Wörter seiner Sprache hinter einander ertönen ließ, so mußten wir zum Reime unsere Zuflucht nehmen, der unsern Versen doch noch einigen Wohllaut giebt, und bei dem Mangel verschiedener Versarten, an deren Gebrauch uns die Ungelenksamkeit unserer Sprache und ihre bestimmte und beschränkte Wortfolge größtentheils hindert, noch einige Abwechselung und Mannigfaltigkeit hervorbringt. Der Reim ist dem weichen Gefühle ein kleiner Ersatz für die natürliche Musik, welche den Ausdruck unter milderm Clima begleitet. Durch den Reim wird der Vortrag der Empfindungen angenehmer, schmeichelhafter, überredender. Welchen Eindruck macht er nicht besonders in kleinern Gedichten, die, von einer sanften und genügsamen Begeisterung

belebt, der Natur, der Unschuld, dem Scherze, dem Naiven und dem Witze gewidmet sind! Man vergleiche doch nur ein reimfreies Sinngedicht mit einem gereimten, welch ein Unterschied! Freilich ist es wahr, daß der schnelle und kühne Lauf der hohen Begeisterung, daß die Eile und Kraft des Heldengedichts die Zügel des Reims lästig findet und darunter ermattet; aber, ohne zu untersuchen, ob nicht ein Meister in der Kunst selbst hier von der Wirkung des Reims Gebrauch machen könnte, und ohne uns nach gültigen Belegen hierzu umzusehen, so hat doch die Behauptung viel Wahrscheinliches, daß jedes Gedicht anderer Art, das schon im reimlosen Zustande schön ist, für den unbefangenen Deutschen mit dem Reime noch schöner seyn würde. Uebrigens trift der Einwurf des Zwanges, womit der Dichter durch den Reim belästigt, und zur Abänderung des Gedachten oder Empfundenen veranlaßt wird, nicht nur jede Dichtungsart, sondern selbst die einfachste Prosa, und überhaupt jede Aeußerung des menschlichen Geistes, die sich beim Eintritt ins sinn-

liche Daseyn immer mit irgend einer Verletzung der natürlichen Gestalt des Gedankens in gewisse Formen schmiegen muß.

Aus dem Angeführten sehen wir nun, daß die Urtheile für und wider den Reim mehr seinen practischen Werth oder Unwerth, als sein inneres Wesen betreffen.

Um so viel als möglich nicht hypothetisch zu verfahren, wollen wir den Reim als einen neuen Gegenstand behandeln, dessen auffallende Eigenschaften wir nach allen Seiten beleuchten, bevor wir in sein Inneres einzudringen wagen. Hierzu führt uns

Eine allgemeine Betrachtung über den Reim.

Wenn wir noch gar nichts vom Reim wüßten, und jemand zu uns käme und sagte: ich habe eine ganz neue Art von Zierde für die Dichtersprache erfunden, ich stelle nämlich solche Wörterreihen an einander, deren letzte Sylben immer einerlei Klang haben; würden wir da den Einfall nicht sonderbar finden und urtheilen, daß ein solches

Gedicht überaus eintönig klingen müsse? Würden wir wohl glauben, daß dies bei einem Leser Beifall finden könne? — Und gleichwohl hat uns die Erfahrung gelehrt, daß nicht nur das ganze spätere Abendland, sondern jetzt sogar jede Nation der Erde den Reim angenommen hat, und daß man sich seiner in ganz Europa mit solchem Wohlgefallen bedient, daß viele, besonders die, welche mit den Werken der Griechen und Römer unbekannt blieben, oft sogar Reim und Gedicht für einerlei halten, und ungereimte Gedichte nicht einmal für wirkliche Gedichte anerkennen wollen. Der Reim würde weniger ein Gegenstand der Verwunderung seyn, wenn er nur als eine vorübergehende Sitte, nur auf ein halbes Jahrhundert, oder nur bei diesem und jenem Volke aufgekommen wäre; denn es fehlt in der Geschichte nicht an Beispielen, daß etwas Geschmackloses Eingang fand; aber daß dergleichen bei allen äußern und innern Veränderungen eines Volks, bei aller Geistesbildung und Verfeinerung dennoch Jahrhunderte hindurch sich erhielt, bemerken wir

ſonſt niemals. Alſo ſchon die Dauer und die Allgemeinheit des Reims bringt uns auf die Vermuthung, daß er nicht bloß dem Tone des Zeitalters und dem Hange zum Neuen ſein Daſeyn verdanken könne; denn

1) Alles, was bloß durch die Neuheit auf den Menſchen wirkt, verliert eben ſo bald ſeine Kraft und ſeinen Reiz, als es etwas Altes wird.

Vermöge einer Eigenſchaft der menſchlichen Seele, die wir Gewohnheit nennen, verliert das Sonderbarſte in kurzer Zeit ſein Auffallendes; hat aber etwas bloß deshalb einen lebhaften Eindruck auf uns gemacht, weil es neu oder auffallend war, ſo verwandelt ſich mit der Zeit der Reiz deſſelben in Kraftloſigkeit, und das Wohlgefallen daran in Ueberdruß. Die Seele hört nicht allein auf, ſich daran zu ergötzen, ſondern ſie wird nun mit Widerwillen dagegen erfüllt. Dies iſt das Schickſal aller Moden, ſie mögen noch ſo ſchön und noch ſo reizend ſeyn.

2) Alles Geschmacklose, oder — im Allgemeinen — alles, dessen Beifallswürdigkeit nicht seinen Grund in den zusammenstimmenden Neigungen und Kräften eines gebildeten Geistes hat, leidet bei fortschreitender Cultur entweder große Veränderung, oder geht ganz verloren.

Bei dem wiederholten Eindrucke einer Sache wird die menschliche Seele sich dessen, was sie dabei empfindet, immer deutlicher bewußt, lernt den Gegenstand immer genauer kennen, merkt bei dessen Einwirkung immer sorgfältiger auf das, was den Eindruck hervorbringt, stellt unvermerkt Vergleichungen zwischen sich selbst und dem Gegenstande an, giebt Acht, in wie fern er ihrer innern Natur entspricht, und erfährt endlich, welcher Theil ihres Wesens in einem stärkern oder geringern Grade dadurch in Bewegung gesetzt werde. Alle Kräfte und Neigungen der menschlichen Seele stehen in Harmonie, keine opfert sich der andern ohne

endliches Mißbehagen des Geistes auf. Jedoch nicht gleich im ersten Augenblicke, da eine Neigung oder Kraft in Regung gebracht wird, regen sich auch die übrigen, sondern diese sind anfangs gleichsam übertönt; wenn aber der Eindruck öfters erneuert wird, so merkt die menschliche Seele auch allmählig auf die Stimmung der übrigen Theile, und nimmt wahr, in wie fern die Eigenschaften des Gegenstandes auch den Forderungen der übrigen Neigungen und Kräfte entsprechen, ob etwa hier bei jenem Vergnügen sich ein unangenehmes Gefühl einmische, und ob nicht hierdurch eine Disharmonie im Ganzen entstehe. Diese Prüfung und Vergleichung wird immer genauer, je öfter sie geschieht, und erstreckt sich endlich bis auf das kleinste verborgenste Gefühl. So entsteht endlich, wenn zugleich auch alle einzelnen Theile des menschlichen Geistes geübt und gebildet werden, der feinste und richtigste Geschmack.

Wenn wir dies auf den Reim anwenden, so läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen und folgern, daß, wenn er

1) Nicht in der Natur der menschlichen Seele seinen Grund hätte, und

2) Nicht selbst ihrem ganzen Wesen im gebildeten Zustande, der Harmonie aller Neigungen und Kräfte, entspräche, und also einem gründlichen und richtigen Geschmacke gemäß wäre,

er nicht so allgemein, bei so gebildeten Völkern, und auf eine so lange Dauer sich in Ansehn würde erhalten haben. Hätte er sich auch auf einige Zeit bei einer täuschenden Empfindung des Gehörs in den innern Sitz des Menschen eingeschlichen, so müßte doch endlich die Zeit kommen, wo der menschlichen Seele das Lästige, das Unnatürliche, das Widersprechende in demselben fühlbar würde. Und sollten denn wirklich die vielen Menschen, die mehrere Nationen ausmachen, noch so ganz roh und ungebildet seyn, daß sie so etwas Sonderbares, als der Reim in der Dichtkunst ist, so lange

Zeit dulden könnten, ohne es lebhaft zu fühlen, daß er — wenn es wirklich so wäre — die Harmonie der Seele stöhrt, und die Regungen des Geistes mit sich selbst in Widerspruch setzt?

Schon diese Betrachtung bringt uns auf die Vermuthung, daß der Grund, warum die Griechen und Römer den Reim nicht hatten oder nicht gebrauchten, keinesweges in dem hohen Grade ihrer Bildung, sondern in gewissen äußern Bedingungen und Erfordernissen, unter welchen der Reim nur möglich und beifallswürdig ist, zu suchen und anzutreffen sei. Diese Bedingungen können keine andere seyn, als die äußere Form des menschlichen Geistes, die Sprache. Hierin vereinigt sich sowohl die Möglichkeit als Beifallswürdigkeit des Reims. Finden wir nun die Sprache der Griechen und Römer in ihrer Form von allen jetzigen Sprachen wesentlich verschieden, so muß uns dies Muth einflößen, hier das Unerklärliche zu suchen, hier die Auflösung des Räthsels zu erwarten. Aus dem Wesen des Reims selbst müssen wir seine Beifallswür-

digkeit herleiten, und nicht eher ruhen, als bis wir seine Verwandschaft mit der menschlichen Natur und den wahren Grund seines Daseyns in der menschlichen Seele selbst aufgefunden haben. Es ist also im voraus zu vermuthen, daß wir den Reim in zwei Rücksichten, sowohl nach seiner innern, als nach seiner äußern Natur werden betrachten müssen; denn, soll sein Beifall Billigung verdienen, so muß er in einer allgemeinen Richtung der Seele, nach welcher sie etwas der Art mit Wohlgefallen wahrnimmt, seinen Grund haben, und es muß also der Reim

1) Als ein Product des Verstandes, und — sollen wir dieses nicht unter allen Völkern natürlich und zuläßig finden —

2) Als ein äußeres Werk nach gewissen sinnlichen Formen erscheinen, mit andern Worten, es muß hier etwas Materielles und Formelles in Betrachtung kommen, jenes muß das Wesen des Reims, dieses die äußern Bedingungen betreffen, und beides von ein-

ander unzertrennlich seyn. Somit würden wir also im Reim ein Kunstwerk erblicken, das Ideen durch eine sinnliche Form sinnlich-eindrücklicher macht.

Wenn man bisher den Reim verwarf, so meinte man nur immer das Formelle desselben, indem man ihn bisher auch nur als etwas Formelles kannte, und das Verdammungsurtheil rührte eben daher, daß man ihm nichts Materielles zutraute.

Definition des Reims.

Aus dem bisher Gesagten erhellet schon, daß die gewöhnliche Definition des Reims, wornach derselbe in dem gleichen Klang zweier Sylben am Ende zweier Verse besteht, nicht zu dem verlangten Ziele führen könne, indem sie nur das Formelle des Reims angiebt, aber das Wesen des Reims selbst, seine Verbindung mit der bekleideten Vorstellung, unberührt läßt. Es ist also nöthig, eine kühnere Erklärung zu wagen, welche nur mehrere noch anzustellende Betrachtungen rechtfertigen können.

Um die zu gebende Erklärung aufzufinden, müssen wir ganz genau auf den Augenblick der Entstehung des Reims, auf seinen ersten Anfang, auf den entscheidenden Punct, wo er sich bildet, Acht haben, und uns ganz in den Zustand desjenigen versetzen, der eben damit umgeht, eine Reihe von Vorstellungen so zu ordnen, daß mit Beobachtung gewisser Ruhepuncte bestimmte Sylbenreihen mit solchen Ideen schließen, die im Ausdruck eine sinnlich-gleiche Gestalt annehmen. Auf diese Weise entdecken wir, daß der Reim nichts anders sei, als das Zusammentreffen zweier verschiedener Vorstellungen in zwei gleichklingenden Wörtern.

Reimen heißt demnach: zu zwei verschiedenen Ideen zwei gleichklingende Wörter auffinden, oder: zwei verschiedene Ideen (in der Vorstellung Verschiedenes) unter gleichen Klang (in sinnliche Einheit) bringen.

Erläu-

Erläuterung und Rechtfertigung.

Um zu sehen, was der Reim ursprünglich sei, und wie er seinem psychologischen Entstehen nach die Seele selbst interessiren, und, von ihr selbst gewählt, durch das Gehör auf sie angenehm zurückwirken müsse, ist es nicht hinreichend, den Reim selbst, wie er schon vorhanden ist, zu betrachten, sondern wir müssen das Gedachte, das diesen gleichen Schlußklang annimmt, und in der Gestalt des Reims erscheint, uns zuerst sowohl vom Reime selbst, als überhaupt von allem sinnlichen Ausdruck abgesondert vorstellen, und sodann nach der Vereinigung mit dem Gleichklange den daraus entstandenen — so genannten — Reim mit dem Gedachten als eins und unzertrennt ansehen, d. h. beim Gleichklange die geäußerte Idee nicht als etwas, das mit dem Reime selbst nichts zu thun habe, außer Acht lassen, sondern Idee, Wort und Klang als innigst vereint, wie es auch das Gehör empfängt, uns vorstellen. Um diese letztern Punkte nicht zu übersehen, dürfen wir

nur den Reim nach verschiedenen Vorstellungsarten (Theilvorstellungen) oder in verschiedenen Perioden betrachten, und sagen:

1) Zwei im Gleichklange vereinigte Ideen machen den Reim seinem Ursprunge und seinem Wesen nach aus. Dies könnten wir den psychologisch-ursprünglichen Reim nennen. Diese Vorstellungsart erstreckt sich auf das erste Werden des Reims, und auf die Materie desselben.

2) Die Vereinigung zweier Ideen zum Gleichklange (zu zwei gleich klingenden Wörtern) ist der psychologisch-sinnliche Reim. In so fern er als etwas, das geschieht, gedacht wird, drückt er das äußere Entstehen aus; in so fern ihn aber die Seele selbst hervorbringt, bezeichnet er die Handlung des Reims, das Reimen.

3) Der zwei verschiedene Ideen vereinigende Gleichklang, oder auch bloß: der Gleichklang (gleiche

Schlußklang) zweier Wörter ist der äußere Reim, der schon wirklich vorhanden ist, und den wir auch gewöhnlich unter dem Ausdruck Reim verstehen. Dieser betrift eigentlich die Form des Reims, und pflegt von Wort und Idee abgesondert als ein bloßer Klang betrachtet zu werden, so daß man weder auf das, was er in sich schließt oder bezeichnet, noch auf das, was ihm vorhergeht (auf seine Entstehung), Rücksicht nimmt.

Wenn wir die drei verschiedenen Puncte auf einen einzelnen Fall anwenden, so verhält es sich damit also: Morgen — Sorgen ist ein Reim; aber damit ist noch weiter nichts gesagt, als: die Sprachorgane fangen in einem verschiedenen Verhältnisse, im ersten Worte mit der Bildung des M, und im zweiten mit der Bildung des S an, und nehmen sodann bei beiden Wörtern durch das tönende o zu dem r einerlei Richtung. Dies ist nun weiter nichts, als der bloße mechanische Reim. Was ging aber in der

Seele des Dichters vor, als er Morgen und Sorgen zusammenstellte, oder was geht jeder Aeußerung in bestimmter Form vorher? Antwort: es wird erst etwas im Allgemeinen und unbestimmt gedacht, dem man nun zu einer gefälligen Form eine bestimmte Richtung giebt. Man muß sich nämlich die Sache so vorstellen. Es schwebt die Idee vor, welche das Anbrechen des Tages, eine allmählig mit aufsteigender Sonne zunehmende Helligkeit oder gleichmäßig abnehmende Dunkelheit, mit einem Worte — das Tagwerden umfaßt. Nun kann die Idee des Tagwerdens in der Aeußerung eine verschiedene Form annehmen, je nachdem man sie nach dieser oder jener Seite darstellen will, und je nachdem diese oder jene Form in der Reihe der übrigen Formen (Vorstellungsäußerungen) den Sinnen und besonders dem Gehör mehr oder weniger willkommen ist. — Die andere Idee, welche vorschwebt, ist: eine gewisse unbehagliche und angestrengte Richtung des Denkvermögens auf die Bewirkung eines nöthigen Gegenstandes. Diese innere Thä-

eigkeit kann nun nach verschiedenen Seiten, Bestimmungen und Graden bald so und bald anders geäußert und ausgedrückt werden. Diese allgemeine Idee tritt endlich nach einer bestimmten Vorstellung in der bestimmten Form hervor, welche der Verstand für die Sinne im Verhältnisse des Zusammenhanges wählt. Das Tagwerden, und eine unbehagliche Richtung des Gemüths sind zwei ganz verschiedene Ideen, wovon sich jede verschieden ausdrücken läßt. Diese verschiedenen Ideen richtet und fügt nun der Verstand so, daß sie sich in einer sinnlichen Form vereinigen, oder mit andern Worten: der Verstand sucht für diese verschiedenen Ideen eine Form auf, welche für beide paßt, und in welcher sie beide frei und selbstständig und gleichsam unbekümmert um einander, und doch in sinnlicher Uebereinstimmung mit einander sich äußern und sich äußerlich an einander anschließen. Das, wodurch nun diese geistige Verschiedenheit sinnliche Einerleiheit erhält, ist der Klang. Auf diese Weise fügt nun der Verstand die Idee des Tagwerdens in den Ausdruck (sinnliche

Form) Morgen, und die Idee jener unbehaglichen Gemüthsrichtung in den Ausdruck Sorgen, und so treffen also diese verschiedenen Ideen vom anbrechenden Tage und von angstvoll angestrengten Gedanken in den gleichklingenden Wörtern Morgen und Sorgen zusammen.

Wollen wir die Ideenäußerungen nicht als Formenschaffungen betrachten, sondern nur vorzüglich darauf Rücksicht nehmen, daß die Seele sich schon vorhandener Formen, wie sie die Sprache darbietet, als passender Aeußerungsmittel bedient, so können wir jene Handlung des Verstandes, die den Reim hervorbringt, auch folgender Gestalt ausdrücken. Für die Idee des Tagwerdens giebt es mehrere Wörter und Redensarten, die diese Idee bald von dieser, bald von einer andern Seite darstellen, als z. B. das Frühroth, der Aufgang der Sonne, die Morgendämmerung, die Morgenstunde, das erste Licht des Tages, und viele andere, die grade nicht die abstracte Idee des Tagwerdens selbst, wie dies denn auch gar nicht Sache der Poesie ist, son-

dern nur einen Theil davon, am liebſten den, der den Sinnen ſich zeigt, bei welchem nur jene allgemeine Idee zum Grunde liegt, durch den Klang dem Gehör, und durch den Inhalt dem innern Gefühle offenbaren. Eben ſo konnten für den Ausdruck Sorgen viele andere ähnliche Ausdrücke gewählt werden, die zwar nicht gradezu eben daſſelbe ſagen, aber doch einen ähnlichen Zuſtand des Gemüths, oder, um nicht eine unerlaubte Freiheit wider die Treue der Darſtellung einzuräumen, den Zuſtand des Sorgens ſelbſt nach irgend einem Theile, oder nach irgend einem größern oder mindern Grade der Empfindung zu erkennen geben; denn, da das Sorgen kein einfacher Begriff iſt, ſondern mancherlei einzelne Empfindungen, als Unruhe, Angſt, Quaal, Kummer u. ſ. w. in ſich ſchließt, und nach beſondern Fällen mit Seufzern, Klagen, Beklemmung der Bruſt und dergl. begleitet ſeyn kann, die dann wiederum zu Zeichen der Sorgen dienen, ſo kann der Dichter, je nachdem er dieſe oder jene Form oder Theilvorſtellung nach äußern und innern Erforderniſſen ſeines

Werks für wirksam und passend hält, alle genannte und noch viele andere Ausdrücke mit Auswahl gebrauchen. Diesemnach ist also die Wahl einer solchen Form, wodurch der Reim, d. h. der sinnliche Einklang zweier Ideen, entsteht, frei, und nicht an gewisse Reimwörter gebunden, welches bei Erwägung des Zwangs, den der Reim der Dichtkunst auflegt, wohl zu merken ist. Es darf überhaupt nicht übersehen werden, daß sowohl bei der Handlung des Dichtens, als auch bei der, welche wir mit Geringschätzung das Reimen nennen, in der menschlichen Seele mit den mancherlei Vorstellungen, die nach einander aufsteigen, sich begegnen, sich verdrängen u. s. w., so zu sagen eine gewisse Gährung vorgeht, die erst nach dem Tumult der innern Thätigkeit zum Ausbruch kommt. Gern mögte der Dichter sein ganzes Gefühl unverändert hinströhmen, gern mögte er sich selbst in einem Augenblicke eine äußere sinnliche Form schaffen, die ganz seinem innern Gefühle entspricht, gern in einem ganz neuen Worte, das ganz und einzig grade für das, was er eben empfin-

bet, paßt, und als der treueste Abdruck deſſen nach eigenmächtiger Schöpfung aus ihm hervorgeht, seinen ganzen innern Zustand mit derselben Lebhaftigkeit und Einheit, mit welcher er ihn empfindet, äußerlich offenbaren und darstellen. Muß nun der Dichter gleichwohl schon vorhandene Formen (Wörter und Ausdrücke) wählen, so betrachtet er doch diese, in so fern er sie für seinen Zustand passend findet, als sein Eigenthum und gewissermaßen als seine Schöpfung; er will nicht, daß man glauben solle, er habe die Formen hingestellt, und in dieselben seine Empfindungen gefügt, oder er habe nach diesen schon vorhandenen Formen empfunden, und gleichsam seine Empfindung zu den Formen gegossen, sondern er setzt voraus, daß wir ohne Argwohn annehmen, er habe grade die passendsten Formen, die nur für seine Empfindung geschaffen zu seyn schienen, gewählt, und wegen der Treue der Darstellung sie wählen müssen, oder, weil selbst schon eine Wahl dem lebhaft Empfindenden ein Vorwurf scheinen mögte, die Form habe sich unwillkührlich-

nach seiner Empfindung und Vorstellung geschmiegt, so daß er das gewählte Wort doch würde haben schaffen müssen, wenn es nicht schon vorhanden gewesen wäre.

Wenn aber die Wahl der Form gewöhnlich Einfluß auf den Gedanken hat, so ist dies eben eine Schwäche der Dichtkunst, wogegen alle Dichter kämpfen, und von deren glücklichem Besiegung die Vollkommenheit ihrer Gedichte vorzüglich mit abhängt. So wie wir nun überhaupt vom Dichter eigentlich nicht sagen dürfen: er formt seine Gedanken nach den (schon vorhandenen) Wörtern, so ist es auch eigentlich nicht recht und von allen Mißverständnissen frei, wenn wir von dem, der Reimgedichte macht, sagen: er wählt Ausdrücke, die sich reimen. Und wenn dies auch wirklich der Fall ist, und solches, indem der große Reichthum einer Sprache die Wahl der Ausdrücke erleichtert, wirklich mit glücklichem Erfolge geschieht, so müssen wir uns die Sache nur nicht ursprünglicher Weise so vorstellen, sondern sie nach dem psychologischen Entstehen des Reims so betrachten, wie sie die Definition des Reims angiebt.

Da jede Verfertigung eines Gedichts von dunkeln Vorstellungen ausgeht, deren Aufhellung und Bestimmung nach Absicht und Zusammenhang das Werk des Dichters selbst ausmacht, so ist es ja sehr natürlich, daß sie während dieser Geistesgährung mancherlei Gestalten annehmen, und in mancherlei Ordnung und Form sich versinnlichen können, ohne ihre Selbstständigkeit zu verletzen. Wie sollte es nun da nicht auch leicht seyn, Empfindungen zum Einklang, etwas in der Vorstellung Verschiedenes in sinnliche Einheit zu bringen! So können wir die Ideen, die in den angegebenen Reimwörtern Morgen und Sorgen liegen, wenn wir sie durch Verse in Zusammenhang setzen, in mancherlei Formen ausdrücken, ohne daß wir die Ideen selbst so verletzen, daß es schiene, als hätten sie sich nach bestimmten Formen verwandeln müssen. Indem wir nun z. B. sagen können: der frühe Morgen weckt mich zu Sorgen (oder, je nachdem die Sache es mit sich bringt — der heit're Morgen verscheucht die Sorgen), so können

wir auch jene allgemeine Ideen in andern übereinstimmenden Formen vereinigen, als z. B. in diesen: aus frühem Schlummer weckt mich der Kummer; das Morgenroth bringt neue Noth; mich quält schon früh der Sorgen Müh; zu neuen Plagen seh ich es tagen; oder auch mit einem Bilde: Aurora's Rosenmund thut neue Sorgen kund; seht! Phöbus Sonnenwagen bringt wieder Stoff zum Klagen u. s. w.

Hieraus erhellet, daß sich die verschiedenen Ideen, die in Morgen und Sorgen liegen, noch auf mancherlei Weise in einen Gleichklang bringen lassen, und daß der Dichter, ohne an gewisse Reimwörter gebunden zu seyn, nach Beschaffenheit seiner Vorstellungen sich Formen wählen, und sich für seine verschiedenen Ideen den Gleichklang selbst schaffen kann. Je mehr man nun in diesen dargestellten Formen die unverletzte Selbstständigkeit der ursprünglichen Ideen wahrnimmt, desto größer ist das Vergnügen am Reim. Man darf die Herr-

ſchaft der Seele darin nicht verkennen, ſondern muß überzeugt werden, daß ihr die ſinnlichen Formen als Mittel zu Gebote ſtehen. So wie die verſchiedenſten Ideen ſchon dadurch, daß ſie ſchnell in einem und demſelben Kraftpunkte gedacht werden, mit einander in Verbindung treten, ſo werden ſie mit noch gröſſerm Erfolge bei der Aeußerung von den Sinnen in gleichen Formen aufgefaßt, ihr urſprüngliches Beiſammenſeyn, das nun durch Annahme einer äußern Geſtalt geſtöhrt iſt, wird durch die einerlei Form, die ſie bekommen, gewiſſermaßen wieder hergeſtellt, die concentriſche Kraft, die von einem Punkte ausging, und ſich durch ſinnliche Ausdehnung ſchwächte, wird durch den Gleichklang wieder in einen Punkt zurückgeführt. Der Reim überredet uns von der natürlichen Verwandſchaft der verſchiedenſten Ideen, die ſie urſprünglich, da ſie (z. B. als Urſach und Wirkung) in Verbindung gedacht wurden, in der menſchlichen Seele hatten. Bevor wir indeß das Vergnügen, das die Seele beim Reim empfindet, genauer erwägen, faſſen wir die

Resultate der bisherigen Betrachtung in folgenden kurzen Sätzen zusammen:

1) Die äußere Entstehung des Reims geht von den Vorstellungen aus,

2) diese sind anfangs dunkel und unbestimmt, und daher

3) verschiedener Richtungen, und also auch

4) verschiedener Formen fähig;

5) die menschliche Seele bedient sich dieser Formen mit Freiheit und Selbstständigkeit;

6) Gleich bei der nähern Bestimmung der Vorstellungen pflegt sie Idee und Form für einander anzupassen; daher

7) beides als gleichzeitig mit einander vereinigt (gleichsam mit einander aufgewachsen), und nach geschehener Aeußerung

8) in der innigsten Verbindung als eins und unzertrennt gedacht werden muß. Hieraus folgt denn endlich der wichtige Satz:

9) Der Reim ist in einem Gedichte nicht bloß als ein lee-

ter Klang, als eine bloße Empfindung des Ohrs, sondern auch zugleich als der Ausdruck einer Vorstellung selbst anzusehen, so wie dies bei jedem Worte der Fall ist, das ohne Klang kein Wort seyn würde.

Um nun zu beweisen, daß der Reim nicht von einem bloß willkührlichen Einfall ohne reellen Grund und Zweck entstanden seyn könne, ist es wichtig und nöthig,

Vom Vergnügen der menschlichen Seele am Reim

ausführlich zu handeln, und zu zeigen, daß es solches Vergnügen nicht nur gebe, sondern daß dieses auch der Natur der menschlichen Seele als seiner Quelle auf eine entsprechende Weise angemessen sei.

Am ersten wird man hoffentlich eingestehen, daß der Reim, wenn er keine bloße Spielerei seyn soll, als ein Erzeugniß anerkannt werden müsse, woran die Seele unmittelbaren und wesentlichen Antheil hat.

Das Vergnügen kann als eine Veränderung, die im Gemüthe vorgeht, nur in demselben seinen letzten Grund haben. Wenn also der Reim Vergnügen gewährt, so muß irgend etwas in der menschlichen Seele vorhanden seyn, was das Vergnügen veranlaßt oder vielmehr uns dessen fähig macht; und da der Reim kein Produkt der äußern Natur, sondern ein Werk des Menschen ist, so kann das Vergnügen oder Wohlgefallen am Reim nicht bloß in einer leidenden Veränderung der Seele sich begründen, sondern muß von der Thätigkeit der Seele selbst herrühren. Wer sich, auch ohne je selbst ein Reimgedicht zu verfertigen, durch den Reim bloß vergnügen läßt, verhält sich doch hierbei nicht bloß leidend, sondern betrachtet, indem er in dem Reime die Thätigkeit des Verstandes wahrnimmt, diese als die Thätigkeit seines eigenen Verstandes. — Hätte die Seele am Reime gar keinen thätigen Antheil, so wäre der Reim weiter nichts, als zwei gleiche Töne aus zwei und zwar einerlei Instrumenten, die bloß das Gefühl des Ohrs rühren, und weiter keine Thätigkeit

des

des Verſtandes veranlaſſen, es müßte denn die ſeyn, daß der Verſtand die Töne gleich findet, welche äußerſt geringe Thätigkeit — aber wohl kaum ein Vergnügen der Seele genannt werden kann.

Daß der Reim wirklich Wohlgefallen erweckt, läßt ſich ſchon aus der Erfahrung folgern. Denn wozu würden ſich die Dichter die Mühe geben, ihre Empfindungen in Reime zu ſchmiegen, wenn ſie nicht ihre Abſicht, das Geſagte eindrücklicher und überredender zu machen, dadurch zu erreichen dächten. Wenn aber das, was am Reim gefällt, der bloße Klang ſeyn ſollte, ſo ließe ſich nicht einſehen, wie in zwei gleichen Tönen, ohne alle weitere Rückſicht betrachtet, etwas Angenehmes und Gefälliges für das Ohr liegen könnte. Wir haſſen ja ein für allemal das Monotoniſche, wie ſollten wir es denn in der Dichtkunſt dulden? So wie das ganze Weſen des Menſchen Abwechſelung fordert, ſo verlangen dieſe beſonders ſeine äußern Sinne. Das Auge will verſchiedene Farben ſehen, das Ohr verſchiedene Töne hören. Und durch die Verſchie-

denheit dieſer wird auch erſt Muſik möglich, bei der aber ebenfalls nicht bloß das Ohr, ſondern auch der Verſtand Antheil an dem Vergnügen hat, das für den Menſchen daraus entſpringt.

Jede Wiederholung eines Eindrucks, geſchehe dieſer, auf welchen Sinn er wolle, kann nur zur Verſtärkung, aber nichts zu ſeiner Anmuth beitragen. Wiſſen wir aber dieſe Wiederholung immer ſchon im voraus, und ſind wir deſſen ſchon gewohnt, ſo wird ſie den Eindruck nicht nur nicht verſtärken, ſondern ihn durch den Zwang, ihn noch einmal erwarten zu müſſen, ſchwächen, und bei gleichmäßiger Fortſetzung dieſes Verfahrens den Sinnen immer läſtiger und unausſtehlicher werden. Wie ſehr wird das Ohr nicht beleidigt, wenn in ungebundener Rede ſich zufälligerweiſe zwei Sätze mit gleichem oder auch nur ähnlichem Klange endigen? Schon dies bringt uns auf die Frage, warum dies nicht in Gedichten der Fall ſey; und wenn man darauf antwortet, weil dies hier abſichtlich geſchehe, ſo forſchen wir näher nach dieſer Abſicht, und kommen ſo un-

vermerkt auf die Wahrnehmung, daß der Dichter im Reimgedichte darauf ausgeht, verschiedene Ideen unter gleichen Klang zu bringen, und daß das Vergnügen am Reim nicht bloß in dem Gefühle des Ohrs, sondern hauptsächlich und eigentlich in der Seele zu suchen ist.

Wie? Ist denn der Seele ein Reimvergnügen angebohren? — So spezielle und bestimmte Anlagen hat die menschliche Seele nicht. Es fragt sich also, ob es nicht überhaupt eine Eigenschaft des mit Sinnlichkeit begabten Geistes sey, daß er geistig Verschiedenes gern sinnlich vereint erblickt. Und in der That treffen wir diese Quelle des Wohlgefälligen sowohl in dem Gebiete der äußern Natur als in den Werken menschlicher Erfindung an; hier aber mögen uns einige Beispiele davon genügen.

Ideenverschiedenheit und sinnliche Einheit — wo finden wir diese als einen Gegenstand des Vergnügens? — Vielleicht überhaupt schon in Formen und Gestalten, die uns nicht nur verstatten, sie uns bald so, bald anders vorzustellen, sondern die

uns auch veranlassen, und uns oft gewissermaßen zwingen, bei einer und derselben sinnlichen Anschauung uns in derselben Verschiedenes (Abweichendes) zu denken. Mögten nicht selbst schon mathematische Figuren, die wir uns verschieden vorstellen müssen, je nachdem wir zwei verschiedene Sätze (also Ideen) darin erblicken, eben durch diese Vereinigung des geistig Verschiedenen in sinnliche Einheit auf den Geist, der beides vereint anschaut, einen angenehmen und wohlgefälligen Eindruck machen?

Wollen wir hier gewisse willkührliche, spielende Einfälle unserer Aufmerksamkeit würdigen, so können uns auch vielleicht mancherlei Schriftzüge zum Beispiele dienen, die in einer und eben derselben Form, je nachdem man sie mit der Vorstellung faßt, zweierlei bedeuten. Solche Zeichen und Züge entgehen immer mehr dem Vorwurfe der spielenden Tändelei, je nachdem sie treffend und zwanglos Verschiedenes von Wichtigkeit bezeichnen. So betrachtet man auf einer in dem Todesjahre Friedrichs des Zweiten zu Berlin geschlagenen Münze das Ge-

präge 17A86 mit Vergnügen, weil man hierin nicht nur die Jahrszahl 1786 und den Münzort Berlin, sondern auch den 17ten August 86 als den Sterbetag des gro-ßen Friedrichs erblickt.

Das, was wir in so kleinen und ge-ringfügigen Formen und Zeichen wahrneh-men, wobei weder Mittel noch Zweck auf etwas Großes Anspruch macht, das finden wir auch hin und wieder in allen Künsten verbreitet und absichtlich angewandt. Bild-hauerkunst und Mahlerei liefern hier gewiß beweisende Beispiele. Was drückt nicht oft eine Stellung, eine Miene aus! Furcht und Freude, Zorn und Liebe, Stolz und Bescheidenheit liegt oft in einem Blicke. Und werden wir bei einem Kunst-werke der Art nicht gern verweilen, wenn wir in den dargestellten Characterzügen das Bild der Seele mit ihren verschiedenen Nei-gungen anschaun? Werden wir nicht ein Gemählde mit Vergnügen betrachten, worin wir — wie man es nennt — viel Aus-druck, eine viel sagende Gebehrdensprache, mehrere hervorleuchtende Gefühle vereint

antreffen? Was macht wohl überhaupt eine Physiognomie interessant? Ist es nicht die Zusammenstimmung mehrerer widersprechend scheinenden Neigungen, die aus einem Antlitze hervorgehn? Wird wohl der lebhafte Ausdruck einer einzigen Leidenschaft oder Temperamentsneigung, bloß Zorn oder Neid oder Stolz allein einem Gesichte besonderes Interesse geben? Wo der menschliche Geist nichts zu entziffern, zu übersehen, zu vergleichen, Eins in Verschiedenes aufzulösen, und wiederum Verschiedenes in Eins zusammen zu tragen, und Theile als ein Ganzes zu betrachten findet, da ist für ihn keine Veranlassung zu einer Regung oder Thätigkeit, und also kein Vergnügen, vielmehr bewirkt hier ein flaches und einförmiges Wesen Gleichgültigkeit und Langeweile.

Ferner werden wir die Vereinigung verschiedener Ideen oder Vorstellungen zu sinnlicher Einheit in allen symbolischen und allegorischen Darstellungen gewahr, die ohne jene gar nicht einmal gedenkbar seyn würden. Man will zwar durch ein Sinnbild

nur einen abſtracten Begriff bezeichnen, im Grunde aber vereinigen ſich hier doch zwei Vorſtellungen, indem das Zeichen nicht erſt willkührlich erfunden und für ſich bedeutungsleer iſt, ſondern hiermit ſchon eine Vorſtellung verknüpft werden muß, mit der man die andere allgemeinere nach der gemeinſchaftlichen Aehnlichkeit vergleicht. — Bei einem abgebildeten Löwen denken wir uns zuerſt dieſes Thier ſelbſt mit gewiſſen Eigenſchaften, ſodann ſtellen wir in Gedanken ihm die Vorſtellung von der Großmuth gegenüber, finden in beiden etwas Aehnliches, und ſehen nun den Löwen als das Bild der Großmuth an. — Soll der Hahn uns die Wachſamkeit verſinnlichen, ſo müſſen wir uns zuvor ſeiner ſelbſt, und beſonders der Eigenſchaft, den anbrechenden Tag zu verkündigen, deutlich bewußt ſeyn, ehe wir den Begriff von Wachſamkeit überhaupt in ihn hinübertragen, und in ihm und mit ihm in der Vorſtellung vereint denken können. — Soll eine Perſon mit der Wage uns für das Bild der Gerechtigkeit gelten, ſo müſſen wir das Abwägen und

das Rechtsprechen als zwei ganz verschiedene Handlungen und Vorstellungen mit einander vergleichen, und das Aehnliche von beiden in einer sinnlichen Darstellung vereint anschauen. — Der Sturm kann nicht anders in einer Allegorie die Leidenschaft bezeichnen, als wenn er zuerst selbst mit seinen Eigenheiten und Wirkungen, mit seiner Heftigkeit, verheerenden Gewalt u. s. w. gedacht, und sodann die Macht und Aeußerung der Leidenschaft damit verglichen, und ihm ähnlich befunden wird.

Daß die Seele dies augenblickliche Geschäft gern unternimmt, sagt uns Gefühl und Erfahrung. Nach den angeführten Beispielen gewährt es ihr also großes Vergnügen, wahrzunehmen, wie in einem sinnlichen Gegenstande zwei verschiedene Vorstellungen zusammentreffen. So wie sie nun durch Gegenstände von außen unwillkührlich daran erinnert wird, so ist sie auch bemüht, die Veranlassung zu diesem Vergnügen vermöge ihrer Einbildungskraft aufzusuchen, und bald das sinnlich Getrennte zu einer (unsinnlichen) Anschauung zu vereinigen,

bald das in einem ſinnlichen Gegenſtande Vereinte in der Vorſtellung zu trennen. — Der Witz — worin beſteht er? Hat er es nicht mit der Vereinigung zweier Verſchiedenheiten zu thun? — Und das Lächerliche — was iſt es anders, als das Zuſammentreffen zweier contraſtirenden Wahrnehmungen in einem Gegenſtande? — Iſt es zu leugnen, daß ſelbſt geſchickte und feine Wortſpiele uns, indem ſie das Ohr ergötzen, zugleich auch eine angenehme Unterhaltung gewähren, und uns gleichſam in eine ſelbſtgefällige Verwunderung verſetzen? — Und wollten wir auch alle eigentlichen Wortſpiele verwerfen, ſo finden wir doch einen Ausdruck zu unſerm Vergnügen gut gewählt, der die Kraft zwei verſchiedener Vorſtellungen zweckmäßig in ſich vereinigt, und uns gleichſam zweimal mit einem Schlage trift. Wenn uns ein Wort oder eine Redensart in einem gewiſſen Zuſammenhange vorzüglich wohlgefällt, ſo werden wir oft bei aufmerkſamer Unterſuchung entdecken, daß gerade die ſinnlich vereinte Ideenverſchiedenheit die Urſach davon iſt.

Wird nicht auch oft die Stelle einer Rede dadurch schön, daß sich in ihr zwei verschiedene Gedanken begegnen?

Da es nun also gar keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Seele ihrer aus Geist und Sinnlichkeit bestehenden Natur, und einer angebohrnen Neigung gemäß ein nicht geringes Vergnügen daraus schöpft, in einem Gegenstande zwei Vorstellungen wahrzunehmen, so ist es auch wohl nicht zu verwundern, daß sie es der Mühe werth hält, für zwei Vorstellungen einen sinnlichen Gegenstand, worin jene vereinbar sind, gefliſſentlich aufzufinden, und etwas geistig Verschiedenes in sinnliche Einheit zu bringen; und es kann ihr daher auch wohl so unnatürlich nicht sein, zwei (gewöhnlich) gleich weit getrennte Ruhepuncte in der Ideenfolge (die Schlußwörter zweier Verse) dadurch auszuzeichnen, daß sie zwei verschiedene Ideen in einen Körper vereinigt, sie beide mit einem Kleide umgiebt, beide durch den Einklang verschwistert. *)

*) Velthusen will sogar neuerdings in seinen Bruchstücken zum Ideal einer

Hier entstehen aber noch mancherlei Fragen und Einwürfe, als z. B., warum in der Dichtkunst jene Ideenvereinigung grade am Schlusse einer Sylbenreihe angebracht werde, ferner, warum auch der Reim gültig sei, der nicht auf die Idee des Worts falle u. s. w. Um diesen und ähnlichen Einwürfen zu begegnen, scheint es nöthig, hier

Vom Accent

besonders und ausführlich zu handeln.

Wir gehn zur Erforschung seines Ursprungs am füglichsten von der Natur der menschlichen Seele aus, und bemerken, daß

philosophischen Harmonik alle Wissenschaften auf Harmonie begründen, indem er sagt: „das Ideal der Harmonik ist das Ideal einer Wissenschaft, die einzig auf dem Begriffe Harmonie beruhen, und jeder andern Wissenschaft zur Grundlage dienen müßte. — Das Harmoniegefühl, d. h. das Gefühl von der Anmuth des Einklanges im Mannichfaltigen, in welchem (Gefühle) sich die Bemerkung der Aehnlichkeiten und der Verschiedenheiten vereinigt, ist die einfachste Kraftanwendung der Seele, und die Vernunft ist die Fähigkeit, Harmonie zu fühlen (zu erkennen) und in Harmonie zu bringen."

sie, je mehr und je offenbarer sie sich äußern will, um so mehr sich ausdehnen, und das, was in ihr vorgeht, vereinzeln muß. Wir wissen zwar, daß sie selbst schon der Bedingung der Zeit unterworfen ist, daß ihre Thätigkeit in fortgehender Veränderung besteht, und daß sie sich nur eins nach dem andern denken kann; allein dabei besitzt sie doch auch das Vermögen, zu abstrahiren und Begriffe zu bilden, wodurch sie einzelne und erst nach einander gedachte Vorstellungen in einem und demselben Augenblicke zusammenfassen, und als Eins, mit dem Bewußtseyn der einzelnen Theile, betrachten kann. Auch vermag sie selbst Begriffe wieder zu vereinigen, so daß sie endlich sogar den gänzlichen Vorrath von Vorstellungen und Empfindungen in dem einen Ich concentrirt. Es ist auch natürlich, daß verschiedene Vorstellungen, sobald sie wirklich das Eigenthum eines Menschen seyn sollen, auch einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunct haben müssen. Je mehr nun das Denken auf das letzte Bewußtseyn zurückgeht, je mehr hat die Seele es mit der Ver-

einigung des Gedachten zu thun; je mehr aber das Denken auf das Vorgestellte selbst, auf die Gegenstände der Vorstellung, und also außenhin sich bezieht, desto mehr ist die Ausdehnung und Vereinzelung des Gedachten der Zweck der Geistesbeschäftigung. Letzteres geschiehet nun in einem noch weit höhern Grade, wenn die Seele das Gedachte den äußern Sinnen mittheilen will, weil sie hier außer dem Bedürfnisse der Zeit auch der Bedingung des Orts unterworfen ist, und z. B. bei blosen Tönen sich schon verschiedener Verhältnisse der Sprachorgane bedienen muß.

Da nun aber offenbar die menschliche Seele bei jeder Aeußerung will, daß das Gedachte oder Empfundene eben so, mit eben der Stärke und Einheit gedacht und empfunden werde, mit welcher sie es in der Vorstellung trug, so muß sie es ungern sehen, daß das Geäußerte eine größere Ausdehnung erhält, als es in der Vorstellung hatte, wodurch es nicht nur von seiner Kraft, sondern auch von seiner Eigenthümlichkeit bald mehr, bald weniger verliert:

es muß also der Seele bei einer Aeußerung sehr viel daran gelegen seyn, wo möglich das Zerstreute wieder auf gewisse Puncte zu zu einer besondern Kraft des Eindrucks zu vereinigen, und in der Zusammenfügung von Worten, woran sie nun einmal gebunden ist, gewisse Hauptschläge hier vorzubereiten, und dort auszuführen. Auf diese Weise entsteht der Accent. — Gern mögte die Seele einen Gedanken mit eben der Einheit, als sie ihn denkt, auch ausdrücken; da dies aber nur theilweise durch die Bezeichnung der darin enthaltenen einzelnen Vorstellungen geschehen kann, die wieder äußerlich nach vernünftigen Gründen von der Hauptsache bis auf ihre nähern Bestimmungen in einer gewissen Ordnung verbunden werden, so muß nothwendig in dieser Reihe von Wörtern ein gewisser Nachdruck dahin fallen, wo der Haupttheil des Satzes oder das eigentlich Gemeinte steht, um dadurch theils die Reihe von Wörtern zu einem Gedanken zu vereinigen, theils den gemeinten Gedanken selbst aus den einzelnen Vorstellungen, die zu seiner Ergänzung gehören,

herauszuheben, und auf diese Weise sowohl Kraft als Deutlichkeit des Ausdrucks hervorzubringen.

Da nun die Dichtkunst ihrer Form nach auf das Ohr wirken soll, so bedient sie sich der Gewohnheit, den Accent durch einen höhern, stärkern und länger verweilenden Ton der Stimme auszudrücken. Daß nun die Accente selbst wieder einen verschiedenen Grad der Wichtigkeit haben können und haben müssen, ist eben so offenbar, als in einem Satze die verschiedene Bedeutsamkeit der Wörter und ihrer Beziehung auf den Gedanken selbst nicht zu leugnen ist. Hier mögte es am zweckmäßigsten seyn, von dem einfachen Accente auszugehn, und zu zeigen, wann dieser zuerst eintritt.

Weil die spätern Abendländer den Aufenthalt der Zunge, d. h. die natürliche Länge einer Sylbe, im Ganzen genommen nicht achten, so nehmen wir hier auf diese Veranlassung, mit der Stimme zu verweilen, keine Rücksicht, und betrachten hier bloß den eigentlichen Accent, der mit einem höhern Tone ausgesprochen wird, und den

offenbar die Seele selbst bei ihrer Aeußerung anordnet. — Jede einfache Idee oder Vorstellung braucht zu ihrer Versinnlichung durch die Sprache im Allgemeinen nur einen Laut und also auch nur eine Sylbe. Die Einheit der Vorstellung selbst erfordert dies schon. Es ist auch wohl nicht zu bezweifeln, daß der Naturmensch seine Empfindung im Drange, sich auszudrücken, gern in einem einfachen, abgerissenen, aber nachdrucksvollen Laute, wie mit einem Schlage, plötzlich und lebhaft äußert. Ein gewisser Druck, womit er seinen Laut herausstößt, giebt diesem schon ein Gewicht, ohne daß ein eigentlicher Accent nöthig, oder auch nur möglich wäre. Bald treten nun aber für ihn mancherlei Veranlassungen ein, sich nicht immer mit einem Laute zu begnügen. So muß er, wenn er durch die Nachbildung eines Schalls einen Gegenstand bezeichnet, z. B. bei dem abwechselnden Hall des Donners oder dem Geschrei eines Vogels, wie des Kuckucks, Kibitz u. s. w., mehrere Laute gebrauchen. — Ohne noch zu erwägen, daß die angehängte Bestimmung eines

Worts

Worts daſſelbe verlängert, iſt eine zweite Veranlaſſung eines mehrſylbigen Worts, die bei rohen Menſchen bald eintritt, die Beſorgniß des Redenden, nicht gleich verſtanden zu werden. Eine Sylbe iſt ihm bald nicht mehr genug, er ſtrebt, länger laut zu ſeyn und mehr Geräuſch zu machen, damit ſeine Aeußerung nicht überhört oder achtlos aufgenommen werde. Dieſe Verlängerung der Wörter mögte wohl bei einem rohen Menſchen eher zu- als abnehmen; hat aber eine Nation erſt einen gewiſſen Grad von Bildung erlangt, ſo findet ſie vielſylbige Wörter bald läſtig und beſchwerlich, und bemüht ſich, ſolche wieder zu verkürzen.

Iſt nun ein Wort erſt zwei- oder mehrſylbig, ſo wählt die Idee, die darin liegt, vermöge ihrer Einheit, mit der ſie gedacht wird, in einer Sylbe ihren beſtimmten Sitz; dieſe Sylbe wird dann durch die Stimme gehoben, und der übrige Theil des Worts tiefer, ſchneller und nachläßiger ausgeſprochen, z. B. in bekriegen, wo die Idee (Krieg) durch den Accent beſonders

angedeutet wird. Dabei bedarf es nun auch wohl keines eigentlichen Beweises, daß der Accent eine unmittelbare Wirkung der Seele sei, daß er von dem Willen der Denkkraft herrühre, und es mit Ideen zu thun habe. Da nun aber, wie weiterhin noch besonders zu erwägen ist, der Reim immer den Accent hat, so ist dies ein neuer Beweis oder ein Kennzeichen, daß der Reim sich auf die Idee bezieht, indem er z. B. in fallen und hallen grade auf der Sylbe liegt (Fall, Hall), wo die Idee ihren Sitz hat. Käme diese Eigenheit dem Reime in allen Wörtern und in allen Sprachen zu, so wäre der Beweis für seine Verwandschaft mit der Seele klar, vollständig und unwidersprechlich. Allein hier tritt uns ein wichtiges Hinderniß in den Weg, welches darin besteht, daß wir den Reim auch da finden, wo nicht die Idee des Worts vorhanden ist, z. B. in Heiligkeit und Zufriedenheit (keit, heit). Bei aufmerksamer Betrachtung solcher drei- oder mehrsylbigen Wörter ist indeß nicht zu leugnen, daß diese auch in der letzten Sylbe,

die den zweiten Accent hat, eine nicht unwichtige Bedeutung enthalten, indem sie z. B. in Heiligkeit und Zufriedenheit durch keit und heit die Eigenschaft des Heilig- und Zufriedenseyns ausdrücken, so daß also diese Sylben weder an und für sich bedeutungsleer, noch ohne die Hauptidee gedenkbar sind. Wenn daher auch der Reim auf minder wichtige Sylben fällt, so kann man doch nicht eigentlich sagen, daß er hier aufhöre, die Idee des Worts anzugehen, sie mit in sich zu begreifen, oder sich auf sie zu beziehen; denn auch bei keit und heit muß die Idee des Worts heilig und zufrieden mit gedacht werden. Indeß wird man doch in deutschen Gedichten bemerken, daß solche Reimwörter einen schwachen Eindruck machen, und bei öfterer Wiederkehr den Reim selbst verleiden. Je kürzer und gedrängter die Wörter sind, desto besser passen sie für den Reim, desto kräftiger wirken sie am Ende eines Verses. Triumphgepränge, Wonnegesang und dergl. Wörter gehören aber nicht hie-

her, weil sie für die Ideenfolge eigentlich zwei Wörter enthalten.

Was demnach die deutsche Sprache betrifft, so wäre der Reim in Absicht seiner Verbindung mit der Idee vollkommen gerechtfertigt. Allein das, was er in der italienischen, französischen und einigen andern Sprachen sich gefallen lassen muß, erregt dagegen einigen Verdacht, indem der Reim hier zum Theil so wenig auf die Ideensylbe fällt, daß er sich vielmehr oft weit davon entfernt. Hier läßt sich hoffentlich die Sache so erklären:

1) Sind überhaupt die Wörter in einer Sprache vielsylbig, so müßte die Seele Langeweile dabei empfinden, wenn sie in der Aussprache nur einen Accent legen, sich nur durch einen Accent äußern (nur einmal imponiren) wollte, und es würde dies auch für die Aussprache einen lästigen Zwang verursachen. Wir bemerken, daß gewöhnlich schon vier accentlose Sylben hinter einander durch eine unbequeme Pause uns mißbehagen. Die Seele, die das Bedürfniß und den Drang fühlt, sich öfters durch

einen höhern Ton der Stimme eindrücklich zu machen, trägt daher kein Bedenken, in einer Reihe von Sylben nach einem gewissen Zeitmaaße den Accent zu wiederholen, und öfters den Ton der Stimme zu erheben. Nun ist dabei aber gar nicht zu zweifeln, daß sie durch einen zweiten oder dritten (Neben) Accent nicht auch noch die Idee des Worts selbst berühren, anfrischen oder wieder in Anregung und Erinnerung bringen sollte. Wir müssen annehmen, daß sie nicht umsonst den Ton der Stimme verstärkt, erhebt, und nachdrucksvoll verlängert. Erblicken wir aber in einem zweiten Accente gleichsam die Wiederkehr der Seele, so tritt auch hier der Reim mit dem Geiste der Rede in Verwandschaft und Verbindung.

2) Bei vielen fremden Sprachen können wir noch ins besondere diese Betrachtung anstellen. Jedes Wort hat, so wie es ursprünglich zur Aeußerung einer bestimmten Vorstellung entsteht, seinen natürlichen Accent, der unter mehrern Sylben auf die bedeutsamste fällt, wo sich

die Idee ſelbſt offenbart. So lange ſich nun ein Volk deſſen bewußt iſt, beobachtet es dieſen Accent, und wird von einem innern Gefühle ſelbſt dazu vermogt. Nun kann es aber leicht kommen, daß entweder durch die Länge der Zeit, in welcher das Wort in der Ausſprache Veränderung leidet, oder durch andere wichtige Umſtände die Kenntniß von den Sylben, welche eigentlich die Idee ausdrücken, verloren geht, ſo daß man endlich nicht mehr weiß, welche Sylbe den Sinn des Worts enthalte. Hierzu kann z. B. ſchon die allmählige und häufige Veränderung der Bedeutung eines Worts Veranlaſſung geben; denn kennt man erſt die urſprüngliche Bedeutung nicht mehr, ſo hört man auch auf zu fühlen, daß auf dieſer und keiner andern Sylbe der Accent liegen müſſe. — Ferner erlaubt ſich ein Volk, wenn es auch die Schwierigkeit der Ausſprache bei Legung des urſprünglichen Accents nicht ſcheut, doch bisweilen hierin eine willkührliche Abänderung, und giebt dabei der Bequemlichkeit der Zunge nach, ſo daß es den Accent falſch legt, weil das Wort ſo

leichter auszusprechen ist, wie z. B. im deutschen Worte lebendig. Hiermit wird aber auch für die Aussprache und für das Gehör die Idee des Worts in eine andere Sylbe übergetragen, und die Kraft der bedeutsamen Sylbe vergessen, so daß man hernach annimmt, die Idee sei da, wohin man den Accent legt, und der Accent gehöre wirklich dahin. — Ein vorzüglicher Umstand aber, wodurch fast in allen Fällen die Kenntniß der bedeutsamen Sylben verloren geht, ist die Einwanderung fremder Völker, welche die Sprache der Inländer nachzusprechen suchen, und dies gewöhnlich nach ihrer eigenen Mundart thun, so daß durch diese Fremdlinge, die ohnehin nicht wissen, noch vielweniger fühlen, welche Sylbe die eigentliche Bedeutung habe, und die die Wörter nur mechanisch nachsprechen, der ursprüngliche Accent, je nachdem er sich ihrer Mundart mehr oder weniger anpaßt, verwischt, die natürliche Gewohnheit der Legung des Accents entkräftet, und alles, was man vorher als Regel oder Richtschnur darüber allgemein

anerkannte, in völlige Unordnung gebracht wird. Ist nun die Menge der Eingewanderten der Zahl der Eingebornen überlegen, werden diese von jenen beherrscht, und nehmen diese in der Bevölkerung ab, indem jene zunehmen, so ist eine solche Umänderung der Sprache, die wenigstens in der Aussprache und in der Accentuirung abweicht, unvermeidlich. Es mag indeß das neue Volk nun den Accent legen wie es will, so läßt es sich doch nicht anders denken, als daß es in die Sylbe, die es mit einem höhern Ton der Stimme ausspricht, auch die Idee des Worts überträgt, indem es da am ersten verstanden seyn will, wo es sich eine größere Anstrengung der Stimme kosten läßt. Kommen nun auch in der Folge Sprachforscher, welche die ursprüngliche Bedeutung der Wörter aufsuchen, die bedeutsamen Sylben kennen lernen und dann bekannt machen, so können sie doch durch alle Demonstrationen den Sprachgebrauch, der nun einmal allgemein und unumschränkt herrscht, nicht zu seiner ursprünglichen Richtigkeit zurückführen, und durch allen Unter-

richt das Gefühl von dem wahren Sitze der Idee in einem Worte nicht zu der Lebhaftigkeit erheben, daß es auf die Aussprache Einfluß hätte. — So wird also unter einem Volke der natürliche Accent verdrängt, indem der Accent des Sprachgebrauchs an seine Stelle tritt. Da nun aber auch dieser die Absicht und den Endzweck mit jenem gemein hat, die Vorstellung, die im Worte liegt, auf eine Sylbe zu concentriren und dadurch eindrücklich zu machen, so bleibt auch hier der Reim, der ohne Accent nicht statt haben kann, die Vereinigung zweier Ideen zu einem Gleichklange, woran die Seele vermöge ihrer allgemeinen Neigung, geistige Verschiedenheit in sinnliche Einheit zu bringen, ein gewisses Vergnügen findet. — Diese Betrachtung vom Verluste des natürlichen Accents läßt sich nun z. B. auf die französische und italienische Sprache anwenden. Da beide aus der lateinischen Sprache entsprangen, die ohnehin in dem Rythmus der Verse nicht den Accent, sondern die Länge und Kürze der Sylben als herrschend gelten ließ, so konnte es leicht ge-

ſchehen, daß man, ſo wie man anfing, die Sylben im Verſe nur durch Höhe und Tiefe der Stimme auszuzeichnen, den Wörtern bei mancherlei eintretenden Veranlaſſungen, Völkerwanderungen z. B., nach einem fehlerhaften Sprachgebrauche einen unrichtigen Accent gab. Daher werden denn nun die bedeutſamen Sylben in jenen Sprachen bei mehrſylbigen Wörtern oft als bedeutungslos übergangen, und es erhalten die Wörter durch den Accent ein neues Gepräge, ſo daß z. B. in aimé, geliebt, der Begriff lieben durch den Accent nicht berührt, und eben ſo auch patria in patrie, timïde in timide, habïle in habile, und im Italieniſchen salvator in salvatore, improbe in improbamente u. ſ. w. verwandelt wird.

Daß nun in mehrſylbigen Wörtern, wo die letzte Sylbe einen unverdienten Nachdruck empfängt, der Reim nicht bloß auf die bezeichnete Sylbe ſelbſt, ſondern vermittelſt des natürlichen Zuſammenhangs der Sylben auf die Idee des Worts, wenn ſie auch im Anfange deſſelben liegt, Bezug hat,

kann man mit einer allgemeinen Behauptung verbinden, und durch die Richtigkeit dieser erläutern und beweisen, indem man sich nämlich bei aufmerksamer Beobachtung seines innern Gefühls überzeugt, daß überhaupt der Reim sich nicht bloß auf seine bedeutsame Sylbe bezieht, sondern auch vermöge des Zusammenhangs der Worte mit der Idee des ganzen Satzes, dessen Schluß er ausmacht, in Verbindung tritt. Wenn wir z. B. bei dem Sinngedichte

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, da sie es kaufte, war.

genau auf uns selbst merken, so sagt unser eigenes Gefühl, daß der Reim Haar und war nicht bloß auf diese Wörter, sondern auf die Idee des Ganzen sich beziehe, indem bei dem ersten Verse: sie schwärz' ihr Haar, und bei dem zweiten: es war schon schwarz — jeder von diesen Gedanken uns als Eins vorschwebt. Die Seele begnügt sich nicht damit, die Wörter und deren Bedeutung einzeln und abgesondert auf-

zufangen, sondern sie vereinigt sie gleich in der Vorstellung zu einer Idee, denkt sich das Geäußerte so, als es ursprünglich gedacht wurde, und stellt das Ganze, das es vor der Aeußerung ausmachte, wieder her. Bei der regen Empfänglichkeit, womit sie sich zu ihrem eigenen Vortheil dem Eindrucke des Ganzen überläßt, schaut sie nicht die einzelnen Wörter sie — schwärz' — ihr — Haar — von einander abgerissen an, sondern sie ist sich in der Vorstellung dieser Trennung des Gedachten (durch einzelne Worter) nicht einmal mehr deutlich bewußt, in ihr fließt alles zusammen, denn nur die Beschränkung der Sinnlichkeit macht die Sonderung durch Worte nöthig. Bei den Ausdrücken ihr — Haar denkt oder sieht vielmehr die Seele in der Vorstellung nur Eins, nämlich das Haar der Galathee selbst, bei den Wörtern schwärz' ihr Haar, erblickt sie in völliger Einheit der Zeit die Galathee in der Handlung des Haarschwärzens selbst, und so steht in demselben Augenblicke die Galathee, ihr Haar, und wie sie solches schwärzt, als Eins vor ihr. Da

nun jeder Nachdruck dazu dient, die Aufmerksamkeit auf den dadurch ausgezeichneten Punkt zu ziehen, und das Gesagte hier gewissermaaßen zu concentriren, der Reim aber durch den gleichen Klang die Aufmerksamkeit auf seine Sylbe hinleitet, so läßt sich hier nicht verkennen, daß der Reim den Gedanken des Satzes zu sich nimmt, und, indem er nur eine Seite desselben bekleidet, und dadurch das Gesagte in einer bestimmten Richtung zeigt, mit einem Theile zugleich das Ganze unter einen gewissen Klang bringt, dem wieder eine andere Reihe von Vorstellungen unter gleichem Klange gegenüber tritt. So bekommen die verschiedenen Vorstellungen auf zwei Seiten zwei gemeinschaftliche Berührungspunkte, und mit Vergnügen nimmt die Seele wahr, daß das, was als etwas Verschiedenes, aber neben einander gedacht wurde, auch für die Sinne eine Gestalt gewinnen, und durch den Reim zur Wiedervereinigung zurückkehren kann. Diese äußere Aehnlichkeit, womit die entferntesten Vorstellungen sinnlich-vereint erscheinen, trägt viel dazu bei, den

Zuhörer von der natürlichen Verbindung dieſer Vorſtellungen, und damit zugleich von der Wahrheit des Satzes ſelbſt auf eine einſchmeichelnde Weiſe zu überreden.

Daß nun auf das Wort, auf welches der Reim fällt, auch beſondere Rückſicht genommen werden müſſe, leidet keinen Zweifel, weil die Seele durch den Gleichklang auf dieſen Theil des Satzes vorzüglich aufmerkſam gemacht iſt, und der Reim den Gedanken des Ganzen in einer gewiſſen Richtung oder von einer beſtimmten Seite zeigt, ſo daß die Vorſtellungskraft veranlaßt wird, das Geſagte grade mit dem vorgewandten Theile, grade in dieſer Geſtalt, in dieſer Form, in dieſer Bekleidung anzuſchaun. Man wird daher auch finden, daß gereimte Verſe um ſo beſſer, kräftiger und eindrücklicher klingen, je wichtiger für den Zuſammenhang, und je bedeutungsvoller die Wörter ſind, deren man ſich zum Reim bedient, und daß wenig ſagende und unſelbſtſtändige Wörter, als es und des (z. B. Ich höre es, und freu' mich des) mit geringem Erfolge und Nutzen gereimt werden. —

Wie viel aber im Ganzen genommen die Wahl der Reimwörter zur Eindrücklichkeit des Gesagten beitrage, sieht man vorzüglich in Sinngedichten, wo ohnehin oft Wortspiele als der Gebrauch von einerlei Formen zu verschiedenen Ideen ein nicht geringes Vergnügen gewähren; z. B. in dem Sinngedichte von Lessing

Auf den Lupan.

Des beißigen Lupans Befinden wollt ihr wissen?
Der beißige Lupan hat jüngst ins Grab gebissen.

Oder, um ein Beispiel anzuführen, wo die gewählten Reimwörter nicht nur für sich bedeutungsvoll sind, sondern selbst den größten Theil des vorgetragenen Gedankens ausmachen:

An einen Lügner:

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen;
Mich sollst du dennoch nicht betriegen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen;
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Sind die Schlußwörter der Verse sehr bedeutungsvoll, und liegt darauf das ganze Gewicht des Gedankens, so kann auch mit Erfolg, wie hier zum Theil der Fall ist, der Hauptaccent des Verses auf ihnen ruhen: besonders findet man dies bei Sinngedichten öfters. Am liebsten aber läßt man den Hauptaccent des Verses auf das vorletzte Glied fallen. Dies geschieht wahrscheinlich deshalb, weil die Endsylben, die ohnehin durch den Reim sich schon merkbarer machen, die Seele zu sehr verweilen würden, wenn sich zum Reime auch noch der Hauptaccent des ganzen Satzes gesellte. Verhütet man dies aber in solchen Versen nicht, deren Endsylben keine ganz vorzügliche Kraft und Wichtigkeit haben, so entsteht ein sehr matter und schleppender Rythmus. Unzweideutig fühlen wir dies z. B. in einem Gedichte, worin es heißt:

Als wir nun in dem Wagen
Nicht allzu sanfte lagen u. s. w.

Die Lehre vom Hauptaccente selbst, und wie man ihm durch Verkürzung oder

Verlän-

Verlängerung des Verses seinen Sitz anweisen könne, gehört nicht hieher. Begreiflich aber ist es, warum es der Bedeutsamkeit des Reims keineswegs schade, wenn ihm der Hauptaccent des Verses mangelt, indem er dadurch, daß dieser ihm kurz vorhergeht, nur noch eine nähere Beziehung auf den Gedanken des ganzen Satzes erhält. Recht sehr bemerkbar ist dies z. B. in den Versen:

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn u. s. w.

Der Wiesengrund
Ist schon so bunt u. s. w.

wo sich vorzüglich in dem ersten Verse grün an Thal, das den Hauptaccent des Verses hat, fühlbar anschließt. *) — Daß es aber wohlgethan sei, für den Reim bedeutungsvolle Wörter zu wählen, davon kann man sich bei einem guten Dichter schon

*) Moritz ist in Verlegenheit, wie er den Redeaccent mit dem Sylbenmaaße vereinigen solle; grade der Hauptaccent des Verses, der aus dem Rythmus sich immer von selbst ergiebt, bezeichnet ihm seinen Platz.

durch den Anblick überzeugen. Der Weiberfeind von Hölty z. B. kann hierzu nicht geringe Belege liefern. — Wie sehr der Reim die leichtere Fassung und einen bequemern Ueberblick des Gesagten bewirke, können wir an uns selbst erfahren, wenn wir uns erst ein reimfreies und dann ein gereimtes Gedicht vorlesen lassen. Und wäre es auch möglich, daß ein Gedanke mit einerlei Kühnheit und Kraft, mit denselben Bildern, mit demselben Schwung der Phantasie jetzt in einem reimfreien, und dann in einem gereimten Gedichte dargestellt und behandelt würde, so dürften wir doch bald gewahr werden, daß wir bei Anhörung eines reimfreien Gedichts mehr Anstrengung des Geistes, bei einem gereimten Gedichte aber eine weniger gespannte Aufmerksamkeit brauchen, und bei diesem zugleich eine gefälligere und angenehmere Rührung des Ohrs, als bei jenem, verspüren.

Wichtig scheint noch die Frage: warum der Reim am Ende des Verses seinen Platz einnehme, und warum er nur hier gehörige Wirkung thue. Hiervon

lassen sich zwei Gründe angeben. Man wird nämlich, besonders in der Rede eines Deutschen, bemerken:

1) Daß der Sprechende bey jedem Satze die Stimme vorzüglich auf dem Schlußworte ruhen läßt, bei dem Accente des letzten Wortes länger als bei den vorigen verweilt, und dem Schlusse des Satzes einen gewissen Nachdruck giebt. Da nun ein Vers seiner Natur und seiner ursprünglichen Bestimmung nach als ein Satz angesehen werden kann, so ist es kein neues Verfahren, wenn man grade die Schlußwörter durch den Reim auszeichnet. Ferner ist auch nicht zu leugnen,

2) daß die Verbindung und der Zusammenhang der Wörter, welche einen Satz oder einen Vers ausmachen, dem Schlußworte eine gewisse Wichtigkeit geben, weil von diesem der Augenblick abhängt, wo die Vorstellung das Ganze in Eins zusammenfassen kann, indem die Aufmerksamkeit bis zu Ende gespannt, getrennt und gleichsam vereinzelt blieb. Da nun das Letzte in jeder Sache immer den lebhaftesten Eindruck zu-

rückläßt, so hallen auch die Slußwörter, womit die einzelnen Vorstellungen zu einem Gedanken zusammenschwinden (zusammenschmelzen), in dem Ohre, und so auch in der Erinnerung am fühlbarsten nach, und das in Eins zusammengeschmolzene Ganze ruhet gleichsam unter dem Gepräge des Schlußklanges.

Hier dürfen wir uns aber den wichtigen Einwurf nicht verhehlen, daß der Reim nicht immer einen Satz schließt, daß ein neuer Satz oft in der Mitte des Verses anhebt, und ein Gedanke oft erst nach dem Schlusse eines zweiten und dritten Verses sich als ein Ganzes darstellt.

Um hierauf zu antworten, wird es am besten seyn, mit der Betrachtung zum ersten und einfachen Ursprunge der Verse zurückzukehren, und darnach das Natürliche vom Künstlichen, und das Allgemeine vom Besondern zu trennen.

So wie sich jede Rede von selbst in gewisse Sätze theilt, deren Länge oder Kürze sich der Fassungskraft des Sprechenden sowohl als des Zuhörenden anpaßt, so ist man

in der Dichtkunst gefliſſentlich darauf bedacht, gewiſſe beſtimmte Sätze zu bilden. Es iſt klar, daß die Seele, die das Gedachte in einzelne Vorſtellungen auflöſen, und es vorzüglich in der Aeußerung zu einer langen Reihe von Wörtern ausdehnen muß, weder jedes einzelne Wort einzeln und abgeſondert auffaſſen will, noch alle Wörter zuſammengenommen auf einmal auffaſſen kann. Sie trennt alſo zuerſt das Gedachte, und ſo denn auch bei der Anhörung das Geſagte in mehrere Theile, wovon jeder ſelbſt ſchon einen Inbegriff von mehrern Wörtern ausmacht, dieſe Theile ſammelt ſie in der Vorſtellung wieder zu einem Ganzen, bis ſich endlich alles zu einem Ueberblicke vereinigt. Daß ſo die Seele in den Schranken der Sinnlichkeit verfährt, können wir an jeder Periode wahrnehmen, die erſt in zwei Hauptabſchnitte, in den Vorderſatz und Nachſatz, zerfällt, und dann dieſe wieder zu immer kleinern Sätzen ſondert. Die Faſſungskraft der Vorſtellung, die ohnehin bei harrender Aufmerkſamkeit der Seele ſich nicht bis zur Vollendung des Ganzen gedul-

det, und eben so ungern einzeln sammelt, sondern die nach gewissen Augenblicken wirkt, verlangt, um bei Eintretung ihrer vollen Wirksamkeit nicht zu wenig und auch nicht zu viel zu umfassen, eine gewisse Länge und eine gewisse Kürze des Satzes; und da nun die Dichtkunst darauf ausgeht, etwas ganz den Kräften, Neigungen und Empfindungen der menschlichen Seele anzuschmiegen und diesen gemäß darzustellen, so muß sie auch geflissentlich darauf bedacht seyn, immer in solchen Sätzen zu reden, die bei der Seele leichten und ungehinderten Eingang finden, und den zweckmäßigsten Eindruck machen. Die Frage also: wie kurz und wie lang darf oder muß ein einfacher Satz seyn? scheint das natürliche Gefühl durch die Erfindung und den Gebrauch der vorhandenen Verse von selbst entschieden zu haben. Die zwei- und dreisylbigen Reimverse fallen gewöhnlich schon ins Tändelnde und Unnatürliche. Der Grund, warum hier der Reim nur ein geringes Vergnügen gewähren kann, ist der, weil er zu wenig umfaßt, und das Ganze des durch mehrere

Verſe ausgedehnten Gedankens zu oft unterbricht. Nehmen wir aber an, daß ſolche kurze Sätze durch einen affectvollen Ausdruck, durch die Aeußerung einer ſehr lebhaften Empfindung entſtehen, wo jedes Wort durch Andeutung deſſen, was noch in der Seele zurückblieb, uns viel denken und fühlen läßt, ſo bleibt auch hier der Reim in ſeiner vollen Würde. Da aber zum Ausdruck eines ſehr lebhaften Gefühls keine Declamation hinreicht, ſo iſt es begreiflich, warum kurze Verſe, die oft mit wenigem Antheil geleſen wurden, im Geſange den lebhafteſten Eindruck machen; denn hier wird ihnen durch die Töne der Muſik wieder die Empfindung beigeſellt, die ſie bei ihrer Aeußerung in der Seele zurückließen; hier geht nicht, wie beim Leſen, das bloße Gedächtniß ſchnell über die Wörter hin, ſondern die aufgeregte Phantaſie umſchwebt ſie mit ihren Bildern, indem die Stimme in empfindungsvollen Tönen bei ihnen verweilt. Da denkt und fühlt nun der Zuhörer bei dieſen wenigen Wörtern, bei dieſen kurzen Verſen faſt eben ſo viel, als er in einem

langen Verse mit seiner Seele umfaßt. Und eben, weil es das Geschäft der Musik ist, das, was in einem Satze liegt, durch Erregung des Gefühls zu einer größern Lebhaftigkeit zu erheben, und durch Erweckung der Phantasie zu erweitern, so passen auch kürzere Verse besser zum Liede, und sind dem Componisten willkommener, als längere; jene erhalten im Gesange eine der Fassungskraft angemessene Länge, diese aber kann die Musik nicht mit der gehörigen Empfindung begleiten, ohne ihnen eine zu ausgedehnte Länge zu geben, und daher rührt es auch, daß sie solche Verse theilen muß. — Bei der Frage, wie lang ein gereimter Vers seyn dürfe, könnten wir uns auf den Alexandriner als den längstmöglichsten berufen, wenn die Fassungskraft und die Aussprache des Lesers in seiner Mitte nicht schon von selbst einen Abschnitt machte, und uns dadurch zugleich von der möglichen Einheit und Länge eines ästhetischen Satzes einen Begriff gebe. Wir sehen hier, daß die Aussprache ihren Stillstand nicht bis zum Ende eines Satzes verspart; und dieser

Umstand dient uns eben zur Erklärung des Befugnisses für den Reim, auch da am Ende des Verses zu stehen, wo der Gedanke selbst sich noch nicht schließt. Verkürzen wir den Vers so lange, bis wir den längstmöglichsten, der noch für ein ungetrenntes Ganze gelten kann, erhalten, so bemerken wir, daß dies ein Vers von fünf Gliedern ist, mag er nun mit einem Aufschlage anfangen oder nicht. Ein solcher ist z. B.:

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Gelänte,

wo wir alles in eins, ohne einen Abschnitt oder Haupturuhepunkt, fortlesen. So wie es nun die menschliche Seele überhaupt bequem, und ihrer eingeschränkten Natur gemäß findet, einen Gedanken in einem Satze zu äußern, der ohne Zwang für Zunge und Gehör in ununterbrochener Aussprache als Eins gegeben und empfangen werden kann, so sucht sie besonders bei einer Aeußerung, die ans Gefühl gerichtet und auf dieses berechnet ist, um nach dem Maaße der Zeit weder dem Ohre, noch der Fassungskraft

der Vorstellung im mindesten beschwerlich zu fallen, die Gedanken und Empfindungen grade zu solcher Ausdehnung zu formen, daß die Kraft und Einheit derselben so wenig als möglich geschwächt und getrennt, zugleich aber auch das innere und äußere Gefühl nicht beleidigt wird. Da sie sich in die Schranken der Sinnlichkeit fügen muß, so sorgt sie auch dafür, daß das, was in der Form derselben erscheint, sich ihren Neigungen und Erfordernissen anpaßt; und so wird das, was der Seele bei der Aeußerung Zwang und Nothwendigkeit war, wieder Mittel, bessern und leichtern Eingang bei ihr zu gewinnen. Tritt auch öfters der Fall ein, daß ein Satz in der Mitte eines Verses zu Ende geht, und daß das Reimwort sich ohne Ruhezeichen an den folgenden Vers anschließt, so ist doch dies viel seltener, als daß Verse ein Komma oder sonst ein Trennungszeichen nach sich haben, und man darf nur selbst die Dichter fragen, ob nicht schon unwillkührlich die Sätze zu der Länge der Verse sich bilden. Und gesetzt auch, sie verdrängen das Ruhezeichen am Ende des

Verſes ein: oder zweimal, wird es ſich nicht bald in einem der folgenden Verſe unvermerkt am Schluſſe einſtellen? So zählen wir z. B. in Hölty's Elegie auf ein Landmädchen von den 64 Verſen 55, die mit einem Ruhezeichen ſchließen. Nehmen wir ein Gedicht mit kürzern Verſen, wie z. B. Adelſtan und Röschen, worin noch dazu ein erzählender Ton herrſcht, ſo haben wir hier von 128 Verſen nur 31, die ſich nicht am Ende durch ein Ruhezeichen von den folgenden trennen; aber auch ſelbſt dieſe vertragen oder erfordern ihrer Beſchaffenheit nach hier ein geringes Verweilen. *) Eine ſolche Veranlaſſung des Verweilens giebt z. B. das Subject und das Prädicat, wenn jenes in dem einen, und dieſes in dem andern Verſe ausgedrückt wird. In dieſem Verhältniſſe ſteht der 3te und 4te Vers

Als Ritter Veit von Adelſtan (Subject)
Der Königsſtadt entfloh. (Prädicat)

*) Welches Sheridan die Haltpauſe nennt, deren Grund man indeß auch füglich aus dem Inhalte und dem Zuſammenhange herleiten kann.

Der 5te Vers:

Von Geigern und Kastraten fern

ist auch schon für sich ein Ganzes; der folgende:

Und vom Redoutentanz

ist nur als ein angehängter Zusatz zu betrachten. Der 7te und 8te Vers:

Vertauscht er seinen goldnen Stern
Mit einem Schäferkranz

verlangen deßhalb, weil sie verschiedene Dinge einander entgegensetzen, eine gewisse Absonderung in der Aussprache, durch welche der Zuhörer beim ersten Verse auf die Aeußerung des Gegentheils im folgenden Verse aufmerksam gemacht wird.

In diesen Fällen also bleibt der Reim ganz in seiner alten Kraft und Würde, indem er einen Vers in der Form eines gewissen Klanges als Eins für die Vorstellung zusammenfaßt, und einem der folgenden Verse, der ihm gegenüber steht, sinnliche Uebereinstimmung (Einklang) mit demselben giebt. So treten die Verse in einerlei Gestalt zusammen, bald, um sich zu ver-

einigen und gemeinschaftlich zu wirken, bald um sich mit einander zu messen. Im Gleichklange des 9ten und 11ten Verses erblicken wir die Wiese und das Canapee im Wettstreit, und im 13ten und 15ten Verse Wald und Tanz in absichtsvoller Verbindung.

Vereinigt nun aber auch der Einklang den eben geendigten Vers nicht als einen Satz, so stellt er doch in der ganzen Gedankenfolge (in der ganzen Strophe)

1) Gewisse Ruhepunkte zusammen, die
2) in der Ausdehnung des Ganzen wichtig sind;
3) mit den angrenzenden Theilen in enger Verbindung stehen,
4) Die Aufmerksamkeit zur Auffassung und Vereinigung des Einzelnen erregen, und endlich
5) der Vorstellung einen Ueberblick des Ganzen gewähren.

Angenehm ist es der Seele, wahrzunehmen, wie ganz verschiedene Ideen und Bilder, die bald in dieser, bald in jener

Verbindung sich erheben, sich häufen, sich einander verdrängen, sich einander begegnen und sich gewissermaaßen einander durchkreuzen, ungeachtet ihres verschiedenen Ganges, ihres willkührlichen Beginnens und ihrer mannichfaltigen Verknüpfung doch immer in den Schranken eines gewissen Zeitmaaßes sich halten, ungeachtet ihrer Verschiedenheit in gewissen Zeitpunkten sich zum Einklange verbinden, und so sehr sie sich auch von einander zu entfernen scheinen, doch immer wieder zu einer gemeinschaftlichen Form zurückkehren. Bei Vergleichung der vorhandenen Reimgedichte finden wir, daß es eben so gewöhnlich als natürlich sei, die Sätze nach der Länge der Verse zu formen, und daß, wenn auch ein Satz über die Grenzen eines Verses hinaus bis zu einem andern sich ausdehnt, der Reim dennoch seine Bestimmung erfüllt, und zu einem angenehmen Rückblicke um so nöthiger ist, je inniger die einzelnen Theile der Strophe sich in einander verweben. Nur das kann man nicht zugeben, daß der Reim ohne alle Ruhe hingleitet, und beim De-

clamiren ganz flüchtig übergangen wird. Man thut sich beim Vortrage eines Reimgedichts oft Zwang an, weil man glaubt, wo kein Ruhezeichen stehe, da müsse auch keine Ruhe seyn, und da müsse die Stimme gar nicht verweilen. Wenn dieses wäre, wie würde da die Declamation einer Rede bestehn, worin es der Veranlassungen zum Verweilen auch ohne Ruhezeichen so viele giebt? — So ist es auch nicht zu leugnen, daß es wider die Natur des Reims streitet, wenn dieser da steht, wo der Stimme auch nicht die mindeste Ruhe verstattet werden darf, und man das Schlußwort eines Verses mit dem Anfangsworte des folgenden auf das schnellste und engste verbinden muß. Hier ist der Reim durchaus zwecklos, und steht so gut als überflüßig; denn wenn die Aufmerksamkeit gar nicht auf ihn gerichtet seyn kann, so fällt auch die Wahrnehmung und das Gefühl weg, daß sich verschiedene Vorstellungen zum Einklange vereinigen. So schließt der Genitiv, wenn nicht schon von selbst sein Inhalt viel Gewicht hat, zu enge an den Nominativ an,

als daß beide durch den Schluß des Verſes getrennt werden könnten, wie z. B.:

der Mutter
Kind.

Noch enger iſt die Verbindung des Artikels mit ſeinem Hauptworte:

Laßt uns den
Dieb erſpähn.

Ein ähnliches Beiſpiel liefert auch das

Stück aus einer Reiſegeſchichte des Königs von Schweden, im Auguſt 1797.

Bei Lützen ſah der junge Held
Fruchtbares ſchönes Waizenfeld.
Du biſt mit meiner guten Schweden
Blut gut gedünget, dacht' er; — reden
Hört man ihn nicht u. ſ. w.

Hier mag ſich ein jeder ſelbſt fragen, ob nicht der Reim, der in Schweden und reden liegt, bei der ordentlichen Leſung des Gedichts ganz verloren geht, und im Fall man nicht unnatürlich und mit dem äußerſten Zwange declamiren will, allen

Antheil

Antheil an dem Gesagten verliert. Stünde der Reim immer in solcher Verbindung, so würde der Gebrauch desselben ganz unnütz seyn, und niemand daran ein besonderes Gefallen finden; könnte er nie anders stehen, so würde es für die Dichtkunst gar keinen Reim geben.

Noch läßt sich hier als eine Folgerung aus der bisherigen Betrachtung anmerken, daß Wörter, die zu ähnliche, zu verwandte Ideen bezeichnen, im Reime keine besondere Wirkung thun. Dies kommt nämlich daher, weil hier das Vergnügen der Seele, verschiedene Ideen im Gleichklange zu erblicken, nur gering ist, und die Ideen selbst einander schon zu nahe liegen, als daß man sich über ihr Zusammentreffen zum Einklange noch wundern sollte. Dergleichen Wörter sind z. B. stehen und gehen. Ein solcher Reim hat an sich wenig Kraft und Reiz, wenn auch das Gesagte selbst einen guten Eindruck macht.

Eine ähnliche Bemerkung ist, daß Wörter, die schon zu oft zum Rei-

me gebraucht sind, wie z. B. Herz und Schmerz, Freund und Feind, Freuden und Leiden (abgenutzte Formen für gewisse Ideen) ebenfalls das Vergnügen am Reim wenig befördern. Der Grund ist hier derselbe. Diese Bildung des Gedachten zu einer gleichen sinnlichen Form kennt man schon zu gut, oder ist derselben schon zu sehr gewohnt, als daß man sich dadurch noch überrascht finden könnte. Bei gar zu oft wiederholter Anschauung einer Form denkt man nicht mehr daran, die Idee davon zu trennen, oder sich solche besonders und unabhängig von dieser Form vorzustellen. Das Vergnügen der menschlichen Seele, die sich bei Anhörung des Gleichklangs immer der Ideenverschiedenheit, die darin liegt, bewußt ist, fällt hier also gewissermaßen weg, oder wird um Vieles vermindert.

Durch eine große Verschiedenheit der Ideen wird der Reim anziehend und überraschend; allein diese Ideen dürfen doch in einem ernsthaften Gedichte nicht zu sehr von einander abstehen, weil sie sonst,

wenn ſie das Erhabene mit dem Niedrigen, das Göttliche mit dem Menſchlichen, das Allgemeine mit dem Beſondern paaren, die Empfindung eines unwillkommenen und widrigen Contraſtes hervorbringen. In ſcherzhaften Gedichten aber thut der Abſtand der gereimten Ideen gewöhnlich eine erwünſchte Wirkung, beſonders wird hier die Laune zum Lachen durch Ausdrücke ſpezieller Vorſtellungen ſehr erhalten. Einen gewiſſen Contraſt enthält z. B.

Der moderne Kirchenkomponiſt:

Mich hört mein Gott gewiß, und hilft mir aus in Nöthen:
Wie oft flieh ich zu ihm — mit Pauken und Trompeten!

Daß der Reim keine bloße Künſtelei oder Spielerei ſey, erhellet von ſelbſt ſchon daraus, daß das Zuſammenpaſſende in ihm noch außer ſich einen Zweck hat, nämlich den, das Geſagte eindrücklicher, einſchmeichelnder und überredender zu machen. Wenige Beiſpiele werden ſchon hinreichend ſeyn, um zu zeigen, daß,

im Allgemeinen genommen, Verse ohne Reim für unser Ohr und für unser Gefühl bei weiten das nicht sind, was sie in der Form des Gleichklanges seyn können. Wird uns folgendes Sinngedicht ungereimt besser gefallen?

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entflammt;
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

oder gereimt?

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt;
Was er als Schuster that, das thut er noch: er flickt.

Wird es uns besser klingen, wenn wir lesen:

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich selbst im Spiegel eins erblickt?

oder?

Wie kömmts, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Würde Hölty's Elegie mehr Eindruck auf uns machen, wenn sie folgender Gestalt sich der Fesseln des Reims entledigte?

Es hallet vom bemooſten Kirchenthurme
Geläute ſchwermuthsvoll und dumpfig:
Im Dorfe weinen Väter, Mütter, Kinder,
Und auf dem Kirchhof gräbt der Todtengräber u. ſ. w.

oder wird ſie ſich mit Vortheil des wechſelnden Gleichklangs bedienen?

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemooſten Kirchenthurm herab:
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab u. ſ. w.

Wird das Traumbild ſich reizender unſerer Einbildungskraft darſtellen, wenn es den Reim abwirft, und zwanglos ſo erſcheint?

Komm ſelber, ſüßes Bild der Nacht,
Komm mit den Engelblicken,
Und im Gewand der Schäferin,
Worin du mir erſchienen!
Bring mit die ſchwanenweiße Hand,
Die mir das Herz geſtohlen,
Des Buſenbandes Purpurroth,
Und das Violenſträußchen u. ſ. w.

oder wird uns diese Gestalt besser gefallen, wenn ihre Reize in wechselnden Reihen zum Einklange zusammenstimmen, und der Dichter in der Begeisterung also zu ihr redet?

Komm selber, süßes Bild der Nacht,
Komm mit den Engelminen,
Und in der leichten Schäfertracht,
Worin du mir erschienen!
Bring mit die schwanenweiße Hand,
Die mir das Herz gestohlen,
Das purpurrothe Busenband,
Das Sträußchen von Vielen u. s. w.

Wir kommen nun zu einem neuen wichtigen Abschnitte, indem wir nämlich

Von den äußern Bedingungen und Erfordernissen des Reims

handeln. Hier ist es darum zu thun, zu zeigen, was den Gebrauch des Reims in der Dichtkunst möglich macht, oder, was nothwendig dazu gehört, wenn er zur Endform der Verse dienen soll. Indem das, was wir uns nach der Definition un-

ter dem Reime dachten, sein inneres Wesen, seine Materie beträf, so geht diese Betrachtung nun auf seine äußere Natur, auf seine Form. Bisher suchten wir uns des Antheils, den die menschliche Seele am Reim hat, deutlicher bewußt zu werden und zu erforschen, auf welche Neigung des Geistes sich der Reim gründe, und welches Vergnügen es sei, das durch ihn beabsichtigt und hervorgebracht werde; jetzt wollen wir uns durch Beobachtung überzeugen, welche Form er haben müsse, wenn er auch wirklich zur Erreichung jenes Vergnügens ein brauchbares und dienliches Mittel seyn soll.

Da der Reim eine sinnliche Form ist, die wir schon in den Wörtern als vorhanden antreffen, so wird es also, sobald wir die Natur der Form selbst und ihre Eigenthümlichkeit erkannt haben, auf die Beschaffenheit eines Worts ankommen, ob uns dies eine solche Form geben, und den Reim zulassen könne, kurz, ob es reimfähig sey. Demnach kommen wir zuletzt auf die Untersuchung mehrerer Wörter; und

da die Form desselben vorzüglich von der einmal angenommenen Gestalt einer ganzen Sprache abhängt, so können wir endlich der Wahrnehmung nicht entgehen, daß der Reim darin bald mehr bald weniger zuläßig sey, und daß daher auch von einer ganzen Sprache die Behauptung gelten könne, sie sei nicht reimfähig. Das Resultat, das hieraus fließt, und das uns zeigt, worauf die wirkliche Existenz des Reims oder dessen Anwendung in der Dichtkunst beruht, wird uns von selbst das Räthsel lösen, warum dieses oder jenes Volk den Reim nicht hatte oder keinen Gebrauch davon machte.

Um darzuthun, wie der Reim seyn müsse, ist es keineswegs nöthig, erst willkührliche Regeln festzusetzen, sondern nur die, welche schon durch die allgemeine Anwendung als nothwendig anerkannt sind, aus der Erfahrung zu abstrahiren. Da wir nun bisher den Reim nur schlechtweg einen Gleichklang genannt haben, so müssen wir jetzt vor allen Dingen uns nach einer deutlichen Anschauung theilweise zu entwikkeln suchen, was wir unter dem so genann-

ten Reim verſtehen. Wir wollen alſo zunächſt die mechaniſche Structur des Reims betrachten.

Hier bemerken wir, daß zur Bildung zweier ſich reimenden Sylben das Verhältniß der Sprachorgane im Anfang verſchieden, und am Ende völlig gleich ſeyn muß; und hiernach läßt ſich auch die Richtigkeit aller Reime beurtheilen. So fangen wir, wenn wir z. B. mit Haus und Maus einen Reim bilden, das erſte Wort mit offenem, und das zweite mit verſchloſſenem Munde und gepreßten Lippen an, und gehen dann in beiden durch das tönende au zu s über. Dies ſetzt aber voraus, daß ſich eine Sprache ſchon zu völlig articulierten Tönen gebildet hat, und beſtimmte Laute ſowohl im Anfange als am Ende beſtimmt begrenzt, oder, wie es die Gramatik ausdrückt, zu beſtimmten Vocalen beſtimmte Conſonanten fügt; denn ein bloßes Aufſchreien, Aufjauchzen, Seufzen, Murmeln und Ziſchen würde man vergebens mit einem andern ähnlichen Tone zu einem Reime zu paaren ſuchen.

Zergliedern wir nun den mechaniſchen Reim nach ſeinen drei Theilen, nach ſeinem Anfange, nach ſeiner Mitte und nach ſeinem Schluſſe, ſo laſſen ſich hierüber folgende Bemerkungen machen:

1) Der Schluß — beſtimmt die Art und Weiſe, wie der Reimlaut abgekürzt oder überhaupt geendigt werden ſoll. Hier treten drei Fälle ein:

a) Der Reimlaut tönt entweder frei, ohne alle Begrenzung, wie in lau und grau, oder

b) iſt unmittelbar durch Conſonanten begrenzt, wie in laut, ſchaut, Rauſch und Tauſch, oder

c) Hat noch eine ganze Sylbe nach ſich, wie in Lauben, Trauben, lauſchen, rauſchen.

Durch den erſten und zweiten Fall entſteht der männliche, und durch den dritten der weibliche Reim. Beide müſſen einen gleichen Schluß haben; da aber der Reim eigentlich nur für's Gehör beſtimmt iſt, ſo

entscheidet dieses allein über die Gleichheit des Schlusses. Es wird also dabei immer auf die richtige Aussprache ankommen; denn wer z. B. die harten und geschärften Consonanten nicht von den gelinden unterscheidet, der wird auch Leiden und Saiten, reisen und heißen für richtig gereimt halten. Da man indeß nun einmal übereingekommen ist, die gebildete nördlich-hochdeutsche Mundart zur Richtschnur anzunehmen, so sind folgende Reime unrichtig: verödet und getödtet, (auf sichern) Pfaden und errathen, Wiesen und fließen, Loose und Schooße, Eisen und reisen, lösen und entblößen; denn wenn der Reim in einer gebildeten Sprache schon mit einer bloßen Aehnlichkeit zufrieden wäre, so würden auch Keim und seyn, ihm und fliehn für Reime gelten. Kann aber der Unterschied der Consonanten in der Aussprache nicht gehört werden, so wird dadurch die Richtigkeit des Reims nicht angefochten. Dies ist mit b und p, mit d, dt, t, th, und mit s und ß der Fall, wenn sie am Schlusse des

männlichen Reims stehen, z. B. in Knapp, hinab, Haupt, glaubt und zirpt, stirbt, in Tod, Noth, Leid, Zeit, Mond, schont, gewandt, Hand, bekannt, und in Loos, groß, Fleiß, Preis. Auch kann man dies von g und ch annehmen, in so fern man nämlich den Unterschied derselben in der Aussprache größtenthtils nicht hören läßt, z. B. in Reich, Zweig, trug, Fluch, log, hoch, Schlag, nach, zeigt, leicht, Schlacht, Smaragd und dergl. Völlig hörbar aber ist der Unterschied derselben in den weiblichen Reimen, als Zweige, Reiche u. s. w., welche daher unrichtig sind. — Die Abweichung der Reimsylben durch ein h, z. B. in nie, lieh, zu, Ruh, weihen, Maien, wird für nichts geachtet. — Gleichlautend ist auch am Ende ts und z, wie z. B. in Herz und himmelwärts; ist aber ein e herausgefallen, so wird uns, wenn auch nicht durch den Klang, doch destomehr durch das Bewußtseyn des angehängten Worts, schon ein Unterschied fühl-

bar, wie z. B. in Schatz, hat's, Harz, bewahrt's, Tanz, fand's, bei welchen Reimen man wegen der verletzten Sinneinheit des Worts ein Mißbehagen empfindet. — Eine kleine Verschiedenheit ist auch in ns und nz (Gans, Kranz), und ein größerer in ls und lz (Hals, Salz) — ks und x, so wie auch chs, wenn hier kein e herausgefallen ist (wie in — des Dachs statt Daches) bilden eine gleichmäßige Begrenzung des Klanges, wie z. B. in straks, Dachs, Flachs, Hexe, sechse.

Die meiste Schwierigkeit macht aber der Gebrauch der Endung ng, theils weil die Aussprache derselben unter vielen streitig, theils weil sie in gewissen Verhältnissen wirklich offenbar verschieden ist, indem ng bald seinen eigenthümlichen Ton, den Bürger den Nasenton nennt, bald einen dem k sehr nahe, wo nicht völlig gleich kommenden Ton hat. Diejenigen, welche es von k durchaus und in allen Fällen wollen unterschieden wissen, sind der Meinung, die Verwechselung entstehe dadurch, daß

die Niederſachſen den Unterſchied in der Aus-ſprache nicht merkbar machen könnten. Dies iſt aber ungegründet; die Niederſachſen kennen und gebrauchen allerdings den Unterſchied des Naſentons von dem K-ton; denn wer ſpricht wohl gering (ich bin zu gering ꝛc.) eben ſo wie Ding aus? Jenes hat offenbar den Naſenton; will man aber von dieſem (Ding) nicht zugeben, daß es den K-ton habe, ſo mag man noch eine neue Benennung des Unterſchiedes auffinden, denn mit jenem kommt es nicht überein. Eben ſo verhält es ſich auch mit lang, wenn es eine Bewegung oder Richtung durch Ort und Zeit, oder eine anſchauliche Größe, und mit lang, wenn es überhaupt eine unbeſtimmte Zeit ausdrückt. Nach dem letztern Falle ſprechen wir mit einem Naſenton: ich habe lang' gewartet, und nach dem erſtern mit einem K-tone: das Ufer entlang, lebelang, eine Elle lang. Wir bemerken nämlich, daß alle die Wörter auf ng einen Naſenton haben, bei denen das weichere e weggefallen iſt, wie bei gering (ſtatt geringe), ſtreng, eng, Gedräng,

des Gesangs, des Klangs und dergl.; eben so ist es mit Angst, du bangst, du drängst, du hängst, mit den Superlativen: der engste, längste, jüngste u. s. w. Will man genau seyn, so muß man hieher auch rechnen: er singt (statt singet, nicht wie sinkt) dringt, erlangt, sengt und dergl. Je fühlbarer die Elision des e's ist, desto merklicher ist der Nasenton, wie z. B. in du erlangst, ihr erlangt, ihr empfangt, du dringst, ihr dringt u. s. w. Hieher gehören auch die Imperfecten er düngte (nicht wie dünkte), er drängte, er mengte, engte, verlangte, ihm bangte und dergl. mehr, wo ursprünglich ebenfalls ein e herausgefallen ist. Zu diesen Wörtern muß man nun in Reimen, wo möglich, gleichlautende stellen. — Alle andere Wörter aber haben den K:ton, und werden daher mit diesem richtig gereimt, wie z. B. Gesang und Trank, sing und trink, Dank und Empfang, Ding und Wink, Hang und krank, Sprung und Trunk und dergl.

Noch ist hier überhaupt zu beachten, daß das Herausfallen des e's zwischen Consonanten eine kleine Verschiedenheit hervorbringt, z. B. in diesen aufgefundenen Reimen: verdorrt und fort, wird und irrt, Gegenwart und harrt, du entglühst und er umschließt, du seyst und er heißt, näßt und fest; und wider die Sinneinheit laufen: des Podagra's und er saß, was wär's und des Meers und andere. Diese Elision ist besonders vor dem t des Imperfects fühlbar, z. B. in Beute und weih'te, bedroh'te und Gebote, girrten und Myrthen, Abendröthe und entweh'te, streu'ten und begleiten, begrüßte und Wüste, guten und ruh'ten, lernten und ernten, und in vielen andern. Weil durch diese Elision das t eine größere Härte bekommt, so sollte man billig diese auch in der zweiten Reimsylbe hervorbringen, z. B. in irrten und schwirrten, grüßten und büßten u. s. w.

2) Der

2) Der mittlere Theil, oder, bestimmter zu reden, die Vocalbuchstaben des Reims, mögen sie nun durch Consonanten begrenzt werden oder frei tönen, sind die eigentliche Veranlassung, den Reim einen Gleichklang zu nennen. Wenn in zwei Wörtern auch Anfang und Ende völlig dieselben sind, wie z. B. in Sohn und sehn, so entsteht dadurch doch für das Ohr keine merkliche Uebereinstimmung. Die Gleichheit des Schlusses ist das erste, und die Gleichheit des Klanges das zweite characteristische Kennzeichen des Reims. Und weil dieser den eigentlichen Genuß ausmacht, so haben unsere Vorfahren darüber oft die Gleichheit des Schlusses vernachläßigt. Streitig aber ist man auch noch jetzt in der Würdigung des Klanges, den in den verschiedenen Vocalen einige mehr, andere weniger verschieden finden. Es scheint also mißlich, die Reime hiernach in richtige und falsche, oder in reine und unreine abzutheilen. Um allem Streite auszuweichen, ist es wohl am besten, die Reime nach dem verschiede-

nen Werthe folgendermaaßen in verschiedenen Klassen einander unterzuordnen.

Erste Klasse: Reime, die den völligen Gleichklang haben, als Land, Hand, scheuen, streuen, entbehren, gewähren u. s. w. Hieher gehören auch diejenigen, in denen ä und e vor Consonanten mit geschärfter Aussprache vorkommen, weil beide sich hier äußerst wenig oder gar nicht von einander unterscheiden, z. B. in Werke, Stärke, Hände, wende, Welt, fällt, erbt, färbt, Blätter, Wetter und dergl.

Zweite Klasse: Reime, in denen sich ü und i, und ei, eu, äu und ai einander sehr im Klange nähern, z. B. in Winde, Schlünde, Weite, Geläute, Zeit, streut, zeigt, beugt, Haine, Weine, Tokayer, Feuer und dergl.

Dritte Klasse: Reime, worin ö mit e (oder mit ä, wenn es wie e klingt) gepaart wird, z. B. in Seele, Höhle, verwehn, schön, Böcke, Hecke, Schlösser, besser, Hörner, fer-

ner, östlich, festlich, Blätter, Göt-ter, Pyrenäe, Höhe. Diese haben weit geringern Werth als die vorigen.

Vierte Klasse: Reime, worin das ä dem ö und dem e entsprechen soll, und von denen man wenigstens behaupten kann, daß sie nicht völlig richtig sind; sie kommen aber öfters vor, z. B. in röther, Aether, Aehren, stöhren, verhöh-nen, Thränen, Altäre, ehre, un-terthänig, König; oder (wo das e wie ä ausgesprochen wird,) in Werth, ehrt, Meer, daher, entbehren, bekehren, Rede und Fehde und dergl.

Fünfte Klasse: Reime, worin man gedehnte Sylben mit geschärften zu-sammenstellt, die das Ohr als ungleich verwirft, und die gleichsam nur als Reime für's Auge geduldet werden. Solche sind: ruft, Gruft, Pfad, matt, Bahn, an, sucht, Frucht, will, Ziel, Stab, hinab, küßt und be-grüßt, dahin und fliehn, Schall,

Saal, Gott, Gebot, Zierde, Würde: kühn, hin und viele andere.

Hiervon sind aber einige Wörter ausgenommen, welche einer doppelten, der gedehnten und geschärften Aussprache fähig sind, z. B. Lob, Zug, Tag und Betrug. — Im Gesange dürfen auch jene Wörter allenfalls für gleichlautend gelten, weil hier jede Reimsylbe, auch die geschärfte, gedehnt wird.

3) Der Anfang der Reimsylben darf und muß in den Reimen einzig und allein verschieden seyn. Diese Verschiedenheit entsteht entweder dadurch, daß der eine Reim mit dem Reimklange selbst, und der andere mit hinzugefügten Consonanten anhebt, wie in Auge, tauge, alle, schalle, oder dadurch, daß beide mit verschiedenen Consonanten beginnen, z. B. in bleiben, schreiben, Stand, Brand. Der Anfangsmitlauter der Reimsylbe ist in einem Verse die letzte willkührliche Form des Mundes, die in herrschender Abwechselung sich an die vorhergehenden anschließt, und von diesen zu der Einheit

des Gleichklangs den Uebergang macht. Je verſchiedener der Anfang beider Reimſylben iſt, deſto mehr gewinnt der Reim an Reiz und Schärfe. Matt ſind daher die Reime, deren Anfang nur unmerklich verſchieden iſt, z. B. Ader, Hader, fehlen, empfehlen, Pfühl, Gefühl; ſchärfer klingen ſchon: fangen, Wangen, Feier, freier, Locken, Glocken, rund, Grund, erſtickt, umſtrickt, beſonders wenn die zuſammengeſetztern Sylben auf die einfachern folgen.

Iſt aber der Anfang völlig gleich, ſo entſteht der ſo genannte reiche Reim, der nur dann mit Nutzen gebraucht wird, wann entweder die Wichtigkeit des Gedankens die Wiederholung anräth, oder die Folge der Darſtellung (wie z. B. beim Echo) eine Wiederkehr erheiſcht. Verzeihlich iſt auch der doppelte Gebrauch deſſelben Reimwortes, wenn dieſes durch eine weite Trennung in eine Art von Vergeſſenheit gebracht iſt. Uebrigens ſind die reichen Reime dem Grade nach verſchieden; es giebt nämlich:

a) Solche, die dem Worte, dem Klange und dem Sinne nach einerlei sind, z. B.: Grab, Grab.

b) Solche, die zwar der äußern Wortform und dem Klange, aber nicht dem Sinne nach einerlei sind, z. B.: er stahl und der Stahl.

c) Solche, die zwar dem Klange, aber nicht dem Sinne und Worte nach einerlei sind, z. B.: er schafft und Leidenschaft, Morgenländer und Calender, Erinnerung und Begeisterung.

d) Scheinbare, die zwar der Schreibart nach in allen einerlei, aber der Aussprache nach im Klange verschieden sind, z. B.: ab, hinab, herab; aus, hinaus, daraus; über, hinüber, darüber; ein, hinein, herein; auf, hinauf, herauf; an, daran; unter, hinunter und dergl. Diese können zwar keinen sinnschönen Reim geben, weil die Vorstellung in denselben nur durch geringe Modifica-

tion unterſchieden iſt, dürfen aber doch, da man beim Reim auf die Ausſprache, und nicht auf die Schreibart zu ſehen hat, wohl als richtige Reime gebraucht werden.

Aus dieſer Entwickelung der äußern Structur des Reims ſehen wir, was zum mechaniſchen Reim gehört. Soll dieſe Reimform nun aber auch äſthetiſch, d. h. in den ſchönen Künſten, und zwar namentlich in der Dichtkunſt anwendbar ſeyn, ſo werden dazu noch folgende Bedingungen und Erforderniſſe vorausgeſetzt.

Erſtes Erforderniß: der Reim muß den Accent haben. Dieſe Wahrnehmung iſt von der größten Wichtigkeit, ſowohl in Hinſicht auf das Weſen des Reims, als auch in Hinſicht auf die Sprachen, deren Form die Vereinigung des Reims mit dem Geiſte der Rede erſt zuläſſig und möglich machen muß. Der Accent giebt dem Reim gleichſam erſt ſein Daſeyn; denn ohne Accent würde der Reim eine todte, ſinnloſe Form ſeyn, woran die Seele durch-

aus keinen selbstgefälligen Antheil nehmen könnte. Unser eigenes Gefühl aber überzeugt uns von seiner Nothwendigkeit: hören und sehen werden wir nimmer für einen Reim gelten lassen, ob er gleich in den letzten Sylben ren und hen ganz mechanisch richtig ist. Zwar ist der Reim auch zuweilen mit dem Nebenaccente zufrieden, wie in Heiligung und Erweiterung; aber er wirkt um so kraftvoller, je bedeutender und wichtiger der Accent ist, mit dem er zusammentrift, wie z. B. in um, rauscht, belauscht. — Die Möglichkeit, auch hierin falsche oder ungültige Reime zu bilden, läßt sich nur daraus erklären, daß die deutsche Sprache geneigt ist, immer eine betonte mit einer unbetonten Sylbe abwechseln zu lassen, und daß der Dichter zuweilen diese Eigenheit dazu benutzt, einen geringen Accent auf eine Sylbe zu legen, die eigentlich völlig unbetont ist. Solche Reime finden wir z. B. in Sterblichen und Erynnien, Redlichen und Leidenden, Göttlichen und Himmlischen, wo zwei accentlose

Sylben ſich mit einander reimen ſollen. Andere fehlerhafte Reime ſtellen auch eine betonte mit einer unbetonten Sylbe zuſammen, z. B. ach und weh mit Emilie, und weiß und ſchön mit Lilien. Wenn wir dies auch zuweilen dulden, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ein ganzes Gedicht mit ſolchen Endformen uns durchaus mißbehagen, und keinesweges für ein Reimgedicht gelten würde.

Jenes Erforderniß ſchließt zugleich eine andere negative Regel in ſich, welche darin beſteht, daß die bloß natürliche Länge der Sylbe zur Bildung einer äſthetiſchen Reimform noch nicht hinreichend iſt. Solche lange Sylben enthalten z. B. eilends, ehestens, durchgehends, mehrern, wo die Zunge bei der Ausſprache der am Schluſſe zuſammenſtoßenden Conſonanten verweilt wird, ohne daß dadurch für's Ohr z. B. in eilends und durchgehends (lends, hends) ein wohlgefälliger Reim entſteht.

Zweites Erforderniß: der Reim muß auf die Endſylbe eines

Worts, entweder auf die letzte, oder auf die vorletzte fallen. Hierbei wird zugleich vorausgesetzt, daß der Reim nur am Ende des Verses stehen könne, wovon schon oben geredet ist. Hat man auch sonst im Anfange und in der Mitte des Verses gereimt, so folgt daraus doch noch nicht, daß es mit vorzüglichem Beifall geschehen sei, und das Vorübergehende einer solchen Sitte zeigt schon das Verwerfliche derselben. Findet aber wirklich der Reim in der Mitte eines Verses seinen Platz, so wird er ihn schon von selbst zu zweien trennen. — Nur bis auf die vorletzte Sylbe darf sich der Reim vom Ende des Verses entfernen; in der dritten Sylbe vom Ende ist er dem Ohre mißfällig. Der Reim sucht sich auf einen Punkt zu concentriren; eine unbedeutende Sylbe läßt er sich zur Folge wohl noch gefallen, aber zwei nachschleppende Sylben machen, daß der Hauptschlag am Ende des Verses nicht mehr als eins und als etwas Augenblickliches wirken kann. Hiermit scheint nun freilich der so genannte gleitende Reim zu strei-

ten, der z. B. in folgenden Versen vorkommt:

Lieblich erwachende
Strahlen erhellen
Wieder die lachende
Schöne Natur.

aber außerdem, daß dieser nur in dactylischer Versart mit einigem Glück gebraucht wird, in welcher sich die Aufmerksamkeit schon durch den ganzen Rythmus an die fortwährende Concentrirung und Auffassung dreier Sylben gewöhnt hat, bemerken wir noch besonders, daß sich hier die letzte Sylbe eines Verses mehr als ein Vorschlag an den folgenden anschließt. Sonst werden solche Reime in der Regel schleppend. — Da nun der Reim zugleich den Accentt haben muß, so folgt daraus, daß alle Wörter, deren Accent auf der dritten Sylbe vom Ende ruht, gewöhnlicher Weise nicht mehr zum Reime taugen. Solche sind z. B. huldigen und beschuldigen, beleidigen und vertheidigen, bewilli-

gen und billigen, beſchleunigen, begnadigen, beherzigen, beluſtigen und viele andere. Noch mehr aber ſind die Wörter, in denen der Accent auf die vierte Sylbe vom Ende fällt, zum Reime untauglich, z. B. beabſichtigen, benachrichtigen und bewerkſtelligen.

Drittes Erforderniß: die Reimſylbe darf keine betonte oder bedeutungsvolle Sylbe nach ſich haben. Dies könnte man für den deutſchen Reim noch beſtimmter ſo ausdrükken, daß, wenn auf die Reimſylbe noch eine andere folge, dieſe ſich an jene in der Ausſprache ſchnell und ohne Aufenthalt anſchließen müſſe, welches gewöhnlich mit einem e geſchieht, wie z. B. in den Zeitwörtern ſehen, hören, ſcheuen u. ſ. w. Der deutſche Reim verlangt nicht nur Einheit des Begriffs, ſondern auch Einheit des Klanges. Daher man in ſolchen Reimen, wie Männern und Kennern, Lehrern und Hörern, Wahrheit und Klarheit, Landung und

Brandung, Empfindung, Verbindung und andern, schon ein geringes Verweilen verspürt, das dem Ohr etwas mißfällig ist. Loben muß man zwar das Bestreben, durch solche Wörter eine Abwechselung unter den Reimen hervorzubringen, aber Wohlklang wird dadurch nicht erreicht, vielmehr entsteht dadurch eine hemmende Dissonanz, die freilich die fließende Leichtigkeit der folgenden Reime an Annehmlichkeit erhöhen muß. Am wenigsten darf man daran denken, durch solche nachpolternde Sylben die Sonorität der Italienischen Sprache nachahmen zu wollen, in der sich das Tönende so sehr über alle Sylben erstreckt, daß der Nachklang in den weiblichen Reimen für das beschäftigte Ohr nichts weniger als eine Stöhrung geben kann. In der deutschen Sprache erwartet man nun aber einmal, daß in den weiblichen Reimen die letzte Sylbe sich ohne Geräusch an die erste anschließe; daher wird man sogar in den gereimten Imperfecten der regulären Conjugation, z. B. lobte, tobte, liebte, betübte, etwas Mißfälliges

wahrnehmen, weil hier das te mehr abgestoßen, als der vorigen Sylbe angeschmiegt wird. Ausgemacht fehlerhaft sind aber die Reime, in denen eine bedeutungsvolle Sylbe nach dem Reimklange folgt, und dadurch die erforderliche Einheit des Begriffes aufhebt. Unter die bedeutungsvollen Sylben gehören aber nicht die, welche durch eine Biegung des Worts ohne besonderes Geräusch die nähere Beziehung des Begriffs andeuten, sondern nur solche, welche an und für sich einen Begriff bezeichnen. Dergleichen Wörter sind z. B. Großmuth, Lusthaus, Handwerk, Habsucht u. s. w. In manchen Wörtern, wie z. B. Wollust, ist man sich der Zusammensetzung nicht mehr deutlich bewußt, in andern Wörtern drückt die eine Sylbe bloß einen Umstand des Begriffs aus, z. B. in Antrieb, Durchgang, Ausbruch; wieder andern ist ein allgemeiner Begriff angehängt, wie z. B. zählbar, heilsam, Gesellschaft u. s. w. Alle diese sind zum Reime untauglich; denn wer würde wohl Reime vertragen, wie: vereinbar

und ſcheinbar, Strandrecht und Landrecht, Gemeingut und Scheingut? Den Abbruch, den hier der Reim durch die letzte Sylbe erleidet, kann man auch dadurch nicht erſetzen, daß man die letzte Sylbe noch einmal reimt, z. B. dreimal und Scheuſal, oder, wie wirklich ein Dichter ſingt:

Hoffend, fürchtend ſchau ich thalwärts
Iſt ihr Herz noch immer treu,
Iſt ſie fremder Banden frei?
Lang trägſt du nicht mehr die Qual, Herz!

Hiernach ſind viele Wörter in unſerer Sprache zum Reime untauglich, mehrere auf haft, ſam und bar, als: wahrhaft, nahrhaft, lebhaft, habhaft, zaghaft, herzhaft u. ſ. w.; rathſam, heilſam, Verwahrſam u. ſ. w.; trinkbar, zahlbar, heilbar, fruchtbar u. ſ. w.; andere auf ſchaft: Baarſchaft, Freundſchaft, Feindſchaft, Geſellſchaft, Verwandſchaft; andere auf ſucht: Habſucht, Gewinnſucht, Schwindſucht; einige

auf sal: Trübsal, Labsal; manche auf niß: Bewandniß, Verständniß; andere auf heit: Gottheit, Menschheit, Krankheit, Klugheit; wieder andere, die mit Miß anfangen: Mißwachs, Mißbrauch, Mißlaut, oder mit un: unrein, unklug, unlieb und dergl. mehr.

Viertes Erforderniß: unmittelbar vor der Reimsylbe darf keine betonte Sylbe vorhergehen.

Man könnte nämlich auf den Einfall kommen, mit den eben angeführten Wörtern in der letzten Sylbe zu reimen, z. B. habhaft, Baarschaft, oder, wie es wirklich in einer Operettenarie heißt:

Einst verliebte sich ein Jüngling
In ein Mädchen, das vorbeiging.

Wie unrichtig und unzuläßig aber ein solcher Reim sey, sagt uns unser eigenes Gefühl. Hier wird offenbar die Aufmerksamkeit, welche die Reimsylbe verlangt, durch den höhern Accent der unmittelbar vorhergehen-

gehenden Sylbe abgezogen und geschnäbt, und die Ruhe des Einklangs gestöhrt. Alle Wörter also, die unmittelbar vor der Sinnsylbe noch eine Sylbe mit einem stärkern Accente haben, hören dadurch auf, reimfähig zu seyn. Wetter paßt z. B. für die Form des Reims, aber nicht Unwetter; eben so ist es mit unheilig, unlauter, vorsehen, anschauen, abschneiden, einweben, einträchtig, Mitgabe, Mitfreude, kundschaften, und vielen andern.

Soll aber der Reim durchaus einen ungestöhrten und wohlgefälligen Eindruck machen, so ist nicht genug, daß vor der betonten Reimsylbe eine unbetonte zu stehen komme, sondern es müssen ihr überhaupt kurze und lange Sylben in regelmäßiger Abwechselung vorhergehen. Dies scheint nöthig zu seyn, um durch einen ruhigen, gleichmäßigen Gang, und durch die Leere, die vor jedem Accente, vor jedem Schlage, der die Seele trift, vorhergeht, auf den Hauptschlag, der am Ende einer gewissen abgemessenen Sylbenreihe erfolgt, aufmerk-

sam zu machen, und seinen Eindruck durch eine vorhergehende Häufung von Accenten nicht zu schwächen. Man wird überhaupt bemerken, daß die Rede eines Deutschen gern mit einer langen und kurzen Sylbe wechselt. Sie beginnt gewöhnlich mit einem Vorschlage, und sinkt von einer langen Sylbe meistens auf eine kurze zurück, die sie dann, wie dies in allen deutschen Gedichten sichtbar ist, fast immer mit einem tonlosen e bildet.

Fünftes Erforderniß: die gereimten Sylben müssen eine gehörige Stellung und Entfernung von einander haben; sie müssen da stehen, wo das Gehör oder unser musikalisches Gefühl geneigt ist, sie zu erwarten. Dazu wird erfordert, theils daß sie nicht Verse beschließen, die eine gar zu ungleiche Länge haben, theils daß sie nicht durch zu viele Verse getrennt stehen. Das erste Reimwort schallt noch hörbar zu dem zweiten hinüber, wenn auch zwei andere Reimverse dazwischen tönen; aber der Schall fängt schon an sich zu verlieren, wenn drei

Verse dazwischen treten, besonders, wenn diese lang sind. Kann man diesem nun auch durch mancherlei Kunstgriffe abhelfen, so wird doch damit die Regel nicht aufgehoben, die Reimwörter nicht zu weit von einander zu entfernen. Auch die Abwechselung zwischen männlichen und weiblichen Reimen gehört hieher; indeß betrift dies schon mehr die Anordnung des Ganzen, als die Beschaffenheit der ästhetischen Reimform selbst.

Das Resultat, das nun aus allen diesen Erfordernissen und Bedingungen herfließt, ist, daß der für die Dichtkunst brauchbare Reim eine seiner Natur angemessene Wortform verlangt, und daß es also von der äußern Beschaffenheit einer Sprache abhängt, ob man sich in derselben des Reims zu einem ästhetischen Zwecke mit Erfolg bedienen könne. Eine Sprache, die zu wenig passende Formen für den Reim liefert, um ganze Gedichte damit ohne auffallenden Zwang zu bekleiden, wird sich daher schon von selbst des Reims enthalten. Ja es ist wahrscheinlich, daß eine Nation, die wegen des Mangels an solchen Formen den

Reim nach seiner innern und eigenthümlichen Beschaffenheit nie empfinden konnte, sich von dem Vergnügen, das der Reim andern Nationen gewährt, nicht einmal eine Vorstellung zu machen im Stande ist, obgleich auch ihren Seelen die allgemeine Richtung und das Vermögen, worauf jenes Vergnügen in spezieller Form beruht, angeboren seyn muß.

Hauptsächlich entspricht eine Sprache nur alsdann der innern Natur und dem Zwecke des Reims, wenn der Accent in derselben herrschend ist, und die Höhe und Stärke der Stimme, womit die menschliche Seele ihren Aeußerungen einen Nachdruck beigesellt, auch über die Länge der Sylben entscheidet. Von dieser Beschaffenheit sind alle jetzt lebende Sprachen, daher sie auch alle den Reim haben. Wenn wir jene Erfordernisse auf die deutsche Sprache anwenden, so finden wir, daß sie nach Abrechnung der Partikeln und anderer unbedeutenden Wörter nur zur Hälfte reimfähig ist. Erwägen wir nun noch, daß manche von den reimfähigen Wörtern unpoetisch

ſind, und andere wieder allein ſtehen, ohne daß ein gleichklingendes Wort ihnen entſpricht, d. i. ſich auf ſie reimt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß in den Reimgedichten gewöhnlich nur gewiſſe Wörter am Schluſſe der Verſe wiederkehren. Dichter kennen dieſe ſchon ſo aus der Erfahrung, daß ihr Gefühl ihnen ſchon keine andere in den Mund giebt; ein Unkundiger aber geräth, wenn ihn einmal die Luſt zu reimen anwandelt, nicht ſelten gleich auf ſolche Schlußwörter, die ſich entweder gar nicht, oder nur mit Mühe reimen laſſen.

Iſt die lateiniſche Sprache reimfähig?

Die Beantwortung dieſer Frage iſt nur als eine Folgerung aus dem Vorigen anzuſehen, die uns zu dem Reſultate führt, daß der Grund, warum die Römer vom Reim keinen Gebrauch machten, allein in der Beſchaffenheit ihrer Sprache lag.

Da man nach der vorher angeſtellten Betrachtung unmöglich wird leugnen kön-

nen, daß der ästhetische Reim immer von einer bestimmten Form abhängt, die er aus einem Vorrathe von Wörtern wählen muß, so wird man auch zunächst wenigstens die Möglichkeit zugeben müssen, daß es wohl eine Sprache geben könne, welche dem Reime die erforderliche Form entweder ganz oder zum Theil versagt. Schon bei der Deutschen Sprache haben wir gesehn, daß sie sehr viele Wörter enthalte, welche nicht zum Reime passen. Denken wir uns diese nun gegen die reimfähigen in einem zunehmenden Verhältnisse, so kann es nicht fehlen, daß der Gebrauch des Reims dadurch immer mehr erschwert, und zuletzt ganz unmöglich gemacht werden muß. Es ist also recht gut denkbar, daß eine ganze Nation eine Sprache rede, vermöge welcher sie zu ästhetischen Zwecken durchaus nicht reimen könne, nicht, weil ihr jene Eigenschaft der Seele, welche dem Vergnügen am Reim als etwas Allgemeines zum Grunde liegt, von der Natur versagt wäre, sondern weil ihr das äußere Gepräge ihrer Gedankenformen keine Gelegenheit giebt,

jenes Vergnügen in der Zusammenstellung dieser zu erreichen, und in dieser eigenthümlichen, speziellen Form, welche wir Reim nennen, anzuschauen. Fällt aber diese Gelegenheit weg, so kann auch keine Theorie auf den Gedanken kommen, daß es eine Form, wie der Reim, geben könne, die ästhetisch-schön sei. Und so verhält es sich wirklich mit den Griechen und Römern, die den Reim nicht nur überflüssig und lästig fanden, sondern durchaus für etwas Fehlerhaftes erklärten. Es ist auch noch sehr die Frage, ob es während der Reinheit der lateinischen Sprache je einem Römer im Ernste eingefallen sei, seinem Werke durch den Reim eine besondere ästhetische Schönheit geben zu wollen; denn die Regeln der Grammatiker drangen nur hauptsächlich darauf, diesen Einklang zu vermeiden, d. i., darauf aufmerksam zu seyn, daß er sich nicht unvermerkt einschleiche. Und wenn nun auch wirklich jemand den Reim nach seiner eigenen Willkühr anbrachte, so folgt daraus noch nicht, daß er dadurch eben das habe erreichen wollen,

was wir dadurch erreichen: Es konnte eine Wortspielerei seyn, die nicht mehr gelten sollte, als jede Sonderbarkeit, wodurch man nur auffallen oder die Aufmerksamkeit reizen will. Warum ist es grade Ovid, der am häufigsten in seinem Hexameter Wörter wie einen Reim zusammenklingen läßt? Soll er, der fast überall mit Sylben spielt und mit Worten tändelt, uns überreden, daß er vorzüglich vor allen Römern von der Schönheit des Reims, wie wir ihn haben, durchdrungen sey? Und wäre dieses, warum hätte er die Sparsamkeit beobachtet, seinen Versen nur zuweilen einen Reim einzustreuen? Ein Einfall der Willkühr war es, ein Versuch, wie es sich wohl ausnehmen würde, wenn Wörter mit ähnlichen Endsylben in einer gewissen Entfernung auf einander folgten. Und ein solcher Einfall, wurde schon der Klang der Wörter erinnert, mußte einem jeden sehr nahe liegen. Es konnte auch seyn, daß man die Vereinigung verschiedener Ideen zum Gleichklange dabei dunkel empfand, und selbst, ohne es sich deutlich bewußt zu seyn, durch

dieſe Spielerei beabſichtigte; aber die Vereinigung ſelbſt, die Form, worin dieſe anſchaulich wurde, war nicht von der Art, daß ein vorzügliches Vergnügen dadurch hervorgebracht werden, und der Reim allgemeinen Beifall finden konnte. — Daß die Entbehrung des Reims nicht dem Mangel an Neigung dazu, ſondern allein der Beſchaffenheit der Sprache zuzuſchreiben ſey, wird immer wahrſcheinlicher, wenn man bei der allmähligen Verbreitung des Reims wirklich ſieht, wie die Form der Sprache verändert, und gänzlich umgewandelt wurde; denn nur ſelten findet man in der Folge noch das natürliche Sylbenmaaß der Römer in lateiniſchen Reimgedichten beobachtet. Schon der heil. Ambroſius (374) verletzt in einem gereimten Hymnus das urſprüngliche Sylbenmaaß der Römer, und achtet das Zuſammentreffen von Conſonanten nicht mehr. Wie konnte er ſich dieſes einfallen laſſen, wenn nicht wenigſtens ſchon die Sprache des gemeinen Lebens mit ihm einſtimmig und in der Beobachtung des gewöhnlichen Sylbenmaaßes nachläßig gewe-

sen wäre? Dies ist der Punkt, wovon wir ausgehen müssen, wenn wir uns das Aufkommen des Reims erklären wollen. In so fern also der Verfall der Künste und Wissenschaften auch auf die Umwandlung der lateinischen Sprache für den gewöhnlichen Gebrauch Einfluß haben mogte, können wir allerdings zugeben, daß der Reim dem Barbarismus seinen Ursprung verdanke; da er aber nur mittelbar und nicht unmittelbar davon herrührt, so folgt daraus keinesweges, daß nun der Reim selbst etwas Barbarisches sey; denn wollte man auch die Beschaffenheit der neuern Sprachen barbarisch nennen, so kann es doch keinesweges das Bestreben seyn, sich dieser Form, die man nun einmal nicht ändern kann, so gut als möglich zu ästhetischen Zwecken zu bedienen, und durch ihre Anwendung angeborne Neigungen des Geistes, denen sie grade entspricht, zu befriedigen. Die Form der Sprache kann barbarisch seyn, ohne daß es die Anwendung derselben ist. Die Römer würden nach der allgemein angebornen Neigung, Geistig-verschiedenes in sinnliche Ue-

bereinſtimmung zu bringen, ſo gut als wir, gereimt haben, wenn ihre Sprache ihnen dazu die gehörige Form dargeboten hätte.

Den äſthetiſchen Reim konnten ſie aber zunächſt deshalb nicht zu Stande bringen, weil bei ihnen nicht, wie es der Reim verlangt, der Accent das Sylbenmaaß des Verſes beſtimmte. Auf dem Accent beruht das ganze Weſen des Reims, denn nur durch ihn tritt er mit dem Geiſte der Rede, mit den Ideen, in enge Verbindung. Zerreißen wir dies Band, ſo iſt der Reim das, wofür ihn die neuern Gelehrten ausgeben wollen, nämlich ein bloßer Klang, woran ſich das Ohr vergnügen ſoll. — Kann aber der Reim den Fall des Verſes nicht anders auszeichnen, als wenn hier zugleich der Accent liegt, ſo muß auch der ganze Gang des Verſes durch Accente beſtimmt ſeyn. Dies iſt aber bei Römern und Griechen nicht der Fall, weil ihr Sylbenmaaß bloß aus Längen und Kürzen beſteht. Da nun eine bloße Länge, wie wir geſehen haben, noch nicht hinreicht, um den Reim zu empfangen, ſo kann auch

ein Sylbenmaaß aus Längen und Kürzen überhaupt nicht den Reim vertragen. Den Accent, wie wir ihn gebrauchen, ordnet der Geist an, aber die Länge und Kürze einer Sylbe ist das Werk der Zunge. Von der Hemmung des Sprachorgans, und von dem Aufenthalte, der z. B. durch die Aussprache mehrerer Consonanten entstand, hing das Verweilen des sprechenden Römers ab, und hiernach bestimmte er auch das Zeitmaaß des Verses. So wie seine Phantasie sanfte Bilder liebte, so verlangten auch seine Sinne sanfte Eindrücke. Daher empfand das Ohr jede Anstrengung der Zunge so lebhaft, daß die besondere Rücksicht auf die Idee des Wortes darüber vergessen, und die Höhe der Stimme der äußern Länge und Dauer einer Sylbe untergeordnet wurde. Geist und Ohr bequemten sich nach der Zunge, und verweilten wo diese verweilte. Ganz anders verhält es sich mit den spätern Abendländern und Nordländern. Diese achten kein Hinderniß in der Aussprache, häufen Consonanten auf einander, ohne ihr Aussprechen zu scheuen, und ohne den Geist

darunter zu beugen, überlaſſen es der Zunge, ſie hervorzuſtoßen und herzurollen, und ſo wie der Drang der Empfindung kommt, fügen ſie der Sylbe einen Nachdruck bei. Das Ohr muß der kräftigen Einwirkung des Verſtandes ſich öffnen, und unbeleidigt durch die Eile rauher Conſonanten aufhorchen, wenn der Geiſt ſich aufſchwingt. — Wollten wir auch annehmen, daß der Reim, unzufrieden mit der bloßen Länge der Sylbe, in der lateiniſchen Sprache nur auf ſolche Sylben fallen ſollte, die den Accent hätten, ſo iſt auch dieſes ſo gut als unmöglich, theils weil der Accent bei mehrſylbigen Wörtern meiſtens den Anfang trift, und der Reim nur am Ende gebildet werden kann, theils weil der Accent der Alten gar nicht von der Art iſt, wie ihn der Reim verlangt. Dieſer will nämlich einen Nachdruck, wie ihn jetzt die Sprachen dem Geiſte der Rede gemäß auf gewiſſe Sylben legen. Der Theil des Wortes, wo der Gedanke ſich mit einem Schlage äußern ſoll, wird mit einem Aufwand von Kraft hervorgeſtoßen, gewöhnlich auch mit der Stimme etwas

gehoben, und bei geschärften Sylben durch eine kleine Pause, und bei gedehnten durch den Ton verlängert. Auf diese Weise wird bei uns sowohl der Wort- als Redeaccent gebildet. Ganz anders aber verhält es sich mit dem Accent der Alten. Sie bildeten ihn weder durch ein Hervorstoßen, noch viel weniger durch ein Verweilen, sondern allein durch einen höhern und tiefern Ton, und zwar nicht etwa bloß so, daß dieser nur, wie bei uns, in einem ganzen Satze durch ein gelindes und allmähliges Steigen und Fallen eine geringe Abwechselung hervorbrachte, sondern so, daß selbst schon die Sylben eines Wortes sehr merklich durch einen höhern und tiefern Ton von einander unterschieden wurden. Da diese Höhe und Tiefe in der Regel mit der Länge und Kürze nichts gemein hatte, so versteht es sich von selbst, daß der tiefere Ton nicht, wie bei uns, halb verschluckt, und fast unhörbar ausgesprochen wurde, sondern, da er so gut wie der hohe Ton auf eine lange Sylbe fallen konnte, so mußte er auch eben so gut, als jener, gehört werden. Dies erhellt noch

deutlicher aus dem Unterschiede ihrer Accente, dem Acut und dem Gravis, die beide einen Umfang von fünf Noten hatten, und wovon der Acut als der obere Accent eine Quinte über dem Gravis erhaben war. Der Circumflex vereinigte nun gar beide, und ging von der obersten Quinte durch die Tertie, die für die unbestimmten Sylben blieb, zu der untersten Quinte, so daß die verschiedenen Töne im Sprechen allezeit Tertien und Quinten waren, und folglich eine musikalische Proportion hatten. Der Accent war also, wie es auch das Wort selbst (von canere, singen) zu erkennen giebt, eine Art von Gesang, womit die Rede begleitet wurde. Das Sprechen war ein Moduliren, das sich nach Regeln richtete. Daher stand denn auch Musik und Poesie in genauer Verbindung: die musikalische und poetische Zeit trafen auf den nämlichen Sylben zusammen; die Sylbe, die im Verse lang war, blieb es auch in der Musik, und zwar in dem nämlichen Verhältnisse, welches sie zu den andern Sylben im Verse hatte, so daß eine lange zweien

kurzen gleich war, und jede Sylbe nur eine Note empfing. Um die Kinder schon früh an diese Regelmäßigkeit zu gewöhnen, mußten sie gleich nach dem Buchstabieren und Lesen von dem Lehrer der Musik die richtige und genaue Quantität ihrer Sylben, und die eigentliche Intonation ihrer Accente lernen. — Bei einer solchen Sprechart aber läßt es sich gar nicht denken, daß der Accent den Reim mit dem Sinne und dem Gedanken der Rede hätte in unmittelbare Wechselwirkung setzen können, weil dieser Beigesang nicht zur Eindrücklichkeit und Concentrirung des Gemeinten, sondern nur zur musikalischen Verzierung der einmal bestimmten Zeitform dienen sollte, und weil überdies bei einer möglichen Anwendung des ästhetischen Reims noch die Frage hätte entstehen müssen, ob der Reim entweder bloß auf den Acut, oder bloß auf den Gravis fallen, oder ob er abwechselnd bald in die Höhe steigen, bald in die Tiefe sinken sollte.

In

In spätern Zeiten ist mit den Sprachen eine gänzliche Umwandlung vorgegangen, die Modulation ist unbedeutend und unbestimmt, die mechanische Länge und Kürze wird nicht geachtet, und bloß der Nachdruck bestimmt das Zeitmaaß. Man hat zwar aus Vorliebe für das Alte auch in unserer Muttersprache auf jene griechischen Melodien gehorcht, und sie mit unter wirklich zu vernehmen geglaubt, aber — wo ist der unbefangene Deutsche, der, wie Moritz, in dem Worte Geliebter die erste Sylbe hoch und die zweite lang ausspricht? Wer singt so, wenn er spricht? Wenn wir eben so, wie die Alten, Höhe und Tiefe neben der Länge und Kürze hätten, so würden wir uns auch eben so, wie sie, des Reims enthalten müssen, der, wie wir bei seinem dritten und vierten Erfordernisse gesehn haben, weder eine Höhe noch eine Länge an seiner Seite leidet, sondern eine ungetheilte Aufmerksamkeit für die Sylbe, auf die er fällt, verlangt. — Die Art und Weise, so zu reden, daß man in der Haltung der Stimme immer bestimmt und regelmäßig

Höhe und Tiefe neben der Länge und Kürze beobachtet, ist ganz verloren gegangen, so daß man sich von dem Sprechen der Alten kaum noch eine Vorstellung machen kann; da aber die Höhe und Tiefe, und die Länge und Kürze des Tons grade das ist, worauf die Musik beruht, so kann es nicht anders seyn, als daß ihre Sprache eine Art von Gesang gewesen ist, welcher ohne Beobachtung eines in seinen Theilen übereinstimmenden und wiederkehrenden Zeitmaaßes — in der Prosa — nur unregelmäßig ausfallen konnte, aber mit Beobachtung desselben — in Gedichten, und vorzüglich in Liedern — wirklich musikalisch werden mußte. Auf diese Weise muß man es sich auch erklären, daß die Dichter nicht bloß dichteten, sondern auch sangen, welches ihnen deshalb sehr leicht werden mußte, weil ihre Oden schon durch die Vertheilung der Längen und Kürzen neben den Höhen und Tiefen, und durch die Beschaffenheit der rythmischen Reihen fast ganz die Kennzeichen eines bestimmten Gesanges an sich trugen. Hier waren die Sinne schon zu sehr beschäftigt, und die

Aufmerksamkeit schon zu sehr nach allen Seiten gefesselt, als daß man noch den Reim hätte anbringen, und die Endsylben der Verse ohne Nachtheil für die Modulation des Ganzen durch den Gleichklang hätte auszeichnen können. Eine ähnliche Bewandniß hat es noch heut zu Tage mit einem schon componirten Gedichte, wobei man bemerken wird, daß die Endreime für das Ohr nicht mehr das vorige Gewicht haben, und daß vorzüglich in reimlosen Liedern und Arien die Abwesenheit des Reims mit der Melodie bald mehr bald weniger aufhört, uns fühlbar zu seyn. Welcher Sänger wird, wenn er z. B.: Wie sie so sanft ruhn, oder: Fromm ist Abel der Hirt anstimmt, es mit dem Gefühle wahrnehmen, daß der Reim fehlt? Singend glaubt er ihn vorhanden, oder vielmehr, er denkt nicht mehr daran, weil er ihn nicht mehr deutlich zu fühlen im Stande ist, und erst beim bloßen Lesen des Textes vermißt sein Ohr den Reim. So wird also auch in einer Sprache, die sich dem Gesange nähert, für den Reim keine hervor-

ſtechende Stelle übrig ſeyn, wo er die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und mit einem über das Ganze ſich erhebenden Nachdruck auf die Seele wirken könnte.

Ein Vers, wie die Römer ihn bildeten, iſt in Abſicht ſeines Sylbenmaaßes nur als eine Maſſe von Buchſtaben zu betrachten, welche auszuſprechen die Zunge eine gewiſſe Zeit braucht. Dies ſehen wir vorzüglich aus dem Umſtande, daß die Endſylbe eines Wortes, die ſich mit einem Conſonanten ſchließt, lang wird, wenn das folgende Wort wieder mit einem Conſonanten anfängt. Der Sinn ertheilt alſo dem Worte in der Ausſprache keine Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, ſondern es fügt ſich hier eine Sylbe an die andere, ohne daß in dieſem Stücke auf ihre einzelne Verbindung zu einem Worte beſonders Rückſicht genommen wird. Auch mußte das Ganze des Verſes um ſo mehr zu einer Maſſe zuſammenſchmelzen, da die Wörter mit ihren verſchiedenen Biegungen durch eine mannichfaltige Stellung ſo ſehr von einander getrennt, und durch einander ge-

werfen wurden, daß nur erst der Schluß eines Satzes dem Anfange desselben eine gehörige Beziehung geben konnte. Nur durch die Beobachtung einer gewissen Zeitdauer wurde dies Ganze ein regelmäßiger Vers. Wir hingegen messen unsere Verse nicht nach der Zeit ihrer Aussprache ab, sondern zählen ihnen nur eine Anzahl von Hebungen zu, und richten uns mehr nach einer Hebungszahl, als nach einem Zeitmaaße. Jene liebliche Verworrenheit, die nach bestimmter Zeitdauer in Uebereinstimmung sich auflöst, können wir mit unserer zählenden Verstandessprache nicht nachahmen. „In den alten Sprachen," sagt daher ein Critiker von Vossens Uebersetzung des Homers, „trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältnisse gegen einander veränderlich sind, die Beziehung dieser Verhältnisse vollständig und unzweideutig an sich. Bei uns muß in unzähligen Fällen, um sie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner bestanden dort die Biegungslaute nicht wie bei uns in dumpfen Consonanten und einem tonlosen E, sondern sie waren

oft mehrsylbig, und wurden meistens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerstreut es auch stehen mogte, herauszufinden, ja nicht selten wurde es bei Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und des Beiwortes, durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltsten Sätzen und Verbindungen schuf also schon die bloß sinnliche Beschaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne daß der Geist dabei mit Nachsinnen sehr bemüht worden wäre. Hiezu kömmt, daß der Verstand bei den Neuern (und dies gilt mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrschende Princip der Sprache ist, als es bei den Alten war, bei denen die rege, allseitige Empfänglichkeit wie auf die ganze Sprache, so auch auf die Wortstellungen den entschiedensten Einfluß hatte. Dem Verstande widerfuhr sein Recht, wenn die Wörter dem Verhältnisse gemäß, die er

vorſchrieb, umgeendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, ſelbſt dem Gehör anheim, und ſo durfte die Kunſt auch bei der Anordnung der kleinſten Beſtandtheile eines Gedichts ein freies und ſchönes Spiel treiben. Einer leichten und ſchnellen Faſſungskraft iſt das zu ängſtliche Beſtreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die ſtrengen Regeln der Wortfolge in den neuern Sprachen gebunden, wären die claſſiſchen Sprachen bei der beſtimmten Vollſtändigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich geweſen. Die reizendſte Mannichfaltigkeit, die ſchönſten Zuſammenſtellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verſchiedenen Zweigen am zierlichſten und zugleich am feſteſten ſo gewunden wird, daß bald dieſe bald jene Blätter und Blumen zum Vorſchein kommen, ſo vereinigen ſich in der Poeſie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu ſtetigen und harmoniſchen Maſſen.“ Wo ſollte da, kann man hier hinzuſetzen, der Reim ſeinen Platz finden, und welchen

hätte er wohl mit einer solchen Wichtigkeit einnehmen können, daß er Beziehung auf das Ganze erhalten hätte? Würden zwei durch den Gleichklang herausgehobene Sylben das so innig verbundene Ganze nicht eher unterbrochen, als zu etwas Schönerm vereinigt haben? Wo wäre da wohl ein Vereinigungspunkt gewesen, wohin der Reim gestellt, die einzelnen Vorstellungen zu einem gemeinschaftlichen Eindrucke hätte sammlen, und dem Ganzen durch die Wiederkehr des Gleichklanges eine sinnliche Beziehung und Uebersicht hätte verschaffen können? Welche Sylbe — um ins Einzelne zu gehen — sollte der Reim durch den Klang auszeichnen, da alle eine verhältnißmäßig wichtige Bedeutsamkeit hatten, deren sich — wohl zu merken — der Sprechende immer bewußt war? Sollte er in einem Worte die Idee selbst treffen, so mußte er sich zu weit vom Ende entfernen, und verlor dadurch für das Ohr seine Kraft; und doch konnten die bloßen Biegungssylben nicht wichtig genug seyn, um im Zusammenhange der einzelnen Vorstellungen herausge-

hoben zu werden. Fiel nun auch der Klang der letzten Sylbe am Schluſſe eines Verſes ins Gehör, ſo bezog ſich dieſer gewöhnlich ſchon auf die Endſylbe eines gleich im Anfange vorhergegangenen Wortes, und konnte alſo nicht noch für ſich dem Ganzen des Verſes und mehreren einzelnen Vorſtellungen eine Vereinigungsbeziehung geben. Der Klang der Endſylbe rief ſogleich ein anderes Wort, z. B. ein vorhergegangenes Beiwort, ins Gedächtniß zurück, mit dem er nun in der Erinnerung zuſammentönte; hätte nun eine ſolche Schlußſylbe des Verſes vermöge ihres Klanges ſich noch auf den Schluß eines andern Verſes beziehen ſollen, ſo wäre ja offenbar in der Vorſtellung eine Zerſtreuung und Trennung entſtanden, worin eins dem andern hinderlich und läſtig werden mußte. So bezieht ſich z. B. in

partes animum verſabat in omnes

die letzte Sylbe (nes) auf die Endſylbe des erſten Wortes (tes), und omnes tönt gleichſam zu partes hinüber, und vereinigt ſich durch einen gleichen Endklang (es) mit demſelben, ſo wie in

Invisam quaerens quamprimum abrumpere lucem

das erſte und letzte Wort auch ſchon für das Ohr durch das gemeinſchaftliche m verbunden wird.

In dieſer Rückſicht kann man faſt behaupten, daß die Römer etwas dem Reime Aehnliches hatten, indem die endliche Auflöſung der anſcheinenden Verworrenheit durch gewiſſe Endformen eine eben ſo angenehme Verwunderung hervorbringen mußte, als bei uns die Vereinigung zweier Ideen zu einem Gleichklange; denn wenn wir bei Vorleſung eines Reimgedichts recht genau auf uns merken, ſo kommt es uns vor, als ob wir nach Endigung eines Verſes mit der Anſchauung des Ganges, den die nächſten Vorſtellungen nehmen, eine gewiſſe Neugierde verbänden, die nach einer anſcheinenden Verwirrung und Durchkreuzung, wenn nun ungeachtet aller Abweichung und Entfernung der Ideen endlich doch das Ganze wieder zu einem beſtimmten Gleichklange zurückkehrt, ſich in eine Art von Verwunderung verwandelt. Nun betrachte man einen

lateiniſchen Hexameter, wo die einzelnen Wörter ſo durch einander geworfen ſind, daß man in der erſten Hälfte wohl für den Zuſammenhang des Ganzen bange werden kann: da ſteht z. B. ein Accuſativ, es folgt wieder ein Accuſativ (wie oben partes und animum) welchen beiden alle Beziehung und Verbindung fehlt, dann nimmt ein Verbum (versabat) das letzte Subſtantiv auf, und erſt mit den letzten Wörtern des Verſes (in omnes) erfahren wir, wie der erſte Accuſativ (partes) ein anſchließender Theil vom Ganzen ſeyn kann. Nur an einer gewiſſen übereinſtimmenden Endform der Wörter erkennen wir die Beziehung der einzelnen Theile auf einander. Tönen die Endungen auch nicht immer zu einem förmlichen Gleichklange (wie omnes und partes) zuſammen, ſo tragen ſie doch gewöhnlich gewiſſe gemeinſchaftliche Kennzeichen, wie z. B. das m aller Accuſativen, an ſich. Die Endformen der Wörter können daher, da ſie als zurückführende Merkmale der Vereinigung des Einzelnen zum Leitfaden dienen, für das Ohr nicht anders als

eine besondere Wichtigkeit haben, mit der sie bei ihrer Wiederkehr einen angenehmen Eindruck auf das Gefühl machen müssen. Daß aber bei solchen Verhältnissen und Beziehungen der förmliche Reim, der den Schluß des einen Verses mit dem Schlusse des andern verbindet, störend und unzweckmäßig seyn würde, muß selbst uns, ob wir gleich keine Römer sind, bei aufmerksamer Betrachtung eines so zusammengesetzten lateinischen Verses ziemlich fühlbar seyn. Der Reim würde jene Gebundenheit unterbrochen haben, da er sie hingegen bei uns befördert.

Die spätern Sprachen haben die Gewohnheit, das Verhältniß der Ideen zu einander bloß durch die Endform der Wörter anzuzeigen, aufgegeben, und dazu besondere Beziehungs- und Verbindungswörter gewählt. Auch dies mußte die Anwendbarkeit des Reims sehr befördern. — Bei den Lateinern kam zur Endform der Substantiven und Adjectiven noch die Bestimmung des Geschlechts, die Beziehung des Gegenstandes auf andere nach allen mögli-

chen Fällen, und der Umstand der Einheit und Vielheit hinzu, welches alles durch die Endform des Worts selbst ausgedrückt wurde. Ferner wurde den Zeitwörtern nicht nur die Bestimmung der Person und der Umstand der Gewißheit oder Ungewißheit, sondern auch das verschiedene Zeitverhältniß unmittelbar hinzufügt. Die spätern Abendländer hingegen sonderten alles dieses in der Aeußerung von dem Begriffe ab, zeigten das Geschlecht noch durch besondere Artikel an, durch deren Umendung sie zugleich die Beziehung des Begriffs und die Bestimmung der Einheit oder Vielheit schon so deutlich zu erkennen gaben, daß die Begriffswörter selbst nur eine ganz geringe Aenderung in der Endform leiden durften; bei den Zeitwörtern ließen sie dem Begriffe sein bestimmtes Wort, das nach den eintretenden verschiedenen Verhältnissen nur wenig, und oft bloß der Abwechselung des Klanges wegen am Schlusse verändert wurde; zur Bestimmung der Person setzten sie dem Verbo besondere Wörter (ich, du, er, u. s. w.) vor, so daß also das Zeitwort selbst keine große Veränderung nöthig hatte;

auch wohl für den Nebenbegriff der Gewißheit oder Ungewißheit wählten sie, wie z. B. die Deutschen (würden, mögen, können), noch besondere Wörter; und, was die Hauptsache ist, den Umstand der Zeit trennten sie fast durchgängig von dem Begriffe des Wortes selbst, und drückten ihn durch besondere, so genannte Hülfsverba (seyn, haben, werden) aus. Hierdurch wurde es nun möglich, daß der Begriff auch äußerlich in einem Worte seine volle Kraft behalten, und ungestöhrt mit dem Accente seinen Platz einnehmen konnte; und dies war es, was dem Reime den Zugang zur Idee eröffnete, und machte, daß er sie treffen konnte. Nicht auf lieben und haben zugleich, sondern bloß auf die Ideensylbe selbst fällt er nun, indem er diese nach Absonderung aller Bestimmungen in einem förmlichen Satze, wie ich habe geliebt, als eine nachdrucksvolle Endform vorfindet. Mit Recht kann er hier Aufmerksamkeit sowohl erregen als erwarten. Diese Aufmerksamkeit würde schon getheilt werden, wenn wir die Person dem Begriffe anhän-

gen, und statt ich liebe — lieb ich sehen wollten, z. B.:

Alles lieb' ich,
Nichts betrüb' ich.

Hier verlangt das ich noch eine besondere Rücksicht, und dadurch, daß es nicht flüchtig überhört werden darf, wird der Nachdruck (der Accent), der auf die Idee des Wortes lieben fällt, geschwächt, und die Sinneinheit, welche der Reim verlangt, gestöhrt. Und dies ist bei jeder Zusammensetzung dieser Art der Fall, sobald der Redende, wie in der lateinischen und deutschen Sprache, sich der Bedeutung jeder Sylbe bewußt ist. Wo sollen wir nun also z. B. in amavi den Reim anbringen? Die Sylbe vi darf ihn nicht annehmen, weil nicht bloß sie, sondern auch die unmittelbar vorhergehende ma lang ist. Diese darf ihn aber auch nicht mit ungetheiltem Nachdrucke empfangen, weil vi als eine ebenfalls lange Sylbe, die noch dazu die Bestimmung der Zeit und die Beziehung auf die erste Person, also habe ich in sich schließt, auch besonders gehört und gemerkt seyn will. Hätten wir den Hauptbegriff

a m a zuletzt, dann wäre für den Reim alle Bedenklichkeit gehoben, und Stimme, Ohr und Geist hätten ein volles Recht auf ma zu verweilen, und diesen Ruheplatz auszuzeichnen. — Daß es nun nicht einige Formen in der lateinischen Sprache geben sollte, welche, den wichtigen Umstand ihrer herrschenden Länge und Kürze statt der Höhe und Tiefe abgerechnet, allerdings zum Reime taugen, läßt sich wohl nicht leugnen; denn warum sollten in dieser Hinsicht nicht Infinitive, wie amare, docere und ire reimfähig seyn? Wenige Wörter in einer Sprache, welche für die Reimform passen setzen aber ein Volk noch nicht in den Stand, sich in der Dichtkunst überhaupt des Reims zu bedienen.

Je häufiger in einer Sprache Spondeen sind, desto weniger ist sie (nach dem dritten und vierten Erfordernisse) reimfähig. Wenn wir daher diese in der lateinischen Sprache in einer großen Anzahl antreffen, so müssen wir dies als ein wichtiges Hinderniß ansehen, warum die Römer nicht reimen konnten. Hiermit

stimmt

ſtimmt auch die Beſchaffenheit der neuern Sprachen, die ſich des Reims bedienen, vollkommen überein, denn hier hören wir allgemein über Mangel an Spondeen klagen. Man muß daher, um doch nur einigermaaßen das Vergnügen zu haben, den lateiniſchen und griechiſchen Hexameter nachzubilden, zu uneigentlichen Spondeen, d. h. Sylben von ungleicher Höhe, ſeine Zuflucht nehmen. Wenn wir alſo auch davon abſehen wollen, daß wir ſtatt der Länge und Kürze nur Höhe und Tiefe haben, die unſern Hexameter dem lateiniſchen im Gange kaum ähnlich macht, ſo kann doch ungeachtet aller Vervollkommnung der deutſche Hexameter (Sechsmeſſer) wegen Mangel an eigentlichen Spondeen nicht einmal ein vollkommener Höhenhexameter (Höhenzähler) werden. Dieſer Umſtand iſt aber grade dem Reime günſtig, denn dieſer verlangt wechſelnde Höhen und Tiefen, wie die deutſche Sprache ſie in Menge hat. Wir kämpfen ganz wider die Natur unſerer Sprache ſelbſt unſers eignen Gefühls, wenn wir mit aller Gewalt den Reim verdrängen, und

unsere Empfindungen in dem Rythmus der Römer und Griechen, den die eigene Form ihrer Sprache schuf, den Sinnen anpreisen wollen. Der kühne Schwung der Phantasie mag immerhin das enge Kleid des Reims abwerfen, und in einem besonders erwählten Gange mit innerer Kraft und mit eigenthümlichem Nachdrucke wirken, denn mit dem Feuer, mit der Selbstständigkeit und Würde, mit welcher sie in Oden erscheint, bedarf sie, um ihrer Wirkung gewiß zu seyn, sogar kaum noch eines abgemessenen Ganges; aber der Ausdruck einer Begeisterung, die einer fühlbaren Regelmäßigkeit fähig ist, kann sich sehr wohl des Reims bedienen, um dadurch eine Art von Gebundenheit zu erhalten, die in den schönen Künsten die Leidenschaften veredelt, und auch sonst immer Poesie von Prosa unterschied.

Mit späterhin verfertigten lateinischen Reimgedichten, in denen gewöhnlich das römische Sylbenmaaß verletzt wird, die Reimfähigkeit der lateinischen Sprache beweisen zu wollen, ist eine Selbsttäuschung, weil wir jene Gedichte nun mit deutschem Sinne und deutscher Mundart lesen; denn

wie jedes Volk überhaupt eine fremde Sprache wie seine eigene auszusprechen pflegt, so machen wir es auch mit der lateinischen, indem wir hier, wie im Deutschen, gern lange mit kurzen Sylben abwechseln lassen, und z. B. statt hominĭbus — hominĭbŭs, statt improbĭtas — improbĭtās sprechen. Nach unserm Gefühle werden die Reimverse

O si tacuisses,
Philosophus mansisses

freilich ihre Richtigkeit haben; aber welcher Römer würde es vertragen, daß man so seine Sprache umwandelt, so das Sylbenmaaß verletzt, und z. B. in mansisses die erste Sylbe kurz gebraucht. Eine Umwandlung mußte allerdings mit der lateinischen Sprache vorgehen, wenn sie reimfähig werden sollte, aber dann blieb sie auch die lateinische Sprache nicht mehr. Und so ist es auch wirklich mit einigen neuern Sprachen der Fall, die aus der Römischen entstanden sind. Betrachtet man die Veränderungen, die hier mit den lateinischen Wörtern vorgingen, so sieht man recht deutlich, was dazu gehörte, wenn sie sich der Reimform

anpassen sollten. So wurde das lateinische Cæsar zum deutschen Kaiser, vallum zu Wall, claustrum zu Kloster.

Für den historischen Ursprung des Reims kann aus den bisherigen Betrachtungen wenigstens so viel erhellen, daß es für Europa nicht erst der Araber bedurfte, um von ihnen den Reim kennen zu lernen, indem jede Nation schon von selbst darauf kommen konnte; sollten übrigens aber auch entweder die Araber oder selbst die spätern Römer das Abendland zuerst mit dem Reime bekannt gemacht haben, so widerspricht dies doch keineswegs der Vorstellung von der psychologischen Entstehung des Reims, wie sie sich uns nach Grund und Folge aufdringt.

Nur bei völliger Uebereinstimmung der äußern Mittel mit dem innern Gefühle konnte der Reim bestehen und einer angebornen Neigung entsprechen, in der Natur der menschlichen Seele und in der Beschaffenheit ihrer Gedankenformen hat er seinen bleibenden Grund.

Das

Land der Wunder,

oder

Die erstaunenswürdigen Abentheuer,

eines Deutschen auf seinen Reisen

in eine

unbekannte Welt

Satyrisch-komisch humoristischer Roman

von

SCHÜTZE

Hamburg
bey Gottfried Vollmer

Reisemärchen.

„Laß dir keine Ordnung gebieten, wenn du anschauen sollst oder begreifen, wenn in dich hineingehen oder heraus! Lustig das fremde Gesetz verschmäht und den Gedanken verscheucht, der in todten Buchstaben verzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß dir nicht sagen, dies müsse erst vollendet seyn, dann jenes! Gehe weiter, wenns dir gefällt, mit leichtem Schritt; lebt doch alles in dir und bleibt, was du gehandelt hast, und findest es wieder, wenn du zurükkömmst.

Schleiermacher Menelegen
Seite 151.

Skizze des Inhaltes.

itung. Warum der Verfasser Seite
bt? — 1.

uf er reiſete? — 3.

, eine Reiſemaſchine. Etwas
die Kuhpocken. — 6.

Seite.

4. Ein Stier macht der Kuh die Kour. Wunderkraft des wilden Oelzweigs. — 11.

5. Abgötterei. Der Reisende wird von Molly getrennt. — 13.

6. Unvergängliche Schuhe. Teufelsstiefel im Hamburger Dom. — 16.

7. Wilder Esel, ein Freund der Reime, wirft sich zum Tribunalrath auf, verlangt das Wort und wird erschlagen. Parentation. — 18.

8. Etwas über Bediente, Reiselurus und Spürhundenasen. — 25.

9. Das Uhrthier. Der Reisende wird bestohlen und geprellt. — 30.

10. Das nahrsame Blatt und der Schuß- Wurf- und Schlagfest machende Stein. Mittel wider Heimweh. — 33.

Seite.

11. Vom Gedächtniß. Der Wechsel und die Hörner, ein Abentheuer. Ueber das Bergversetzen, Lavater, Jean Paul und Hippel. über Phantom, Beklemmungen, Geister und Kaffee — 38.

12. Der Doppelzüngler. Eine Entbindungsgeschichte. Die Mutter wird zugleich Großmutter. Wunderkraft des Adlersteins. Der Reisende will die Adler und Diebe bestehlen. — 48.

13. Sieg der Matronen und alten über die jungen Mädchen und Frauen. Der Reisende liebt ein 80jähriges Mädchen. Ein paar verlebrne Worte über Galanterie und Moden. — 58.

14. Emilie, eine tragische Geschichte. Etwas von und für die Brownianer. — 67.

Seite.

15. Ein Vogel bewacht und verräth Ehefrauen. — 79.

16. Ungeheure Würmer. Adreſſe an Moraliſten auf Lehnſtühlen. Weizenregen, dem Steinregen vorzuziehen. — 84.

17. Langweilige Lindenallee. Sie führt den Reiſenden in das blos von Männern bewohnte Land. Beſchreibung eines poſſierlichen Ballets. Veſtris, Gardel, Laborie, Sacco und --- die krummen Tänzer. — 90.

18. Kinderhandel der Gelehrten. Stumme Tiſchgeſellſchaften. Kompliment an die Damen. — 94.

19. Die Streuſandbüchſe, und das fatale Geſicht. Eine Hofintrigue. — 100.

20. Bewegliche Gemälde. Platte Geſich-

Seite.

ker und Menſchen. Aufzeichnung verdienter Männer und Helden. Galls Schädellehre. — 106.

Züge von Weisheit und Schlauheit eines Elephanten. Intereſſante Anekdoten aus ſeinem Leben. — 110.

Der Reiſende macht durch Kleiderluxus ſein Glück und den Damen und Europäiſchen Modejournalen ſein Kompliment. — 119.

Der Reiſende geräth durch ein begangnes Verbrechen an den Rand des Grabes. — 123.

Prinz Orompar darf bei Todesſtrafe nicht genannt werden. — 125.

Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, Haarhennen und Wollhühner, griechiſches Feuer. — 127.

Seite.

26. Das Land der Ehen. Hochzeitgebräuche; Stoff zu einem komischen Roman. Der Reisende beschimpft die Braut und nimmt die Flucht. — 131.

27. Placat gegen das Fischen. — 139.

28. Die versteinerte Stadt. — 141.

29. Der Reisende und sein Gefolge springen und tanzen aus Noth und Verzweiflung. Schwängernde und befruchtende Winde. — 147.

30. Der Stein der Weisen, die Basilisken und der Hofcatträger. — 150.

31. Vorrechte des Adels. — 156.

32. Die Affenkolonie, eine Tragikomödie. Vertheidigung dieser Schauspielgattung. — 158.

Seite.

33. Mancherlei von Ahnungen, Hunden, Grabthieren und Abendwölfen. Wözels Erscheinung seiner todten Frau vor dem Publikum, wird zitirt. --- 162.

34. Sonderbare Kranke, die nicht gesund seyn wollen. Gesunde wollen krank werden und groß und nie genesen. --- 167.

35. Baumschatten. Des Reisenden Konrad wird schattenscheu. --- 172.

36. Nachrichten aus Egypten. Die Blume Männerchen des [illegible]weidörfer und der Wundersee. Gruner und Fichte. — 174.

37. Audienz des Reisenden beim Fürsten. Hündische Hofwache. Der Fürst spuckt ohn' Ende. Mittagessen. Ehrensäule von Kochtopfscherben. Der Obertopfmeister, eine Hofchar-

Seite.

37. Große Tafel des Inviſiblen. Sonderbare Sitten und Etiketten am Hofe. --- Hamburger Wein- und Bamberger Biertrinker. --- Allgemeiner Landhuſten. --- 178.

38. Heirathsgeſchichte des Reiſenden. Des Fürſten Recht der drei erſten Nächte macht ſie rückgängig. Landesverweiſung des Autors. --- 192.

39. Barbariſches Baumſchütteln. --- 197.

40. Das ſtarke Ehepaar. Schlechtes Erziehungsweſen. Mittwochskinder und Sonntagskinder. Romulus und Remus. --- 198.

41. Der Reiſende im Baumlande. Volks- und Baumfeſt, Blättertanz, Ballet und Feuerwerk ohne Feuer. --- Bitte an Rezenſenten, die N. 41.

Seite.

herauszustreichen. — Pas-de-Trente. Kokusnüsse. Ende des Schauspiels. Der Klagbaum und die Trauermusik. Baumpflanzung. Natur- und Nationalgalgen. — 205.

42. Das Land der Bonmots. Der Reisende macht eins und kommt dadurch zu Ehren und Würden und Dächern. Vom Oberaufseher oder Intendanten der Bonmots. Der Autor rettet durch ein Bonmot einem Unglücklichen das Leben. Tafelfreuden. — 219.

43 und 44. Wunderpferd. Pferdekünstler und Kunstpferde, Valp, Chiarini, Brombilla und Palatini übersiegend. Die Laqativ-Kraft des Pferdeauges. Der Reisende wird zum Gelächter. — 234.

45. Ueber Antipathie und Sympathie:

Seite.

Wolke, Ananas, Gänse, Katzen und Mönche. Geschichte eines Duells. — 244.

46. Das kalte Land. Rother Schnee, ein Bonmot. — 257.

47. Der Verfasser wird ein Kaufmann und macht große Geschäfte. Lyrischer Handel und Wandel. Musikalische Nation. Ein Hechtkopf bringt ihn um die Gunst Wilhelminens. — 263.

48. Der Reisende erscheint mit und ohne Perücke, und geräth in Verlegenheit und Händel, die ihn — 269.

49. Zum Kahlkopf machen. Die Titus-Perücke. Der Extrabeste König, dessen gloriosester Krieg. Beschrei-

Seite.

bung einer fürchterlichen Bataille. Das Siegsfest ohne Gleichen. Der merveilleuse Pallast. Festbare und verschwenderische Veranstalten zu den vier großen Festtagen der Siegsfeier. Sublime Wohnung. Der König hält alle Fremde fest. Beschreibung der Fremden, ihrer Farben, Kleidungen, Moden, Sitten und Gebräuche. Abstellung lästiger gesetzlicher Vorschriften. Das Volk soll den siegenden Fürsten zum erstenmal sehn. Das Brownische System und die Doktortaxe. Elysium für Erzieher: Tissot, Salzmann, — Illuminationen, lebendige Thermolampen. Delspringbrunnen. — 276.

50. Kurforische Beschreibung der viertägigen Festlichkeiten. Die ganze Nation speist an einer Tafel. Der König trinkt seine höchsteigene Gesundheit dem Volke zu, und die

Seite.

seines Volkes. Allgemeiner Freudenrausch, zersprungne Gläser. Mortalität. Ende. — 509.

1.

Wenn man, wie ich, und andre Gelehrte, den größten Theil seiner irdischen Laufbahn dazu verwandt hat, sich in der Welt umzusehn; so kann man auf der Welt nichts gescheuteres vornehmen, als sich hin und zur Ruhe setzen, um das Gesehene und Erlebte zu beschreiben. Aber keine Ruhe ohne Unruhe! Die Anstrengung des Gedächtnisses, das Wühlen in Tagebüchern und Blättern, das Sammlen und Dechiffriren der zerstreuten, oft durch Seewasser und Würmer, Landrazen und Visitatoren begrifenen, angenagten und beschädigten Läppchen, die zu

ordnen und in ein Ganzes zu bringen sind, machen dem am Pult sitzenden und schwitzenden Reisebeschreiber oft mehr Sorge, Mühe und Plackerei, als die Hudeleien und Scherereien der Ignoranz und Grobheit auf Poststationen, in Wirthshäusern und Kaffeesälen im Norden und Süden. Auf diese Unruhen folgen die des Herausgebens der Beschreibung; da und seit sich Verleger und Leser (selbst die verlegensten und belesensten unter beiden) um nichts ärger reissen und beissen, als um Handschriften und Bücher, worauf Reisen geschrieben und gedruckt stehn. Hat man, wie ich, das beneidenswerthe Glück, eine wackre und zuverlässige Hebamme zu dem Kindlein gefunden und gewählt zu haben, und schwebt mit dieser in der leichten Wolke des Vorahnens freundlicher Leser; so steht dem Autor annoch die Unruhe bevor, welche die Kritik über sein allerneuestes Reisebuch anregen wolle und werde. Diese Wehen tref-

ſen die Wöchnerin oder den Autor gewöhnlich allein; die Hebamme, oder der Verleger iſt lange gedeckt oder an der zweiten Auflage, von der die Rezenſion, läuft jene unverbeſſert, oder mit einem neuen Schmuztitel verſehen in die Welt hinaus, wie bekannt, keine Notiz nimmt.

2.

Ich war feſt entſchloſſen, nachdem ich beinahe die ganze Welt durchreiſt, keine Reiſe weiter zu machen, als auf dem Papiere. Da ich nie darauf reiſte, bekannte Sachen in bekannten Gegenden und neunundneunzigmal beſchriebene Dinge zum hundertſten wieder zu käuen; ſondern im Gegentheil meine Neu- und Wißgier nur immer auf das Auſſergewöhnliche, Abentheuerliche, Unnennbare losſteuerte, und aus dem Chaos der Wirklichkeiten die wunderbarſten, bizarreſten und erſtaunenswürdigſten auszuheben und

in Saft und Blut zu verkehren befliſſen war: ſo wird die Leſewelt hier mit Gewöhnlichkeiten und Alltäglichkeiten billig verſchont. Selbſt intereſſante Data und Facta, wie ſie Nikolai, Brydone, Cooke, Keißler, Perouſe, Pigoſette, Fiſcher, Heß und Moore lieferten, wird man hier vermiſſen. Wäre die Botanik mein Hauptreiſefach geweſen, ich würde mich um die 18000 bekannten Pflanzenarten (die man nach Funk und Witt zählen ſoll) wenig bekümmert, ſondern nicht ehr geruhet haben, bis ich die 25000 unbekannten Pflanzenarten (die jene Männer anführen) gehörig gekannt, gewürdigt, und claſſifizirt hätte. Hingegen wird man in dieſer Reiſe die Quadratur des Zirkels, die Direction des Luftballs, das waſſerdichte und feuerfeſte Tuch und Leder, die Kunſt, Wäſche nicht blos wie nach Chaptal ohne Feuer, ſondern ſelbſt ohne Waſſer und Lauge — ſich ſelbſt waſchen zu laſſen, die Uni-

versalmedizin, den Stein der Weisen,*) die Kunst ohne Beischlaf Kinder zu zeugen und ähnliche wichtige Entdeckungen zur Evidenz gebracht zu sehn, nicht weit suchen dürfen. Ich gebe diese Dinge nur als Beispiele, und erwähne daher nicht einmal im Vorwege der entdeckten Universalsprache, die nicht blos alle Menschen in allen Zonen miteinander reden werden, sondern an der auch das übrige Thierreich Theil zu nehmen belehrt, und in den Stand gesetzt wird.

Den Gang der simpeln Beschreibung werden, wo es Menschen und Sitten anschaulicher zu machen dient, Dialogen, Billet doux, Scenen aus Schauspielen und kleine Romane unterbrechen, die auf meinen Reisen vor meinen Augen oder durch mich selbst gespielt wurden.

---

*) Im zosten Abschnitt.

3.

Nachdem ich zwei oder drei unfruchtbare Jahre lang bald zu Pferde bald zu Fuß, bald zu Wagen, bald zu Schiffe gereist war, befand ich, daß ich noch weit von dem allerbequemsten Reise-Vehikel entfernt sey. Anlangend die Postwagen, so war eines berühmten Reisenden *) Phantasie, die Räder mit Filz oder Tuchecken zu umwinden, noch nicht publizirt, geschweige realisirt. Das Durchstoßenwerden und über Rädern gerädert werden auf den größtentheils höckrigten Landstraßen und leidlichern Chausseen ward mir zu angreifend. Das Wundgehen oder Reiten war nicht zum Ausdauern, und die Seekrankheit machte mich schiffscheu. Ich fand daher ein Reisewesen aus, das allerseltsamste, vielleicht aber das allerbequemste und ersparendste unter den Sonnen. Dies

*) Ewald.

half mir außer dem ſanftern, obwohl langſamern (Eile hatt' ich durchaus nicht) Fortkommen auch den Vortheil herbei, daß ich in Wüſteneien, Lüneburger und Holſteiner Heiden ähnlichen Gegenden, nicht zu verhungern fürchten durfte. Mein Fuhrweſen war zugleich meine ergiebige, unerſchöpfliche Nahrungs- und Genußquelle:

Eine Kuh.

Man bereiſt ſo oft, (Moritz zu Fuße und tauſende in Wagen können es zeugen,) öde Gegenden, Wald und Moorgründe wo die Herbergen ſeltner ſind als in Spanien Luftſchlöſſer, und in Deutſchland ſeit der franzöſiſchen Revolution die Reſtaurationen. Man trift wieder, ſtoßt oder wird auf Kneipſchenken zugeſtoßen, die in Moorgrund ſtecken, wo nicht einmal ein Trunk reinen und geſunden Waſſers, geſchweige Bier und Branntwein, am geſchwiegenſten Bavareiſe oder Punſchkreme für Geld oder Bitte zu haben iſt. Die Milch meiner Unvergeßlichen gewährte

mir nicht blos den frischesten Trunk — ich durfte nur absitzen und mit den Lippen melken — sondern sie ersetzte mir auch, wie in der Wüste Arabiens die Speise. Monatelang lebten Menschen, ohne alle andre Nahrungsmittel blos von dem Sog der Tabackspfeife; ja ein 16 jähriges Wundermädchen, die Kienker im Osnabrückschen lebte 7½ Jahre lang vom $\frac{1}{4}$ Winde; leichter und glaublicher hat meine Kuh mich jahrelang beköstiget und getragen. Aber dieser Vortheil (der nur in wüsten Haidgegenden dadurch gemindert ward, daß nicht frisch gefuttert sondern aus dem Heusack gezehrt wurde, der auf der Kuh Rücken lag,) war nicht der einzige. Ich war nicht blos, so lange ich von bloßer Milch lebte, frischer und blühender von Farbe, fester und gesunder von Muskeln als vor und nachher; ich war auch oft mit Hülfe der Kuh, was man bei Kasse nennt. Sie gab die Milch zu Zeiten in so großem Ueberflusse, man-

chen Tag bei 30 Kannen, so daß, was ich für meinen Haushalt nicht brauchte, verkaufen oder gegen andere Bedürfnisse umtauschen konnte. Bald machte ich meine Milch im Keller unter mir zu Gelde, bald zu Ananas und Pasteten, wenn michs, meine Milchdiät und Molkenkur mit einer (die Aerzte Browniens sagens, heilsamen) Debauche zu versetzen, gelüstete. Zuweilen half mir einmal irgendwo ein paar zerrissene Weinkleider wohl so gut ersetzen, als in Schillings Mann wie er ist, die schalkhafte Zofe, die ihn verweiblichte. Von der Bequemlichkeit meiner Kuh hab' ich noch gar nicht einmal gesprochen. Sie machte durchaus keine Pretension gleich anderm Vieh, sondern überließ sich ganz meiner Willkühr, ging ihren ebenen sachtmüthigen Schritt, und verstieg sich ohne Murren auf ihres Reuters leisesten Wink zum Trott und Galopp. Doch beschwerte ich sie mit dem Superlativ so selten als

möglich. Denn sie hatte außer mir noch manches zu tragen. Ein paar gleich schwere aber leichte Bündelchen hingen, je eins um eins ihrer Hörner. An diese befestigt und auf den Bündeln ruhend lag ein Brett, das mir zum Pult diente, wenn ich las, zum Tisch, wenn ich schrieb, zum Kopfkühl, wenn ich schlief. Jetzt erst nach überstandenen Reiseabentheuern entdecke ich noch einen Vortheil, den ich lange verschwieg, (aber jetzt laut werden lassen muß) um den Entdeckern und Verbreitern einer wichtigen Lebensheilsordnung die ersten Vortheile nicht wegzuschnappen. Einige kleine Pusteln, die sich einst beim Melkgeschäfte an meinen Zeige-, Schreib- und Daumfinger setzten, brachten mich, dem nie eine Menschenblatterseuche was anhatte, auf den ersten Gedanken der Schutzpocken-Impfung, wie sie einige, oder Brutal-Impfung, wie sie andre nennen. Ich theilte meine Entdeckung einigen Trans-

Indiſchen Aerzten mit, die ſie per varios casus ambages und discrimina rerum wieder einigen brittiſchen, ſkandinaviſchen und deutſchen Aerzten mittheilten, die dadurch zu Glanz, Ruhm und Golde kamen. Von meiner Kuh aber und mir ſtammt der erſte Gedanke der **Kuhpockenimpfung**, die der Menſchheit wohlbekomme!

4.

Nie hätte ich geglaubt, daß mir dieſe treffliche, bequeme Reiſemaſchiene, dies compendióſeſte Reiſewerkzeug, deſſen ich mich immerdar zu bedienen, feſt entſchloſſen war, ſo viele Ungelegenheit hätte verurſachen können. Den erſten Verdruß machte mir ihrentwegen ein Schlingel von — Stier. Mit gewaltigen Schritten ſah ich ihn auf uns beide zutreten, und merkte bald, daß er es beſſer mit meiner Kuh als mit mir im Sinne hatte. Ihr

Kopfputz mußte ihm glauben machen, sie sey eine Kuh von Bedeutung, und er hatte es auf nichts geringeres angelegt, als (mit ihrer Erlaubniß) ihr Geschlecht zu vermehren und das meinige zu vermindern. Mein Glück, daß ich grade einen wilden Oelzweig in der Hand hielt, womit ich von mir und meinem Vieh die Fliegen und Bienen abzuwedeln pflegte. Mit diesem Wedel schlug ich, nicht um ihn zu schrecken, sondern ihm zu schmeicheln, den Ochsen. Aber wie erstaunte ich über die wunderbare Kraft des Oelzweigs, der zum Symbol des zwischen dem Gegner und mir geschlossenen Friedens sich heiligte. Der leichte Fächerschlag machte ihn unbeweglich. Noch immer ängstlich ritt ich Fürbas, sah mich aber von Zeit zu Zeit nach meinem Feinde um, der zwar im Rückmarsch begriffen, doch auch nach mir sich ab und an umsah. Wir schienen beide einen Friedensbruch zu fürchten, und den Präliminarien, wie das

unter mehreren ungleichen Mächten sich trifft, nicht zu trauen. Kaum hatt' ich ihn aus dem Gesichte, als ich, die glückliche Entdeckung benutzend, meine Molly, so nannt' ich sie, mit einer Menge Oelzweigen von den Hörnerspitzen bis zum Schweif als wie mit einer Menge Barrieren besteckte, um mich gegen die Stiere der ganzen Welt in Sicherheit zu setzen.

5.

Eine Menge Thürme stachelten sich aus der Ferne vor meinem Blick in die Höhe, und verkündeten mir eine weitumfangene Stadt. Glocken läuteten und bingelten durcheinander, Kanonen donnerten von den Wällen herab mit einem Nachdrucke, daß selbst die sanfte Molly ein paar kurze Sätze des Erstaunens machte, und einen Riß durch die Zeichnung, die ich eben auf ihrem Kopfzeuge, dem Pulpet, von dem Stadtungeheuer

zu entwerfen begonnen hatte. Einige Oelzweige knickten an Mollys Lenden, und ein Schauer der Ahnung überlief meinen Leichnam. Doch faßte ich Muth, und zog in die Stadt ein. Kaum hatte ich ihre Thore hinter mir, als eine Menge Volks sich um mich drängte, mich mit Komplimenten und Höflichkeitsbeweisen überhäufte, die aber so übertrieben waren, daß ich sie für eine Art Anbetung und Abgötterei halten mußte. Das gemeine Volk warf sich zu Boden vor mir hin; die schönsten Damen und Herrn, angethan mit rosafarbnen und strohgelben Kleidern, junge hübsche Mädchen in feinen Mousselines gesteckt, verließen die Fenster, stürzten durch die Hausthüren, drangen dem Volke vor, und warfen sich so lang und hübsch und geputzt sie waren, vor mir hin in den Koth. Anfangs glaubt' ich, man wolle mich, den ungewöhnlichen Reuter und Reisenden, zum Besten haben. Aber es war pure platte

Verehrung, die doch nicht mir, ſondern meiner guten Molly galt. Ich war in dem Lande, wo die Kuhheiten Gottheiten ſind, und man hielt meine ſo luſtig aufgeſtutzte und gedonnerte Kuh für eine majorum gentium. Man brachte Kranke herbei, die, um zu geneſen, an den Schwanz meiner Molly greifen mußten. Andere ohne Hoffnung würden, meinte man, mit dem Kuhſchwanz in der Hand leichter aus dieſer in eine andre Welt übergehn. So tief war der Aberglaube dieſes Volks*) geſunken! Wir litten unausſprechlich. Des Zerrens an der Kuh war kein Ende. Prieſter traten auf mich zu und erſuchten, ihnen dies Thier zu verkaufen. Eine Menge Gold, Silber und Edelſteine bot man mir. Entſchloſſen ſchlug ich dies ab und aus. Da entſtand ein Murren im Volke; geballte Fäuſte

*) In Calicut, wo nach Vincent le Blanc, die Kuh für heilig und geheiligt geachtet wird.

zu entwerfen begonnen hatte. Einige Oelzweige knickten an Mollys Lenden, und ein Schauer der Ahnung überlief meinen Leichnam. Doch faßte ich Muth, und zog in die Stadt ein. Kaum hatte ich ihre Thore hinter mir, als eine Menge Volks ſich um mich drängte, mich mit Komplimenten und Höflichkeitsbeweiſen überhäufte, die aber ſo übertrieben waren, daß ich ſie für eine Art Anbetung und Abgötterei halten mußte. Das gemeine Volk warf ſich zu Boden vor mir hin; die ſchönſten Damen und Herrn, angethan mit roſafarbnen und ſtrohgelben Kleidern, junge hübſche Mädchen in feinen Mouſſelines geſteckt, verließen die Fenſter, ſtürzten durch die Hausthüren, drangen dem Volke vor, und warfen ſich ſo lang und hübſch und geputzt ſie waren, vor mir hin in den Koth. Anfangs glaubt' ich, man wolle mich, den ungewöhnlichen Reuter und Reiſenden, zum Weſten haben. Aber es war pure platte

Verehrung, die doch nicht mir, sondern meiner guten Molly galt. Ich war in dem Lande, wo die Kuhheiten Gottheiten sind, und man hielt meine so lustig aufgestutzte und gedonnerte Kuh für eine majorum gentium. Man brachte Kranke herbei, die, um zu genesen, an den Schwanz meiner Molly greifen mußten. Andere ohne Hoffnung würden, meinte man, mit dem Kuhschwanz in der Hand leichter aus dieser in eine andre Welt übergehn. So tief war der Aberglaube dieses Volks*) gesunken! Wir litten unaussprechlich. Des Zerrens an der Kuh war kein Ende. Priester traten auf mich zu und ersuchten, ihnen dies Thier zu verkaufen. Eine Menge Gold, Silber und Edelsteine bot man mir. Entschlossen schlug ich dies ab und aus. Da entstand ein Murren im Volke; geballte Fäuste

*) In Calicut, wo nach Vincent le Blanc, die Kuh für heilig und geheiligt geachtet wird.

und Zedernknüppel hoben sich gegen mich auf, ein Tumult schien dem Ausbruch nahe. Ich hätte Molly umbringen mögen, um sie den Abgöttern zu entreißen; aber ihr Tod würde unfehlbar den meinen nachgezogen haben. An Widersetzlichkeiten war nicht zu denken; ich mußte den Handel eingehn. Ich verachtete zwar den Reichthum, doch verschmähte ich den Besitz nicht; aber ich schalt mich treulos, pflichtvergessen, und ward schwermüthig, wenn ich an das Thier und die Mißhandlung dachte, der ich's preis gab, und aus Pflicht der Selbsterhaltung preis geben mußte.

6.

Nothgedrungen nahm ich nun wieder zu allerlei Fuhrwerk, Karessen, Chaisen, Cabriolets, Proviantwagen, Pferden meine Zuflucht; oft blieb mir nichts als die Wahl meines Fußwerks. Das Glück

führte mir einst einen Künstler in den Weg und mit ihm das Geschenk von ein paar Schuhen, die zu den merkwürdigsten Garderobestücken gehören. Diese Schuhe waren und sind — unvergänglich: sie knarren Zeitlebens wie neue Schuhe, und sie leben noch, sie, die ich Jahrelang auf den Füßen hatte, ohne eine Spur der Abgenutztheit, und treten bald in ihr dreißigstes Jahr. Der Hamburgische Dom, vorzüglich aber ein Pfeiler seiner Kirche brüstet sich mit einem paar Stiefeln die an ihm hängen, die ohne Rath und vom Teufel selbst fabrizirt seyn müssen. Meine Schuhe sind Menschenwerk und machen dem Teufel und seinem Machwerk den Rang streitig. Die sämmtlichen Schuster, welche noch dazu groſsentheils meine Kollegen sind und gleich Reisenden in die Gelehrsamkeit pfuschen, will ich nicht zum Zorn gegen mich reizen, noch ums Brodt bringen, aber verschweigen darf ich es der Welt doch nicht,

worin das Geheimniß der unvergänglichen und unzergehbaren Schuhe ſteckt. Sie ſind nemlich aus der Haut des zypriſchen Eſels, aber gerade von dem Fleck des Rückens weggeſchnitten, auf dem das Hauptgewicht der getragenen Laſt 10 Jahre lang ruhte. Mit einem unthätigen Müſſiggänger unter den Eſeln wäre folglich nichts zu machen. Da die zypriſchen Eſel nun weit ſeltner und koſtbarer ſind, als alle übrigen nicht zypriſchen und überflüſſigen, auch der Fleck ſchwer zu treffen und der Schnitt ſelbſt ſeine Schwierigkeit hat: ſo hoff' ich dem achtungswerthen Handwerke durch dieſe Entdeckung keinen Schaden zu thun.

7.

Merkwürdiger als dieſe eſelshäutnen Schuhe war ein Eſel ſelbſt, ein wilder Eſel, den ich in der Tartarei auftrieb, und eine Zeitlang unter mir, d. i.

als Reit- und Reiſethier hatte. Es war dies einer der Kulans, der, wie Pallas und Blumenbach rühmen, die zahmen Eſel an Größe, Schlankheit und Schnellläufigkeit weit übergeht. Dieſer Eſel aber war ein Wunder ſeiner Zeit und Raçe. Er ging ſo ſchnell und zugleich ſo bequem, daß er in 24 Stunden hundert Meilen mit mir zurücklegte, ohne ſich und mir Zeit zum Eſſen oder Trinken zu laſſen. Was wir dabei erſparten, läßt ſich denken. Aber ſeine Tugend ſtieg noch höher. Wenn wir nach einer ſo ungeheuren zurückgelegten Tage- und Nachtreiſe uns um zu eſſen hinlegten, ſo gab es ein Mittel, ihm auch in dieſer Ruhe und Genußzeit den Appetit zu verderben, und ihn auf etwas Höheres und Geiſtigeres ab- und hinzuleiten. Ich zog nemlich, wenn er kaum ſeinen Heu- oder Diſtelvorrath angebiſſen, einen deutſchen Muſenalmanach oder eine halbverſifizirte Rittergeſchichte oder eine Sammlung von Gedichten her-

vor, worin gewisse Gattungen von Sinn-gedichten, Trioletten, Elegien, und vorzüglich Gedichte nach vorgeschriebenen Endreimen, Epopeen, ohne dem Buchstaben R. und dergleichen Gereimsel, sich befand, welches auf ihn den wundersamen Eindruck machte, daß er sogleich die Ohren reckte, Essen und Trinken vergaß und mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit nichts that als — hören. Seine Augen waren auf die meinigen geheftet, und er würde seine Kritik herausgesagt haben, hätte er reden können. Auch gab er wirklich zu Zeiten bei poetisch-prosaischen ächten Kraftstellen, schwergereimten Strophen, ungeheuren Hyperbeln seinen Beifall durch ein lautes Y--ha, als ein Bravo! an den Tag. Kaum aber begann ich ein Gedicht zu lesen, worin ein z. B. Göthescher Geist athmete, plötzlich war des Esels Aufmerksamkeit dahin, und er fraß und soff lustig drauf los, als würde nichts gelesen. Von Fieldings Tom Jones, den

ich mehrmals in Ruheſtunden laut las, nahm er keine Notiz, bis ich an die deutſche Fortſetzung kam. Von Skarrons komiſchem Roman feſſelten nur die letzten Kapitel ſeine Aufmerkſamkeit. Von Jüngers komiſchem Roman, Fritz, liebte und hörte er nur die beiden letzten von fremder Hand nachgefudelten Bändchen. Schillers Geiſterſeher mußt' ich vom Hirten an, d. i. von der Kyzſchen Fortſetzung beginnen, wenn ich meinen Hyperboreer vom thieriſchen Genuß abhalten wollte.

Glücklich, dacht' ich oft, würde mancher Poete ſeyn, wenn er einen ſolchen Eſel zur Seite hätte, um ſich des Eindrucks zu erfreuen, den ſeine Poeſien ſelbſt auf ein Thier, doch nur einer Gattung, zu machen vermögen. Noch weit glücklicher aber, wenn ihre Verſe ſie ſelbſt, wie den Zuhörer gegen Speiſe und Trank unempfindlich machen könnten! Denn

oft finden ja die armen Poeten weder in noch außer ihrer Wohnung den Tisch gedeckt, um den Abgang und die Abdampfung ihres Geistes, der Begeisterungswuth natürliche Folge, durch Speise und Trank wieder zu ersetzen.

Aber leider! dieser Esel war der einzige in seiner Art! So viele Mühe ich mir gab, sein Geschlecht und Talent mit Hülfe von Eselinnen, die ich ihm zur Bekanntschaft und näheren Vertraulichkeit zuführte, fortzupflanzen, so fruchtlos war diese Mühe. Es war ein ächter Hagestolz und in einem so eigensinnigen Grade Verächter der Weiber als Verehrer der Musen — einer gewissen Gattung.

Auf die sonderbarste Weise von der Welt kam ich auch um dieses Reisethier. In einer gewissen Residenzstadt ritt ich mit ihm an dem Gerichtshof vorbei. Meine Neugier reizte mich, hineinzugehn. Ich

band den Esel an eine Säule des Portals fest. Die Richter und Beisitzer wollten sich eben auf und um die Tribune lagern, als – man denke sich mein Entsetzen! – mein, von der Säule draußen sich losreißender Hyperboreer in den Saal und auf den Richterstuhl hinaufstürzte, großmächtig und unverschämt sich auf ihn hinpflanzte und mit dem ausgelassensten Eselsschrei – das Wort verlangte. Die Richter waren grade im Anmarsch, die Boten, Schreiber und der Pöbel hinterdrein, die alle jene höhnende Besitznahme der Tribune und Wortforderung fühlten, aber auf das empfindlichste und eben so auf der Stelle rächten. Auf den, ach! allzu unbesonnenen und voreiligen Satyriker flogen nun der Wüthenden Instrumente los, Protokollbücher, Dintenfässer, Schlüssel, modische Spazierknüppel, Peitschenhiebe schlosseten und hagelten auf das arme Thier so lange zu und hieben auf seine Pergamentrinde ein, bis er

athemlos und todt über den ihm zunächst stehenden Archivar stürzte und das Archiv mit sich zu Boden riß.

Wie in aller Welt kamst du, Esel aller Esel, auf diese mehr vielleicht Sottise als Malize? Du, dem ich nie etwas von thierischem Dünkel, noch von Aufgeblasenheit, Schadenfreude, noch Bosheit abmerken konnte? Du warst sanft, friedsam, gelehrig, geduldig und beschwertest Dich nie über etwas, das dir nicht zu Sinne gewesen wäre. Ich weiß dir, und (ich fodre alle die dich kannten zu Zeugen,) niemand wisse dir irgend einen deiner Ehre nachtheiligen gegründeten Vorwurf zu machen, bis auf diese verfluchte Musik, die du und grade so unzeitig anstimmtest, auf dem Gipfel der Instanz. Dies Lob bin ich deinem Andenken schuldig. Ihr aber, Virtuosen und Poeten, die ihr so oft Wesen, welche eben wie er, zur Unzeit ihre Melodien anstimmen,

bis an den Himmel erhebt, laßt ihm auch nach seinem Tode diese Selbstverschuldung nicht vergelten! Erschöpft euch in Elegien, Denkversen und Grabschriften. Er war euer innigster Verehrer. Gießt so viel Wasser oder Reime auf sein Grab, als die Damen auf das des Frauenlob Wein gossen. Er würde, hätt' er sein Thaen in Vers und Reim zu bringen verstanden, euren Reimerorden, um ein langöhrigtes Mitglied reicher gemacht haben. Requiescat in pace!

8.

Meine praktischen Anmerkungen auf Reisen sollen, ich hoffe es, künftigen Reisenden nützlich werden und ihnen, wenn es mir gelingt, so heilsame Winke und Mementos an die Hand geben, als Ehlers den Fürsten gab, und Bellegarde und Knigge den Weltleuten und Gesellschaftskavalieren. Deshalb widme ich hier einen eignen Abschnitt den Be-

dienten. Als ich von Lübeck, meiner Vaterstadt zuerst abreisend, meine große Reise begann, nahm ich von dort einen Bedienten mit, der die Gefälligkeit, Achtsamkeit und Wachsamkeit selbst war. Er stammte aus einem Lande, wo man nur im äußersten Nothfalle ja! oder nein! sagt, und wo nur selten etwas aufs gerathewohl hin gesagt oder gethan wird. Aber leider bemerkte ich bald, daß er meine Angelegenheiten zu den seinigen machte, und es darauf anlegte sich auf meine Kosten, ja auf meinen Ruin zu bereichern. Es traf sich, daß jemand einen Reisebegleiter auf halbe Kosten nach — Peru suchte, dem Sitz und die Quelle des Goldes und die Residenz des Plutus. Ich schlug meinen goldgierigen Attaché, der sich an mein Vermögen mehr als an mein Wohl attaschirte, dazu vor, und er griff mit beiden Händen nach der Aussicht, sich in Peru zu vergolden. Darauf nahm ich einen Bengel in Dienst, der aus einer Provinz stammte, wo die Gros-

prahler zu Hauſe ſind; was ich bald gewahrte, und da ich keinen Menſchen in Dienſt mochte, der einen größern Herrn zu ſpielen anſprach als ſein Herr, ſo jagte ich ihn von mir. Dann verſucht' ichs mit zwei Laquais zu gleicher Zeit; ja ich trieb meinen Bedienten- und Reiſeluxus bis auf drei; aber je mehr Leute ich in Dienſt nahm, je ſchlechter war ich bedient. Der erſte wollte beſſer ſeyn als der zweite, dieſer ſchob die Schuld aller Verſäumniſſe und Schlingeleien auf den dritten, und dieſer glaubte mit eben ſo vollem Rechte als die zwei andern faullenzen oder verkehrt ſeyn zu dürfen. Ich jagte drei Schlingel auf einmal zum Teufel und nahm drei andre in Dienſt, die mir lange Zeit hindurch die weſentlichſten und unvergeßlichſten Dienſte leiſteten. Philipp beſaß das wunderſeltne Talent, daß er in der finſterſten Nacht ſo ſcharf ſah, als ich am hellſten Tage. Er führte mich ſicher vor Verirrungen durch die ſtockdun-

kelſten Nächte. Chriſtoph hatte einen ſo feinen Geruch, daß er die Spur aller, der Menſchen, die mir, wenn ich mich ihnen nähern oder mit ihnen in Verbindung treten würde, gefährlich werden dürften, von der Spur und Dünſtung derer zu unterſcheiden wußte, denen ich mich mit Sicherheit anvertrauen konnte. Nicht ein einzigesmal hat ſeine Spürnaſe mich fehlgeführt. Auch Konrads, des dritten Laquais, Stärke beſtand hauptſächlich in den Geruchsnerven. Er hatte alle die Gegenden durchreiſt, die ich zu durchreiſen willens und unterwegs war; die mir und meinen Leſern annoch unbekannten Regionen waren ihm ſo bekannt, daß er nur dran riechen durfte (an die Erde nemlich) um die naheſten und ſicherſten Landſtraßen und Fußſteige zu meinem Beſten auszumitteln. Ein lebendiger Wegweiſer.

Nicht wahr? man preiſt mich mit dieſen drei trefflichen Bedienten ungemein

glücklich. Zu wiſſen aber: ich nehme keine Gratulationen mehr an; denn nur eine ſehr kurze Zeit genoß ich dieſer beneidenswerthen Dienerſchaft. Jede Münze hat ihre Kehrſeite. Philipp mit dem ſchönen ſcharfen Augenpaar hatte ſich in ſchlimme Händel verwickelt und mußte mich verlaſſen, weil er mit ſeinem Eulenblick mir in den dunkeln Nächten eben ſo gut als andre die nicht ſo hell ſahen, ſchlechte Streiche ſpielte. Chriſtoph und Konrad hatten mit ihren Spürhundsnaſen Reiſende ausgekundet, die mehr Geld hatten als ich, und dies ihnen gutwillig oder gezwungen für die Mühe ausbeuteln ſollten, welche ſie ſich, jene zu verfolgen gaben. Kurz: ſie ergriffen das Straßenräuber-Handwerk. So misbrauchen viele Menſchen ihre ausgezeichneten Talente zu ſchlechten Handlungen.

In der Folge hielt ich mir Bediente gemeinen Schlages und ich befand mich beſſer dabei.

9.

So wie bekanntlich der erste methodisch rudernde Schiffer kein Mensch, sondern ein Thier war: das Schaalthier Nautilus, dem die Erfinder der Rudertkunst unter den Menschen es eigentlich nur abſahn; ſo war auch, und iſt, der erſte Uhrmacher oder richtiger die erſte Uhre ein Thier, aber ein äußerſt ſeltenes. Ich hatte es im Beſitz. Seinen Namen aber hat ein neidiſcher Seewurm, der einſt den Weg in meinen Koffer gefunden haben mag, aus dem Manuſcripte und die Zeit aus meinem Gedächtniſſe genagt. Das Thierchen pflegte mir jeden Glockenſchlag in abgemeſſenen Zwiſchenräumen durch ein vernehmliches Zirpen anzudeuten und trug ſeine Unruhe, den ſogenannten Regulator, in der Gegend des Afters. Von ihm datirt ſich ſehr wahrſcheinlich nicht blos die Erfindung der Uhren, ſondern ſelbſt der Bei-

name: Todtenuhr, — den man dem tenebrio mortisago des Linnäus, dem Todtenkäfer giebt, der den Haustodten durch Flügelschlag oder Picken voraus verkündet. Ich erhielt sie — jenseits Nova Zembla, diese Wurmuhr, und mir stahl sie ein Uhrmacher in der Schweiz. Auch meiner Wirthin ging sie nahe ab, denn sie zog ihr eine Menge Hunden ins Haus, die neugierig sich nicht nach mir, sondern nach der Uhr auf meinem Arbeitstische, auf dem sie unter eine Glasglocke gestellt, promeniren ging und schlug, erkundigten. Wahrscheinlich mußte in der Stadt, wo eine Menge Uhren fabrizirt werden, mein Hausdieb besorgen, daß ich dieser Thierchen viele mit mir führe, damit hausire, aber heimlich, und daß es mit den todten Uhren und Gehäusen gethan sey, wenn man sie lebendig haben könne. Viele Vortheile gewährt solch ein Uhrthier, z. B. es braucht nicht aufgezogen zu werden, sondern ist es immer und läuft erst

mit dem Tode ab. Seine Kleinheit macht es fähig im Ringe, Ohrringe, Naſenringe, Hutknopf und in der Bruſtnadel eingekapſelt getragen zu werden, und da es ſchildkrötenartig umhäuſt iſt, ſo läßt ſichs werfen, ſtoßen, ohne ſo leicht zerquetſcht oder im Innern zerrüttet zu werden, welches auch der beſten Fabrikuhr begegnen kann. Da mein Uhrmacher nur ein wahrſcheinlicher Dieb war, ſo konnt ich ihm keinen Prozeß aufhalſen; auch lerne ich — (und mache, weil ich ſie kenne, mit ihnen ungern Geſchäfte) — die Advokaten und Inſtanzen nicht blos vom Hörenſagen. Mit der größten Faſſung kaufte ich meinem Dieb eine ſilberne Uhr ab, als den einzigen Verſuch, durch Sammlung glühender Kohlen auf ſein Haupt ihn zu beſchämen und zur Herausgabe meines Eigenthums zu zwingen. Er aber hatte die Kontenanze, mir eine Uhr auf Glauben zu einem Preiſe über den Werth anzuſchneuzen.

10.

Hätten die Bäcker, Schlächter und Weinhändler das Mittel gewußt das ich an der äußerſten Grenze der Erde auftrieb, mittelſt deſſen ich mich lange Zeit hindurch ohne Eſſen und Trinken geſund und geſättigt erhalten konnte; ſie hätten mir, glaub' ich, übel mitgeſpielt. Ich habe dadurch ein Jahr lang ein artiges Kapitälchen, was die Lebensmittel aufgefreſſen hätten, erübrigt. Es war aber dies Haus- und Sparmittel nichts als ein nährendes grünes Blatt eines gewiſſen überaus ſeltenen kraftvollen Krautes, das mir, wenn ich es in den Mund hielt, den Hunger befriedigte und den Durſt löſchte. So bequem und vortheilhaft dies Mittel war, ſo gab es doch bei der Anwendung unſagbare Widerwärtigkeiten zu überſtehn. Die Zähne und der Magen waren dann in einem fortwährenden Krieg. Die Zähne machten eine ſo heftige Erſchütterung,

als wollten ſie aus ihren Angeln, dem Zahnfleiſche ſpringen, um das verhaßte Blatt, das ſolidere Speiſe von ihnen abhielt, zu zerrichten. Sie ſchienen es zu wiſſen, daß ſie um die ihnen von der Natur angewieſene Motion des Käuens geprellt wurden. Der Magen aber that auch das Seine und ſaß nicht ſtille. Er ſtrengte ſich mir fühlbar, an, das auch ihm verhaßte Blatt, das, wie er zu wiſſen ſchien, ihn um Abwechslung, die Würze der Koſt, brachte, zu ſich herunterzuziehn. Die Zunge war ſein Hülfstruppe; dies machte mir neuen Verdruß und Unbehaglichkeit. Ich hatte nicht das Herz ein Wort zu ſprechen, aus Furcht, mein Blatt den Feinden zur Beute zu laſſen.

Vielen Ehemännern könnte ſo ein Blatt heilſam ſeyn, wenn ſie ihren allzu begierlichen und ſprachſeligen Damen dadurch das Eſſen und Sprechen zugleich abſchnitten. Und hätten ſie dann noch

ein Blättchen, das jenen den Appetit — den übermäßigen — nach Putzsachen und kostbaren Kleinigkeiten verdörbe; sie wären dann allzuglücklich!

Mein Unglück war, daß ich in dem Besitz irgend eines seltenen Schatzes nicht schweigen konnte, oder vielmehr: ich war zu offen, mittheilend, mich und meine Heimlichkeiten hingebend, und falsche, neidische, bibische Menschen misbrauchten meine Schwäche und brachten durch ihre Nachstellungen mich aus und sich in den seligen Besitz unschätzbarer Kleinodien. So besaß ich einst einen, aus einem Puterhahn irgendwo ausgeschnittenen Stein, der mich Schuß- Wurf und Schlagfest machte. Keine Schleuder, keine Muskete, kein Knüppel konnte mir etwas anhaben. Steine und Kugeln blitzten und prallten von mir ab. Ich stürzte mich, den Stein in der Tasche, ins Schlachtgetümmel, und würde unversehrt herausge-

kommen seyn, wenn nicht ein militärischer Poltron, den ich bei einem Becher Wein zum Vertrauten meines Geheimnisses gemacht, mir den Stein aller Steine, grade da es am hitzigsten herging und ich eben (ich diente als Volontär) einem Bassa den Verstandskasten gespalten, aus der Westentasche gezogen. In dem Augenblick muß es sich getroffen haben, daß mir ein Türkensäbel einen Streif über die rechte Wange gab, von welchem ich die Narbe trage bis auf diesen Tag. Aus einem Simson, Alcid und Milon ward auf einmal ein Held wie andre. Ich sprang aus dem Getümmel und griff in die leere Tasche. Weg war der Stein!

Während der ersten 5 bis 800 Meilen, die ich von meiner Vaterstadt mich entfernte, ward ich vom Heimweh mächtig geplagt. Ich klagte einem Philosophen, einem von denen, deren Sekte das:

der weiſe Mann iſt allenthalben zu Hauſe, im Munde führt, meine Noth.„ Nehmen ſie dieſe Pflanze ſagte er, mir iſt ſie überflüſſig; ſie iſt ein Wunderkraut der Natur, und bemerken ſie den Effekt.“ Kaum hatte ich dieſe flos mirabilis in der Hand und vor dem Blick — : wie plötzlich war nicht blos mein Heimweh verſchwunden, ſondern zugleich mein Gedächtniß für alles Vergangne. Ich wußte mir Form, Bildung, Stellung bis auf die Namen der Großmutter, Tanten, der Vaterſtadt nicht mehr zu denken noch zu nennen. Sehr lange hab' ich dies Kraut erhalten, und ich würde ſehr wahrſcheinlich hier nicht ſitzen und meine Reiſe ſchreiben, wenn ich es noch hätte. Aber es entkam mir, ich weiß ſelbſt nicht wie und durch wen? und da ergriff mich wie mit Feuerklauen des hitzigſten Fiebers das Heimweh mit der Rückkehrwuth. Die ſchnellſten Extraposten waren mir nicht ſchnell, die brittiſchen Wettläufer nicht läufiſch genug. Ich ruht' und raſtete nicht,

bis ich die altfränkischen Thorthürme, und die Fischerbuden vor Lübeck und den Wall wieder vor Augen und die Tante (ihre Mutter war zu ihren Müttern und der meinigen gesammelt) wieder am Herzen hatte, und wieder saß, wo ich nun sitze und — beschreibe.

II.

In allem, (die Heimath abgerechnet) war und blieb mein Gedächtniß wie es war und ist, das heißt vortrefflich. Es geschieht hier aber zum erstenmal, daß ich mich des ausgezeichneten Gedächtnisses berühme. Ich ließ es mir nie merken, um dem Vorurtheil keine Nahrung und der Schadenfreude keinen Stoff zu geben, weil man Menschen von überstarkem Gedächtniß, beinah alle Beurtheilungskraft abspricht. So urtheilt die Menge. Aber es ist, mit ihrer Erlaubniß, nicht wahr. Ich habe einen hamburgischen Prediger

gekannt, der die ganze Bibel, die er nur ein Dutzend Mal durchgelesen hatte, von Anfang zu Ende, auswendig wußte, und nicht darüber sondern damit wochenlange Vorlesungen hielt, deren einer ich, doch nur so lange beiwohnte, bis er in das Buch Ruth sich hinein docirt hatte. Andre Geschäfte hielten mich ab, die Vorlesung bis zur Apokalypse hinaus zu hören. Und diesem Mann von ungeheurem Gedächtnisse fehlte es nicht an Judicium oder Beurtheilungskraft, aber er prunkte nicht damit wie mit jenem, und hat sich von diesem Talente bis an seinen Tod (er starb im 18 Jahrhundert) nichts verlauten lassen.

Ich muß hier bei Gelegenheit ein Geschichtchen erzählen, als einen sonderbaren Vorfall, der meinem trefflichen Gedächtnisse begegnet und, der als einzig in seiner Art, die Leser interessiren muß.

Ein Kaufmann, dem ich viele Verpflichtung hatte, ein Mann von Ehre übrigens, bedurfte, um einen vortheilhaften Handel zu machen, einer bedeutenden Summe Geldes. Der günstige Erfolg war augenscheinlich; nur die Auslage gebrach. Er wandte sich deshalb an mich, und entdeckte mir sein Anliegen. Ich sollte grade bei ihm zu Mittag speisen, als er mir früh den Antrag machte. „Ich bin ganz der Ihrige, sagte ich, und ich kann Ihnen, wie Sie wissen, mit dem baaren Geldvorschuß helfen. Sie können darauf rechnen, daß die Summe mit mir zugleich bei Ihnen eintreffen wird. „Ich hielt Wort. Nach dem Essen zählte ich ihm die Summe hin. Er gab mir, weil ich bald weiter reisen mußte, einen Wechsel, nach einigen Tagen zahlbar. Ich war im Begriff, das Papier zu nehmen, aber eine bizarre Avantüre fesselte in dem Augenblick meine Aufmerksamkeit so und zerstreute mich dermaßen, daß ich jenen

Wechſel auf den Tiſch liegen ließ. Wir waren nemlich in einer Stadt, wo man die ſonderbare Gewohnheit hatte, alle Zimmer zum Prunk mit Formen von Hörnern zu verzieren. Statt der Gemälde Hörner, ſtatt der Wandleuchter Hörner, kurz, wo man hinſah, Hörner. Eine fliegende Katze (fliegendes Eichhörnchen) von ſeltner Schönheit, und dazu gebohren, ſprang unter einem Stuhl hervor, flog in dem Zimmer von Horn zu Horn, und voltigirte ſo luſtig und poſſierlich, daß ich meinen Wechſel darüber vergaß, bis dieſer Kapriolenſchneider es ſtatt hatte und ins Seitenzimmer verflog, um andern Hörnern zuzuſprechen. Während dem hatte der Katze Herr den Wechſel, ohne daß ich es gewahrte, zu ſich genommen und verborgen. Dies ſchmeckt freilich ſtark nach Spitzbüberei; aber Geduld! das Schlimmſte kommt. Ich verlor, durch die Rahtung meiner Neugier und deren angeſtrengte Befriedigung, mein Gedächtniß

ganz und gar. Ich vergaß nicht blos den Wechsel, sondern alles was ich wußte, sogar meinen Namen, und wenn ich einen Brief zu unterschreiben hatte, wußte ich nicht womit? Meine beiden Bedienten, die das Geld hingetragen, verlohren gleichfalls das Gedächtniß, aber auf verschiedenen Wegen. Dem einen gab unser Wirth und zur Zeit Spitzbube, eine Art sauerherber Aepfel zu essen; den andern ließ er auf einem Kirchhofe, wohin er ihn, wie von ohngefähr, aber absichtlich führte, Grabschriften lesen. *) Weder Herr noch Bediente wußten daher von der Anleihe; ja ich vergaß auch meinen Entschluß zur baldigen Wegreise: beides beabsichtigte und wünschte mein Kaufmann. Diese Vergessenheit dauerte so lange, als er Zeit nöthig hatte, mit dem geliehnen Gelde sei-

*) Sepulcra legens perdit memoriam. Cic. de Senect. c. 7.

nen Handel zu machen. Einige Monate, ſpäter führte er mich zu einer Art von Notarius. Kaum waren wir da, als er von dieſem das in ſeine Hände niedergelegte Sicherheitspfand fodrte, mir es gab, und es zu öffnen bat. Ich fand in dem verſiegelten Paquet zweierlei Papiere: meinen Wechſel, und eine ſchriftliche Erläuterung der Gründe zu dem mir geſpielten Betruge. „Ich fürchtete, ſagte er, daß, da Sie ſobald von hier wegzureiſen entſchloſſen waren, Sie mir das Geld früher abfodern würden, als ich meinen Schnitt gemacht — daher brachte ich Sie und ihre Leute um die Erinnerung; damit Sie aber, im Fall ich Todes verbliche, keine Gefahr liefen, Ihr Geld zu verlieren, deponirte ich den Wechſel und meine beiliegende Schrift dem Rechtsgelehrten mit dem Auftrage, dieſe Ihnen zu überliefern.“

„Wohl, mein Herr, ſagte ich, und

ſtrich das Geld ein. Dieſe Liſt iſt für einen verſtändigen Mann ein wenig ſehr impertinent. Auch mögen Sie ſehn, wie Sie's, mich auf die Weiſe getäuſcht zu haben, bei den Theologen und der Moral verantworten. Was mir aber mehr als mein Geld am Herzen liegt, iſt mein Gedächtniß; denn Sie müſſen wiſſen, daß Sie keinen gemeinen Reiſenden vor ſich haben, der nur für den Moment lebt und den Selbſtgenuß. Ich ſage mit Seneka nullius boni sine socio jucunda possessio est; und wenn ich unvermögend bin, was ich auf Reiſen Gutes empfing, zu Papier zu bringen, um es der Welt und ſo die Götter wollen, Nachwelt mitzutheilen, ſo — mögen andre reiſen! Ich hätte den Teufel davon! Sie haben mir aber das Gedächtniß ſo ſchändlicherweiſe verkümmert, daß, indem ich die Feder ergreife, ich ſchon nicht mehr weiß, was ich vor einem Augenblick damit wollte. Meinen Sie, daß ich künf-

ligbin blos von dem bischen Beurtheilungskraft zehren will, das mir mein Schicksal als Zugabe zu dem Kapital von Gedächtniß legte? Mit jenem allein kann ich mir, weiß der Himmel! nicht die unentbehrlichsten Bedürfnisse herbeischaffen."

„Damit kann ich Ihnen auch wieder dienen, sagte mein Mann in seinem kaufmännischen Styl. Ich gebe Ihnen und Ihren Leuten das Gedächtniß, durch den Gebrauch von Dingen wieder, die denen, wodurch ich es Ihnen nahm, ganz entgegengesetzt sind."

Nun ließ er mich fest und lange auf die Hörner blicken, die er von der Höhe herab auf die Erde legte; mein Laquais mußte viel süße Aepfel auf jene sauren verschlingen und sein Kollege, der Grabschriften las. Hochzeits- und Geburtstagslieder in Menge lesen. — Und unser Gedächtniß war völlig restaurirt.

Es war mir doch lieb, bei dieser Gelegenheit sowol die Mittel, das Gedächtniß sich weg, als wieder herbeizuschaffen gelernt zu haben, um gelegentlich davon Gebrauch machen zu können. Ich widerrathe es meinen Lesern und Leserinnen keineswegs, auch hier wie bei andern Gelegenheiten, wo ich ihnen neue Resultate und Aufschlüsse an die Hand gebe, Versuche und Experimente anzustellen. Doch bitte ich, meine Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel zu ziehn, wenn etwa einem oder dem andern ein Versuch mißlänge. Man weiß lange, daß nicht alle Geister und Sinne gleich wirken; daß verschiedene Menschen verschiedener Eindrücke und Außenwirkungen fähig sind. So versicherte uns der gute Lavater: ein Mensch könne es mit dem Glauben dahin bringen, daß er Berge versetze; er selbst aber, setzte er ehrlich hinzu, sey damit, mit dem Glauben und Vorsätzen noch nicht so weit aufs Reine, hoffe

aber, es noch bei seinem Leben dahin zu bringen; ist aber darüber hingestorben. Jean Pauls und Hippels Schriften machen einigen Lesern Beklemmungen, andern erleichtern sie Herz und Geist. Es giebt Menschen, die Geister sehen und hören, andre sehn blos Phantome und Luftbilder, und wissen merkwürdige Resultate für die Welt daraus zu ziehen; noch andre sehen nicht dergleichen, wissen aber dagegen die Geister und Erscheinungen ihren Mitchristen zur Ansicht zu bringen. Der Kaffee macht einige Menschen schläfrig, andere munter, einige vermögend; daher eine adliche Frau, die ihres Mannes Unvermögenheit seinem unmäßigen Kaffeetrinken zuschob, den Leuten, die einen allzuraschen und vermögenden Hengst nicht bändigen konnten, zurief: gebt ihm Kaffee! ihr Leute! Die China macht einigen Menschen — doch diese Dinge sind zu bekannt, als daß ich sie hier erwähnen dürfte. Der Gaben und Kräfte sind in der

physischen und geistigen Natur des Menschen mancherlei, und die Vertheilung ungleich. Wir werden es mit der Zeit auch in den unsichtbaren Dingen weiter bringen, wenn wir erst mit den sichtbaren völlig fertig sind. In der organischen Materie haben es unsre Chimisten des 19ten Jahrhunderts bereits auf 14 einfache unzersetzbare Substanzen gebracht. Laßt uns ein halbes Jahrhundert weiter vorgerückt seyn und wir werden auch das Unzersetzbare zu zersetzen verstehn! sapienti sat!

12.

Ich befinde mich gegenwärtig in einer Stadt, wo ein wunderseltsames Menschenwesen sich für Geld sehn läßt. Der Riese Gilly, der Dickwanst Butterbrod und die Zwergin Stockerin sind nicht halb so merkwürdige Erscheinungen. Dieser Mensch, den ich so eben verlasse, hat eine gespaltne, eine doppelte Zunge. Er ist dabei ein Mann von Kopf,

Sach- und Sprachkenntniß und der vortrefflichste Gesellschafter, der mir auf allen meinen Reisen begegnet ist. Er spricht zu gleicher Zeit mit zwei verschiedenen Personen in zwei verschiedenen Sprachen. Dieser Zweizüngler ist in einer mittäglichen Insel zu Hause, wo, wie er versichert, es mehr dergleichen Naturwunder giebt. Es ist eine Freude, den Mann zu gleicher Zeit mit einem Doctor der Theologie Latein und mit einem Judenrabbi hebräisch reden zu hören. Er sagt zu gleicher Zeit seinem Aufwärter: du Schlingel! und seiner Frau: mein Engel! (Der Mann ist, wohlgemerkt, noch kein volles Jahr über den Hochzeittag hinaus, denn auch bei dem Insulaner Zweizüngler ist der Raum eines Jahres die enge Gränze wechselseitiger ehlicher Schmeicheleien, über welche dergleichen Liebkosungen selten hinausgehn).

Es setzt mich im mindesten nicht in

Verlegenheit, wenn meine Leser etwa hier fragen: aber wie macht es der Mann, oder wie kann der Mann Quäſtionis, ſo wie ihr ſagt, ſprechen? Meine Sache iſt es, dem Leſer wahre oder wahrſcheinliche Sachen, Proben, Data, Facta vorzulegen, um deren Wie oder warum? ich mich ſo wenig als ein großer Theil unſrer Gelehrten und Lehrer der hohen und höchſten Schulen und Inſtanzen kümmre. Mag überzeugt ſeyn oder ſich ſtellen, wer will: was kümmerts mich! Man glaube die Thatſache; mehr bedarf es nicht; das Wie? hat, vorzüglich in Sachen wunderbarer Natur und Weſens, wenig auf ſich.

Eben ſo würde ich antworten, wenn man mich fragte, wie es möglich war, daß eine Frau mit einer Tochter niederkam, welche Tochter ſelbſt nach ihrer Geburt mit einer lebendigen Tochter niederkam? Und dieſe Begebenheit

trug sich vor meinen sichtlichen Augen zu. Das Wie? dieser außerordentlichen Niederkunft ist eben so schwer zu erklären, als jene Jueo abortans, ein Brief (gedruckt Mölln 1760) worin dem Publikum nach mathematischer Lehrart bewiesen wird: daß ein Frauenzimmer, welches durch den Westwind schwanger geworden ist, durch den Ostwind abortiren könne. — Von unsrer Mutter, die zu gleicher Zeit Großmutter ward, hab' ich nur noch den Umstand zu berichten, daß ihre Wehen sehr lange dauerten, und sehr natürlich! denn es kam darauf an, ein Kind mit dem Kinde zu gebähren und sich zur Mutter und Großmutter zugleich zu machen. Der Mann dieser Frau konnte ihre anhaltenden Schmerzen nicht ertragen; er lief davon, aber in der besten Absicht. (Manche andre nicht so gute Männer verlassen in den kritischen Augenblicken ihre Weiber um — andern Weibern Wehen vorzubereiten, dieser, denen der seinigen Wehen abzuhelfen.) Er bestieg einen der

höchsten Felsen in der Nähe, wo, wie er wußte, die Adler ihre Nester haben. Er fand ein Nest, zwar von alten und jungen Adlern leer, doch mit einer Menge andern Raubvogelgesindel angefüllt, mit dem er einen harten Kampf zu bestehen hatte. Endlich ward er Herr des Schlachtfeldes, des Nestes; ein Schlachtfeld hieß es mit Recht nach der Menge Rubriken von Leichen, mehr als 100 wilden Enten, 40 Hasen und unzähligen halbverzehrten Fischen. Er fand nach langem Suchen den Wunderstein, der an Seltenheit und Werth den Diamanten des großen Moguls, und den des großen Nelson (der diesem zu Hamburg 1800 aus dem Degenknopf verlohren gieng) so wie die Perle aller Perlen in Petersburg, weit übertraf. Der wackre und seltene Ehemann war vor Freuden außer sich, wie ein Neuvereblichter (und das war er wirklich) lief mit dem Adlerstein, band ihn der jammernden Frau ans Bein und

ſogleich gebar ſie kinderleicht zwei Kinder in Einem. So war die Gefahr vorüber und wir ließen und hörten — den Kaffee mahlen. (Kotzebue bemerkt in ſeiner Flucht nach Paris ſehr richtig, das Schnarren der Kaffeemühle ſey, in Häuſern wo eins auf den Tod oder in Wehen liege, ein ſicheres Zeichen: daß die Gefahr vorüber und das Signal zum Ruhigſeyn und Trinken.) Wir ſetzten uns, der Mann und ich und die Wehmutter, die ab und zu lief, ſaß und trank, und einige Tanten und Nichten und Helferinnen in Noth und Tod — an den Kaffeetiſch.

„Was hat es doch, ſagt' ich, mit der Verſammlung der Raubvögel in dem vom Aar verlaſſenen Neſte auf ſich? Sind ſie etwa da, um die Reſte der Mahlzeit als kalte Küche aufzuzehren, die die Adlerfamilie da und im Rücken ließ?"

„Mit nichten, erwiederte der Mann, alle dieſe Raubvögel ſuchten dort was ich ſuchte: den Entbindungsſtein. Sie haben ihn eben nöthig, um ihre Jungen glücklich auszuwerfen. Sie kommen aus allen Enden der Welt her zu den Adlerneſtern, ihn zu erobern. Daher iſt eben dieſer Stein ſo ſelten, weil die ganze Menſch- und befiederte Thierheit ſeiner bedarf und darauf reiſt. Der Stein hat überdem noch die Wunderkraft, daß man durch ihn den Räuber fremden Gutes erforſchen kann. Giebt man ihn dem Diebe mit dem Eſſen ein, ſo vergeht ihm das Schlucken, er ſezt ſich feſt in die Kehle und der Räuber iſt ertappt. Vielleicht macht auch dies den Stein ſo ſelten, daß die reſpektiven Diebe, die ſeine Kraft kennen, ihn aus den Adlerneſtern, die ſie bereiſen, wegſtehlen, um nicht etwa da oder dort durch ſie verrathen zu werden."

Ich dankte meinem Freunde für dieſe Auskunft, und nahm mir feſt vor, auf der höchſten Alpenſpitze vorbeizuziehn, ohne vorzuſprechen, und mich nach den Stein umzuſehn, den ich (ein Verdienſt um das Raubgut,) den Adlern und Dieben wegzuſtehlen beabſichtete. Je mehr ich zu Hauſe über die Nuzbarkeit dieſer Steine nachdachte, deſto mehr bedauerte ich ihre Seltenheit. Ich hemmte aber meine Klagen, da ich die Gefräßigkeit der Adler und die Verwüſtung, welche ſie unter den zu ihrer Nahrung bedürftigen Thieren anrichten, überdachte, und daran, daß endlich gar eine Hungersnoth unter den Menſchen entſtehen könnte, wenn ihre Anzahl noch größer wäre. Scheint es nicht, daß die Natur ſelbſt ſich für unſer Intereſſe dadurch verwende, daß ſie Thieren den Inſtinkt einlegte, nicht viele Kleine am Leben zu laſſen? Sie tödten nemlich alle Junge ſo viel deren ſind, die in ihrer Gegenwart weder Fliegen fangen

noch in die Sonne ſehen wollen. Unter den Menſchen beſchaffen dies einige der berüchtigten Aerzte, Fürſten, Krieger, Verläumder; dieſe reſpektiven Antipoden der Volksvermehrer, Eheleute und Ehenſtifter. Aus dem nämlichen Grunde findet man die Adler nur in den unbewohnteſten Gegenden und ſieht ſie vor dem Zaunkönig, einem der kleinſten Vögel, aus Furcht in die Flucht fliegen.

13.

Daß der Geſchmack bis zur Eigenſinnigkeit und Bizarrerie verſchieden iſt, hat mir nie ſo ſehr eingeleuchtet, als in dem Lande, in welchem ich jetzt lebe. Wo in aller Welt ſind nicht junge Mädchen und Frauen geliebter und beliebter als alte? Hier nicht, hier iſt der Triumphort der Matronenſchaft und der alten oder alternden Weiblichkeit. Hier ſind alte Gegenſtände der lebhafteſten Leiden-

ſchaft. Anderswo wird man dies einen verdorbnen Geſchmack nennen; der doch im Grunde nur ein veränderter oder, wenn man will, einziger originellerer iſt. Anfangs dachte ich auch wie meine Leſer und Leſerinnen (von gewiſſem Alter) itzt denken werden; es fiel mir auf und ward mir ſchwer, mich in die Landesweiſe und Sitte zu ſchicken. Itzt, nach einem halbjährigen Aufenthalte bin ich daran gewöhnt und finde mich darin wie ein Chriſt. In manchen Augenblicken möcht' ich gar wünſchen, daß auch in Europa (denn ich verſetze mich, wie oft, auch hier zurück) dieſe Galanterie gegen das Alter herrſchend ſeyn möchte. Vorzüglich dann, wenn ich mich daran erinnere, wie wenig der ſchöne Spruch: das Alter ſoll man ehren, geachtet und geübt wird. Ich kenne nichts ehrwürdigeres als das Alter, und es freut mich noch itzt in meinem, erſt herannahenden Alter, daß ich mich keiner Mishandlung und Demüthigung von

Großmüttern, Müttern, Tanten, selbst mit ganz ferne liegenden alten Weibern schuldig weiß.

Anfangs, sagte ich, war es mir auffallend, daß hierorts die alten Frauen und Mädchen geschmeichelt, geliebkoset, von den jüngsten Männern und Stutzern angebetet werden; daß sie Eifersucht zu erregen wußten, und daß oft selbst eine Matrone ein Dutzend junger Narren in Liebesflammen lichterloh brennend vor sich sah. Aber die Gewohnheit, dies täglich zu sehn, die Gründe, die man dieser Landessitte unterschob, die Bemerkungen die ich selbst über die Vernünftigkeit dieser Auszeichnung anstellte: das alles machte mir die Sache minder anstössig, am Ende gar ehrenwerth. Ich bin in diesem Augenblick und bereits sechs Wochen lang der erklärte Anbeter eines Mädchens von 89 Jahren, und der Liebling, Hausfreund, Willkommenste einer Wittwe,

die ihr Alter gebracht hat auf 7½ Jahre; 6 Monate und 2 Tage.

Was mich aber völlig zur Raiſen brachte, war die Rede, welche ein Weiſer des Landes, der mich zum Proſelyten machen mußte, folgendermaßen an mich ablies.

„Mein Wertheſter!

Die leidenſchaftliche Verrücktheit, die, wie Sie mir ſagen, die Männer Ihres Landes gegen die weibliche Jugend und Schönheit hegen, ſcheint mir ſowohl unvernünftig, als der Ruhe unzuträglich. Ein junges Frauenzimmer hat freilich eine friſche, blühende Geſichtsfarbe; aber dieſer Reiz temperirt ja doch gewöhnlich die Liebesglut des Mannes durch die Unruhen die ſie ihm erweckt. Ihre Munterkeit erheitert den Liebhaber, den Bräutigam; ſie wird jenem auf die Länge und

diesem als Ehemann peinigend. Denn fast immer sucht sie andren mehr als den ihrigsten durch ihre gute Laune zu gefallen. Was für Freude kann es dem Ehemann gewähren, an ein Weib gefesselt zu seyn, das nur darauf denkt, ihm — zu entwischen; das in allen Bogen, auf allen Promenaden, auf Bällen und Maskeraden, und am liebsten auf denen zu glänzen, sich zu zeigen, Eroberungen zu machen sucht, auf welchen der Mann nicht gegenwärtig ist, weil Geschäfte oder Neigung ihm diese Parthien verbieten? Sie kommt mir vor, so eine über und über geputzte und geschminkte junge Frau, wie eine Waare, die schön aufgeziert zum Verkauf aufgelegt und die er, der Besitzer, doch nicht zu verkaufen willens ist. Sie legt sich selbst aus, bietet sich selbst feil, diese Waare! Welch eine Befriedigung hat der Mann, der sich eine Frau zulegte, die mit ihm leben und wohnen soll, und die sich immer und ewig außer

Hauſe zeigt? Es iſt die herrſchende Neigung faſt aller jungen Frauenzimmer, zu ſehen und geſehen, zu bewundern und bewundert zu werden. Kommen Sie in unſre Schauſpielhäuſer. Sie finden die Logen voll junger Mädchen, auch etlicher junger Frauen. Fragen Sie einmal eine oder die andere nach dem Inhalte des vorgeſtellten Stückes. Nichts wiſſen ſie davon. Aber fragen Sie: was gab es zu ſehen, im Parterre, in den Logen umher: auf eine Frage tauſend Antworten. Natürlich. Sie wollen nur ſehen und geſehen werden, ſie denken und ſinnen an und auf nichts als ihren Putz, um ihn zu preiſen und geprieſen zu hören, und den der Mitſchweſtern, um ihn zu tadeln und tadeln zu hören. Sie ſchlafen ewig lange, theils um zu ſchlafen, theils um ihr Embonpoint zu verſchönern; ſie erheben ſich aus den Federn, um ſich und ihr Embonpoint (nur der Franzmann hat ein Wort für die ſchöne Körperfülle) zu ſchmü-

cken und zu heben; sie gehen oder fahren aus, um es zu zeigen. Der Mann nimmt an dem allen weiter keinen Theil, als daß — er die Kosten trägt. Sie sagen mir, Werthester, die Frauen sind bestimmt, den Haushalt zu führen, der ist denn freilich in schönen, wenn er in jungen Händen ist! Zerstreuung, Unbedachtsamkeit, Unordnung: Das sind die Früchte! die Junge kuckt einen Augenblick ins Haus herein, giebt der treulosen Magd die Schlüssel, und husch! ist sie wieder zum Hause hinaus. Nehmen Sie dagegen eine Alte!"

„Wohl, sagte ich, ich will sehn, was dabei für mich zu thun ist. Sagen Sie mir indeß, wenn man nur Alte heirathet (ich für meine Person schwöre es nicht ab, ob mich gleich, verwöhnt wie ich bin, immer etwas in mir zu den jüngern hinzieht) heirathet man nur Alte, sage ich und läßt die jungen sitzen bis sie schwarz

ich wollte ſagen, alt werden — wird dann nicht endlich die Welt hier zu Lande aus-ſterben —?"

Er ließ mich kaum ausſprechen.

„Gehn Sie doch mit Ihrem Aus-ſterben! das iſt nicht zu fürchten. Jun-ge, ſelbſt alte Ausſchweifſinge ſorgen ſchon dafür. So wie es mehr Narren als Wei-ſe giebt, ſo wird es auch immer Kinder überlei geben.

Und wirklich, ſo leidenſchaftlich man gleich in dieſem Staate für die Alten ge-ſinnt und geſtimmt iſt: die Bevölkerung iſt nicht klein. Ein Vorfall trug dazu bei. Vor nicht gar langer Zeit erregten die Alten eine Art von Aufſtand. Es hatte ſich nämlich nach und nach eine warme Geſchäftigkeit der Männer gegen die weibliche Jugend eingeſchlichen, woge-gen die Nichtjungen ſehr ernſtliche Vor-

ſtellungen aufwarfen. Beide Partheien machten ſich furchtbar. Endlich traf man eine Ausgleichung, wobei die Fremden die mit zum Komplott gehörten vorzüglich gewannen. Es ward nemlich geſetzlich beſtimmt: daß die weibliche Jugend den Fremden und durchreiſende zu theil werden ſollten. Dies gefiel nicht blos den anweſenden, die an die alte Koſt ſich nicht gewöhnen konnten, ungemein, ſondern zog auch, als das Dekret bekannt ward, eine Menge Fremde ins Land, die blos kamen um dies Vorrecht zu benutzen. Eine Menge Gaſthöfe wurden angebaut und eingerichtet, es kam viel fremdes Geld ins Land. Die Bevölkerung nahm zuſehends zu. Der Rath und das Volk waren entſetzlich froh. Es gewannen alle Kaufleute, Krämer, Händler und Höcker; denn man läßt nie mehr und williger aufgehen, als wenn man verliebt iſt; und die Fremden waren alle — verliebt. Was mich betrifft, ſo warf jenes Dekret

alle die mir vom Philosophen eingeimpf-ten Grundsätze zu Gunsten der Alten plötzlich übern Haufen. Ich wollte aber eben meiner obenberührten 89 jährigen Pupille und 74 jährigen Wittwe den Abschied und Korb ins Haus bringen, als beide — man denke! — bei meinem Gasthofe vorfuhren, ihre Karten an mich gerichtet einreichen ließen, worauf das p. p. c. ganz deutlich zu lesen war. Ich tröstete mich über diese Zuvorkommenheit mit einer jungen Liebschaft, einem 16 jährigen Mädchen, die mir lange wohl-wollte, und die ich als meine Frau mit mir heimgeführt haben würde, wenn nicht der Tod, der es mit jung und alt hält, und nimmt und frißt all' Menschenkind, wie er sie findt, nicht fragt wes Alters und Form sie sind — die Hölde mir von der Seite gerissen hätte. Dies verleidete mir den Aufenthalt in dem widersinni-gen Lande, und ich zog fürbas.

Mein oben erwähnter Philoſoph, der meine Verirrung (wie das Dekret) mißbilligte, ſchrieb folgende Zeilen in sempiteream memoriam in mein Stammbuch:

„Die Alten ſind völlig ausgewachſen, und man darf nicht wie bei den jungen eine weſentliche Veränderung ihrer Körperform befürchten. Ihre Liebkoſungen, ſind ſie gleich nicht ſo heiß, als die der jungen, ſind dafür gutherziger und gutgemeinter. Eine Alte hat man immer bei ſich, ſo oft und viel man will. Die ſchöne Gleichmüthigkeit, welche ihr Feuer dämpft, verwahrt zugleich vor zerſtreuender und zerſtörender Unmäßigkeit und Exzeſſen, auf welche Reue folgt. Sie ſchlafen wenig, ſitzen viel, ſind für den Haushalt gemacht, emſig, anhaltend, mißtrauiſch, ſparſam, voll Bedenklichkeit, genau, nicht unbeſtändig, nicht modenſüchtig, und allen Neuerungen abhold."

Zur ewigen Erinnerung an ꝛc.

14.

Die in vielen, vorzüglich deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Journalen aufbewahrten Lebensbeſchreibungen berühmter Freſſer ſind in der That wichtige Beiträge zur Geſchichte der phyſiſchen Menſchheit und ihrer Annäherung an die Thierheit im engſten Verſtande des Wortes. Jene Fakta und Data widerlegen ſattſam den Spruch der Alten, den ökonomiſche Väter ihren mit den Augen freſſenden Söhnlein oft über Tiſche vorzurücken pflegen: daß nämlich ein Freſſer nicht gebohren, ſondern gezogen werde. Jene Unerſättlichen waren faſt alle gebohrne; es lag in der ungewöhnlichen Einrichtung und Beſchaffenheit ihrer innern Theile: ſie mußten nie ſatt werden oder ſterben. Ganz anders verhält es ſich mit der Begebenheit, die ich meinen Leſern im vorſeyenden Abſchnitt zu verdauen gebe. Sie

ist ein seltnes und wunderbares Werk der Natur und Kunst zugleich, und eine höchst tragische Geschichte.

Emilie war eine der angenehmsten und schönsten Frauen der Stadt N. und deren Umgebungen; dabei die tugendhafteste, welche je in eines Ehemannes Armen lag. Dortmund genoß dieser Glückseligkeit. Natürlich ward diese höchst liebenswürdige und sehr tugendhafte Frau, grade deshalb weil sie beides war, von einer Menge Menschen, deren Hauptgeschäft die Verführung fremder Weiber ist, geschmeichelt, beaugt, verfolgt, gereizt wo sie ging und stand. Nicht blos in Deutschland, überall giebt es eine Menge solcher Faullenzer und Herumtreiber, welche nur darauf ausgehn, einer Wittwe, die etwa sich der Freiheit, welche ihr die Wittwenschaft einräumt, zu sehr froh zu werden hinneiget, einem vermögenlosen oder nicht genug bewachten Mädchen, einer verheirathe-

ten, nicht vollkommen glücklich scheinenden Ehefrau, Fallstricke zu legen; ja wo möglich, das ganze weibliche Geschlecht zu verführen und zu vergiften. Einer dieser Wildjäger, ich will ihn Lestang nennen, wandte alle Mittel, die er aus eigner Kunde der Verführungskunst oder durch seine Zwischenhändler und Zubringer auftreiben konnte, an, Dortmunds junge Frau in sich verliebt zu machen. Aber lebhaft und mit Festigkeit, die nur die reinste und unbestechlichste Tugend zu Gebote hat, widerstand sie allen Kunstgriffen des Wüstlings; und auf eine Art, die ihn von der Wahrhaftigkeit ihrer Abweisung überzeugte; was diese Art Menschen sehr bald von verstellter Tugend zu unterscheiden wissen.

Ich muß hier eine Bemerkung einschalten. Sehr oft würde ein Frauenzimmer nicht von einem und demselben Menschen so hartnäckig und anhaltend ver-

folgt werden; wenn er nicht durch den Schleier ihres Widerstandes oder Widerwillens einen Schimmer von Hoffnung der Verführbarkeit durchschimmern sähe. Die Männer irren sich fast nie in diesem Punkte.

Lestang also sah zu deutlich, daß er keine Hoffnung habe und gab sie auf, endete seine Verfolgungen der schönen Frau; Haß und Rachlust trat an die Stelle seiner Liebe. Er rächte sich aber auf eine so außerordentliche Weise, durch ein so verzweifeltes Mittel, daß ich dies und diese Begebenheit unter die merkwürdigsten meiner Reisevorfälle aufzuzeichnen nicht unterlassen dürfen. Da dieser Lestang in Schandthaten und Teufelskünsten zu den Ausgelerntesten gehörte, und geheime Kunde von Dingen und Künsten hatte, die zu keines wackern Mannes Metier gehören, da diese sie nicht zu kennen, (wenigstens aus der Praxis nicht)

ſich zur Ehre rechnen; ſo machte er einen erzteufliſchen Plan zur Rache.

Dortmund, der Ehemann, befiel mit einem ſo hündiſchen Hungerfieber, daß nichts in der Welt ihn ſatt machen konnte. Er nahm des Tages früh ein Frühſtück von 500 Auſtern, wozu er ein Dutzend Spintbrödte ſpielend wegfraß. Wenn der Mittag kam, etwa 4 Stunden ſpäter, ſo war er — wie nüchtern. Er verzehrte, er allein, ein Orbeſt voll Suppe in Terrinen nach und nach eingeſchöpft, Roſtbraſs aus ein Dutzend Ochſen gehauen, mit Kartoffeln ſpintweiſe dazu; zum Nachtiſch konnte er 300 Feigen, 100 Pfirſchen, 20 Melonen und 50 Eidammerkäſe mit noch einmal ſo viel Semmeln drauf ſetzen. Wenn er dann ein Stündchen mit leichtem Tritt und Magen aber ſchwerem Herzen den Garten auf und ab promenirt hatte, nicht um zu verdauen, ſondern ſeiner Frau zu Liebe, ſo zog er

sie wieder ins Haus mit dem gierigsten Verlangen nach der Vesperkost. Seine Mahlzeiten drängten sich so nah an einander, daß sie zuletzt in eine, die den ganzen lieben Tag dauerte, zusammen flossen. Er dachte an nichts als Essen, und soderte mit einer an Wahnsinn grenzenden Eßwuth — ja, er verschlang Steine, Holz, und verdauete sie wie nichts. Man kann denken, wie groß der Jammer der Frau war, die ihren Mann alle Geschäfte versäumen, ja seine Liebe zu ihr vergessen sah, wenn ihn die Freßwuth anfiel. Einst in der Nacht stieg diese auf den höchsten Grad. Emilie schlief sanft und fest, wie ein Weib, Dortmund rief nach Essen, sie hörte ihn nicht; da ergriff er sie in der Tollwuth des brennendsten Heißhungers und verzehrte sie bis auf den Knochen der rechten Hand, die seiner Schlingsucht zu entkommen schien, um sich gen Himmel hebend über diese unerhörte und viehische Grausamkeit Ra-

che zu erflehen. Ach, der Verbrecher selbst war der erste, welcher sich den Gerichten angab und sie zur Rache auffoderte. Er gestand freiwillig und flehte um den Tod, da er seine geliebte und treue Gattin zu überleben weder wünsche noch vermöge. Aber die Richter fanden in diesem ganzen Vorgang mehr als einen Grund, ihn blos einzusperren, damit dieser Menschenfresser nicht die halbe Stadt wegfräße. Man untersuchte die Sache auf das Genaueste und schob das Endurtheil über ihn zu sprechen auf. Man erforschte Grund und Ursache und kam auf den Grund. Dortmund hatte bei dem Schneider ein feinwollnes Futterhemde bestellt, das er nach dem Rathe der Aerzte — (die mit Flanell und Wachstaft die hartnäckigsten Krankheiten eben so sicher zu kuriren wußten, als einige After-Brovnianer mit Opium und Brandtwein, daher man jene die Flanelldoktors wie diese Brandtwein-

doktors zu benamsen pflag) — auf dem bloßen Leibe, denn er war ein Rheumatiker, tragen sollte. Lestang bestach den Schneider, der auf des Schurken Geheiß ein Stück Haut in das Futterhemde grade in der Magengegend einnähte, wonach Dortmund, wie er in bodinirendem Ton hinwarf, recht guten Appetit haben werde. Für eine Summe Geldes aber band er dem Meister von der Scheere diese Sache als ein Geheimniß ein; und erhielt von ihm das feierliche Versprechen nicht zu plaudern. Als sichs aber in der Stadt verruchbarte, der wackre Dortmund habe seine edle Frau zum Nachtessen zu sich genommen, da schoß es dem Schneider aufs Herz, er sprang vom Tisch, seinen Arbeitsstuhl herab und in seiner Frauen Zimmer. Das Geheimniß, was er so lange vor seiner Ehekonsortin und aller Welt verborgen gehalten, brannte ihm itzt wie das glühendste Bügeleisen über den ganzen Leib;

es mußte vom Herzen heraus. Seine Frau erſtaunte anfangs und lächelte dann, leichtſinnig war ſie, als er ihr die Sache bei Leib und Leben nicht zu verrathen beſchwor. Sie lächelte: „Meinſt du, daß deine Frau nicht ſchweigen kann? Unſer Gewiſſen iſt zwar rein; denn das wußteſt du ja nicht, daß das Läppchen Haut den Mann zum Vielfraß machen würde!“ und was ſie noch alles ſagte. Auch hat ſie der Nachbarin, bei der ſie am Abend zum Beſuch ging, nicht weiter geſagt als: ſie wiſſe was ſie wiſſe. Die Mordgeſchichte gienge nicht mit rechten Dingen zu; man ſage, der Thäter habe etwas am Leibe, was zum Freſſen inklinire — mehr wolle ſie nicht ſagen. Die Nachbarin brauchte auch nicht mehr als dies, um es der Schwiegertochter, und dieſe einer Verwandtin der Verſtorbnen und Verzehrten zu erzählen, und ſo machte dieſes Geſchichtchen die Reiſe von Frau zu Frau, bis ſie ins Gericht und an die Männer

sam, die in den verlohrnen und vertrauten Worten Grund genug fanden, den Bügelbesden arretiren zu lassen. Auch Lestang und das wunderbare Flanellfutterhemd wurden vor die Richter gebracht. Lestang leugnete, der Schneider konnte vor Zittern und Zagen weder läugnen noch gestehn. Man ließ beide sich entkleiden, zog einem nach dem andern das Hemde über den bloßen Leib, und beide griffen nach einer zu dem Behuf vom Garkoch geholten Hammelkeule wie besessen. Nun hatte man genug. Lestangs Papiere wurden von Gerichtswegen untersucht, und es fanden sich in seinem Büreau außer verschiedenen Recepten aus des Satans Küche und Hölle, auch verschiedene Stücke der verderblichen Haut. Das Urtheil des Gerichtes über die beiden Verbrecher fiel dahin aus: es solle einem jeden von ihnen ein Gilet durch und durch mit der hungermachenden Haut gefüttert, verfertigt und ihnen über den blo-

sen Leib festgenäht werden. Mit diesen Leibwestchen sollen sie sitzen jeder besonders in einer Gefängenkammer, und ihnen nur wenig zu essen gereicht werden, bis der unersättliche und befriedigte Heißhunger sie in sich selbst aufgezehrt haben werde. Von Rechtswegen!

Ich weiß den Namen des Thiers aus dessen Magenhaut, die Haut quaestionis, geschnitten wird; aber ich nenne es nicht, aus Furcht vor dem Misbrauch, den unbedachtsame oder boshafte Menschen, denen diese Reise außer meinen Lesern (die ich alle für ehrenvolle Männer und Frauen zu erklären mich wohl verwahre) etwa in die Hände fallen könnte, davon machen würden.

Von Gerichtswegen aber wurden verschiedene Versuche mit der bewußten Haut angestellt (dessen Inhaber in einer asiatischen Wildniß man sorgfältig verheimlich-

te) und man fand, daß ein Stückchen dieſer Haut, etwa einer Erbſe groß, ſehr heilſam für Kranke ſey, die den Appetit verlohren. Die Gerichtsherrn theilten ſich in den vorhandenen Vorrath; und bedienten ſich einiger Kleinigkeiten nach langwierigen Seſſionen, wo das lange Sitzen und Kopfbrechen und Warten auf das Ende der Sitzung und den Anfang des Mittagsmahls zu Hauſe, ihnen oft allen Appetit geraubt hatte. Ein Sekretair und Protokolliſt, zugleich Liebling einer der erſten Magiſtratsperſonen (wie einige wollen, ein naher Verwandter derſelben von der Küchenſeitenlinie,) hat mir nur ein Stückchen von denen, die er bei der Gelegenheit erbeutet, überlaſſen, womit ich jezuweilen meinen verlohrnen Appetit zu erſezen im Stande bin, wenn ich dieſe erbſengroße Lederportion nur eben und einige Minutenlang auf den Magen drücke und halte. So wird manches Gift und Mittel, das in kleinen Doſen heil-

sam ist, in großen Quantitäten Heil und Leben störend.

Das kleine Stück ist eins der merkwürdigsten Pretiosen die ich von meinen Reisen mit nach Lübeck gebracht.

15.

Es giebt in verschiedenen Reichen und Staaten verschiedene Hüter und Wächter, welche von Ehemännern über ihre Frauen gesetzt und zum Theil ordentlich autorisirt und bestattet werden. So hat man in der Türkei die Verschnittenen, in Spanien Duegnen, in Italien Matronen, welche den Beruf haben, die Köpfe der Männer über die Treue ihrer Weiber zu beruhigen. Auch giebt es zu Zeiten und aller Orten gewisse zufällige und sich selbst bestellende, wo nicht Wächter, doch Hurer und Ausplaudrer, die den Ehemann über die Treue oder Untreue seiner

Frau zurechtweisen. Zum Beispiel Kinder, oft die eignen der Mutter, des Vaters oder beider. In einer großen deutschen Stadt kam einmal ein Kaufmann nach Mittag unvermuthet vom Kaffeehause zurück ins Haus. Da er auf den Kaffee keine Spielparthie erhalten konnte, denn es fehlte zum Whist am vierten Mann; so entschloß er sich, wie er in langen Winterabenden laute du mieux pflegte, mit seiner lieben Ehehälfte ein Spielchen Mariage (in Karten) zu spielen. Auf der Treppe begegnet ihm sein 5 jähriges Söhnlein. „Wo ist die Mama?" fragte er. Sie ist, sagte der Junge in aller Unschuld, eben mit unserm Hofmeister zu Bette gegangen. Das Knäblein hatte durchs Schlüsselloch der inwendig zugekrampten Thüre gesehn. Nun wußte der Ehemann, was die Glocke geschlagen, und daß mit der Mariage itzt kein Spiel zu machen sey. — Die oben erwähnten bestellten Familien-Argusse befleißigen sich

freilich einer so genauen Achtsamkeit, daß ihnen höchstens nur die Galanterien der Ehefrauen entgehen, die sie nicht mit ansehen, oder ansehen wollen, weil sie ihnen nichts neues mehr sind. Oft aber wollen sie nicht sehen, weil die Treulosigkeit der Wächter zur Treulosigkeit der Bewachten beihilft und sie begünstigt. Genug: die Männer glauben sich in dem Punkte sicher, und ihr Glaube macht sie wo nicht selig, doch ruhig. Wüßten sie was sie nicht wissen, so wären sie aus der behaglichen Ruhe, darum suchen sie sich gläubig und jene zu erhalten. Die Unruhe, in welche Eifersucht sie stürzt, ist ein eingebildetes Uebel. Die von ihnen bestellten Wächter suchen ihnen diese zu ersparen; das Zutrauen zu diesen verfließt mit dem Zutrauen zu ihren Ehekebsweibern und Konkubinen in eins. Die Glücklichen!

Ich befinde mich jetzt mit meinem

Reiſejournal in einem Lande, wo man von Verſchnittenen, Duegnen und Matronen nichts hört und ſieht. Der Ehemann aber, der ſeiner Sache d. i. ſeiner Frau nicht ganz ſicher weiß, hält ſich einen ſehr kleinen grüngelben Hausvogel, kleiner als der Kolibri. Dieſer erwürgt ſich und ſtirbt als Selbſtmörder, ſobald er ſieht, daß die Hausfrau untreu geworden iſt. Geworden ſag' ich, folglich verhütet dieſer Wächter nicht die Untreue, ſondern er plaudert ſie aus, hinterher, durch ſeinen Tod. Dies Mittel aber und dieſer Vogel der es giebt, um hinter die Wahrheit zu kommen, iſt verzweifelt unſicher, und hat ſchon manche Misverſtändniße, Zerrüttungen, Mord und Todtſchlag in Familien angerichtet. Denn oft bringt eine Nebenbuhlerin der Frau, oder ein von ihr Abgewieſener, den Vogel um; der Mann kommt nach Hauſe, findet den Wächter todt, und — der Teufel iſt los! Mancher Ehemann ſelbſt, um ſeine Frau

auf eine gute Art loszuwerden, bringt den Vogel um, und ſchleppt ihn, als Geſtändniß vor die Gerichte, die auf ſo einen todten Vogel hin flugs auf Eheſcheidung ſprechen. Doch ſetzen die Männer in der Regel einen ſo hohen Werth auf dieſe Vogel-Raçe, als die Weiber einen geringen. Jene bezahlen ſie theuer; dieſe möchten das Geſchlecht zerſtören. Es giebt Leute und kluge, welche behaupten: noch nie habe ſich hier einer dieſer Wundervögel wirklich um der Urſache willen ſelbſt erdroſſelt, der man dummer und abergläubiger Weiſe dieſe Erdroſſelung zuſchreibe. Auch ſagen andre, die Männer hier (oder wir vielmehr, denn Männer ſprechen) ſind nicht ſo dumm als ſie (wir) ausſehn. Sie (wir) wiſſen wohl, daß der Vogel das Vermögen nicht habe, was man ihm zuſchreibt; ſie (wir) brauchen ihn blos als einen Schreck- und Warnungsvogel für die Weiber, um ſie in den Gränzen ihrer Pflicht zu hal-

ten. — Daraus werde einmal einer klug? Nie habe ich dahinter kommen können, wie es eigentlich mit der Sache und dem Vogel zusammenhänge. Genug und gewiß: er ist da, und die Richter sprechen nach der Erdrosselung des Hausvogels auf die Untreue der Frau los. — Die armen Weiber!

16.

Ich bin durch meine vieljährigen Reisen ein ganz andrer Mensch von ganz andern, meinen ehemaligen so ganz entgegengesetzten Begriffen, Vorstellungen und Ideen geworden, daß ichs kaum beschreiben kann. Gewisse Begriffe haben sich in mir so festgesetzt, daß Jahre damit hingehen werden, ehe ich sie mit andern, zum Theil richtigern, zum Theil meinen dermaligen Umgebungen angemessenern vertauschen lerne. So kann ich mich z. B. nicht überwinden, jemanden der mir ver-

ächtlich iſt oder den ich demüthigen will, einen Wurm zu nennen, aus Beſorgniß ihn dadurch — ſtolz zu machen. Wie das zugeht? Ich lebte einſt einige Zeit in einem Lande an einer, wer weiß wie weit von hier entlegenen Küſte, wo die Würmer die größeſten, ſtärkſten und gewaltigſten unter allen Thieren ſind. Ein Wurm verſchlingt dort einen Elephanten; vor einem Wurm verkriecht ſich der Tiger, und es iſt das größeſte Kompliment, das man einem Mann machen kann, wenn man ſagt: „ein Kerl wie ein Wurm!“ wie wir hier zu Lande ſagen würden: ein Kerl wie ein Rieſe, oder wie eine Eiche, oder wie ein Maſtbaum, oder wie ein Löwe, oder wie ein Haus: um ſeine innere Kraft und Stärke anzudeuten. Es ſind entſetzliche Thiere, jene Würmer! Sie ſind weit, weit größer als Elephanten; denn für einen Wurm iſt ein Elephant ein Biſſen.

Ich wünsche beiläufig, daß unsre gro-
ßen Moralisten sich dies merken. Sie
können den Kontrast zwischen einem Wurm
und einem Elephas zur Grundlage man-
cher moralischen Räisonnements hinführo
mit Nutzen gebrauchen. Ich entsinne
mich, auf einer deutschen Akademie mora-
lischen Vorlesungen beigewohnt zu haben,
wo man auf weit widersinnigern Grund-
lagen baute. Hier ein paar erläuternde
Beispiele, die mir eben beim Mundiren mei-
nes Reisetagebuchs ins Gedächtniß fallen.
Ein Professor (Ernesti war es nicht,
auch Feder nicht, nicht Kant noch Plat-
ner, nicht Fichte noch Bardili) woll-
te die Unnützlichkeit des Reichthums, von
welchem man keinen Gebrauch macht, dar-
aus und folglich ein wenig weit herbe-
weisen, daß der Boden und Grund, in
dem die Gold- und Silberminen wüchsen,
ja doch an und für sich selbst ein un-
fruchtbarer sey, auf dem sonst nichts ge-
deihe; und daß sie daher stets unnütz sey-

en, wenn man nicht das aus ihrem Innern herauszöge, was in Weltkommerz zu setzen sey.

Eben so demonstrirte ein andrer: das Herz ist solcher Gestalt in unsern Körper gestellt, daß seine spitze Seite nach unten hin, die breitere nach oben gerichtet ist; daher sollen wir nur wenig nach dem Irrdischen, und nur wie mit einer Spitze an die Erde gebeftet seyn; dahingegen unsre höchste (breiteste) ausgedehnteste Neigung gen Himmel und die Glückseligkeit, die er umfaßt, gerichtet seyn soll. Daß alle dergleichen Sittenregeln und Lehren wenig fruchten, darum kümmert der Moralist sich nicht, der sich darauf beschränkt, etwas Ungewöhnliches an den Tag zu demonstriren. Doch über diese Moralisten und Moral zu moralisiren, würde mich zu weit von der Landstraße ableiten und am Ende wenig frommen.

Die figürlichen Redensarten: es regnet Brei vom Himmel, bei starken und dichten Regengüssen, oder das Mährchen von einem Lande wo gebratne Tauben in den Mund fliegen sollen, habe ich zum Theil unverblümt und in der Wirklichkeit gesehn und erlebt, und zwar gestern nach meinem Tagebuche, Seite da und da. Ich saß gestern, so schrieb ich (und mundire jetzt) und sahe den ganzen Tag — in die Luft. Aber es war der Mühe schon werth. Den ganzen Morgen bis gegen den Abend hin bildeten die Wolken in den natürlichsten Bewegungen bald die Formen von Kornähren, bald von Garben. Alles Volk lag in den Fenstern, voll Erstaunen und Bewunderung. Diesen Morgen früh um 5 Uhr waren alle diese Kornwölkchen in eine große, dichte, gelbe, schwangre Wolke zusammengeflossen. Um 7 Uhr ¼ lößte sie sich in einen Weizenregen auf. An dies Wunderwerk schloß sich ein noch unerhör-

tetés. Da dieſer Regen ſich nicht weiter erſtreckte, als der Raum der Wolke, aus welcher er herabſtrich: ſo löſte ein Stück Feld, welches das äußerſte Ende des beregneten Fleckes machte, ſich ab, nahm den Platz des Feldes ſeines Nachbarn ein, das ſich dagegen an jenes Stelle verſetzte. Dieſes ſeltſame Platzwechſeln gab den Keim zu einem Prozeſſe zwiſchen den Beſitzern beider Felder. Der Herr des Stück Landes, das mit dem Weizen geſchwängert ihn verlaſſen, behauptet: ihm gehöre der Weizen. Der andere behauptet nach dem Beſitzrechte daſſelbe. Der Himmel habe ihn begünſtigen und bedenken wollen, behauptet er, weil er arm, ſein Gegenpart aber reich ſey; die beiden Stück Aecker müſſen ſich miteinander verfanden, und ihm zum Heil, ihre Plätze etauſcht haben. Hätte ich nicht meine Poſtpferde beſtellt auf morgen, ich hätte den Ausgang des Prozeſſes wohl abwarten mögen.

Wenn ich jetzt vom Breiregen reden hörte, so finde ich nach meinen Erinnerungs-Associationen nichts wunderbares noch figürliches in dem Ausdruck, da ich den Regen regnen sah, aus dem man sehr gut einen Brei zusammenrührt, den Weizenregen. Ich ziehe diesen dem Steinregen bei weitem vor.

17.

Eine langweiligere Parthie hab' ich nie gemacht, als die ich, hinter meinen Postillon her, von jenem in das benachbarte Land machte. Wir fuhren nemlich durch eine gradlaufende Lindenallee 1530 Meilen. Es war zum Einschlafen, aber ich konnte vor Aerger über diese antibrittische Anlage nicht dazu kommen. Und wohin führt sie diese Allee? In ein von blos Männern bewohntes beinah eben so langweiliges Land. Keine Weiblichkeit kann in dem Klima

dauren. Dies erſtreckt ſich bis auf die Thiere aller Gattungen, die ſich dahin verlaufen oder, Gott weiß wie, denn kein Menſch, d. i. Mann, wußte oder wollt' es mir entdecken, generiren. Meine Leſer und Leſerinnen können ſich nichts langweiligeres, todtes, traurigeres, hinſchmachtenderes denken, als das Leben und den Geſellſchaftston in dieſem Lande, wo es nur Männer, Hähne, Ochſen, Hengſte, keine Frauen, Hühner, Kühe und Stuten zu ſehn noch zu hören giebt. Nur 3 Tage konnt' ichs aushalten. Ich hatte an einem Männerklubb genug, ob ich gleich in dieſem auf mehr als 20 Klubbs und Pickinks voraus gebeten ward. Aber ich nahm mir feſt vor, diejenigen Herren unter meinen Landesleuten, die ſich als entſchiedene Weiberverächter und Läſterer auszeichnen, zu erſuchen, ſich dort einmal anzuſiedeln. Sie wären der Strafe für ihre Miſſethat wohl werth! Aber ſie müßten mir vorher geloben auf

das feierlichſte, dort zu leben und zu ſterben. Sonderbarer Geſchmack herrſcht unter dieſen Männern, wie ich am 2ten Abend meines Aufenthalts daſelbſt im Theater erfuhr. Die Herren ſind große Liebhaber von Balletten. Aber ſie haben in Hinſicht auf die Aeſthetik des Tanzes ihren eignen Geſchmack. Wir Europäer, Franzen, Britten, Deutſche ꝛc. leben an unſern Tänzern und Tänzerinnen unſern Veſtris, Gardel, Laborie, Sacré, u. ſ. w. das geſchlanke, gefügige, gradlenigte, das à plomb! das alles findet man dort lächerlich. Wer dort die Bruſt am ſtärkſten einziehen, (nicht herausheben) und ſich beim Tanzen in Attitüden, Tableaus, Pas de deux am kümmeſten und verdrehteſten halten und ſo tanzen kann, der — iſt ihr Apoll! die Menſchen geſtalteten ſich in dem Ballet, als wollten ſie — Erdbeeren pflücken. Auch waren die älteſten, die beliebteſten Tänzer und Tänzerinnen, weil ihnen das

Krummseyn so natürlich war! Ein Vestris des Landes, der sich einmal versah oder vergriff und einen etwas gradlinigten Sprung machte, ward erbärmlich ausgepfiffen. Er weinte vor dem Publikum gleich einem alten Kinde; aber da war keine Hülfe, und die Direktion mußte ihn auf der Stelle entlassen. Ein Kritiker von Profession saß neben mir in der Loge, und erzählte mir, er habe einen bändestarken Traktat gegen Hogarth und dessen Wellenlinie geschrieben, welche er mit seinen Begriffen von der Schönheitskrümme nicht reimen konnte. Er verlachte höhnisch und nach Art der Widerbeller meine Begriffe über die schöne aber grade, Tanzlust, nannte Noverre einen Stümper. Er war gereist und hatte in Paris (wie mir mein Wäscher, die männliche Wäscherin, dem er Geld schuldig war, erzählte) Prügel erhalten, weil er eine gewisse Psyche (Gardels unvergleichlichstes Ballet) auspfeifen wol-

len. So groß ist die Macht der Gewohnheit, und selbst die lächerlichsten Gewohnheiten gelten fast immer irgendwo für vernünftige!

18.

Noch durch eine Menge Dörfer mußte ich fahren und wenigstens acht Tage nichts als das ermüdende Einerlei der Männerfragen sehen und ihr Gewäsch anhören, dem ich wahre Würze der gesellschaftlichen Bildung, die selbst auf dem Lande sich nie verläugnet, der selige Einfluß der Weiblichkeit fehlte. Wie froh war ich, als mir aus einem Dorfe, dem letzten an der nächsten Stadt, ein Mädchen entgegen und an den Wagen sprang, um mir einen Blumenstrauß zu reichen. Vor Entzücken über den Anblick bezahlte ich diese Art von galanter Bettelei, die auch außerhalb Europa und in vielen Dörfern wo Blumen und Mädchen zu

haben ſind, Sitte iſt, mit einem Goldſtück. „Potz! rief die Dirne, der Herr iſt kein Männerlander! und mit einem freundlichen" Gott grüß ihn ſchön! und „danke ſchön!" lief ſie in den Garten zurück.

Die Stadt, in die wir nun hineinfuhren, hatte der Frauenzimmer einen reichlichen Vorrath, aber einen faſt noch größern von Gelehrten. Sie kamen, hier zur Stadt ſehr geachtet, aus fernen Gegenden herbei, um ſich zu etabliren. Alle Art und Gattung von Gelahrtheit war hier im Kours. Sonderbar fand ichs, daß nur ein kleiner Theil dieſer Gelehrten verheirathet war, und daß ſie doch faſt alle eine Menge Kinder hatten. Man fand dies nicht anſtößig, noch dies, daß ſie, die mehr geachtet als belohnt wurden, mit dieſen Kindern einen ordentlichen Handel trieben. Daher ich oben das Wort etablirt als ſehr paſſend brauche-

te. Dieſer Kinderhandel war aber eine traurige Nothwendigkeit: ſie verkauften ihre Kinder, um nur das liebe Brod zu haben. Noch trauriger, daß manche ſie, um nur zu Gelde zu kommen, an Galeerenſklavenhändler umſetzen mußten. Dieſe unglücklichen Kinder unglücklicher Väter waren aber von dieſen ſo häßlich entſtellt und misgeſchaffen, daß niemand ſonſt ſie kaufte, und ſie der Sünde oder Ungeſchicktheit ihrer Väter wegen zum Rudern verdammt wurden, um nur dem Publikum aus den Augen gebracht zu werden. Dieſe Gelehrten hätten doch wahrlich! beſſer gethan, ſowohl ehe- als kinderlos zu bleiben.

Die Mahlzeiten waren in dieſer Stadt entſetzlich langweilig. So lange man gleich bei Tiſche ſaß, es ward kein Sterbenswort geſprochen. Wozu in aller Welt, dacht' ich, ſpeiſt man in Geſellſchaft, wenn es nicht erlaubet iſt, ſich

miteinander zu unterhalten? Eine ſtumme Tiſchgeſellſchaft kommt mir grade ſo vor als eine Menge Vieh an ſeine Raufe feſtgemacht und nur mit dem Futter in Arbeit. Für mich iſt die Konverſation die wahre Würze der Speiſe. Grade in den thieriſchen Handlungen ſollten die Menſchen ſich von den Thieren, mit denen ſie ſie gemein haben, am ſchärfſten unterſcheiden. Auch die Geſundheit findet ihre Rechnung dabei; man ißt nicht ſo ſchnell, und giebt den Biſſen Zeit ſich (ſo zu reden) zu unterſcheiden, ſich einzurichten an der gemeſſenſten Stelle. Die Tafel trägt übrigens zu den Annehmlichkeiten des gebildeten Lebens und der Geſelligkeit bei. Sie nähert die zerſtreuten Menſchen einander; ſtiftet Bündniſſe, macht Vergleiche, hebt Misverſtändniſſe; die gute Koſt giebt den Geiſtern eine Art von Freiheit und Wetteiferung, wobei wackre Leute jene Vortheile leichter erwerben und verbreiten. Daher ich die Bun-

tereihetafel jeder andern vorziehe. Frauenzimmer sind in der Regel nicht für das Essen, noch weniger für das Trinken (ihre Thee- und Kaffeekollationen bei Seite); sie müssen und wollen folglich unterhalten seyn. Wo Frauenzimmer bei Tafel sind, ist das Gespräch allgemeiner, dezenter, interessanter. Nur Männer schwatzen entweder, wie jene, bei Tische gar nicht, oder wie in Deutschland in den unseligen Männerklubbs von den trockensten Dingen, von Geschäften, Handel und Wandel, Prozessen, Systemen und Kategorien, u. s. w.

Recht tolle Gewohnheiten hat man in dieser Stadt, wo das Essen alles gilt. Mein Bedienter, dessen Appetit mit ihm sehr frühe aufsteht, gieng in die Küche unsers Gasthofes und fand den Kochtopf voll Fleisch am Feuer stehend. Hungrig war er; mit seinem Messer zog er sich ein Stück Fleisch zum Frühstück aus dem

Topf hervor, das noch im Kochen begriffen war. Dieſe unſchuldige Handlung, die eine Küchenmagd aus der Ferne mit anſah und denunziirte, zog uns viel Verdruß zu. Es iſt nemlich in dieſem Lande eben ſo gut ein Kapitalverbrechen, ein Stück noch kochendes Fleiſch mit dem Meſſer aus dem Topf zu ziehn, als einen Menſchen zu morden. Man ſollte ſich, ehe man ein Land bereiſt, genau nach den dort herrſchenden und eingeführten Gewohnheiten, Geſetzen und Vorurtheilen umhören. Der Magiſtrat erfuhr die That meines Bedienten, und man machte ein ſo unſinniges Aufheben davon, als hätte er eine Verſchwörung gegen den Staat angezettelt. Die ganze Nachbarſchaft und Stadt kam in Aufruhr, mein Bedienter ward ins Gefängniß geſchleppt; und ich hatte unſägliche Mühe und Koſten und Beſtechungen aufzuwenden, um ihn vom Galgen (die Strafe ſtand darauf) zu retten.

Hätten wir nicht in uns gewisse feststehende Grundsätze, wonach Natur und Vernunft uns das wahrhaft Unschuldige vom Strafbaren unterscheiden lehren, wir würden durch die Bizarrerie der Meinungen regiert, sehr übel fahren. Wir müssen uns daher, soviel immer möglich, dem gemäß verhalten, was man uns als gut und böse vorschreibt. Diese Gefälligkeit und Nachgiebigkeit sind wir der Gesellschaft schuldig. Aber laßt uns ja die Freiheit vorbehalten zu glauben, daß nichts gut oder böse ist, als was die Vernunft dafür erkennt!

19.

Mein Weg führte mich grade in die Residenz eines Fürsten, der über viel Land und Leute Herrscher hieß, und ich hatte mit Hülfe bedeutender Empfehlungen das Glück, mich dem Hofe und dem Hofkabalen- und Intriguengewebe mehr zu nähern,

als es gewöhnlich Fremden und Reisenden ohne Rang, Titel und Adressen verstattet ist. Grade während meiner Anwesenheit trug sich ein denkwürdiger Wechsel des Hofglückes zu, den ich erzählen will. Der erste Minister, Günstling und Liebling des Fürsten befiel grade an einem Tage, an welchem sehr wichtige Geschäfte beim Fürsten persönlich abzuhandeln waren, mit einem heftigen Fieber, das ihn ins Bette warf. Der Minister mußte daher, da jene wichtigen Verhandlungen keinen Aufschub litten, seinen ersten Sekretär völlig instruirt nach Hof senden. Der Fürst aber hatte gegen diesen Kommis einen natürlichen Widerwillen; er war ihm unausstehlich, ob er ihn gleich als sehr gescheut und aktiv kannte. Der Minister wußte von jenem Widerwillen des Fürsten gegen seinen Sekretär (ein Mann übrigens von gutem, alten aber armen Adel); die Sache ließ sich indeß nicht ändern noch auf-

ſchieben. Er gab dieſem folglich
den nöthigen Papieren auch die S
ſandbüchſe mit, welche, nach der
te des Landes, wer zum Fürſten in
ſchäften gieng, immer in der Taſch
ben mußte. Wie erſtaunte der Sek
dem ſelbſt für die Audienz bangte,
des Fürſten perſönliche Abneigung
ihn kannte — wie erſtaunte er, al
ner ihn auf das freundlichſte emp
ihm die unzweideutigſten Beweiſe
Zutrauen gab und ihn wie den gel
ſten Liebling und Günſtling behan
Auf die erſte Audienz folgten me
(das Fieber hielt den Miniſter feſt)
der Fürſt war derſelbe, welches dem
kretär zwar unerklärbar aber willkom
war, da es die Verhandlung begünſt
Aber die Neigung des Fürſten gieng
weit, daß er den Miniſter ganz ver
vergeſſen nicht mehr ſehen wollte, ihn
Miniſterſtelle entledigte und den S
tär in ſeine Stelle ſetzte. Der Mi

erfuhr ſeinen plötzlichen Fall, und forſchte nach dem Grunde. Dies führte ihn an ſeine Taſchen, die er durchſuchte um — man denkt vielleicht, irgend ein wichtiges Memoire, einen Finanzverbeſſerungsplan, einen Brief, der ein gewonnenes Treffen verkündete, zu ſuchen? — Aber gefehlt! Nichts von dem allen ſuchte er, nichts als eine Doſe, die er leider! vermißte. Er hatte ſich aber vergriffen und dem Sekretär ſtatt der Streuſandbüchſe dieſe unſchätzbare Doſe mit auf den Weg zum Fürſten gegeben. Er klingelte: ein Läufer trat ein. „Der Sekretär! den Augenblick!" — Er will den Augenblick zum Fürſten fahren. — „Nicht zum Fürſten! Hieher!"

Der Sekretär erſcheint.

„Ich bitte um die Streuſanddoſe."

Hier iſt ſie.

„Haben ſie Gebrauch davon gemacht, und welchen?“

„Nicht den mindeſten. Ich hatte ſie nach Euer Exzellenz Befehl in der Taſche, und habe nicht weiter daran gedacht.“

Kaum hatte der Miniſter wieder die Doſe in ſeine Taſche geſteckt und kaum 5 Minuten darin, als ein Leibpage des Fürſten mit einem höchſteigen geſchriebenen und unterſchriebenen Billet erſchien. Der Miniſter las mit Entzücken erſt leiſe dann laut dem wie auf den Kopf geſchlagenen und aus den Wolken geſchützten Sekretär folgendes Höchſteigenhändige vor:

„Eilen Sie, fliegen Sie, wenn Ihre Schwäche es irgend zuläßt, zu Ihrem Sie liebenden Fürſten, der ſein Ihnen gethanes Unrecht einſieht, Sie in Ihre Stelle wieder einſetzt. Das fatale Ge-

ſicht. Ihr Sekretär, ſoll den Hof und meinen Blick auf ewig meiden."

R. R."

Meine Leſer werden, denk' ich, auf nichts begieriger ſeyn, als von mir zu erfahren, was es mit der verzweifelten Doſe auf ſich habe. Die Doſe an und für ſich, thuts freilich nicht; ſie war gleich der Streuſanddoſe von Elfenbein und ihr gleich an Größe; aber das Wunder ſteckt darin. Ich habe das Geheimniß von guter Hand, vom Miniſter ſelbſt, der dieſe Doſe, den Tag vor meiner Abreiſe, in einer Stunde der innigſten Vertraulichkeit, mir öffnete, und dem ich feierlich ſchwur: nie einem Menſchen ein Wort von dem Geheimniſſe zu ſagen, welches ich redlich gehalten habe und halten werde, da ich über Staatsgeheimniſſe überhaupt mich ungern redend auslaſſe, höchſtens nur wie itzt, ſchreibend. In der Doſe befanden ſich zwei Dinge: Ein

Schlangenei und etwas Basiliskenblut, auf Pergament tingirt.

20.

Wo ich noch in der Welt war, sah ich auf dem Hals des Mannes, der Frau, des Kindes, einen runden, oder länglicht runden oder ein wenig viereckt gestalteten Kopf sitzen. Anders hier. Alle Welt hat hier wo ich itzt lebe, auf dem Hals eine Art von kleinem platten beweglichen Gemälde sitzen, das zugleich beseelt ist, und worauf eine Stirn, ein paar Augen, Nase, Mund, Kinn und Ohren recht ordentlich abgebildet sind. Gemälde nenn' ich diese Köpfe, denn sie sind so glatt, daß man sie für Wandstücke und Gemälde ohne Rahmen halten könnte, wenn sie nicht Kinn, Mund und Augen lebendig bewegten. Ich lächelte anfangs über diese Plattitüden, die, wenn sie einen runden Kopf, z. B.

den meinigen ansehen, in ein lautes Gelächter ausbrechen. Aber wie kann man so häßlich und plump seyn! sagte noch gestern meine Wirthin (die für eine Schönheit gilt, weil ihr Kopfstück eins der platteſten ist) und setzte beide Hände in die Seiten. Nichts ist in dieser platten Menschen Augen schön als ein platter Schädel. Um diese Schönheit zu befördern, werden den Kindern die Köpfe zwischen zwei Bretter geschroben und tarquirt, wie in andern Gegenden die Füße in knappe und enge Schuhe, die Weiber in enge drückende Schnürleiber. Hier setzt man alles dran, platte Köpfe und Gesichter zu erwerben und der Natur abzutrotzen. So platt nun aber die Köpfe und Gesichter, die Mark-, Gehirn- Kraft- und Saftlos scheinen, so platter, als platt sind die Bonmots, Witzeleien, Komplimente und Konversationen, dieser Menschen. Gemein, platt und niedrig ist alles was sie thun und trei-

ben. Plattitüden werden in der Konversation gelobt, belächelt, ächter Witz und feiner Scherz bekopfschüttelt oder ausgepfiffen. Gall könnte hier weder Stoff noch Knochen für seine Entdeckungen sammlen. — Eine ihrer Landessitten, so platt sie ist, hat doch ihre gute, erhabne Seite, ihr das Relief. — Hier ist sie. Einen Mann der Fleisch oder Fisch ißt und essen darf, betrachtet man mit einer Art von Auszeichnung und Ehrfurcht. Jenes Vorrecht ist hier, was in allen Orten und Ländern das blaue Band, rothe Band, ein Stern oder Marschallsstab sind. Nicht aber, weil man es für eine edle, heldenmüthige oder tugendhafte Handlung hält, Fleisch oder Fisch zu essen; sondern weil nur diejenigen, die als Krieger in der Schlacht ein Dutzend Feinde oder mehr umgebracht haben, jenes Vorrecht erhielten. Die übrigen Menschen legen hauptsächlich von Gemüsen, Löffelspeisen und Backwerken; die

Damen hauptsächlich von Thee und Kaffee, den sie nicht wie wir andern, trinken sondern mit Löffeln essen. Man hält aber (und dies ist die gute Seite der Plattheit) eigene Aufseher bei den Armeen, die nichts zu thun haben, als den Muth oder die Feigheit der Krieger zu beobachten, darüber ein Protokell zu führen, und sowohl Offizieren als Gemeinen darüber ihre beglaubigten Zeugnisse auszufertigen. Diese Oberaufsicht ist gar schön. Denn trifft es sich nicht öft in andern Ländern, die ich nicht nennen will, daß Männer, die sich während der Schlacht versteckt hielten, nach derselben als Sieger ausposaunt wurden, und mit Gnadenzeichen besteckt und umhangen; indeß andre, die dem Tod eine Menge Menschen in den Rachen gejagt und sich der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, denselben Weg zu machen; daß, sage ich, diese wahren und einzigen Sieger leer ausgehen, oder sind sie zu krüppeln verschossen, wohl

gar an den Landstraßen ihr Brod bettelnd suchen müssen? — So hat ja selbst manche Albernheit und Plattheit ihr Gutes. Die Sieger andrer Gegenden haben kaum das liebe tägliche Brod, indeß die Poltrons Fische und Fleisch im Ueberfluß essen und dürfen. Hier wird das wahre Verdienst belohnt — mit dem Vorrechte des Fischgenusses.

21.

Man hat uns eine Menge Wunderdinge als Beweise der Geschicklichkeit, Weisheit, Klugheit und Beurtheilungskraft der Elephanten erzählt, die oft aus Instinkt feinere Stücke und Streiche spielen als die Menschen, die Vernunftbegabten. Und so mögte man fast, statt zu behaupten, der Elephant sey nächst dem Menschen das klügste Thier, in Versuchung kommen, ihn über diese zu setzen. Mein Elephant, der eine lange Zeit hin-

durch mein Reisebegleiter, Wohlthäter, Aufwärter und Mentor, fast alles in einer Person war, wird zu den vorhandenen neue und beglaubigende Beweise liefern. Er hatte eine Mutter, die ihm eine vortreffliche Erziehung gab. Sie gebar und erzog ihn in einem Nonnenkloster, zu dessen Hausthiergenossen sie gehörte. Sie ließ ihn nicht aus den Augen und beobachtete jeden seiner Schritte. Als er noch sehr klein war, gab man ihm gewöhnlich im Speisesaal zu essen. Da die Mutter aber zu groß war, um mit hinein zu können, so blieb sie am Klosterthore stehn, und beobachtete durch die Gitterfenster das Betragen des Kleinen. Beging dieser eine Sottise, eine Unbedachtsamkeit, warf er etwa ein Stück Fleisch von der Schüssel auf den getäfelten und gemahlten Boden, oder nahm er etwas, ohne zu erwarten, daß mans ihm gab (gleich andern ungezogenen jungen Kindern und Thieren) so rief sie

ihm mit einem Tone des Unwillens zu, und erschreckte ihn. Der arme Kleine kam nach dem Essen bittweise auf allen Vieren zu der Mama gekrochen, die ihm dann mit dem Rüssel grade so viele Schläge gab als er Sottisen begangen. Kaum aber war er dem mütterlichen Rüssel (der Zuchtruthe) entwachsen, als er davon lief, und auf den Landstraßen das Räuberhandwerk trieb. Alle Reisende griff er an, beraubte sie bis aufs Hemd, und schleppte das geraubte Gut in seine Räuberhöhle. Einst kam ich ihm in den Wurf und Weg. Statt aber mich feindlich anzufallen, kam er schmeichelnd zu mir, und zeigte mir seinen blutigen Rüssel. Er winkte, und schien meine Hülfe anzuflehen. Zutraulich nahte ich, und zog einen vier Zoll langen Stachel aus dem Rüssel heraus. Seine Liebkosungen erneuernd nahm er mich auf den Rüssel, als wolle er mich, seinen Retter, im Triumph aufführen. Anfangs, wie

ich ſo oben wie auf einem Baumgipfel ſaß, dachte ich, und that ihm Unrecht, er würde es mit mir, wie manche Menſchen mit ihren Wohlthätern machen, mich von ſich weit weg werfen, wie dieſe, die den von ſich ſo weit möglich zu entfernen ſuchen, dem ſie Verbindlichkeit ſchuldig ſind. Anders mein Elephant. Er trug mich in ſeine Höhle, ſetzte mich dort ab, und zeigte mit dem Rüſſel, die wie die Stoffe in einem Waarengewölbe wohlgeordneten Güter rings herum, eins nach dem andern, als wolle er ſagen: alle dieſe Güter ſind dein! Nun gab ich mir, mit Hülfe zweier Bedienten, die ich in Sold hatte, alle Mühe, die Beraubten aufzutreiben und jedem das Seine wieder zuzuſtellen. Der Elephant ſah dies ruhig mit an; er ſchien gerührt, überzeugt und gebeſſert. Auch wich er von dem Augenblick an mir nicht von der Seite.

Von seinen jugendlichen Thorheiten und Tollheiten ist er zurückgekommen; er streift nicht mehr auf den Landstraßen umher, sondern geht nie ohne meine Erlaubniß aus; blos dann, wenn er dem Himmel, der Sonne und dem Monde eine Art von religiöser Verehrung weihen will. Beim Vollmonde pflückt er sich Zweige und hebt sie, ihn betrachtend, zu ihm hinauf, und bewegt sie sanft hin und her, als ob er etwas zu erflehen oder ihm etwas darzubieten hätte. Früh morgens wendet er sich der aufgehenden Sonne zu. Ist er krank, drückt er sich auf den Boden hin, blickt zum Himmel auf, wirft Kräuter zu ihm empor, wie Opfer. Kurz, da er sich über die Sinne nicht erheben kann, so scheint er wenigstens was ihm durch sie als das Erhabenste in der Natur erscheint, als seine Gottheit anzuerkennen.

Weiber, die ihren Männern und

Männern die ihren Weibern untreu ſind, finden ihre Rechnung nicht bei meinem Elephanten. Kaum erblickt er ein ſolches Subjekt, ſo nimmt ers auf den Rüſſel und läßt's einen ziemlich gefährlichen Sprung machen. Einer meiner Bedienten, den die Menge Neugieriger, die, wo wir hinzogen ihn und ſeinen Gefährten, den ungeheuer großen Elephanten umzingelten, machte ſich dadurch von dem groſſen Anlauf frei; daß er den Leuten erzählte, der Elephant könne keine ehliche Betrügereien leiden, und werfe die Schuldigen ein bischen durch die Luft. Eine Menge Menſchen beides Geſchlechts fühlten ſobald ihre Neugier vor Furcht vor der Strafe verdrängt, und wichen aus dem Wege.

Von ſeinen vortrefflichen Grundſätzen, ſeiner Theilnahme und inſtinktmäſſigen Gerechtigkeitsliebe nur ein paar Proben. Jener Bediente, der Freund und

Führer des Thiers, erſoff in der See. Dankbar und Gefühlvoll betrauerte ihn der Elephant vierzehn Tage lang, und folglich mehr als die Hälfte Zeit länger, die manche (zufolge der Todesnachricht in den deutſchen Zeitungen) troſtloſe Wittwe, Kinder, Gatten und Erben der Trauer über ein verſtorbnes Familienglied widmen. Der zweite Bediente, den ich meinem Elephanten, der meine Bagage und oft mich ſelbſt in einem chineſiſchen Pavillon auf dem Rücken trug, zum Begleiter, Beköſtiger gab, hatte ihm einſt Sand an ſeine Speiſe gerührt und boshaft dazu gelacht. Der Elephant rächte ſich bloß dadurch, daß er dem Laquais eine Portion Sand in ſeine Kerbelſuppe warf. Einſt hatte der Schlingel ſogar ihm eine Mahlzeit zu geben vergeſſen. Das Thier gieng daher in einen Pferdeſtall und nahm, ſo hungrig es war, dem Pferde eine Portion Hafer und Heu weg. Am folgenden Tage, da er ſeine Speiſe

erhielt, brachte er dem Gaul grade so viel wieder, als er ihm gestern nahm. Manche Menschen ersetzen nicht so gewissenhaft das gestohlne oder geraubte Gut. Daß mein Elephant auf dem Seile gehn, ja gar, doch nur in ernsten, seriösen, Tänzen, sich zeigen, ja daß er schreiben kann, würde nach der Behauptung einiger Philosophen ihm als Maschiene zugestanden werden. Aber was ich nun noch von ihm rühmen werde, dürfte manchen unter ihnen auszurufen zwingen: hier ist mehr als Maschiene!

Er ward einst mit einem Kessel über den Rüssel gehängt, zu einem Kesselflikter geschickt, um das Ding ausflicken zu lassen. Als er den Kessel zurück brachte, goß man im Angesicht des Elephanten Wasser in den Kessel; es lief durch, folglich waren nicht alle Löcher zugelöthet. Man schalt mit dem Thiere, und schickte ihn noch einmal zum Flicker. Dieser

flickte den Keſſel aufs neue. Als er fertig war, ſchöpfte der Elephant Waſſer aus einem nahen Brunnen, goß es hinein und machte die Probe, um nicht noch einmal betrogen zu werden. Da kein Waſſer durchlief, nickte er dem Keſſelflikker Zufriedenheit und brachte das Gefäß zurück. So rächte er ſich großmüthig an einem Gaſſenbuben, der ihn mit Koth beworfen, blos dadurch, daß er ihn auf den Rüſſel nahm, in die Luft warf, wieder auffieng und ſo eine Zeitlang blos prellte, da er ihn hätte zernichten können. Sein Inſtinkt, denn Vernunft wage ichs nicht zu nennen, trieb ihn, wenn er vor Häuſern vorüberſchritt, in welchen er Höflichkeiten genoſſen, das Haupt zu verbeugen und zwar ſtillſtehend, um durch dieſe achtungsvolle Stellung, vorzüglich wenn Frauenzimmer am Fenſter ſaßen, ſeine ſchuldige Dankſagung zu bezeugen. Auch hierin beſchämt er einen großen Theil der kultivirten Menſchheit, bei wel-

cher zwar nicht das Genießen, aber das Dank und mit Dank erkennen, ganz aus der Mode gekommen ist. Sie danken weder dem himmlischen noch irdischen Gebern, und benehmen sich oft so unverschämt, als wäre alle Gabe eine verfluchte Schuldigkeit.

22.

Die folgende Darstellung wird einem großen Theil meiner vorzüglich schönern d. i. weiblichen Leser weder neu, noch wunderbar, noch unerhört scheinen. Sie werden sagen: c'est comme chez nous, oder à peu pres comme chez nous. Ein großer Theil Mannsvolk aber wird meine damalige Lage beneidenswerth finden, und sich in meinen Platz wünschen. Ich lebe nämlich schon seit einigen Wochen in einer großen Stadt, wo ein prächtiger und neumodischer Anzug einen so günstigen Eindruck auf die

Menſchen beides Geſchlechts macht, daß ſie den, der ihn trägt, für die Tugend, Schönheit, Weisheit, kurz für den Inbegriff aller Vorzüglichkeit ſelbſt halten. Ein ſchöner Anzug, ſo ſcheint es, verdeckt und verunſichtbart ſowohl die Gebrechen des Leibes als der Seele. Eben komme ich aus einer Aſſemblee, wozu ich mir, um die Menſchen recht auf die Probe zu ſtellen, einen überaus prächtigen Anzug hatte machen laſſen. Dieſer Anzug übertraf an Glanz, Freiheit und innern Werth, alles was je das Pariſer Journal des Dames et des Modes, das Frankfurter dito, das Weimarſche Luxus- und Modenjournal, das Leipziger von Berrin, ja die galerie of Fashors in London, an männlichem Kleiderſtaat, mit Schrift und Bild der ſtaunenden luxuriöſen Welt vor Augen gelegt haben. Kaum trat ich in den Saal, als aller Augen, die weiblichen voll Wohlgefallens, die männlichen voll Neides, auf mich ge-

richtet waren. Die Weiber vorzüglich hätten mich verſchlingen mögen! Ich begann aber ein närriſches Spiel. Ich ſtellte mich ſo ungeſchickt, albern, abgeſchmackt, linkiſch als möglich. Bald räſonnirte ich ins Gelag hinein, ließ keinen zu Wort kommen, widerſprach und fiel in die Rede, ließ ein paar porzellainene Bechertaſſen in Stücken fallen, trat einem Mädchen, das ihren Fächer fallen ließ, und danach griff, auf die Hand — kurz: ich machte die ausgeſuchteſten tollen Streiche. Aber alles half nicht; mein Anzug machte alles gut. Man fand alles vortrefflich, fein, anſtändig, belebt, was ich ſprach und that. Das Mädchen der ich, ſtatt ihren Fächer aufzuheben, auf die Finger trat, wie ein Tölpel, ſagte: „Sie Schalk!“ und als ein junger bürgerlich gekleideter Gentlemann ſich nach dem Befinden ihres gequetſchten Fingers erkundigte (um mir eins zu verſetzen) ſagte ſie: er ſey nicht

bei Troste, und erkundigte sich nach seinem gequetschten Gehirne. Ist man hier schön gekleidet, so kann man nichts Mißfallendes noch Sträfliches begehn, vorzüglich in den Augen der Damen. Selbst Männer, tritt man ihnen nur nicht, wie ich jenem Liebhaber, zu nahe ins Gehege und auf die sie interessirenden Finger, bezeigen dem Prächtiggekleideten die höhere Achtung. Sollte mans glauben, daß selbst die Versammlung der Kaufleute an der Börse einer sich zusammelnden Ballgesellschaft gleicht, zu der die Damen fehlen, und daß manche Handelsspekulation, Ueberlistung und Konjunktur vermittelst eines prachtvollen neugewählten Anzugs dem Spekulanten zum Glück ausschlägt. Nächst denen, welche neue und prächtige Anzüge, Hauben, Hüte, Gilets, Bijouteriensschau geben, bezeigt man denen Personen die meiste Achtung, die dergleichen erfinden, angeben, zuschneiden, zusammensetzen, feilhaben, den Schneidern,

Putzmacherinnen, Juwelierern, Modewaarenhändlern, Näherinnen, Wirkerinnen und Stickerinnen.

23.

Kein Haar fehlte, und es wäre um das Reisejournal und mich, den Journalisten und um meine Leser (als meine Leser) geschehn gewesen! Ein sonderbarer Eingang, aber die Veranlassung, der Vorfall noch sonderbarer. Heimlich und schnell habe ich so eben einen Ort verlassen, wo ich einem todeswürdigen Verbrecher gleich behandelt ward, und hatte doch auf der Welt nichts Böses gethan, sondern war blos — ein wenig krank geworden. Etwas Impertinenteres ist mir nie vorgekommen, als eine hier herrschende Gewohnheit, deren Märtirer ich zu werden, nahe dran war. Mein Hauswirth schickte, so bald ich krank ward, zu einer Art von Doktor; dieser kam, trat an mein

Bette, ſtierte mich an, griff meinen Puls, und ſprach darauf im befehlshabriſchen Tone: übermorgen ſollſt du beſſer ſeyn, oder du biſt des Todes! Damit trollte das Menſchengeſicht ſich ab. Ich ließ meinen Wirth heraufkommen, und befragte ihn über die merkwürdige aber dunkle Rede, deren Sinn ich nicht faßte.

„Wenn Sie übermorgen nicht geſund ſind, ſagte der Wirth, ſo iſt ihnen nicht zu helfen. Der Arzt kommt wieder, wir bringen Sie um, und eſſen Sie auf. Ländlich, ſittlich!“

Ich erſchrack nicht wenig, ließ ihn aber fortreden.

„Dies thun wir aus wahrem Mitleiden, damit Sie von den Schmerzen und Leiden, die eine längere Dauer Ihrer Krankheit Ihnen zuziehen könnte, auf

die baldigſte und ſicherſte Manier befreit werden. Dieſe vortreffliche Gewohnheit, mein Herr, macht, daß wir hier zu Lande gar keine eingebildete Kranke haben, die immer klagen und ſtöhnen, wie das in andern Ländern und herzlich langweilig iſt, und ſeyn muß. Hier hat keiner ſo leicht das Herz zu ſagen, er ſey krank, weil er den Befehl geſund zu werden fürchtet."

Ich ward vor Schrecken geſund, mein Fieber wich dem halsbrechenden Ausſpruch: werde geſund, oder wir bringen dich um! Ich ließ meine Bediente in aller Stille packen, ſatteln, und eilte was ich konnte, aber ich fuhr aus dem Regen in die

24.

Traufe. Man hatte mir unterwegs viel Rühmens von einem Prinzen, Drompar hieß er, gemacht, auf den und ſeine Reſidenz ich losfuhr

Ein sehr freundlicher Wirth des ersten Gasthofes der Stadt führte mich in ein Vorderstübchen, und bat mich, bis die verlangten 5 Zimmer ein wenig geordnet seyn würden, mir seine Unterhaltung gefallen zu lassen. „Ja wohl ist es eine abscheuliche, eine kannibalische Gewohnheit!“ sagte er, als ich ihm erzählte, wie ich in der nächsten Stadt jenseit der Grenze dem Tode so eben entkommen sey. Nun kamen wir auf seinen Landesherrn zu sprechen, den er bis an den Himmel erhob. Ich auch. „Zu viel Gutes hab' ich an, hab' ich von dem unvergleichlichen Drompar — —“ kaum war der Name mir über der Zunge, als mein Wirth schnell das Zimmer verließ, und einige Minuten darauf mit einem Offizier und 4 Mann Wache wiederkam, die mich in Arrest brachten. Ich mußte die Nacht im Stadtgefängnisse auf Stroh zubringen, und erst am folgenden Morgen erfuhr ich beim Verhör von einer Art

Inquiſitor: ich habe ein todeswürdiges Verbrechen begangen, indem ich den Namen des Fürſten ausgeſprochen. Es koſtete mir entſetzlich viel Mühe, Geld und Geldeswerth, darzuthun, daß ich in aller Unſchuld und ohne von dem Geſetze, das auf die Namensnennung des beſten Fürſten den Tod ſetzt, zu wiſſen, dies Verbrechen begangen. Ein ärgerer Sprachzwang iſt mir nie vorgekommen.

25.

Nachdem ich dieſe Gefahren überſtanden, und in der gefährlichen Region und Sphäre, in der ich reiſte, mehrere zu beſorgen hatte, die ich vielleicht nicht ſo glücklich überſtehen würde, ſo kam mir die Laune, meine Reiſen eine Zeitlang in Durchflüge, Flugreiſen, Blicke in dies und jenes Land zu verwandeln. Ich hielt mich folglich nirgends lange auf, und be-

gnügte mich blos, aus den an Naturseltenheiten reichen Gegenden einige auszuheben und mitzunehmen. Ich bin diese Naturmerkwürdigkeiten den berühmtesten Naturforschern und Professoren der Physik mitzutheilen willens, und hoffe, daß sie dieselben zu Gegenständen gelehrter, in Dissertationen und Hefte gezwängter Untersuchungen machen werden. Einige derselben will ich meinen ungelehrten Lesern hier im voraus nahmhaft machen. Die Gelehrten werden das Weitere aus den künftig herauszugebenden Schriften über diese Merkwürdigkeiten ersehen. Ein paar kleine weiße, mit Silberflecken mouchirte Mäuse, welche die Damen eines gewissen Landes im Orient, statt der Ohrringe, lebendig an den Schwänzen hängend im Ohrläppchen tragen. Zwei seltene Hühner; das eine hat statt der Federn Haare, das andre Wolle über den Leib, ein drittes ist ganz nackt, bis auf den Kopf, der mit einer

dicken und dichten Federmütze umstülpt ist. Dies Hühnchen gleicht aus Comparaison manchem modernen europäischen Frauenzimmer und meinen Landsmänninnen, die den Leib beinah nackt, den Kopf aber in einer Titus- oder Messalinen-Perücke gehüllt tragen. Mit den beiden ersten Thierchen hab' ich hier in Lübeck meine Noth. Ich lasse sie auf dem Hofplatz an meinem Hause in der Mühlenstraße herumlaufen; aber die Puterhähne sind so dumm und keck, daß sie das erste behaarte für einen Hund, das zweite wolligte für einen Hammel halten, sich roth kollern und vor Zorn bläben, auch ihre Hälse strecken, als wollten sie sie beschimpfen. Aber meine deutschen Hähne sind galanter und nehmen sie in Schutz; ihr verliebter Instinkt scheint für die niedlichen Hühner zu entscheiden, und ich hoffe eine gute und neue Zucht von Haarhennen und Wollhühnern zu ziehen. Die Messa-

Aine aber, so nackt sie ist, benimmt sich ausnehmend spröde. Noch besitze ich eine Menge getrockneter Merkwürdigkeiten: einen Fisch, der die Gestalt eines Baumes hat, einen andern, dessen Schuppen verkehrt gegen den Kopf sich steifen; einen Krebs, der, da er noch lebte, in der Erde wie ein Maulwurf wühlte; einen Fisch, der sich, wenn dürre und wasserarme Zeit ist, in die Erde gräbt, und von den Feuchtigkeiten des Bodens lebt, und findet er auch die nicht, seinen eignen Körpersaft aufsaugt, bis er zusammentrocknet und stirbt; einen fliegenden Fisch, der nur dann fliegt, wenn er seine Flügel in Wasser gefeuchtet, und nachgefeuchtet wenn sie trocken sind, und ihn am Fliegen hindern. Pfeile und Donnerkeile, die vom Himmel regneten, und Wolle, die vom Himmel statt der Schneeflocken kam und wie sie, sich eiskalt anfühlt. Auch besitze ich einen Stein, der sich im Wasser entzündet und

erſt löſche, wenn man ihn in Oel taucht. Ich halte ihn für den Grundſtoff des verlohren gegangnen chriechiſchen Feuers, das ich mit Hülfe des Steines wieder herbeizuſchaffen hoffe.

26.

Ich möchte das Land, in welchem ich jetzt ſize und beſchreibe, das Land der Ehen nennen, weil es hier faſt nichts von Menſchen als Eheleute giebt: keine Hageſtolze, keine Wittwe, keine Jungfrauen und Junggeſellen, ja ſelbſt nur wenig Kinder. Dies bedarf einer nähern Auseinanderſetzung. Es giebt ſicher kein Land in der Welt, wo man ſich lieber und ſchneller verheirathet als hier; und das aus groſſentheils triftigen Gründen. Auf das Nichtverheirathetſeyn ſind verſchiedene Strafen geſetzt. Ein Unverheiratheter iſt nicht blos von allen obrigkeitlichen Aemtern, ſondern ſelbſt von al-

lem bürgerlichen Betrieb und Gewerbe ausgeschlossen. Ein Unverheiratheter darf nie in Gesellschaft, sondern muß stets mit sich selbst allein essen, was er sich selbst zukochen und womit er sich selbst bedienen muß. Isolirt ist er da, und niemand nimmt sich seiner an. Die Heirath gilt hier für die heiligste und würdigste Handlung und Verbindung im Leben, und die der Himmel selbst mit Segen krönt. Die, ohne verheirathet gewesen zu seyn, sterben, fahren, zufolge des Volksglaubens, sammt und sonders zum Teufel. Um nun die Heirathen so viel als möglich zu befördern, wird die Sache, wie es scheint, übertrieben. Alles heirathet wo irgend möglich, sobald es 7 Jahr alt ist (daher der Kindermangel). Wenn ein Ehemann auf den Tod und mit wenig Hoffnung zum Leben liegt, so verheirathet sich seine Frau schon wieder, um nicht Wittwe zu werden. Wird der Mann wieder besser, so findet er sich

mit dem andern Hülfs- und Nothmann ab. Stirbt ein Bräutigam vor der Hochzeit, so muß sich die Braut eine Nacht zu dem Todten ins Bett legen, damit es scheine, er sterbe vermählt. Zartnervigte Mädchen und Bräute legen wohl eine für Geld gemiethete Dirne zu dem Leichnam, welches Gesetz und Wahnglaube verstatten. Damit die Ehen nicht und nie aussterben, erlaubt das Gesetz, wenn etwa Weibermangel da oder zu besorgen ist, daß Väter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern heirathen dürfen.

Gestern wohnte ich als Gast einer Hochzeit bei, und denke meinen Lesern mit Erzählung der von den unsrigen sehr abweichenden Hochzeits-Gebräuchen eine Freude zu machen. Die Eltern des Mädchens hatten einen jungen Menschen ersucht, ihre Tochter zu heirathen und er hatte das Jawort gegeben. Die Heirath war geschlossen, ohne daß die Versproche-

nen ſich ſehen, ſprechen durften, um ſich zu kennen und zu lieben. Denn die Hauptſache iſt die Heirath; das andere kommt ſchon hinterdrein, wenn es will. (Dies iſt ſelbſt bei uns Europäern nichts Ungewöhnliches. Man ſehe die Vermählungen der Großen) Alle junge Perſonen, die man verheirathet, ſtellen ſich auf gewiſſe Art, als wollten ſie nicht. Dies iſt aber nicht wie in Deutſchland und andern Ländern Grimaſſe. Unſre jungen Mädchen weinen oft mehr vor Freude als Betrübniß, wenn man ſie ihrem Hochzeiter zuführt. Anders die hieſige Jugend. Sie hat den Glauben, daß man, wider Willen mit einander verheirathet, dadurch das Paradies gewinne. Man kann denken, daß unſre jungen Leute ihre Rollen treflich ſpielten; da nichts leichter fällt, als etwas zu verweigern, was man zu erhalten ſicher iſt. Das nolo Episcopari giebt Beweis und Beiſpiel. Der verfertigte Ehekontrakt

wärd verlesen, ein Punkt darin machte mir Spaß und so ernsthaft die übrigen Anwesenden ihn anhörten, mich zu lachen. Der Freier verpflichtete sich, seine Frau nicht zu schlagen. Ich erinnere mich bei der Gelegenheit eines deutschen reichsstädtischen Ehegesetzes, das dem Mann nicht blos erlaubt, sondern verbindet, seine Frau mitunter mäßig zu züchtigen; nur soll er sie nicht blutrüstig schlagen.

Man besuchte darauf das Haus, wo die jungen Leute zusammenkommen sollten, und da man hier gleich den Römern eine Art Hausgötter, Laren und Penaten anzunehmen schien, verpflichtete man dasselbe Haus, sie zu vereinigen, wenn sie etwa einmal in Spannung miteinander gerathen sollten. Ich übergehe die nun folgende Mahlzeit, die vorzüglich aus verschiedenen Arten von Backwerken bestand, die unsern deutschen Ehestandskuchen, Geduldskuchen, Hirschhör-

nern, Sprützen u. d. gl. in edlen Formen wie in den Anspielungen ähnlich waren, und schmeckten, womit die Tischgenossen und Brennotisten sie zu überwürzen suchten. Nach aufgehobner Tafel begann eine ernsthafte und mir fatale Zeremonie. Jeder der anwesenden Fremden männlichen Gäste mußte der Braut eine gewisse Ehre anthun, und der Bräutigam hielt — das Licht. Ich machte mich durch ein ansehnliches Geschenk von der Sitte los, welches mir aber von der ganzen Gesellschaft, selbst von dem jungen Mann und seiner Geliebten sehr übel genommen ward. Endlich kam auch die Reihe an ihn und sein Beilager. Man begleitete in Prozession das junge Paar an die Schlafkammer, steckte sie in einen weiten atlasnen, mit goldnen Tressen und Schnüren verzierten Sack, ihn dazu hinein, zog die Schnüren zu, legte sie aufs Bette und so — gute Nacht! Beide waren vorher entkleidet und der

Sack diente beiden zugleich zum Hemde und Betttuch. Nachdem die Zeremonie des Einsäckelns, eine Landessitte, über die sich nichts weiter sagen läßt, geendet, zog alles ab. Am folgenden Morgen war das erste, was die junge Frau im Sack that, daß sie ihre Schwiegermutter um einen Topf bitten ließ und eine abschlägige Antwort erfolgte drauf. Diese Sitte ist vortrefflich. Man will dadurch die junge Frau bei Zeiten an Geduld gegen die abschlägigen Antworten und sonstigen üblen Launen der Schwiegermutter gewöhnen und dazu vorbereiten. Darauf giengen wir Gäste alle nach der Landesweise, zur jungen Frau zum Morgenbesuch, welche ganz nackt die Honneurs machte, mich aber sehr schnöde aufnahm, wegen der ihr gestern verweigerten Ehre. Zwei ganzer Monate mußte sie ihre verlohrne Mädchenschaft betrauren und nicht aus dem Hause gehn. Der Mann durfte vom Hochzeittage an keinen Tag mit

ihr in einem Hauſe ſeyn, wohl aber jede Nacht. Beide führten einen ſeparaten Hausſtand. Auch dieſe Einrichtung hat ihren guten Grund, und iſt nicht übel ausgedacht: ſie ſtärkt das gegenſeitige Verlangen und die Liebe nach und zu einander. Sind ſie aber 50 Jahr bei einander, ſo dürfen ſie Tag und Nacht beiſammen wohnen. Männer und Frauen haben die Freiheit, ſich zu verlaſſen, wenn ſie einander nicht mehr mögen: Ich erſtaunte, als ich in Fichte's Naturrecht dieſen Grundſatz fand, den ich bereits in Prari erlebt hatte.

Ein fataler Umſtand trieb mich über Hals und Kopf, bei Nacht und Nebel aus der Hauptſtadt des Landes der Ehen. Zwei Tage nach jener Hochzeit regnete es Blut, wenigſtens nahm man es dafür; es können aber auch, wie bei mehrmaligen Blutregen, von denen uns die Geſchichte Nachricht giebt, Würmer blut-

rothen Ansehens gewesen seyn, die sich in der Luft, Götter wissen durch welchen Zufall, gesammelt und staubregenartig herabgeworfen. Das Volk aber will nichts davon wissen, nimmt den Regen für ein Zeichen erzürnter Götter und ich soll daran schuld seyn, weil ich, wie oben erzählt, durch meine Weigerung am Hochzeittage eine Braut beschimpft und einen Strich durch die religiösesten aller Gebräuche gezogen. Schon murmelte es, daß man die Ehegötter nicht anders und leichter versöhnen könne, als wenn man mein Blut fließen lasse, mich morde. Daher meine Flucht.

27.

Es geht doch nirgends närrischer zu, als in der Welt! Das Unerhörteste und Unglaublichste ist doch irgendwo zu Hause. Da sitze ich und schreibe in einer mit fischreichen Seen umgebenen, mit Forel-

lenbächen durchschnittenen Dorfgegend und kann — keinen Fisch zu essen bekommen. Es ist nämlich in diesem Monate im ganzen Lande durch ein Dekret, das an alle Kirchthüren und Meilenzeiger angeheftet ist, verboten, Fische zu fischen, zu kochen und zu essen. Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Grade dies Verbot machte mich noch lüsterner. Mein Wirthshaus stoßt an einen See. Ich nehme in der Nacht meine Bediente, die sich Netze und Angel, kurz alles Fischergeräth zu verschaffen gewußt, mit mir, wir fischen und fischen die ganze Nacht, aber kein Fisch läßt sich sehen. Wir erzählens der Wirthin beim Frühstück, und sie lacht uns ins Gesicht. „Ihr dummen Ausländer!" ruft sie. Wißt ihr denn gar nicht, was in der Welt vorgeht. Wißt ihr nicht, daß, sobald das Verbot nicht zu fischen noch zu essen von den Kanzeln abgelesen und angenagelt ist, die gehorsamen Fische sich

von ſelbſt zurückziehn und erſt nach einem Monat wieder zum Vorſchein kommen? Das wißt ihr nicht einmal?"

28.

Und wir zogen ärgerlich und beſchämt fürbas auf die Hauptſtadt des Landes zu. Schon hatten wir ſie mit ihren Thürmen und Bäumen, womit der Wall prangte, und den Schilderhäuschen, an denen wir die Stadtſoldaten feſt auf dem Fleck bereits ſtehen und ſchildern ſahn, im Auge, als ein Wandersmann an unſern Wagen trat und ſprach:

„Kehren Sie um, meine Herrn; denn in der Stadt, wo Sie hinſteuern, iſt nichts zu machen, nichts zu beißen, nichts zu brechen."

Wie ſo? fragt ich.

„Die ganze Stadt mit allem was

darinnen ist, ward diese Nacht zu Stein."

Alle die Soldaten dort auf den Wällen und der am Schlagbaum vor dem Thore?

„Stein!"

Das hole der Teufel! rief unser Postillon, und hielt. Wir müssen das Wunder besehn, sagte ich. Wenn ihr nur Futter für die Pferde noch auf einige Stunden habt, und dies Trinkgeld nicht verschmähen wollt, so fahrt uns in die Stadt.

Hat sich wohl! sagte der Wanderer, die Thore sind ja verschlossen und mit Schloß und Riegel versteinert. Aber ich will den Herrn begleiten, wenn er zu Fuß den Weg mitmachen will. Mein Postillon war kein Freund von

Kunſtwerken, wir luden daher unſere Bagage auf den Elephanten und die Bediente und lieſen die Poſt zurückfahren, giengen auf die Stadt zu, marſchirten über den zu Stein gefrornen Stadtgraben das Glacis des Walles hinan und keine Schildwache mucte dazu. Wir paſſirten die Straßen und ſahen aus einem Fenſter ein junges, verſteinertes Mädchen gucken, unten auf der Gaſſe ſtand ihr Liebhaber; dieſer, ward grade in dem Moment der allgemeinen Revolution und Verſteinerung in einer Serenade, dem Mägdlein da oben zu Ehren gebracht, unterbrochen. Aus einem andern Fenſter eines andern Hauſes hieng der Fuß des nächtlichen Diebes ſtarr über die angeſetzte Leiter, der beim Einbruch und Diebſtahl vor der That von der Verſteinerung ertappt war. Ich hatte die Neugier, ihm nach, über ihn weg in das weite offene Fenſter zu ſteigen, und mich im Zimmer ein wenig umzuſehn. Da fand ich

ein Kabinett der schönsten Statüen, die keines Künstlers Meisel dieser Natur gleich zu bilden im Stande ist. Ein bildschönes, liebendes Ehepaar lag fast nackt eins in des andern Armen, wie aus Marmor gehauen da. Die Bettdecke war auf den Boden des Zimmers herabgefallen; auf dieser Steinmasse hatte sich ein Mopshündchen gelagert. Gern hätte ich alle diese Seltenheiten der Kunstnatur (wie ichs nennen möchte) mit mir genommen, aber zu lösen und durchs Fenster war nichts zu transportiren, als einige Kleinigkeiten, die ich mit mir nahm und beisteckte, z. B. einige versteinerte Fliegen und Mücken, die im entscheidenden Moment aus der Luft getaumelt, auf dem Boden lose lagen, eine Spinne, die ich mit ihrem dünnsteinernen glasartigen Gewebe leicht hinter dem Schrank, wo sie i. en Tod fand, wegbrechen konnte, und andre Petrefakten minorum gentium. Wir zogen am andern

Ende der Stadt wieder über Wall und Graben nicht ohne Mühe weg und ließen das Wunder im Rücken. Im nächsten Dorfe trafen wir in der Wirthsstube viel Gesellschaft, welche zum Theil die Neugier, das Wunder zu besehen, herbeizog. Sie stärkten sich hier mit Essen und Trinken, was auf der nächsten Station fehlte. Der Pöbel erklärte fast allgemein die arme Stadt für ein Sodom und Gomorra und die Versteinerung für eine Strafe des Himmels. Unter dem Troß der Gesellschaft zeichnete sich ein Pärchen aus, das meine Aufmerksamkeit regte. Der junge Mann gab die junge und sehr hübsche Dame für seine Schwester aus; es war aber, wie ich bald merkte, seine Mätresse. Er erzählte mir mit anscheinender Wehmuth, durch welche aber, wie durch die Theilnahme der barmherzigen Schwester, Schadenfreude und Zufriedenheit vorblickte: er habe ehegestern seine liebe Ehefrau zu einer Verwandtin in die Stadt ge-

bracht, und wolle sie itzt als Statüe wiederholen. Hätte ich das geahnet! rief er, und sie: ja, hätten Sie das vorhergesehn! Böse Menschen, Herr Bruder, setzte die Geliebte hinzu, werden sagen, es habe Ihnen geahnet, das grade in der Nacht so eine allgemeine Verkalchung sich begeben werde, und sie hätten desfalls, um Ihre Frau auf eine gute Art los zu werden. — Mögen sie reden! sagte der Herr, was kümmerts mich! und ein verstohlner, verliebter Seitenblick auf die Dame, nicht seines Blutes, sondern Herzens, verständigte mich sattsam über das Verständniß. Verschiedne Kaufleute und Kleinkrämer befanden sich in der Dorfgaststube, welche donnerten, wetterten und fluchten, daß ihre schönen Waaren, Musseline, Tuch, Taback, Kaffee und Butter, die sie ihren Freunden und Faktoren in der Stadt theils in Kommission gegeben, theils bestellt, bezahlt und nicht erhalten, so schänd-

lich petrifizirt werden. Eine arme Mutter dauerte mich; sie saß untröstlich da und jammerte, daß sie ihr einziges Kind, welches sie in eine Pensionsanstalt in der Stadt untergebracht, den Liebling ihres Herzens, die einzige Tochter, nicht, oder als einen Stein wieder umarmen werde.

29.

In meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viel getanzt und Sprünge gemacht, als seit zwei Tagen. Die Leser werden sich verzweifelt irren, wenn sie glauben, daß ich einmal bei recht guter Laune oder auf einer amüsanten Ballpartie war. So gut ward es mir nicht. Mein Tanzen und Springen und das meiner 3 Bedienten hinter mir her, war ein Werk der Noth und Verzweiflung. Wir mußten ein Gebirge passiren, auf welchem man plötzlich von einem Faulfieber befallen wird und liegen bleibt, wenn man sich nicht tanzend und springend

vorwärts arbeitet. Meinen wackern Elephanten hab' ich auf dieser Reise eingebüßt; ich hätt' es vorher sehen können, da das Gebirge nicht zu umgehen war, und eine Maschine wie mein Elephant nicht zum Springen gemacht ist. Auch mußt' ich ihn hinstürzen sehn vor meinen Augen, ohne aus der Kontenanze, d. i. dem Tanze zu kommen, wenn ich nicht neben ihm mein Grab finden wollte. Ein großer Theil meiner Bagage ist auf dieser Balsparthie verlohren gegangen. Jetzt befinde ich mich entsetzlich abgemattet, in dem Thale der schwängernden und befruchtenden Winde *) Sie wehen aber jetzt nicht, sondern nur alle zehn Jahre, daher ich nur das davon beibringen kann, was davon erzählt wird.

---

*) S. Juno Abortans: Beweis, daß ein Frauenzimmer durch einen Westwind schwanger worden. Mölln 1760. 8.

Der Nordwind ſchwängert und entbindet die Thiere von Männchen, der Südwind von Weibchen. Bedürftige Hauswirthe holten ihr Vieh gegen den Wind, je nachdem ſie einen Zuwachs von Weiblichkeit oder Männlichkeit bedürfen. Die durch dieſe Windſtöße zur Welt gebrachten Thiere ſind ſehr leicht und behende. Mein Wirth hat ein ſolches Pferd, das er vor etwa 6 Jahren, als die Wunderwinde zuletzt wehten, erhielt, womit ich einige Landreiſen in erſtaunlicher Geſchwindigkeit hin und her gemacht habe. Ob die Winde in 4 Jahren wieder wehen werden, iſt nicht völlig ausgemacht, weil ſie zuweilen das 10te Jahr übergehen laſſen und dann erſt im 20ſten eintreten und einſtürmen. Daher die in dieſen Winterzeiten geworfenen Thiere ſehr theuer ſind und ſelten. Auch ſoll es hier alle 100 Jahr einmal Menſchen, Löwen und Stiere vom Himmel regnen. Dieſe haben aber ſo erſchreckliche Eile und ſtür-

zen nach dem Sturz vom Himmel so schnell in die dichsten Wälder, daß man, so heißt es, noch nie einen aufhalten und befragen können, von wannen er eigentlich komme und wo er bleibe?

30.

Ich führe seit einigen Wochen einen Wegweiser mit mir, von dem ich so en passant recht viel lerne. Z. B. was die Basilisken betrifft. Ich brauche es meinen Lesern nicht zu sagen, daß der Basilisk die schreckliche Eigenschaft besitzt, mit den Augen, mit bloßem Anblicken Menschen und andre Thiere zu tödten. Wir reisen jetzt in einer Gegend, die voll dieser gefährlichen Mörder ist. Mein Wegweiser aber führt einen Wunderspiegel mit sich, den er, sobald ein Basilisk sich in der Ferne wittern läßt, ihm entgegenhält. Der Basilisk läuft auf den Spiegel zu, erblickt und tödtet sich

mit dem Blick im Spiegel selbst auf der Stelle. Noch eine weit wichtigere Entdeckung aber theilte mir dieses Genie mit, die ich meinen Lesern zwar nicht vorenthalten will, auch schon zufolge des Einganges N. 2 mein Versprechen, dieses größte aller Wunder und Geheimnisse mitzutheilen, halten muß; — wobei ich aber recht ernstlich bitte, dies Geheimniß geheim zu halten, und es nicht aller Welt, vorzüglich den Nichtlesern noch Käufern dieses Itineratiums vorzuposaunen, zu deren wahrem Heile es unter wenigen bleiben muß. Kurz also von der Sache:

Der Stein der Weisen ist gefunden, und wir können Gold machen, so viel wir wollen!

Mein Wegweiser nahm vor meinen Augen einige der auf obbeschriebene Weise getödteten Basilicken, brannte sie zu Asche, nahm von diesem Aschenstaub, bestrich

damit Silber, Kupfer, Blei, ja Holz und Schwamm, und dieſe Materie erhielt während des Beſtreichens Farbe, Gewicht und Feſtigkeit des Goldes. Es iſt daher lächerlich, daß Reiche den ſogenannten philoſophiſchen Stein ſuchen, den arme Charlatans ihnen zu finden verſprechen. Von einem Steine darf eben nicht die Rede ſeyn: das Geheimniß beſteht, wie meine Leſer nun wiſſen, in Staub und Aſche.

Närriſch war es anzuſehn, wie mein Zizerone die entfernten Baſilisken, die er nicht todt zu ſpiegeln vermochte, in die Flucht jagen konnte, und jagte. Er bediente ſich dazu eines Hahns, den er krähen ließ, und den, wie ſeinen Sologeſang ſie durchaus nicht leiden können. Närriſch und ſonderbar; denn man will feſt behaupten, daß der Baſilisk aus dem Ey hervorkrieche, das ein Hahn gelegt hat.

Pinetti, Philadelphia und Jonas hätte ſich vor meinem Begleiter und ſeinen Teufelskünſten verkriechen müſſen. Ich habe die Ehre, alle drei auf meinen Reiſen kennen gelernt zu haben und kann es dem Jonas nachrühmen, der mir in Sachſen aus einer Bouteille Goſe, d. i. Bier in verſchiedene Gläſer ſchnell hinter einander, Mumme, Medoc, Rheinwein, Champagner, Thee, Oel und Biereſſig ſchenkte. Pinetti's Dintefaß und Singvogel ſind mir im beſten Andenken, und als er in Paris dem Duc d'Artois das Hemd vom Leibe herunterherte, ſtand ich neben dem Duc. Ganz andre Stücke und Meiſterſtücke machte mein Zizerone, der ein ſchlichter Landmann, kein Profeſſor der Phyſik war, obwohl er es zu ſeyn verdient hätte. Ich gebe hier noch einige ſeiner Schwarzkünſteleien zum Beſten.

Wir traten ans Ufer des Meers; er

angelte, und fieng einen ziemlich groſsen Fiſch, ſchnitt ihn vor meinen und meiner zwei Bedienten und Zeugen Augen, in mehr als 40 Stücke, warf dieſe Stücke ins Meer, die Stücke ſetzten ſich wieder an einander und zu dem nämlichen Fiſch zuſammen, den er nun noch einmal angelte.

Wir traſen in ein Wirthshaus, das ſich vor Ratzen und Mäuſen nicht retten konnte, ſo ſehr wimmelte es darin. Keine Katze, kein Mauſegift konnte ſie vertreiben. Sie lieſen mit einer Dreiſtigkeit um uns herum, auf Tiſche, Stühle, Betten. Mein Begleiter ließ das Zimmer wo wir ſaßen, ſich anfüllen, ſo viel es wollte. Dann nahm er eine groſſe Ratze, ſchnitt ihr beide Ohren und den Schwanz ab, und plötzlich marſchirten alle übrige mit ihr ab. Wir ſahen aus dem Fenſter, die Ratzen- und Mäuſearmee, der Märtirer mitten unter ih-

nen, zogen die Landstraße entlang, ein Chor von beinah tausend Mann, und keine blieb zurück, wenigstens in den 8 Tagen, die wir in dem Hotel rasteten, war keine Maus zu wittern.

Als wir an der Grenzsäule, bis wohin ich ihn mich zu begleiten gedrungen hatte, uns trennten — wie nahe gieng mir sein Abschied! Ich hätte ihn Zeitlebens um mich haben mögen! Beim Abschiede schenkte er mir seinen Hosenträger; dieser ist aus dem Leder eines Steckkalbes geschnitten. Er hat die Eigenschaft, daß er sich zur Zeit der Ebbe einzieht und platt wird, zur Fluthzeit aber ausdehnt und breitet. Ich schenkte ihm dagegen einen 20 Fuß langen Pferdeschweif, der ihm viel Freude machte, da er ihn für das seltenste Stück meines portatifen Naturalienkabinets hielt.

31.

Ich lebe jetzt in einem Lande, in welchem der Adel große Vorrechte und Privilegien hat und übt. Eben werden zwei Menschen tod vor mein Fenster vorbeigeschleift. Der eine Leichnam ist in so viele Stücke zerschnitten oder eigentlich gekerbt, daß er nur an den Knochen zusammenhängt. Der andre ist in heiler Haut, aber mit zerstoßenen Knochen ermordet. Beide hat ein Mann umgebracht, der weder einen Knüppel noch Keule, weder Säbel noch Beil, kurz keine Waffe als sich selbst dazu brauchte. Umgebracht hat er sie, er gesteht es, und die Obrigkeit bestraft ihn nicht. Denn es ist ein Edelmann, ein Notabler, Reichsritter, kurz einer vom Adel, aber vom hohen. Diese Leute haben das Privilegium Bürgerliche, die sie nicht leiden können, umzubringen. Man wird sich über diese Gewohnheit und dies Vor-

recht wundern; noch mehr aber über die Art, wie der Edelmann die beiden Bürgerkanaillen sich aus dem Gesichte und aus der Welt geschafft. Mit seinen Nägeln!! sage ich und fragt der Leser. Diese Adlichen haben kein andres Zeichen am Leibe, wodurch man sie und ihre Geburt unterscheiden kann, wenn man sie sieht, als ihre Nägel, die ungeheuer lang sind, und welche sie nie beschneiden. Diese Nägel werden so lang und stark, daß sie ihre Gegner um so eher damit aus der Welt schneiden und stoßen können, da diese es nicht wagen dürfen, sich zu wehren. Diese Nägellänge ist ihnen so ans Herz gewachsen, sie sind so stolz darauf, halten sie für so schön und eines großen Mannes würdig, daß sie selbst mit dem Tode nicht die Neigung dafür verlieren. Wenigstens zeigt man den Leichnam eines derselben, dessen Nägel auch nach dem Tode wieder wachsen, eh man sie gleich beschnitt. Der Pöbel, den

dieſe Edelleute ſo unendlich viel dulden laſſen, glaubt: der Teufel ſitze in den Nägeln und mache die Beſitzer ſo grauſam. Die Weiſeren im Volke, die ſich durch ihre Beurtheilungskraft über den Pöbel erheben, erkennen darin keinen andern als den Hochmuthsteufel, der dem Adel Dünkel und Grauſamkeit einbläßt. So ſagt man ſich einander wohl ins Ohr; denn die Wahrheit darf man auch hier nicht auf offnem Markte feilbieten.

32.

Heute war ich zugleich Zuſchauer einer Komödie und Akteur einer Tragödie; ich ſaß folglich über und über, bis an den Hals im Schauſpiel. Einer meiner Freunde, ein Eingebohrner dieſes Landes, nahm mich mit vors Thor hinaus, um mich mit einer Kolonie Affen, die ſich in einer Waldgegend unſern der Stadt angeſiedelt, bekannt zu

machen. Kompagnieweiſe, je vier und vier, marſchirten die Affen in der Ferne hin und her. Mehr als hundert Affen marſchirten und zeigten von einer kriegeriſchen Nation.“ Laßt uns ein wenig zurückziehen, ſagte mein Freund; ſie ſuchen Händel mit jedem, der ihnen zu nahe kommt.“ Wir verſteckten uns auf einem hinter Buſchwerk liegenden Hügel, ſahen ohne geſehen zu werden. Die Armee machte bei dem Eingange eines Gartens Halt, 5 Mann trennten ſich von der Truppe, ſetzten ſich auf Steine oder Baumſtubben, wie Schildwachen, um ihre Kameraden von der Näherung eines Feindes zu benachrichtigen. Ein Schrei war ihr Feldſignal, als ein Hirſch von ungefähr vorbeiſtreifte. Die Armee brach in den Garten ein; die heizhafteſten eroberten ein Melonenbeet, pflückten die Melonen, ließen ſie von Hand zu Hand gehn, bis zu den Entfernteſten; und es zog die Armee auf drei Beinen

gebend ab, da jeder in dem vierten seine Beute, eine Melone hielt. Dies Kriegs- und Plünderungs-Spektakel gewährte einen possierlichen Anblick. Aber das Komische fiel bald ins Tragische. Und dies ist eigentlich das wahre Schauspiel. Dies wußten die ältern Tragikomödienschreiber sehr wohl; sie ließen Spaß und Jammer, Küsse und Morde in ihren Stücken wechseln, wie sie's in der Welt fanden. Man kann dies noch itzt alle Tage mit Augen sehn. So z. B. in Trauerhäusern und unter Leidtragenden fallen, wenn die Scene ein bischen lang dauert, Lustigkeiten zwischendurch, die etwa ein zu viel und in der betrübtesten Verzweiflung trinkender und sich betrinkender Erbe veranlaßt; so im Gegentheil, begeben sich auf Hochzeiten und Bällen oft tragische Geschichten, Beinbrüche mitten im Tanz, Verwundungen z. B. durch spitze Brustnadeln, die beim Walzer, wo statt des dos a dos das

Brust an Brust gilt, vom Busen des Mädchens in die Brust des Mannes und Tänzers hinüberspießen u. dgl, daher auch unsre neuesten Komödienschreiber (die des Mittelalters trennten in ihren Stücken das Komische von dem Tragischen) wieder im Geschmack der alten Tragikomödien arbeiten; so daß ihre Lese- und Schauspublikums sich an einem Abend bald todtlachen, bald zunicht weinen möchten, so traurig-komisch und lustig-tragisch wissen sie die Scenen zu wechseln. — Mein Freund und ich vergaßen bei der Affenkomödie unsre Rollen als Zuschauer. Unwillig über die durch Affen angerichtete Verwüstung, stiegen wir vom Hügel herab und aus dem Hinterhalt heraus (aus den Logen auf die Bühne) um den Affen ihren Melonenraub abzujagen. Die Schildwachen schrien. Die ganze Armee ward kommandirt, streckt die Melonen! und alles legte die Melonen auf den Boden hin; hebt Steine! und in dem

Moment: Werft! hagelten eine ſo unendliche Menge kleiner Kieſel, Scherben und Schiefer auf uns zu, daß wir die Flucht ergreifen mußten. Ein Wurf prellte an meinen Arm und ſchmerzte mich, als hätte er mir den Knochen zerſchlittert. Ein andrer Wurf hieb mir den Hut vom Kopf. Mein Freund erhielt zwei Würfe auf einmal die ihm jeder in eine ſeiner Hinterwangen ein Grübchen drückte, die er Zeitlebens nicht wieder los werden dürfte. Die Affen blieben folglich Meiſter des Schlachtfeldes, nahmen ihre Melonen wieder auf und marſchirten ab. Ein Spaßvogel von Affe zeigte mir aus der Ferne meinen Hut, in welchem er ſeine Melone wie im Triumph und als Anführer der Herde hoch empor trug.

33.

Die herabhängenden Brüſte der Pa-

tagoninnen, ſagt Pigafetta in ſeiner Reiſe um die Welt, ſind über 1 Fuß lang. Eine Stadt, in welcher die ſchönſten Weiber nur deshalb ſchön heißen, weil ihre Brüſte ſo lang ſind, daß ſie ſie über den Rücken ſchlagen müſſen, um ihre Kindlein hinterrücks zu ſäugen, und in welcher die Landeskinder männlichen Geſchlechts ſtatt 2, 4 Augen im Kopfe haben, und deshalb für ſchöner gelten als zwei- oder einäugige, kann unſer einem den Aufenthalt bald verleiden. Da die Gegend herum ſchön iſt, ſo miethete ich ein Zimmer außer der Stadt in einem Hauſe, deſſen Wirth und Wirthin jener Körperreize entbehren und die deshalb aus der Stadt verwieſen wurden, wo ſie ſich niederlaſſen wollten. Dieſer Aufenthalt auf dem Lande hätte mir beinah das Leben gekoſtet. Es iſt ſonderbar aber natürlich, daß ich oft in einer Lebensgefahr alles Reiſen verfluche, verſchwöre und verwünſche,

ſobald ſie vorüber iſt, mich beſinne und die überſtandne Angſt, Sorge und Fahr preiſe, die meine und meiner Leſer Erfahrung bereichert. Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen und nach überſtandner Noth und Fahr gut – Beſchreiben. Siehe den Leipziger Wörel, der ſeine Frau nach ihrem Tode dem Puplikum erſcheinen ließ.

Ich konnte eine Nacht nicht ſchlafen; der hellſcheinende Mond lockte mich heraus ins Freie, es war aber, wohl zu merken, Vollmond. Niemand begleitete mich als mein Hund. In Gedanken und Grübeleien vertieft, war ich weit voraus, als ich weit hinter mir meinen Namen auf eine Art nennen hörte, die mir einen Schauer, wie man ihn bei Ahnungen empfindet (Leſerinnen begreifen mich) über den Leib jagte. Ich ſtand einen Augenblick wie feſtgewurzelt. Man rief mich wieder. Ich lief auf die Ge-

gend zu, von woher der bange Ruf zu kommen schien. Eben wie Freund Wözelius, war ich Abends in einer lustigen Gesellschaft von Landleuten gewesen und hatte wie er, den poculum hilaritatis nicht geschont. Kaum 100 Schritte weit gegangen, erblickt' ich ein Thier von Wolfes Größe, aber verschieden an Gestalt. Es sprang auf mich zu mit schrägem, grimmigen Gesicht. Ich erschrack und glaubte mich verlohren, als es plötzlich stille stand. Mein Hund, der, wo er sonst ein Thier sah, bellte, stand unbeweglich, und sprach kein Wort. Das Thier und ich standen eine Weile Aug' in Auge. Wir würden diese stumme Scene noch spielen, wenn ich nicht entdeckt hätte, daß der Unbekannte aus dem Thierreich sich anstrengte, auf mich zuzuspringen und nicht konnte, weil er mit dem Hinterbeine in eine ihm oder einem andern gelegte Schlinge fest saß. Nun hatt' ich Muth übrig. Ich zog den

Hirschfänger, ohne dem ich in diesem bestienreichen Lande keinen Schritt vor die Thür that, und hieb das Unthier in Stücken. Kaum lag es auf dem Boden, als mein Hund wieder bewegt in vollen Sprüngen auf mich zuwedelte. Ich schalt den armen Hund feige und Poltron, und that ihm Unrecht. Denn es kamen Leute herbei, denen ich mein und meines Hundes Abentheuer erzählte und die mich belehrten: der von mir erlegte Feind sey die boshafte zornige Hyäne, das Grabthier, der Abendwolf (wie Blumenbach es nennt.) Ein Glück für Sie, sagte ein Habessinier, daß das Thier grade in diesem Jahre ein Weibchen war; wäre es wie im vorigen und künftigen Jahre, ein Männchen, es hätte Stärke genug gehabt, sich los und Sie zu zerreißen. Es wechselt dies Thier alle Jahr sein Geschlecht (eine Seltsamkeit, die in den Naturgeschichten bisher nicht bemerkt worden ist). Das Verstummen meines

Hundes hatte seine guten Ursachen. Denn in der Vollmondszeit macht der Hyäne Schatten, (und in diesem stand mein Philax,) die Hunde stumm und fest. Als ich das Thier zu Boden schlug, wich der Schatten und der Hund war entzaubert, und belebt. Ich freue mich, meinen Lesern diese Merkwürdigkeiten aus dem Leben des Grab- und Mordthiers mittheilen zu können, und auch mit deshalb, da dies einen Beweis von der Wahrheit der Sache giebt, daß ich dem Unthier entrann, und noch lebe.

34.

Seit geraumer Zeit befinde ich mich in einer der reichsten und angesehensten Städte der Welt. Politik, Kunst, Wissenschaft, Sitten haben hier den beinah höchsten Grad der Kultur erreicht. Merkwürdiger aber ist mir eine hier herrschende Krankheit, welche eine Menge

Menſchen befällt und die Jedermann der Geſundheit vorzieht. Jeder wünſcht ſie zu haben und ärgert ſich, wenn er geneſet. Denke man ſich einen kleinen, dürren, unanſehnlichen Menſchen, der aber geizt und hungert und ſtrebt und ſpekuliert und raffinirt, um ein anderer zu werden als er iſt. So hat man den Anfang der Krankheit. Dieſe Unruhe ſchüttelt ihn Tag und Nacht, bis ſie geſtillt und der Kleine groß, dick und ſchwer geworden. Um dahin zu kommen und zu gedeihen, wendet er Schleichwege, Intriguen, Schmeicheleien, Ueberliſtungen und Uebervortheilungen ſeiner Mitbürger an; er wendet das allgemeine Beſte vor, und ſetzt ſich ſo in den Beſitz von einem großen Theile des Eigenthums ſeiner Mitmenſchen. In wenig Tagen oder Wochen, nachdem es ihm gelang, kennt man ihn ſo wenig als er ſich ſelbſt. Als er noch geſund war, war er recht gut auf den Beinen; itzt kann der Arme nicht gehen; er iſt zu groß,

zu schwer, zu feist — in der Einbildung. Er schafft sich ein Pferd an, das ihn trägt; aber die Krankheit nimmt zu: er läßt sich von mehrern Thieren, Füchsen, Schweißfüchsen, Isabellen, Schecken, oft gar von Sachsen ziehn. Das ist noch nicht alles. Seine Einbildungskraft ist so geschwächt und angefressen, daß er unfähig ist, sich irgend eine kleine Hülfe selbst zu leisten. Daher schafft er eine Menge Menschen an, die ihn unterstützen, wenn er in den Wagen steigt heben, wenn er ins Bette steigt aus, und wenn er wieder heraus steigt, ankleiden müssen. Man sollte glauben, er habe weder Arme noch Beine, so schwach ist er; und er beklagt sich wohl gar, daß ihm niemand das Verdauungsgeschäft abnehmen kann, das ihm oft sehr lästig fällt.

So groß und schwer diese Kranke sind, so dünken sie sich doch bei weitem

gröſser und ſchwerer. Daher ſind ihre Tafeln mit einer ſo ungeheuren Menge von Schüſſeln, Ragous, Fiſchen, Braten, Paſteten ꝛc. beſetzt und belaſtet, als ob ſie Magen und Bauch doppelt hätten. Als ſie noch klein d. i. geſund waren, konnten ſie ſich recht gut in einem oder ein paar Zimmern mit etlichen Luftlöchern, Thüren und Fenſtern verſehen, behelfen. Nun ſie groß d. i. krank geworden ſind, fürchten ſie zu erſticken; ihre fieberhafte Unruhe läßt nicht eher nach, bis ſie ein groſses Haus mit einer Menge Zimmern, Thüren, Fenſtern mit groſsen Scheiben beſitzen; ihre Säle und Bettſtellen müſſen einen Umfang haben, als wären ſie Rieſen. In dem engen Raum der Stadt iſts ihnen nicht luſtig genug. Sie kaufen ſich groſse Plätze und Morgen Landes auſser der Stadt, laſſen prächtige Landhäuſer mit Luſtwäldern umpflanzt drauf hinbauen, damit ſie freiere Luft athmen können.

Dieſe Menſchen und Kranke wollen nicht geſund ſeyn. Es fehlt aber nicht an andern, die ſie durch häufige Aderläſſe und Abtreibungen zu erleichtern ſuchen. Sie wehren ſich mit Leib und Seel' und Beutel gegen dieſe Medikamente. Schlagen ſie aber an, ſo müſſen ſie wieder von ſich geben, was ſie vorher verſchluckten; ſie werden dann, je nachdem die Medizin anſchlägt, langſam oder plözlich klein, dürre, ja oft kleiner als ſie vor der Krankheit waren. Um dies zu verhüten, und die Wirkung der Arznei zu verhindern, wenden ſie allerlei rechtliche und unrechtliche Mittel an. Sie ſtecken, um ſich zu decken, heimlich Freunden und Hehlern von ihrem Ueberfluſſe zu, unterſchlagen die Medizin und betrügen die Aerzte. Oft nehmen dieſe Kranken ſo überhand, daß die Straßen von den Zeugen ihrer Krankheit, Karoſſen, Lakaien, Mägden, Hunden und Pferden über-

ſchwemmt werden und die Geſündern ſehr oft übergefahren oder niedergerennt zu werden in Gefahr ſind. Sonderbarer als ſonderbar iſt, daß in der Regel die Aerzte, die gründlich kurirenden, nach der Kur die Krankheit des Geneſenen an dem Hals haben. Die Geſunden aber freuen ſich, wenn ein Theil jener Kranken zur Leiche wird, das iſt, geſund, und ſtreben dennoch danach, auch ſo krank zu werden, um nimmer zu geneſen.

35.

Einer meiner Bedienten wäre beinahe auf die unſchuldigſte aber hundsvöttiſchte Weiſe von der Welt ums Leben gekommen. Ich ſchicke ihn dieſen Morgen einige Meilen weit zu einem Freunde auf dem Lande. Da er früh ausgewandert iſt, ſo wird der arme Schelm um Mittag müde, und legt ſich unter einen Baum. Kaum liegt er da, als ihn eine Mattigkeit und Ohnmacht anwan-

delt, in welcher er aus der Welt hinaus geſchlafen ſeyn würde, hätte ſich nicht ein Wandrer ſeiner erbarmt. Dieſer findet ihn, weiß den Grund, und legt ihn plözlich aus dem Schatten des Baums auf die entgegenſtehende Seite. Der Baum hat nämlich das Eigne, daß, wer ſich in ſeinen Schatten gegen Morgen zu legt, entkräftet hinſtirbt, wenn er nicht zeitig genug unter deſſelben Baumes Schatten gegen Abend umgelegt wird. Ein Glück für ihn und mich, daß ich ihn wieder habe, und Dank dem Wandrer! Aber der arme Teufel iſt jezt ſo bange, daß er alles was Schatten iſt und ſelbſt ſeinen eignen fürchtet. In der Mittagsſonne befindet er ſich am beſten; zu andrer Tageszeit muß ich ihn oft von dem Anblick ſeines Schattens wegwenden, ſo daß er ihm den Rücken kehrt. Wüßte Konrad wie ich, daß unter der Linie die Sonne gar keinen Schatten macht, er verließe mich und zöge dorthin.

36.

Wenn mehrere Reiſende die Egypter nicht ſo zuvorkommend und liebreich gegen Fremde gefunden haben als ich, ſo ſind ſie ſelbſt daran ſchuld. Ich bin mehr als einmal auf dem Punkt geweſen, mich hier anzuſiedeln, ja gar (wie in der Folge verlauten wird) zu verheirathen, da man nichts lieber wünſchte, als mich und mein Gefolge, das, den Hund und einen Papagoi mitgerechnet, aus 6 Perſonen beſtand, hieſelbſt fixirt zu ſehen. Ich komme eben von einer Zweitagereiſe zurück, die ein Freund mit mir in die umliegende Gegend gemacht, um mir die Merkwürdigkeiten des Landes zu zeigen, die freilich bis itzt unbekannter waren, als die Gegend ſelbſt. Mein Freund nahm ſeine Frau mit, eines Experiments wegen, das er mir ohne eine Weiblichkeit nicht ſatt-

ſam verdeutlichen konnte. Wir ritten auf ein Feld zu, deſſen Fläche über und über mit einer mir unbekannten Art Blume bepflanzt war. Ich wünſchte eine dieſer wunderſchönen und ſeltenen Blumen meinem Herbarium einzupreſſen, und wollte daher eine pflücken. „Verſuchen Sie's!“ ſagte mein Freund. Als ich aber dem Wildenblumenbeete nahe kam, ſchwanden alle Blumen weg. Ich erſtaunte. „Treten Sie zurück, ſagte mein Freund, ſo etwa 20 Schritt und laſſen meine Frau vortreten.“ Ich thats; Madam trat zu der Flur, und vor ihren Augen ſprießten die Blumen wieder auf. Mein Erſtaunen ſtieg in den Superlatif. „Dieſe Blume, ſagte Madame, nennen wir Männerſcheu. Sie hat eine natürliche Abneigung gegen alle Männer jedes Alters. Uns Weibern und Mädchen ſprießt und blüht ſie nur.“ Wozu nützt ſie ſonſt noch? fragt' ich etwas albern und ungalant, als ob nicht, was dem

ſchönen Geſchlechte huldiget und Freude macht, ſchon dadurch nach den Ideen der Männer und Dichter, ihr Daſeyn reichlich rechtfertigt. „Sie gewährt unſerm Geſchlechte, ſagte ſie, noch einen phyſiſchen Vortheil.“ Und dieſer? fiel ich ein — „iſt ein Geheimniß, das noch zu keines Mannes Munde kam;“ ſie.. Ich verbeugte mich achtungsvoll, und konnte nicht umhin, der weiblichen Verſchwiegenheit ein Kompliment zu machen.

Laſſen Sie Ihr Pferd ein bischen anlaufen, ſagte mein Freund; ich ſehe viel Kümmeldörfer ſind grade beim Säen; und ſo was muß Ihnen noch nicht vorgekommen ſeyn. Wir erreichten das Dorf, wo der Kümmel und zwar begleitet von den kräftigſten Flüchen, Verwünſchungen und Schimpfen auf den Saamen, geſäet ward. Welch eine Idee! welch eine Volksmeinung! welch ein Wahnglaube! welch ein Dummglaube!

rief ich auf ächteuropäiſch und intolerant aus, als mein Freund mich berichtete: die Kümmeldörfer meinten, der Samen gienge deſto beſſer und reicher auf, je ärger ſie ihn ſchimpften. Mit Gutem und guten Worten laſſe er ſich gar nicht ziehen. Und ſie ſchalten auf ihn ein, wie Gruner der Arzt auf Fichte den Philoſophen.

Mein Freund, ſagte ich zu einem Dörfer, der uns um einen Kümmelpfennig grade ſo anſprach, als in Deutſchland die Bauern des Feldes Reiſende um einen Erdtepfennig anſprechen, mein Freund, ſollte der Kümmel da nicht auch ohne das: Hohl dich der Teufel wo du nicht! oder dich ſoll das Donnerwetter wo du dich nicht ſchickſt! gedeihen? — Halt er ſein Maul! ſagte der Grobian, (nachdem er weislich zuvor das Trinkgeld eingeſtrichen,) er könn-

te uns durch sein Räsonniren um die ganze Erndte schnellen.

Wir ritten fürbaß, und meine Begleiter ersuchten mich, gegen herrschende Gewohnheiten, Meinungen und Sitten, die nicht die meinigen, nicht zu Felde zu ziehn; es möchte mir einmal übel bekommen. Nachdem wir in einem Wirthshause ein Huhn in Reiskasse gekocht und andre Bäckereien eingenommen, begaben wir uns an den Wundersee, der, wenn man gewisse Gattungen von Steinen hineinwirft, plötzlich anschwillt. Sonderbar aber, daß er dies nur dann thut, und über seine Ufer tritt, wenn man den Stein mit dem Willen, daß er überschäumen solle, hineinschleudert. Ein gedankenlos hineingeworfner Stein der Art macht auf ihn keine Sensation.

37.

Man quält mich entsetzlich mit der

Heirath. Sogar der Fürſt intereſſirt ſich dafür, dem ich vorgeſtellt bin. Ich weiß nicht, ob ich nicht lieber die Zeremonie meiner erſten Audienz der Heirathsgeſchichte voran gehn laſſe. Hätte nicht beides ſeine häcklichen Seiten gehabt, ich — ſäße jetzt nicht in Lübeck und ſchriebe ſie auf. Ich hatte eine fatale Nacht vor dem Tage, an dem ich zuerſt vorgeſtellt werden ſollte. Bald war ich zu voll von der morgenden ſteifen Zeremonie, von der man mir im voraus viel Widriges erzählte, bald rief mich der Nachtwächter aus dem Schlaf, der hier alle halbe Stunde aus vollen Lungenkräften: gebt aufs Feuer acht! ſchreien und in allen Häuſern die Schlafenden wecken muß, daß ſie ihn hören. Die Warnung iſt gut, aber das Schreien taugt nicht, und Wecken, wenn man nicht dran gewöhnt iſt, wie ich. Ich habe oft Audienzen in Europa beigewohnt, wo alles ſtill, beinah ſtumm und ehrerbietig zuging, und wo kein

Mensch das Herz zu sprechen hatte, bis er gefragt ward, nemlich vom Fürsten, Minister, der eben Audienz gab. Hier von allem das Gegentheil. Kaum trat ich in den Audienzsaal, als ich mich unter einer Menge Menschen, Höflinge befand, die dem Fürsten zu Ehren, um ihn herum tanzten, sprangen, poltigirten und kreischten. Dieser tanzende und springende Hof gab eine ächte Bouffonnerie oder Tollhäuslerscene. Ich sprang auf den Fürsten ein und überreichte ihm (der Sitte gemäß) ein Geschenk. Dies bestand aus einer Komposition der gemeinsten Steine, Scherben, kurz aus Dingen, die man in Lübeck auf den Misthaufen wirft, die aber dem Fürsten unendliche Freude machten, weil er sie nicht kannte.

Wer in fremde Länder reist, soll, wie aus seiner Vaterstadt einen Sack voll Nichtswerthheiten mitnehmen wie ich, um davon gelegentlich erwünschten Gebrauch

zu machen. So kann man für wahren vaterstädtischen Quark in fremden Ländern Kostbarkeiten umtauschen, die dort zum Quark gehören, und womit man, ist man zurück ins Vaterland gekehrt, ein Kanonikat kaufen kann.

Der Fürst und ich sprachen in der Audienz viel miteinander, aber meist dummes Zeug, daher ich es übergehe. Ich erzähle lieber was ich dort sah, weil es interessanter ist. Zwei hundert große Hunde sind von dem äußersten Thore des Schloßhofes an bis in das Zimmer des Fürsten hinein in einer Linie aneinander gereihet, und seine Schloß- und Hofwache. Sie gnurren fast beständig, sitzen auf den Hintern, den Kopf stolz und drohend in die Höhe gehoben, keine Lockung, kein Leckerbissen bringt sie aus Ordnung und Stellung. Sie werden, um ihre thierischen Bedürfnisse zu befriedigen, alle 4 Stunden durch 200 andre Hunde

abgelöst. Ihr Oberaufseher, ein Mensch und Oberwärter, ist einer der ersten Staatsminister. Sie begleiten den Fürsten, wenn er aufs Land zieht, in drei Kolonnen getheilt, deren eine ihm voraus, die andere zu den Seiten und die dritte hinter ihm herzieht.

Widerlich ist folgende Hofsitte. Der Fürst spuckt nie auf den Boden hin. Irgend eine Hofdame von Bedeutung empfängt seinen Speichel mit der schönen Hand. Kaum räuspert der Fürst, schnell springen die Damen herzu; jede hält die Hand hin, und eine Begünstigte wird mit dem Auswurf begnadigt. Es ist wie in der Türkei die, der das Schnupftuch zufällt. Diese Zeremonie dient dem Fürsten zum Amüsement. Er wendet sich oft zu dieser und jener hin, zerrt sie in Sprüngen nach der Neigung seines Kopfes bald hie bald dorthin, und wirft's oft einer entfernteren aber sang-

fertigen Dame zu. Diese schließt schnell die Hand, lächelt, singt und springt vor Freuden. In der ganzen Stadt wird davon gesprochen; die Familie rechnet sichs zur Gnade. Wenn der Fürst einmal bei guter Laune der Freigebigkeit ist, so spuckt er in ein Dutzend Hände nacheinander; dies geschieht vorzüglich an seinem Geburtstage, oder wenn er einen Sieg erfechten lassen. Die ganze Stadt wird erleuchtet, und der Fürst spuckt ohne Ende.

Was den Fürsten so versessen auf mich machte, ich weiß es nicht. Ich sollte den Mittag nach der Audienz mit ihm solo speisen. Der Hof tanzte und sprang. Ein Heiduck sagte an: es sey angerichtet; zwei Mohren öffneten zwey Flügelthüren und 4 Läufer liefen vor mir und dem Fürsten voraus in den Speisesaal. Wir aßen, wir zwei, ohne trinken. Dann erhob sich der Fürst,

ich mit ihm, Flügelthüren öffneten sich, Läufer liefen und leiteten uns, in den Trinksaal. Wir setzten uns, der Fürst und ich, zum Trinken. Feine Weine, Likôre, Sorbet, alles durcheinander. Für mich, an diesen Wirrwar und Mischmasch nicht gewöhnt, ein schwerer Durchzug. Dann führte der Fürst mich in ein zwischen Pallast und Garten aufgerichtetes hohes, auf korinthischen Säulen ruhendes Gewölbe, das der Küche nahe lag. Hier sahe ich eine aufgethürmte Pyramide von zerbrochnen Kochtöpfen. Da der Fürst nie Speisen ißt, als aus neuen Töpfen und aus denen, in welchen einmal Speisen für ihn zugerichtet sind, nie andre Menschen essen dürfen; so werden die Töpfe nach jeder Mahlzeit vom Obertopfmeister, der zugleich ein Generalzertöpferer heißt, zerbrochen und der Pyramide angelegt. Dies ist für den Fürsten eine Art Ehrensäule und Ruhm-Trophee,

was andern Statüen mit Inſchriften ſind. Er genieſt des Anblicks täglich nach der Mahlzeit und beſchaut mit Wohlgefallen den neuſten Scherbenanwuchs. Dies erinnerte mich an des ſächſiſchen Grafen, Miniſters und Verſchwenders Brühl in Dresden Kleiderkabinet. Bekanntlich zog dieſer luxuriirende Herr nie ein Kleid zweimal über den Leib, und ließ die einmal getragnen Kleider in eignen Sälen zur Schau und zum Andenken aufhängen, die einmal getragenen ſeidnen Strümpfe und Hemden aber trugen ſeine Kammerlaquais dem Grafen nach.

Geſtern war eine Hofſchier; es war der Tag des Regierungsantritts Sr. Durchlaucht, und groſſe Tafel, wozu ich auch geladen war. Wir ſpeiſten im Freien auf einem groſſen, von Palmbäumen umſchloſſenen offnen Platze. Fünfhundert tafelfähige Perſonen ſaſſen wir. Der Fürſt mitten unter uns, aber unge-

sehen. Es war rund um ihn her eine Gardine gezogen, hinter welcher er die Speisen, die ihm junge Offiziere, Pagen und Vorschneider zugeschnitten und durch eine Oeffnung der Gardine in den Mund steckten, höchsteigen verzehrte. Es ist nämlich bei Lebensstrafe verboten, den Fürsten an solchen großen Festtagen essen zu sehn. Doch spricht der Invisible mit, trotz dem versteckteſten Automate, und die Gesellschaft giebt sich alle Mühe, ihn durch Schnacken, Schnurren, Sagen, Grotesken, Anekdoten, Bagatellen u. dgl. zu unterhalten. Gefällt ihm ein aufgetischtes Späßchen, so ruft er hinter seinem Vorhange Da Kapo und der Erzähler erzählt noch einmal. Nach aufgehobner Tafel, welche der Fürst durch eine angezogne Klingel, die über ihn an einem Palmzweig hängt und mit der Schnure an seinen Leibstuhl, auf dem er sitzt (gleich jenem Britten und Dichter) anzeigt, marschirt die Gesellschaft

ab und auf eine Pläne zu, die mit Epheu und Weinrebenguirlanden um Pfähle geschlungen, abgestochen ist, und da wird getrunken. Der Fürst sitzt erhaben auf einem Weinfasse; wir andern stehen und gruppiren uns um ihn her, und die Pagen und Offiziere, Lieutnants, Fahnenjunker kredenzen die feinen Weine in großen Pokälen. Noch eine sonderbare Gewohnheit ist die, daß jeder Gast, eh er sich zur Tafel setzt, die rechte Hand wäscht, die Linke aber nicht. Nur den sogenannten Linkischen, die mit der linken Hand essen, ist es erlaubt, statt jener diese zu waschen. Nach dem Trinken aber muß jeder die linke Hand waschen, der Linkische aber die rechte. Es ist nicht Trägheit, sondern Größe, daß der Fürst sich das Essen kleinschneiden und in den Mund stecken läßt. Anders jener Faullenzer, von welchem Athenäus erzählt, der sich die Bissen von seiner Amme vorkäuen ließ.

Freilich iſt es eine eingebildete Gröſſe; wie oft aber hängt nicht auch anderswo Gröſſe, Ruhm und Ehre an Fäden der Einbildung, Meinung und Phantaſie! Oder iſt es etwa nicht eingebildete Gröſſe, daß ſich mancher unſrer deutſchen Landsleute groß dünkt, weil er eine prächtige Equipage, viel Domeſtiken, ſchöne Gallakleider, koſtbare Möbeln beſitzt und in einem groſſen Hauſe wohnt, von Quaderſteinen, mit Magahony gefüttert? Ach! wie viele Menſchen kannte und kenne ich, die mitten unter dieſen eingebildeten Gröſſen gar klein daſitzen! Glaubt es mir, ihr guten aber ſchwachen Landsleute: ihr ſeyd ganz und gar nicht groß; aber ihr ſitzt umgeben von gewiſſen Dingen, welche die Meinung als groß erſcheinen läßt! — — — Das Moraliſiren reißt mich hin, ich lenke ein, und würde nicht fertig werden, wenn ich alle zum Theil bloß lächerlichen, zum Theil ſchmutzigen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten her-

erzählen wollte, die an dem Hofe dieſes Fürſten herrſchten. Auch von den zum Theil gräßlich in den Blick fallenden, zum Theil ganz widerſinnigen Gerichten mocht' ich nicht reden, die als Leckereien auf die Tafel des Fürſten kamen. Daß man uns in Frankreich Fröſche ſtatt Hühnchen vorſetzt und in Kurſachſen ſtatt der Haſen, Katzen, aber gebratne; daß man in einer hannövriſchen Stadt, Krähen bratet und ißt ſtatt Lerchen, ſind Kleinigkeiten gegen die blaugeſottenen und wie lebendig aus den Schüſſeln hervorſteigenden Schlangen und Eidechſen, gegen die Paſteten mit gefaulter Fiſchfarçe im Bauch, gegen die gebratnen Fledermäuſe und Kröten u. ſ. w. die aus Sümpfen, Moräſten in die Küche und von da über die Zungen in die Mägen der Gäſte, übergehen. Da ich von den mehrſten Gerichten nicht eſſen konnte, ſo ſchob ich Mangel an Appetit, Magenklemme vor, die ich wirklich hatte, denn mein Ma-

klemmte ſich zuſammen, durch meinen Blick auf die Gänge der Tafel belehrt, was ihm drohe. Um einige nicht pikante oder allzu pikante Speiſen recht ſchmackhaft zu machen, rieben einige Gäſte ihre Zungen mit Salz ein, wie deutſche Trinker, Hamburger Wein- und Bamberger Biertrinker.

Nach der Tafel rief ein Herold mit lauter Stimme vom Altan des Schloſſes herab: der Fürſt habe abgeſpeiſt, und verſtatte jetzt allen Potentaten, Kaiſern, Königen und Biſchöfen des Erdbodens: ihre Mahlzeit zu beginnen.

Wenn der Fürſt die Regierung antritt, ſchwört er und gelobt ſeinen Unterthanen Verſchiedenes; unter andern: es ſolle während ſeiner Regierung der Regen zur rechten und nöthigen Zeit vom Himmel fallen; die Flüſſe ſollen nicht über ihre Ufer treten und nichts verwü-

ſten durch Ueberſchwemmung. Natürlich aber kehren ſich Regen und Flüſſe daran nicht, und thun was ſie wollen; aber dem dummen Volke fällt dieſer Widerſpruch nie auf. Der Fürſt hat eine Menge Weiber; bei jeder, die er ſich zulegt, hat der Oberprieſter, und deſſen 4 Aſſiſtenten, eine Art Viceprieſter, das Recht der erſten Nacht. Der Fürſt geht nicht aus dem Pallaſt heraus, ſondern wird auf einem Tragſeſſel von vieren ſeiner Trabanten getragen. Stolpert einer derſelben und bringt den Fürſten aus dem Gleichgewicht, ſo koſtets dem Stolperer ſeinen Kopf. Wenn der Fürſt auf der Gaſſe erſcheint, ſo müſſen alle Männer aus den Häuſern heraus auf die Gaſſe durch die er kommt, und ſich vor ihm niederwerfen. Bleibt einer im Hauſe, ſo ziehn ihn die Bedienten des Fürſten, die den Tragſeſſel umgeben, aus dem Hauſe auf die Gaſſe und zwingen ihn zu knien. Selbſt Krankheit iſt keine Entſchuldigung

und ich habe einen Gichtbrüchigen so im Krankenhabit herauszieyn, und sich vor meinen Augen vollends zu Tode knien sehn. Die Frauen aber bleiben im Hause und knien nicht.

Hustet der Fürst, so husten die Nächsten um ihn, ihm nach, und den Entferntern zu, die wieder den nächsten Nachbarn und diese den Nächsten zuhusten, und so hustet binnen einigen Stunden die ganze Stadt, und bezeugt dadurch ihre Theilnahme. Aber ich vergesse über diesen reichhaltigen Fürsten meine

38.

Projektirte Heirath. Man will mich hier fexiren, und zwar vermittelst eines jungen, schönen und aus einer der angesehensten Familien entsprossenen Mädchens, an die man mich verheirathen

will. Die Versuchung ist in der That groß, denn Geld ist auch dabei, und ich stand auf dem Sprunge, das Wagstück zu versuchen, als eine höchst lächerliche Gewohnheit mich — stutzen machte. Man verlangt hier, daß Ehemänner, und wären sie gleich 7 — 8 Jahre von ihrer Frau abwesend gewesen, bei ihrer Heimkunft sich für Väter aller der Kinder halten sollen, die ihre Frauen während ihrer Abwesenheit auf die Welt gesetzt; im Fall die Frauen durch Zeugnisse der Nachbaren und Nachbarinnen darthun können, daß sie in den Nächten der Empfängniß an ihre Männer — blos gedacht haben. Ist das nicht eine schöne Bürgschaft für die Weibertreue und Vaterschaft! Und nun gar ein Reisender wie ich! der nun einmal nicht lange auf einem Fleck bleiben kann, oft mehrere Jahre lang abwesend seyn muß; ich sollte mich frohen Sinnes von einer Menge Krabben Papa nennen hören, wie

Larifari, oder Papageno in deutschen Opern, von Kindern, an die ich nie gedacht, blos weil meine Frau an mich gedacht zu haben beteuerte! Freilich ist ein Lübecker nicht so eifersüchtig als ein Italiener; dies aber würde selbst einem Franzosen un peu fort scheinen. Aber dies war es nicht allein, was mir die Heirath vor der Heirath verleidete. Der Fürst hat das Recht der 3 ersten Nächte bei jeder jungen Frau sich angemaßt; und der Ehemann muß sich dies zur Ehre rechnen. Nun bin ich zwar wirklich ein wenig schwach für Fürsten-Gunst und Gnade; diese aber war ganz und gar nicht nach meinem deutschen Geschmack. Ich möchte einem Großen, Kaiser, Könige, Grafen, Herzog, ja selbst dem heil. Vater Pabst oder Generalsuperintendenten weder die erste noch die letzte Nacht bei meiner Frau einräumen. Müßte ich nicht, alles andre beseitigt, fürchten, daß meine liebe Frau durch die

Gröſse und Erhabenheit des Beiſchlafs verwöhnt, an meiner Niedrigkeit hinterher keinen Geſchmack fände? Noch ein Umſtand trat zu den übrigen. Ein nach der Volksmeinung entehrender Fleck hieng an meiner Geliebten, der ſie vielen abgeſchmackten Leuten verhaſst und verächtlich machte. Man hatte ſie verklagt und die Gerichte hatten ſie in eine Geldſtrafe verurtheilt, weil — ihr Gang unanſtändig ſeyn ſolle. Sie hat freilich ſeit der Zeit ihren Gang augenſcheinlich veredelt; aber ſie iſt ſehr ſchön, und folglich fehlt es nicht, daſs die Neidiſchen ihres Geſchlechts ihr dieſe Buſse noch oft verrücken. Doch dieſe eingebildete und vorgebliche Schande und Schmach würde mich, wäre alles Uebrige geweſen, wie es ſollte, von der Heirath nicht zurückgeſchreckt haben. Denn ich weiſs es lange, daſs Damen vom ſchönſten und leichteſten Gange nicht immer auch in ihrer ſittlichen Aufführung die muſterhafteſten ſind.

Ein sittsames und gefälliges Aeußere verbürgt nicht immer den wahren Werth und die Güte des innern Menschen; sanfte Grazie nicht immer ächte Tugend. Das Hauptstudium der Weiber geht gewöhnlich nur auf ein schönes vollkommenes Aeußere; mit dem Innern mags gehn wie es will; das ist ihre kleinste Sorge. Da sie wissen, daß Männer an dem Anschein und Außenschein vorzüglich halten, so wenden sie auf ihre äußre Seite die vorzüglichste Sorgfalt. — — Da gerathe ich wieder einmal ins Sittenbekritteln hinein, ich weiß nicht wie? Das Kapitel der Weiber ist in dieser Hinsicht unerschöpflich. Ich dürfte leicht zu weitläuftig werden, wenn ich mich in den Text weiter vertiefte. Nur das noch: Wir Männer mögen, so viel wir wollen, über die Weiber moralisiren; in unserm Benehmen gegen sie, sind wir demungeachtet so, als ob wir gar nicht moralisirten. Darum lassen uns auch die

Weiber sittenrichten und kritisiren, so viel uns gelüstet. Sie wissen uns doch, wenn sie unsrer außer dem Kontext und unsern Büchern habhaft werden, zu behandeln, wie sie wollen. Verstanden?

Aus meiner Heirath aber ward nichts; der Fürst nahm dies übel auf, und verwies mich des Landes.

39.

„Halt Postillon!" rief ich. „Was giebt es da?" Etwas sehr Alltägliches, sagte er, und hielt.

Eine schreckliche, grausame Zeremonie! Mich läuft noch in der Erinnerung ein Fieberschauer über. Man hatte einen ehrwürdigen alten Mann auf einen der höchsten Bäume hinaufgetrieben. Seine Kinder und Kindeskinder standen unten am Stamm, und schütteten diesen aus

Leibeskräften, bis der Alte vor meinen Augen herunterstürzte, worauf sie ihn zerschnitten und aufaßen. Dabei sangen sie ein Volkslied folgenden Inhalts:

„Mürb' und fallreif ist die Frucht!
Die Zeit ist da, sie abzuschütteln,
Sie aufzuzehren, hohe Zeit! Da Capo.

Sie fielen mit einer solchen Wuth, und mit so vielen Messern auf den Gefallenen ein, daß mir grün und gelb vor den Augen ward, und ich das Ende der Mahlzeit nicht abwarten mochte." *)

40.

Meine Leser und Leserinnen, vor-

*) Helvetius de l'esprit. D. II: einige Wilde schütteln ihre Alten von den Bäumen, damit sie im Winter dem Hunger nicht unterliegen.

züglich die bereiseten unter ihnen, oder die in großen Städten, welche große jährliche Märkte und Messen haben, wohnen, werden die sogenannte starke Frau kennen, die es für Geld sehen und geschehen läßt, daß Männer einen Ambos auf ihren weichen Leib setzen und Schmiedearbeit darauf verüben. Ihnen wird es um so wahrscheinlicher vorkommen, was ich von einem starken Ehepaar, in dessen Nähe ich lebte, zu berichten habe. Der Mann ist General, und seine Natur macht erstaunlich viel aus ihm. Er ist aber ein General ohne Armee; denn als er, seiner vorzüglichen Leibesstärke wegen über die Armee gesetzt ward, setzte er diese (mit Genehmigung der Obern) ab und auf freie Füße. Das Land ersparte dadurch die Unterhaltung einer stehenden Kriegsmacht. Er machte sie nämlich durch sich selbst entbehrlich. Denn er allein wußte den Feind, durch sein imponirendes Ansehn, durch einige

Hiebe in die Kolonnen, und durch eine, wie das Volk meinte, geheime Zauberkraft so in Furcht und Flucht zu jagen, daß nichts gegen ihn zu machen war. Nicht minder stark war die Generalin, in [illegible]er sich blos, ihrer Stärke wegen vergafft und sie zur Gattin genommen hatte. Mir wäre sie zu männlich gewesen. Sie hatte von Natur den längsten Kapuzinerbart am Kinn. Wenn sie zornig ward, so flogen elektrische Funken und Flammen aus ihrem Körper hervor; selbst durch den Bart, ohne ihn im mindesten zu versengen. Sie gebar einst an einem Tage 4 Kinder und 14 Tage darauf das fünfte; dieses, ein Knabe, ist das rüstigste; es schlug, bald nach der Geburt, gegen Vater und Mutter an, worüber diese ihre herzliche Freude hatten. Denn sie und das Volk, dem dies kund ward, sahen in dem Buben wenigstens den guten Willen, in des Vaters und der Mutter Fußtapfen zu treten und der-

einſt, ſo hoffte man, der Nation den Vater zu erſetzen. Dieſer außerordentlichen Körperſtärke Grund und Urſache liegt in der Auferziehung. Erziehung legt überall den Grund zum künftigen phyſiſchen und ſittlichen Menſchen. Laßt jene beſſer werden, rief ich oft in Deutſchland vor meiner Abreiſe, und rufe es nach meiner Rückkehr oft nach Overbeck, meinen Landsmann und Stadtmitbürger aus: laßt jene beſſer werden, bald werden dieſe beſſer ſeyn. Aber daran denken unſre Menſchenerzieher, Volksbilder, Obervormunde der unmündigen Menſchheit noch immer zu wenig. Man läßt der lieben Jugend den Zügel ſchießen, in Häuſern, Schulen; legt ihnen ſchlechte Beiſpiele und Muſter vor, wonach ſie ſich vorbilden, aber die Erwachſenen will man beſſern durch Prämien, Bücher und wo die nicht ausreichen, durch — Galgen und Rad! An der Quelle aber ſollte man reinigen, ſäubern, filtriren und kaſtegiren — mehr als geſchieht!

Wieder auf meine Starken zu kommen. General und Genetalin sind beide Mitwochskinder. Was das sagen will? Gewissermaßen sind diese Mitwochskinder das grade Gegentheil von unsern [redacted] Sonntagskindern, die Gespenster sehen und ahnen, fühlen, denn sie sind mit dazu da, um Gespenster unsehbar zu machen. Jene beiden stammen aus einem Lande unsern Nova Zembla, wo es Gebrauch ist, daß Kinder an einer Mitwoche gebohren, bald nach der Geburt von ihren Eltern hinaus in die Wüste geworfen und verstoßen wurden, damit sie stark werden. Wilde Thiere nehmen sich dieser Kindlein an, säugen, nähren sie, und üben sie in Ertragung der Widerwärtigkeiten. Die mehrsten Kindlein aber werden von den Thieren der Wüsten und Wälder nicht erzogen sondern gefressen; wenige kommen mit dem Leben davon; daher die Seltenheit der Mitwochskinder. Eine weise

Einrichtung des Fatum! Denn nähmen jene überstark erzogenen Kinder zu sehr zu; so würden die an Sonntagen, Montagen u. s. w. gebohrnen Menschen ihres Lebens dort nicht sicher seyn. General und Generalin wären Mitunter, mit dem Leben davon gekommen, das ein paar Löwen und Tiger ihnen schenkten und erhielten; daher wurden und waren sie so stark, muthig, mächtig und furchtbar. Schon die alte römische Geschichte hat ein paar Generäle der Art, die an einer Wölfin Brüsten groß wurden, aufzuweisen: den Romulus und Remus.

41.

Ehe ich diesen wichtigsten und mir am meisten am Herzen liegenden Abschnitt meiner Erfahrungsreise beginne; muß ich ein Wort oder zwei mit den Herrn Stempelverwaltern, den Passierzettelschreibern,

Überschreibern, — kurz und unsigürlich zu reden, mit den Zensoren und Rezensenten meines deutschen Vaterlandes reden. Ich muß nämlich diejenigen unter ihnen, welche geneigt seyn sollten, (oder vielmehr ungeneigt) die Begebenheiten auf meiner Reise durch unbekannte Gegenden für Kontrebande oder Wiswachs zu erklären, ersuchen: wenigstens diesem 41sten Abschnitt einen Passierzettel oder Stempel zu verleihen, und als Ausnahme von der Regel der Verdammung gelten zu lassen. Meinem Buche und mir geneigten Rezensenten aber brauche ichs nicht erst zu sagen, wie sehr ich wünsche, daß sie die Nummer 41 ein wenig hoch herausheben, sie aller Welt, vorzüglich aber Fürsten und Forstmeistern, nächstdem Ehelustigen und Ehefähigen zur Beherzigung empfehlen mögen. Dixi.

Ich kann mich nicht wieder wegfinden aus diesem großen, fruchtbaren, mit Bäu-

men und Menſchen ſo überaus ſtark bepflanzten und bevölkerten Lande, in welchem ich bereits zwei der glücklichſten Viertheiljahre meines Lebens und meiner Reiſe zubringe. Es befremdete mich anfangs nicht wenig, auf ein Land zu fahren, das mir von einem Berge herab als eine unabſehbare, dicht und viel verwachsne Baum- und Waldpartie erſchien. Vor lauter Bäumen ſah ich keinen Menſchen. Als ich aber in das Walddickigt hineinfuhr, was erblickt' ich? Unter dieſen Bäumen krimmelt' und wimmelt' es von Menſchen. Als ich die Geſetze und Sitten des Landes näher kennen lernte, ward mir alles begreiflich, wie es mit meiner Hülfe nun auch meinen Leſern werden ſoll. Die Geſetze haben hier für die Baumanpflanzung alles mögliche gethan, und es wird mit ſtrengem Ernſt darauf gehalten, daß dieſe Geſetze befolgt werden. Dies Letztere ſollte ſich von ſelbſt verſtehn, verſteht ſich aber

andrer Orten nicht von selbst. Ich darf mich kaum an so manche deutsche Luxusverordnungen erinnern, die nicht aufgehoben wurden, in deren Grund und Boden aber Indolenz und Eigenwille Loch bei Loch gebohrt haben. Anders hier. Es darf niemand heirathen, der nicht beweisen kann, daß er wenigstens 100 [ ] Fuß Land mit Bäumen bepflanzt. Der Beweis der Mehrheit entscheidet in Kollisionsfällen. Wer die seltensten und nutzbarsten Bäume und Baumsorten anpflanzte, erhält das schönste Mädchen zur Frau, oder das angesehenste. Dies führt zu einer dem ersten Anblick nach seltsamen Gleichheit. Eine Familie von Stande darf ein Zweiglein ihres Stammes dem geringsten im Volk nicht versagen, der das Glück und den Fleiß auf die größte Baumanlage gewandt zu haben darthut. Der Wetteifer hat ein, ich möchte sagen, unendliches Glück diesem Lande zugeführt. Man hat durch Raffinement es dahin zu

bringen gewußt, daß man dem Lande vermittelst der verſchiednen Gattungen von Bäumen alle nur denkbare Lebensbedürfniſſe zugefahrt und gleichſam eingeimpft ſieht. Dies muß ich detailliren. Man will zum Beiſpiel: Brod. Eine Baumart liefert in ſeinen nußartigen Früchten das feinſte und weißeſte Mehl. Man will Geflügel und Fiſche. Es giebt Bäume, an deren Aeſten ſtatt Birnen, Eier hangen, die Sonne reift und brütet ſie aus, und Vögel klein und groß kommen aus den Eiern hervor. Pflückt man aber die Eier zuvor ab, und wirft ſie ins Waſſer, ſo — werden Fiſche daraus. Andre Bäume tragen eine Frucht, die man hart, bitter und ungenießbar abpflückt; man wickelt ſie in eine dünne Kupfer- oder Meſſingplatte, nimmt ſie ſo, wie eine in Oblaten gewickelte Pille in den Mund, in welchem ſie alsbald zu einer ſehr ſchmackhaften und nahrſamen Speiſe wird. Es iſt nichts Seltenes,

Blüthen und Früchte auf einem Baum wachsen zu sehn. Eine Art Bäume hat eine so beinah steinharte Rinde, daß man Feuer herausschlägt, vermittelst der Feuersteine. Hat man einmal Feuer, so hat man auch Feurung. Denn eine andre Art von Bäumen, die oft so dick werden, daß 100 Menschen sie nicht umspannen, liefert das beste Brennholz, das noch dazu keinen Rauch sondern blos Flamme und Wärme macht. Winter und Sommer wechseln wochenweise; einen Frühling und Herbst kennt man nicht. Einige Fruchtbäume blühen und geben Frucht nur im Sommer — andre nur in den Winterwochen. Es giebt Bäume, die an einem Sommer- oder Wintertage Blätter schlagen, Blüthen treiben und gegen Abend die reife Frucht. Ein Baum ist der außerordentlichste. Wir kennen in Europa Blumen, die am Morgen beim Aufgehn der Sonne aufblühen (z. B. die Malve) und mit dem Niedergange stet-

ben. Hier giebt ein Bäumchen den ganzen Tag nichts zu sehn, als etliche Nadelartige Blätter; kaum ist die Sonne weg und die Dunkelheit da, so beginnt das Bäumchen mit den wunderschönsten Blumen verschiedener Form und Farbe zu prangen, die Nacht hindurch, und mit der Morgenröthe fallen sie ab, bis auf die Blattnadeln. Jener dicke, obenerwähnte Baum steigt sehr hoch, und hat, wenn er 50 Jahre alt ist, Blätter, die so groß werden, daß ein deutsches städtisches Bürgerkapitainekonvivium mit Frauen und Mädchen, Tischen, Stühlen und Gerichten, 80 Personen stark, darauf, wie auf einer wollnen Zimmer- oder Fußdecke als Unterlage der Schmauskompagnie Platz hätte. Außer den angepflanzten, zum Nutzen und Unterhalt dienenden Bäumen, giebt es auch solche, die bloß zur Unterhaltung und zur Belustigung des Volkes dienen, unter welchem und den Bäumen ich lebe. Diese Art

Bäume amüsiren aber nicht beständig, sondern zu Zeiten; sie haben und halten ihre ordentliche Karnevalszeit, die das Volk mit ihnen feiert.

Gestern war ein solches Volks- und Baumfest, das ich eine Meile von der Stadt, in der ich wohne, mit besehte. Das Fest begann früh um 5 Uhr. Um diese Stunde (der Adel, selbst Damen, die diesen Morgen nie verschlafen, Bürger und Bauern waren draußen und hielten Augen, Ohren und Maul offen) begannen einige um einen Hügel gepflanzte Bäume mit ihren kugelartigen Früchten zu klappern. Dies Geklapper, das dem Ton an einander prellender Billardkugeln glich, schien nur die Symphonie zu seyn; denn es erhob sich aus den Kugeln ein Gemisch von Tönen kleiner, darin lebender, singender und zwitschernder Thierchen, das bald dem Gezwitscher der Heuschrecken, Heimchen gleich, bald

Frosch, bald Unken, bald Laubfrosch ähnliche Töne, aber so harmonisch durch einander mischte, daß — mich wenigstens riß diese Mischung von Sonanzen und Dissonanzen so hin, daß ich mich für einige Augenblicke in Deutschland in eine Vorstellung einer Oper, etwa der beiden Antone, oder der Schwestern von Prag, oder des Wiener Wastels versetzt glaubte. Die Täuschung ward noch lebhafter, als die Musik der Baumkugeln zu Ende war, und das Publikum um mich her, den Thierchen recht ordentlich applaudirte. Da fuhr ich wie aus dem Traum auf und rief: Weidner! — Meine Nachbarn lachten; eine Dame, die ich hingeführt, sagte:

„Träumen Sie denn, Lübischer? — Sehn Sie dort rechts hin den Blättertanz."

Ich sah, daß ein paar angesehene

Männer (einer war der Vater meiner Dame, und Besitzer der) zwei Bäume, die am Hügel standen, schüttelten. Etwa 30 Blätter fielen herab und auf untergelegtes weißes Tuch. Kaum lagen sie, als sie kleine, zarte, feine, Füßchen erhielten, womit sie je zwei und zwei Blatt um die äußern Seiten des Tuchs herum marschirten, dann sich in der Mitte zu einem Ball ordneten, der äußerst schön und amüsant ins Auge fiel. Dies Pas de Trente dauert in den niedlichsten Touren, Verschlingungen etwa eine Stunde. Plötzlich warf ein Maitre de Requetes oder Direkteur des Spektakels des Landes 30 große, den Kokusnüssen ähnliche Früchte zwischen die tänzenden Blätter. Das gab einen Wirrwarr und ein Spektakel zum Todtlachen! Diese Wildfänge von Kokussen, flogen wie Schwärmer, mit Geknatter und Gepraſſel auf dem Tuche hin und her, sprengten die Tanzenden auseinander, die sich immer

wieder hie und da gruppirten und sammelten, um fortzutanzen und immer wieder auseinander geschmettert wurden. Einige, dieser Kokusse (die ich bloß der ähnlichen Form wegen so nenne, denn es waren ganz andre Kerls und Helden) gaben ganz natürliche Flintenschuß-, andere Kanonenschußtöne von sich. Das Publikum um mich her lachte entsetzlich und klatschte ohne Ende. Durch diesen Beifall, wie es schien, aufgemuntert, wagten einige Nüsse verstohlne Exkursionen unter das Publikum, knatterten und prasselten unter die Zuschauer hinein, die Damen quikten und schrien, aber sie saßen fest wie Helden. Ich fühlte mich wieder nach Europa versetzt, wo ich oft ähnliche Scenen erlebte, da nemlich Akteure, Advokaten, Pourcraugnacce, Harlekine, Pierots, unter die Zuschauer sprangen, und vom Parterre heraus oder von der Gallerie herab, auf das Theater zu plädirten. So gieng auch hier alles

drunter und drüber. Ein paar Damen, denen die Nüsse mit ihren Musketenschüssen zu nahe an die Frisur oder das Ohr oder den Rock geriethen, fielen vor Schreck in Ohnmacht; die übrigen, wie gesagt, hielten sich. Ein Hausirer, der einen grossen Korb voll Brantweinflaschen und Gläser vor dem Bauch trug, um nach dem Schauspiele dem Publikum zur Erfrischung seine Waare anzubieten, kam während des Feuerwerks ohne Feuer, dem Theater zu nahe; ein lustiger Akteur (in der Nuß) sprengte an seinem Korb vorbei, drückte los, und im Augenblick waren alle Flaschen und Gläser zerschlittert. Dieses Impromtü amüsirte das Publikum ungemein.

Mit dem Glockenschlag 10 war das Schauspiel zu Ende. Die Kokusse stiegen wie Raketen in die Luft, knatterten noch einmal, recht tüchtig und verschwanden. Die Maitres de Plaisirs, Freudenmeister

oder Direkteure ſchüttelten jene 2 Bäume wie oben, und die 30 Blätter, die beim erſtmaligen Schütteln ganz natürlich herab gefallen waren, fielen beim zweiten eben ſo natürlich wieder hinauf. Die ſingenden und zwitſchernden Kugelthierchen auf dem Hügel ließen ſich weder hören noch ſehn. Die Feuerwerksnüſſe hatten ſie (ſo ſagte meine Dame) übertäubt und zerhichtet.

(Ende des Schauſpiels)

Meine Leſer müſſen es durch andre Reiſebeſchreiber längſt erfahren haben, daß es in der Welt bekannte Gegenden giebt, wo die Menſchen bei Leichenbegängniſſen andre Leute miethen, die für ſie heulen und weinen müſſen. Ich führe dies blos an, um zu erzählen, daß man hier die Sache weit kürzer und eben ſo gut durch lebloſe Dinge betreibt; ja beſſer. Man macht Bretter aus einem ge-

wissen Baume, der im Deutschen der Klagbaum heißen könnte (hier heißt er Kirkeriz.) Je angesehener und reicher der Todte war und die Nachbleibenden sind, die an jenes Leiche gern klagen und weinen wollen, aber nicht können; je größer die Gesellschaft der angeblich Theilnehmenden, Verwandten und Bekannten ist; desto größer die Zahl der Bretter. Hinter jedem Gast liegt eine Diele des Klagbaumholzes. Bediente bestreichen die Bretter mit heißen Eisen (den brittischen Poockern nicht unähnlich, welche glühend in Porterkrüge gesteckt, das Bier schäumen machen). Alsobald geben die Bretter so ganz entsetzlich scharfe und heulende und wimmernde Töne an, daß die Gesellschaft sichs nicht zu enthalten vermag, und am Ende mit heult und wimmert, als bestriche das heiße Eisen sie. Alles aber geschieht der Leiche zu Ehren, bis sie im Grabe liegt, und die Trauermahlzeit beginnt, dann

werden die Bretter und Poecker bei Seite geschafft; die Klagetöne der Leidtragenden lösen sich in Freudentöne auf, man trinkt und schmauft, singt und jubelt, tanzt und springt in die sinkende Nacht hinein und zum lichten Morgen hinaus.

Das Kappen, Behauen der Bäume, über dessen Vortheile oder Nachtheile in Deutschland so viele streiten, ist hier zu Lande ein Gegenstand, über den Gelehrte und Ungelehrte völlig einverstanden sind. Nur gewisse Bäume, und diese sind in den Landesgesetzen und Landesgerichtsordnungen bestimmt, dürfen gekappt, andre rein abgehauen werden. Stirbt ein Hausherr oder Familienvater, dessen Hauptreichthum Bäume sind, so dürfen seine Erben den Nachlaß, die von ihm gepflanzten Bäume, veräußern und zu Gelde machen; einige Baumarten ausgenommen, die bis zu ewigen Tagen

grünen und blühen, und selbst im verdorrten Zustande nicht ausgewurzelt oder abgerumpft werden dürfen. — Daß die Viehzucht in diesem baumreichen Lande wenig kultivirt wird, hat seine, oben angegebenen Gründe. Ich führe dies nur an, um eines in seiner Art äußerst seltenen, hier aber nicht seltenen Baumes zu erwähnen, dessen Blätter dicke und zähe, wie Rinds- und Kalbsleder sind, und woraus Stiefeln, Schuhe und Kleider fabrizirt werden, und dessen Zweige man zugleich, da sie darm- und saitenartig sind, zu Stricken mit dem besten Erfolge braucht. Diese Bäume sind zugleich die natürlichen Galgen der Nation, der Dieb wird nach empfangenem Urtheil an den nächsten Baum dieser Gattung gestrickt, und mit dem, sobald er tod ist, mit abgeschnittenem Strickzweige erdäuft. — Gearbeitet wird hier wenig; wenn die Menschen nicht Bäume setzen, so gehn sie darunter spazieren.

42.

Nachdem ich alle Merkwürdigkeiten des Baumlandes gesehen und aufgezeichnet hatte, trieb mich mein unversiegbarer Durst nach Neuigkeiten, neuen Ansichten und Gegenständen von dannen. Erst seit 4 Tagen befinde ich mich in einem Ländchen, wo ich auf Zeitlebens mein Glück machen könnte, wenn ich zu der Kaste unsrer Bel-Esprits, Bonmotisten, witziger Köpfe gehörte. Da ich aber, wie meine Leser lange gemerkt haben müssen, in diesem Fache nicht ganz heimisch bin, so werd' ich es hier nicht weit bringen. Doch findet auch ein blindes Huhn zuweilen eine Perle, und ein Bonmot (wenn ich es so nennen darf) das mir ehegestern entwischte, machte mich berühmt. Ein zweites (aber wo nehm' ichs her?) könnte mich glücklich machen. Ich speisete nämlich ehegestern Mittags an Table d'hote, und wohl so gut, wie

im Hotel de Saxe in Leipzig, oder bei la Barriere oder Bouvilliers in Paris; denn für etwa ſo viel Geld, als ein ſächſiſcher oder franzöſiſcher Louisd'or beträgt, wurden nicht weniger als 500 (folglich 386 mehr, als nach Schulz bei la Barriere) Gerichte aufgetiſcht. Die Schüſſeln ſtanden nicht bloß geſchrieben auf den Karten, ſondern auf dem Tiſche. Ueberhaupt herrſcht hier ein groſſer Luxus. Voila des appartements pour des Princes, ſagte mein Wirth, als ich ein paar Zimmer foderte. Doch dieſen Luxus will ich nachher beſchreiben. (Die Begebenheiten drängen ſich mir unter der Feder). Ich ſpeiſete nämlich nebſt noch etwa 80 Gäſten an Table d'hote. Es kam die Rede auf den Adel, der in dieſem Lande in groſſer Anzahl iſt. Woran erkennt man, frage ich, den Adel der Familien? — Man antwortete: An nichts als an der Menge von Dächern, die ſie über ihre Häuſer gezogen haben.

Auſser Hauſe gehn und benehmen ſie ſich ſo ſchlicht und bürgerlich als andre, die unter Einem Dache wohnen. — Ich bemerkte: „daß die Adlichen hier folglich weit beſcheidner ſeyn müſſen, als die in Europa z. B. in Frankreich, (vor der Revolution und nach derſelben, nicht aber während) in Deutſchland, Rußland, England. In dieſen Ländern, ſagte ich, tragen die Adlichen ihre Ehren- und Adelszeichen gewöhnlich allenthalben mit ſich herum, um ſie und ſich bemerklich zu machen. Hier, ſetzte ich hinzu, laſſen ſie ſie zu Hauſe.“

So arglos ich dieſen Scherz hinwarf, ſo unerwartet war es mir, als gegen Abend ſich ein Mann unter dem Namen der Oberaufſeher oder Intendant der Bonmots, bei mir melden ließ,

und, angenommen wie natürlich, sich folgendermaaßen ausließ:

„Mein Herr, sie haben diesen Mittag über Tafel ein Bonmot von sich ausgehen lassen, das Sr. Majestät, dem es zu Ohren gebracht ist, außerordentlich charmirt hat. Ich finde mich zu meiner Ehre beauftragt, Sie zu ersuchen, in beigehendes Protokoll jenes Bonmot einzuregistriren. Es ist das schönste, was je über den Adel gesprochen ist, und das witzigste. Sr. Majestät ertheilen denenselben hiermit durch mich, „das Vorrecht des Landesadels, sich so viele Dächer über einem Hause, das Sie sich erbauen lassen dürfen, legen zu lassen, als Ihnen beliebt.“

Ich stand oder saß wie versteinert. Ich begriff weder, wie jener mein Scherz, noch ich durch ihn der Auszeichnung werth seyn könne des Adelstandes. Auch

gemirte mich dieſe Auszeichnung; denn mich hier anzubauen, und Dach über Dach anzuſiedeln, lag außer meinem Plan. Doch machte ich den Beſcheidenen, Dankbaren und Unterthänigen ſo gut, ich konnte. Ich verſicherte: ich brenne, mich Sr. Majeſtät zu Füßen zu werfen, und für die erzeigte Gnade zu danken.

„Umgekehrt, erwiederte der Hofmann und Intendant der Bonmots, Sr. Majeſtät werden ſich Ihnen ſubmittiren, denn Sie haben ſeine Staaten mit einem unvergänglichen und unſchätzbaren Bonmot bereichert.“

Somit zog er aus einem elfenbeinernen Etuit eine goldne Feder, und bat mich, in das Protokoll der Bonmots, das ſein Sekretär nachgeſchleppt, das meinige einzutragen.

Kaum war ich den Narren los, als ein Unglücklicher zu mir ins Zimmer ſtürzte. Ein ſchöner junger Mann in dürftiger Kleidung.

„Ach, gnädiger Herr, rief er, retten Sie mich, helfen Sie mir! Ohne Sie bin ich des Todes!“

Unmöglich! aber was iſt Ihnen?

„Ich bin ein Edelmann, 50 Dächer zierten mein Haus. Ich war reich, angeſehen, mit Ehrenſtellen bekleidet. Aber ich habe alles verlohren, Geld, Stellen, Dächer. Ich mußte ein Dach nach dem andern von meinem Hauſe abnehmen laſſen, und ſchlafe jetzt zwiſchen vier Wänden ohne Deckel.“

Ich bedaure herzlich, ſehe aber nicht, wie ich Ihnen zu Dach und Fach helfen kann.

„Sie, nur Sie, ſchrie er ängſtlich. Ein Geſetz dieſes Landes ſagt: wer durch ſeine Schuld verarmt, ſoll des Todes ſterben. Ach! und meine Dürftigkeit iſt meine Schuld. Das verfluchte Rouge et noir, ein kanaillöſes Hazardſpiel, das Fremdlinge hier einführten, riß mich hin, ich ſpielte mit Paſſion, verſpielte alles was ich habe, verlohr Ehre, Glück und Dächer, und bin nun daran, auch das Leben zu verlieren. Denn ich bin ganz ruinirt. Alle meine Verdienſte um den Staat, um die geheiligte Perſon des Königs ſind vergeſſen. Ich war Oberaufſeher und Intendant der Königlichen Aderläſſe.

Darf ich um eine Erläuterung dieſer Hofbedienung bitten?

„Recht gern. Wenn der König ſich eine Ader öffnen läßt, ſo theilt der Intendant an alle Hofherrn und Hofdamen

Befehle aus, sich gleichfalls, sie mögen wollen oder es bedürfen oder nicht, sich eine Ader schlagen zu lassen. Ich diente in der Armee, und ich habe an meinem Leibe eine Menge Narben von Wunden aufzuweisen, die ich mir selbst beigebracht. Unsre Art Krieg zu führen besteht einzig darin, Gefangene zu machen. Die Armeen zerren und ziehen einander hin und her, und so viel Gefangene einer macht, d. i. so viel Menschen er aus der feindlichen Armee zu sich herüberzieht oder schleift, so viel Schnitte macht er, als Beweise seiner Heldenthaten, in seinen Leib. Auch bei den Damen war ich sehr beliebt, so lange ich reich war, doch nicht eben und bloß dieses Reichthums wegen. Sie werden bemerken, daß die Natur mich mit einem ungewöhnlich großen Munde begabt hat, und dieser gilt, daß ich es sage, hier zu Lande für eine der größten Zierden und Schönheiten des Mannes. Auch

habe ich die Damen unſers Hofes den Vogel kennen lehren, deſſen Thränen zu Agatſtein werden, welchen Stein ſie über alles lieben. Die Damen haben ſich deshalb für mich und meine Rettung verwandt, aber vergebens! Die Männer, ach! die Männer, der König, das Geſetz wollen meinen Tod! Nur Sie mein Herr, und ihr Bonmot, können mich retten! Ein Bonmot gilt hier und rettet alles! Fliegen Sie zu Sr. Majeſtät, wiederholen Ihr Bonmot, und ich bin gerettet!"

Mein angebliches Bonmot auf die Häuſer der Adlichen ſollte Sie retten können? Sie, den keine noch ſo große Verdienſte um den Staat und die Damen, keine ſelbſtgeſchlagne Wunden und kein großer Mund — ?"

Zweifeln Sie nicht, ſagte er, aber ei-

len Sie, denn in einer Stunde bin ich todt!

Wie ein Verrückter packte er mich am Arm und schob mich aus der Thüre. Vor der Hausthüre meines Gastwirthes hatte sich eine Menge Volks gesammelt, das mich, den berüchtigten Bonmotmacher sehn wollte. Unter Vivatgeschrei stieg ich in eine Kutsche, die der Wirth ohne meinem Befehl vorfahren lassen, und ohne ein Wort, geschweige ein gutes oder schönes Wort zu sagen, ward ich zum Könige gerollt. Der Intendant der Bonmots schien mich erwartet zu haben, denn er stand zu meinem Empfange auf dem Söller bereit. Er führte mich in das Kabinet des Fürsten, der an einer Melone und einigen Tellern Zuckerwerk naschte. Neben ihm die Königin und drei Prinzessinnen, die Gelees, Kremen und dergleichen leckerten. Ich warf mich dem König zu Füßen, der mich freund-

lich aufhob, und an ſeiner Melone Theil zu nehmen bat. Er fragte mich, wann ich mir ein Haus erbauen laſſen würde? „Darf ich zuvor um eine Gnade bitten?“ Was ſie wünſchen, mein Beſter! (ſagte Sr. Majeſtät ſo populär und herablaſſend als möglich) Ihnen kann ich nichts abſchlagen.

„Ich bitte, fuhr er fort, dem ehemaligen, itzt verarmten und troſtloſen Intendanten der Aderläſſe Ew. Majeſtät, das Leben zu ſchenken.“

„Hohl Sie der Teufel mit Ihrer Bitte!“ ſagte der noch immer populäre aber aufgebrachte Fürſt.

Ich erſchrack über alle Maaßen. Die Fürſtin, ſchlau wie eine Dame, und wie ich nachher erfuhr, für den großmäuligen Adonis nicht wenig eingenommen, ſagte zu mir:

„Ich möchte, lieber Fremdling, Ihr wunderschönes Bonmot aus Ihrem eignen Munde hören.“

Dies half mir auf die Beine und den Unglücklichen ins Leben. Mit lauter Stimme deklamirte ich mein Bonmot, der König klatschte in die Hände und sprach:

„Um des Bonmots willen schenke ich dem Verurtheilten das Leben. He! ist niemand da? Quelqu'un! (Ein Leibpage sprang herbei) Mein Obergeneral-Dintenfaßbewahrer soll erscheinen. Sie aber (zu mir) mein Bester, kosten von dieser Melone.“

Die Fürstin ließ nicht nach, bis ich auch von ihrer Näscherei gekostet, und so hatte diese denkwürdige Audienz ein Ende.

Auffallend war es mir, doch nicht eben befremdend, daß der durch mich Gerettete sich nicht bei mir sehn ließ, mir zu danken. Doch so etwas ist unter allen Himmelsstrichen, wo Menschen sind, nichts Neues. Statt dessen sollt' ich, meinem Versprechen gemäß, von dem in diesem luxuriösen und naschhaften Lande nicht bloß in Hinsicht auf Speisen und Getränke, sondern auch auf Möbeln, Kleidung, Bedienung herrschenden, übermäßigen Luxus reden. Ich kann mich aber der Mühe überheben, wenn ich meine bereiseten oder belesenen Leser in eins der ersten Fürstenhäuser Wiens oder in eins der ersten Kaufmannshäuser Hamburgs verweise, wo sie etwa das Glück der Adresse hatten, zur Tafel geladen und zum Augenschein gelassen wurden. Die Belesenen mögen sich am Nachschmack genügen lassen, der in so manchen Reisebeschreibungen ihnen aufgetischt wurde, deren Verfasser aber gewöhnlich daran sehr übel

thaten, daß sie, nachdem sie sichs in den köstlichen Gemächern und Sälen und an den prachtvollen Tafeln wohl seyn lassen, sich hinsetzten, um über den Luxus, Reichthum und das Wohlleben zu lästern oder zu spötteln.

Ich aber halte es für Pflicht, diesen Luxus, namentlich den der Tafel, nicht bloß bei Tafel, dem Wirthe und der Wirthin ins Gesicht hoch zu preisen, und wenns gelingen will, die ausgesuchtesten Speisen und feinsten Getränke mit den ausgesuchtesten und feinsten Worten und Wendungen, sondern auch hinterher in der Reisebeschreibung. Ich meine, daß die Freuden der Tafel, die sinnlichen, großen und kleinen Geistern gleich interessant seyn müssen, und begreife es leicht, daß die größesten Geister, Bel-Esprits und Gelehrten in Frankreich, besonders in Paris ihre schönsten geistigen Genüsse bei

Tafel hatten. Die geiſtreichſte Nation Europens iſt auch die tafelluſtigſte.

Ma fille, ſagte Diderot zu ſeiner 13 jährigen Tochter (als Mad. Necker es anfangs nicht begreifen konnte, daß die Pariſer Philoſophen und ſchönen Geiſter einen ſo hohen Werth auf einen guten Tiſch legten) ma fille, comme fait-on esprit? und das Mädchen antwortete, das Räthſel löſend: c'est tout simple, en mangeant! *)

Und in Wahrheit! die ſchönſten und ſinnreichſten Einfälle, Sentenzen, Repliken, Perſiflagen ſind mir, in welchem Lande ich noch lebte, reiſete, ſpeißte, — über Tafel zugekommen.

*) Etudes sur l'homme ꝛc. par J.H. Meister, Paris 1814.

43.

Daß ich gar nicht stolz auf meine Erhebung in den Adelstand bin, und ihn künftige ganz ignoriren werde, können meine Leser daraus schließen, daß ich bald nach der Affaire mit dem Baron Frank, und bald nach ihm, das Land verließ. Diejenigen unter meinen Landsleuten, denen ein Bonmot alles gilt, und die im Stande wären, einem witzigen Einfall alles, auch das ihnen Theuerste aufzuopfern, werden meine Enthaltsamkeit nicht begreifen. Sie würden an meiner Stelle nun erst nach Bonmots gejagt und sich durch ihre Einfälle auf den Thron und Sr. Majestät herab, und ins Unglück gestürzt haben.

In dem Lande, das ich jetzt bewohne, gilt ein Bonmot nichts, ein Pferd und die Reuterkunst alles. Ein Zehentner und Tennecker könnten in diesem

Lande ihr Glück machen. Aber nicht blos kunstgerechte Reuter, Stallmeister und Direktoren der Ritter- und Reuterakademien, ein Baron Eisenberg und Herzog von Neucastle, sondern selbst Kunstreuter, Wettrenner und Voltigirer würden hier manche schwere Nuß aufzubeißen finden, ehe sie den Landeseingebohrnen und ihren Pferden schul- und sattelgerecht und fest, folglich gleich würden. Aber diese Menschen, gebohrne Stutenmeister, leben und weben im Reiten, und die mehrsten kommen im eigentlichsten Verstande nicht vom Pferde. Sie essen, trinken, schlafen zu und auf dem Pferde. Einige treiben ihr Handwerk darauf, und setzen sich dann gewöhnlich wie unsre Damenreuterinnen im Queersattel. Von ihrer Kunstreuterei und Erfahrenheit nur einige Proben. Es ist ihnen ein Leichtes, das im vollen Laufe seyende Pferd loszugürten, den Sattel abzuschnallen, auf den Kopf des Pfer-

des zu legen, bald wieder auf den vorigen Platz, ihn und alles Riemenwerk wieder festzuschnallen und zu gürten, ohne im Lauf anzuhalten oder gar zu Sandreutern zu werden; auf 2 bis 4 in voller Carriere laufenden Pferden bald auf dem einen, bald auf dem andern, bald auf dem Kopf des Pferdes bald über dem Schweif zu schweben.

Leser, die viel gesehn haben, können mir hier einwenden, was ich mir selbst einwenden will: daß sie und ich ähnliche, aber nur ähnliche, Herenmeisterstücke von Springern, Luftspringern und Kunstreutern, Equilibristen und Voltigirer, den Magito, Brambilla, Balp, Chiarini, Palatini, und wie die Herenmeister und Pferdebändiger weiter heißen, gesehen und bewundert haben.

Was aber hier und in dieser Relation das Merkwürdigste ist, sind eben

nicht die Reuter, sondern die Pferde. Sie trinken zum Beispiel nie. Einige essen nichts als Datteln. Andre in Reis gekochtes Fleisch; andre Fische. Auch essen sie nie aus der Rause, sondern von der Erde weg. Ich kenne hier ein Pferd, das seine 200 Jahre auf dem Rücken hat; und so flink, behend und jugendlich ist, als das barbarische Kunstpferd der moskovitischen Truppe und Palatinis Schneider- und Zauberpferd. In der Schlacht soll man sie sehn! Gestern ging es gegen den Feind; ich war dabei. Die Pferde haben vor meinen Augen fast größere Thaten gethan, als die Helden auf ihnen. Sie schlugen den Feinden mit den Vorderhufen die Lanzen aus der Hand, die auf ihre Herrn über ihnen gerichtet waren; und so rettete manches Thier seinem Herrn und Draufsitzer das Leben. Ein Held hatte die Lanze verlohren. Sein Pferd fing sie auf, schleuderte sie in die Höhe; er fing sie und

begann den Kampf aufs neue. Einige sind tanzkundig; sie tanzen aber nur nach gewissen Melodien. Dies hätte dem gestrigen Treffen bald ein trauriges Ende gemacht. Der Feind erfuhr die Tanzkunde einiger von unsern Pferden, bediente sich der Kriegslist, plötzlich Tanzmelodien, die er von einem Spion und Ueberläufer sich zu verschaffen gewußt, anstimmen zu lassen. Auf einmal vergaßen die Tanzpferde ihre ehemalige Bestimmung und begannen, sich losreißend aus dem Schlachtgetümmel, eine — Allemande. Es lief aber glücklich ab, da die Zahl der nichttanzfertigen Pferde ungleich die größere war. Die Schlacht ward, und hauptsächlich durch die Pferde gewonnen.

Fast möchte es mich, da ich itzt in Lübeck sitze und nicht reiten kann noch mag, gereuen, in jenem Lande mich in der Reitkunst so sehr vervollkommnet zu

haben, als ichs habe. Denn unsre Pferdehändler Thöt und Ulm können mir, was sie sich auch für Mühe geben, kein Pferd stellen, das mir leicht und wildgenug wäre. Das hab' ich davon, ich, der ich ehemals so sinnig und wohlbehaglich auf einer Kuh (wenn meine Leser sich der Gurli noch erinnern) einherschritt, wäre jetzt vermögend, die wildesten und dauerhaftesten Pferde von Europa in eines Tags Länge zu Tode zu jagen. Auf einem sachtmüthigen Gaule halt' ichs keinen Augenblick aus.

Daß es auch grade ein Pferd seyn mußte, was mich aus diesem so äußerst interessanten und lehrreichen Lande wegtrieb. Ein Pferd? hör' ich fragen. Ach! und eine verwünschte Geschichte, die mich zum Gelächter aller Bewohner machte. Ich darf sie nicht verhehlen, so unangenehm und beschämend sie mir selbst itzt noch in der Erinnerung und beim Nie-

derschreiben ist. Ich beginne mit ihr einen neuen Abschnitt, und fast möcht' ich wünschen (meine Leserinnen sogar bitten) die Nummer 44 zu überschlagen, ob sie gleich nichts Anstößiges enthält; ausgenommen, daß man jemand darin verdammt zum Narren hat, mich!

44.

Auf einem öffentlichen Platze hatte man vor einer versammelten Menge Volks, die Damen lagen in Fenstern, die Muscadins saßen zu Pferde und lorgnettirten auf dem Markte, und die Kanaille kletterte auf dem Gitterwerk und dem Neptun des Wasserkunstwerks hinauf, in der Mitte des Markts, um besser zu schauen, verschiedene außerordentliche Pferde- und Reuterkünste gezeigt. Das letzte und beste Kunststück war es, worauf man mich, als einen Fremden, vorzüglich aufmerksam machte. Man führte ein großes starkes

Pferd herbei, dessen Kopf verhüllt war. Die Schelme des Landes wußten warum; ich nicht. aber ich fragte: warum verhüllt man den Kopf des Thieres und was soll daraus werden? — Das sollen Sie bald vermerken, erwiederte der Stallmeister und Führer des Gauls. Ich in meiner Unschuld hatte kein Arg daraus, daß sich die Zuschauer rechts und links von mir entfernten, als das Pferd mir immer näher und näher geführt ward. Es stand endlich dicht vor mir. Meine Neugier war so sehr gespannt; ich sah fest auf den verschleierten Kopf. Endlich hob man den Schleier. Aug' in Auge stand ich mit dem Pferde. Es hatte einen ganz gewöhnlichen Pferdekopf. aber ein paar große, große Augen, womit es mich fest, fest anblickte So scharf ich konnte, denn meine Neugier, was daraus werden würde, war unbeschreiblich, sah ich dem Pferde wieder in seine großen, großen Augen. Das war mein Un-

glück! Zwar drehte ich mich in dem Augenblick, als mir der Blick des Pferdes zu scharf ward; aber der Gaul drehte sich auch, und unsre Augen konnten einander nicht verlassen. Auf einmal — man denke sich mein Entsetzen! — fühlte ich eine so entsetzliche Ausleerung in meinen Pantalons, als hätte ich alle Kasia, Rhabarber und Senekkraut aus allen Apothekerbüchsen Deutschlands in mich hineingeschluckt. Man denke sich meine Verlegenheit! Als ich um mich sah, sahn mich alle Zuschauer an — von Weitem. Alles hatte sich um mich weggezogen. Alle, von den Damen in den Erkerfenstern an, bis zu den Gassenbuben herab, wußten was mir bereitet war und wollten sehn, wie ich mich dabei benähme. Man giebt dem Volke alle Jahre einmal dies Fest, wenn NB. ein Fremder wie ich, zu haben ist. Ein schändlicheres Fest ist mir nie vorgekommen, zugestoßen möcht' ich sagen. Bei jeder Bewegung,

die ich machte, ein Gelächter. Ich dachte mich leise wegzuschleichen, doch war ich so überrascht, so verwirrt, daß ich nicht von der Stelle kam. Denn die allgemeine Meinung wirkte, wie das Gelächter, bitter auf mich. Mir fielen alle schönen Sprüche des Seneka, Plutarch und Epiktet ein, welche uns zu Gemüthe führen: daß wir uns keiner Sache zu schämen haben, als der Fehler, die von uns selbst abhängen, aber diese Sentenzen glitten von mir ab. Sie würden, glaub' ich, gefruchtet haben, wenn ich vor dem Spottgelächter und Hohn, das um mich sehr laut ward, in Schutz und Sicherheit gewesen wäre. Mit weiten Schritten nahm ich endlich das Reißaus. Da hätte man hören sollen! Dem Besitzer, der zugleich der Führer des Pferdes war, das in den verwünschten Augen die Laxativ-Kraft hatte, sandte ich eine Ausforderung. Er sandte diese dem Fürsten, der das Fest und Experiment angeordnet, und dieser gab mir den Be-

fehl, binnen 3 mal 26 Stunden sein Land zu verlassen. Die Apotheker des Landes sind schon oft gegen den Besitzer des Pferdes klagbar geworden, weil sie vernommen, daß er mit seinem Gaule eine Schleichpraxis treibe und ihnen in der Nahrung Abbruch thue. Aber der Fürst und die Großen hatten zu viel auf den Gaul und das Volksfest, das — der Teufel hole!

45.

Als ich über die Grenze fuhr und meinem Postillon vermittelst eines Goldstücks Verschwiegenheit meines Abentheuers auferlegt, glaubt' ich mich vor Spott und Hohn sicher. Ich saß in einem Städtchen unter vernünftigen Gästen an der Gasttafel und ließ mir die Krebssuppe gut schmecken. Man war neugierig und hörte gern, was ich von den neuesten Entdeckungen der Deutschen, vom wasserfesten

Leder, Aretins Gedächtnißkunſt, Galls Schädellehre aus dem Freimüthigen, dem Reichsanzeiger und der Zeitung für die elegante Welt, als — die reitende Poſt den Gäſten die Zeitungen, Adreß- und Wochenblätter brachte. Keiner hörte mir mehr zu, aber alles ſah mich an, und lächelte. Ich merkte, was die Glocke geſchlagen. Die Geſellſchaft ſprach vernünftig. Sie fand nicht blos das Volksfeſt im Nachbarlande dumm und plump, ſondern es abſcheulich, daß die Zeitungsſchreiber des Landes dies Feſt der Länge nach beſchrieben und mich dazu von Kopf bis zu Fuß, ja bis auf die Farbe meines unglückſeligen Pantalons. Ich las und ich war nicht zu verkennen.

Man dachte fein genug, das Geſpräch von der Materie ab und auf eine verwandte zu lenken, auf Sympathie und Antipathie. Ein ſehr beredter Mann, es war der verſtorbne Major ...

den ich auf dieser Reise als unerschöpflichen Redeführer kennen lernen) nahm das Wort:

„Es war einmal ein König, hub er an, der eine so starke Antipathie oder Naturabneigung gegen Hunde hatte, daß man in allen Städten und Dörfern, durch die er reisete (er war fast immer der König auf Reisen) die Hunde todtschlagen ließ, die nicht zu Hause gehalten waren. Ich kannte eine Dame, die in keinem Zimmer Ruhe hatte, wo eine Katze war, auch wenn sie nicht wußte, daß eine da war. Ein Maltheserritter konnte das simple Wort Lana nicht aussprechen hören, ohne ohnmächtig zu werden; ob er gleich Wolle am Leibe in den Kleidern trug, ohne davon alterirt zu werden. Zwei Zwillinge, ein Bruder und eine Schwester, fielen einmal in meiner Gegenwart bei Tafel in Ohnmacht, als man eine Ananas auftrug. Das sonderbar-

ste Beispiel der Art ist folgendes: Ich hatte einen Freund, der ein so ernsthafter Mann war und ein so ehrwürdiges Amt bekleidete, daß er nicht überlaut lachen mochte noch durfte. Ich bitte ihn auf eine Suppe zu Mittag. Er kommt, wir beide sind allein. Alles gut; unser Gespräch war das ernsthafteste, was man sich denken mag. Zum Nachtisch aber werden gewisse Kuchen einer ganz gewöhnlichen und bekannten Art aufgetragen. Auf einmal fängt mein Mann so entsetzlich an zu lachen, daß ich meyne, er wird auf der Stelle sterben. Braun und blau um den Kopf, beide Hände in die Seiten gestemmt, fürchterlich sah er aus. Ich habe gut fragen: was ihm sey? sprechen kann er nicht; aber er macht mir einige Zeichen, die ich nicht verstehe. Endlich sehe ich, daß er mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Kuchen zeigt, und vermuthe, daß diese den Grund seines Tollachens enthalten. Ich

lasse sie wegnehmen und — was denken, meine Herrn? — auf einmal wird mein Mann so still und gesetzt wie zuvor. Er entdeckt mir, daß er die Kuchen nicht sehen könne, daß er gewisse Straßen der Stadt gar nicht passiren dürfe, wo diese Kuchen in Boutiken ausgesetzt wären. Ein Böswicht, einer seiner Zuhörer (er war ein Volkslehrer) habe ihm einst, als er mitten im Text gewesen, solch einen Kuchen gezeigt; da habe er laut auflachen müssen, und die Gemeine geärgert. Sein Küster aber, der um das Elend seines Lebens, diese Kuchen-Antipathie gewußt, habe ihn aus der Klemme gezogen, sey neben ihm auf den Lehrstuhl getreten, und habe statt seiner gesprochen: Es ist unter euch, fromme Schaafe, ein räudiges getreten, und es führet zu seinem Zeichen einen Kuchen in der Hand, der euren Hirten und Herrn aus dem Text wirft. Werfet den

Buben hinaus, kommt aber wieder, denn wir wollen euch weiter lehren, wo wir stehn geblieben, als uns der Ruhestörer ins Lachen brachte, daß er dereinst mit Heulen und Zähnklappen büßen wird." „Der Spottvogel sey aber entwischt, noch eh der Küster sein Intermezzo beendet."

So der Beredte. Ich aber wandte ein:

„Was die natürliche Abneigung gegen die Katzen betrifft, so ist mir davon folgende merkwürdige Anekdote bekannt. Ein junger Mann, ein Wittwer, freite um ein junges Mädchen. Sie neigte sich seinen Wünschen zu und aus beiden ward ein Paar. Daß sie in ihrem neuen Hausstande keine Katzen leiden könne noch werde, da sie eine natürliche Abneigung dagegen habe, hatte ihm das Mädchen vor der Hochzeit eröffnet, und von ihm lächelnd das Versprechen erhal-

ten: er wolle die Katze abschaffen. Unglücklicherweise aber hat der Wittwer eine unbezwingliche Zuneigung zu dem Geschlecht überhaupt und zu seiner Hauskatze, die Jahre lang mit ihm in einem Hause gelebt. Er konnte es nicht übers Herz bringen sie abzuschaffen, und hoffte, es würde genug gethan seyn, wenn seine Künftige die Katze nicht sehe. Er ließ daher auf dem obersten Boden eines Hauses ein Boudoir oder Schmollwinkelchen für sein Lieblingskätzchen erbauen, das er unterm Schlüssel zu halten und sie da oben eigenhändig zu bekösligen gesonnen war. Schon hatte er sie vor der Hochzeit gewöhnt, daß sie blos am Tage durch die Dachlucke einige Promenaden der Motion und des Amüsements wegen machte und Abends durch dieselbe Oeffnung in ihr Boudoir zurückkehrte. Am Abend nach der Hochzeit, die bei einem Verwandten celebrirt war, führte der junge Herr seine Frau in sein Haus und

zu Bette. Kaum lagen beide darin, als die junge Frau an zu stöhnen fing: „es ist nicht richtig hier im Hause, mein Lieber.“ — Warum nicht gar. Meint Liebchen, es spuke? — „Nicht doch, ach, wenns nur das wäre! Es ist eine Katze im Hause. Mir wird so bang ums Herze.“ — Eine Katze, bewahre mich! Du kannst ja die Katzen nicht leiden. „Darum eben.“ Der junge Mann hoffte sein Liebchen durch das Versprechen zu beruhigen, er wolle nachsehen, im ganzen Hause; ging mit dem Lichte zu dem Boden hinauf. Das Kätzchen war eben von der Promenade zu Haus gekommen, und schmeichelte ihrem Herrn und Meister mit krummen Rucken und Schwänzchen. Fest schloß der Herr das Kätzchen ein, ging zur Frau ins Bette und bat sie, ruhig zu seyn, es sei keine Katze im Hause. Sie stellte sich ihm zu gefallen ruhiger als sie war. Aber ach! als der junge Ehemann am Morgen erwachte,

fand er sein liebes Weib in Krämpfen und Zuckungen und in wenig Minuten gab sie ihren Geist auf. Diese Geschichte hat sich in einer nordischen Hauptstadt zugetragen und giebt den Katzenfreunden und Liebhabern ein warnendes Beispiel.

Dr. G — r., ein berühmter deutscher Arzt, gesteht, er habe einmal das Unglück gehabt, von einer in Fäulung gerathnen Gans zu essen, und seitdem errege ihm schon das Schnattern einer Gans, das sein Ohr erreiche, einen Reiz zum Erbrechen. Der Uebersetzer des Homers, auch ein G — s, hatte einen so großen natürlichen Widerwillen gegen Kalekutsche Hähne, daß seine Freunde die Kalekuten einsperren ließen und lassen mußten, wenn sie seinen Besuch erwarteten.

Der Major nahm das Wort: „Ich habe eine eingebohrne Antipathie gegen die Mönche, und es freut mich noch diese Stunde, daß ich einmal im

Oestreichischen Gelegenheit hatte, wenigstens Einen lustigerweise ums Leben zu bringen. Wenn meine Herrn nichts dagegen haben, so will ich die Geschichte erzählen. Es war große Tafel beim Grafen R. Wir hatten artig pokulirt, die Mönche vorzüglich. Nach Tische wurden verschiedene Spiele, welche als Leibesübungen die Verdauung befördern und zugleich amüsiren sollten, vorgeschlagen. Eins dieser Spiele war einzig in seiner Art. Es war mitten in einem großen, mit Marmorplatten ausgelegten Saal ein großes Flammenfeuer gemacht. Die Damen setzten sich als Zuschauerinnen im Zirkel. Wir Männer sprangen einer nach dem andern über das Feuer durch die Flammen hin und zurück. Ein Mönch, feist wie ein gemästetes Kalb und trunken wie eine Sau, versieht sich in der Reihefolge und springt, als ich über die Flammen setzen will, gegen mich an in die Rücktour. Wir begegnen uns in der Flamme; ich,

gewandter und behender als er, kommt ungeachtet des Zusammenstoßes glücklich hinüber. Der Mönch aber stürzt mitten in das Feuer, das in vermehrte Glut gebracht, seine Kutte ergreifend, die Flammen rund um ihn zusammenschlägt. Damen schreien. Herren stürzen oder taumeln herzu, Bediente rennen nach Wasser, aber eh es kommt, ist der Mönch verbrannt.

Ein Zärtling der Gesellschaft sagte: dieser Mord, Herr Major, muß Ihnen doch zeitlebens vorstehn.

Major. Dieser Mord? Es war ja nur ein Mönch! d. Z Grade so und mit demselben Tone sagt der Pöbel in Hamburg, wenn ein Jude im Wasser, Feuer oder durch Prügel ums Leben kommt: es war ja nur ein Jude! Bei dem Worte Hamburg fällt mir bei, daß der Major, der für einen großen Ge-

ſellſchaftsredner und Aufſchneider mir dieſe Geſchichte mehr als einmal, als die wahrhafteſte, und unter andern auch in Hamburg erzählte, wo ich ihn kurz vor ſeiner Abreiſe nach Paris ſprach. Ich kann meinen Leſern von Hamburg, welches nur 6 Meilen von Lübeck, meinem Vater- und Wohnorte, entfernt liegt, Zeugen ſchaffen, die noch leben und dieſe Geſchichte mit mir aus ſeinem Munde erhielten. Kein Menſch in der Geſellſchaft ſprach dagegen, der Verabredung gemäß. Denn er hörte auf, amüſant und unterhaltend zu ſeyn, ſobald man Zweifel gegen ſeine Erzählungen aufſtellte.

Anders ging es damals. Ein Gaſt ſagte kurz und erbaulich: mein Herr Major, Sie lügen. Dieſer zog den Degen, der andre Gaſt auch, und beide gingen in den Garten, wohin die Geſellſchaft folgte. Die Duelle ſind in dieſem Lande durchaus nicht allein nicht ver-

boten, sondern in gewissen Fällen sogar durch Gesetze geboten. Auch Frauenzimmer, selbst Kinder duelliren sich, und dürfens, doch nicht vor dem 8ten Jahre. Persönliche Beleidigungen, Injurien haben das Duell zur augenblicklichen Folge. Außer den Privatduellen giebt es auch öffentliche. Wenn z. B. ein Gläubiger einen Schuldner bei Gericht beklagt oder belangt, so wird dieser von Gerichtswegen zitirt und ihm ein Termin zum Duell vor dem versammelten Senat anberahmt. Wer von beiden streitenden Partheien und zuerst und mit Grund: es sizt! ruft, hat gewonnen. Der Verwundete zahlt die Kosten obenein. Ist es der Schuldner, so muß er zahlen oder dem Gläubiger als Sklave die Schuld abverdienen. Sitzt die Wunde am Gläubiger, so ist der Schuldner nichts schuldig und jener zahlt bloß die Kosten. Die Privatduelle ereignen sich, vorzüglich auf den Gassen allaugenblicklich, und kein Mensch,

außer mir, ſieht ſich mehr danach um. Alles, ſelbſt Weiber, geht bewaffnet. Noch dieſen Morgen ſah ich unter meinem Fenſter ein Höckerweib ſich mit einem Advokaten duelliren, der ihr einen Korb mit Orangen unvorſichtig umgeſtoßen.

Der Major faßte ſeinen Mann gut, und es fehlte nicht viel: er hätte zu dem Mönchsmorde noch einen auf die Seele gehoben. Der Gaſt wird die Narbe überm Bruſtbein zeitlebens aufzuweiſen haben. Uebrigens alterirte dieſer Handel die Geſellſchaft im mindeſten nicht. Wir ſetzten uns ohne dem Verwundeten, der zu ſeinen Verwandten abgeführt ward, wieder zu Tiſche, wo wir noch den Braten und Nachtiſch abzuwarten hatten.

46.

Es iſt wahr, das Reiſen, vorzüglich das in unbekannten Gegenden, hat ſeine

Freuden und Annehmlichkeiten, aber wahrlich! auch seine Leiden und Beschwerden. Die letzten habe ich seit 14 Tagen in vollem Maaße erfahren. Von Jugend auf kount' ich mich an die Wärme besser halten und gewöhnen, und selbst ein Uebermaaß von Hitze leichter erdulden, als Kälte. Ich wäre dem sogenannten Kalten Lande (Κατ εξοχην so genannt) gern aus dem Wege gefahren, wenn ich dann nicht, entweder umkehren müssen oder, ein paar hundert Meilen umfahren und ein paar hundert Thaler mehr ausgeben, als ich zu meiner Reise bestimmt hatte. So etwas von Kalt ist mir denn doch nie vorgekommen, als was ich itzt erlebe. Ausdrücke wie: strenge Kälte, 28 Grad, Anno 40, 88, 89. — nicht mit Worten noch Zahlen läßt sichs ausdrücken. Ich übertreibe nichts, wenn ich nur blos folgende Facta, angebe. Wir essen hier alle Fleischspeise halbgekocht und halb roh; denn das Feuer hat nicht

Macht genug gegen die umgebende Kälte, das Fleiſch gar zu kochen. Ich ſitze in der Küche, um den Spektakel mit anzuſehen. Aus den Enden der brennenden Holzklötze dringt der Saft des Holzes in Eiszapfen heraus. Es war gar nicht übertrieben, was jener Alte ſagte: die Worte frieren einem im Munde. Denn indem ich mit der Köchin ſpreche und beim Sprechen hauche, bilden ſich in der Luft zwiſchen ihr und mir kleine ſchwebende Eispartikeln, welche die Form der Buchſtaben haben, die ich ſprechen, ſich zu Worten bilden und ſo eiskalt an das Timpanum der Köchin ſchlagen ſehe. Sie hört ſie denn doch eh es Thauwetter wird, (wie jener Alte hinzuſetzte) denn hier zu Lande iſt nie Thauwetter. Heut' früh ließ ich einen Tapezier kommen, um mit wollnen Pferdedecken mein Gaſtſtübchen zu benageln. Der arme Teufel nimmt in Gedanken einen der eiſernen Nägel in den Mund, der ſogleich zwi-

schen den Lippen und an der Zunge festfriert, und nicht ohne Blutverlust herauszuziehn ist. Ein langbärtiger Jude, (er wohnt mit mir in einem Gasthofe) legt sich gestern ins Bette, will in der Nacht aufstehn, fühlt sich festgehalten, schreit, alles stürmt zu ihm hinein und siehe da, sein Bart ist vermittelst des Hauches seines Mundes an den Rand der Bettstelle so festgefroren, daß er ihn abschneiden lassen muß, wenn er nicht die Bettstelle mit sich durchs kalte Land schleppen will. Ohne Bart steht er da, und sagt: diese Nacht hat mich naturalisirt. Was ich für Mühe gehabt habe, dies niederzuschreiben, glaubt kein Mensch. Mein Dintenfaß steht auf einer Sprietlampe in vollem Kochen, und doch muß ich meine silberne Feder ins Licht halten, eh ich eintunken darf, weil die Dinte sonst auf dem Wege vom Fasse zum Papiere zusammenfröre. Alles schreibe hier mit Bleistift, wozu ich ungern am

Ende greifen mußte, da die Kälte um einige Grade stieg. Das an diese Gegend stoßende Meer ist beständig so dicht und dick gefroren, daß man Häuser von 12 Stockwerken darauf erbauen, und Schlachten liefern könnte, wie auf dem festesten Lande. Kurz: die Kälte ist so heftig, daß sie

für Schaam erröthet;

wirklich ist der hiesige Schnee nicht weiß, sondern roth. Daher man hier nicht, wie in Europa sagt: so weiß als Schnee, sondern: so roth als Schnee, nicht schneeweiß, sondern schneeroth.

Meine Leser werden denken: ich müsse nicht eben sehr frieren, weil ich noch darüber spaßen kann; aber sie irren. Dies Bonmot (wenn es eins ist) ist der Erguß meines Verdrusses und Aergers. Ernsthaft gesprochen: weiß ist der Schnee allerdings auch hier!

Wie große Begebenheiten aus kleinen Urſachen entſtehn können, das ſah ich noch geſtern durch mein Perſpektiv. Ich hatte den Thurm der Hauptkirche, um mir Motion zu machen, erſtiegen. Von da aus überſah ich die Gegend, die gegen Norden von einem ungeheuren Felſen, mit Schnee überkruſtet, begrenzt wird. Ein winzigkleines Vögelchen iſt ſo unvorſichtig, ein Schneeflöckchen auf die Spitze des Felſen, der einem Zuckerhut ohne blauem Sürtout ganz ähnlich iſt, fallen zu laſſen. Das Flöckchen rollt langſam an dem Felſen herab, wird Flocke, Schneeballe, und im Rollen immer dicker und größer, bis es ſelbſt zu einer ungeheuren Schneefelſenmaſſe wird. Dieſe Maſſe wirft ſich und rollt dem Zuckerhutfelſen gegenüber, aber grade auf einen niedlichen Marktflecken, den ſie, itzt ein Fels, zu Grund und Boden ſchmettert.

47.

Ich ſchöpfe wieder Athem, denn eine mildere Luft, Regen, Thauſchnee, Nebelwetter ſind wahre Erquickungen für einen im Froſt bald verſteinerten Reiſenden. Ich lebe in einer nicht unbedeutenden Handelsſtadt, und mache Geſchäfte, Geldumſätze, Waarentauſch mit einem angeſehnen Kaufmann, der eine recht hübſche Tochter hat. Da ich oft zu ihren Vater gehe, ſo hat ein Geck von Liebhaber des Mädchens ſichs in den Kopf geſetzt: ich ſei ſein Nebenbuhler. Ich könnt' es meinen Leſern ja ſagen, wenn etwas daran wäre; aber, auf Ehre! blos Intereſſe, Handel, Spekulation treibt mich oft in das Haus, denn mit dem Alten iſt was zu machen, und ich bin, wenn gleich ein Stück eines Gelehrten, doch in dieſen merkantiliſchen Zeiten auch in dem Fache kein Fremdling. Billig ſollte jeder Ge-

lehrte ein Kaufmann seyn, wenigstens seine Erwerb- und Brodgeschäfte ein wenig merkantilisch zuschneiden und formen. Er zieht den Kürzern, sag' ich, wenn er sich und sein Talent nicht dem herrschenden Zeitgeiste anschmiegt. Ich habe es dem Liebhaber gesagt, aber er will's nicht glauben, daß ich sein Mädchen nichts weniger als liebhabe. Seine Halsstarrigkeit ist verzeihlich; man muß nie verliebt gewesen seyn, um das Gegentheil zu behaupten. Ich mache es auch freilich ein wenig arg; denn es geht kein Tag hin seit 14 Tagen, daß ich nicht bei dem Alten ein und auslaufe. Was ich bei und mit ihm eigentlich vorhabe, darf ich dem Jüngling nicht auf die Nase binden. Der Anschein ist folglich für seine Meinung, und der Mensch regelt sich gewöhnlich nach dem Anschein. Wir sind übrigens, scheinen's wenigstens, ganz gute Freunde, der junge Mensch und ich. Wir speisen oft mit einander; noch gestern

ſpeiſete er bei mir. Unter andern Gerichten ward ein groſſer Hecht aufgetragen.

„Dieſer Hechtkopf, ſagte mein Gaſt, würde meiner Wilhelmine ein angenehmes Geſchenk ſeyn. Nichts geht ihr über das Eſſen des Kopfes von dieſem Fiſch.“

Sie ſoll ihn haben, erwiederte ich, löſete den Kopf ab und ſandte ihn ſogleich ſeiner Geliebten. Er ward mir aber auf der Stelle zurückgebracht. Mein Bedienter ſagte: ſo wie ſie den Hechtkopf erblickt, ſei ſie ſo zornig und erbittert auf mich geworden, als habe ich ihr die gröſte Beleidigung und Schmach zugefügt. Ich erſchrack nicht wenig, auch mein Gaſt (der Spitzbube!) ſtellte ſich erſchrocken und ging ab. Noch ſaß ich und ſann darüber nach: was doch wohl ein Hechtkopf mit einer Beleidigung für Zuſammenhang habe; ein Hechtkopf,

den man zwar bei mir in Deutschland nicht zu den Leckerbissen zählt, aber zu den mysteriösen und deutungsvollen Köpfen, indem man aus seinen innern Knochen und Gräten das ganze Leiden Christi zusammenzusetzen sucht — als der Vater des Mädchens mir den Besuch machte.

„Entschuldigen Sie meine Tochter, liebster Freund, sagte er gleich beim Eintritt ins Zimmer. Unsre Frauen und Mädchen haben einen so unbegreiflichen und unbeweglichen Widerwillen gegen einen Hechtkopf, daß sie nicht davon zu essen wagen. Sie sind fest der Meinung, daß, wenn sie davon essen, sie nie Kinder bekommen werden."

Der Spitzbube, sagte ich zornig, Ihr künftiger Schwiegersohn, hat mich angegeben!

„Ich hab' es denken können (der Alte)

aber laſſen Sie's gut ſeyn. Der Dämon Eiferſucht beſitzt ihn. Laſſen Sie das, mein Wertheſter, unſre Freundſchaft nicht alteriren. Glauben Sie wohl, daß ſich in Ihrer Vaterſtadt Lübeck eine gute Spekulation auf Drachenhäute, Krokodillzähne und Schwaneneier machen läßt?

Doch ich übergehe unſre merkantiliſche Konverſation, um zu erzählen, wie mirs mit dem Mädchen ging. Sie gönnte mir kein freundliches Geſicht. So heiter und drolligt ſie vor jener Hechtkopfsgeſchichte in meiner Gegenwart war, ſo verdrießlich, langweilig, abkehrend war ſie itzt. Ich ſuchte mich zu rechtfertigen, und es würde mir gelungen ſeyn, wenn der Liebhaber nicht geweſen wäre, der alle Pferde dran ſpannte, mich in ihren Augen ſtrafbar zu machen. Ich tröſtete mich leicht; denn ſie intereſſirte mich weiter nicht. Ueberhaupt iſt die Nationalſtimmung hier zu Lande nicht darnach, ſich

lange über etwas zu härmen. Es ist ein lustiger Schlag Menschen, der hier. Musikalisch durch die Bank. Alles singt, oder spielt ein Instrument. Man hat Melodien zu allerlei Volkslieder für allerlei Art Handwerker. Der Bäcker, Schlächter, Weinhändler, kurz jeder hat sein eignes lyrisches Lied, wonach er arbeitet, handelt, verkauft. Käufer und Verkäufer machen ihren Handel vermittelst eines Duettes. In großen Handelsgeschäften und Umsätzen hört man oft das Geschäft durch Verkäufer, Käufer und Zwischenhändler in Terzetten abmachen. Ich habe verschiedene dieser Sangweisen mit Noten und Schlüsseln in meinem Portefeuille, die ich nächsten Winter in unserm Lübeckischen Liebhaberkonzerte zum Besten geben werde, und wozu ich meine Leserinnen und Leser, die nicht zu weit entfernt wohnen, hiemit freundlich eingeladen haben will. Die musikalische Stadt, wo alles singt und spielt, schien durch

Apoll, Amphion, Arion und Orpheus erbaut zu seyn. Wäre Lessing dort gewesen, selbst er hätte sich bekehren und zur Fahne der Musik schwören müssen, die, wie er selbst gestand, und die Nachwelt ihm kaum glauben mag, ihm entgegen war.

48.

Nichts kam mir auf meinen Reisen mehr zu statten, als meine Perücke. Ich bringe das nicht einmal in Anschlag, daß sie mir bequem ist, da sie mein unverschnittenes Haar geräumig unter ihrer Nezkappe verbirgt und bei kalter Witterung zweifach wärmt; sondern hauptsächlich, daß sie mir dazu diente, mich gegen die verschiedenen Gewohnheiten der Länder und Städte, die ich durchreisete, nicht zu verstoßen sicherte. Vor einem Monate trat ich in einem Grenzorte im Gasthof zur Mätze genannt, mit mei-

ner Perücke ab. Der Wirth gab mir zwar ein Zimmer, sah mich aber bedenklich an und sagte:

„Aber, mein Herr, Sie werden hier schön ankommen mit Ihrem Schanddeckel da!"

Wie so?

„Wissen Sie denn nicht, daß nur langes unverschnittenes Haar hier gilt und daß der, welcher eine Perücke trägt, hier zu Lande für einen Verbrecher und Sünder gehalten wird, den entweder die Justiz oder eine Sünde um Haar und Reputation brachte?"

Wenn weiter nichts ist, Freund Hospes, sagte ich, damit kann ich helfen. Ich bediente mich der Perücke blos als Reisemütze, Pelzkappe, Kapuchon. Ich

habe zu viel Achtung für herrſchende Sitte und Meinung, als daß ich — —

Hier riß ich mir die Perücke vom Kopf und lies mein ſtarkes langes Haar über Schulter und Rücken fallen und wallen. Mein Wirth ſtaunte mich voll Achtung, und der Haare wegen (denn an mir war viel gutes Haar) mit Bewunderung an. Er, redſelig wie ein Wirth, erzählte mir folgendes Bruchſtück, aus der Landesgeſchichte:

„Ein Fürſt, der Stifter dieſer Monarchie, ward mit einem ſo unbändigen Haarwuchs gebohren (der Ihrige, mein Herr, ſo achtungswerth er iſt, gilt nichts dagegen) und die Haare waren ihm (und nach ihm, uns, ſchob er ein) ſo weſentlich, daß, als man ihn 8 Tage nach der Beerdigung aus dem Grabe nahm, um ihn unter einem Prachtgrabmahl beizuſetzen, daß man, ſage ich, faſt

ſeinen ganzen Körper in Haare umgewandelt ſah. Alle unſre Chroniken bezeugen die Wahrheit des Factums; mein Großvater hat es von ſeinem Großvater, und dieſer von ſeinem Großvater vernommen, und dieſer erhielt es von ſeinem Großvater, und dieſer, mein Ur- Ur- Ur- Urgroßvater, ſah mit eignen Augen die zu Haar gewordne Leiche."

Das heiß ich mir eine Tradition! Ich lächelte, aber ich ſchwieg und ſchien zu glauben. Wie kann man ſeinen Glauben beſſer beweiſen, als durch Schweigen. Der Gläubige glaubt, wir glauben ihm aufs Wort und wiſſen nichts einzuwenden.

Mir fiel Jean Paul ein (den ich um ſo lieber zitire, um meinen Landsmänninnen, den Lübeckerinnen, eine Freude zu machen, da unter dieſen mehrere zu ſeinen Verehrerinnen gehören) der ſagt

einmal: Kopfweh und eine Perücke ſind Wandnachbaren, und ich freute mich wirklich um ſo mehr, meine Perücke auf eine gute Art losgeworden zu ſeyn, da ich unter meinem Doppelhaar oft Migräne, d. i. ein- oder halbſeitiges Kopfweh erduldet hatte.

Aber, aber! wie gieng es mir einen Monat ſpäter, nemlich eben jetzt, wo ich in einem Lande ſitze und ſchreibe, wo nichts verhaßter iſt und verächtlicher als eignes Haar. Als ich geſtern hier in die Reſidenz herein und vor einen der erſten Gaſthöfe vorfuhr, und vor dem eleganten, auf der Hausflur ſtehenden Wirthe höflichkeitshalber den Hut abzog, verweigerte mir dieſer Wirth ein Logis. Ich fuhr bei mehreren Gaſthöfen vor, aber die Inhaber wieſen mich ſchnöde und ohne Gründe anzugeben, ab.

„Schwager! rief ich dem Poſtillon,

einem mürrischen Kerl, der während der langen Station mich keines Blickes gewürdiget hatte, zu: Schwager, lieber Schwager, wie kommts denn, daß mich hier kein Teufel oder Wirth aufnehmen will?"

Der Postillon würdigte mich itzt des ersten Blicks, der grade mein schönes Haar traf, und sprach:

Pfui Teufel! hätte ich das gewußt, ich hätte den Herrn nicht so weit gefahren. Auch kann man ja in der Nacht, wo ich den Herrn aufnahm, nicht sehn.

„Wie so?, fragte ich, und was ist hier zu pfuien?"

Der Herr trägt ja eignes Haar, und was noch ärger ist, langes Haar! Hat man je in der Welt so etwas belebt! Weiß der Herr denn nicht, was hier Rech-

tens iſt? So läßt man ihn mit dem Haar da in keinen Tempel hinein, nicht mal ins Zeughaus und von allen Herrlichkeiten in der Stadt wird ihm nichts zu ſehen noch zu riechen. Man glaubt hier, und die Geſetze ſagens und die Prieſter: in den langen Haaren ſteckt der Teufel.

„So will ich, ſagte ich gelaſſen, meine Perücke aus dem Koffer nehmen.“

Iſt ſie von Haar oder Wolle? fragte der Poſtillon, nur eine Wollperücke kann ihn retten.

„Die hab' ich, und mein Haar verſchneid' ich im erſten beſten Wirthshauſe.“

Ich ſchloß den Koffer auf, nahm eine feinwollene Perücke heraus, ſetzte ſie auf und glaubte gewonnen Spiel zu ha-

ben. Aber mein Postillon versicherte: er laufe Gefahr in Arrest zu kommen, wenn man in der Stadt erführe, welch ein Haarthier er in die Stadt gefahren und er müsse mich angeben um nicht selbst angegeben zu werden. Ich drückte ihm einen goldnen Pelikan (eine Landesmünze) in die Hand. Er fuhr mich an den Gasthof die Glazze, dessen kahlköpfiger Wirth meiner Wollperücke, unter der er kein gesundes Haar vermuthete, Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und mir ein nettes Zimmer einräumte. Ich schloß mich ein, enthaarte mich so gut ich konnte, warf den Bettel in den Kamin und nehme es izt mit dem besten Kahlkopf auf, so lang' ich hier bin.

49.

Ich würde mit meinem Kahlkopf wie mit meiner Wollperücke, in dieser ersten und schönsten aller Residenzen, (sie

ſchließt mich eben itzt in ihre prachtvollen, thurmbeſäeten Mauern ein) eine häßliche Figur ſpielen, hätte ich nicht glücklicherweiſe in dem hieſigen Bureau d'Avis, einem Nachweiſungs- und Kunſthandlungs-Comtoir, das mit der halben Welt in Correſpondenz ſteht, Aushülfe gefunden. Durch dies Büreau erhielt ich und erſtand käuflich eine der ſchönſten Titusperücken, von dem Perruquier Sanspareil (ſo nennen ihn unſre Damen) in Hamburg verfertigt. Sie ſteht mir, mein Spiegel ſagts, und noch hat ihm niemand widerſprochen, zum Küſſen. Dieſer Abſchnitt wird daher aus einem Tituskopf herausgeſchrieben, und wird hoffentlich, vorzüglich den Leſern und Leſerinnen der Leipziger eleganten Zeitung, die ſich durch Darſtellung von Hofſitten, Hoffeſten und Parthien vorzüglich berühmt macht, gefallen.

Ehe ich die Beſchreibung aller Fei-

erlichkeiten, denen ich hier mit beizuwohnen das unschätzbare Glück hatte, beginne, muß ich im Vorwege erinnern: daß man hier zu Lande für sein Leben gern französirt und, wie der Geist und gewissermaaßen schon die Sprache der Nation, der man sich nachbildet, angiebt, in Sachen wie in Ausdrücken übertreibt. Das Fest hieß daher schon im voraus in den Ankündigungen und Affichen der Zeitungen und Eckhäuser Fete Sanspareille: Fest ohne Gleichen. Die Worte Supreme, Superfin (selbst Superklug dies so schön zusammengesetzte Wort, um das Lichtenberg in seinem Nachlasse den Erfinder und Komponisten beneidete) Excellent, a Merveille, Superbe, sind hier in dem Munde aller, und werden oft gewohnheitsweise bei Dingen gebraucht, die grade das Gegentheil sind; wie man etwa in Niedersachsen abscheulich schön, höllisch kalt sagt, wo man den Widerspruch

gleich im Ausdruck hat, den man hier erst durch Vergleichung der Sache mit dem Wortstempel ausfinden muß.

Ich schreite zur Beschreibung der Festivitäten.

Der König des Landes, zubenannt der Extradeste, führte einen der hartnäckigsten und längsten Krieger mit einem benachbarten Kaiser. Dieser galt für einen der mächtigsten und weit umgreifendsten Fürsten der Welt. Nachdem das Blutgemetzel, Menschenmorden, Städteverheeren und Dörferverbrennen seine 40 Jahre (folglich 10 Jahre länger als der berüchtigte 30 jährige und 20 länger als der neueste französisch-englische, deutsch-russische oder kürzer allgemeine europäische Krieg, der vom 18 ins 19ten Jahrhundert lief, gedauert hatte: so beschlossen die streitenden Partheien ihn durch eine Generalschlacht, die eine von beiden

total ruiniren sollte, zu enden. Ich fasse mich kurz und sage: daß der Extrabe-, ste den Sieg davon trug, den Kaiser, Quästionis von Land und Leuten ver-trieb, und diese sich zueignete. Die über-treibenden Historien- und Zeitungsschrei-ber nannten diesen Sieg, den glorió-sesten. Man macht bei uns in Euro-pa ein gewaltiges Aufheben, wenn etwa in einer Schlacht 12000 Menschen auf dem Platz geblieben. In dieser Generals-schlacht, die ein Jahr vor meiner An-kunft allhier geliefert ward, kamen ums Leben 4,150,000 Menschen, 3,10,000 Pferde, 60,000 Rhinoceros und 20,000 beißige und tollgemachte Hunde. De feindliche Armee bestand aus 18,00,000 Menschen. Der Lerm und Speckta:el auf dem Schlachtfelde war so groß, daß die Vögel taub und betäubt tod aus den Lüften herab fielen. Man hat den Ge-brauch, nach dem Siege auf dem Felde, wo die Schlacht geliefert und gewonnen

war, ſo viel Steine aufeinander zu häufen, als Menſchen geblieben waren. Man hat dem zufolge hier einen Steinberg aufgethürmt, der an Höhe die höchſte egyptiſche Pyramide überſteigt. Dieſe Steinmaſſe bringt den glorioſeſten aller Siege eben ſo ſicher auf die Nachwelt, als die mündliche und ſchriftliche Ueberlieferung. Auch zum Andenken und zur Verherrlichung deſſelben gab man das Feſt ohne Gleichen, von welchem ich nun reden will.

Damit meine Leſer ſich nicht über den Zuſammendrang von Menſchheit zu dieſem Feſte wundern, will ich eine kurze Landes- und Orts- (Reſidenz-) Beſchreibung voranſchicken. Sie ſteht den künftigen Hübnern und jetzigen Meuſeln, Gasparin, Normannen und andern wackern Gelehrten zu beliebiger Benutzung zu Befehl. Die Reſidenzſtadt iſt ſo groß und weitumlangend, daß man es für

einen Welttheil halten oder dafür geben könnte. Sie hat, die Stadt, ihre 50 Meilen im Umfang; so ist es auch zu begreifen, daß sie vor langer Zeit einmal von einer Seite durch die Feinde besetzt, belagert und eingenommen ward, ohne daß die andere Gegenseite und deren äußerste Bewohner ehr etwas als 3 Tage nach der Einnahme, davon erfuhren. Acht Meilen allein umfaßt der Königliche Pallast mit Zubehör an Gärten, Seen, Ställen, Küchen, Kellern, Scheunen und Wäldern. Alles was an unsern Pallästen von Eisenwerk sitzt und heckt, ist an diesem Pallast von purem lautern Golde. Man nennt ihn auch nur den merveilleusen. Mit goldnen Klammern sind die Marmor-Quadern der Mauer zusammengeheftet. Mit dem feinsten Maccaroni-Mehl sind sie zusammengekleistert, statt mit Kalk, womit hier nur die Kanaille mauren läßt. Die Dachziegel sind vom gediegnen Silber. Der König bewohnt

dieſen Pallaſt mit ſeiner Familie; er iſt nicht Kinder- aber Töchterlos. Seine Gemahlinnen beſchenkten ihn und das Reich mit 200 Prinzen. Wenn er bauen läßt, nimmt er, um der Baute eine ſichere Dauer zu verſchaffen, eine ſeltſame Maaßregel. Man hat den Glauben, daß der König auf keinem feſtern und unvergänglichern Grunde bauen laſſen möge, als wenn einer ſeiner Unterthanen ſich freiwillig zur Unterlage des Grundſteines und ganzen Werkes anbietet. Man ſollt' es kaum glauben, welch eine Menge Menſchen und Unterthanen ſich bei der Gelegenheit dazu erbieten. Unter 4 der verdienſtvollſten Männer ward das Loos geworfen, und es traf das Loos einen Kaufmann, welcher den Beinamen der ſpekulatiſeſte ſeit vielen Jahren hatte. Der Pallaſt ſteht nun etwa 100 Jahre, und erſt die Nachkommenſchaft wird es entſcheiden können, ob die Vor-

sorge die Dauerhaftigkeit und Unvergänglichkeit zur Folge haben wird.

Als der Fürst die erste Idee zu dem Feste ohne Gleichen faßte, ließ er zuerst aus dem superfeinsten Holze, dem das Zedernholz nicht das Wasser reicht, 161 Schiffe bauen, welche seine Alliirten und zum Theil über See wohnenden Fürsten dazu herbeiholen sollten. Auch zu Lande wurden eine Menge Eilboten abgesandt mit Einladungskarten auf Velinpapier mit goldnen Buchstaben bestochen, und mit Sammt gefüttert oder unterzogen, und mit goldnen Kanten eingefaßt, an den vier Enden hingen goldne Troddeln. Die Menge Volks aus allen Ständen und Gegenden, die zu diesem Feste herbeifuhr, ritt, schiffte und gieng, übersteigt Glauben und Beschreibung. Schon die Zubereitungen, Proben, zogen das Volk herbei. Die vornehmsten Leute quartirten sich selbst oder wurden einquar-

tiet in die höchsten Etagen. Denn es gilt sehr natürlich und dem Worte gemäß, das Dachstübchen, was hier, da die Häuser im Viereck gebaut sind, Dachstube heißt (die in Deutschland so verrufen und fast nur von Schneidern und Poeten bewohnt ist) für die sublimeste Wohnung. Auch zieht man hier, (beiläufig erwähnt), die linke oder Herzseite in altem Bezug der rechten vor. Wenn, (auch beiläufig berührt,) der König einen Ambassadeur Audienz giebt, so ist die erste Ehre die er ihm erzeigt, daß er eine gewisse Komposition, eine, ich habe nicht erfahren können, welche? (denn dies ist ein Staatsgeheimniß) theure Speise kaut, und sie dann dem Gesandten zum Widerkäuen, Nachkäuen und Verschlucken darbeut. Aber ich soll bei dem Feste bleiben, und verliere mich in Digressionen. Sonderbare Gebräuche, Kostüme, Sitten flossen hier mit den verschiedenen Nationen, die das Fest mit zu begehen ka-

men, zuſammen. Einige hatten Geſicht, Buſen, Hände himmelblau bemalten und bildeten ſich auf ihren Teint, wer weiß wie viel ein. Einige waren von Natur, andre durch Kunſt kupferfarbigt. Da die Landeskinder hier durch die Bank braungelb von Farbe ſind; ſo war ich der einzige Weiße, oft ein Gegenſtand des Spottes und Gelächters. Nur eine Dame, in deren Himmelbläue, aus der ein paar ſchwarze Augen hervorſtralten, ich mich ein wenig vernarrt hatte (ſo unnatürlich das mancher rothgeſchminkten Europäerin vorkommen mag) ſagte einmal: „freilich iſt der Menſch fatal weiß, doch mag ich das närriſche Thier um mich haben, denn es weiß einen die tollſten Dinge als wahr vorzulügen.“ Wer weiß wer, was die Farbe betrifft, Recht hat? wer hat es denn ſchon bewieſen, daß Weiß und nicht Blau oder Schwarz, die möglichſt ſchönſte Geſichtsfarbe ſey? Andere verfeinerten ihren Putz auf Koſten ihres

Fleiſches. Was unſre Damen in den Ohren tragen, etwas ähnliches trugen dieſe, Männer und Weiber, durch die durchlöcherten Wangen, Lippen, und Naſenlöcher gezogen. Meine Blaue z. B. mußte auf meine Bitte erſt 4 Lippenringe mit Brillanten beſetzt, ausziehen, eh ich ſie gehörig küſſen konnte, mochte und wollte. Gewohnheit wird zur andern Natur. Ich wohnte in einem Hotel, das außer mir faſt nur von Blauen bewohnt war. Die Gewohnheit, dieſe täglich zu ſehen, mit ihnen umzugehen, und die Entbehrung alles Umgangs mit Weißen, denn ich war wie geſagt, der einzige weiße Fremdling im Lande, brachte mich dahin, daß ich die Blaue jeder andern vorzog; die Blauen ſchienen mir unter den ſchwarzen, grünen, braunen und gelben Geſichtern die liebenswertheſten, und meine himmelblaue Schöne hat mich dieſe Vorliebe für ihre Farbe nicht bereuen laſſen. — Andre hatten triangelförmige Augenbraunen und dieſe, die

Damen nemlich, trügen einen Anker oder einen Pfeil von Gold (wie unsere Europäerinnen neuerer Zeit die a la Nelson oder Egyptiennen im Haupthaar tragen) durch das Nasenbein gesteckt. Andern, auch Männern, steckte ein schneeweißer Knochen durch die rothbraune Unterlippe. Einige, es waren Damen, hatten ihr schwarzes Haar mit feinen Pflaumfederspitzen gepudert, ihre Nägel an den Händen mit Gelb oder Blau gefärbt, wie Fieberpatientinnen. Andre um die nackten Beine, Armschlösser, Medaillons, Brasselets gebunden. Einige Damen, und gar schöne, waren nackt und schienen doch bekleidet zu seyn. Bei denen müssen wir verweilen. Meine Leserinnen werden denken: Diese Damen seyen wie unsre neuesten Pariserinnen, Frankfurterinnen, Hamburgerinnen, Leipzigerinnen, Berlinerinnen (kurz, wie Sie selbst zum Theil) mit durchsichtigen, spinnewebartigen Linons und Mousselinen transparent d. i.

durchscheinend überkleidet gewesen. Das nicht; sie hatten weder Linon, noch Mousselin, noch Flor, noch Seidenzeug an und über den Leib. Sie waren über den ganzen nackten Leib mit Blumen und mit schönen Figuren nach der Natur bemalen. Um den Unterleib ringsum aber trugen sie eine Federschürze. Dies Kostüm hat mir ausnehmend gefallen. Auf beiden Wangen und unten in der Mitte des Kinns waren statt der Grübchen des Liebesgottes zwei Vergißmeinnicht sinnreich hingemalt. Die Malerei war von gewissen klebrigten Wurzelsäften, aber unauslöschlich, denn bei jeder neuen Erscheinung im Publikum waren diese unbeständigen Damen mit andern Blumen getüncht, und die Toilette und der Mahler, gewöhnlich ein ami, brauchten 4 Stunden Tageszeit. Ihre Haut glich einem künstlichen Lionese Blumenseidenstoff. Einige Damen setzten ihren höchsten Glanz in ein aufgeschwollenes Gesicht; es war durch künst-

liche Bauschen wie Schläuche der Windgötter beliebt und erhöht. Der falschen Bäuche, Waden, Bärte (auch Damen trugen sie, deren Männer hingegen Bart- und Backenbartlos waren) Schultern, kurzen und langen Taillen, beides übertrieben, erwähne ich gar nicht, weil sie auch in Europa von Zeit zu Zeit florirten. Hier aber waren alle denkbare Männer- und Damenmoden zu einer Zeit beisammander, welches überaus angenehm ins Auge fiel. Ich habe einige auf Papier abreißen und skizziren lassen, und werde sie den Herrn Kraus und Wertheim zum Behuf ihrer Modefabriken gewiß und binnen Monatsfrist einsenden. Ich zweifle nicht, daß sie, wenigstens einige, bei unsern modernsten Schönen, Eingang finden werden. Die Gewohnheit, sich durch nichts im Zügel halten zu lassen, läßt der Natur volle Freiheit, sich auszudehne oder einzuengen wie man will. Als unsre Damen noch in Schnürleibern

gingen, durften sie weder essen noch trinken; sie haben sie abgeschafft, sich an gewissen Theilen des Körpers mehr ausgedehnt, und können, wenns so fort geht, alle Männerparthien mitmachen. Die Pariserinnen nach der Revolution die Inkroyables, trinken schon ihren Branntwein mit, warum sollten sie nicht auch sich an Schweinefleisch und Sauerkraut gewöhnen lernen?

Alle Fremde, welche zur Feier des Festes hieher kamen, wurden von dem extrabesten Fürsten unterwegs freigehalten. Alle Wirthe in Städten und Dörfern durch die sie passirten, und Postmeister und Wegweiser wurden auf ihre eidlichen Aussagen und Rechnungen bezahlt, und zwar aus des Fürsten Schatzkammer. Der König bezahlt alles! hieß es, und man nannte ihn nun den extrabesten, spendabelsten, allerliberalsten, welche Beinamen und Titel

der Pütter seines Landes in die neueste Ausgabe seines Handbuches einzutragen nicht ermangelte.

Durch Suspendirung einiger zwangvollen und lästigen Gewohnheiten wußte sich der Fürst und das Volk mit ihm, die Vergnügen dieses Festes, und dies nicht mehr als recht und billig, zu erhöhen. So durfte z. B. weder der König noch einer seiner Höflinge Fleisch essen, ohne Erlaubniß derer, die man hier Priester nennt. Während der ganzen Dauer des Festes aber, aß jeder so viel Fleisch er mochte, ohne einer andern Erlaubniß als der seines Appetits zu bedürfen. Ja, man fand daran so viel Geschmack, daß man das Joch dieser Abhängigkeit von der Priesterkaste bei der Gelegenheit ganz abschüttelte. Da dies diesen Priestern, die ihre Vergünstigungen hoch anzuschlagen wußten, sehr nahe gieng, so entschädigte man sie anderweitig, und sie

ließen die Gewissen in Ruhe. Alle Höflinge, auch die vom ersten Range, durften mit dem König nicht anders reden, als mit gefaltnen und so aufgehobnen Händen; dauerte die Audienz lange, so ließen sie die Hände langsam sinken, hoben sie sanft wieder in die Höhe, um, so lange sie im Angesicht des Fürsten waren, sie in dieser beschwerlichen Geste zu erhalten. Der erste Staatsminister aber wußte, wenn und so lange er mit dem König sprach, die Hand vor den Mund halten. Auch diese lästigen Etiketten wurden, so lange das Fest dauerte, aufgehoben; jene agirten und gestikulirten mit den Händen nach Gutdünken, und dieser zeigte den Mund ohne Klappe.

Das sonderbarste und lustigste war, daß das Volk bei Gelegenheit dieses Festes seinen Fürsten zum erstenmal zu sehen bekam. Es ist nemlich hier der Gebrauch, daß der Vater des Vaterlan-

des von der Wiege an in dem strengsten Inkognito gehalten wird. Aus dem Pallaste kommt er nie, als mit über den Kopf hangendem dichten Schleier. Selbst in seinen Zimmern, bei Audienzen, Konferenzen, erscheint er immer in der Nebelkappe, die er auch bei Tafel nicht ablegt, und unter welche versteckt er ißt und trinkt. Es war bei Lebensstrafe verboten, den Fürsten zu sehen, und des Todes mußte derjenige unfehlbar sterben, der das Unglück hatte, in den wenigen Augenblicken, da der Fürst z. B. mit dem Schleier (wie wir andern mit Hemden) wechselte, ihm unters Gesicht kam. Nun denke man sich die Freude des Volks, das den Allervortrefflichsten, wie die Superlativ-Menschen ihn auch statt des Extrabesten nannten, vom ersten Tage des Festes bis zum letzten, (das Fest dauerte runde vier Wochen,) von Angesicht zu Angesicht ersah, und ohne Lebensgefahr anstaunen durfte. Auch er

schien über diese Sichtbarwerdung seiner bisher versteckten und verdeckten Größe sehr erfreut. Er fühlte, dies las man auf seinem Gesichte, die Freude selbst, die er andern einflößte. Ich ward aber mehr als je überzeugt, daß der Vorbehalt oder das Reserviren der Fürstengröße den Großen viel Vergnügen raubt; ihre Erhabenheit macht sie oft recht elend, weil sie es nicht wagen oder werth halten, sich zu kleinen Dingen und Menschen herabzulassen. Auch war die Sitte nicht beibehalten, daß wenn der Fürst, wie ehmals, im Schleier, itzt sichtbar durch die Straßen fuhr, jedermann aus den höhern Stockwerken herab und auf die Gasse kommen mußte, weil man annahm, es sey gegen die Achtung, daß jemand in der Nähe des Königs höher als er stände. Die Parterre Wohnenden durften bleiben wo sie waren. Jenes Sittengesetz war während der Festzeit aufgehoben; man durfte Sr. Majestät auch durch die

Fenſter anſchauen. Es war gut und wohlbedacht, daß er dieſe Aenderung machte. Denn da der Zuſammenfluß von Fremden ſo groß war, ſo würde der Fürſt nicht ohne Mühe haben durchkommen können, wenn alle Menſchheit aus den Häuſern auf die Gaſſen herabgeſtürmt wäre. Denn er zog beſtändig von einem Hofſtaat von 500 Menſchen begleitet einher. Die Glaſer hatten vor dem Feſte eine große Einnahme, denn jedermann ließ an den Vorderſeiten der Häuſer die Fenſter vermehren, ſo daß die Vorderwände nach der Gaſſe hinaus faſt ganz aus Glas aufgemauert erſchienen. Oekonomiſche Wirthe, ließen in den Hintergebäuden die Fenſter ausnehmen, die Oeffnungen zumauern und jene in die Gaſſenſeiten einſetzen.

Vor dem Feſte war es Gebrauch, daß wenn ein Mann und Unterthan ſtarb, der König ihn dergeſtalt beerbte,

daß er ſein Haus und Hof, Geld, Weib, Kinder und Geſinde zu ſich nahm und damit nach Belieben ſchaltete. Während des Feſtes war auch dieſer Gebrauch aufgehoben. Die Schandchronik behauptete, daß einige Frauen, denen dieſe Abſtellung nicht anſtand, ihre Männer vor dem Feſte aus der Welt geſchafft zu ſehen gewünſcht haben ſollen. Will der König eine Wittwe nicht zu ſich nehmen, ſo (er hat ſeine Launen) läßt er ihr alles, und ſie iſt dann (grauſames Geſetz!) Sklavin ihres älteſten Sohnes (wenn ſie einen hat, und hat ſie keinen, ihres nächſten männlichen Verwandten) ohne deſſen Erlaubniß ſie nicht wieder heirathen darf. Die Weiber haben ſich gegen dies Geſetz, das Männer machten, oft aber ohne Erfolg ausgelehnt. Die Stärke ſiegte über Schwäche und galt für einen vernünftigen Grund einer barbariſchen Einrichtung. Der Vernünftigere iſt ja zu aller Zeit

und von je her von dem Stärkern abhängig gewesen.

Wir haben auch in Europa eine Menge Gesetze, Gebräuche, Herkommen, die grade daher oft so widersinnig, empörend, unterjochend, die Menschheit beleidigend ausfielen, weil Männer, nicht Weiber sie gaben und einführten. Ein allgemeines Gesetzbuch, von Weibern ausgedacht, entworfen, publizirt — und es würde um manche Dinge in der Welt besser stehn!

Noch eine lächerliche und impertinente Gewohnheit ward während der Festzeit aufgehoben. Es ist den Kranken verboten, Wein zu trinken, wenn's der Arzt ihnen nicht verstattet. Trinken sie ihn dennoch, so gilt dies für ein Kapitalverbrechen, und sie werden des Todes schuldig erklärt; selbst dann, (und das ist das Tollste) wenn sie durch diesen

Wein ihre Gesundheit wieder erhielten. Diese armen Teufel, die Kranken, durften während des Festes so viel Wein trinken als sie wollten. Sie befanden sich fast durch die Bank weit besser (sie lebten und tranken ohne es zu wissen, nach dem Brownianischen System und Rezept); die Doktoren, welche sammt und sonders für die altherkömmliche, schwächende, auslerende, Purgier- Vomic- und Aderlaßmittel praktisirende Methode waren, schalten gewaltig auf diese freilich nur temporäre, aber gegen ihre Verordnung den Kranken ertheilte Privilegien. Sie pflegten ihre Kranken in der Regel so zu kuriren, daß entweder nichts mehr dran zu kuriren war, oder so, daß sie über lang und kurz wieder befallen und in ihre Hände und Rechnungen fallen mußten. Als das Fest vorüber, war kein Teufel krank! Alles hatte sich gesund getrunken.

Die Schuldner erhielten ſich aber bei dem Feſte zwiefach. Kann ein Gläubiger ſeinen Schuldner dieſes Landes zu faſſen bekommen, ſo bindet er ihn mit einer Art grünem Seidenbaſt an einen Baum vor ſeinem Hauſe, bis er durch Leute, die auf Verlangen zu ihm gerufen werden, Anſtalt zur Bezahlung macht. Während des Feſtes durfte auch der Verſchuldetſte frei herumlaufen, kein Gläubiger durfte ihn packen und binden. Man durfte jemand (aber in aller Höflichkeit,) um die Schuld anfodern, aber keine Hand an ihn legen. Die Gläubiger beſchwerten ſich bei dem Fürſten über dies Privilegium, da, wie ſie mit Recht bemerkten und der Erfolg bewies, viele Verſchuldete während des Feſtes ihre Habſeligkeiten zuſammenpackten, auf und davon giengen, ehe die Feſtivitäten abliefen. Aber der Fürſt hatte kein Ohr, als für die Freude und das Wohlſeyn ſeiner Unterthanen. Unter die, während des

Festes eingereichten Klagschriften drückte er den gewöhnlichen, mit einer o bezeichneten Stempel, welches soviel hieß als: abgeschlagen wie gebeten. Die Freude war allgemein, keine Klage fand Gehör. Bankrotte wurden ungestraft gemacht; selbst boshafte Falliten und leichtsinnige, deren Creditoren Nichts erhielten, wurden nicht wie vor dem Feste, (und nach demselben) an das gelbe vor dem Oberhofgerichtssaal aufgehangne Brett genagelt. Ja die Schandglocke, welche sonst hinter dergleichen Falliten, welche ihren Gläubigern durch die Flucht entwichen, hergeläutet wurde, mußte verstummen.

Es war den Frauen untersagt 1) Wein zu trinken 2) irgend etwas zu kaufen, was die Summe von 10 Wieselschwänzchen, eine länglichtspitze Silbermünze (2 machen einen Thaler nach unserm Gelde) überstieg. Während des Festes durften die Damen und Weiber

(die, nach Reuterweck, himmelweit von einander verſchieden ſind) kaufen und Geld ausgeben, was und wieviel ſie wollten. Da hatten nun die Männer und Väter ihre liebe Noth! denn das weibliche Geſchlecht, welches dieſe Freiheit nicht weiſe genug benutzte, kaufte nicht ſo ſehr nützliche als zierende, putzende (das Feſt gab dazu Anlaß und Vorwand genug) erhebende Dinge. Die Juweliere und Goldarbeiter und Meublevertäufer konnten nicht ſo viel anſchaffen und fertig machen, als gekauft ward. Jede Frau und jedes Mädchen wollte ihre Nachbarin übertreffen, in Kleidung, Hausgeräth, Küchengeräth u. ſ. w. Wo vor dem Feſte von Steingut geſpeiſt ward, ward während des Feſtes auf Silber und Gold-Services ſerviert; wo ſonſt hölzerne Teller hinreichten, mußte Porzellän herbeigeſchafft werden. Die Männer waren in Verzweiflung. Sie klagten bei der Regierung, und erhielten, wie erwähnt,

ihre Bittschriften mit der fürstlichen Null (o) unterstempelt zurück. Die gelehrten Herrn und Doktoren schrien ihr: Emos non quod ossus est, sed id quod necesse est d. i. zu Deutsch: kaufe nicht das Nöthige, sondern das Nothwendige ein! Die Ungelehrten schimpften und fluchten in der Landessprache; nichts half. Wir wissen ja wie es leider! bei uns ist. Sind auch unsre Weiber auf den Putz versessen, wie sie es meistens sind, so kehren sie sich nicht dran und wenn auch über ihren Luxus und Verschwendung der Mann, die Handlung, das Vermögen, der Hausstand zu Grunde gehen sollte. So giengs denn auch hier häufig — nach dem Feste. Auch Wein zu trinken erlaubte man den Weibern während des Festes. Sie hatten ihn nie gekostet. Wie lustig, aufgeweckt, verzückt und vernebelt manche zu Zeiten waren — man hätte es sehn müssen! Der Wein löfete ihren Geist noch mehr als ihre Zun-

ge, öffnete ihre Herzen, machte ihre Augen beredter als beredt. Sie sprachen in Stunden der Begeisterung alle ihre Geheimnisse, Neigungen heraus und — die armen Männer! — diesen ins Gesicht. Die Eifersüchtigen, die sich lange gequält hatten, um vergebens hinter gewisse heimliche Liebschaften und Verständnisse zu kommen, erfuhren nun, mehr als ihnen lieb war, was und wie viel mal in den außerehelichen Schäferstunden die Glocke geschlagen. Viele Liebhaber erfuhren nun, daß man sie nicht so verachtet hatte, als man schien. Mit den Prüden oder Tugendstolzen, war es am Ende. Alte Damen fanden, daß ihr Jugend- und Liebesfeuer noch nicht ganz erloschen sey, wie sie geglaubt, ehe sie Gelegenheit es anzufachen hatten. Das weibliche, schöne Geschlecht war ein ganz andres, ganz unkenntlich, der Wein verhinderte sie ganz und gar auf ihrer Hut zu seyn, und von der instinktartigen Verstellung Gebrauch

zu machen. Sie waren aber doch liebenswürdiger vor dem Feſte, in ihrer Unerklärlichkeit.

Eine farcirte, mit Zwiebeln geſpickte und in einer Champignon-Sauce ſchwimmende Büffelbruſt gehört hier zu den allgemeingeltenden Lieblingsſpeiſen. Die Leckern und Reichen eſſen ſie oft; ſelbſt der ärmere Menſch iſt ſie wenigſtens einmal im Jahre, nemlich am erſten Tage deſſelben. Daher hat das Geſetz dem Verführer eines Mädchens, der mit ihr einen Baſtard erzeugte, die Strafe beſtimmt, ſo lange keine Büffelbruſt mit Zubehör zu eſſen, bis er das Kind als ſein legitimes und ſich als Vater dazu anerkannt. Während des Feſtes durften auch die Schlingel unter den Liebhabern Büffelbruſt eſſen. Sonderbar, oder vielmehr nicht ſonderbar; denn der Genuß verringert gewöhnlich ſo ſehr das Verdienſt einer Sache, als das Verbot es

erhöht — nun sie durften, mochten diese Verführer das Gericht nicht.

Ich möchte die wackern Männer Tissot (wenn er nicht lange todt wäre) und Salzmann (der die Ausgabe dieser Reisebeschreibung wie der seiner Schnepfenthaler Zöglinge noch überleben mag!) bitten, das Folgende mit Bedacht zu lesen. Man verlangt hier von der männlichen Jugend, den Schulknaben, und andern, daß, wenn sie auf der Gasse gehen, sie die Augen niederschlagen und die Hände unter die Mäntel gesteckt halten. Auch diese strenge Gewohnheit ist für die Festzeit aufgehoben. Sie dürfen aufsehen, und die Hände in den Busen stecken, oder hängen lassen. Doch hat man Eltern und Schulmeistern einen geheimen Artikel der Erziehungsgesetze zugesteckt, wonach sie verpflichtet sind, den Knaben, ohne daß diese es wissen, Wasser aus einem Brunnen trinken zu lassen, welches die Ei-

genſchaft hat, gewiſſe aufſteigende Wallungen zu dämpfen. Dieſe Vorſicht hat man um ſo mehr nöthig gefunden, da man in Erfahrung gebracht, daß unter den vielen zu erwartenden Fremden es Menſchen gab, welche die am meiſten haſſen und verachten, welche zu den Enthaltſamſten gehören. Ein neuer Beweis, daß auch die gefährlichſte Meinung ihre Anhänger findet.

Die Freude und Luſt des Feſtes drang ſelbſt in die Gefängniſſe. Dreimal hundert tauſend im ganzen Lande herum eingekerkerte Unglückliche erhielten die Freiheit. Auch Hunde und wilde Thiere; kein Kettenhund lag mehr in Feſſeln. Einige Gelehrte freuten ſich höchlich darüber. Sie hatten den Glauben, daß durch die, den Beſtien ertheilte Freiheit auch die Menſchenſeelen der Verſtorbenen, die in Thiere gewandert waren, ihre Freiheit erhielten.

Da die Festbelustigungen Tag und Nächte dauerten, so hatte man, während der letztern für Illuminationen, Privat- und öffentliche Lichter, Leuchten, Pechkränze und Freudenfeuer hinlänglich gesorgt; so daß es im ganzen Lande, so lange die Festivitäten dauerten, nie dunkel, nur einmal Nacht ward. *) Auch Johanniswürmchen, die aber wenigstens 12 mal so groß sind, als die unsrigen, brannten und leuchteten auf den Pflanzen und Bäumen gleich den Ausflüssen der Lebonschen Thermolampen. Denn man verschrieb sie zur Illumination aus fernen Ländern. Das Oel war unerschöpflich; der Fürst hatte in der Residenz die öffentlichen, vom Wasser entblößten Springbrunnen mit Oel füllen lassen, damit das Volk nach Belieben und gratis

*) Siehe Nummer 50.

zum Behuf seiner Lampen daraus schöpfen könne.

Es folgt die Beschreibung des Festes selbst, der wie wol einen neuen Abschnitt, Ruhepunkt, die Nummer

können können. Es dauerte, wie gesagt, 4 volle Tage. Fast jeder Tag hatte seine eigene ausgezeichnete Freude, an Plage dachte kein Mensch, oder schüttelte sie ab wie den Platzregen, der einmal mitten in der Nacht einbrach, und alle Lichter löschte, nur die lebendigen in den Bäumen und die todten an den Fenstern der Häuser nicht. Nach jenen wichtigen und ich hoffe, nicht zu langen Vorbereitungen wird man nicht wenig erwarten. Bald gab es Olympische Kämpfer, Fechter, Ringer und Ringspiele, bald Opern, Komödien, Ballette, bald Schmausfeste, Trink-

gelage, die faſt die ganzen Tage hindurch dauerten und dann Hauptſache des Tages waren. An andern Tagen, als den Schmausfeſten, ſpeiſte man etwa 2 Stunden zu Mittag, an jenen 8. Man kann ſich dieſe Schmausfeſte nicht leichter deutlich machen, als wenn man etwa in Paris nach der Revolution war, oder davon las, wie die ganze große Stadt, ſo zu ſagen an einer Tafel ſpeiſete. Jeder Hauswirth ſetzte ſeine Stühle und Tiſche mitten auf die Gaſſe heraus, ſtieß Tiſch an Tiſch, Stuhl an Stuhl, ſchüſſelte auf für ſeine nächſten Nachbarn, und ſo lief die Tafelreihe in eins fort, durch alle Straßen, um alle Ecken, den Pallaſt des Fürſten vorbei, der auch mit Frau und Kindern, Prinzen und Prinzeſſinnen, Höflingen und Hofdamen ſein Diner auf der Gaſſe höchſteigen einnahm. Der Extrabeſte liebte die Freuden der Tafel ein wenig ſehr und aß zum Entſetzen! Büffelbrüſte, farcirt, wie oben beſchrieben,

paradirten auf allen Tafeln und Tischen. Es ward nur wenig getrunken. Das Trinken ward für das Trinkfest, wo wenig gegessen aber desto mehr angestoßen ward. Als der Büffel auf des Fürsten Tafel gesetzt ward, (die Nationallieblingsspeise) stieß der Fürst mit seiner nächsten Nachbarin Glas an Glas auf seine höchsteigne Gesundheit: Ich lebe! rief er, die Dame trank es ihrem Besitzer zu Er lebt! und so lief der Gläserklingklang durch die ganze Stadt und ward, weil die Stadt in den Straßen saß, zum wahren Gassenhauer. Binnen einer Stunde oder länger wußte mans Meilen weit in der Stadt, daß der Fürst bei der Nationallieblingsspeise, dem Büffel sey, und seine, nicht des Büffels, sondern selbsteigne Gesundheit getrunken. Hatte nun die Gesundheit bis an die äußerste Stadtmauer und Grenze geklungen; so ward sie zurückgebracht, d. i. geklingklangt bis zum Fürsten. Dann stieß dieser an: Mein

Volk! da hätte man die Freude und das Gelingte hören sollen. Sein Volk! brüllte es durch die Gassen. Eine Menge Gläser giengen in der Freudenwuth in Stücken. Bei der dritten Gesundheit fehlte es an Gläsern, man stieß mit den Flaschen an, woraus man trank, und so schloß sich das Trinkfest unmittelbar und wie von selbst an das Schmausfest an, und die übrigen Feste wurden nicht minder prächtig mit Tänzen, Spielen, Wettrennen, Wettkämpfen u. s. w. zurückgelegt, worauf ein allgemeines Ruhe- und Erholungsfest angeordnet und mit Erholung, Schlafen, Bewußt- und Sinnlosigkeit, je nachdem die Individuen bei den vorherigen Festen erlitten, bekommen und sich übernommen hatten, zurückgelegt wurde. Eine Menge Unterthanen erlebten oder überlebten dieses letztere Fast- und Ruhefest nicht, und in den Mortalitätstabellen jenes denkwürdigen Jahres stieg die Ueberzahl der Verstorbenen über die der Gebornen ins Ungeheure.

Der

Dichter und ſein Vaterland,

ein

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Als

Vorſchlag zu einer Todtenfeier

für

alle Dichter, die geſtorben ſind,
und noch ſterben werden.

Von

St. Schütze.

Leipzig 1806.
bei C. F. Steinacker.

Ex
Bibliosth. Regia
Berolinensi.

Der

Dichter und sein Vaterland,

ein

Lustspiel in drei Aufzügen.

Personen.

Hildebrand, König der Eicheninsel.
Gräfin Regine.
Gräfin Amöne.
Der geheime Verstandes- und Ober-Rechnungsrath.
Der geheime Willens- und erster Thatsrath.
Der geheime Phantasie- und Ober-Verzierungsrath.
Der geheime Ober-Erklärungsrath.
Der geheime Hof- und Ordnungsmeister.
Myrthengrün, ein berühmter Dichter.
Madam Serben, seine Tante.
Hans, Lampenputzer.
Hanchen, seine Frau.
Fritz, } ihre Kinder.
Hänschen, }
Magister Hohensee.
Magister Vollmund.
Meister Willig, Schneider.
Meister Trull, Tischler.
Meister Wund, ein Posamentirer und Schützenadjutant.
Eine Hüterin der Gänse und — Naturdichterin.
Ein Mädchen von der Bleiche.
Mehrere Bleicherinnen. Schäfer. Kinder. Träger. Volk.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Platz vor dem Schauſpielhauſe; Getümmel im Hintergrunde, die Zuſchauer im Herausdrängen.

Meiſter Willig.

Ei, ei, das iſt ein Mordſpektakel.

Meiſter Wund.

Der König iſt alterirt.

Meiſter Trull.

Der König hat den Kopf geſchüttelt.

Meiſter Willig.

Den Kopf geſchüttelt? Nun dann ſag' ich nichts.

Wund.

Wir alle ſind beſchimpft.

Trull.

Vorzüglich ihr, Meiſter Willig.

Wund.

Die ſaubere Wachtparade!

Trull.

Die Schneider im erſten Gliede!

Willig.

Ja, ich bin auch recht aufgebracht. Aber wie hat euch denn der Auszug der Schützengilde gefallen, und die Rede an den König?

Wund.

Ach! fragt nicht; die ganze grüne Inſel iſt proſtituirt, dreißig Meilen im Umkreis.

Willig.

Aber das Tollste ist, daß er uns Römische Bürger geheißen hat, das hat mich am meisten verdrossen.

Wund.

Wie ihr das nun versteht! Das ist ein Ehrentitel, gegeben per ironiam.

Trull.

Nun, den Titel kenne ich noch nicht.

Wund.

Aber habt ihr wohl gemerkt, auch der Hof hat sein Theil bekommen; das mit der schönen Mariane, das ging auf die Gräfin Regine, die mit ihrem Busen den Staat regieren soll.

Trull.

Ei, was wollt' ich nicht gemerkt haben!

Willig.

Kommt, wir wollen ihm dafür eins an's Zeug flicken.

Wund.

Das drückt ihr recht aus, ihr seid ein Schneider.

Trull.

Laßt uns die Thüren besetzen, daß er nicht heraus kann.

Wund.

Ich besetze die Hauptthür.

Willig.

Ich will einigemal ums Haus herum recognosciren.

(Alle drei ab.)

Der König mit den Räthen.

Der König.

Die ganze Stadt in Aufruhr, wie es scheint.

Ordnungsmeister.

Doch ruhig bleiben Ihre Majestät.

Verzierungsrath.

Dem Felsen gleich in ſturmerregtem Meere.

König.

Nicht ruhig, zürnend bin ich und voll Unmuth.
Was iſt es doch, daß mich ſo ſehr verdrießt,
Verſtandesrath, entwickelt mir die Gründe.

Verſtandesrath.

Es nahmen Ihre Majeſtät vor kurzem
Den rings vertriebnen Dichter Myrthengrün
In Ihre Stadt, ihn gnädig zu beſchützen.

Verzierungsrath.

So wie der Hirt das Lamm vor giergen Wölfen.

Verſtandesrath.

Der Undankbare kam, uns auszuſpähn,
Und uns mit unſern Sitten und Gebräuche
Zur Schau zu ſtellen, wunderlich geſinnt,
So daß wir ſelbſt uns nun belachen müſſen.

Verzierungsrath.

Wie Kinder, wenn ſie ſich im Spiegel ſehn.

König.

Ganz recht, das war's, was mich verdroſſen hat.

Ordnungsmeiſter.

Und unanſtändig iſts, den Hof zu ſehn,
Wie ihm aus offnem Mund ſtatt hoher Reden
Ein unmelodiſch laut Gelächter ſtröhmt!

Verſtandesrath.

Noch könnt' ich ſagen, daß er Euren Ruhm
Zu ſchmähen ſich erkühnet.

König.

Thut das nicht.

Verſtandesrath.

Doch ſeine Bürger muß der König ſchützen,
Abwehren jedes Tadels ſcharfen Stachel.

Verzierungsrath.

Wie von den Kindern man die Fliegen wehrt.

König.

Ganz recht, das ſind die Gründe meines Zorns;
Nun, Willensrath, beginnet ihr zu ſprechen.

Willensrath.

Um Ruh und Frieden iſt es euch zu thun.

Verzierungsrath.

So wie dem Steuermann um ſich're Fahrt.

König.

Ja, dieſes iſt mein Will' und mein Befehl.

Willensrath.

Die Pflicht gebeut, den Böſewicht zu ſtrafen,
Weil er gefrevelt hat an Kron' und Reich.

Ordnungsmeiſter.

Ich bitte ſich der Gründe zu enthalten.

Willensrath.

Man muß des Frevels Quellen ihm verſtopfen.

Erklärungsrath (an des Königs Seite).

Mein König, iſt zu ſagen, ihm den Mund.

Willensrath.

Unſchädlich muß man ſeine Kräfte machen.

Erklärungsrath.

Das heißt, man muß das Schreiben
ihm verbieten.

Willensrath.

Einſperren ohne Feder und Papier.

Erklärungsrath.

Gewöhnlich iſt bei Waſſer und bei Brod,
Doch dieſe Klauſel kann man hier ent-
behren,
Dieweil's ein Dichter iſt.

(Der Lampenputzer drängt ſich mit ei-
nem großen Korbe durch das Volk.)

Hans.

Macht Platz ein wenig,
Ich trag' den Himmel hier, er muß
zum Färber.

Ordnungsmeister.

Zurück!

Willensrath.

Man bring' ihn in ein Beſſrungshaus.

Erklärungsrath.

So heißt das Zuchthaus jetzt.

Willensrath.

Den Terminus
Wird ſelbſt der König künftig ihm be-
rauben.

Erklärungsrath.

Das heißt, wie lang' er ſitzen ſoll.

König.

Es ſei!

Myrthengrün (ſteht aus dem Korbe hervor).

Erlaubt, mein König.

Ordnungsmeiſter.

Wie? Was iſt das da?

Myrthengrün.

Ihr seht mich hier auf meinem eig'nen Thron,
Es ist bekannt, ich bin Apollo Sohn,
Und gelt' ich nicht, was meine Brüder galten,
Gleich viel, ich muß auf meine Rechte halten.

Willensrath.

Befehlet ihm, dem König sich zu beugen.

Ordnungsmeister.

Herunter, du verweg'ne Stirn.

Hans.

Ich muß. (er setzt den Kors ab.)

Myrthengrün.

Mein König, o mein Bruder, seht in mir
Den Bild'ner, der mit froher, kühner Kraft

Aus Staub und Erde dürft'ge Menschen schafft;
Der Ton, der Stoff — ich konnte nicht dafür.

König.

Es stand euch frei, zu Thränen uns zu rühren,
Auch habt ihr sonst gezeigt, daß ihr es könnt;
Allein, zum bloßen Lachen zu verführen,
O, wahrlich, schad' um euer schön Talent.

Myrthengrün.

Drum bitt' ich selber um das Besserungshaus,
Wo mancher Arme wohnt, versorgt auf immer,
Genährt mit guter Kost im warmen Zimmer,
Ich bitt' es mir als Gunst und Gnade aus.

König

König (in Unruhe).

Versorgung? Meint er Pension?

Ordnungsmeister.

Man soll
Den König mit Gesuchen nicht be-
stürmen.

Willensrath.

Geschäfte rufen Ihre Majestät
Von größter Wichtigkeit; ihr könnt im
Schloß
Bescheid erwarten. (Der König mit den
Räthen ab.)

Myrthengrün.

Herrlicher Bescheid!

Hans.

Sehen Sie, das haben Sie nun davon. Gleich bei der ersten Probe habe ich gesagt: das geht nicht, wir kommen nicht damit durch, wir stoßen an, wir kriegen

den Teufel auf den Hals. — Das Stück von neulich — ja, das war ein ganz ander Ding; geweint haben ſie da wie die Kinder, und ſelbſt dem König ſind drei große Thränen über die Backen gelaufen. Das iſt nun einmal ſo; wir müſſen uns nach dem Publiko richten, das kann nun einmal ſolche Späße nicht leiden. — Ja, nun ſtehen Sie da wie ein Licht mit langer Schnuppe. Nehmen Sie ſich nur vor den Schneidern in Acht, daß die nicht mit der Schere kommen, um ſie zu putzen.

Myrthengrün.

Haſt Recht, guter Hans, ich muß mich verbergen.

Hans.

Wären Sie doch nur lieber in dem Korbe ſitzen geblieben.

Myrthengrün.

Wir ſchlagen die engen Gaſſen ein.

(beide ab.)

Hohenſee und Vollmund (ſtreitend).

Vollmund.

Es liegt an der Diction, behaupt' ich, an der Verſification, an der Einkleidung, an der Anordnung der Scenen, an —

Hohenſee.

Tiefe, Tiefe, Tiefe fehlt dem Stücke, im Endlichen das Unendliche.

Vollmund.

Nein, erlauben Sie, Tiefe genug, die Idee iſt ſüblim, aber wie flach ausgedrückt, die Handlung wie wenig motivirt!

Hohenſee.

Flach, flach! das iſt es eben. Er

greift den König an, den Staat, die Bürgerschaft, wie klein! Die Welt hätte er angreifen, die Menschheit hätte er fassen sollen.

Vollmund.

Wo soll er sie anders fassen, als bei den äußersten Enden, bei dem Sichtbaren, bei dem Wirklichen, bei dem Gegenwärtigen, bei dem Täglichen.

Hohensee.

Täglich ist alltäglich; die Poesie muß keine Tage kennen, dem Ewigen muß sie angehören. Das Schicksal muß sie an die Sterne heften, und dennoch muß unter uns der Boden erzittern, überall muß uns der Weltgeist umgeben.

Vollmund.

Ach Sie meinen die Idee, den geheimen Sinn, der dem ganzen Werke zum

Grunde liegen muß, gleichsam die Seele, das Wesen, und den eigentlichen Zweck des Ganzen.

Hohensee.

Ei was Zweck! die Poesie kennt keinen Zweck.

Vollmund.

Ich sage gleichsam.

Hohensee.

Sie stehen auf dem Reflectionspunct.

Vollmund.

Nun, war nicht die Hauptidee diese, daß Marianens Busenwallung den ganzen Staat regiert? Wenn er es nur mit mehr Delicatesse durchgeführt hätte!

Hohensee.

Welche realistisch-anthropologisch-gemeine Idee!

Vollmund.

Laſſen wir das gut ſeyn. Darin ſind wir einig: das Stück taugt nichts; es iſt ihm recht geſchehen; das Publicum ſieht es endlich ein, daß Myrthengrün den Beifall und den großen Namen gar nicht verdient.

Hohenſee.

Ei was Beifall! Das muß der Kenner entſcheiden.

Vollmund.

Recht! Greifen Sie ihn von der Ewigkeit an, ich will ihn von der Endlichkeit faſſen.

Hohenſee.

Wie ſtolz er neulich mein Manuſcript von ſich wies!

Vollmund.

So? Hat er das gethan?

Hohensee.

Nun, er hat freilich auch viel Lobes darüber gesagt; aber — er versteht es nicht.

Vollmund.

Und von meinen Gedichten hat er zu seinem Jährling grade nur die schlechtesten ausgewählt.

Hohensee.

So? That er das?

Vollmund.

Er sagte freilich, er hätte die andern zu bessern Zwecken bestimmt.

Hohensee.

Ach! an seinem Urtheil ist mir auch nie etwas gelegen gewesen.

Vollmund.

Niemals, bewahre Gott! Wir müssen uns vor ihm hüten; er ist ein Verderber des Geschmacks.

Hohensee.

Darum verdient er, daß wir ihn züchtigen.

Vollmund.

Freilich; jetzt haben wir herrliche Gelegenheit; schrecklich gezüchtigt muß er werden. — Kommen Sie, wir wollen zusammen ein Viertelchen trinken.

(beide ab).

Zweite Scene.

Zimmer bei der Madam Serben.

Serben.

Komm, fleißiges Kind, hast du wieder etwas gesammelt?

Hänschen.

Ja, den ganzen Kasten voll.

Serben.

Zeig doch! — Knöpfe, alte Treſſen, Stecknadeln, Eiſen. Schön, mein Kind. Man muß nichts umkommen laſſen. Haſt du wohl geſehn, wie die kleinen Vögelchen auf der Erde immer umherſuchen? Das Körnchen, das Krümchen, das wir mit Füßen treten, iſt Gottes Gabe. Sei du mein kleines Vögelchen, liebes Kind, und wo du was Blankes ſiehſt, das nimm auf, und bring' es mir hübſch, hörſt du wohl?

Hänschen.

Ja, — aber, Fritz nennt mich immer einen Raben. Er ſagte, der machte es auch ſo, und dann ſchlägt er mich.

Serben.

O das iſt ein gottloſer Bube. — Du mußt es heimlich thun. So zwiſchen

den Bänken, an den Thüren, hinter den Couliſſen, auf dem Wege nach dem Theater — überall mußt du deine Augen haben. Das nächſtemal will ich dir auch einen Pfennig geben.

Häuschen.

Heute nicht?

Gerben.

Kind, das nächſtemal. (Häuschen geht) Der Regen fällt in kleinen Tropfen herunter, und macht zuletzt doch wohl einen großen See. Der Wind kann mit der Zeit einen großen Berg zuſammenjagen. Alle Tage nur drei Loth — es ſammelt ſich. (Sie ſetzt ſich, und ſchlägt mit einem Hämmerchen, das ſie aus der Taſche zieht, verbogene Stecknadeln gerade.) Die unordentlichen Leute, auf nichts achten ſie. Da gehen ſie mit den Dingern um, als

wenn es Radnägel wären. Hätte ich die Stecknadeln nur alle, die täglich ſo zu Grunde gehn.

Myrthengrün.

Ach! Tante, Tante! (er fällt ihr um den Hals) Liebe Tante!

Serben.

Nun, was iſt denn wieder? — Laß doch. (ſie macht ſich von ihm los) Das fatale Umarmen ruinirt die Kleider; das habe ich an meinem ſeligen Mann geſehn, der hatte ſich die Aermel ganz durchgerieben.

Myrthengrün.

Vor Zärtlichkeit!

Serben.

Nun was willſt du?

Myrthengrün.

Abſchied nehmen, Lebewohl ſagen.

Serben.

In Gottes Namen: adje!

Myrthengrün.

Und ſie fragen nicht —?

Serben.

Wohin? Nein.

Myrthengrün.

Tantchen, das war ein Spiel! Das ganze Zeitalter ſpiegelt ſich darin ab. Mag doch der Einzelne ſich im Ganzen wieder erkennen; mag doch der König zürnen mit ſeiner ganzen Stadt; es gereuet mich nicht.

Serben.

So? Wieder Händel? — Immer zu! — Die Kaſtenſchreiberſtelle haſt du ausgeſchlagen. Nun ſieh, wie du fortkommſt.

Myrthengrün.

Tantchen, lassen Sie mich jetzt nur nicht ohne Hülfe, ich verspreche, Ihrem Namen noch recht viel Ehre zu machen.

Serben.

Mit deiner Ehre! Mach dein Brod!

Myrthengrün.

Die Nachwelt soll sie kennen lernen.

Serben.

Ich danke für die Bekanntschaft.

Myrthengrün.

Ich will sie zu den Sternen tragen.

Hans (kommt gelaufen).

Ach! Herr, der König will sie auf Hohenkreuzberg setzen lassen. Die Gräfin Regine soll das mit der Busenregierung gewaltig übelgenommen haben. Sie ist sogleich zum König gelaufen, und

hat sich's ausgebeten, daß sie auf Hohenkreuzberg kommen.

Serben.

Das ist ja wohl zu den Sternen der nächste Weg?

Hans.

Nun aber lassen Sie sich sagen: das Ding hat gleich wieder eine andere Wendung genommen. Die Gräfin Amöne hat sich für sie verwandt, und hat erst um Aufschub gebeten, drauf ist sie zum Thatsrath gegangen, und der Thatsrath hat nachher mit dem Ordnungsmeister gesprochen; dieser hat dann dem Hofmarschall etwas ins Ohr geflüstert; der Hofmarschall aber hat gleich nach dem Kammerdiener, und der Kammerdiener zum Läufer geschickt. Da ist denn der Läufer zum Koch gelaufen, und der Koch

zum Küchenjungen, und der Küchenjunge endlich zu mir, und hat mir ins Ohr geflüstert, daß Sie sich heimlich aus dem Staube machen möchten.

Myrthengrün.

Alſo Verbannung! Darauf war ich ſchon gefaßt.

Serben.

Du unbeſonnener Menſch! Nun auch von dieſer Inſel verbannt, was willſt Du nun anfangen?

Myrthengrün.

Die Welt iſt mein Vaterland.

Serben.

Hier haſt Du einen kleinen Thaler. Mach, daß Du fort kommſt. Und wenn es Dir ſchlecht geht, dann denk' an mich, denn ich habe es Dir genug vorher geſagt.

Hans.

Wenn wir nur erst sicher aus der Stadt wären. Die Vierschröter passen Ihnen auf. Verlassen kann ich Sie nun einmal nicht, wir haben ja beide an einem Theater gestanden.

Myrthengrün.

Liſt soll mich retten, komm. (Beide ab.)

Serben.

Ein Narr macht viel Narren. Den wär' ich nun los. Meinetwegen mögen sie ihn wie den Propheten Daniel in eine Löwengrube werfen, was geht's mich an. Er will es ja so haben. Aber die Herren sind auch Schuld; sie hätten das nichtsnutzige Zeug schon längst verbieten sollen, dann könnte nicht solcher Unfug entstehen.

Wund,

Wund, Trull und Willig (mit Handwerkszeug bewaffnet).

Wo iſt er?

Trull.

Wo ſteckt er?

Willig.

Wo find' ich ihn?

Serben.

Was iſt denn, meine Herren?

Wund.

Ja, er hat uns beſchimpft, er hat die hochlöbliche Schützencompagnie angegriffen.

Trull.

Mit eurer Schützencompagnie! Uns alle hat er beſchimpft, Meiſter und Geſellen.

Willig.

Ja, und hat uns Römiſche Bürger titulirt.

Serben.

Wer denn, meine Herren?

Trull.

Wer sonst, als Ihr sauberer Vetter.

Wund.

Vetter! Etwa so ganz entfernt! Neveu, wollt Ihr sagen, deutsch: Neffe!

Willig.

Ja, Neffe, Neffe.

Serben.

Meine Herren, wenn Sie etwa Myrthengrün meinen: der ist so weitläuftig mit mir verwandt, daß ich es gar nicht einmal sagen kann. Machen Sie mit ihm, was Sie wollen, er geht mich nichts an.

Trull.

Seht Ihr wohl? Ihr wolit immer al-

les besser wissen. Kommt nur, hier ist er nicht. (Alle drei ab.)

Willig (kommt zurück).

Ach! liebe Madam, hier hätte ich für Ihren Herrn Vetter noch eine kleine Rechnung.

Serben.

Geht zum Kuckuk. (ab ins Nebenzimmer.)

Willig.

Ei, das ist ja eine rechte böse Madam. (ab.)

Dritte Scene.

Schloßgarten.

Der König mit Amönen.

König.

Die Bitte macht Dich dreifach liebenswerth:

Mit so viel Reiz und Anmuth in den Mienen —
Wer zögert da, wo solch ein Blick begehrt!
O Gräfin, wärst Du früher so erschienen!
Doch Deine Güte selbst — sie stärkt den Muth.

Amöne.

Ein Herz, wie Euer, so voll Edelmuth,
Geschaffen, And're liebend zu beglücken,
Hat Recht zu fordern, was es Andern giebt.

König.

So laß mich in die sanften Augen blicken,
Und ihnen glauben, daß Dein Herz mich liebt.
O komm' zurück, verlohr'ner Jugendtraum!

Amöne.

Verlohren, König? Herrlich prangt der Baum
Mit Blüten zwar, doch schöner mit der Frucht.

König.

Wie? meinst Du wirklich? Hat der Jahre Flucht
Nicht längst die schönste Hofnung mir geraubt?

Amöne.

Ihr habt dem Zweifel wohl zu früh geglaubt.

König.

Der Zweifel kam aus jenen Feuerblicken, —
Regina war's, die mir den Muth gebeugt.

Amöne.

Ihr Aug', ich weiß, Euch feſter zu umſtricken,
Hat nur das Bild des Alters Euch gezeigt.

König.

Durch ihr Verſchulden blieb ich gattenlos,
O Gott, ich fühl's, o Unglück, wie ſo groß!

Amöne.

Darunter ſcheint ein tiefer Plan verborgen.

König.

Ein tiefer Plan? Du machſt mir neue Sorgen.

Amöne.

Der Inſelkaiſer — nehmt Euch wohl in Acht,
Fünf Inſeln ſchon vergrößern ſeine Macht;

Ihr haßt die Kriege, wollt in Frieden
sterben,
Er willigt ein, und denkt Euch zu beerben.

König.

Ein Plan? Ich durfte mich ja nur ver-
mählen;
Was hielt mich denn?

Amöne.

Ich will es Euch erzählen.

König.

Du weißt es, Kind; so komm in jene
Laube,
Und mach es gut, damit ich alles glaube.

(beide ab.)

Regina.

Verschmäht, verstoßen! Himmel, Rache,
Rache!
Ich sah's mit eig'nen Augen. Schimpf
und Schmach!

O wären meine Blicke scharfe Pfeile,
Verzehrend Feuer jeder Athemzug,
Daß ich sie treffen könnte aus der Ferne,
Vertilgen könnte mit dem bloßen Hauch.
Nach vielen Jahren solche — solche Schmach!
Und das vor aller Augen —, ha! mir ist,
Als sähen alle Thürme dieser Stadt
Mich nun verachtend an. Ich wag' es nicht,
Emporzublicken. Ständ' ich lieber hier
Als eine abgestorb'ne Eiche da,
Und kämen sie — o wär' es mir vergönnt,
Sie niederstürzend beide zu begraben.

Verzierungsrath.

Was fliehst du, Sonne, deinen Abendstern;
Was fliehst du, Silberwölkchen, vor dem Winde?

Wohl sanfter fließt der Bach durch Blumengründe.

O Echo, süße, ach! warum so fern!

Regina.

Noch immer wagst Du die Verfolgung? Wisse,
Daß jetzt der Bach sich über Felsen stürzt,
Daß schwarze Wetter um die Sonne hangen,
Daß sich vom gift'gen Dunst die Wolke bläht,
Und Echo nur auf Donnerstimmen wartet.
Treib ein die Heerde, zieh die Segel ein,
Hier giebt es Flut und Hagelschlag und Sturm.

Verzierungsrath.

Woher so schnell am Himmel dieses Grauen?

Regina (für sich).

Doch still — er kann mir dienen — so
und so!

(laut).

Verzeiht, ich glaub', ich war zu hart mit
Euch.

Verzierungsrath.

Erquickung auf versengter Au!
O süßes Wort, o milder Thau!

Regina.

Auf heiße Sonnenstrahlen folgt der Regen.
Ein solches Flehn, so viel Beharrlich-
keit —
Ich that Euch Unrecht. Seid denn, weil
Ihr wollt,
Mein Sclav fortan; ich stell' Euch auf
die Probe,
Und etwas fein'res soll den Anfang machen,
Woran ich Euch erkenne, wie Ihr mich.

Verzierungsrath.

Befiehl, Dein Sclav hat keinen Willen mehr.

Regina.

Du sollst Dich um Amönens Herz bewerben;
Je mehr es Dir gelingt, das merke Dir,
Und würde sie verliebt auch bis zum Sterben,
Je mehr gewinnst Du Lieb' und Gunst bei mir;
Wenn sich erröthend ihre Wangen färben,
So schmücket meine Wangen gleiche Zier,
Und siehst Du ihren Busen Seufze pressen,
So sollst Du meine Liebe draus ermessen.

(ab.)

Verzerungsrath.

Wie? Hat man je dergleichen schon gehört?
Das Feuer, das auf fremdem Herde zehrt,
Das soll zugleich des Nachbars Ofen wärmen?
Wenn Bienen meinen Apfelbaum umschwärmen,
So soll ich hoffen, daß er Honig trägt?
Mich schätzen soll ich, wenn man And're wägt?
Wenn And're Wein verschütten, soll ich glauben,
Es wüchsen draus für mich die schönsten Trauben?
Dort soll ich sä'n, und ärndten soll ich hier;
Wozu? Geschieht es, um sie nur zu necken,

Wie? oder will sie wirklich erst entdecken,
Ob sie mich liebt? — Gehorchen muß
ich ihr. —
Und liebten beide? Amor, welche Qual!
So hätt' ich ja zwei Frauen auf einmal.
Viel Grausamkeit ist bei dem Liebesfür-
sten.
Schon halb verdürstet führt er mich zum
Fluß,
Und wirst mich weit hinein, und trin-
kend muß
Ich rufen: Herr, ich bitte, laßt mich
dürsten.
Doch — halten soll mich keines Stromes
Lauf,
Sie will's, wohlan! ich such' Amönen auf.

(ab.)

Vierte Scene.

Ländliche Gegend.

Myrthengrün kommt, als Müller gekleidet, auf einem Esel geritten, Hans mit einem Handkorbe hintertrein.

Myrthengrün.

Hans, die Reiterei gefällt mir; ich möchte wohl noch einige Tage so fort reiten.

Hans.

Nein, Herr, das geht nicht, der Esel muß morgen in der Oper auftreten. Seyn Sie froh, daß Sie so entwischt sind. Hier sind Ihre Kleider. Ich bin immer sachte nachgefolgt.

Myrthengrün.

Was doch in einer Müllerjacke aus

der Garderobe nicht gleich für herrliche Motive fielen!

Hans.

Komm, Anneliese, sollst grasen gehn;
Du kannst dabei Deine Rolle einstudiren.
Ja, wenn ich das bedenke: zwei Esel
sind jetzt bei unserm Theater ankaschiert,
und sechs Pferde; und in den großen
Opern fehlt es uns doch noch. Komm,
Esel, hast deine Sache gut gemacht, sollst
beklatscht werden. (er führt ihn weg.)

Myrthengrün.

Von sieben Inseln keine zu berühren,
Da jede doch, sobald die Arbeit ruht,
An meinem Geist sich labt und gütlich
thut,
Indeß ich irren muß vor fremden Thüren,
Ist freilich hart! und doch — wie wohl
wird mir,

Wenn ich, das wüſte Stadtgeräuſch im Rücken,
Durchs off'ne Feld mit ungemeſſ'nen Blicken
Hinſchauen kann in's weite Luftrevier!
Der Berge Blau, das Thal mit ſeinen Bächen,
Der Baum, die Flur — es heimt mich alles an,
Wie Hütten, die zum müden Wandersmann
O komm herein! mit leiſer Stimme ſprechen.

Hans (kommt zurück).

Nun, überlegen Sie ſich die Sache?
Nicht wahr, es ſieht ſchlimm aus?

Myrthengrün.

Es wird ſchon werden, Hans. Ich denke: ich will ins Frauenland gehn,

will

will in einer fremden Sprache dichten, meine Landsleute werden mich überſetzen, und aus der Ferne werde ich ihnen noch größer ſcheinen.

Hans.

Frauenland? Das mag wohl weit hin ſeyn. Sehn Sie doch einmal zu, wie viel Meilen Sie in der Taſche haben.

Myrthengrün.

Du haſt Recht, das Unternehmen iſt mißlich. — Ich weiß nicht, was ich thue.

Hans.

Ja, da hätten Sie doch nur die Kaſſenſchreiberſtelle annehmen ſollen.

Myrthengrün.

Immer zählen und rechnen — lieber den Tod; — den Tod —! ſtill — welch ein Gedanke! Auf einmal erhellt ſich mir

die ganze Zukunft. Die Beispiele der Vorzeit —; Hans, ich hab's, ich hab's.

Hans.

Was denn, das Reisegeld?

Myrthengrün.

Noch mehr, als das, gewiß, noch weit mehr. Ich will dieser Stadt eine Contribution auflegen; von allen grünen Inseln, die mich vertrieben haben, will ich eine große Steuer ausschreiben, nach langem Hunger sollen sie mir einen köstlichen Tisch bereiten, nach langem Frost eine hohe Flamme anzünden, nach langem Umherirren einen prächtigen Pallast bauen, und unter mir die Keller mit Wein sich füllen.

Hans.

Herr, da gerathen Sie einmal wieder in die Phantasie.

Myrthengrün.

Auch Deiner sollen sie gedenken, auch auf Deinem Dache soll ein Storch bauen.

Hans.

Ach bleiben Sie mir mit dem Storch weg.

Myrthengrün.

Nicht wahr: fünf Kinder hast Du? Warte, ich will für sie sorgen. Gieb mir meine Schreibtafel her, ich will Dir eine Verschreibung aufsetzen.

Hans.

Herr, Herr, Sie phantasiren ganz über die Maßen.

Myrthengrün (nimmt die Schreibtafel aus dem Korbe).

Laß mich nur: ich kenne die Menschen. — Wie lebst du mit Deiner Frau?

Hans.

Ich denke, aufs beste.

Myrthengrün.

Hast Du nie Mißtrauen gegen sie gehegt?

Hans.

Mißtrauen? Die treue Seele!

Myrthengrün.

Und willst Du niemals an Untreue glauben, unter allen Umständen niemals?

Hans.

Mein Hanchen untreu? — Herr, und wenn ein Engel vom Himmel käme, und mir es auf einer steinernen Tafel schriftlich brächte, so glaubt' ich es doch nicht.

Myrthengrün.

Recht, Hans, daran halt fest. — Wie alt ist Dein ältester Sohn?

Hans.

Auf Margarethen neun Jahr.

Myrthengrün (ſchreibt).

Hans, glaube nichts, und laß die Welt glauben, ſo ſollſt Du ein glücklicher Mann werden. —

Hans.

Iſt es doch, als ob Sie mir dazu ein Recept verſchreiben wollten.

Myrthengrün.

Hier — nimm dies verſiegelte Blatt.

Hans.

Verſiegelt? — Nun ſehen Sie, wie Sie phantaſiren.

Myrthengrün.

Deinen Augen nicht, aber deinem Verſtändniß.

Hans.

Ja ſo, es iſt latein.

Myrthengrün.

Betracht' es als ein Teſtament, das Du aber ja nicht eher eröfnen darfſt, als bis es Zeit iſt.

Hans.

Bewahr' uns Gott in allen Gnaden; Herr, was haben Sie vor?

Myrthengrün.

Sei ruhig, Hans, Du wirſt es ſchon erfahren. (Er nimmt den Kord.) Jetzt will ich mich ein wenig umkleiden, Du kannſt unterdeß hier bleiben, und einen Monolog halten. (ſeitwärts ab.)

Hans.

Ja, wenn ich dergleichen Reden nicht ſchon gewohnt wäre, ſo wollte ich ſelbſt glauben, daß er einmal mit bloßem Kopf in der Sonne ſtudiert hätte. Aber ſo kann ich einen jeden verſichern, daß er

sonst sehr vernünftig spricht; nur — das habe ich gemerkt — allein darf man ihn nicht lassen, im Monolog spricht er unverständliches Zeug.

Die Gänsehüterin (zurückrufend).

Bleib mit den Gänsen hüben,
Wo gestern wir geblieben.

Hans.

Was ist das für eine Erscheinung?

(er tritt auf die Seite.)

Gänsehüterin.

Hier in den Bergen ist es schön,
Ich muß ein wenig dichten gehn.
Auch kann ich Kräuter dabei lesen,
Wer weiß, ob nicht der Bettelmann,
So krank er ist, nicht noch genesen,
Und mir sein Leben danken kann.

Hans.

(für ſich). Was Teufel! die ſpricht ja in lauter Verſen? (laut.) Was ſprichſt Du da vom Bettelmann?

Hüterin.

In meiner Hütte liegt er krank.
Gott grüße Dich auch.

Hans.

Großen Dank.
(bei Seite.) Da bringt ſie mich in die Verſe mit hinein, ich weiß nicht wie; aber wegen der Phantaſie will ich mich doch dafür in Acht nehmen.

Hüterin.

Er kam und fing zu ſingen an:
Was Gott thut, das iſt wohl gethan,
Da ſank er hin, — und kann nicht weiter,
Ich pfleg' ihn, ſuch' ihm Heilungskräuter,

Weil er nicht Kind, noch Mutter hat.
Wo kommt ihr her, Freund?

Hans.

Aus der Stadt.

(bei Seite.) Verflucht; das reimt sich wieder.

Hüterin.

Da lebt ein Dichter; kennt ihr ihn?
Er schrieb — o herrliche Gedichte;
Der Küster hat sie mir geliehn.
Der kam euch wohl nicht zu Gesichte;
Er heißt — wie heißt er?

Hans.

Myrthengrün.

(bei Seite.) Ja, da konnte ich doch wahrhaftig nicht anders; aber sie soll mich nicht wieder fangen. (laut).
Was habt ihr, was treibt ihr, ich seh es euch an,
Ihr hütet die Gänse.

Hüterin.

So iſts, lieber Mann.

Hans.

Könnt ihr mir den Weg nicht ſagen,
Der hier durch's Gebürge geht?

Hüterin.

Ja, er führt nach Blankenhagen,
Rechts, wo ihr den Kirchthurm ſeht.

Hans (läuft auf die Seite).

Herr, kommen Sie, und erlöſen Sie mich, ich bin in die verfluchten Verſe gerathen, und kann nicht wieder heraus. Es wird mir ganz angſt und bange dabei.

Myrthengrün (tritt vor).

Was iſt, was machſt Du für Geſchrei?

Hüterin.

Was ſeh' ich! — Ach! — Herbei, herbei!

Ihr Nymphen kommt, ihn zu empfangen;
O meine Wonne, mein Verlangen!,
Ich sah des Mannes Bildniß nur,
Nun kommt er selbst auf unsre Flur.
Herbei, herbei, was säumet ihr,
Der Dichter Myrthengrün ist hier.

Ein Mädchen von der Bleiche.

Gürtelchen ruft; was hat doch das närrische Ding wieder vor! Kommt her, Mädchen. — Nun, Gürtelchen, hast Du wieder Verse auf unsere Liebsten gemacht? Willst Du sie uns vorlesen?

Hüterin.

Wie? Keine Kränze, keinen Strauß?
Gleich streut die schönsten Blumen aus,
Um meine Wonne, mein Verlangen
Auf unsern Fluren zu empfangen. (Mehrere Mädchen kommen.)

Die Bleicherin.

Was, Gärtelchen; haſt Du nun auch einen Liebſten gefunden? Das iſt er wohl? — Mädchen, hurtig, reißt alle Sträuße vom Laß, und werft ſie aus, Gürtelchen hat einen Liebſten gefunden. (Die Mädchen ſtreuen ihre Blumen aus; die Hüterin läuft wild umher.)

Myrthengrün.

Ach — das iſt gewiß die Naturdichterin; ich habe von ihr gehört.

Hans.

Freilich, ſie ſpricht in lauter Verſen.

Myrthengrün.

Siehſt Du, was die Natur ſchafft? — Hier herrſcht Gefühl, Unſchuld und fromme Sitte; Hans, kehre zurück, hier will ich bleiben.

Hans.

So lebt denn wohl in Gottes Namen.

(ab mit dem Korbe.)

Hüterin (besteckt seinen Hut).

Ein Eichenzweig soll Dich bekränzen.

Nun, Mädchen, auf zu frohen Tänzen,
Und schließt ihn ein in unsern Kreis,
Und singt, was jede kann und weiß.

Die Bleicherin.

Laßt uns ihr den Willen thun. Wo sind die Schäfer? Ihr faulen Schäfer, her, und spielt. (Es lassen sich Schalmeien hören.)

Die Mädchen (umtanzen den Dichter, und singen):

„Das ist mein Herz, das mein Gesicht,
Das ist mein liebes Kind,
Mit dem einen Auge sieht sie nicht,
Mit dem andern ist sie blind.
Heisa, Hochzeit!"

Stimme (hinter der Scene).

O weh! Hülfe, Hülfe!

Hüterin.

Was iſt das?

Die Bleicherin (läuft dem Hintergrunde zu).

Gürtelchen, deine Gänſe ſind wild geworden, ſie ſind über den Fluß geflogen.

Hüterin.

O weh! (eilt fort.)

Myrthengrün.

Ich ſchwimme hinüber, bringe ſie zurück. (Alle ab.)

Hans (ſteht hinter einem Geſträuch hervor).

Ha ha! das hab' ich nur noch ſehen wollen; nun, Myrthengrün, leb' wohl! (ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer bei'm Lampenputzer.

Friz führt Häuschen bei'm Kragen, und zwingt ihn, vor einem Stuhl niederzukuien.

Friz.

Nieder, Du gemeine Natur! (er tritt zurück und declamirt, ein hölzernes Schwert in ſeiner Hand.)

„Jetzt könnt' ich's thun, bequem: er iſt im Beten,

Jetzt will ich's thun — und so geht er gen Himmel,
Und — bin ich dann gerächt?" (für sich)
Jetzt ist eine Pause. —
„Hinein, du Schwert, sei schrecklicher gezückt,
Wenn er berauscht ist, schlafend, in der Wuth,
Beim Spielen, Fluchen, Zaubern oder Lügen:
Dann stoß ihn nieder, daß er auf gen Himmel
Die Beine kehrt, und seine Seele
So schwarz und so verdammt sei wie die Hölle."

(Hans und Handchen kommen dazu; und bleiben verwundert im Hintergrunde stehn.)

Hans.

Hans.

Wetter über den Jungen! da hat er wieder den Hamlet vor.

Hanchen.

Väterchen, ich weiß nicht, was das mit dem Burschen ist, immer geht er umher, und ficht mit den Händen; erst neulich hat er mir darüber einen großen Topf umgestoßen.

Hans.

Er ist so lange über's Theater gelaufen, bis es ihm in die Kleider gefahren ist. Vater, ich will putzen, sagt er; ja, den Mund sperrt er auf, und nimmt gleich ganze große Stücken aus den Komödien weg. Neulich hatte ich ihm den rechten Flügel anvertraut; da kam ich schön an; auf einmal rief die Königin

der Nacht: Blitz und Wetter! wie brennen die Lampen!

Hanchen.

Ich denke, Väterchen, wir haben nicht recht gethan, daß wir ihm aus dem alten Rock, den uns Myrthengrün gegeben hat, ein neues Kleid haben machen lassen. Der hat ihn angesteckt, glaub' ich.

Hans.

Ach! bist nicht gescheut. Ich will Dir's besser sagen: das kommt noch vom Vater her; ich habe zum Theater mein Lebstäge immer viel Lust gehabt, aber mein Schenie ist erstickt, und nun geht es in dem Jungen auf. Es ärgert mich nur, daß wir nicht allein so ein Wunderkind haben; da drüben auf der Goldinsel ist auch so ein Wetterbube, der

ſpielt in ſeinem neunten Jahre die größ-ten Helden, heirathet Prinzeſſinnen, for-dert auf Degen und Piſtolen heraus, und ſticht ſeine Nebenbuhler nieder, daß es nur eine Art hat.

(Fritz macht ſich unterdeß mit Hänschen zu ſchaffen, im Hintergrunde, und ſcheint ihn zu Rollen abzurichten.)

Hanchen.

Ach, liebes Väterchen, wollen wir denn das Zettelchen von Myrthengrün nicht einmal einem Gelehrten zeigen?

Hans.

Gelte! Du biſt neugierig; aber er hat mir's erpreß verboten, es ja nicht vor der Zeit zu gebrauchen.

Hanchen.

Was macht's denn aber, ob wir es jetzt oder nachher wiſſen? Nicht wahr,

liebes Hänschen, (ſie ſtreichelt ihm die Backen) Du thuſt mir ſchon den Gefallen; gieb mir den Zettel, ich will ihn zu einem Advokaten tragen.

Hans.

Ach! liebes Hanchen, bitte mich nicht ſo ſehr, ich kann mich ſonſt nicht länger halten.

Hanchen.

Du haſt ihn doch nicht wohl verlohren? Zeig doch einmal.

Hans.

Ja, ich glaube, ich hab' ihn aus dem Fenſter fallen laſſen.

Hanchen (geht zum Fenſter).

Warum nicht gar. — Ach! da geht der Herr Magiſter Hohenſee; ich will ihn rufen. Herr Magiſter, ſeyn Sie doch ſo gütig, auf ein Wort.

Hans.

Nun — auf Deine Gefahr! Aber wenn es uns Schaden bringt, dann haſt Du es auf Deinem Nacken.

Hanchen.

Ei, was ſollt' es uns Schaden bringen!

Hohenſee.

Nun, lieben Leute, was iſt die Urſach Eures Rufens?

Hans (mit abgewandtem Geſicht).

Hier iſt der Zettel.

Hanchen (giebt ihn an Hohenſee).

Sagen Sie uns doch, lieber Herr, was hier auf dem Zettel ſteht, es iſt lateín, und ſoll eine Verſchreibung vorſtellen. Seyn Sie ſo gütig.

Hohenſee (lieſt).

„Fridericus, Lampenputzi filius, est meus Myrthengrün.“

Hanchen.

Nun, Herr Magiſter, was heißt das?

Hohenſee.

Lieben Leute, es iſt nicht gut, daß ich's Euch ſage.

Hans.

Nicht gut? Siehſt Du, Frau, da kommt's.

Hanchen.

Ach! ſagen Sie nur her, es wird nicht ſchaden.

Hohenſee.

Hier ſteht geſchrieben: Friedrich, des Lampenputzers Sohn, iſt der meinige.

Hans.

Was —!

Hohenſee.

Der keuſche Dichter! Ich bin verwundert.

Hans (lieſt).

„Lampenputzi“ — ach! ich bin des Todes.

Hohenſee.

Ihr habt's gewollt. Ich gehe, und laſſe Euch den Brand zurück. (ab.)

Hans.

Du Treuloſe, haſt Dich mit dem Dichter Myrthengrün abgegeben?

Hanchen.

Lieber Mann, Du wirſt doch ſo was nicht glauben. Ich will's beſchwören; es iſt mir ſo etwas in meinem Leben nicht in den Sinn gekommen; ich bin unſchuldig.

Hans.

Gottloſes Weib, Du haſt mich betrogen. Zum Schimpf und Spott haſt Du

mich nun gemacht. Heillos iſt das, heidenmäßig, ſag' ich Dir.

Hanchen.

Ach! du groſser Gott! Wir haben ſo lange einig mit einander gelebt, und es iſt nie ein unebnes Wort vorgefallen, und nun — ſolche Reden. (ſie weint.)

Fritz und Hänschen (gehen zu ihr).

Mutter, liebe Mutter!

Haus.

Nun weint ſie gar.

Hanchen.

Nein, Myrthengrün kann das unmöglich geſchrieben haben.

Haus.

Hier ſtehts: Lampenputzer! das iſt deutlich genug. (zu Fritz.) Warte, Du kleiner Lampenputzer, kannſt Du darum ſo ſchön declamiren?

Hanchen.

Lieber Mann, denke doch so etwas nicht; Myrthengrün lügt, er hat's erdichtet, er hat ja in seinem Leben weiter nichts gethan, als gedichtet und gelogen.

Hans.

Anrede! Ich weiß Bescheid, ich habe zwanzig Jahr beim Theater gestanden, und immer nicht weit von den Coulissen. Ja, wahrlich, es gehen Dinge vor —

Fritz.

„Es giebt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich unsere Schulphilosophie nichts träumen läßt."

Hans.

Ach! bleib mir jetzt mit deinem Theaterkram vom Leibe. — Frau, daß Du es weißt: ich lasse mich von Dir scheiden!

Hänchen.

Lieber, beſter Mann, das wirſt Du doch nicht thun? Denk doch nur an unſere Kinder.

Hans.

Da denk ich was Rechts.

Hänchen.

Ich bin ſo rein, ſag' ich Dir, wie der Schnee, ſo unſchuldig wie ein Lamm.

Hans.

Ach! Mit dem Lamm hat ſich's. — Geh mir aus den Augen!

Hänchen.

Gott im Himmel! Er will mir nichts mehr glauben. Kommt, Kinder, er hat ein Herz von Stein. (ab mit den Kindern.)

Hans.

Von Stein? Das iſt nicht wahr; aber die Ehre, die Ehre! (ab.)

Zweite Scene.

Schloßgarten.

Amöné.

Faſt dauert mich der Arme; überall
Verfolgt er mich, und wirft ſich auf die Erde;
In Lauben hier und dort am Waſſerfall
Erſcheint er mir mit bittender Gebehrde.
Was längſt Regina grauſam ihm verſagt,
Das hofft er nun bei mir, und fleht und klagt.
Das arme Herz, das nirgends Mitleid findet,
O meinem Herzen iſt es mitleidswerth.
Wie bleich er iſt, wie ihm das Leben ſchwindet,
Wie lechzend er den letzten Trank begehrt!

Verzierungsrath (kommt und wirft sich vor ihr auf die Knie).

Wie Bäche hin zu Deinen Füßen,
So laß in Thränen mich zerfließen.
Wie Wolken, die den Vollmond zieren,
So laß mich leise Dich berühren.
Ein Zephyr schwebend um Narcissen,
So laß nur Deine Hand mich küssen.

(er küßt ihre Hand und steht auf.)

O Gräfin, wenn der Himmel sich verdunkelt,
So hält der Schiffer an den letzten Stern,
Der ihm noch freundlich funkelt.
So wend' ich auf und ab in meinen Qualen
Vom Meere trüb und fern
Den Blick hinauf, wo Deine Augen strahlen.

Amöne.

Sei ruhig, Freund, ich kenne Deine Leiden,
Wo alles liebt, da ſchmachteſt Du allein;
Indeß — wer weiß, wenn alle Sterne ſcheiden,
Dann bricht vielleicht der Morgen bald herein.
So hoffe, harre bis zum neuen Morgen,
Und gieb dem letzten Stern die letzten Sorgen. (ab.)

Verzierungsrath.

Wie gut ſie iſt! Sie glaubt dem Windeswehn;
Die Regengüſſe kann ich alſo ſparen,
Mir will es mit dem Weinen ſo nicht gehn.
Doch denk' ich: ſo nur immer fortgefahren;

Es iſt vielleicht mit Frauenlieb' und Gunſt,
So wie im Sturmwind mit der Feuersbrunſt.
Erſt brennt es hier, man eilt, ſich zu verwahren,
Dann brennt es dort. So, eh wir's uns verſehn,
Wird auch Regina hell in Flammen ſtehn.

(ab.)

Der König. Regina.

Regina.

Was ſagen Ihre Majeſtät dazu?

König.

Ich hab's gehört mit eig'nen, hohen Ohren,
O Himmel! wieder einen Freund verlohren!
Ein elend Leben; nur im Grab' iſt Ruh!

Regina.

Ja, ja, so machts die zarte, sanfte Seele;
Am Lächeln wie an Thränen ist sie reich,
Und spendet, wollt Ihr, beides Euch zugleich.
Aus einer Stirn, aus einer Augenhöhle.

König.

Ich seh's, an Liebe darf ich nicht mehr glauben,
An Treue nicht, und wär's bei Turteltauben.

Regina.

Die Freundschaft, König, füllt den Platz der Liebe.

König.

Die Freundschaft! Ja, Du hast es wohl gesagt;
O wär' ich nur gefolgt; gewiß, es bliebe

Jetzt manche schöne Stunde unbeklagt? —
Doch still, da kommt sie, geh, ich will
sie sprechen.

Regina.

Herr, schweigend muß die Majestät sich
rächen.

König.

Ich will sie strafen, laß mich. (Regina ab.)
(Zu Amönen.) Viel gewagt,
Noch hier vor meinen Blicken zu er-
scheinen? —
Du lächelst noch?

Amöne.

Mein König, soll' ich weinen?
Nur um so höher schätz' ich unser Glück,
Als ich bei Andern dieses Glückes miſſe.
Da ist Basaltheim — ach! mit welchem
Blick
Ersehnt er für die Zärtlichkeit der Küsse
Den

Den treuen Mund. Es hat dem armen Mann
Regina lange böslich mitgespielt;
Nun kommt er her zu mir, und fleht mich an,
Um Freundlichkeit, bis sich sein Herz verkühlt.
Indeß — die Liebe läßt sich nicht erflehn;
Das muß von selbst, und aus dem Herzen gehn.

König.

Du liebst ihn nicht?

Amöne.

Zu Lieb' und Treu verbunden
Hat mich Dein Herz ja schon. O welche Stunden!
So liebend ist mir alles lieb und hold,
Und Mitleid schenk' ich aus vom Minnesold.

Durch Deine Liebe fühl' ich mich so reich,
Als könnt' ich eine Welt damit bezahlen;
Ich dünke mir der hohen Sonne gleich,
Begabt, um allen freundlich-hell zu strahlen;
Und denk' ich unrecht, ist es Deine Schuld,
So milde macht mich Deines Herzens Huld.

König.

Fürtrefflich, liebevolle Seele; nein,
Der Zweifel soll, der Nebel sich zerstreun;
Kein Argwohn soll dem bösen Geist gelingen;
Was ich beschließe, denk' ich zu vollbringen. (ab mit ihr.)

Regina (wieder hervortretend).

Ist's möglich? Ha! der Anschlag ganz vernichtet,
Vereitelt alles, was ich hab' erdichtet!

Verzierungsrath (eilt herbei).

Geliebte, sieh mich mit der Sichel kommen,
Um hier zu ärnten, was ich dort gesät.

Regina.

Unglücklicher, der Heerwind hat geweht;
Heuschrecken haben alles hingenommen,
Wir sind betrogen!

Verzierungsrath.

Daß ich doch nicht wüßte!
Voll Feuer war die Hand, als ich sie küßte,
Und auf die Lippen schließ' ich von der Hand,
Und auf das Herz von rothen, warmen Lippen.
Ein Senkblei ist der Kuß, um Fels und Klippen
Und Ufergrund zu spüren.

Regina.

Fernes Land!
O Thor, dem König gilt der heiße Brand.

Verzierungsrath.

Den Vogel scheuchest Du von reifen Früchten,
Du willst Dich nur vor meinen Küssen flüchten.

Regina.

Wie? Siehst Du nicht, daß ich voll Unmuth bin?
Das muß Dich jetzt, wenn Du mich liebst, betrüben. —
Gott! welche Hofnung ist mir nun geblieben!
Ein Sclave sinkt zu meinen Füßen hin,
Der König war zum Sclaven mir ergeben,
Zum König soll ich diesen erst erheben;
O wechselvolles Glück!

Verzierungsrath.

Gebieterin,
Erheit're Dich; ich bin zu Deinem Willen;
Nur jetzt verzeih; der Rath versammelt sich.
Dort oder hier — ich denke nur an Dich.
(ab.)

Regina.

Ein Mittel noch bewahr' ich mir im Stillen.
Verhüte Gott, daß mir es dienen muß,
Gefahren bringt es mir, und doch Genuß.
Sie darf, was ich verliehre, nicht besitzen,
Zu diesem Troste kann es endlich nützen.
(ab.)

Dritte Scene.

Saal im Schloſſe.

Die Räthe verſammeln ſich.

Ordnungsmeiſter.

So tretet vor und ſtellt Euch in die Runde,
Das Wort zu hören aus des Königs Munde.

(tritt ab; Trompetenſtoß; der König kommt, ſetzt ſich nieder, winkt, und alle nehmen ihre Plätze ein.)

König (ableſend).

Ihr edlen Räthe, meine Vielgetreuen,
Ich dank' Euch für die Weisheit Eures Raths,
Ihr ſeid die erſten Stützen meines Staats,
Wohl mir, daß ich mich Eurer darf erfreuen!

Mein Herz ist um so mehr zu Euch gewandt,
Da ich allein auf diesem Throne sitze,
Und immer sorgend, wie ich Andern nütze,
Mich selbst vergaß im ehelosen Stand.
Ihr seht mich ohne Gattin, ohne Kinder,
Kein Erbprinz steht zu meiner Seiten mir;
Die Liebe ging vorüber meiner Thür,
Das Eine schmerzt, das And're mich nicht minder.

(er trocknet sich die Augen; alle Räthe weinen.)

Der große Inselkaiser lauert schon
Dem Adler gleich auf meines Reiches Beute,
Er hält geschaart in Waffen tapfre Leute;
Ein Erbe fehlt, zu sichern meinen Thron.

Bedenkt, was künftig sich noch kann begeben,
Und rathet mir, doch jetzt sei Euch bekannt,
Daß ich Amönen in den Fürstenstand
Als vielgeschätzte Freundin will erheben.

Die Gänsehüterin (draußen).

Zurück, ich muß zum König.

Ordnungsmeister
(mit ihr eintretend).

Majestät,
Verzeiht, ein tolles Wesen, wie Ihr seht, —
Sie brach hindurch und war nicht abzuwehren.

König.

Wer wagt es, hier den hohen Rath zu stöhren?

Hüterin.

Todt, todt, todt!
Ihr fürstlichen Hallen,

Laßt Klagen erschallen,
Der Sänger ist todt.

(Sie zerreißt einen Kranz.)

Der Kranz sei zerrissen,
Der König soll wissen,
Daß also die Pracht
Versunken in Nacht.

Wer hat ihn geboren?
Vaterland, klag' um ihn,
Du hast ihn verlohren,
Myrthengrün, Myrthengrün.

Erklärungsrath.

Ich merke, Myrthengrün ist todt.

König.

Ha ha! das ist wohl rechte Noth!

Alle Räthe.

Ha ha ha!

Hofterin.

Lachen könnt Ihr über Todte,

Ueber solchen Todten lachen?
Ach! das kann mich weinen machen.
(Sie bedeckt sich die Augen.)

Verstandesrath.

Wem sind Thränen zu Gebote!

Verzierungsrath.

Kann der heit're Himmel regnen?
Kann sich Lenz und Herbst begegnen?

Hüterin.

Weh! Ihr habt ihn nicht gekannt,
Nicht empfunden seine Lieder;
Sänger, kehre nimmer wieder,
Todt ist auch dein Vaterland.

König.

So sagt doch: was gebühret seinem Stand?

Hüterin.

Die Leiche bringt herein zu euren Thoren,
Die jetzt auf schlechten Binsen bei mir ruht;

Zum Grabe werd' ein Ehrenplatz erkohren,
Und folgt gesammt, wie man dem König thut.

Ordnungsmeister.

Der Hof ihm folgen? Nun und nimmermehr!
Wann sah man ihn bei Hof' ein Amt verwalten?
Die Geistlichkeit? Sie muß auf Würde halten.
Die Bürgerschaft? Wer gäb' ihm hier Gehör,
Da er zu keiner Gilde sich gezählt!
Und kurz, weil ihm der Standscharakter fehlt,
So kann er auch kein Ehrbegängniß haben;
Laßt draußen nur, wer Lust hat, ihn begraben.

König.

Wie billig, wie gerecht! So soll es seyn;
So herrsch' in allem Recht und Pflicht allein.

(ab mit den Räthen.)

Ordnungsmeister.

Aber sagt mir doch, wie es zugegangen, daß Myrthengrün so bald des Todes verblichen, da er noch so jung war.

Hüterin.

Er kam als ein vertrieb'ner Mann
Zu uns, und alles ward voll Freude,
Ein frohes Lied, ein Tanz begann;
Die Lämmer sprangen auf der Weide,
Auch herrlich tönte die Schalmei,
Es hüpften selbst die grünen Hügel;
Da war's, da hoben ihre Flügel
Sogar die Gänse mit Geschrei,
Und hußa! zu den Lüften schwangen

Sich alle fort vom Ufersrand,
Und schwebten fröhlich fort und sangen,
Als zögen sie ins and're Land.
Der Sänger sieht den kühnen Flug,
Und meint, er höre Schwäne singen,
Und wie die blaue Luft sie trug,
So sah man ihn die Flut durchdringen.
Er rief: ich führe sie zurück!
Doch Land und Wasser will das Glück
Des köstlichsten Besitzes theilen;
Ihn faßte gleich die Nymphe dort
Bei'm Fuß, und zog ihn mit sich fort,
Und kämpfend konnt' er kaum enteilen.
Er kam zurück, der Schwarm ihm nach,
Doch sah'n wir gleich, was ihm geschehen,
Und daß er Selt'nes dort gesehen,
Nachdenkend schlich er, krank und schwach.
Kein Engel hörte meine Bitte,
Er liegt nun todt in meiner Hütte,

Mit Blumen hab' ich ihn bedeckt,
Doch giebt es nichts, was ihn erweckt.

Ordnungsmeister.

Ach! laßt ihn immer schlafen, er hat uns Unruhe genug gemacht. Wir haben dahin zu sehen, daß alles in der alten Ordnung bleibt, und solch ein Feuerkopf will immer reformiren.

Trull und Willig.

Trull.

Mit Gunst, Herr Ordnungsmeister, wir wollten gern den Bescheid holen.

Willig.

Ja, den Bescheid.

Ordnungsmeister (zur Hüterin).

Da — wendet Euch an diese Leute. — Und Ihr, da Ihr so auf's Begraben erpicht seid, — draußen liegt Myrthen-

grün, holt ihn herein, es soll ohne Präjudiz geschehen.

Trull.

Wie? Der uns neulich solchen Schimpf angethan hat? Nein, daraus wird nichts.

Willig.

Nein, Herr Ordnungsmeister, nein.

Hüterin.

Zu viel, was man von Euch begehrt,
Ihr seid der Ehre gar nicht werth. (ab.)

Trull.

Was sagte die? sind wir nicht Bürger und Meister?

Willig.

Nur keine Römische, Römsche sind wir nicht.

Ordnungsmeister.

Legt Euch zum Ziel und vertragt Euch; wo nicht, so soll der Prozeß Eurer Ge-

werke noch so lange dauern, bis Euer Recht verjährt ist.

Trull.

Die Leichenbesorgung kommt uns zu; wir Tischler haben dazu das Näherrecht, und das kann gar nicht verjähren. Müssen wir nicht gleich bei der Hand seyn, und den Todten logiren?

Willig.

Nicht doch, Meister Trull; wie es vor Zeiten gewesen ist, darnach muß es gehn. Wir führen die Scheere, und folglich müssen wir auch die Bestattung haben, denn die Leichenfrauen vor alten Zeiten haben auch die Scheere geführt.

Ordnungsmeister.

Was wollt Ihr damit sagen?

Willig.

Nun, die Parcen, die Parcen — sie hangen

hangen bei mir im Kupfer —, die eine hält den Faden, und die andere die Scheere, und wenn die zuſchneidet, knaps, ſo iſt es mit dem Menſchen aus. Und alſo hatten ſie die Beſtattung, und die iſt nun auf uns Schneider gekommen.

Ordnungsmeiſter.

Ihr wunderlichen Leute, die ihr um ein ſolches Geſchäft ſtreitet!

Trull.

Ja — es iſt nur eine ſehr einträgliche Sache.

Willig.

Wenn ich nur allein die Citronen bedenke.

Trull.

Es will doch ein jeder gern etwas verdienen, man will doch durch die Welt.

Ordnungsmeister.

Nun so sollen die Leichen verpachtet werden. (ab.)

Trull.

Mit Gunst, Herr Ordnungsmeister, erlauben sie —

Willig.

Erlauben Sie, erlauben Sie — (sie folgen ihm.)

Vierte Scene.

Straße.

Madam Serben

(eilt vorüber, mit einem Sonnenschirm, den sie dicht an sich hält.)

Ich muß nur machen, daß ich nach Hause komme; am Ende werde ich ihn noch begraben sollen. (Sie sieht sich schüch-

tern um; indem wird ſie etwas auf der Erde gewahr, und nimmt es auf.)

Fritz.

Das iſt die Madam Serben.

Hüterin.

Sie ſind die Tante, wie ich höre,
So helfen Sie zur letzten Ehre.

Serben.

Der Bube der! Myrthengrün hat es der ganzen Welt weißgemacht, alle Kinder auf der Straße nennen mich Tante, aber ich weiß nichts davon. (ab.)

Fritz.

So kommt zu meinem Vater. (ab mit ihr.)

Vollmund (eilt vorüber).

Hohenfer (ihm nach).

Pſt, pſt!

Vollmund.

Keine Zeit, keine Zeit! Wissen Sie denn schon das Neueste, das Allerneueste?

Hohensee.

Das und noch mehr.

Vollmund.

Was noch mehr? O sagen Sie doch, ich bin jetzt dabei, Vorfälle, Anekdoten und Charakterzüge zu sammeln.

Hohensee.

Und ich — geheime Familiengeschichten.

Vollmund.

Sie? Wie das? Sie haben ihn ja kaum gekannt.

Hohensee.

Hm, ich habe oft mit ihm an einem Tisch gesessen, oft mit ihm denselben Wein getrunken. Erst neulich im Weingarten saß er mir gegenüber, und sagte

zu mir: Freund, wir wollen recht lustig seyn. Oh — wir waren die besten Freunde.

Vollmund.

So? — Und ich — ich habe ihm gerade gegenüber gewohnt, und konnte ihm gerade ins Fenster sehen. So genau, wie ich, können Sie ihn unmöglich gekannt haben.

Hohensee.

Hm, es kommt nur darauf an, seinen Geist zu verstehen, und ihn zu diviniren.

Vollmund.

Aber mit dem Begräbnisse — ist es nicht schändlich? Es freut mich nur, daß der Hof sich weigert; Cetermordio will ich schreien, daß alle grüne Inseln es hören sollen.

Hohenfee.

Freilich, damit können Sie sich ja selbst einen Namen machen. — Aber wie wär's, wenn wir zur Fürstin gingen? Die hält jetzt des Königs Herz in ihrer Hand. — Einen solchen Mann —! es ist doch unerhört.

Vollmund.

O sündlich und schändlich! (beide ab.)

Fünfte Scene.

Wohnung des Lampenputzers.

Hans tritt mit der Hökerin und mit Fritz herein.

Hans.

Ei du lieber Himmel! so plötzlich? — Gott, daß ich das erleben muß! — Er

hat mir zwar zuletzt einen argen Streich gespielt; aber im Tode sind wir doch wieder gute Freunde. Hier bei diesem Knaben hat er Gevatter gestanden. Ich mußte ihm immer die kleine Wirthschaft besorgen. Du lieber Gott, wenn ich so bedenke, wie er sich manchmal behelfen mußte; im Winter, — ja, er hat's mir selbst gesagt, Hans, hat er gesagt. die feurigsten Stellen hab' ich im größten Frost gemacht. Die Theater sind reich geworden durch ihn; er hatte das Wenigste davon. Und wie sie ihn geschoren haben! Der eine wollte Husaren im Stück, und der andere Grenadier. Und wenn sie das Stück schon gegeben hatten, dann fingen sie noch an zu handeln. O — Er hat mir's manchmal geklagt.

Hüterin.

Nun wird die Noth mit ihm begraben;
Doch wer erweist die Wohlthat ihm?
Kein Bitten hilft, kein Ungestüm,
Und nirgends kann ich Träger haben.

Hans.

So werd' ich wohl wieder mit meinem Esel heraus müssen. Fritz, gieb dem Thiere noch ein Futter, wir wollen uns gleich aufmachen. (Fritz ab.)

Hüterin.

Das wird Euch Glück und Segen bringen,
Und bin ich ruhig erst zu Hauf',
Soll Euch dafür mein Lied besingen.

Hans.

Das laßt nur seyn, aus solchen Dingen
Da mach' ich mir den Henker draus.

(bei Seite.) Alle Blitz, daß ich nur nicht wieder in die Verse gerathe!

Hanchen.

Lieber Mann, bist Du hier?

Hans.

Gut, daß Du kommst; wir wollten eben gehen. (ab mit der Hüterin.)

Hanchen.

Auch nicht ein Wörtchen? — So geht es nun den ganzen Tag. Ach! was sind wir für unglückliche Leute geworden, und alles durch den Hexenzettel! (ab.)

Sechste Scene.

Zimmer im Schloß.

Der König. Amöne.

König.

Was iſt es, Kind? So komm, ich will es hören.

Amöne.

Mein Fürſt, ich wünſchte einen Freund zu ehren.

König.

Wer iſt Dein Freund?

Amöne.

Der Dichter Myrthengrün.
Mein König, was ich bin — ich bin's durch ihn;
Denn alles, was mein Herz für Dich empfindet,
Er war's, er hat's zuerſt in mir entzündet,

In Sanftmuth ganz mein rasches Herz gekehrt,
Durch Schönheit mich zur Tugend aufgebildet,
Den Ungestüm durch Ebenmaaß gemildet,
Und mir des Lebens Harmonie gelehrt.
Und einst, da scholl ein kühnes Lied herüber:
„Des Standes Blüte liegt in deinem Schooß.
Wer wollte wohl des Hauses Sclavin lieber
Als Herrin seyn! Dein Loos ist unser Loos."

König.

So war's ein guter Mann? Ich wußt' es nicht;
Thu, was Du willst, ich nenn' es meine Pflicht.

Amöne.

Auf meines Königs Gnade durft' ich trauen;
Schon kommt der Leichenzug zur Stadt herein;
Man hat darum, mein König willigt ein,
So komm und laß den Zug uns selber schauen. (beide ab.)

Verzierungsrath. Regina.

Regina.

O dieſe Kränkung! In den Fürſtenſtand? —
Und Fürſtin ohne mich? — Der Hölle Brand
Vermag die Ehre mir nicht rein zu brennen,
So ſehr iſt ſie befleckt.

Verzierungsrath.

Nicht Schätze können,

Ich weiß, es Dir vergüten. Doch —
nur still,
Noch mehr, noch Schlimm'res hab' ich
zu erzählen;
Der kinderlose König, scheint es, will,
Um Erben zu gewinnen, sich vermählen,
Zum zweitenmal, die erste Ehe war
Kein Glück für ihn, er will auf die Ge-
fahr
Zum zweitenmal es wagen.

Regina.

Wie? mit ihr?
In solchem Alter? Scherze nicht mit mir.

Verzierungsrath.

Ich scherze nicht.

Regina.

Er führte noch ins Haus
Die Braut zu solcher Hofnung? ha
ha ha!

So löscht, ihr Herren, gleich die Lichter aus;
Vor aller Augen — schamroth steht er da.

Verzierungsrath.

Nein, nein, er hat ein kühnes Herz gewonnen;
Er sprach es deutlich vor dem ganzen Rath.

Regina.

Mit ihr, der Gräfin? Schmachvoll, unbesonnen!
Von Schmach erretten muß ich diesen Staat.
Vernichtet sei der Grund, sich zu vermählen;
Ja, will ich nur das Eine nicht verhehlen,
Dann — dann gewiß zerreißt das neue Band,

Und Retterin — so preiset mich das Land.
Doch wie dem Zorn des Kaisers dann
entrinnen?
Was will ich thun? Zu kühn ist mein
Beginnen.

Verzierungsrath.

Was meinst Du, Theure?

Regina.

Ja, Du mußt mir schwören,
Mir beizustehn, Du mußt mir ganz ge-
hören,
Und ging's zum Tode selbst, begleite mich.

Verzierungsrath.

Verpfändet bin ich längst; schon längst
an Dich,
Kein Eigenthum ist weiter mir geblieben,
Als dieses Recht, Dich ewig treu zu
lieben.

(Man hört Glockengeläut.)

Regina.

Wie? läutet das zu Grabe? — schauerlich!

Verzierungsrath.

Der Dichter wird begraben, Myrthengrün.
Amönen wußt' er lebend zu bethören,
Und nun im Tode noch.

Regina.

Ich kann's nicht hören;
Komm, laß uns tief ins Mönchsgewölbe fliehn.

Siebente Scene.

Der mittlere Vorhang geht auf.

Straße der Stadt; der Leichenzug im Vorübergehn; die Bahre ist schon den Augen

gen so weit entzogen, daß man nur noch die letzten Träger sehen kann. Hinter drein folgt ein verharnischter und verkappter Mann; drauf ein Chor bekränzter Schäfer; dann die Hüterin, hoch das Bild der Sonne tragend, worauf die Bleicherinnen folgen, bekränzt, und Blumenkränze in der Hand. Drauf Fritz mit dem Bilde des Mondes. Ihm folgen Knaben mit Eichenzweigen. — Der König schaut mit Ahnen von einem Balkon herab. Seitwärts rechts und links knien Hohenfee und Wellmund, jeder schreibend. Nach dem Vordergrunde drängen sich Zuschauer. Trauermusik.

Chor (singend).

Dürftig nur sind unsre Gaben,
Armer, armer Mann,

Blumen sind es, was wir haben;
Blühend, wie Dein Tag begann,
Soll der Abend Dich begraben,
Armer Mann!

Trull (unterdeß).

Wir haben doch ein schön Gel

Wund.

Ein herrliches Gefolge!

Trull.

Es muß doch ein großer M
wesen seyn.

Wund.

Freilich war es ein berühmter

(Ganz zuletzt kommt Haus auf
geritten, mit übermäßigem Wei
hinter ihm drein, wenn man wi
begeisterte Gänse. Volksgetümm
chen.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Wohnung des Lampenputzers.

Hans in der einen, und Hanchen in der andern Ecke.

Hanchen.

Lieber Mann —, hörst Du nicht? — bist Du noch böse?

Hans (für sich).

Es kommt mir sauer an; aber die Ehre, die Ehre!

Hanchen.

Väterchen, bist ja so still; bist doch nicht krank?

Hans.

Ach!

Hanchen.

Ja, Dir fehlt etwas, ich höre es an Deinem Athem.

Hans (für sich).

Schon vier Wochen keinen Kuß von ihr.

Hanchen.

Väterchen, soll ich Dir eine warme Suppe kochen?

Hans.

Hm, wenn Du mir eine kalte Schale kochen kannst, dann soll's mir recht seyn.

Hanchen.

Hast doch kein Fieber, Väterchen?

Hans.

„Väterchen, Väterchen!" Das Wort ist mir wie der Tod verhaßt.

Hanchen.

Oder willst Du schlafen, willst Du zu Bette gehn?

Hans.

Ach! erinnere mich nur daran nicht.

Hanchen.

Wo mag denn Fritz seyn?

Hans.

Wo soll er seyn? Bei andern Leuten. Sie reissen sich ja fast um den Jungen. Alle wollen wissen, ob er dem Myrthengrün ähnlich sieht, und ob er nicht so etwas Myrthengrünliches an sich hat.

Hohensee (mit einem Beutel Geld).

Hier, lieben Leute, kommt der Segen ins Haus. Von allen Seiten laufen Er-

kundigungen ein: war er verheirathet? hat er Kinder hinterlassen? Man muß für sie sorgen! — Seht! dies ist für Euren Fritz eingegangen, und gebt Acht, es wird noch mehr kommen.

Hans.

Blitz — Frau, was ist das?

Hanchen.

Mein Gott, das ist ja viel.

Hans.

Nun — wenn das so geht, dann will ich schon einmal Väterchen heißen.

Hohensee.

Freunde des Dichters haben dies zusammengebracht; Ihr sollt den Fritz davon erziehen, und nachher will sich der Staat seiner annehmen. Aber nicht genug. Auch ein Mahler hat nach Euch

gefragt, der gern Eure Frau abmahlen möchte.

Hans.

Abmahlen? ha! Die Leute sind wohl nicht gescheut.

Hanchen (verschämt).

Ich bitte Sie, lieber Herr —!

Hohensee.

Und Ihr, Hans, sollt in Kupfer gestochen werden, weil Ihr dem verewigten Sänger so treue Dienste erwiesen habt.

Hans.

In Kupfer gestochen? O — O lassen Sie doch den Esel auch mit stechen, daß wir dreie hübsch beisammen sind.

Hohensee.

Wer weiß, was noch geschieht. — (Er nimmt eine Schreibtafel.) Sagt mir doch, liebe Frau, wie alt Ihr seid.

Hans.

Nun, so sag's doch.

Hanchen.

Ich bin gebohren anno 1771, und gestorben — ach nein, gestorben bin ich ja noch nicht.

Hohenfee.

Und erzählt mir doch, wie Ihr so mit Myrthengrün zuerst bekannt geworden seid.

Hanchen.

Herr, davon weiß ich nichts.

Hans (leise zu ihr).

I so lüg' ihm doch etwas vor.

Hänchen.

Wenn ich mich recht besinne —, ich glaube, es geschah so. Es war des Abends.

Hohenfee.

Des Abends? So! War Mondschein dabei?

Hanchen.

Ja, das weiß ich nicht; ich ſtand in der Küche vor dem Feuer.

Hohenſee.

Oder war etwa Sturm in der Luft?

Hanchen.

Ja, ich glaube; es ſauſte ſo im Schornſtein.

Hohenſee.

Sauſen? Herrlich!

Hanchen.

Ich ſtand juſt, und hatte einen Keſſel mit Kartoffeln aufgeſetzt; und da kam er, und ſah mir über die Schulter, und ſagte, er hätte ſo ſeine Freude dran, die Flamme brennen zu ſehen.

Hohenſee.

Ein herrlicher Zug!

Hanchen.

Und da kam er mir immer näher, und da glaub' ich, hat sich so etwas angesponnen.

Hohenfee.

So, so! — Aber was waren denn wohl die ersten Zeichen der Liebe? Gab es kein Pfand, kein Geschenk, oder so etwas?

Hanchen.

Ja, was soll ich da weiter sagen! Mir gab er einen Schmatz, und ich habe ihm eine zerplatzte Kartoffel gegeben.

Hohenfee.

O darin liegt ein tiefer Sinn. Ein herrliches Bild von einem liebend aufgehenden Herzen!

Hanchen.

Das ist nun alles.

Hans.

Und ich — ich bin anno 1760 geboren.

Hohensee.

Geduldet Euch. Für jetzt hab' ich genug. Ich will das erst ausarbeiten. — Ich komme bald wieder, Ihr müßt mir noch manches erzählen, aber wollt Ihr mir auch wohl versprechen, alles für mich zu behalten?

Hans.

Warum nicht?

Hohensee.

Thut es, ich will auch erkenntlich seyn. Lebt wohl, lieben Leute.

Hanchen.

Adje, Herr Magister. (Hohensee ab.)

Hans.

Frau, was war das mit dem Schmatz?

Hanchen.

Lieber Mann, das hab' ich ihm blos zu Gefallen gesagt. Daß er einmal in meine Küche gekommen ist', das ist wahr, aber das geschah nur, weil er hungrig war.

Fritz (neu gekleidet).

Vater, Vater, ich habe die ganze Tasche voll Louisd'or.

Hans.

O, — Du Goldkind, laß Dich küssen.

Fritz.

Mutter, halt' die Schürze auf. Sieh einmal.

Hanchen.

Fritz, mein Gott!

Fritz.

Alle Leute rufen mich an, und geben mir Geld.

Hanchen.

Aber wie siehst Du denn aus?

Fritz.

Das neue Kleid hat mir der Burgermeister geschenkt, und hat gesagt, ich gehörte der Stadt an. Und die Mutter solite eine Pension bekommen, und der Vater sollte es bleiben lassen, noch länger die Lampen zu putzen.

Hans.

Frau, nun gehen mir die Augen auf. Der Zettel ist doch eine Verschreibung gewesen. Myrthengrün hat das alles kommen sehen.

Hanchen.

Siehst Du wohl, daß ich unschuldig bin? Das hat er blos geschrieben, um uns zu beschenken, und uns glücklich zu machen; und Du hast mich so dafür geplagt!

Haus (umarmt sie).

O Du arme Frau! Aber warum bist Du auch so neugierig gewesen! Hätten wir jetzt erst den Zettel besehen, dann wäre das Geld gleich hinter drein gekommen, und wir wären gleich klug daraus geworden. — Aber jetzt, liebe Frau, wollen wir doch die Leute bei dem Glauben lassen, und sollten wir auch so reich werden, daß wir selbst darüber lachen müßten. Komm, laß uns das Geld verstecken. (Alle ab.)

Zweite Scene.

Straße.

Vollmund

(lieſt ein gedrucktes Blatt).

„Die ganze Stadt iſt noch immer tief gebeugt, eine trauernde Stille herrſcht durch alle Straßen, jedes Haus iſt verſchloſſen, jedes Ohr öfnet ſich nur der Klage, jeder Mund zum Seufzen, jedes Auge zum Weinen, jedes Herz blutet über den unerſetzlichen Verluſt. Der König iſt erſchüttert, der ganze Hof gerührt; kein Gallatag, kein Schauſpiel, kein Concert, keine Luſtbarkeit, keine Freude. Ausgeſtorben ſcheint die ganze Natur" — Hm, der Bericht iſt mir gut gelungen.

Mad. Serben.

Ach lieber Herr Magiſter, helfen Sie

mir doch; ich werde bei den vielen Schenkungen ganz vergessen, an die Tante des selig Verstorbenen denkt niemand. Da sammeln sie für fremde Menschen, und ich arme Frau gehe leer aus. Ich bin doch die Nächste — sein Vater war mein leiblicher Bruder — und ich habe ihn (weinerlich) gehalten wie meinen eigenen Sohn.

Vollmund.

Wie, Madam? Jedermann sagt ja, Sie wollten nichts von ihm wissen.

Madam Serben.

Ach die bösen Leute! Wenn er lose Streiche machte, war ich ein wenig streng mit ihm, das ist wahr; aber im Herzen war ich ihm immer so gut, wie nur eine Mutter ihrem Sohn; ich durfte es ihn

gar

gar nicht einmal merken lassen, wie gern ich ihn hatte.

Vollmund.

Liebe Madam, so können Sie uns ja wohl am besten Auskunft geben, über seine Geburt, über seine Jugend, über seine Aeltern. Die grünen Inseln sind jetzt mit einander in Streit, jede behauptet, sein Vaterland zu seyn.

Madam Serben.

Ei, mein Gott, die grünen Inseln sollten sich doch nur an mich wenden, ich kann Ihnen von allem Rechenschaft geben. Aeltern und Großältern habe ich gekannt.

Vollmund.

Herrlich, prächtig, liebe Madam, wollen Sie mir nicht mit einigen Nachrich-

ten aushelfen? Ich bin jetzt dabei, ich will sie herausgeben.

Madam Serben.

Recht gern; aber macht Ihnen denn das keine Kosten?

Vollmund.

Nicht doch, es bringt etwas ein. Sehen Sie, das ist so eine kleine Aehrenlese, die bei einem berühmten Manne immer hinterdrein gehalten wird. — O es ist himmelschreiend, daß man an Sie noch nicht gedacht hat; daran ist blos mein Herr Magister Hohensee schuld; der hält mir in allem das Widerspiel. Aber still — ich habe unter der Hand erfahren, daß heute Abend am Grabe des Verstorbenen ein Opferfest gefeiert werden soll. Da finden Sie sich nur ein, Sie dürfen nicht übergangen werden. — Jetzt

kommen Sie, und sagen Sie mir hübsch so einige kleine Notizen. (beide ab.)

Dritte Scene.

Zimmer im Schloß.

Ordnungsmeister. Verstandesrath.

Verstandesrath.

Ich wünschte den König zu sprechen.

Ordnungsmeister.

Noch heute zum zweitenmal? Das wird nicht gut angehen. Der König hat einen sehr unruhigen Tag gehabt. Die Gesandschaften der grünen Inseln waren sämmtlich bei ihm zur Audienz.

Verstandesrath.

Wobei ich zugegen war. Ich komme jetzt in derselben Angelegenheit; man

hat mich gebeten, die Sache beim König zu vermitteln.

Der König (tritt heraus).

Ein großer Tag, ich wollt', er wär' vorbei;
Ein Mühsal ist es, alle anzuhören,
Und keiner weiß bis jetzt, worum er sei,
Es dienet nur, die Arbeit zu vermehren;
Ich bin erzürnt.

Ordnungsmeister.

Auf wen, o Majestät?

König.

Auf Euch, auf alle, die im Rathe sitzen.
Was kann Bericht und Rathsversammlung nützen,
Wenn keiner recht berichtet, wie es steht.
Warum hat keiner mir zuvor gesagt,
Daß hier ein vielberühmter Mann gewesen,

Von dem, man sagt, die Nachwelt noch wird lesen,
Und dessen Tod das Ausland jetzt beklagt?
Da hör' ich nun von allen Seiten winseln,
Wir stehn verwundert, halb erschrocken da;
Gesandte kommen von den grünen Inseln,
Mit Fragen, was zu Ehren ihm geschah.

Ordnungsmeister.

Mein König, stündlich mehren sich die Summen,
Die eingegangen ihm zum Ehrenmal.
Wenn alles schreit — wir dürfen nicht verstummen;
Auch wir gehören zur Verehrer Zahl.

König.

Ja wohl, das Gute weiß ich auch zu schätzen,

Nur muß ich erst davon berichtet seyn.
Ich will ihm auch ein großes Denkmal setzen,
Und keinen Aufwand, keine Kosten scheun.
Vor andern Inseln jetzt zurückzubleiben,
Das wäre schimpflich. — Doch ich höre ja,
Daß sie die Dichter so wie wir vertreiben,
Wie man an Myrthengrün das Beispiel sah;
Der floh weit früher schon von Ort zu Ort;
Wo wollen nun die fremden Majestäten!

Verstandesrath.

Mein König, jetzt vergönnet mir ein Wort.
Man hat sich seinen Leichnam ausgebeten;
Die Birkeninsel hat zuerst gesandt,
Darauf die Tanneninsel; alle sagen,

Ihr Grund und Boden sei sein Vaterland.

Jetzt rath' ich, einen Vorschlag anzutragen.

König.

Der wäre?

Verstandesrath.

Daß des Grabes heil'ge Erde
Mit einem Platz ringsum als fremdes Gut,
Als ein Gemeingut zuerkennet werde,
Worauf gesammter Inseln Anspruch ruht.
Und von gemeinsam dargebrachten Gaben
Erhebe sich ein Obelisk allda,
Woran geschrieben stehn, die ihn begraben,
So wie der Name des, dem dies geschah.
In Golde laßt die große Inschrift brennen,
Daß lesend euch die Nachwelt mög erkennen.

König.

Sehr wohl gesprochen. Schon ist auch verfügt,
Daß keine Hand das fremde Geld berühre,
Es bleibe ungewogen, wie es liegt,
Bis ich das kühne Werk daraus vollführe.
Es werde seinem Schatten dargebracht
Als Opfer, noch vor Anbruch dieser Nacht.
Man soll's auf seinem Grabe festlich weihn,
Damit es ganz von Stund' an ihm gehöre,
Und kein Verdacht des Werkes Frieden stöhre;
Ihm soll's im Tode erb und eigen seyn.
Zu diesem Opferfest soll jedermann
Den freisten Zutritt haben, daß sie schauen,

Wir alle Inseln einig sich vertrauen.
Beruft den Hof, der Abend bricht schon an.
Sie sollen alle sich zum Fest vereinen,
Ich selber will an heil'ger Stätt' erscheinen. (beide Räthe ab.)

Der König (allein).

So feurig hab' ich lange nicht gesprochen;
Wie fühl' ich auch das Herz gewaltsam pochen!
Ein fremder Geist hat meiner sich bemeistert,
Und mich auf einmal, weiß nicht wie, begeistert.

Amöne.

Den König such' ich, bin voll Ungeduld.
Er scheint nur wenig meiner zu verlangen.
Mir ist, als hielten Zweifel mich umfangen;
Nicht wahr, mein König ist daran nicht schuld?

König.

Du zweifelst noch? — Geliebte, kurze Frist,
Nur wenig Augenblicke soll es währen;
Sobald das ganze Volk versammelt ist,
Will ich für meine Gattin Dich erklären.
Verwaist zu seyn, dies Los empfinden alle
Am Grabe schmerzlicher, als irgendwo.
So endigt sich die Feier würdig-froh,
Und Dich empfängt als Königin die Halle. (beide ab.)

Regina. Der Verzierungsrath.

Regina.

Der ganze Hof geladen, ich allein
So schimpflich übergangen; o der Schande!
Was halt' ich mich, was acht' ich diese Bande!
Amöne, Schreckliche, dies Werk ist Dein.

Warum so heimlich? König, welch Beginnen!
Die Flamme zu ersticken ist noch Zeit;
Amöne, nein, bei aller Heimlichkeit,
Bei aller List, Du sollst ihn nicht gewinnen.

Verzierungsrath.

Was willst Du thun? Amönen willst Du schaden,
Und schlenderst auf Dich selbst den jähen Blitz!

Regina.

Gleich viel, er wirft doch sie vom Königssitz;
Mein Schmerz soll sich in ihrem Unglück baden.
Komm, was dem König fröhlich wird erklingen,
Soll wie ein Dolch Amönens Herz durchdringen. (beide ab).

Vierte Scene.

Ein Gartenplatz. Abend. Hinten ein erleuchteter Bogen, darunter ein Grab, mit grünem Rasen, und Blumen geschmückt. Seitwärts Eichengehölz. Vor dem Grabe, zwei Altäre. Der Hof versammelt sich, der Verzierungsrath schließt sich später an. Der König nimmt einen besondern Sitz ein; neben ihm Amöne. Auf die andere Seite treten die Bürger, Schäfer und Bleicherinnen, Haus mit Frau und Kindern, Hohenfee und Wolfmund beobachtend und schreibend. Die Hüterin führt die Mädchen zum Grabe; sie bekränzen die Altäre. Trauermusik. Darauf

Der Ordnungsmeister
(vortretend).

Verdienst und Kunst im Grabe noch zu
ehren,
Das ehrt und schmückt des Menschen
edlen Geist;
Und kann der Todte nicht das Loblied
hören,
So ist's ein Loblied, das den Lob'ner
preist.
Die grünen Inseln weinen alle, alle,
Und neigen trauernd auf des Freundes
Grab,
Bis lauter ihres Kummers Klag' erschalle,
Das stille Haupt im tiefen Schmerz hinab.

Verzierungsrath.

Wie Zweige, die der Sturm herabge-
schlagen,

Wie Wolken, die die Nacht im Busen tragen,
Wie Schiffe, die den stolzen Mastbaum senken,
Wie Locken, die des Auges Zähren tränken,
Wie nach dem Hagelschlag die vollen Aehren,
Wie Ranken, die der Stütze schnell entbehren.

Der Ordnungsmeister.

So neigen wir in Wehmuth unser Haupt,
Wir sind der Stütze, sind des Schmucks beraubt.
Doch, daß in Trübsal sich das Herz erstärke,
So blieben uns des großen Geistes Werke,
Der schönsten fünf und zwanzig an der Zahl.

Das rühm' ich laut; und jeder soll erkennen,
Daß wir den Sänger stolz den unsern nennen,
Der Ursach ward, so vieler Freud' und Qual.
Doch and're Städte, and're Völker drängen
Sich auch hinzu mit feiernden Gesängen,
Und keinen weisen wir vom Fest zurück;
Die grünen Inseln sandten reiche Gaben,
Wolan! sie sollen Theil an unserm Glück,
Und sollen Theil an unsern Schmerzen haben.
Zum Zeichen dieses Bundes wollen wir
Die Gaben hier auf Dankaltäre legen,
Dem Todten an des stillen Grabes Thür
Zum Eigenthum, und uns zu Heil und Segen.

Ein Denkmal ſteige dann daraus empor,
So hoch, daß ihm zum ew'gen Trauerflor
Des Himmels finſt're Wolken wechſelnd dienen;
Es leite ſo, in Stürmen ungebeugt,
Von unſ'rer Stadt des Blitzes frech Erkühnen,
Ein Schutzgeiſt uns, der aus dem Grabe ſteigt.

(er winkt, Träger legen volle Beutel auf die Altäre.)

Dir ſei's geweiht zum ew'gen Eigenthum,
Erhab'ner Geiſt, des Landes Schutz und Ruhm.

Die Hüterin (tritt hinzu).

Erſcheine, Geiſt, aus deinem Grabe,
Nimm hin des Dankes ſchöne Gabe,
Nimm hin die Thräne, die ich weine,
Erhab'ner Geiſt, erſchein', erſcheine.

(Man

(Man hört ein dumpfes Geräusch, wie den Hall eines fernen Donners; eine Gestalt erhebt sich zur Hauptseite des Grabes — Myrthengrün im langen Talar. Alle beben zurück, einige bedecken mit der Hand ihre Augen.)

Myrthengrün.

Wer ruft mich hier? Wer stöhret meine Ruh?
Soll mich auf's neue Durst und Hunger plagen?
Soll ich auf's neue Schmach und Elend tragen?
Wer winkt mir lockend aus der Ferne zu?
Als Schatten muß ich schweben,
Zur ew'gen Nacht verbannt,
O Licht, o süßes Leben,
Wer hat dich mir entwandt!

Hüterin.

O bleib' und erfreue
Dich lebend auf's neue,
Der fröhlichen Tage gedenk;
O sieh, wie Dich lieben,
Die einst Dich vertrieben,
Empfange das reiche Geschenk.

König.

Gott! welch ein Anblick! Ach! ich athme kaum.
Wie? lebt er denn? Was ist das, Ordnungsmeister,
Erkundigt Euch doch!

Ordnungsmeister.

Alle guten Geister
Lobpreisen ihren Herrn!

Myrthengrün.

Es ist kein Traum.

Mich dürstet, laßt mir einen Becher reichen,
Ein Labsal mir, und Euch zum frohen Zeichen.

König (zu Amönen).

Bist Du noch bei mir?

Amöne.

Ja, ich bin noch hier.

König.

Nun das ist gut. Sie sollen alle bleiben.

(Es wird ein Becher gebracht, und auf den Altar gesetzt.)

Myrthengrün (nimmt und trinkt).

Welch neues Leben regt sich jetzt in mir!
Ein Feuer fühl' ich durch die Adern treiben,
Und schon erkenn' ich meinen König dort.

Der König (schlägt den Mantel um).

Ordnungsmeister.

Er lebt; so bleibt, und laufe keiner fort.

Hans (nähert sich).

Mein Himmel! o Herr, ist es wahr, daß Sie leben?

Myrthengrün.

O Hans, Du Getreuer, o gieb mir die Hand.

Hans.

Die Hand — ? die kann ich wohl noch nicht geben.

Myrthengrün.

Ich kehre zurück in das Vaterland,
Ich fühlte da unten ein geistig Berühren,
Als hätt' ich noch Schulden einzucassiren.

Hans.

O Herr, o sehn Sie die vollen Beutel,
Ja, sehn Sie, alles ist anders nun;

Mein Fritz ist gekleidet vom Fuß bis zur Scheitel,
Wir können im Leben uns gütlich thun.

(Zum König.)

Herr König, nicht wahr, auf Tod und auf Leben,
Sie haben das Geld zum Geschenk ihm gegeben?

König.

Was sag' ich? Das scheint mir ein seltener Fall.

Verstandesrath.

Er kann es behalten, es ist ihm verschrieben,
Er kann es genießen überall.

Hüterin.

Geliebter, der mein auch im Grabe geblieben!

Myrthengrün.

Ich starb, um zu leben, der Tod ist Ge
winn.
Nimm, Hans, Du Getreuer, dies Beu
telchen hin.
Das Uebrige soll —

Serben.

Geliebtester Neffe
Dem Himmel sei Dank, daß ich lebend
Dich treffe!

Myrthengrün.

Nun, weil ihr an's Geld denn die Seel
gehangen,
So möget ihr dies — zur Verdammnis
empfangen.

(er giebt ihr auch ein Beutelchen, womi
sie sich gleich fröhlich forttrollt.)

König.

Erklärungsrath, so sagt in aller Welt,

Wie das mit Tod und Leben sich verhält.
Es scheint, es ist ein Auferstehungstag,
Ich weiß nicht recht, was die Natur vermag.

Erklärungsrath.

Mein König, öfters hat man wohl vernommen,
Daß einer schon drei Tag' im Grabe lag,
Doch — auf vier Wochen ist es nie gekommen;
Man kann wohl, dieses Wunder zu erklären,
Das von den Siebenschläfern nicht entbehren.

Myrthengrün.

Ihr seid erstaunt, erschrocken, wie ich sehe,
Mein König selber fragt, wie ihm geschehe.

Verzeiht, was ich gethan, ich that's aus Noth;
Ich war verjagt aus allen sieben Reichen,
Kein Haus erblickt' ich, das mir Hülfe bot,
Dem ärmsten Bettler war ich zu vergleichen;
Da fiel der Tod mir ein, und plötzlich stand
Vor meiner Seele Pluto mit den Schätzen;
Ein Denkmal pflegt man Gräbern nur zu setzen,
Den todten Dichter ehrt das Vaterland.
Ich dachte: wohl! was man dem Todten giebt,
Das nimmst Du lebend hin; — es ist gelungen,

Am Grab' iſt mir der gold'ne Dank erklungen.
Ich lebe; Theure, ſeid nicht drum betrübt.

Ordnungsmeiſter.

So ſagt, wer iſt es denn, den wir begraben,
Wer liegt denn hier?

Hüterin.

Es iſt ein Bettelmann,
Den wir den Trägern ſtatt des Dichters gaben.
Er kam erkrankt vor meiner Hütte an,
Und als ich drauf den Dichter aufgenommen,
War gleich der Tod zum Bettelmann gekommen.
Er war, wie jener, unbekannt den Leuten,
Und konnte leicht den Dichter wohl bedeuten.

Myrthengrün.

Du nahmst mich auf in Deine stille Hütte,
So nimm mich auch in Deine Arme auf.

(er umarmt sie.)

König.

Was ist das, Ordnungsmeister, welche Sitte!
In meiner Gegenwart!

Myrthengrün.

Mein Lebenslauf
Soll wie ein Bach zu Deinen Wellen fließen.

Hüterin.

So weihst Du meine Quelle dem Apoll.

Myrthengrün.

Mit meinem Namen soll man Dich begrüßen.
Du ird'ner Krug, des süßen Weines voll,

Du sollst den Wein in gold'ne Becher gießen.
Du Quelle, die verlohren überquoll,
Dich soll ein weißer Marmorrand umschließen,
Und ausgeläutert, hellen Fluten soll
Apollo selbst des Geistes Labung trinken,
Und trinkend sich mein Geist Apollo dünken.

Regina (tritt aus der Menge hervor).

Ich hör', er lebt, der erst im Grabe lag.
Dies deute, was ich jetzt verkünden werde:
Ein zweiter Todte steigt aus finst'rer Erde
Und lichtbegehrend bringt er Licht und Tag.

König.

Was ist das wieder?

Regina.

König, hört mich an. —

Mein Vater wandte sich im schweren Sterben
Drei Tage lang, und keine Ruh gewann
Sein müdes Auge; bleicher zwar entfärben
Sah man die Wangen sich, doch blieb der Blick
Schon halb gebrochen lebend noch zurück.
Ein schwer Geheimniß lag auf seinem Herzen.
Er winkt, ich bleib' allein, und dieses Wort
Vernahm ich nun zur Lind'rung seiner Schmerzen:
„O meine That ist gleich dem blut'gen Mord;
Ich ließ vom Gold des Kaisers mich verführen,
Des Königs Scepter treulos zu berühren.

Ihn kinderlos, das Reich verwaist zu
sehn,
Wollt' ich ins Meer sein einzig Kind
versenken;
Doch — sieh! es blickte, wie ein Engel
schön,
Mich freundlich an; — ich will's den
Hirten schenken!
So dacht' ich, und ich that's, es ist am
Leben;
Den König ward die Nachricht kund ge-
geben,
Es sei am Ufer von der Flut entraff't;
Allein es lebt und blüht in Jugendkraft."
Mein Vater sprach's, und starb darauf
in Frieden.
So seid erfreut, mein König, sendet
gleich

Ins Waldgebürge, dort ist Euch beschie-
den
Des Alters Trost, ein Erbe für das Reich.

König.

Was sagt die Gräfin? Mir mein Kind
zu rauben!
Ist's möglich? Und es lebt? Was soll
ich glauben?

Verstandesrath.

Verrätherin, Du stehst in Kaisers Sold,
Warum verschwiegst Du diese That bis
heute?
Es wird zu spät seyn! Das hast Du ge-
wollt.
Du stahlst Dich freundlich an des Königs
Seite,
Und warst mit Fleiß bemüht, durch
Schmeichelei

Des Königs Ehvermählung zu verhindern.
So wardst Du Mörderin an seinen Kindern,
Und lieferst dieses Reich in Kaisershand.

Regina.

Verstandesrath, behüte den Verstand.
Errathe, wie ich wohl dem Kaiser diene
Durch dies Geständniß, des ich mich erkühne.

Verstandesrath.

Das ist zum Schein, die Tochter ging verlohren,
Und, lebt sie noch, in welchem Köhlerhaus,
In welcher Hütte findet man sie aus;
Wer kennt, was hoch, was niedrig ist gebohren.

Regina.

Verſtandesrath, betracht' in meiner Hand
Den Schlüſſel hier; er ſchließt Dir den Verſtand.

König.

Was ſoll das? Sitzt ſie etwa eingeſchloſſen,
Im Kerker gar? O Gott, das arme Kind!
Wie manche Thrän' iſt ſchon um ſie geſloſſen!

Regina.

O nein, ſie wandelt freier als der Wind,
Und lebt doch eingeſchloſſen, wie Ihr ſagt.
An beiden Zeichen wird ſie leicht erfragt.

König.

Gefangen ſeyn und frei! Erklärungsrath,
Erklärt mir das?

Er-

Erklärungsrath.

Ich weiß nicht in der That!

Regina.

So hört! — Ein feſter Gürtel ſchließt
ſie ein,
Der ſich elaſtiſch dehnt um ihre Seiten,
Gemacht, um mit dem Wachsthum ſich
zu weiten,
Doch feſt genug, um ſtets ihr treu zu
ſeyn.
Kein ſcharfer Stahl vermag ihn zu durch-
dringen,
Und ihn zu öffnen kann nur dem gelin-
gen,
Der zu dem Schloß, das halb verbor-
gen blinkt,
Hier dieſen Schlüſſel bringt.

Hüterin.

O Gott!

Myrthengrün.

Was ist Dir?

Das Mädchen von der Bleiche.

O Herr Jemine!

Das ist ja Gürtelchen!

Erklärungsrath.

Wen nennst du so?

Bleicherin.

Einst Abends, wie ich noch nach Wasser geh,
Zu meiner Bleiche, oder war's zur Loh,
Ich weiß nicht mehr, — genug, ich traf sie da
Im Fluß, wie sie sich badet, und da sah
Ich einen blanken Gürtel um sie sitzen,

So schön und neu, wie gold'ne Tressen blitzen;
Sie wollt's verleugnen, doch ich hatt' 's gesehn,
Und Tages drauf, da sagt' ich's allen Knaben,
Und weil denn die den Schelm im Nakken haben,
So durfte sie nicht mehr vorübergehn,
Sie riefen: Gürtelchen! und als sie's übel nahm,
Da riefen sie's recht oft, und so bekam
Sie diesen Namen bis auf diese Stunde.

Hans.

O seht, sie schämt sich. — Bist ein Königskind,
Was schämst Du Dich?

König.

O Himmel! welche Kunde!

Gebt mir den Schlüssel. Tochter, tre-
tet her.
O Wonne, welch ein seltsam Ohngefähr!
Die Aehnlichkeit! Ich seh — o wie er-
neut
Mein eigen Selbst!

Der Hof.

Gott! welche Aehn-
lichkeit!

Myrthengrün.

Ein neuer Morgen röthet ihre Wangen,
Wie reizend steht sie da, wie süßbefan-
gen!

König.

Kommt, Ordnungsmeister, und umar-
met sie
In meinem Namen. — So! gedeih und
blüh!

Du bist mein Kind von nun an, und mein Erbe,
Und Herrscherin des Landes, wenn ich sterbe.

Hüterin.

Mein Vater König? — Nein, ich kann mich nicht
Von diesem hier, dem Heißgeliebten, trennen.

(Sie umarmt Myrthengrün.)

Amöne.

Mein König, laß es offen mich bekennen:
Dir wird zu schwer die Last der Herrscherpflicht;
Gieb Du der Ruhe Deine letzten Tage,
Ich, König, will nur Deine Freundin seyn,

Den Unmuth Dir erleichtern, jede Plage;
Ein einsam Schloß, ein Garten schließ' uns ein.
Und diese, die getrachtet mir zu schaden,
Mein König, nimm sie wieder auf in Gnaden,
Und, daß des Kaisers Zorn sie nicht erreicht,
So laß die Veste Hochwart sie bewohnen.

König.

Es sei.

Regina.

O Gott! — So strafen heißt belohnen. (ab.)

Verzierungsrath.

Ihr folg' ich, bis das Leben mir entweicht. (ab.)

König.

Er liebt sie dennoch; haßt nicht das Verbrechen?
O Wunder! Gott, dein Himmel thut sich auf,
Mir ist, als hört' ich deine Geister sprechen,
So füllt mit Wundern sich mein Lebenslauf. —
O Tochter, Sohn, o Freundin, welche Stunde!
Ein Grauen fühl' ich in des Herzens Grunde;
Es bebt die Krone mir; eh sie entfällt,
Will ich freiwillig hier vor aller Welt,
Geliebter Sohn, auf Deine Stirn sie setzen,
An Deinem Glanz des Vaters Aug' ergötzen.

(er schmückt den Dichter mit der Krone.)

Sey König dieser Insel Du fortan! (Trompeten.)

Das Volk.

Er lebe hoch!

Myrthengrün.

Mein Volk, Du staunst mich an.
Ein Wundertag! Ihr seht mich selbst betroffen;
Der Ausgang überrascht mein kühnes Hoffen!
Erst ging's hinaus zur weiten, fernen Flucht,
Dann trieb ich wieder ein zur stillen Bucht,
Und aufwärts steigend find' ich — welch ein Land!
Ein Pallast steht, wo sonst die Hütte stand;

Und kaum betracht' ich dieses reiche Haus,
So ruft man laut mich selbst zum König aus.
Vergieb, Apoll, so hoch mich zu beschenken, —
Dein Spätgebohrner konnt' es nimmer denken.
Doch merk' ich wohl, Du willst die alte Macht
An mir verherrlicht sehn durch Königspracht,
Du willst an mir ein glänzend Beispiel geben,
Wie wenig Dir des Schutzes Kraft gebricht.
Wolan, es sey; den Göttern widerstreben,

Das wißt Ihr alle, ziemt dem Menschen nicht.
Ein Gott gebeut, gehorchen heißt die Pflicht.
Hat David nicht die Saiten einst gerührt,
Und Salomo? — Ich will mich nicht vergleichen,
Doch, wie ich Euer Herz schon längst regiert,
So denk' ich fürder jenen nicht zu weichen.
Laßt nur das Auge, das so Selt'nes sieht,
Dem ungewohnten Anblick sich bequemen;
Wo nicht, so könnt Ihr, wie so oft geschieht,

An mir den König auch symbolisch nehmen.
Dort stehn die Räthe; braucht es sonst noch viel?
Ich denk', es ist ein Scherz, ein leichtes Spiel.

Abentheuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad

von

St. Schütze

Zweite wohlfeilere Ausgabe

mit Kupfern.

Leipzig

bei Johann Friedrich Hesdittsch.

Abentheuerliche
Wanderung
von
Weimar nach Carlsbad
von
St. Schütze.

Abentheuerliche Wanderung
von Weimar nach Carlsbad.

Es ist mir oft gegangen, wie andern, wenn ich Romane las: ich zweifelte, daß dergleichen Begebenheiten, als darin erzählt werden, wohl auch im Leben sich wirklich zutragen könnten; und hinwieder, wenn ich die Lebensgeschichte mancher Menschen hörte, war es mir, als ob sie aus einem Romane erzählten, so wunderbar klangen mir die Begebenheiten. Neulich aber habe ich, auf meiner Reise nach Carlsbad, mit meinem eigenen Gefühl mich überzeugt, daß die Zufälligkeiten in der Welt, von geheimen Fäden geleitet, noch immer mit dem Menschen ihr Spiel treiben: überall gibt es Berührungspuncte auch der entferntesten Dinge, überall Durchkreuzungen und Begegnisse. Es kommt nur darauf an, daß wir uns denselben nicht, wie gewöhnlich zu Hause geschieht, mit allem Fleiß entziehen, sondern uns ihnen bloßstellen, und dreist hingeben. Dieses Treiben auf den Wogen des

Meers ist von jenem vor Anker liegen so sehr verschieden, daß, wer einmal, wie das Beispiel vieler lehrt, daran Vergnügen gefunden hat, nicht leicht wieder in das Hafenleben zurück zu bringen ist. Ich meines Theils kann es nun, bis auf den Ausgang, eben nicht rühmen, denn ich habe auf meiner kleinen Ausflucht so viele Unannehmlichkeiten erfahren, daß ich meine Reise nur eine Kette von Verlegenheiten nennen muß. Daran war ich aber selbst schuld, weil ich das Zufällige nicht nur nicht vermied, sondern es fast geflissentlich aufsuchte, worin denn auch das Schicksal mir sehr reichlich zu Hülfe kam. Doch hieß es zuletzt: Ende gut, alles gut!

Vorspiel.

Es war am 24. Junius, gerade am Johannistage, als ich, eine lederne Tasche auf dem Rücken und einen Stockdegen in der Hand, das geliebte Weimar verließ, um auf den Rath meines Arztes meine Hypochondrie, welche zuletzt anfing, alle meine Gelehrsamkeit zu übersteigen, draußen in der reinen, frischen Luft, und entfernt in den heilsamen Gewässern zu Carlsbad, wo möglich abzubaden oder zu ertränken, und ich glaubte dazu eine recht schöne Zeit gewählt zu haben, weil sich eben nach einem milden, erquicklichen Regen der Himmel er-

heitert hatte, und mir in der freien Natur von den frischbelaubten Bäumen und grünenden Saaten überall ein freundliches Leben entgegen lachte. Alles schien mir, ich allem anzugehören, und es war, als ob die ganze Welt mich mit liebenden Augen ansähe, und die Arme nach mir ausstreckte. Wir haben heute Johannistag, sagte ich zu mir selbst, und ich lächelte bei der Bemerkung, daß auch Johannes, gleich mir, das Zeichen der Heiligkeit vor sich her trüge, daß auch Johannes sich mit Leder gegürtet habe, daß auch er — mir fielen die Heuschrecken ein, und ich wandte mich — und siehe! ein Wagen fuhr vorbei, und eine bekannte Stimme rief: „Nun, wollen Sie noch mit? Noch ist es Zeit!" Schreck und Scham überzog mein Gesicht, und Nein! sagte ich standhaft, und murmelte dabei in den Bart: geh nur hin, du Falsche! Im Wagen aber lachten sie und fuhren weiter. Ich hatte meine Gründe, die Einladung des Herrn Amtmanns, ihn mit seiner Familie nach Carlsbad zu begleiten, so bekannt ich auch mit ihm war, auf alle Weise auszuschlagen. Dieser Zuruf nun machte mich sehr verdrießlich; ich dachte an das, was mir seit langer Zeit in dem Hause des Herrn Amtmanns begegnet war, und alle Weltliebe, Johannes und seine Taube — alles war plötzlich aus meinen Ge-

banken verflogen. So ging ich lange, und konnte das Teufelszeug, den Verdruß, erst gar nicht wieder loswerden. Meine Augen an die Erde geheftet sah ich noch das grüne Ende des Gehölzes vor mir, wo mich dieser betäubende Blitz getroffen hatte. — Ein Gesang in der Ferne weckte mich endlich aus dieser Träumerei. Ich blickte auf, und ward einen Trupp Handwerksbursche gewahr, die zweien ihrer Mitgesellen das Geleit gaben. Ihr Lied pries die Wanderschaft, und jeder Vers endigte mit Tral lal lal! Die Liebste find' ich überall. Dieß kam mir jetzt recht gelegen. Ich schlug mir die Amtmannstochter aus dem Sinn, und summte ihr wackeres Lied für mich so andächtig nach, als hätte ich damit den Teufel verscheuchen wollen. Da die Volkslieder in unserer Poesie jetzt an der Tagesordnung sind, so dachte ich daran, mit der Zeit fortzuschreiten, und ging immer dicht hinter den Handwerksburschen her. Ich prägte mir so viel davon ein, als ich konnte, und hatte als ein Gelehrter immer die Schreibtafel bei der Hand. Hinter jeden Dornbusch trat ich hin und schrieb, so daß die Handwerksburschen mich zuletzt halb spottend wegen einer Krankheit bedauerten, die mich so oft hinter ein Gesträuch nöthige. Das nächste Lied, das sie sangen, hatte mit einem andern Liede große

Aehnlichkeit, worin sich ein Mädchen wegen der versteckten Reiterburschen herausredet, und es immer heißt: Milchkühe sind es, Milchmädchen sind es, die Mutter schickt sie mir. Hier war der besungene Held ein Student, der ein Liebchen heimlich mit nach Hause gebracht hatte, und der Mutter, so oft sie Spuren davon entdeckte, immer weiß machte: Es ist die Muse! Ich sammelte alles sorgfältig, und wußte im voraus, daß ich meinen Freund X. damit unendlich erfreuen würde. Ueberdieß gebietet auch das Sprichwort, daß man genau auf alles merken müsse, was einem im Anfange einer Reise begegne, weil man daraus das Zukünftige abnehmen könne. Ein gutes Zeichen sey es z. B. wenn zuerst ein Kind, oder eine hübsche Jungfrau vor uns hergehe, dahingegen eine alte Frau, besonders, wenn sie einen Topf in der Hand trage, selten etwas Gutes bringe. — Der singende Schwarm vor mir her war gewiß keine üble Vorbedeutung, und sie schrien alle so herzhaft, daß ich mir mit meiner Schreibtafel wie ein Friedensbringer vorkam, dem dreißig blasende Postillions voranziehen. Das dritte Lied, das sie anstimmten, enthielt eine Warnung an die beiden Auswandernden, weshalb sie auch scherzhafter Weise einen Kreis um sie schlossen. Alle machten die Miene der Bedenklichkeit

und Klugheit, nahmen die Stimme von Vater und Mutter oder vom Altmeister an, und schlugen dabei öfters auf ihre Ränzel, indem sie warnend sangen:

„Gott grüß! Wohin so schnell?“
Sey auf der Hut, Gesell!
„Kehr mit mir ein, es wird schon Nacht.“
Sag großen Dank, nimm dich in Acht.

Ob indeß alles in diesem Liede echt und nicht manches von einem modernen Schulfuchs hineingepfuscht ist, das will ich dem Scharfsinn meines Freundes zu entscheiden überlassen. Ich kann nur versichern, daß mir diese halb dramatische Scene sehr viel Vergnügen machte, ob mir gleich auch das Mühlersche Lied: Nimm dich in Acht! dabei einfiel. — Die lustige Gesellschaft setzte hierauf ihre Reise weiter fort, und da die gewarnten Gesellen wirklich nachdenkend einhergingen, so gab dieß den andern aufs neue Stoff zu mancherlei Scherz und Neckereien. Ei was! sagte der Vorsänger, ein anderes Lied, das besser zieht; und nun erhoben sie ein recht leichtfertiges Ding, wovon mir besonders die Worte lange vor den Ohren schwebten:

Die Kreuzer sind zerloffen,
Die Kundschaft ist versoffen,
Doch hab' ich noch,
Doch hab' ich noch
Mein ehrlich alt Gesicht.

Und damit die guten Burſche, die ein Paar recht liebe Mutterſöhnchen zu ſeyn ſchienen, gar nicht zur Beſinnung kämen, ſetzten ſie gleich ein anderes darauf, das die Liebſte zur Mitwanderſchaft auf-forbert:

Schler dich nicht drum,
Komm mit ins grüne Feld,
Komm mit in die weite Welt,
Sieh dich nicht um.

Jetzt waren wir bis zu dem Dorfe Hohl-ſtädt gekommen. Die Handwerksburſchen kehrten ein, um jenen hier den letzten Morgengruß zu geben. Ich glaubte, einer ſo wichtigen Fundgrube weiter nachgehen zu müſſen, und kehrte gleichfalls ein; doch ſetzte ich mich, ſo entfernt ich konnte, von ihnen weg, um gegen mich ſelbſt den Anſtand nicht zu verletzen, welches freilich ganz unromantiſch gedacht war. Es ward wacker getrunken, und mithin auch geſungen. Weil ich aber meine Schreib-tafel nicht hervorzulangen wagte, ſo ſind mir nur die Worte geblieben:

Willſt du wieder weiter wandern?
Du gehörſt wohl einer andern?

und vom vergeblichen Freien die Schlußworte: Er geht den Fleiſchergang, was mir nicht ganz verſtändlich war. Doch habe ich auch alle

Bruchstücke gesammelt, im Fall man etwa zu d
Volksliedern noch einige Supplementbände mit Fra
menten herauszugeben Willens seyn sollte. Ga
bekannt war mir das Lied vom armen Dor
schulmeisterlein, das ich jetzt wieder mit v
lem Vergnügen anhörte; doch rechne ich es nicht
den Volksliedern, sondern zu den Bastarden.
Nach gerade aber wurde mir der Lärm zu arg,
Verbrüderungsbecher machte schon die dritte Run
und die Stimmen gingen immer höher und höh
In Absicht der Lieder schienen sie indeß gerade
beste bis zuletzt aufgespart zu haben, denn je
sang jetzt aus seines Herzens Grunde, und die v
borgensten Schätze thaten sich auf. Endlich fiel
gar der Vorsänger von der Bank und fing an
extemporiren. Da konnte ich mich im heiligen E
für die Poesie nicht länger halten: ich zog m
Schreibtafel heraus, und kniete vor ihm nie
und ließ kein Goldstück, das aus seiner Werkst
flog, verloren gehen. Er machte eben Vario
nen und Zusätze zu: Landsmann hin, Lan
mann her! Göttliche Sachen kamen da
Vorschein. Ich wurde aber garstig gestört:
soll das? schrien die Bursche, lassen Sie un
Landsmann gehen; ich glaube gar, Sie wolle
über uns lustig machen. Einige erhoben scho

Krüge und Gläser, und es fehlte nicht viel, so wäre ich als ein Märtyrer der Volkspoesie auf der Stelle geblieben, und hätte mir von ihren Verehrern hier ein unsterbliches Denkmal ausbitten können. Dießmal trat noch der Wirth dazwischen, und verhinderte die Unsterblichkeit. Laßt mich doch, schrie ich immer, laßt mich, ich will euch ja alles erklären; und als es ruhiger geworden war, sagte ich ihnen mit vieler Höflichkeit, daß sie die schönsten Lieder von der Welt sängen, und daß mich der Herzog von * * als ein Beschützer der schönen Künste ausgesandt hätte, um alle Volkslieder in seinem Lande aufzulesen, und in seine Bibliothek abzuliefern, ehe noch andere sie außer Landes verführten. Und damit sie an meiner Gelehrsamkeit keinen Zweifel hätten, so zeigte ich ihnen meinen Paß vor, in welchen ich mich als Doctor der Philosophie hatte setzen lassen. Einige erkannten mich auch gleich für ein Weimarsches Gesicht; die meisten aber lachten: wenn dem Herrn mit solchen Liedern gedient ist, sagten sie, so wollen wir Ihnen alle Woche gleich das Dutzend für sechs Dreier liefern, und rühmten dabei ihren Vorsänger als einen Mann, der, wenn er getrunken habe, es mit jedem Dichter aufnehme. Ich versprach, ihnen künftig ansehnliche Bestellungen zu machen: für jetzt aber bedankte ich mich, ließ

ihnen meinen Morgengruß, und ging zum Hause hinaus. — Mir ward recht wohl, als ich mich wieder im Freien befand. Ich konnte das Gesumse lange nicht aus den Ohren los werden, so viel Lerchengesang ich auch aus blauer Luft dagegen einnahm. — Allmählig näherte sich das Schlachtfeld von Jena, doch sah ich nicht darnach; ich kam zur Schnecke, ich kam in das Mühlthal, ohne nur mit einem Gedanken an die Schlacht zu denken, so sehr hatten mich die politischen Schriften damit gesättigt. Ich ärgerte mich nur über die kahlen Berge, und — den Mittag war ich in Jena.

Erste Verlegenheit.

Noch hatte ich den Markt und die Sonne, wo ich einzukehren gedachte, nicht erreicht, als mir eine Stimme von oben herab singend zurief: „Auch Bruder Schütz, auch du sollst leben, Unsre Gesänge schallen dir.“ Ich sah hinauf, und ward ein mir wohl bekanntes Gesicht gewahr. „Wohin, woher, wo hinaus? Kehr ein zu meiner Thür!“ Und ehe ich noch antworten konnte, hörte ich ihn schon die Treppe herunter poltern; ich fühlte mich plötzlich beim Arm ergriffen und ohne Umstände mit hinaufgezogen. „Was Kuckuck! sagte ich, bist du denn wieder Student geworden?“ Freilich, Brü-

berchen, ich habe den Esel laufen lassen, und mich aufs Pferd geschwungen; quid juris? heißt es jetzt; doch geschieht das nur so gelegentlich; ich bin der Führer eines reichen Freiherrn, mußt du wissen. Nun setz dich! Willst du eine Pfeife?" — So wahr ich lebe, immer noch der Alte, wie ich ihn in Halle gekannt habe. Der Teufelskerl mit seinem „Auch du sollst leben!" Ich war damals ein wenig in meine Wirthstochter verliebt, und er zog vor ihrem Fenster vorbei und sang aus voller Kehle: „Auch Bruder Schütz, auch du sollst leben — laß dir dein Mädchen Küsse geben." Wir wurden beide roth bis über die Ohren. — „Ja, ein schüchterner Liebhaber bist du mein Lebtage gewesen. Nun, wie geht es sonst, Brüderchen?" — Wir hatten uns viel zu erzählen, und ich mußte versprechen, bis Morgen bei ihm zu bleiben. Schönes Essen, herrlicher Wein und die vorigen Zeiten — alles erwünscht. „Brüderchen du mußt wissen, sagte er weiter, heute besonders kommst du mir wie gerufen; denn ich feire heute Abend den Geburtstag meines Barons, den ich unterdeß auf die Jagd geschickt habe. Ein braver Kerl! sag' ich dir, und ich liebe ihn wie meine Seele. Alles ist bereit, aber ein Gedicht, Freund, ein Gedicht fehlt uns noch. „Du lieber Himmel! Nichts ist

mir von je her verhaßter gewesen, als ein Gedicht machen zu müssen. Zu dichten, ohne von einem Gedanken schon begeistert zu seyn, kostete mir immer eben so viel Zwang, als nicht zu dichten, wenn mich einmal der Gedanke dazu ergriffen hatte. Ueber Berg und Feld konnte ich wandern, mich der Begeisterung zu entschlagen; umsonst! überall folgte sie mir nach; aus den Bäumen, aus den Felsen stieg sie mir entgegen, und es schien für diese Stunde, als ob die ganze Welt nur einen Gedanken hätte. Am ungelegensten traf es vor dem Schlafengehen, so daß mir ein Dichter oft vorgekommen ist, wie ein Postmeister, der heraus muß, wenn das Posthorn schallt. Aber Dichten ohne Begeisterung ist nicht mind- schwer, ja eben so unmöglich, als Ernten ohne Aussaat. Wie kann die Erde Gewächse hervorbringen ohne den empfangenen Samen? — „Nun, nun, sagte mein Freund auf alle diese Demonstrationen, ich weiß ja, wie du bist; erst stellst du dich an, und willst verzweifeln, und nachher ist es da, ehe wir es uns versehen. Komm, ich will dir die Brandgasse, das Kriegstheater und den Napoleonsberg zeigen, unterdeß wird' dir schon ein Samenkörnchen zufliegen." Und so mußte ich ihm folgen; ich habe aber wenig gesehen, denn mir fiel immer das Gedicht

ein, das ich machen sollte, und alle Gegenstände suchte ich in mein Interesse zu ziehen. Es ist nicht anders, dachte ich, es muß dießmal von außen hinein gearbeitet werden. Und so setzte ich zuletzt aus den Dingen eine Einfassung zusammen, die ich mit einzelnen Einfällen ausfüllen wollte; aber der Teufel hole die Flickerei, es ging nicht. Es geht wahrhaftig nicht, Brüderchen, sagte ich, als wir ins Haus zurückkehrten. Aber er lachte dazu, nahm mich ganz freundschaftlich beim Arm, und führte mich auf eine einsame Bodenkammer, wo er mich mit Dinte, Feder und Papier meinem Schicksal überließ. Was war zu thun? Ich ging hin und her, setzte mich, schrieb, stützte den Kopf, erhob mich wieder, das Geschriebene zu betrachten, und sah es bald von der Seite, bald von vorn' an — kurz, ich machte alle mögliche Bewegungen, wie man sie nur vom Schauspieler Becker in Weimar in der Rolle des Flickworth sehen kann; — Verse standen schon da und Einfälle dazu, aber das Ganze wollte nicht zusammengehen: der Napoleonsberg mit dem Brande gegenüber hatte gleich zu viel Ernst in das Gedicht gebracht, und, so viel ich auch am Colorit änderte, so wollte doch keine Heiterkeit hineinkommen. Da stand ich auf mit beklommener Brust, trat ans Fenster, und

flehte mit Seufzen zur begeisternden Muse. Und sie erschien. Auf der Gallerie des Hofes erblickte ich sie eben, wie sie getrocknete Wäsche abnahm, äußerlich ganz angethan, wie ein niedliches Wäschermädchen. Nun, was macht denn der Herr da oben? sagte sie. Ach! Geliebte meines Herzens, antwortete ich mit Seufzen, ich soll des gnädigen Herrn Geburtstag besingen, und wenn Du mich nicht begeisterst, so muß ich mit Schande bestehen. Gib mir Gedanken von ihm, denn ich kenne ihn nicht, und weiß nicht, was ich von ihm sagen soll. Ich kenne ihn desto besser, erwiderte sie, doch muß der Herr deshalb nicht schlimm von mir denken; wenn ich sauber in Linnen und Battist ihn erhalte, was kümmert er mich weiter? — „O er liebt Dich gewiß, wen sonst?“ — Ich weiß nicht! liebt er doch seine Braut nicht einmal; aber sein Freund liebt sie desto mehr. Diesen hört' ich neulich sagen: das Mädchen wäre mein, ständest Du mir nicht im Wege. Meinethalben, sagte er; Du sollst sie haben, was gibst du mir? Meinen Wald zum Jagen, und die Jagdhunde oben drein, gab sein Freund zur Antwort. So sprachen die beiden mit einander, als ich nicht weit davon das Linnen ordnete. Haben sie nun gescherzt oder in Ernst gesprochen, das weiß ich nicht. Ich wenigstens bin

nur gewohnt, daß sie scherzen, wenn sie von Liebe reden. — So sprach und plauderte die Muse mit mir. Ich wollte noch einige Fragen an sie thun, aber sie war schon verschwunden. Gleich durchglühte mich ein mächtiger Gedanke: der Freundschaft sey das Lied geweiht! Ich strich den Napoleonsberg wieder weg, und stimmte eine ganz neue Melodie an. — War es eine Stunde, oder war es ein Augenblick — ich weiß es nicht; genug, das Kind kam zur Welt und lächelte mich an.

Sag, Freund, was hab' ich auf der Welt,
Das dir vor andern wohlgefällt?
„Mein Liebstes wär dein Jagdrevier!"
Dein Mädchen wär das Liebste mir.
Trarab erklingt es in dem Wald,
So wie es in dem Schloß erschallt.

Das war ungefähr der Hauptvers meines Gedichtes, und so wie ich es declamirte, sprangen Schloß und Riegel, und mein Freund trat herein mit offnen Armen. Er versicherte zwar, daß er von diesen Anspielungen nichts verstehe, aber er lobte das Gedicht, und sagte: du bist ein prächtiger Kerl! — Die Tafel stand schon gedeckt, und alles war aufs herrlichste bereitet. Die eingeladenen Freunde empfingen den Baron in vollem Jubel, und

ich nahm an einem fröhlichen Gastmahle Theil, wie ich lange keins gesehn hatte. Man sprach von meiner Reise; und zwei Studenten bekamen Lust, mir Gesellschaft zu leisten. Der eine hatte einen Vetter im Voigtlande, den er einmal wieder zu besuchen wünschte. Auch sprach er mir so viel hübsches von seiner Cousine vor, daß ich gar die Zeit nicht abwarten konnte, ehe wir ins Voigtland kämen. — Der Baron schien mehr Vergnügen daran zu finden, seine Freunde vergnügt zu sehen, als sich selbst einer lebhaften Freude zu überlassen. Er munterte (ob er heute gleich Gast war) fleißig zum Trinken und Singen auf, und lächelte recht behaglich, wenn alles von Freude überströmte. Endlich aber kam für mich die entscheidende Stunde: ein mächtiger Kuchen wurde aufgetragen mit des Barons brennenden Lebensjahren, und mein Gedicht in sauberer Abschrift flatterte wie eine weiße Taube in die Hände des neugebornen Kindleins. Mein Herz schlug dreimal schneller: er las, er lächelte, er wurde ernsthafter, er wurde röther — „es ist doch" — fuhr er heraus, und preßte die Lippen wieder zusammen, sein Busen kochte. Mein Gott! was ist dir? sagte der Freund an seiner Seite. „Lies, wenn du es noch nicht gelesen hast." Gelesen? wie, sollt ich? — „Oder dictirt,

das wird richtiger seyn" — Was ist es denn? — „Ein altes Weib, das nichts verschweigen kann." — Meinst du mich? — „Ja, dumme Streiche sinds" — brummte jener in den Bart. Bei diesen Worten sprang sein Freund vom Tische auf, und glühte wie eine lodernde Rakete. Bedenke, was du sprichst, oder meine Geduld hat ein Ende. — Ums Himmels willen fangt doch keinen Streit an, riefen andere dazwischen. — „Wie er redet, bild' es der Teufel." — Nim das Wort zurück, sagten jene, mag es auch seyn, was es will. — Natürlich war nun nicht mehr von meinem Gedichte, sondern von dem Ausdrucke: dumme Streiche! die Rede, der unter den Studenten Ehre und Leben verletzt. Da er das gesprochne Wort nicht zurück nehmen wollte, so legte man die spitzigen Degen auf den Tisch — und ich kroch in einen Winkel zusammen. Das Unglück war nicht abzusehen, das aus den verfluchten Anspielungen entstehen konnte. Zehnfach spiegelten sich die blitzenden Degen in den Weingläsern wieder, und zeigten mir die gebärende Zwietracht. Ganz ruhig, doch mit flammendem Gesicht, ergriff jetzt der Baron das eine von den Mordgewehren, und sein Freund das andere. Die Freudentafel wurde auf die Seite geschoben, um mehr Platz zu gewinnen.

Der Kreis wurde bezeichnet, der Stand bestimmt — alles trat schweigend umher. Der Freund legte sich gegen ihn aus, seine Augen funkelten wie Rubin, noch einmal sahen sie sich einander an, als ob sie sich noch etwas zu sagen hätten, dann fuhren sie mit den klirrenden Degen so heftig zusammen, daß die Funken herausprühten. Aber Himmel! plötzlich ließ eine bezaubernde Musik sich hören — so sanft, so schmelzend, so entzückend, als ob die Götter selbst in unserer Nähe gewesen wären. „Was ist das?“ sagte der Baron, „von wem ist die Musik?“ Alles schwieg, und himmlischer klangen die Töne dazwischen. „Von wem ist die Musik?“ fragte er mit stärkerer Stimme. Von mir! sagte endlich sein Freund. Da traten ihm die Thränen in die Augen: Bruder, vergib! rief er aus, und stürzte in seine Arme. Es war ein rührender Auftritt, und wie die Reben bluten am Weinstock, so sah man bei diesem Anblick auch Thränen fallen vom Angesichte der Freunde, die von gleichen Gefühlen glühten. Ich blieb ruhig im Winkel sitzen, und hatte meine Verwunderung über die Macht der Musik. Dazu hatte sie freilich der liebe Freund nicht bestellt, aber sie that nach ihrer himmlischen Abkunft, und ersah die Gelegenheit, zwei Freunde zu versöhnen, die der Liebe Aller werth

waren. Ein Mißverständniß war's, sagte der Hofmeister, ein Mißverständniß! Lassen wir das, sagten die andern; ad locum! hieß es, setzt euch! Da ward die fröhliche Tafelrunde wieder hergestellt, und ich nahm auch wieder meinen Platz ein. Man trank zur Versöhnung, statt der Waffen klirrten Gläser, und die Musik ging in Allegro über. Mein Gedicht sah ich auf einen Degen gespießt, und zuletzt so zerrissen, daß jeder davon ein Stücklein bekam. Man kann denken, wie mir dabei das Herz blutete. Es ist nicht meine Schuld, rief ich einigen zu, die Muse hat mir es eingegeben. Indem trat das niedliche Mädchen herein, und setzte dem Baron einen Kranz auf. Da ist sie! sagte ich, und nun klärte sich alles auf. Der Bekränzte drohte ihr mit dem Finger, und sie hieß von dieser Stunde an die Muse. Ich aber verwünschte aufs neue alle Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, und schlich mich bei Zeiten davon, um meinen Verdruß auszuschlafen. — Am andern Morgen suchte ich die beiden Studenten auf die mit mir reisen wollten. Diese lagen aber noch in guter Ruh, und es fiel ihnen jetzt erst ein, daß sie kein Reisegeld hätten. Doch auf den Brief an Vetter und Cousine bestand ich. Es ging mir darüber der ganze Vormittag hin, und erst nach Tische konnte ich meine Reise weiter fortsetzen.

Zweite Verlegenheit.

Ich ging lange auf der Straße allein, dachte ein wenig über den gestrigen Tag nach, und ward endlich fast verdrießlich, daß mir kein Mensch begegnen wollte, dem ich mit wohin und woher seine Künste abfragen konnte. Endlich erblickte ich einen Mann in einer grünen Jacke, der mit einer Frauensperson, welche an einem Korbe sehr schwer trug, vor mir her ging. Ich eilte, um zu ihm zu stoßen: Gott grüß' euch, sagte ich. Er nahm sein grünes Käppel ab, und dankte mit vieler Höflichkeit, „Gehen wir des Weges?“ — Nach Kahle, mein Herr; doch ist meine Bestimmung weiter, ich denke bis in das Böhmenland zu marschiren. — „Vortrefflich! Mein Ziel ist Carlsbad.“ — Das lasse ich links liegen, über Eger ist mein Weg. Sonst ging mein Handel nicht so weit, aber der letzte Krieg hat alles geändert. Leipzig, Berlin waren sonst meine Oerter. Jetzt haben mir einige Herren gerathen, mich in Böhmen hinein zu machen, wo ich viele Abnehmer finden würde. — Indem fing es in dem Korbe an zu zwitschern. Ich

stutzte. Ja, Vögel sind es, sagte der Fremde, die schönsten Singvögel, die ich alle selbst gefangen, selbst erzogen und selbst abgerichtet habe: Dompfaffen, die Aus tiefer Noth, und Nun danket alle Gott — singen, Drosseln, die den Papageno pfeifen, Hänflinge mit einem Kanarienschlag, Kanarienvögel mit einer Nachtigallstimme, Zeisige, die apportiren wie die Hunde, und Stieglitze, die sich selbst speisen und tränken, wie die Menschen. Und wieder welche, die so schön und so manierlich sind, daß die Gebieterin nur mit dem Auge winken darf, so kommen sie schon, ihre Lippen zu küssen. — Er wurde so begeistert von ihren Künsten, daß er der Trägerin Halt gebot, um mir die bunte Gesellschaft auf der Stelle zu zeigen. Ich bat ihn aber, sich nicht zu bemühn, und lieber zu warten, bis wir ins Wirthshaus kämen. „Ach! viele tausend Vögel habe ich schon verkauft, auch habe ich eine Eier- und eine Nestersammlung, über drei hundert Stück. Da sollten Sie die große Verschiedenheit sehen, an Größe, an Farbe, an Gestalt — und das sind sie doch lange noch nicht alle. Die Tüpfelchen, die Streifen auf den Schalen, kein Maler kann es so schön ausdenken und erfinden. Da frage ich nun, warum das so und das anders ist, warum z. B. die Eier der Raubvögel inwendig

grün aussehen, und die andern weiß — und kein Gelehrter kann mir's sagen." Ich hörte ihm mit Verwunderung zu, und freute mich über den herzlichen Eifer, mit welchem er seinem Geschäfte zugethan war. — Und wo ist Ihr Wohnort, fragte ich endlich. — „Gotha" — Ei, da sind wir ja Nachbarn, ich bin aus Weimar. — „O in Weimar bin ich sehr wohl bekannt. Die hochselige Amalie, die regierende Frau Herzogin, der Herr von F., der Herr von M., und die Damen und Fräuleins am Hofe — sie kennen mich alle sehr gut, und ich darf ihnen niemals vorbeigehen." Als ich den Namen Amalie hörte, dachte ich: das ist doch ein Vorzug guter Seelen, daß sie auch nach ihrem Tode noch genannt werden, als wenn sie noch unter uns lebten. „Und da ist wieder der Herr von H., fuhr er fort, der Amtmann B., der Professor — wie? auch der Amtmann B.? fiel ich ihm in die Rede. — „Ich besuche ihn alle Jahre", gab er zur Antwort, und seine Tochter hat immer ihren Spaß und ihre Neckerei mit mir, und fragt nach der Papagena. „Ja —, Necken ist ihre Sache, ich kann ein Lied davon singen, sagte ich darauf, und gerieth nun auf einmal in solchen Eifer, daß mein Mnnd für die Worte zu klein zu werden schien. Sonderbar! was ich oft dem besten

Freunde vorenthielt, das erzählte ich jetzt einem fremden Menschen: wie der Amtmann B. nach Weimar gekommen, um sich da in Ruhe zu setzen, wie es ihm aber verdrießlich geworden wäre, um sich her so viel von gelehrten Dingen sprechen zu hören, bis ich ihm aus der Verlegenheit geholfen, und ihm jedesmal über die Tagesneuigkeiten die nöthige Aufklärung gegeben, wodurch ich ihm zuletzt sehr lieb und fast unentbehrlich geworden. Aber desto ärger hätte mir dafür seine Mamsell Tochter mit gespielt, denn sie wäre darauf ausgegangen, mir weiß zu machen, daß sie mich liebe, blos um mich als einen Jagdfalken zu gebrauchen, womit man andre Vögel fängt. Bald war ich ihr Gärtner, bald ihr Eilbote, bald ihr Korbträger — aber gewiß jedesmal ihr Narr. Wenn ich dachte, jetzt ist es Zeit, ein wenig zärtlich zu thun, dann machte sie schnell links um und lachte mich aus. — Nun, sagte der Vogelsteller, das mag wohl ihre Art so seyn, die Mädchen sind ja nicht alle gleich; sie kann darum doch was auf Sie halten; denn böse scheint sie mir nicht. Hatte sie mir doch neulich einen Zahlpfennig für einen Ld'or gegeben, aber ich war kaum bis zur Hausthür, so rief sie mich wieder um, hielt mir eine lange Strafpredigt, daß ich auf der Reise nicht vorsichtiger wäre, und wollte sich bald

todt lachen.“ Ja, ihre Neckerei ist schuld, sagte ich, daß ich nicht mit ihr nach Carlsbad gereist bin — o wie könnten wir so glückliche Tage haben, aber es soll nicht seyn! — Unter diesen Gesprächen hatten wir uns Kahle allmählig genähert. Die Trägerin, eine alte Magd, zog immer langsam, mitten im Fahrwege, vor uns her, und war so geradaus dumm, daß ihr Herr ihr öfters erst zurufen mußte, wenn sie einem Wagen ausweichen, oder einen bessern Weg wählen sollte. — Die Theilnahme des Vogelstellers an meinem Schicksale hatte mir seine Gesellschaft so lieb gemacht, daß ich gern mit ihm in das Wirthshaus ging, und mir sein Quartier gefallen ließ. Ich war glücklich, wenn ich nur mit ihm über die schelmische Caroline plaudern konnte, und bemerkte nicht, ob das Zimmer austapeziert oder ausgemalt war, vielmehr die dürren Wände kamen mir vor wie grüne Alleen und die hangende Decke wie eine Laube im Park zu Weimar. — Mein Gefährte öffnete jetzt seine Käfiche, und die Vögel begrüßten ihn mit einem freudigen Gezwitscher: wie mancherlei Gesang, wie mancherlei Stimmen! ich sah mich auf einmal in eine Zauberoper versetzt und dachte mit Vergnügen daran, daß man am Sonnabend, wie heute, in Weimar (wenigstens zur Winterszeit) immer ein

Singspiel zu geben pflegt. Ich sah nach meiner Uhr, es war halb sechse; auch die Stunde traf zu. Die Vögel waren so gesprächig um ihren Herrn her, als ob sie ihm alle viel zu sagen hätten. Er fütterte, er streichelte sie, und ließ die Vertrautesten näher kommen. So wie er seine Hand ausstreckte, so saßen sie ihm bis an die Schulter, so daß sein Arm zu einem lebendigen Zweige zu werden schien, worauf die Vögel auf und ab hüpften. Und so wie sie zu ihm sprachen, so antwortete er dem Klagenden klagend, und dem Fröhlichen mit hellerer Stimme. Ich bemerkte mit Freuden, daß uns mit den Thieren doch eine Sympathie durch die Stimme geblieben ist, und daß die Menschen sie an sich locken, wenn sie den Ton ihrer Stimme nachahmen. Den zwitschernden Vogel lockt man durch das zischende s (Mätzchen, Hänschen). Der Taube, die nur pfeift und girrt, braucht der Herr des Hauses nur zuzupfeifen, und den Augenblick verläßt sie Schlag und Dach, und stürzt sich zu ihm nieder. Die Hühner haben einen eignen Singsang, wenn sie auf dem Hofe umhergehen und sich ein Nest suchen, und diesen Ton ahmen wir nach in dem bekannten Zurufe. Der Katze aber schmeicheln wir mit dem Ton der Mäuse, für welchen sie von Natur eine eigennützige Empfänglichkeit hat. — Die:

se und andere Betrachtungen boten sich mir dar, als der Vogelsteller sich mit seiner kleinen, bunten Gesellschaft unterhielt. Auch ließ er einige derselben ihre Kunststücke machen, und forderte dabei alle meine Bewunderung auf; doch glaubte ich zu bemerken, daß zwischen den Geschicklichkeiten, die ihrer Natur nahe kommen, und andern, die ihrer Empfindung nicht entsprechen, ein großer Unterschied blieb. Jene verrichteten sie mit Munterkeit, diese mechanisch ohne Leben und Charakter. Am meisten erfreute mich der Zeisig, der dem Fräulein, wenn sie ein Zeichen mit den Lippen gibt, Zucker zubrachte, und den Mund mit vieler Zartheit berührte. Da unsere dicke Wirthin jetzt die Rolle eines Fräuleins übernehmen mußte, so gab dieß nebenbei noch manchen Spaß, denn es schien, als ob der Vogel sie nicht gleich für ein Fräulein wollte gelten lassen, so sehr sie auch den Mund zu einem Mündchen spitzte. Sie ermüdete aber nicht, bis er sie dafür anerkannte, und auch unser Lachen ließ sie sich gefallen. So verging der Abend auf eine seltene, angenehme Weise, und ich träumte die Nacht darauf, als ob ich in die Tausend und Eine Nacht versetzt wäre.

Als kaum der Tag anbrach, war der Vogelsteller wieder auf dem Platz, und ermunterte mich,

im Fall ich weiter mit ihm reisen wollte. Ich dankte ihm aber in meiner Schlaftrunkenheit, und sagte, daß ich noch der Ruhe bedürfte. Im Grunde aber fürchtete ich das Einerlei, wenn ich auf der ganzen Reise mit ihm ginge, und daß das Romantische, worauf ich es vorzüglich abgesehn hatte, ein wenig darunter leiden möchte. Ich hörte also ganz gelassen mit an, wie er seine Magd antrieb, die Sachen zusammen zu packen, und sich zur Abreise anzuschicken. Da er ging, drückte ich ihm die Hand, und gab ihm die besten Segenswünsche mit auf den Weg. Ich blieb noch zwei Stunden im ruhigen, sanften Schlafe, bis mir die Sonne ins Auge stach, und mich mit ihrer Munterkeit beschämte. Hurtig sprang ich nun auf, kleidete mich an, und eilte zum Abmarsch. Aber Himmel! wie erschrack ich, als ich meine leberne Tasche suchte und nicht fand. Ich rief die Wirthin, sie staunte nicht weniger als ich; die Tasche war nirgends zu finden. Mein Geld, meine Sachen, die Volkslieder — alles war zum Teufel. Und wer anders konnte sie geraubt haben, als der verschmizte Vogelsteller; denn niemand anders, als er, war in das Zimmer gekommen. Doch noch konnte er ja so weit nicht seyn; nur schnell auf den Weg, ich erblick' ihn wohl noch, ich hol' ihn wieder ein. Die

Wirthin hatte das gröſste Mitleid mit mir, und trieb mich selbst an, meine Schritte zu beschleunigen. Für Zehrung und Quartier verlangte sie, da sie mich so rein ausgeplündert sahe, keinen Heller; mein Verlust sey ohnehin groß genug, sagte sie; ich würde es ein andermal schon wieder gut machen. Ich drückte ihr dankend die Hand, und eilte, was ich konnte, zum Thore hinaus. Ich lief und lief, und erhob öfters meinen Stockdegen, womit ich ihn zu durchbohren dachte, wenn ich ihn träfe. Aber mein Laufen, mein Fragen, mein Umherschauen war umsonst. Nirgends war er zu erspähen; so daß ich endlich ganz ermattet auf einen Hügel niedersank, und um und um von Schweiß triefte. O ihr Kanaillen! rief ich aus; mußten darum deine Vögel singen, mußtest du darum ihre Eier und ihre Nester bewundern, um mich selbst in deinen Käfich zu locken, um mich selbst in deinem listigen Netze zu fangen? Nicht auf freiem Wege —; wo Wälder, wo Hölen, wo Klüfte sind, da sollte ich dich suchen, denn du weißt, wo jeder Vogel sein Nest baut, kein Schlupfwinkel ist dir verborgen! Und die Wirthin — o sie ist gewiß auch mit einverstanden — wie sie schmunzelte, wie sie freundlich um ihn herum war — o sie muß ihn ja kennen. Unter Räuber und Spitzbuben bin ich gera-

ben, in eine Mördergrube bin ich gefallen. — Doch — was war nun anzufangen? Reisen ohne Geld! Das war nicht möglich. — O, rief ich mit Bitterkeit aus, sehr romantisch, o ganz vortrefflich! — Zwar trug ich noch eine goldene Uhr bei mir, aber diese bewahrte ich als ein so theures Andenken, daß ich lieber verhungert wäre, ehe ich mich zu deren Verkauf hätte entschließen können. In Carlsbad erwartete ich Wechsel, aber was konnte mir das jetzt helfen? Gibt es denn gar kein Mittel? Ich sann über jeden Erwerbszweig nach, ich dachte an die reisenden Schauspieler, Puppenspieler, Rattenfänger, Wasserbeschauer, Hirnbefühler; aber keins von allem konnte mir dienen: das Hirnbefühlen noch am ersten, weil ich darin einige Kenntnisse besitze. Endlich fielen mir die Declamatoren ein. Halt! das ist etwas für dich; declamiren kannst du — ja declamiren willst du, daß es eine Art hat. Mein ganzes Wesen erheiterte sich bei diesem Gedanken; denn ich hatte mir wohl gemerkt, wie die Declamatoren es zu machen pflegen, und ich dachte es ihnen nachzuthun. Es liegt nicht weit von hier ein kleines Städtchen, Pösseneck genannt. Auf nach Pösseneck, sprach ich zu mir selbst, und versuche dort dein Glück.

Dritte Verlegenheit.

Indem ich vorwärts ſchritt, überlegte ich, wie ich meine Sache am beſten anzufangen hätte. Man wendet ſich in ſolchen Angelegenheiten nicht gerade zu ans Publikum, ſondern man braucht gewöhnlich einen Gönner, einen Angeſehenen der Stadt, der vorher zu den Leuten ſpricht: den Mann müſſen Sie hören, er liefert Sachen, er declamirt — zum Entzücken, ſage ich Ihnen. Glücklicher Weiſe fiel mir der Name eines Arztes ein, den ich zuweilen in Zeitſchriften und öffentlichen Blättern gefunden hatte, wobei mir das Städtchen Pöſeneck zuerſt zu Ohren gekommen war; dieſen wählte ich zu meinem Patron. Ich rief auch gleich die Gedichte und Reden in mein Gedächtniß zurück, womit ich dort aufwarten wollte. Es war Sonntag, ich hörte um mich her läuten, und ſo wie ich auf dem Wege ſo für mich weg memorirte, kam ich mir wie ein Landprediger vor, der nach ſeinem Filial geht, und unterweges ſich ſeine Predigt noch einmal überhört. Endlich war alles einſtudirt, der Mittag rückte heran, und ich verſpürte einen ungewöhnlich ſtarken Hunger, ſo daß ich mir vornahm, kein Wort mehr zu ſagen oder zu denken, bis ich Pöſeneck erreicht hätte. Als ich dort ankam, fragte ich ſogleich nach

dem Doctor. Ich trat herein und traf ihn eben beim Caffee, denn die Tischzeit war leider schon vorbei. Ein Gelehrter aus Weimar sucht auf seiner Reise die Bekanntschaft eines Mannes, den er sehr wohl aus Schriften kennt. Das war ungefähr der Kern meiner Worte. Ich nannte meinen Namen, und sprach viel von den berühmten Männern in Weimar, die, meiner Versicherung nach, alle meine Freunde waren. Der Doctor schien wirklich darüber einige Freude zu haben; wenigstens nöthigte er mich, mit ihm Caffee zu trinken und auch vom Kuchen gütigst zuzulangen. Kuchen zum Caffee war nun eigentlich nie meine Sache gewesen, aber ich machte heute eine Ausnahme, und trank Caffee zum Kuchen. Meine Worte, die auf der Stelle so schöne Wirkungen hervorbrachten, kamen mir in diesem Augenblick wie Pfeile vor, die ausgesandt nicht ohne eine reiche Beute zur Erde fallen. Sobald ich die Sprachorgane ein wenig freier fühlte, eröffnete ich dem Doctor meinen Wunsch, hier ein kleines Declamatorium halten zu dürfen. Ei, das wird uns eine überaus große Freude seyn, sagte er gleich, heute ist ohnehin die Ressource versammelt, und man wird Sie dort mit vieler Artigkeit empfangen. Wir finden auf dem Rathskeller alle Honoratioren der Stadt bei einan-

der, und wenn wir oben den Saal nehmen, so können auch die übrigen Stände zugelassen werden. Ich nannte ihm die Stücke, die ich geben wollte, und declamirte gleich etwas zur Probe, wodurch ich ihn in den nöthigen Enthusiasmus versetzte und zu meinem Gönner stempelte. Nur wegen der Einnahme wußte ich nicht recht, wie ich mich ausdrücken sollte, und ich sagte endlich: zum Besten der Armen! wozu ich mich aber in Gedanken mit rechnete. Der Doctor schien mich auch nicht übel zu verstehen, denn er meinte, ich würde mir doch etwas für die Unkosten meiner Reise gefallen lassen, und ich mochte nicht gern weiter mit ihm darüber streiten. Hierauf nahm er ein großes Blatt Papier und setzte mit Fracturschrift Declamatorium darauf. Dieser Zettel ward an das Rathhaus geklebt, und der Doctor lachte selbst darüber, und glaubte, daß ganz Pöseneck zusammen laufen würde, ungewiß, ob das Ding ein Puppen — oder ein Schattenspiel, oder eine Seiltänzerei zu bedeuten habe. — Wir traten eben in die Ressource ein, als die Chocolade herum gereicht wurde. Ich ward zuerst dem Bürgermeister, drauf den Rathsherren und nachher den Uebrigen vorgestellt. Zuletzt verlor ich mich unter die Damen, wo ich etwas von den Weimarischen Hoheiten erzählen und

Chocolade trinken mußte. Es mochte etwa um 7 Uhr seyn, als mir der Doctor ankündigte, daß ich nun anfangen könnte. Man führte mich auf einen großen Saal, der schon ganz mit Menschen, doch in gehörigen Abtheilungen, angefüllt war. Vorne saß der Bürgermeister mit einer Edeldame, welche die einzige des Orts zu seyn schien. Darauf folgten die übrigen Damen, rechts und links mit dem Magistrat umgeben. Hinter diesen sah es etwas unordentlich aus, Männer, Frauen und Kinder durch einander; und ganz zuletzt erblickte ich den Pöbel auf Brettern, Leitern und auf der breiten Brüstung der Rathsfenster. Für mich hatte man eine eigene Anordnung getroffen. Ueber zwei Stangen, die sich auf zwei Feuerhaken lehnten, hing eine rothe Decke herab, welche mich den Augen der Zuschauer entziehen sollte. Davor waren mehrere Kasten so übereinander gethürmt, daß sie eine Art von Katheder oder Kanzel bildeten, und darüber ein grünes Tuch gebreitet, das von einem alten Billard herzurühren schien. Man bedauerte, daß man mit keiner Musik aufwarten könnte, weil die Stadtmusikanten heute aufs Land, und zu einer Bauerhochzeit abgeholt wären. Deshalb mußte der Rathsdiener jedesmal ein Zeichen geben, wenn ich hervortreten wollte. Wie alles ruhig war, schritt

ich hinter dem rothen Vorhange hervor, und bestieg den grünen Katheder. Die ganze Scene und die knarrenden Kasten unter mir erinnerten mich auf der Stelle an meine erste Predigt, die ich vor meinem Oheim in seinem großen Saale auf einer Kanzel, die aus Aepfelkasten zusammengesetzt war, halten mußte, wobei ich aber im Vater unser die Bitte vergäß: Unser täglich Brot gib uns heute; dieß machte, daß ich gleich meine Blicke nach dem Almosenteller wandte, der an der Thür ausgestellt war. Ich begann mit einer donnernden Ode von Klopstock, womit ich den ganzen Saal erschütterte. Um aber die Zuhörer nicht gleich durch zu großes Gebrause abzuschrecken, brachte ich nach der Gewitterode unmittelbar die Anrede an den Mond. Ich bemerkte zugleich, wie noch immer Leute sich einfanden, welche mein Patron durch Nicken auf den Keller aufmerksam machte, so daß mir fast das Lachen ankam, als ich mit einem Blicke dahin die Worte sprach:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährte der Nacht —
Du entfliehst? Eile nicht. Bleib, Gedankenfreund!
Seht, er bleibt, das Gewölk wallet nur hin.

Indeß sah ich von meiner Declamation noch immer keine rechte Wirkung; ich rief deshalb das

Bild einiger Declamatoren vor meine Seele, und forderte mich selbst zu ihrer Nachahmung auf. Mit aller Gewalt warf ich mich jetzt in die herzdurchglühende Empfindung, und ließ bald meine Stimme wie um Erbarmung winimern, bald zitternd um Mitleid flehen, bald sie vor Rührung ersticken. Dabei wechselte ich den Ton in einem Gedichte wohl hundertmal, und jede Person, von der ich erzählte, war ich immer selbst: bald schnob ich vor Wuth, bald lächelte ich sanft wie die Unschuld, bald zog ich die Mienen eines Zechbruders, bald die ernsten Falten eines Weisen, bald sprach ich bittend wie ein Knabe, dann polternd wie ein Tyrann, jetzt fuhr ich wie ein Sturmwind heraus, dann lispelte ich wieder wie ein Zephyr, so daß die Zuschauer meine Kunst nicht genug bewundern konnten. Von Leidenschaften erglühte mein Gesicht, die Adern schwollen, die Augen traten hervor, die Brust versagte den Athem, und alle, die mich sahen und hörten, erschraken, zitterten, weinten — alles wie ich es wollte. Und wenn ich ausgeredet hatte, erscholl der ganze Saal von dem lautesten Beifall. — Doch begegneten mir dabei einige Unannehmlichkeiten, die ich als kritische Winke nicht verschweigen darf. Als ich nämlich den Monolog der Jungfrau von Orleans vor der Kirche zu

Rheims recht jammernd vortrug, und bis zu den Worten gekommen war:

Konnt' ich dieses Herz verhärten,
Das der Himmel fühlend schuf?

fingen alle Hunde an zu heulen — nämlich diejenigen welche im Saale waren, und ich mußte inne halten, bis man sie hinaus gejagt hatte. Nachher wieder, als ich in dem Gange nach dem Eisenhammer bei meiner großen Stimmenabwechselung einmal als Tyrann heftig herausfuhr, erschraken die Kinder so sehr, daß sie weinend ein laut Geschrei erhoben, und auch sie hinaus gebracht werden mußten. Bei einer Stelle aus dem Macbeth aber trat der Gerichtsdiener zu mir, und fragte mich, ob ich nicht auch einige alte Kleider und fremde Anzüge haben wollte; es hingen dergleichen in der Rathskammer. Darauf antwortete ich mit Zorn, ich sey kein Acteur, sondern ein Declamator. — Bis jetzt ging übrigens alles ganz vortrefflich, und die Versammlung schien über die Maßen mit mir zufrieden zu seyn; allein das Ende fiel ganz anders aus, als ich mir's gedacht hatte. Ich bemerkte nämlich an einem Pfeiler einen langen hagern Mann mit einem eben so langen Stabe in der Hand, der mich öfters, wie mit Verwunderung, ansah und den Kopf schüttelte, weshalb ich

ihn auch für den Kritiker oder Censor des Orts hielt. Aber sein Kopfschütteln nahm immer mehr zu, und endlich erhob er ein Blatt in der Hand, dessen Inhalt er mit meinen Worten zu vergleichen schien. Er sprach und flüsterte hin und her mit sehr bedenklichen Mienen, und als ich die Bürgschaft von Schiller ausgesprochen hatte, und wieder hinter den rothen Vorhang getreten war, kam mein Patron, der Doctor, zu mir, und that nach einem flüchtigen Complimente über meinen Vortrag wegen meiner Person allerhand besondere Fragen, und zuletzt auch die, was ich geschrieben hätte. Damit kam er mir nun gerade recht, denn niemals hatte ich das Herz, von meinen eigenen Produkten zu sprechen; und obgleich schon der selige Spazier mir gesagt hatte, daß ich die Bescheidenheit ablegen und einen gewissen Stolz zeigen müßte, ob mir gleich das Beispiel aller jungen Dichter hierin vorleuchtete, und ich ihr Betragen mir besonders jetzt zum schönsten Muster vorstellte, so half doch Alles nichts. Die Schamröthe eilte meinen Worten zuvor, und der Doctor schöpfte Verdacht. Nur mit Noth brachte ich den vertriebenen Dichter, Myrthengrün heraus, worauf jener lächelnd sagte: „Es scheint, daß Sie Ihr eigenes Schicksal prophezeihen wollen! Dürft' ich mir wohl Ihren Paß aus-

bitten? —“ Ja du lieber Himmel! der lag bei meinem Gelde, und ich konnte nicht anders antworten, als: er ist mir gestohlen! Da zog mein Patron sein Gesicht um zwei Zoll von mir zurück, und sagte ganz ernsthaft: „mein Herr, das ist nicht schön von Ihnen! Ich will mir kein Urtheil über Sie erlauben, aber verschweigen darf ich Ihnen nicht, daß sich eben ein besonderer Umstand zugetragen hat. Es findet sich nämlich in der Baireuther Zeitung die Beschreibung eines Menschen, der Ihnen außerordentlich ähnlich sieht.“ Wie? antwortete ich, sagt Ihnen denn mein ehrliches Gesicht nicht schon — —? „Ich will Ihnen gern alles glauben, erwiederte er ganz kurz, aber der Verdacht ist gegen Sie, und ich kann sie nicht schützen. Mein Rath ist, daß Sie sich heimlich davon machen, und sich eine Unannehmlichkeit ersparen, die mir selbst sehr kränkend seyn würde.“ Damit ging er zur Versammlung zurück. — Mich arretiren zu lassen, dazu hatte ich nun eben keine Lust. Die Hinterthür stand offen. Ich trat also zum letztenmal hervor, und declamirte mit recht wehmüthiger Stimme:

Leb wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!

und wie alles in Thränen schwamm, schlüpfte ich zur Hinterthür hinaus, und suchte das Freie. —

Ich vermied die Landstraße und wandte mich vor
em Thore gleich rechts nach einem Mühlengrunde.
Ganz traurig setzte ich mich da hinter einen wilden
Rosenstrauch dessen Zweige nicht dornenvoller seyn
onnten, als mein Gemüth voll Sorgen. Mir
iel ein, wie ich sonst wohl in den Zeitungen schon
fters bemerkt hatte, daß Personen in Steck-
riefen beschrieben waren, die mir außerordentlich
hnlich sahen. Ich schalt auf mein rabenschwarzes
Haar, ich beschuldigte meine Augen der diebischen
ist, und meine Nase des spionsmäßigen Ansehns.
Mein Gang ist zu schleichend, sagte ich, meine
Stimme zu leise, meine Geberden ohne Festig-
eit. Mit beiden Händen fuhr ich mir in das
Haupthaar, um hinter den Ohren den Diebessinn
u suchen, und ich überraschte mich selbst mit neuen
Entdeckungen, so daß ich am Ende nahe daran war,
mich selbst für einen Spitzbuben zu halten. Ach!
er schöne Mond! die blinkende Silbermünze, sie
hat mir umsonst gelächelt, sprach ich seufzend; nur
in Gedankenfreund war es — er flieht! — In-
em ging die glühende Sonne unter, und mir wurde
ezt bei leerem Beutel erklärlich, wie manche sie
mit einem Goldklumpen vergleichen können, doch
erdroß es mich, daß auf diese Weise ihre blendende
Schönheit mich nur an meinen Zustand mahnen

mußte. — Ich mochte ungefähr eine halbe Stunde mit solchen Betrachtungen zugebracht haben, als ich zwei Müllerknappen eilig den Grund herauf kommen sah. Der eine lief dem andern zuvor, und sagte: mach doch, daß wir von der Comödie noch was abkriegen. Du läufst auch wie ein Faßbinder, sagte der andre. Die Meisterin wird schelten, antwortete jener, wenn wir so lange ausbleiben. — Ja, nun sie wieder einen Mann kriegen soll, ist sie ganz des Teufels, versetzte der andre wieder. Nicht wahr, fügte er hinzu, es verdrießt dich doch etwas, daß du wieder unter einem Herrn stehen sollst. Ich wette, du würdest nicht so laufen, und bliebest wohl lieber bei der Meisterin, wenn das nicht wäre. — Mit solchen Gesprächen waren sie mir vorübergegangen, ohne mich zu sehen. Ich merkte ihre Absicht und mein Entschluß war schnell gefaßt; eilends lief ich hinter die Gesträuche herum, und so wie ich ihnen den Vorsprung abgewonnen hatte, trat ich ihnen wie von Pösneck kommend in den Weg. Haltet, sagte ich zu ihnen, und hemmt eure Schritte. Ich weiß, wohin ihr wollt. Ihr denkt auf dem Rathhause zu Pösneck eine Comödie zu sehen; aber ihr kommt zu spät; denn ich selbst bin es, der sie spielte. Die Abendkühle ladet mich ein zur weiteren Wallfahrt, wenn ihr aber wollt, so

kann ich euch ja auf der Mühle meine Kunststücke
zeigen, und ihr möget den Weg euch ersparen.
Sie sahen mich beide eine ganze Weile mit Verwunde-
rung an. Drauf sagte der Eilfertige: und worin be-
stehen denn Ihre Künste? Ich wahrsage den Leuten
aus ihren Schädeln, gab ich zur Antwort. Da
richteten sie ihre Gesichter lachend zu einander, und
der eine sagte: Nun, was meinst du? — Ja,
wenn die Comödie aus ist, antwortete der andere,
so laß uns nur wieder nach Hause gehn. — Also
eine Wahrsagerei ist es, fragten sie weiter, und
aus den Schädeln, nicht aus der Hand? Kommen
Sie doch mit zu unsrer Meisterin, die wird sich
ihren etwas wahrsagen lassen. Ich folgte ihnen auf
der Stelle, und ging mit ihnen zur Mühle hinab.
Wenn ihr wollt, fuhr ich fort, so kann ich euch von
meiner Kunst gleich eine kleine Probe geben. Ent-
blöße dein Haupt, sprach ich zum Eilfertigen, so
verkünde ich dir dein Leben. Er zog nicht ohne
Bedenken seine Mütze ab, und sagte: Nun, was
ist denn da zu sehen? Ich umging ihn mit meinen
Blicken, und begann also: Hoch preise ich die Ge-
duld einer Mutter, die solchen Wildfang erzog.
Geh nur, sagte sie, du wirst noch oft anrennen.
— Ja, wahrhaftig Gott! das hat sie gesagt, ver-
sicherte der Knappe. Aber segne die Hand, die

dich züchtigte, fuhr ich fort: wie dich dein Lehrmeister schlug, that er nicht übel daran. — (Er fühlte sich nach dem Rücken) Den Mädchen warst du eben recht: dreie besonders hoften auf dich, aber du hast sie alle dreie betrogen. — (Er besann sich, und brachte richtig dreie heraus.) Endlich bist du in das Netz einer jungen Witwe gerathen, die dich im Käfich wohl gefüttert hat, bis ihr ein anderer Vogel zuflog, und sie zu dir sagte: marschir! — Da schlug der andre Knappe ein lautes Gelächter auf, und der Eilfertige sagte: lassen Sie es nur gut seyn, ich habe genug; fangen Sie nun bei diesem an. Der aber weigerte sich, und wollte nichts von mir wissen. Und wenn du auch deine Mütze nicht vor mir abnehmen willst, sagte ich, so sehe ich dir doch an, daß du eine heimliche Liebschaft hast. Gleich wandte sich sein Auge weg, und er schwur, daß er nichts von Liebe wisse, wobei der andere wieder freien Spielraum gewann, und sich weidlich über ihn lustig machte. — Indeß kamen wir zur Mühle, und ich hörte schon in der Ferne, wie die Wirthin mit den Mägden zankte. Die Knappen führten mich zu ihr hinein, und sagten, daß sie einen Wahrsager brächten, welcher ihnen ihr ganzes Leben ausgesagt hätte, und dabei logen sie noch weit mehr hinzu, als wirklich geschehen

war. Ein Wahrsager? fragte sie, Nun was wird's denn seyn, Gutes oder Böses? Wie es fällt, antwortete ich. Laßt die Gesellen hinaus gehen, so sage ich euch das Geheimste Eures Herzens. — So geht einmal, sagte sie. Segen dem Hause, fing ich an, wo solche Frau regiert! Reichthum ist in Küch' und Keller, Glanz in den Gefäßen, Ordnung auf Bänk' und Stühlen, doch wehe denen, die darauf sitzen. Was wollen Sie damit sagen, fuhr sie heraus. „Daß hier keine Ruhe wohnt; ihr selbst habt keine Ruhe. Ja oft habt ihr im Herzen einen Feiertag verwünscht, weil alles ruhen sollte. (Sie ward nachdenkend) In der Kindheit warrt ihr die Freude der Mädchen, und das Schrecken der Knaben, jenen des Spiels Anfang und Ende, diesen eine Hand des Verderbens, so daß es einst einen Kampf setzte, der ohne der Nachbarn Beisprung euch übel bekommen wäre. (Das war die Ohrfeigengeschichte sagte sie.) Als Jungfrau habt ihr lange gewählt, und endlich nahmt ihr einen Mann nur so so. Ihm ward nicht wohl bei euch; saumselig, wie er war, ging er bald zur Ruh. (Ja, saumselig war er, Gott hab' ihn selig) Dem einen Gesellen aber habt ihr manch heimlich Gericht bereitet. Wenn alles hinaus war, dampfte die Küche. Doch weil er sich nachher man-

ches herausnahm, das euch nicht gefiel, so dachtet ihr: soll der mein Herr seyn, der mir als Geselle gedient hat, und ihr schämtet euch, ihn zu eurem Manne zu machen, und wähltet deshalb frisch einen andern, der nächstens als Meister hier einziehen wird. Ganz andere Tage werden kommen. Dreimal wird großer Zank seyn, und er wird die Hand aufheben. Doch wie nach drei Donnerschlägen oft die Wolke in Regen sich auflöst, so wird darauf Friede herrschen unter euch, und Ruhe wird seyn in diesem Hause." — Das gebe Gott, sagte sie, denn Aerger und Verdruß habe ich genug gehabt; nur mit den Donnerschlägen mag er mir vom Halse bleiben, das will ich ihm rathen. Aber, woher wissen Sie denn alles? — Das ist auf eurer Stirn zu lesen, antwortete ich. — Indem trat ein Mädchen herein mit wilden Geberden und zerstreutem Haar. Nein, Mutter, nein, da halt ich's nich länger aus. Macht mit mir, was ihr wollt, da bleib ich nicht. So rief sie heulend ihrer Mutter (also ihrer Stiefmutter) entgegen, und warf sich trotzig in einen Winkel. Was, du liederliche Dirne, fing diese an, bist du schon wieder aus dem Dienst gelaufen? Wollt' ich doch, der Förster hätte dich erwischt, und dich durchkarbatscht, daß dir Hören und Sehen vergangen wäre, du un-

gerathne Tochter! Nun das fehlte noch, antwortete jene, daß ich mich vom Förster prügeln ließe. Das sollt' er probiren, die Augen kratzt' ich ihm aus, und sollt' er auch in seinem Leben keinen Hasen wieder schießen. Er mag sich einen Esel halten, mein Rücken ist mir zu lieb. Immer in Gottes liebem Wetter auf den Beinen, und schleppen wie ein Maulthier — nein, das nehmt mir nicht übel, dazu hab' ich meine Haut nicht verhandelt. Betrachtet mich nur, wie ich aussehe: ein Gesicht habe ich, wie ein Kohlenbrenner, so schwarz hat mich die Sonne gebrannt, und meine Arme glühen wie Ziegelsteine, so hat sie der Regen und Schnee gepeitscht. — Und wärest du so schwarz, wie einer von den heiligen drei Königen, entgegnete die Mutter, so sollst du mir doch nicht über die Schwelle. O seyd sicher, sagte jene darauf, eher wollte ich mich in eine Bergstolle verkriechen, als hier bei euch bleiben. — Die Mutter deckte darauf den Tisch und gab mir zu essen; aber die Tochter ließ sie ruhig im Winkel sitzen, und bekümmerte sich weiter nicht um sie. Wohl bekomm' es dem Herrn, sagte das Mädchen — o ich kann schon warten. Ich hätte sie gern mit an den Tisch genöthigt, aber ich durfte mich auch nicht sehr mausig machen. Wo geht denn die Reise hin? fragte sie. Nach Böh-

men, antwortete ich. Da horchte sie hoch auf, und sagte: Ach das muß ein schönes Land seyn, wenn es nur nicht so weit wäre! Ich versicherte, daß es bei guten Menschen sich überall gut wohne. War denn der Förster so schlimm? fragte ich. Das ließ sich wohl noch halten, gab sie zur Antwort, wenn nur die Arbeit nicht so schwer gewesen wäre. Mich hatte er dazu gemiethet, Winter und Sommer den Windbruch in seinen Wäldern zu sammeln und nach Hause zu schleppen; dieß ist den armen Leuten genommen und ihm zugelegt. Nun müssen Sie selbst sagen, lieber Herr, daß seit langer Zeit nicht so viel Stürme gesaust haben, wie gerade dieses Jahr; ich behaupte, der Teufel hat zehn Jahr dran gespart, und nun allen Wind auf einmal gegeben; denn so ein ewiges Gebrause und Gekrache, wie dieses Jahr in den Wäldern war, muß seit der Sündflut nicht gehört seyn. Kaum dachte ich, ich hätte hier den Boden gereinigt, so ging das Gepolter schon wieder am andern Ende los: ganze Kronen fielen herunter. — Wie doch das Schicksal der Menschen von so verschiedenen Umständen abhängt, sprach ich bei mir selbst, was den einen zu Boden schleudert, das richtet den andern auf. Haben Sie abgespeist, sagte die Wirthin mit einigem Unwillen. Wenn Sie schlafen wollen, dort ist ihre Kammer,

Ich dachte: die haben noch mit einander zu sprechen, der Ruhe bedurfte ich sehr, und so ging ich und legte mich mit dem Gedanken nieder, daß Gott schon weiter sorgen würde.

Vierte Verlegenheit.

Am andern Morgen herrschte eine große Stille im Hause, so daß es mich fast wunderte. Die Wirthin setzte mir gleich ein Frühstück vor, und sprach kein Wort mit mir. Ich verzögerte deshalb meine Reise um keinen Augenblick, dankte aufs beste, und wünschte dem Hause nochmals prophezeiend den goldenen Frieden. Kaum aber war ich zur Hausthür hinaus, so goß die Frau einen großen Kübel mit Wasser hinter mich her, und sagte: einen Gruß an Marliese! Ohne zu wissen, was das zu bedeuten habe, ging ich weiter durch den Hof und kam ins Freie. Hier aber wiederfuhr mir das Schlimmere. Ich hörte gleich hinter mir Ketten rasseln, und die zwei großen Hofhunde, die man flugs losgebunden hatte, stürzten mit voller Wuth hinter mich drein. Noch ehe ich mich wenden konnte, hatten sie mich schon beim Fittich, und ergriffen hinten die Flügel meines Rocks mit solcher Eintracht, als wenn sie sich darin theilen wollten. Der Rock knatterte und riß bis in die Mitte hin-

auf; ich zog die Beine an mich, als ob sie auch schon gebissen wären. Diese ließen mir aber die großen Sultane zu meinem weitern Fortkommen unverwundet, und sprangen seitwärts ins Feld, um sich der Freiheit zu erlustigen. Ich wußte nicht, ob ich laufen oder gehen sollte, und wagte lange nicht, mich umzusehen. Das Schlimmste aber erwartete mich erst noch weiter hin, und zwar eben da, wo ich auszuruhn dachte, hinter dem Tannenhügel. Denn hier sprang auf einmal aus einer Grube mir das wilde Mädchen entgegen, singend:

Schier dich nicht drum,
Komm mit ins grüne Feld,
Komm mit in die weite Welt,
Sieh dich nicht um.

Sie schleuderte ihr Bündelchen durch die Luft, und verlangte nichts geringeres, als mit mir in die weite Welt zu gehn. Mädchen, was denkst du von mir, sagte ich. — „Daß Sie ein armes Mädchen nicht im Stiche lassen werden, gab sie zur Antwort. Lebte mein Vater noch, ich würde es besser haben. So muß ich im Joche liegen, und leiden, daß jeder Einfaltspinsel seinen Zorn über mich ausschüttet. Schweigen muß ich, nicht mucksen darf ich, und wenn ich zehnmal etwas besser weiß. Nein, Herr, das halt' ich nicht länger aus.

Ich bin zu keinem Lastthiere geboren; ich will auch einmal fühlen, wie die Freiheit thut. Unſ're Kirchthurmſpitze habe ich lange genug angeſchaut, nun will ich auch die Welt ſehn. O es muß ein herrliches Leben ſeyn, ſo frei umher zu wandern, alle Tage andere Städte, andere Menſchen — immer wie auf einem großen Jahrmarkte, — keiner kümmert ſich um den andern — man kommt und geht und zieht ein Geſicht, wie man will — man iſt ſein eigener Herr, man ſieht ſich um, wenn man will, und geht weiter, wenn man Luſt hat. Ja, Herr, Sie haben das rechte Leben erwählt.“ — Aber um's Himmels willen! wo denkſt du hin, Mädchen, ſagte ich darauf; wovon willſt du leben? — Wovon Sie leben, antwortete ſie. „Lehren Sie mich Ihre Künſte, ſo ſage ich den Männern wahr, wie ſie den Weibern. Neulich zogen Zigeuner durch unſer Dorf, da war ein junges Mädchen drunter, das war ſo luſtig, als wenn es alle Tage auf der Hochzeit geweſen wäre. Ja hätten ſie mich nicht eingeſperrt, ſo wäre ich wahrhaftig mitgezogen, wir hatten ſchon alles verabredet.“ — Gott ſteh mir bei, wie wirſt du das Mädchen los, ſprach ich ſeufzend bei mir ſelbſt, die hat ja des Teufels Romanzen im Kopf, mit der kommſt du nicht aus. — Das Geräuſch eines Wagens, der durch das

Feld fuhr, nöthigte uns, tiefer in das Gehölz zu gehn, um nicht gesehn zu werden. Hier fing ich eine lange Ermahnung an, die man eine Waldpredigt hätte nennen können, und der Grundtext war: bleibe im Lande, und nähre dich redlich! Sie aber lachte mich aus, und sagte, ich möchte mich doch nur nicht so heilig anstellen, sie wüßte recht gut, was ich ich für ein Leben führe. Der Mühlbursche, der gestern Abend noch spät aus der Stadt gekommen, habe ihr alles erzählt, und ich könnte froh seyn, daß ich noch so entwischt wäre. Hätte sie aber gewußt, daß ich jetzt so viel Umstände machen würde, so sollte es mir in der Mühle schlimm ergangen seyn. Indeß wollte sie nun alles vergessen, und zum Zeichen ihrer Freundschaft reichte sie mir die Hand. Ich versicherte bei allem, was heilig ist, daß ich ein ehrlicher Mensch sey, daß ich nach Carlsbad reise, um dort den Brunnen zu trinken, daß ich aus Weimar komme, wo ich meinen Wohnsitz habe. Meine Wahrsagerei nähme ich blos aus dem Charakter der Menschen und aus dem, was ich von andern gehört hätte. Ich erzählte ihr mein Unglück, daß ich beraubt und jetzt von Hunden zerrissen wäre. Da nahm sie auf einmal eine recht mitleidige Miene an, und bedauerte mein Schicksal von Herzen. O Sie armer Mann! sagte sie, —

indem wurde sie den Riß in meinem Rock gewahr, und schlug ein lautes Gelächter auf. Den Augenblick aber erbot sie sich den Schaden wieder gut zu machen, und suchte in ihrem Bündel nach Nadel und Zwirn, und da sie beides nicht fand, zog sie sich alle Stecknadeln aus, um damit dem Rocke wieder einigen Zusammenhang zu geben. Sie umfaßte mich sorgsam mit ihren Händen, und wollte, daß das Kleid recht ordentlich anschließen sollte, und konnte lange nicht damit fertig werden. Mir wurde dabei ganz engherzig zu Muthe, und der Wald kam mir in dem Augenblick noch einmal so düster und dicht vor. In der Angst rief ich alle Heiligen an und machte ein Sonnett auf die Mutter Maria. Der Teufel aber suchte die Glut noch mehr anzufachen, er blies seinen Odem durch den Wald, so daß ihr Halstuch um mein Gesicht flatterte. Schnell legte ich mir noch einige Terzinen auf, die sich in die Ewigkeit fortwinden, und mich wie auf einer Wendeltreppe allmählig dem Himmel näher brachten. Ei, Sie zittern ja, wie ein Espenlaub, sagte sie, soll ich Sie mit meinen Händen erwärmen? Ach nein, nein! antwortete ich; ich sprach nur eben meinen Morgensegen. Es ist nun gut, versicherte sie drauf, wenn es nicht recht helle ist, siehts niemand. — Jetzt erhob ich mich eilig, um nur erst wieder aus

dem verdammten Walde zu kommen, wo, wie die Fabel sagt, die Romanze ihr Kind wiegt. Das Mädchen folgte: ist es nicht bis ans Ende der Welt, sagte sie, so ist es bis Böhmen. Und ist es nicht bis Böhmen, setzte sie endlich hinzu, so ist es doch weg von hier, und über die Gränze. Ich brach jetzt mein Stillschweigen: ja, über die Gränze will ich dich führen. Fast fing sie mich an zu dauern, denn ich kam auf die Vermuthung, daß sie wohl noch andere, sehr wichtige Gründe haben möchte, warum sie ihren Ort durchaus verlassen wollte; ich vermied aber, darnach zu fragen. Das Voigtland liegt vor uns, dachte ich, bis dahin kannst du sie wohl geleiten. Doch wie und wo sie unterbringen? Das war noch ein Hauptknoten. Zwar trug ich noch die zwei Briefe aus Jena bei mir, die ich in der Eile zu meinem Glück nur flüchtig in die Westentasche gesteckt hatte, aber der Ort, wohin ihre Adresse gerichtet war, lag noch soweit von hier entfernt, daß wir ihn heute nicht erreichen konnten, und eine Nacht mit ihr unterweges zu seyn, schien mir nicht rathsam. Während ich so still die Sache für mich überlegte, sang sie die fröhlichsten Lieder, und suchte sich in ihrem Muth und in ihrem Entschluß immer mehr zu bestärken. Ich wandte mich öfters um, und faßte ihre Hand als ein tröstender

Führer. So gingen und gingen wir immer weiter und weiter, bis der Mittag herankam, und ich sagte: wo werden wir essen? In der Sonne, antwortete sie; doch da ist ein Baum. Denken Sie, ich werde mich nicht versorgt haben? Hier hab' ich genug für uns beide; und wäre auch noch ein Dritter dabei, es sollte uns doch nicht fehlen. Wir setzten uns also unter einen Baum, sie breitete ein Tuch aus, entfaltete ihren Bündel, und langte einen Topf hervor — voll des süßesten Honigs. Dabei waren auch zwei feine Brote, so weiß, als wenn sie ein Dresdner Hofconditor gebacken hätte. „Als die Kinder Israel aus Aegypten zogen, sagte sie lächelnd, ward ihnen ein Land versprochen, darin Milch und Honig fleußt; weil ich aber nicht weiß, was mir für ein Land beschert ist, so habe ich den Honig gleich mitgenommen.“ Bei diesen Worten erhob ich meine Blicke zu ihren Augen, und dreimal schöner erschien sie mir jetzt, da sie so lieblich sprach. Sie dünkte mir unter dem säuselnden Baume lange nicht mehr so roh und wild, als sie mir den Morgen im Walde vorgekommen war. Mit angenehmern Bildern erregte sie meine Phantasie. Doch kann es auch seyn, daß der Honig daran einigen Antheil hatte; denn er schmeckte mir so schön, daß ich schon glaubte, im gelobten Lande zu

seyn. Und darum nahm ich mir's auch im Herzen vor, das wandernde Mädchen nicht eher zu verlassen, bis ich ein gutes Unterkommen für sie gefunden hätte. — Unsere Mahlzeit war bald vollbracht. Wir erhoben uns von Gottes Tisch, der allernährenden Erde, und gingen Hand in Hand unsern Weg weiter fort. Wenn uns aber jemand begegnete, schritt ich ein Eckchen voran und ließ sie hinterdrein trollen, denn die Scham kam mich an, und es war mir in dem Augenblick, als wenn ich wirklich schon ein Zigeunerleben führte. Waren wir aber allein, dann sang sie ihre lustigen Lieder und ich brummte sie nach. So machten wir den Tag eine gute Strecke, Schleiz blieb links liegen, und wir näherten uns allmählig der Landstraße, die von dort nach Hof führt. — Die Sonne schlich immer tiefer nach dem Horizonte zu, und noch wußte ich nicht, wo wir des Nachts unser Haupt hinlegen würden. Indem breitete sich ein schönes, großes Dorf vor uns aus, die neuvergoldete Jungfrau auf der Spitze des Kirchthurms wechselte huldvolle Blicke mit der sinkenden Sonne, und ein Silberglöckchen erklang eben mit seiner Stimme und zählte die achte Stunde. Drauf erscholl ein anderes Glöckchen im Wechselschlage ihrer regsamen Zunge, und es war, als ob sie freundlich riefe: herein, kommt

herein! Mit einemmal that sich die friedliche Pfarrwohnung meiner Hofnung auf. Ja, sagte ich zu mir selbst, die Prediger sind gewöhnlich herzensgute Leute. Ich habe deren so viele gekannt, und viele Tage meiner irdischen Wallfahrt bei ihnen fröhlich verlebt, sollte ich nicht auch heute einige der wandernden Stunden unter ihrem Obdache zubringen können? Sogleich theilte ich meinen Entschluß der Gefährtin mit, und wir besprachen uns mit einander, was wir sagen wollten. Es ist eine gute Regel für den Lügner, immer die Lügen an die Wahrheit zu hangen, und nicht mehr davon hinzu zufügen, als gerade nöthig ist. So machte ich es auch. Wir gingen dreist auf die Pfarrwohnung zu, ließen den Hofhund uns anmelden, und öffneten dann selbst die Hausthür. Der Prediger hatte uns kommen hören, und stand schon mit freundlicher Neugier auf der Schwelle seines Zimmers. Treten Sie doch näher, kommen Sie doch herein, sagte er mit recht hold klingender Stimme. Ich folgte sogleich seiner Einladung, und machte so ein freundliches Gesicht, als ob ich einen alten Freund besuchte; das Mädchen aber blieb bescheidentlich zurück, wie wir es verabredet hatten. Verzeihen sie, Herr Prediger, sagte ich, ein ganz besonderes Schicksal treibt mich zu Ihnen. Nun erzählte ich ein Stück

von meiner Reise, meist der Wahrheit gemäß. Ich mußte mich gleich setzen, und der Prediger hatte an allem, was ich ihm erzählte, so viel Vergnügen, daß er eine Menge Fragen dazwischen that, über Weimar, über Jena, über das Dichten, über das Abrichten der Vögel, über das Declamiren u. s. w., wodurch er mich selbst in diese Materien so lebhaft hineinzog, daß ich die Hauptsache würde ganz vergessen haben, wenn nicht das Mädchen im Hausflur ein Paarmal gehustet hätte. Ich eilte also in meiner Erzählung rascher vorwärts, und sagte: hinter Pöseneck kam ich vor einer Mühle vorbei, ein mächtiges Geschrei scholl mir entgegen, und auf die Frage, was es sey, sagten mir die Umstehenden, daß eine grausame Stiefmutter ihre Tochter auf das schrecklichste mißhandle, und daß man ein Unglück befürchten müßte, wenn ihr keiner zu Hülfe käme. Indem flog das arme Mädchen mit flatterndem Haar heulend und schreiend aus dem Hause, ich breitete unwillkührlich meine Arme aus, um sie vor den Schlägen der Mutter zu schützen. Nur weg von hier, weit weg! schrie sie, und alle stimmten in ihren Wunsch mit ein und waren der Meinung, daß sie sich der Herrschaft ihrer Mutter ganz entziehen müßte. Sagen Sie selbst, mein lieber Herr Prediger, ob sich mein Herz da nicht erweichen, ob

nicht meine Hand sie befreien sollte? Hier bin ich nun mit ihr, und bitte um Ihren Rath, was ich thun soll. — O herrlicher, vortrefflicher Mann! rief der entzückte Prediger aus, Sie retten ein Kind vom Wege des Verderbens, denn unverdiente Züchtigung verhärtet den Sinn, und schließt zuletzt das Herz aller Liebe zu, die allein die Mutter aller Tugenden ist. Mein Haus ist weit und breit genug, (und in der That besaß er ein großes, ansehnliches Haus) um eine verstoßene Waise darin aufzunehmen. Sie mag meinen kleinen Garten bestellen oder meiner Wirtschafterin zur Hand gehn — Arbeit findet sich wohl; indeß zeigt sich auch vielleicht eine gute Gelegenheit, wo sie einen andern Dienst wählen kann nach ihrem Gefallen. Er rief sie gleich herein, und fragte sie, ob ihr ein Dienst bei ihm anständig wäre, und sie gab auf alles so kluge und verständige Antworten, daß sie sein Herz, das noch von der ersten Gutmüthigkeit der ungetäuschten Jugend glühte, ganz einnahm. Sie ward der alten Köchin augenblicklich übergeben, und beiden befohlen, ein Abendessen für uns zu bereiten; denn, daß ich bei ihm bleiben sollte, davon war gar nicht einmal die Rede, das verstand sich bei seiner Gesinnung schon von selbst. Da er noch nicht lange den frischen Blütengarten der Wissenschaften verlassen hatte,

und er selbst noch im ersten Auftreiben war, so brannte er in seiner Einsamkeit noch von dem angezündeten Verlangen, zu sehen und zu hören, wie alles fortstrebe und gedeihe, oder sich verändere und im Wachsthume die dürren Zweige abwerfe. Ich bemerkte, ob nicht sein Wirkungskreis für seinen Eifer vielleicht zu beschränkt sey; aber dieser Zweifel war nur ein willkommener Wink für ihn, ein neues Reich des Entzückens vor mir aufzuthun; er schilderte seine Glückseligkeit, in der offnen Natur das Herz der Menschen so nahe zu berühren, und ein Pfleger, Lehrer und Rathgeber der guten Landleute zu seyn, mit solcher Inbrunst und Herzlichkeit, daß uns beiden dabei die Thränen in die Augen traten. Ich fühlte eine seltene Wehmuth, die aus der enthüllten Quelle der reinsten Kindlichkeit floß, welche in jedem Menschen wie verschüttet liegt, und zuweilen wieder aufquillt; denn ich hatte schon vernommen, daß dieser blühende Mann erst ein Jahr in seinem Amte war, und es mischte sich eine bange Besorgniß in den Wunsch, daß er doch recht lange noch so denken und empfinden, und sein heiterer Lebensweg sich noch weit hinaus erstrecken möchte. Ich habe es oft gehört, und schaudere bei dem Gedanken, sagte der Prediger, daß das Herz auf dem Lande sich so bald gegen das fortstrebende Reich der

Wissenschaften zuschließe, daß es gegen das weiter aufblühende Schöne in dem Schöpfungskreise der Kunst sich verhärte, und endlich, wie die Wälder, wie der Boden umher, zu Holz und Stein und Asche werde. Das heißt Sterben vor der Zeit, und Gott soll mich davor bewahren! Lieber will ich Meilenweit zu Fuß gehen, und mich wieder erwärmen an dem Eifer der Menschen, wo ich ihn finde. Doch ich habe die Geister zu mir gebannt, und sie sollen mich nicht verlassen. In ihrer Gesellschaft will ich fortleben, mit ihnen will ich reden und denken. Bei diesen Worten schlug er einen grünen Vorhang zurück, und zeigte auf einen — zwar nicht ansehnlichen, doch gut gewählten Büchervorrath, den er mit jedem Jahre zu vergrößern versprach. Ja, setzte er hinzu, was es auch seyn mag — wenn es mich an die Erde nieder ziehen soll, so will ich es lieber weit von mir werfen, und selbst das Köstlichste entbehren. Wie? sagte ich, Sie sind noch unverheirathet, Sie fürchten solches doch nicht von einer lieben Frau und holden Kindern? Er machte eine bedenkliche Miene. Ei, das wolle Gott verhüten, sagte ich weiter, die Liebe ist die Mutter aller Tugend! Damit haben Sie vorhin Ihr eigenes Urtheil gesprochen. Nun so will ich das Beste hoffen, antwortete er hierauf. Indem wurde

aufgetragen, wir ſetzten uns, und hatten bei Tiſche und auch nachher noch manches Kapitel abzuhandeln. Der Prediger las mir auch einige von ſeinen moraliſchen Aufſätzen vor. Aber der Schlaf drückte meine Augenlieder, er bemerkte es, und brachte mich zur Ruhe.

Am andern Morgen war es ihm recht ungelegen, als ich ſchon weiter reiſen wollte, und ich glaube, ich hätte eine ganze Woche bei ihm bleiben können, es wäre ihm damit ein Gefallen geſchehen. Der Müllerstochter hinterließ ich noch einige Ermahnungen und ſagte, daß ich wohl von ihr hören würde. Damit trennte ich mich von dem jungen Prediger wie von einem vieljährigen Freunde.

Fünfte Verlegenheit.

Da es mir hier ſo gut gegangen war, ſo hatte ich nun mein ganzes Vertrauen auf die Prediger geſetzt, und dachte, durch ſie mir immer weiter bis nach Carlsbad fortzuhelfen. Dieſer vortrefliche Mann hätte mir auch wohl etwas Geld vorgeſtreckt, aber meine unzeitige Scham verhinderte mich daran, und das Wort wollte nicht von der Zunge. Trug ich doch ein Paar Empfehlungsſchreiben bei mir, und der Ort ihrer Beſtimmung war nicht mehr weit: dort durfte es ſich ſchon eher ſchicken, mein

Herz wegen einer kleinen Geldverlegenheit zu eröffnen. Ueber meine Baarschaft hatte ich gleich anfangs meinen Wirth in einem guten Glauben lassen müssen, um mit dem Mädchen nicht gleich als ein Landstreicher vor ihm zu erscheinen, und ich machte mir nachher auch keine Vorwürfe darüber. — Es war sechs Uhr, da ich ausging. Um zehn Uhr sah ich das Dorf der neuen Bestimmung vor mir liegen, und freute mich recht herzlich auf die neue Bekanntschaft, womit mich der Jenaer Student bedacht hatte. Ich trat durch eine Hinterthür auf den Kirchhof. Es wurde eben Gottesdienst gehalten, wahrscheinlich eine von den Wochenbetstunden. Ich näherte mich der Kirchenthür und horchte zu. Der Herr Vetter stand eben auf der Kanzel, und sprach sehr eifrig vom barmherzigen Samariter und schalt gewaltig auf die Menschen von unbeschnittenen Herzen und Ohren, die lieber das Geld verspielten, verschwelgten und verpraßten, als ihrem armen Mitbruder damit aufhülfen. Wer unter ihre Hände geräth, sagte er, der ist erst wahrhaft unter die Räuber gefallen. Da ist kein Band für seine Wunden, kein Oel für seine Schmerzen, kein Lager für seinen müden Rücken, kein erquickendes Bad für seinen brennenden Fuß. Sie haben ein Herz von Stein, eine Stirn von Eisen, und ein Gewissen

von Demant: Feuer falle auf die Rotte Cora: — Ich machte es wie die Bettler, die Sonntags an der Kirchthüre stehen: ich faltete meine Hände, und dachte an das Mittagsessen. Damit sah es aber noch weitläuftig aus, denn der Herr Vetter kam von der Rotte Cora, die wider Gott murrte, auf die übrigen Versündigungen der Israeliten; so daß ich das Ende nicht abwarten konnte. Von der wolhthätigen Gesinnung meines Wirths hatte ich mich ja nun überzeugt, und so kehrte ich frohen Muths in sein Haus ein, und dachte, er wird schon nachkommen. Ich kam an die Thür, ich klopfte an, zwei Kinder steckten ihr blondes Köpfchen heraus, und als sie mich erblickten, riefen sie: Malchen, Malchen! und rennten zurück. Guten Morgen, Kinder, schreit doch nicht so, sagte ich zu ihnen, und nun machten sie Halt und sahen mich mit großen blauen Augen an. Wo ist Papa? Wo ist eure liebe Schwester? fragte ich, ist Malchen gesund? — Sie ist in der Küche, antworteten sie. Laßt sie nur, stört sie nicht. Seht doch, euer Bär ist umgefallen (ich richtete ihn sogleich auf), und eure Ziege, wie sie springt! Gleich lächelten sie: der Bär ist mein, sagte der Knabe, aber die Ziege ist Röschen. Ich habe auch ein Lamm, sagte diese drauf, und lief hin, es mir zu zeigen. Und

wo ist denn der Hund, der sie bewacht, fragte ich weiter. Da ist der Hund! riefen beide. Auch einen Hirten holten sie herbei, der sie austreiben sollte. Dazwischen fiel ihnen die Fibel in die Hände, und das Mädchen sagte: willst du mal einen Affen sehen? — „Zeig ihn mir“ — der Knabe aber schleppte ein großes Buch herbei, und wollte mir die Kinder Israel zeigen. Kurz, sie hatten mich ganz umlagert, als Amalie hereintrat, und wir uns beide anstaunten. Welch eine holde, freundliche Gestalt! blondes Haar und rothe Wangen, Sonnenstrahl in himmelblauen Augen, und das Erröthen umher mit dem schüchternen Lächeln! Ich glaubte, mein Gruß müßte Gesang seyn, um sie nicht unwürdig zu berühren. Entschuldigung über Entschuldigung stammelte ich her, daß ich so als ein Freund der Kinder mich eingenistet, noch ehe ich die Wirthin des Hauses gesehen. Ich wußte gar nicht — sagte sie abgebrochen, und die Kinder sind auch gleich so — und wie alles so unordentlich aussieht. Indem zog ich den Brief ihres Vetters hervor und übergab ihn mit vielen Empfehlungen. Sie erhob ihre Lilienarme, und mit ihren Rosenfingern öffnete sie das Siegel. Das Blut trieb bis zu ihren Augen, und ihr Antlitz ward wie ein Rosengarten. Im Briefe schien etwas

Verfängliches zu stehen, denn sie wandte sich unwillkührlich weg, als wenn sie verhindern wollte, daß ich die Zeilen desselben nicht auf ihrem Gesichte lesen möchte. Drauf besann sie sich plötzlich, zwang ihre Stimme zum glatten Ton und sagte: es freut mich sehr, daß es meinem Vetter wohl geht. Wollen Sie nicht in die andere Stube treten, es sieht hier gar zu unordentlich aus, — und ich mit der Küchenschürze — verzeihen Sie ja. Ich versicherte, daß die Schürze sie ehre und ziere, und wir traten in das andere Zimmer. Mein Vater ist noch in der Kirche, sagte sie. Ich bat, daß sie sich in ihrem Geschäft nicht möchte stören lassen. Indem folgten die Kinder mit Bär und Ziege nach, und ich mußte ein gutes Wort für sie einlegen, daß sie um mich spielen durften. Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte sie, und eilte wieder mit holder Freundlichkeit davon. Die Kinder benachbarten mich auf dem Sopha, und trieben ihr Wesen, wie zuvor. Ich betrachtete unterdeß das Zimmer. Keine Bibliothek war zu sehen, aber desto mehr Pfeifen, Gläser und Bierkrüge. Auf dem Tische stand ein Tabackskasten und ein Damenbret. Viele Fidibus lagen seitwärts auf einem Schranke, und eine Landkarte hing an der Wand, die aber ganz zusammen geschrumpft war. Eine Katze saß auf

dem großen Stuhle, und putzte sich ihre Pfoten. Die Nachtmütze war herunter gefallen, aber der Schlafrock hing noch am Schranke. Die Stubenuhr ging ihren richtigen Tact. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist — fiel mir dabei ein, und ich bezog es auf die sprechenden Umgebungen. — Gleich war das Mädchen wieder da: wollen Sie nicht eine Pfeife rauchen? fragte sie mit Eile. Ich dankte. Und Sie lieben das Fußreisen? fuhr sie fort. Aber werden sie denn nicht müde? „Ich finde wieder Erholung", antwortete ich. Und wenn es Ihnen einfällt, nehmen Sie Extrapost, nicht wahr? — „Ach nein", seufzte ich. — Es ist aber recht schön von Ihnen, daß sie so um die großen Städte herum reisen und auch an uns arme Landbewohner denken. — „Wo Unschuld und Tugend und Häuslichkeit wohnt, da bin ich am liebsten." — Ja, mein Vetter schreibt auch, daß Sie nur eine Reise durch die Häuser, nicht durch die Länder machen wollten. Freilich mag auch wohl schwer zu finden seyn, was Sie suchen. — „Wie so? was meinen Sie damit?" — Aber sie lachte, und wollt's nicht sagen. Indem fielen mir ihre Blumen in die Augen, und wir traten ans Fenster, sie zu betrachten. Das wird schöne Nelken geben,

sagte ich, und die Rosen, wie sie noch so frisch stehen! Und Sie selbst hinter diesen Blumen! o ich möchte hinaus gehen, und Sie so betrachten. — Ach Sie werden schon noch schönere Blumen gesehen haben, sagte sie drauf. Ich sah sie an, ich ergriff ihre Hand — „nein, solchen schönen Garten nicht!" — sie sträubte sich, und wollte meine Sprache nicht verstehen. Nun so wählen Sie, sagte sie etwas schalkhoft, welche Blume ist ihnen gefällig? — „Ungern trenn' ich die Lilie von der Rose, besonders, wenn sie neben einander so frisch blühen" — Nicht wahr, die Rose? — Und sogleich brach sie die schönste mit ihrer Lilienhand, und reichte sie mir. Ich war ganz entzückt. Hier an der Brust müssen Sie sie tragen, setzte sie hinzu, und sie nahm die Blume selbst, und schmückte mich, wie einen Bräutigam. Göttliche Flora! rief ich aus, und näherte meinen Mund der Purper-Blüte ihrer Lippen — da ging die Thür, und — der Vater kommt! sagte sie hastig, und lief weit weg von mir. Den Augenblick stand er auch vor mir da in seiner ganzen schrecklichen Gestalt. Eine schwarze Perücke hing um sein braunes Gesicht her. Lange überhangende Augenbraunen beschirmten ein Paar schwarze, starr sehende Augen. Seine rothschimmernde Nase rundete sich nach unten zu. Seinen

Kopf trug er mit drohender Würde und immer seitwärts sehend. Sein erstes Wort war: was ist das? — Ich verneigte mich tief, und überreichte den Brief von seinem Neffen. Nun was macht denn der lockere Zeisig? sagte er; ist das Geld einmal wieder alle? Ich berichtete so viel Gutes von ihm, als ich konnte. Ja, das kennen wir schon, antwortete er darauf, keine Krähe hackt der andern die Augen aus. — Das Mädchen wurde blutroth, und ging in die Küche. Der Pastor hatte den Brief gelesen, und warf ihn in einen Fensterwinkel. Ein geröstetes Küchengesicht kam mit einem brennenden Lichte, der Pastor nahm eine von den gestopften Pfeifen, und da ihm die Fidibus nicht gleich nahe genug lagen, so ergriff er den Brief seines Vetters, und zündete damit seinen Taback an. Die Perücke hing er neben den Schrank an einen Nagel, und sagte: Junge, nimm mir einmal die Mütze auf! Mit der brennenden Pfeife im Munde warf er seinen Rock von sich, und zog den Schlafrock an. Die Katze stieg auf die Lehne, der Pastor setzte sich auf den großen Stuhl, und, indem er sie mit der Hand streichelte, sagte er: Ist denn jetzt sicher Reisen? Es soll ja jetzt so viel liederliches Gesindel umher laufen. — Ich wußte gar nicht, was ich darauf antworten sollte, und

meine Pause schien ihn so wenig zu befremden, daß er ohne Umstände weiter fortfuhr: „Ja, mein Bruder hätte etwas klügeres thun können, als den Buben studiren zu lassen. Was hat er nun davon? Erst bringt er ihm das Geld durch, und nachher schämt er sich noch seiner, und will keinem Menschen sagen, daß sein Vater nur ein Schulmeister ist. Aber da fährt uns der Hochmuthsteufel in den Kopf: der Herr Sohn soll ein Pastor werden, wie es der liebe Onkel ist. Ja, dazu gehört mehr, als Taback rauchen, und ein Glas Bier trinken. Von Langens Colloquien bis hieher ist ein weiter Weg. Nachher freilich, wenn man es erst einmal so weit gebracht hat — —"; den Nachsatz behielt er für sich, oder vielmehr, er war es leibhaftig selbst. Er fragte mich weder woher, noch wohin? sprach nur immer von Liederlichkeit, Betrügereien und Spitzbubenbanden, so daß mir die Geduld rein ausgegangen wäre, wenn ich nicht den Bratenwender in der Küche gehört hätte. Aber dieser redete mir immer zu, daß ich es doch nur möchte gut seyn lassen. — Ich suchte ein Gespräch über die Politik anzuknüpfen und theilte ihm einige Neuigkeiten mit, aber er antwortete auf alles: Das glaub' ich nicht! Von der Literatur fing ich an und äußerte einiges über die neuern philo-

sophischen Systeme. So? sagte er, dauern die Schreibereien noch immer fort? Ich habe in meiner Jugend auch Philosophie studirt, aber, so wie ich in das Amt gekommen bin, habe ich die Hefte auf den Mist geworfen, weil ich keinen Buchstaben davon gebrauchen konnte. Die Narrheiten kenn' ich. — Ich warf einige Blicke auf die Poesie, und nannte unsere größten Dichter. Ach! was da, was da! sagte er, Schwindeleien sind es, immer von Liebe und Zärtlichkeit — die Jugend verführen sie, ein rechtlicher Mensch muß sich ja schämen, so etwas zu lesen: „Der Damon war der Phyllis nachgegangen.“ Ja, das kenn' ich, sauberes Zeug! — Jetzt war die Pfeife ausgebrannt, er stellte sie hin, und sagte noch einigemal: das kenn' ich! Indem öffnete Amalie die Thür zum andern Zimmer, und nöthigte zum Essen. Der Pastor ging voran, und das Mädchen nahm mich beim Arm, und führte mich auf meinen Platz. Bei Tische ward wenig gesprochen, Amalie wagte nur zuweilen einige kleinlaute Worte, und ich stand eine Höllenqual aus. Alles, was ich vorbrachte, war dem Pastor ungestempelte oder veraltete Waare. Amaliens mitleidsvolle Blicke aber erquickten mich wie Sonnenschein, und trösteten mich wieder über den finstern Griesgram, den ich nun wie ei-

nen Felsen betrachtete. Auch die Kinder hüteten mich mit ihren Blicken, lächelten auch zuweilen, aber zum Vater schauten sie auf, wie einer, der beim Regen untergetreten ist, und um die Ecke sieht, ob sich der Himmel noch nicht bald wieder erheitern will.

Das Wetter zog aber sehr langsam, und als ich dachte, daß der Regenbogen sich zeigen sollte, da kam erst der Hauptschlag. Bisher hatte ich mich nämlich sehr sorgfältig gehütet, dem Pastor die hintere Seite meines Rocks zu zeigen, damit die zugestochene Naht nicht seinen Argwohn noch vermehrte; und so wenig wir jemals die andere Hälfte des Mondes schauen, eben so wenig bekam er von mir die andere Seite zu sehen. Jetzt aber hatte sich das Unglück vorgenommen, mir einen argen Streich zu spielen; denn als ich von Tische aufstand, blieb mein Rockschoß am spaltigen Stuhle hangen, und Ratz! ging die ganze Nath wieder auf, und die Nadeln sprangen glänzend aus dem Rock hervor. Nimmermehr hätte ich dem Pastor zugetraut, daß er so laut lachen könnte, als er jetzt wirklich that, da er das aufgerissene Kleid erblickte. Indeß sagte er weiter nichts, als: grüßen Sie doch den Herrn Vetter! und zugleich schob er seine Mütze und ging lachend fort, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Nein! sagte ich, keinen Au-

genblick bleib' ich länger hier, wie muß mir solches begegnen in einem so heiligen Hause! Die Mamsell und die Kinder waren gleich um mich her, um den Schaden zu besehen. O Holde, liebreiche, sagte ich flehend — stille! stille! flüsterte sie, daß es der Vater nicht hört. „Weil mir zwei Hunde den Rock zerrissen, muß ich nun solchen Verdacht auf mich laden. Aber fort, fort von hier!' Und sogleich griff ich nach Hut und Stock, und stürzte zum Zimmer hinaus. Aber Amalie folgte mir, und die Kinder ergriffen mich bei den flatternden Schößen, und wollten mich nicht fort lassen. Ich hatte nur zu steuern, daß sie mir den Riß nicht noch größer machten; wie volle Taschen hingen sie an mir. Das holde Mädchen befreite mich endlich von ihnen, ich küßte sie, und ließ sie nachschauend am Brunnen stehen, während ich mit Amalien in den Garten lief. Sie bedauerte mich vielmals wegen der harten Behandlung ihres Vaters, der nach dem Tode ihrer Mutter mit jedem Tage unfreundlicher werde. Ach! meine Mutter sollte noch leben, setzte sie seufzend hinzu. — Sie lebt in Ihnen, sagte ich, bei Ihrem Anblick kann ich mir denken, wie gut sie war. — Kommen sie geschwind in unser Gartenhaus, fuhr sie fort, dort ist Nadel und Zwirn, womit ich Ihren Rock wieder zunähen kann. O himm-

lisches Mädchen! rief ich aus, und küßte die wohlthätige Hand, die sich meiner erbarmen sollte. Sie verwies es mir, solche Worte gegen sie zu gebrauchen, da sie nur ein armes Landmädchen sey. Ich konnte nicht umhin, sie noch einmal an den Reichthum ihrer Herzensgüte und ihre Schönheit zu erinnern; drauf aber ward ich gesetzt: ich gab ihr meinen Rock, als wenn sie meine Schwester gewesen wäre, und sie ging den Augenblick ans Werk. Wir saßen so stille im kleinen Gartenstübchen, daß sogar ein Vogel in die Weinranken des offenen Fensters flog und schauend sich über unsre Gesetztheit zu verwundern schien. Sie eilte mit der Arbeit, und ich mußte unterdeß den Anblick ihrer holden Augen entbehren. Drauf breitete sie den Rock gegen das Licht, und sagte: jetzt wird es gut seyn. Es sollte mich freuen, wenn ich durch die geringe Mühe etwas dazu beitragen könnte, daß Sie auf Ihrer Reise recht glücklich wären. Glücklich? rief ich fragend aus; bin ich es nicht schon? nicht in diesem Augenblick? — O nicht doch, sagte sie, ich meine, daß Sie damit den Zweck Ihrer Reise erreichten, —, doch, Sie werden schon Ihre Bestimmung wissen —, das Reisen ist nur so —! Ich errieth, was sie damit meinte, und betheuerte, daß von meiner ganzen Reise dieß mein schönster Aus-

genblick sey. — Es wurde mir in der That schwer, mich von ihr zu trennen. Tausend Dank strömte ich über meine Lippen, und diese hätten gern noch tausend Bitten hinzugefügt, aber des Vaters Stimme rief aus dem Hause: Amalie, wo bist du? Wahrscheinlich hatte ihn sein Argwohn nicht ruhen lassen. Ich überschüttete also Hand und Arm — so weit ich kommen durfte — mit Küssen, und flog aus der Hinterthür davon.

Indem ich auf einem Rasenwege durch das Feld weiter wanderte, schalt ich mich aus, daß ich bisher nur auf schwarz- und braungelockte Mädchen mein Auge gewandt, und die blonden, als ob sie nicht eben so feurig lieben könnten, geringer geachtet hatte. Welche Sanftmuth ist in diesen, welche Milde, welch ein Liebreiz! Thor, der du von jenen dich martern lässest, und bei diesen so glücklich seyn könntest. Jene Caroline und diese Amalie! welch ein Unterschied! — Freilich sah ich wohl ein, daß der Brief des Vetters gewaltig mit gewirkt hatte; denn aus ihren Reden mußte ich schließen, daß sie mich für einen Mann auf Freiersfüßen, und für einen reichen Mann hielt, der nur zu Fuße gehe, weil er so das Gewünschte eher zu finden glaube. Diesen Scherz verzieh ich dem Vetter gern, aber wegen seines Briefs an den gestrengen Herrn On-

kel wußte ich ihm wenig Dank, und ich vermuthete sogar, daß er ihm darin wenig Empfehlendes von mir geschrieben hatte. Indeß verschmerzte ich diesen Verdruß gern um des theuern Andenkens willen an die liebe Amalie, die ich fest in mein Herz schloß.

So gingen meine Füße vorwärts, indem meine Seele noch im Gartenhause des Predigers saß, und es war mir eine unangenehme Störung, als ich auf einmal ganz nahe vor mir einen Fleischergesellen erblickte, der mit seinem Hunde dieselbe Richtung nahm. Von je her hatte ich eine große Abneigung gegen dieses Gewerk, und besonders jezt in den Liebesträumereien kam mir eine solche Gesellschaft sehr ungelegen. Indeß war es nicht zu ändern, und ich erinnerte mich selbst, daß eine romantische Reise nichts verschmähen müsse.

Sechste Verlegenheit.

Ich gab Gott zum Gruß, und der Fleischer dankte. Die Furcht vor dem großen Hunde, der um mich herum schnüffelte, als hätte er nachsehen wollen, wie lange wohl die Naht halten würde, mochte wohl vorzüglich die Ursache seyn, daß ich freundlicher und demüthiger mit dem Fleischer, seinem Herrn, sprach, als ich anfangs Willens war. Er sagte mir ohne Umstände, daß er aus dem

Städtchen Tanna sey, und jetzt auf dem Lande umher gehe, um Kälber aufzukaufen; der Plauensche Viehmarkt, von wo er gestern zurückgekommen, sey für ihn so mager ausgefallen, daß er glaube, die zwei eingekauften Ochsen würden nicht mehr Unschlitt geben, als eine einzige Ziege; die polnischen Ochsen blieben ganz aus, und sie müßten deshalb ihren Scharren ganz allein aus dem Lande versorgen. Jetzt fiel mir ein, daß ich die Handwerksburschen vom Fleischergang hatte singen hören, und ich fragte ihn, was der Ausdruck bedeute? Das sollten Sie nicht wissen? sagte er; Sie wollen wohl nur spaßen? Er schien darüber empfindlich zu seyn, und mich gereuete die Frage. Indeß betheuerte ich meine Unwissenheit, und brachte das Gespräch auf etwas anderes. Ich bemerkte nämlich, daß ein Fleischerhund nicht so spazieren gehe, als andere Hunde; denn diese witterten mit ihrer Nase nach allen Gegenständen, und, so wie der Mensch die Augen brauche, um durch Feld und Garten hin und her zu schauen, so gebrauchten die Hunde ihre Geruchsnerven, um sich eine weite Aussicht zu verschaffen, und eine große Mannigfaltigkeit von nahen und entfernten Dingen zu übersehen; der Fleischerhund aber gehe nicht so mit der Nase am Boden fort, sondern mehr auf-

recht und unbekümmert geradaus. Ueber diese Bemerkung lachte der Fleischer, und meine Reden schienen ihm ungefähr so viel Vergnügen zu machen, wie, wenn man jemanden einen Raritätenkasten öffnet. Vom Fleischerhund ging ich auf den Hirtenhund über, und bemerkte, daß auch dieser zum Theil diese Gewohnheit an sich habe, doch trüge er sich nicht so frei, und sey der Welt noch zugethan; bei beiden aber ließe sich die Haltung aus der bestimmtern Richtung erklären, die sie durch eine beschränkte Anwendung ihres Geruchs bekommen hätten. — Durch dieses Gespräch gerieth ich mit dem Fleischer in nähere Bekanntschaft, und gewann, so zu sagen, sein Zutrauen. Ich wollte meine Betrachtungen noch weiter fortsetzen, als er mit Donner und Wetter herausfuhr, und sagte: da kommt Peter auch! Blitz und der Hagel! wie der Kerl läuft! daß dich über den dummen Peter! Er denkt, er hat die Kälber schon beim Schwanz, aber warte nur „ich will sie dir mit der Scheere abschneiden." Indem nahm er hurtig einen Richteweg nach dem Dorfe zu, und ich folgte ihm unwillkührlich nach. Herr, jetzt könnten wir dem Kerl einen herrlichen Streich spielen, fuhr er fort, wenn Sie mir nur etwas helfen wollten. Helfen? sagte ich; warum nicht? Wenn ich es kann. O es ist eine leichte Mühe,

antwortete er, nur ein Gang von einer Viertelstunde. Wohin? fragte ich. Durch das Dorf, gab er zur Antwort. Sie wollten ja vorhin gern wissen, wie es ist, wenn man einen Fleischergang geht; an dem Peter können Sie es jetzt erfahren. Nehmen Sie nur die eine Hälfte des Dorfs, während ich die andere nehme. Einen Gulden lasse ich springen, wenn wir den Kerl um die Kälber prellen. Ja — sagte ich bedenklich, wie kann ich Kälber kaufen, da ich nichts davon verstehe, ich kann ja weder ihr Gewicht schätzen, noch sagen, wie viel sie werth sind. Das ist auch gar nicht nöthig, erwiederte er drauf. Wenn die Leute nur wissen, daß sie m i r die Kälber aufheben sollen, dann kann ich mich schon drauf verlassen, daß sie Peter nicht kriegt. Sie brauchen weiter nichts zu sagen, als: habt ihr ein Kalb im Stall? Hebt es für Meister Gebhard auf, Gürge wird gleich hier seyn, und es kaufen. Drauf sagt der Bauer: gut! und Sie gehen weiter. Diese Worte waren nun freilich leicht zu sprechen, aber ich fragte: für wen mich denn die Leute halten sollten, da ich doch gar kein Fleischeransehn hätte. Meinetwegen für den Sohn vom Hause oder für den Schwiegersohn! antwortete Gürge, darauf kommt hier gar nichts an, weil es nur erst die Bestellung ist. Was wollte ich machen? Der Fleischer

hatte einen groſsen Hund bei sich, und — sogar schwer schien doch das Geschäft auch nicht zu seyn, und wie romantisch dabei! Der Bauer, der Fleischer und ich — welche Berührung entfernter Dinge! Kurz: ich war entschlossen, und als wir an das Dorf kamen (ich glaube, es hieſs Langendorf, wenigstens war es sehr lang) da ging der Fleischer links und ich rechts, und ein jeder verfolgte seinen Weg, bis wir uns wieder begegnen würden.

Ich fand alles, wie der Fleischer es gesagt hatte. Die Bauern, einer solchen Frage schon gewohnt, antworteten gleich ja oder nein, und wenn ein Kalb vrhanden war, bestellte ich es für Meister Gebhard, und sagte: Gürge wird gleich kommen und es behandeln! und es war ihnen ganz recht. Dabei machte es keinen Unterschied, an wen gerade die Bestellung gelangte, ob an den Herren selbst, oder an die Magd oder an sonst jemand. Gewöhnlich traf ich einen im Hofe, an den ich gleich meine Sache ausrichten konnte, und war das nicht, so klopfte ich ans Fenster, und rief meine Worte den Leuten drinnen zu. So ging ich munter von Hof zu Hof als ein unheiliger Johannes, als ein Vorläufer des Fleischers, und hatte wirklich das Glück, auf diese Weise drei Kälber in Beschlag zu nehmen. Nur einer von den Bauern verlangte

vor Freude über sein großes Kalb, daß ich es selbst ansehen möchte. Ich bewunderte das schöne Thier, so viel ich konnte, doch auf die Frage, wie viel es wohl wiegen würde, sagte ich nur: gewiß halb so viel als eine Kuh! über welche Schätzung er sehr vergnügt schien. — Als ich aber fast das Ende des Dorfs erreicht hatte, traf ich auf einen sehr unangenehmen Umstand. Ich betrat nämlich einen sehr schönen großen Hof, und auf den Gruß von Meister Gebhard und auf die Frage: habt ihr ein Kalb im Stall? schob der Bauer seine Pudelmütze und sagte: ja, kommt nur herein. Ich verwies ihn auf Gürgen, aber er wiederholte: kommt nur herein! Es half also nichts, ich mußte mit ins Haus. Hier fuhr mich der Bauer gewaltig an, und sagte: ins Henkers Namen! wie lange soll ich den Hammel noch füttern, den euer Herr gekauft hat? Immer heißt es: über acht Tage, aber aus den acht Tagen sind vier Wochen geworden. Ich weiß schon, wie ihr Fleischer es macht: erst schüttelt ihr den Kopf, daß das Vieh so mager und elend sey, und wollt nichts dafür geben, aber nachher laßt ihr es von einem Tage zum andern im Stalle stehn, daß es sich erst recht ordentlich mästen muß, und von Futtergeld wollt ihr nie etwas wissen, und meint, uns liesse der liebe Gott es nur so zuwachsen. Kommt ihr

nun damit zur Stadt, dann habt ihr große Worte, und schlachtet es aus als gemästet Vieh mit andern auf Drittel und Viertel. So behielt mein Nachbar vorige Ostern die sieben Lämmer auf dem Hals, bis es Schafe geworden waren. Aber mir sollt ihr den Streich nicht wieder spielen, ich gebe euch euern Hammel heute mit auf den Weg. Ich versicherte zwar und schwur dazu, daß Gürge gleich nachkommen würde, er sey schon im Dorfe, er sey mir schon auf den Fersen, aber das half alles nichts. Der Bauer sagte: sprecht nur, Gürge soll kommen! so heißt es immer; Gürge oder nicht Gürge, ich lasse euch nicht von der Stelle, ihr müßt mir den Hammel gleich mit nehmen. Er hat sich so dick gefressen, wie ein Hamster. Kommt nur, ihr werdet eure Freude daran haben. Da war nun kein anderer Ausweg. Der Hammel ward aus dem Stall gezogen, und mir überliefert. Ei nun, dachte ich, es ist doch nur ein Hammel und kein Stier, bis zum Wirthshause bringst du ihn wohl. Ich stellte mich also hinter ihn, und trieb ihn mit meinem Stockdegen an, so gut ich konnte. Er ging auch ganz gedulbig und langsam vorwärts, und wenn er auf die Seite einige Neigung zeigte, so schlug ich ihm mit meinem Stock gleich einen Schlagbaum vor und er folgte meiner Weisung. Der

Bauer ging gleich in sein Haus zurück, aber die Mägde standen noch in der Pforte, und sahen mir mit Triumpfgelächter nach. Ich trieb und trieb meinen Hammel immer weiter die lange Straße hinauf, und dachte: kennt dich doch niemand! Aber plötzlich — es war ungefähr in der Mitte des Dorfs — welch ein Anblick! das Zorngesicht des Pastors trat eben mit Amalien aus der Kirchhofgasse hervor, und wie sie nach der Pfarre umbogen, sahen sie mich, wie ich den Hammel trieb. Ich hätte vor Scham in die Erde versinken mögen, und wußte nicht, ob ich auf Amalien oder auf den Hammel niederschauen sollte. Ich griff nach dem Hut — der lag wie Blei auf dem Kopf. Ich that einige Schritte vorwärts, gleichsam als ob ich mich freute, Amalien hier zu sehen — Amalie näherte sich gleichfalls im ersten Augenblick; aber der Schreck fiel zwischen uns und hielt uns wie mit Ketten aus einander. Der Pastor aber erhob seine Stimme und sagte: siehst du nun wohl den Landstreicher? Er ist ein Viehhändler geworden. Drauf erfolgte ein dumpfes Lachen. Amalie fuhr schnell zurück und barg ihr Gesicht in ein Schnupftuch. So verschwanden sie vor meinen Augen, und als ich mich umsah, hatte der Hammel schon Reißaus genommun, und lief die Straße wieder hinunter.

Und wäre der Fleischer nicht eben dazu gekommen, so hätte ich noch mit ihm ein großes Treibjagen anstellen können. Er fing den Hammel auf, und hatte über meine Verlegenheit eine große Freude. Geht zum Teufel mit eurer Commission! sagte ich im vollen Zorn, und erzählte ihm, was mir begegnet war. Spottend tröstete er mich und versicherte, ich hätte meine Sache recht gut gemacht.

Als wir nun gemeinschaftlich den Hammel nach dem Wirthshause getrieben und in den Stall gebracht hatten, befahl er dem Wirth, für ein gutes Abendessen zu sorgen, und ging dann fort um meine Kälber zu kaufen. Ich aber blieb in schwermüthigen Betrachtungen zurück. Was wird Amalie von dir denken! sagte ich zu mir selbst. Landstreicher! klang es in meinen Ohren wieder. O wie unwürdig mußte ich vor ihr erscheinen! Muß sie mich nicht für einen Betrüger, für einen Heuchler halten, muß sie nicht glauben, daß jedes Wort von mir Verstellung, jeder Blick eine Falschheit, jede Miene ein Verrath sey? Warum muß ich gerade vor dieser engelreinen Seele so befleckt vorüber gehen, und so ganz in den Staub versinken! Und wenn sie mich auch nur ein wenig liebte, wie werth könnte mir nicht in der Folge ein solcher Keim in einem so zarten Herzen werden! Aber sie muß es erfahren.

wie es mir ergangen ist; dem Vetter will ich es schreiben. Und so fuhr ich noch lange mit Fragen und Antworten fort, bis die Hofnung wieder meiner Eitelkeit schmeichelte, und ich besonders den Umstand beleuchtete, warum dieser Besuch bei ihrem benachbarten Prediger gerade heute gemacht würde, und ob es nicht vielleicht auf ihr Anrathen geschehen sey. „Wir begegnen uns wohl, wir sehen uns wohl noch einmal", konnte sie denken. Ja, wir haben uns wieder gesehen, aber Gott im Himmel! wie? unter wie ungünstigen Sternen!

Aufschauend zum Kirchthurme stand ich noch traurig am Fenster, als Gürge von seinem Geschäfte zurückkehrte, und mir mit Ho ho! seinen glorreichen Sieg verkündigte. Peter hat auch nicht ein Haar erwischt, sagte er, überall riefen ihm die Leute entgegen: Es ist schon weg, Meister Gebhard hat es schon! Eben begegnete ich ihm unten im Dorfe, er konnte vor Zorn kein Wort hervorbringen, und glühete wie ein Eisen, das eben aus dem Ofen kommt. Er wird gleich hier seyn; aufgewichst, Herr Wirth, was das heilige Zeug hält, mit dem Kerl wollen wir recht unsern Spaß haben, solchen Fang habe ich lange nicht gethan. Drauf warf er seinen braunen Rock auf die Bank, zog den Tisch vor, setzte mir einen Stuhl hin, und lobte mich,

daß ich meine Sache so geſcheidt angefangen hätte; nur mit dem groſsen Kalbe, ſetzte er hinzu, haben Sie ſich ein wenig verrechnet, und mir den Kauf ſchwer gemacht, der Bauer wollte durchaus, daß ich es für eine halbe Kuh bezahlen ſollte, und ſagte immer: wenn euer Kamerad nur hier wäre! ich lachte ihn aber aus, und gab Sie für einen groſsen Schäker. — Der Tiſch ward gedeckt, und wir hielten ein köſtliches Mahl; denn Gürge, wie ich ſah, galt in dem Hauſe etwas. — Jetzt trat auch Peter herein, ging ſtumm an uns vorüber und ſtotterte dem Wirth ſeinen Gruß. Er ſetzte ſich an ein ganz kleines Tiſchchen, und ſchien eben nicht Willens zu ſeyn, viel drauf gehen zu laſſen. Nun, fing Gürge an, haſt du denn gute Geſchäfte gemacht; du biſt ja wohl zu Pferde? Ja, lieber mit der Kaleſche, verſetzte jener; ihrer zwei, das iſt kein Wunder, aber warte nur, laſs — laſs nur meinen He — Herrn —; hier fing er an zu ſtottern und vermehrte ſeine Verlegenheit; ſo wie das Lachen derer, die dabei waren. Drauf wandte ſich Gürge zu mir, zog den Beutel und reichte mir einen Gulden mit den Worten: hier haben Sie Ihren Antheil! Ich ſträubte mich zwar, aber er ſagte: ich halte mein Wort, und — ich laſſe mich nicht lumpen, das weiß der Wirth. Und ich laſſe

mich auch nicht lumpen, sagte Peter, Wirth, ich will auch Braten haben. Ei seht doch den Peter! sprach Gürge mit neuer Anreizung, sicher hat er einen fetten Ochsen hinter sich, und will ihm den Kranz aufsetzen: o schaft doch Kuhblumen an, die prahlen recht. Wirth, ich bin durstig, gebt uns eine Bouteille Wein. Da sprang Peter auf, wie ein Zinshahn: ja prahle nur, du Prahler, du hast einen Hasen hinter dir, der läuft läuft läuft wie der Wind um die Kirchenecke, und ich bin kein H — Hund, daß ich ihn einholen kann. Wirth, mir auch eine Bouteille Wein! — Ich glaubte, mit dem Hasen meinte er mich, und deshalb nahm ich mich zusammen, um die Pfeile von mir abzuschütteln. Warum macht ihr euch es nicht bequemer, sagte ich, und setzt euch auf ein Courierpferd? Ja, fügte Gürge gleich hinzu, das begreife ich auch nicht, da er eins im Stalle hat, das keinem Courierpferde etwas nachgibt. Es hat den Wind zum Vater gehabt und das Wasser zur Mutter, und wird gebraucht, wenn der Friede ins Land kommen soll. Ich glaube, es hat einst beim General Zieten gedient. Nicht anders geht es, als gestreckte Carriere, und davon hat es auch die schlanke Taille. Und so bescheiden ist es, daß es nicht einmal einen Schatten macht, denn die Sonne scheint gerade durch,

wie durch ein Paar Kirchenfenster. — Da ich sah, daß des Fleischers Einfälle besser waren, als die meinigen, schwieg ich stille, und ließ ihn für mich die Sache führen. Du hast den Hafer versoffen, schrie Peter, und das Pferd hinter drein, und sprang dabei so wild im Zimmer umher, daß ich immer dachte, das Eichkätzchen würde auf den Tisch, oder wohl gar auf unsere Köpfe kommen. Sie neckten sich lange. Es war ein Schauspiel für alle Anwesende, das über zwei Stunden dauerte, und manchem Bauer einen Krug Bier mehr kostete. Gürge dämpfte das Feuer immer wieder zur rechten Zeit, und gab ihm öfters zum Schein gute Worte, damit er sich wieder ausruhen, und nachher desto besser auftanzen könnte. Endlich söhnte er sich förmlich mit ihm aus, und sagte: wir wollen zusammen ein lustiges Lied singen. Peter war auch dumm genug, den Vorschlag einzugehen, und Gürge stimmte das Lied an vom vergeblichen Freien, worauf ich ihn gebracht hatte, und ein allgemeines Gelächter überschüttete den armen Teufel, als er zu den Worten kam: Er geht den Fleischergang!

Alles dieß gab mir den Abend eine glückliche Erheiterung, und ich träumte des Nachts darauf

von lauter lustigen Streichen. Mit neuen Hofnungen schlief ich dem kommenden Tag entgegen.

Siebente Verlegenheit.

Als ich am andern Morgen aufstand, waren beyde Fleischer schon weggereist; die Rechnung, selbst mein Frühstück mit eingerechnet, war schon bezahlt, und ich konnte ungehindert meinen Weg weiter fortsetzen. Ich kam mir recht reich vor, da ich auf einmal einen Gulden in der Tasche trug und ich hüpfte öfters und sprang, daß das schöne Silbergeld, das noch dazu gegen das Papiergeld in Böhmen doppelten Werth hatte, laut erklingen mußte. Noch hatte ich zwar Böhmen nicht erreicht, aber ich nahm mir vor, heute recht rasch vorwärts zu schreiten, um mit dem Abend wenigstens die Gränze zu berühren, und der Gefahr des Mangels so bald als möglich zu entgehen. In Franzensbrunn bey Eger konnte ich hoffen, Bekannte zu finden; doch hielt ich auf jeden Fall für nöthig, mit meinen 60 Xrn. sehr sparsam zu seyn, um mich dadurch gegen das Aeußerste sicher zu stellen. Ein voller Magen marschirt nicht gern, sagte ich zu mir selbst, und ließ heute meinen Appetit sich mit einer mäßigen Kost für 10 Xr. begnügen. Es traf sich auch, daß ich den ganzen Tag auf niemand

stieß, mit dem ich hätte plaudern oder mich sonst verweilen können. Erst gegen Abend, als die Sonne sich schon allmählig auf die Berge niedersenkte, ward ich vor mir einen Jäger gewahr, einen jungen, aber, wie es schien, ziemlich gesetzten Menschen, der mit gemessenen Schritten seinen Weg verfolgte, ohne sich weder rechts noch links umzusehen. Ich eilte, um zu ihm zu kommen, denn ein Jäger war von jeher mein Leben gewesen. Mein Gruß wünschte ihm viel Glück und eine reiche Beute. Damit hat es gute Wege, sagte er, denn es ist jetzt außer der Zeit, ich will nur ein wenig nach dem Rechten sehn, daß das junge Holz keinen Schaden oder Abbruch leidet, und nebenbei schieße ich denn auch wohl ein Feldhuhn oder was mir sonst vorkommt. Ich machte die Bemerkung, daß hier viel Waldung sey, und wunderte mich nur, daß man so unmenschlich viel davon gefällt, und ganze Districte leer gemacht hätte, wo nur noch die Blöcke herausschaueten. Ja, antwortete er, das hat nicht unsere Art, sondern die Kienraupe gethan. Die war schneller, als unsere Holzhauermannschaft. In Zeit von drei Monaten hatte sie funfzehn Morgen Landes rein abgefressen. Von den Bäumen standen nur noch die Gerippe da, sie sahen aus wie Gespenster und es war kein Retten:

alle mußten sie den Geist aufgeben. Ist es möglich? sagte ich verwundert, gab es denn kein Mittel dagegen? Alles vergebens, erwiederte er, das kleine Thier war mächtiger als alle Macht der Menschen, und ging nicht eher, als bis seine Zeit um war. Die Leute hier sagen, es sey ein Fluch des Himmels gewesen. — Ja, fuhr er fort, wenn Pfingsten kommt, und es heißt: schmückt das Fest mit Maien! dann müssen wir in den Wald hinaus, und den Leuten auf die Finger passen, und wer nur einen Zweig abbricht, so groß wie ein Fidelbogen, der muß ohne Barmherzigkeit in den Thurm spazieren. Was will das nun sagen? Am Vergnügen darben wir es uns ab, und nachher kommen die Würmer und fressen es auf. O wohl gesprochen, lieber Jäger, sagte ich drauf, so geht es durchs ganze Leben: am Vergnügen darben wir es uns ab, daß es nachher die Würmer fressen. Wenn der Himmel ein ganzes Meer herabschüttet, so samlen wir noch die Tropfen auf und stellen sie seitwärts. — Da der Jäger sich von den Leuten hier unterschied, und auch seine Aussprache mit der bey Pösneck Aehnlichkeit zu haben schien, so wollte ich ihn eben um seine Landsmannschaft befragen, als ein Wagen heranrasselte und unser Gespräch unterbrach. Ein junger Mann in einem

blauen Rocke lenkte vor einem leichten Korbwagen zwei rasche Pferde. Ei, da seyd ihr ja wieder, rief ihm der Jäger zu: wie ist der Markt ausgefallen? Diese zwei Schwarzen hab' ich gekauft, antwortete jener, sind es nicht ein Paar tüchtige Thiere? Der Jäger ging um sie herum, sie zu bewundern, aber der Mann auf dem Wagen sagte: haltet mich nur nicht auf, daß ich bald nach Hause komme. Ja, ich weiß schon, warum ihr so eilt, erwiederte der Jäger drauf. Da lachte jener und trieb die Pferde an, daß sie raschen Laufs über das Feld trabten, und sich bald aus unserm Gesichte verloren. „Wie der Mensch lebt, fuhr der Jäger fort, ist es ein Spectakel für's ganze Dorf. Er hält es nämlich mit der jungen Frau unsers Schulmeisters, und verfehlt nie die Zeit: so oft der Mann des Abends auf den Thurm geht, und Feierabend läutet, schlüpft mein Herr Verwalter hinten durch die Gartenthür, und besucht seine Frau. Jedermann weiß es, die Kinder auf den Gassen reden davon, nur der Schulmeister allein ist mit Blindheit geschlagen." Und sagt es ihm denn niemand, fragte ich." Wer will das thun? Ein Fremder kann's nicht, und ein Bekannter wagt es nicht, denn ich glaube, daß das Weib mit ihrer Sippschaft ihm die Augen auskratzte. Freilich hätte der gute Mann es können

bleiben lassen, noch eine so junge Frau zu heirathen. Er ist mit seinen Kindern drüber zerfallen, und hat nun noch Schimpf und Schande oben drein. Doch Gott befohlen, es ist mir vorhin ein Volk Rebhüner hier herüber geflogen, denen will ich doch nachgehen. Damit schied er von mir und schlug einen Grasweg ein. Ich blieb in meiner Richtung, und als ich auf die Anhöhe kam, sah ich das Dorf, wovon der Jäger sprach, vor mir liegen. Der grüne Hügel war so einladend, ich setzte mich, um von hier aus die Gegend zu überschauen. Da regte es sich aber leise in meinem Innern, und mein Gewissen redete mich also an:

Nun, hast du nicht gehört, was der Jäger sprach? Soll ein Weib ungestraft die eheliche Treue brechen? Soll sie den Namen eines Mannes beschimpfen, der ein Lehrer des Volks ist? Welch ein Standal im Dorfe! Welch ein Beyspiel für die Jugend! Wie kann er lehren und warnen, wie kann er pflanzen und begießen, und Gedeihen hoffen, wenn der Teufel über Nacht ihm ein solches Unkraut säet? Ein ganzes Geschlecht wird hier vergiftet, das Verderben wuchert von Sohn zu Sohn. Alle die durch die Schule wandern, schlürfen das Böse mit gierigem Ohr, und kommen zurück mit einem Herzen voll Schalkheit und Tücke. Wie sie flüstern, wie

sie lachen, wie es umgeht von Mund zu Mund! Ein Hirschgeweih hängt über seinem Haupte, sie zeigen mit Fingern darnach. — Und nun am Abend, wenn die Glocke zur Ruhe und Andacht ruft, wie kann ein christlicher Gedanke in die Gemüther kommen: jeder, der den Klang hört, denkt an den Betrogenen, der den Glockenstrang zieht, während seine Frau ihn hintergeht. — Willst du dieß alles dulden, und dabei ruhig seyn? Willst du hier nichts thun, nichts unternehmen? Schäme dich! so lange es deinen Vortheil galt, warst du bey der Hand. Du hast Reden gehalten, du hast geweissagt, du bist mit einer wilden Dirne gewandert, ja du hast dich sogar mit einem Fleischer abgegeben und dich bis zum lieben Vieh herabgelassen, — blos, um ein Abendessen oder einen Reisepfennig zu verdienen. Jetzt, da es die Tugend, die Ehre und das wahre Glück der Menschen betrift, schüttelst du das Silbergeld in deiner Tasche, und willst nichts davon hören. Wie? ist eine Handlung weniger romantisch, wenn sie zugleich moralisch ist? Auf, noch ehe der Mann den Thurm besteigt! Auf, und mache dem Unwesen des Teufels ein Ende!

So sprach das Gewissen zu mir, als ich auf dem grünen Hügel saß, und trieb mich fast mit

Züchtigung von dannen, wie, wenn eine Mutter ihr Kind zur Schule treibt, so daß ich selbst nicht wußte, wie ich so schnell von dem Berge kam. Sich so ausschimpfen zu lassen! sagte ich, aber ich weiß schon, ich habe eher keine Ruhe vor ihm, bis ich ihm den Willen thue. Deshalb fügte ich mich in sein Verlangen, und schritt gerades Weges auf den Kirchthurm zu. Ohne lange zu forschen oder zu fragen, ging ich Augenblicks auf den Kirchhof, und ersah mir die Gelegenheit, wo ich die Ankunft des Schulmeisters am besten wahrnehmen könnte. Es währte auch nicht lange, so kam er gegangen — ein rascher, wirrlicher, schwarzbrauner Mann. Er pfiff sich ein Liedchen und schien lustiger Dinge. So wie er sich aber seinem Erbbegräbnisse, der Kirchthür gegenüber, näherte und eben den Rücken zum Aufschließen wandte, da trat ich hinter dem Leichenstein hervor und rief, wie mit einer Geisterstimme: Halt! — höre mich an! — steh still, und weiche nicht von dannen. Erschrocken fuhr er zurück, und zuckte mit dem Kopfe wie einer, der zum erstenmal eine Kugel um seine Ohren pfeifen hört. Mann, was hast du für ein Weib? fragte ich. Er erholte sich und sagte, o einen Engel, einen Engel, einen wahren Engel. Doch was wollen Sie, was erschrecken Sie mich hier? „Ist der

Teufel der Vater der Lügen, sagte ich drauf, so ist dein Weib des Teufels Tochter, denn sie besteht aus Lug und Trug . . . — Daß ich doch nicht wüßte, entgegnete er; wen hat sie belogen, wen hat sie betrogen? — „Dich selbst, guter, ehrlicher Mann, gab ich zur Antwort. Eben geht der Verwalter zu ihr, und so oft du des Abends auf den Thurm steigst, ist deine Ehre in Gefahr.“ Ei, da sollte sie ja —! sagte der Küster drauf, und wollte schon fortlaufen, sich davon zu überzeugen. Ich aber hielt ihn zurück und sagte: „nicht also! Erst müssen wir sie beide sicher machen, die Glocke vom Thurme muß auch heute ihr Signal seyn. Kommen Sie, ich will an Ihrer Stelle die Glocke ziehen, zeigen Sie mir erst den Weg hinauf, und lehren Sie mich, was ich zu thun habe.“ — Meine Frau! der Verwalter! Gott im Himmel! rief er aus. Die Kirchthür sprang auf unter Verwünschungen, und mit jeder Stufe zum Thurm empfand er sein Unglück tiefer, bis der kürzere Athemzug seine Klagen über ihre Untreue abkürzte, und ich nur noch die Worte von ihm hörte: Falsche — Galgen — Tod! Oben trat er sogleich an eins von den Schallöchern und drohte mit geballter Faust auf den rauchenden Schornstein sein s Hauses hinab. Und als er wieder Luft gewonnen hatte,

sagte er: die Glocke da gezogen, und darn hier angeschlagen neunmal. O alle Glocken möcht' ich — stürmen möcht' ich heute. O Trudchen, Trudchen, du treuloses Weib, damit lief er wieder die Treppe hinunter, und ich rief ihm nach, daß er sich doch vorsehen, und nicht den Hals brechen möchte. Ich wartete, bis ich ihn unten wieder herauskommen, dann zog ich das Glöckchen, daß es helle, ganz helle über das Dorf hinscholl. Die Sperlinge flogen aus ihren Nestern und schalten mich darüber aus. Ich läutete aber so lange, als ich den Schein der Sonne, die im Untergehen mir gerade entgegen leuchtete, ertragen konnte. Drauf stellte ich mich zur großen Glocke und ließ den Klöppel mit aller Gewalt neunmal anschlagen. Bey den letzten Schlägen schaute ich nach des Küsters Wohnung hinab, und siehe, sein Weib sprang in voller Flucht aus dem Hause, und der Schulmeister mit dem langen Haselstocke aus der Schule hinterdrein. Mit jedem Glockenschlage schien es, daß auch ein Schlag aus seiner Hand auf die Treulose niederfiel. Sie lief die Gasse hinab mit kläglichen Gebehrden, und in einer Krümmung entschwand sie meinen Blicken. Die Leute sah ich aus den Häusern treten, und in die Hände schlagen. Allgemeines Frohlocken verbreitete sich, und das ganze Dorf schien ein Fest der

Gerechtigkeit zu feiern. Unterdeß war die Sonne untergegangen, und schleppte nur noch ihren Purpurmantel an den Bergen nach. Aus den Thälern stieg ein grauer Nebel auf, der die Wälder wie mit einem Nachtgewande umkleidete. Nahe an dem Gehölz fiel ein Schuß, und der Hund sprang hinzu, und brachte dem Jäger das gefallene Rebhuhn. Ich nickte ihm in Gedanken einen guten Abend zu, und rühmte mich, seinen Wink befolgt zu haben. Hin und wieder sah ich Frauen mit einer grünen Ladung aus dem Felde zurückkehren, die wahrscheinlich Weizen geschrappt oder Kraut ausgegätet hatten. Ein Wagen mit grünem Klee lenkte den Hügel hinab, und verschwand in einem Hohlwege. Zuletzt trieb auch die Heerde ein, die um das Dorf herum nachweidete, und alles ward stiller und stiller. — Aber wo bleibt der Schulmeister, fiel mir ein. Wie lange säumt er, mich wieder hinabzuführen? Er versprach, mich zu sich heim zu holen, wo bleibt er so lange? Ich wartete und wartete —, immer dunkler ward die Flur, und er kam nicht. Das Geräusch verstummte im Dorfe, vor den Höfen verschwanden die Gestalten, Pforten und Thüren schlossen sich zu — und er kam nicht. Ein Licht war gezündet im Kruge, die Gäste gingen, es verlosch wieder, und — mein Erretter

kam nicht. Still! hör' ich nicht schon den Nachtwächter rufen? Hu! ein kalter Schauer überfällt mich. Es ist nur zu gewiß, er hat mich vergessen. O Himmel! was fang ich an? Soll ich allein hinabgehn in die Kirche und mir selbst den Ausgang suchen? Schrecklich! doch es bleibt kein anderes Mittel übrig. Noch leuchtet die Dämmerung, noch findest du die Thür. — Mein Entschluß war gefaßt, ich stieg die sieben Treppen hinunter, langsam von Stufe zu Stufe, und sah weder rechts noch links. Um zur Thür zu gelangen, durch die ich gekommen war, mußte ich mitten durch die Kirche, aber es half nichts. Ich ging wie ein Träumender fort, bis ich das Schloß mit meiner Hand ergreifen konnte. Sogleich hing ich mein ganzes Gewicht an den Drükker, aber weh mir! die Thür war verschlossen. Wie Eis rann es über meinen Rücken, das Haar regte sich an meinen Schläfen, das Mark erstarrete in meinen Gebeinen. Wie eingewurzelt blieben meine Füße stehen, und vor meinen Augen ward die Dämmerung zur Nacht. Ja, schreckliche Nacht ist rings um mich her, und ich bin bei den Todten. Die tiefe, grausende Stille traf mein Ohr wie ein unsichtbares Säuseln. Das Erste, was ich wieder mit vollerm Bewußtseyn empfand, war das Klopfen meines eigenen Herzens. Der Gedanke

an mein Leben gab den Gliedern wieder ihre Thätigkeit, aber der regsame Geist diente nur der quälenden Furcht, und erfüllte mich mit schaudervollen Bildern. Der matte Tagesschimmer gab den Dingen Bewegung und Gestalt. Endlos schienen die leeren Stühle. Durch die Gänge rauscht es wie seidenes Gewand. Die ganze Gemeinde liegt im Gebet auf den Knien, jetzt wird die Andacht sich enden, und Haupt an Haupt sich erheben. Ich wandte mich um nach einem Geräusche — wer blättert da in der Bibel, wer schlägt das Gesangbuch auf? Nein, es sind die Todtenkränze an der Wand, die von der Last des Staubes zittern. — Welch ein Mann sitzt dort in grauem Haar, und faltet seine Hände? Still, wer geht in der Sakristei? Regt nicht der Vorhang sich auf der Kanzel? Jetzt wird der Prediger ihn öffnen und mit der Bibel in der Hand hervortreten, bleich wie der Tod. O eile, eile, der Boden unter deinen Füßen bebt. Ueberall erwacht das todte Leben. Die Steine wanken, die Gräber thun sich auf, und schwarz dunkelt es hinab in die offene Gruft. Nicht in den Schatten, nicht auf den letzten Strahl des Lichts darf ich schauen. Jedes gebiert sein eigenes Schrecken. Fort, fort von hier, weil noch Leben in dir athmet, hinauf wieder in die freiere

Luft. — — Ich wankte also den vorigen Weg zurück, und suchte den Thurm wieder zu gewinnen. Das meiste Herz brauchte ich vor der Kammer vorbei, wo die Bahren stehn, dann ging es aber mit schnellen Schritten. Bei den Bälgen hinter der Orgel erblickte ich einen schwarzen Mann, der auf den Wind in der Orgel zu horchen schien; aber die Furcht hatte mir so viel Muth eingeflößt, daß ich schnell den Degen aus meinem Stock hervorzog, und ihm damit Eins in die Rippen versetzte; die Spitze fuhr aber hart in die Mauer, und der, den ich durchbohrt hatte, war nur des Küsters Mantel, den er hier wahrscheinlich immer abzulegen pflegt. Mir fiel ein, daß ich ihn wohl zum Nachtlager gebrauchen könnte — ein Zeichen, daß mir die Besonnenheit schon wiederkehrte. Ich nahm ihn also als Beute meiner Tapferkeit mit auf den Thurm. — Auf der zweiten Treppe sah ich ein Kaninchen sitzen, das des Teufels Feuer in seinen Augen hatte, und mich von meiner Himmelsleiter abzuschrecken dachte. Aber diesem ging es nicht besser, als dem schwarzen Manne; ich jagte ihm gleich den Spieß durch den Leib, und fand, daß ich mit einem Stückchen Mond- oder Sternenschein gefochten hatte. Dreibeinige Hosen humpelten in Menge um mich herum, aber auf diese achtete ich nicht sehr. Das Schreck-

lichste wiederfuhr mir, als ich schon die sechste Treppe erstiegen hatte, und mich eben an die siebente machen wollte. Wie ein Sack voll Mehl fiel es da plötzlich auf mein Haupt; ich sank auf die Knie, und dachte — sofern ich noch denken konnte — ich würde in meinem Leben nicht wieder aufstehn. Aber wie bei einem Gewitter oft ein zweiter kalter Schlag die Wirkung des ersten vernichtet, so fühlte ich beim zweiten wieder, daß ich lebe, und daß es der überaus mächtige Schall der großen Glocke sey, welche eben über mir zehn schlug. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein solches Ding eine so zerschmetternde Gewalt hätte, doch soll der Schall von Kanonen im Kriege oft ähnliche Wirkungen hervorbringen, und manchen nicht allein niederwerfen, sondern ihm auch wieder Beine machen. Das letztere war jetzt bey mir der Fall, und ich folgte Gleims Worten bey Collin: Zurück! rief Vater Friederich, zurück rief er, zurück! Zwei Treppen stieg ich wieder hinab, und suchte hier nach einem Winkel, wo ich mich um die Gunst des Schlafs bewerben könnte. Das war nun freilich viel verlangt, aber doch so unbillig nicht, wenn man die Strapazen des Tages und die viele Angst bedenkt, die ich heute ausgestanden hatte. Ich legte den Küstermantel mir zum Kopfküssen zurecht,

und ließ es nun darauf ankommen. Sonderbar! Kaum hatte die Furcht etwas nachgelassen, so stellte der Hunger sich ein, und Hunger, Furcht und Schlaf kämpften wechselseitig um mich, bis endlich der Schlaf mit dem Hunger sich zusammenthat, und glücklich über die Furcht die Oberhand behielt. — Des Nachts träumte mir, ich hätte mich bei einem Bäcker vermiethet, und der Meister befahl mir, ich sollte das Brot aus dem Backofen nehmen, aber so wie ich mit den Stangen herankam, waren sie alle zu kurz, und das Brot ging immer weiter weg, so daß der Ofen sich zuletzt in ein großes Thal erweiterte, wo hinten die schönsten Rosen blüheten, und ich hinwiederum auf einer ganz kleinen Insel im Wasser stand, und den Leuten zurief, sie möchten sich ja nicht verbrennen. Es kam aber ein Bettelmann gegangen, der setzte sich und aß, und die Feuerrosen thaten ihm nichts. Er winkte mir zu, ich möchte doch herüber kommen, aber ich stand auf der Insel und konnte nicht. Endlich aber, wie ich mich umsehe, ist die Insel ein Schiff, und ich freuete mich schon gewaltig auf die Hinüberfahrt, doch siehe! da ist auf einmal der Bäckermeister auch auf dem Schiffe, der packt mich bei der Brust und sagt: du sollst mir mein Brot auch nicht fressen! Indem erwach ich, und der mich hält,

das ist der Küster in seiner weißen Nachtjacke. Er mußte mich lange rütteln, ehe ich mich vom Schlaf und Traum erholen, und einsehen konnte, daß ich mich auf dem Thurme zu Groß-Möhringen befände. Er bedauerte meinen Zustand und bat um Verzeihung, daß er in der Eile mich eingeschlossen und sich meiner nicht gleich wieder erinnert hätte. Es war noch in der Dämmerung des Tages; der Küster ging hinauf, die Frühglocke zu läuten und nahm mich dann mit in sein Haus. Durch die Kirche schritt ich jetzt mit keckem Muth und sah mich so dreist nach allen Seiten um, als wenn ich siegreich über ein Schlachtfeld gezogen wäre. Uebrigens war ich an allen Gliedern wie zerschlagen und ließ des Küsters Anerbieten mir recht gern gefallen, mich in ein frischgemachtes Bette zu legen, um die Frühstunden noch zum Schlafe zu benutzen. Doch konnte ich nicht viel Ruhe gewinnen, weil ich wieder vor den Backofen mußte: draußen war eine Revolution ausgebrochen und ich konnte nicht Brot genug schaffen. Aus dieser Aengstigung im Schlafe sah ich ein, was der Hunger für eine schreckliche Plage seyn müsse. Ueber drei Stunden schlief ich noch und wachte dann auf wie die Kinder, d. h., ich dachte gleich ans Essen. Dafür hatte denn auch der Küster reichlich gesorgt; wir setzten uns zum Früh-

ſtück und führten dabei manches erbauliche Geſpräch. Der Küſter beſtätigte, was ich geſtern ſchon vom Thurme geſehen hatte, und ſchlug ſich dabei ein paarmal vor die Stirn, und ſagte: Trudchen, Trudchen! doch freuete er ſich über die Stille im Hauſe und daß alles ſo plötzlich entſchieden ſey. Ich mußte ihm die Veranlaſſung jetzt ausführlicher erzählen, als es geſtern bei der erſten Aufwallung ſeines Zorns hatte geſchehen können. Sodann kamen wir auf die übrigen Vorfälle meiner Reiſe, und der Küſter nahm daran ſo lebhaften Antheil, daß er ſeine Frau ganz darüber zu vergeſſen ſchien. Ueberhaupt gehörte er zu den ſchnellherzigen Naturen, die raſch von einer Sache zur andern überſpringen, alles lebhaft ergreifen, und gern etwas Neues anfangen, noch ehe ſie das Alte vollendet haben. Beſonders ergötzte er ſich an meiner Wanderung mit der Müllerstochter und fragte nach jedem Umſtand. Ich brachte aber bald darauf das Geſpräch auf die Erziehung, um zu erfahren, wie er hierüber denke, und ob er ſeine Pflicht auch mit Freuden thue. Da ſchwoll der Muth in ſeiner Bruſt, er warf den Kopf in die Höhe und ſagte: wie? ſollte ich murren, ſollte ich klagen? ſollte ich mich meines Amtes ſchämen? Was? iſt nicht der König meines Gleichen, iſt nicht der König der

erste Schulmeister im Lande? Ich fragte, wie er das verstehe, und er fuhr fort: die Menschheit zu erziehen, das ist sein Werk. Darum ist der Staat, dazu sind die Räthe, deshalb hat er das Scepter in der Hand, deshalb befiehlt er, deshalb bestraft er. Was? oder wär' er König nur um seinen Schatz zu füllen, oder Soldaten zu halten, oder sich vor andern sehen zu lassen? Nein! die Menschheit zu erziehen, daß alle um ihn her stehen wie Pfirsich und Aprikose und aufschießen wie die Ceder auf Libanon. Deshalb ist er da, und das ist sein Werk und seine Verrichtung. Und also ist er ein Schulmeister, so gut wie ich, nur mit dem Unterschiede, daß ich an der Wurzel arbeite, während er in der Krone sitzt. — Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, vielmehr schien mir sein Gedanke zum höchsten Grundsatz einer Staatswissenschaft zu führen. Es freut mich immer, wenn jemand von seinem Berufe ganz durchdrungen ist und die Würde seines Standes hoch anschlägt. Das macht glückliche Menschen und blühende Reiche. Ich hätte hierüber noch gern mehr mit ihm gesprochen, aber ein großer Lärm erhob sich vor dem Fenster, der Gefahr drohete. Der Vater des verstoßenen Weibes, der Burgkastellan, war mit seiner ganzen Verwandtschaft, mit dem Geheimschreiber und dem Büchsen-

spanner nebst deren sehr mundfertigen Weibern vor das Haus gekommen, und klopften an die verriegelte Thür. Sie sprachen auch von einem schlechten Menschen, den sie wollten ausgeliefert haben, und schimpften alle wie die Rohrsperlinge. Retten Sie sich! sagte der Schulmeister zu mir, und ich flog in die Kammer. Und hier erfuhr ich erst, welche Wohlthat des Himmels es sey, eine schmale, dünne Gestalt zu haben. Denn ohne diese wäre es mir jetzt unmöglich gewesen, durch das kleine Fenster zu schlüpfen, das nach dem Garten führte und mich glücklich in Freiheit setzte. Ich lief, was ich laufen konnte, um nicht den goldnen Stockknopf des Kastellans oder die Handwaffen seiner Frau Muhmen zu empfinden.

Draußen aber sprach ich zu mir selbst: „da haben Sie einmal wieder schöne Streiche gemacht! (ich rede mich nämlich gern mit Sie an, wenn ich mich recht tüchtig ausschelten will, gleichsam als ob ich mich meiner vorigen Bekanntschaft schämte.) Sie wollten den Gerechten spielen, und alles ins Gleiche bringen, und lauter Unordnung und Uneinigkeit haben Sie angerichtet. In des Kuckucks Namen! was sicht Sie denn an, sich in fremde Sachen zu mischen? Bekümmern Sie sich doch nur um Ihre Liebschaften, und lassen Sie die Ehemänner leben, wie

Gott will. Trägt der Mann ein Geweih, was geht Sie das an? Nun ist erst das Scandal im Dorfe recht allgemein geworden. Der Mann war glücklich, warum ließen Sie ihn nicht dabei? Die ganze Verwandtschaft ist nun in Aufruhr, und wer weiß, was noch für Unglück daraus entstehen kann. Prügel hätten Sie verdient, Sie unbesonnener Mensch!" Eigentlich aber war es der Verstand, der mein Gewissen zur Rede setzte. Das Gewissen antwortete indeß: recht sey recht, und die Folgen möchten seyn, welche sie wollten, worauf der Verstand erwiderte: es sey nicht klug! Damit endigte sich das Gespräch, und ich war froh, als es vorbei war.

Ich ging rasch drauf los, um mich auf andere Gedanken zu bringen. In dieser Stimmung kam mir der Anblick von Asch eben recht gelegen. Tief unter mir sah ich das Rauchnest liegen. Aus Dreck gebaut, und wieder in Dreck! sagte ich in voller Wuth — man verzeihe mir den Ausdruck —; da bauet doch die Schwalbe besser; sie bleibt nicht, wo sie den Schnabel eintaucht, sondern fliegt wieder in die Luft, und sorgt, daß die Winde ihr Nest trocknen und Sonne und Mond hineinscheinen. Aber in welchem Abgrunde liegt Asch! noch viel zu milde gesagt. Wie die Häuser sich verkrie-

chen, wie sie sich einander den Rücken zudrehen, wie sie grau in grau sich einander kleiden und verkleistern. Welch ein Dampf, welch ein Dunst um diesen Kessel! Scheint es doch, daß sie den steigenden Rauch wieder an sich ziehen, und zurück schlürfen in den hungrigen Schornstein. — Gott soll mich behüten, hier mein Mittagsbrot zu verzehren! nein, meine zehn Kreuzer will ich dem offenen Schoße eines heitern Dorfes zuwenden. — Das that ich denn auch, und ließ mir in dem nächsten Dorfe ein Gericht Eier bereiten, bey welcher Speise ich mich immer freue, daß die Wirthe sie nicht verfälschen können. Daß ich aber auf Asch so erbittert war, und nicht aufhören konnte, darauf zu schimpfen, daran war' zum Theil die Erinnerung an meine vorige Reise schuld, wo ich auch nach Carlsbad ging, und hier kein Unterkommen finden konnte, bis noch mit Anbruch der Nacht ein ehrlicher Riemer sich meiner erbarmte. Diesen Riemer nehme ich also aus, wenn ich auf Asch fluche.

Gegen Abend erblickte ich endlich Franzensbrunn, so niedlich und friedlich, wie eine Herrenhutercolonie. Ich betrachtete es als das Vorgebirge meines Glücks, weil ich mit Erlangung dieser Halbschwester von Carlsbad schon alle Leiden überwunden zu haben glaubte.

Achte Verlegenheit.

Ich ging gleich ins Gasthaus und fragte nach einem Quartier, aber alle einzelnen Zimmer waren schon besetzt. Ich fragte weiter in der Stadt: eine Menge Quartiere boten sich mir an, aber nicht auf eine Nacht — davon wollten die Wirthe nichts hören — sondern auf 14 Tage, vier Wochen, und nicht für einen Einzelnen, sondern eine Folge von Zimmern für ganze Familien. Das war nun ein schlimmer Umstand; indeß bauete ich darauf, hier Bekannte zu finden, die, wie ich hofte, sich meiner erbarmen würden. Ich ging daher wieder ins Wirthshaus zurück, und ließ es mir zehn Kreuzer kosten, nicht blos, um mich von der Reise zu erfrischen, sondern hauptsächlich, um die Badeliste in die Hände zu bekommen, woraus ich mir meinen Wirth auslesen wollte. Es fand sich auch wirklich ein Hr. v. N. N. aus Weimar darin, den ich zu kennen die Ehre hatte. Zum Glück war seine Schwester ganz kürzlich von einer schweren Krankheit in Weimar hergestellt, welche Botschaft mir einen besondern Vorwand geben konnte, ihm meinen Besuch zu machen. Die Sonne fing schon an, ihr Licht der Erde zu entziehen; ich eilte also sogleich zu ihm, lief vor der Küche vorbei, von wo

eben die lieblichsten Düfte mich umfingen, und stand mit einem Sprunge vor dem Pr. v. R. R., der mich mit den Worten begrüßte: sieh da! ein Herr Landsmann. Ich hatte nicht vorbei reisen können, ohne ihm meinen schuldigen Respect zu bezeigen, und war erfreut, ihm die glückliche Botschaft von der völligen Genesung seiner gnädigen Frau Schwester zu bringen. Er dankte für beides; letzteres war ihm aber schon aus Briefen bekannt. Wie steht es denn jetzt in Weimar? fragte er. Ich antwortete: die Kunst ruht, es ist eine große Sommerstille, die meisten leben in Zerstreuungen, und sind auswärts. — Ja, die meisten sind verreist, sagte er drauf, sie suchen Zerstreuungen, im Sommer ist Weimar entsetzlich still. Ich fuhr fort mit der Behauptung, daß das Reisen für Künstler und Dichter besonders sehr nöthig sey, denn die Kunst, sagte ich, kann nur aus dem Leben aufblühen, und die Welt ist die große Werkstätte des Dichters. Was er hier auffaßt in großen Umrissen, das stellt sich zu Hause wie mit einem Storchschnabel in kleinern Zügen dar. O gewiß! antwortete er drauf, der Dichter muß die Welt kennen; ich glaube, ohne das Leben kann die Kunst nicht recht gedeihen, und ich bin der Meinung, daß eigentlich die Welt erst dem Dichter das Werk an die Hand gibt, nachher

kommt es zu Hause wieder im Kleinen zum Vorschein und bildet sich aus wie in einem Gemälde — so in kleinern Umrissen. Habe ich da nicht Recht? Ich gab ihm natürlich Recht, denn er sagte ja nichts weiter, als was ich eben gesagt hatte. Freilich, fügte ich aber hinzu, muß der Künstler nicht blos copiren, er muß die Dinge ihrem Wesen nach auffassen, nicht nach ihrer bloßen Aussenseite, er muß das Ausgezeichnete zu seiner Darstellung wählen, er muß es in Beziehung auf das Ganze betrachten, er muß es mit der Idee seines Kunstwerks in eine genaue Verbindung bringen, er muß auf das freieste, geistigste Leben, er muß auf die Schönheit hinarbeiten. Erlauben Sie, sagte er drauf, ich stelle mir die Sache so vor: der Künstler muß nicht alles so nehmen, wie es da ist, er muß idealisiren, er muß auf das Innere sehen, und nicht blos bei der Schale stehen bleiben, er muß unter den vielen Dingen das Schöne sich heraussuchen, er muß das nun so stellen, daß es wieder ein Ganzes macht, und daß es hübsch aussieht. Zu seiner Idee aber muß es passen, denn sonst sagt man: es kann wegbleiben, es ist überflüssig, es ist eine Episode. Und dabei muß nicht alles so gerade zu gegeben seyn; es muß Hand und Fuß haben, es muß sich regen und bewegen, es muß leb-

freier Geist darin herrschen, und alles muß darauf hinauszehen, daß es schön ist. Ja, schön muß es seyn, denn sonst weiß ich nicht, wozu es soll. Das ist meine Meinung, und nun sagen Sie, ob ich nicht Recht habe. — Ich machte meinem Echo eine Verbeugung, und freute mich — nämlich in der Stille — hier das Bild eines Kunstschwätzers leibhaftig vor mir zu sehen, denn er that — was tausend andere thun — er wiederholte nur immer dasselbe mit andern Worten, und fügte dann hinzu: das ist so meine Meinung, und sagen Sie, ob ich nicht Recht habe. Wir setzten das Gespräch noch lange stehend fort, er ließ mich immer ruhig ausreden, und sagte dann, wie bisher, seine Meinung, wobei ich sein treues Gedächtniß und seine Geschicklichkeit in der Umstellung der Worte nicht genug bewundern konnte. Unterdeß wurde der Tisch gedeckt und draußen ward es immer dunkler. Beides sah ich gern, denn ich dachte, er würde endlich sprechen: bleiben Sie doch bei mir, daß wir unser Gespräch noch weiter fortsetzen können. Aber das fiel ihm nicht ein, so daß ich zuletzt das Gespräch geradezu auf den zahlreichen Besuch dieses Bades und auf die versagten Quartiere lenken mußte. Bisher war er mit mir immer einerlei Meinung gewesen, als ich aber auf das Nachtquar-

tier kam, wollte er mich nicht verstehen, und nannte mir eine Menge Häuser, die noch unbesetzt wären. Er gerieth darauf in eine große Thätigkeit, rückte den Stuhl an den Tisch, wog Messer und Gabel in der Hand, schlug den Staub aus dem Fenster, und sah endlich nach der Uhr und sagte: wie schnell doch die Zeit bei unserm Gespräch vergangen ist, es ist schon neun Uhr vorbei. So ungern ich meinen Freund und Gönner verließ, so sah ich mich doch nun genöthigt, mich ihm zu empfehlen. Leben Sie wohl, Herr Landsmann, sagte er, und ich las dabei in seiner Seele: Landsmann hin, Landsmann her! — Ich ging die Straßen auf und ab, und überlegte, was nun zu thun sey. Da fielen mir die hübschen Kammermädchen auf, die unter Sternenschein, das Schnupftuch in der Hand, auf der Promenade hin und wieder gingen, und über große Hitze klagten. Ich dachte: sollte sich denn keine von diesen erbarmen? und flüsterte einen liebes Kind oder kleiner Engel zu: können Sie mir nicht sagen, wo der Herr von Wohlstroh wohnt? Man lächelte bei dieser Frage, und versicherte, etwas von diesem Herrn gehört zu haben. Ich sprach von den neuen Anlagen und Frauenthurm, von dem schönen Abend, von dem heitern Himmel, von den göttlichen Sternen, und darauf machte

von ihren noch heller strahlenden Augen. Sie lachten mich aber aus und meinten, ob diese etwa im Finstern leuchteten, wobei sie mich im böslichen Verdacht zu haben schienen, als wenn ich auf das bekannte Kammerkätzchen eine leichte Anspielung machte. Da es mir mit den Augen nicht glücken wollte, so fing ich bei den schwanenweichen Händchen an, und sich fand, daß ich ihrer Sprache immer näher kam; nicht, daß sie auf das schwanenweich etwas gegeben hätten, sondern weil sich der Ausdruck der Worte allmählig in einen Händedruck verlor, und sich mehr Gefühl in unsere Unterhaltung mischte. Ja, ich würde zuletzt alles über allen Ausdruck gefunden haben, wenn mir die verdammte Schüchternheit, mit der ich behaftet bin, nicht wieder ihre Gunst entzogen hätte. Kurz, mir fehlte die Leichtfertigkeit, zu ihnen zu sagen: gönnen Sie mir ein Ruheplätzchen unter Ihrem Obdach, als warum es mir doch eigentlich zu thun war. Es zogen also auch die Kammermädchen ihre weiche Hand von mir ab, und ich blieb hülflos auf der Straße zurück. Da fiel mir endlich eine kleine List ein, die ich in diesem Fall für erlaubt hielt. Ich klopfte nämlich an die Thüren, und erkundigte mich, als wäre ich eben angekommen, nach einem Quartiere für eine Herrschaft, welche bald hier eintreffen und sich ei-

nige Wochen hier aufhalten würde. Sogleich öffnete sich mir die prächtigste Wohnung von der Welt: man führte mich die Treppe hinauf, man zeigte mir die Zimmer, und ich untersuchte alles genau, ob es auch für meine Herrschaft gut genug wäre. Es geht an! sagte ich, und nahm einstweilen davon Besitz. Ich klagte über große Müdigkeit, man ließ mir die Betten zu meiner Wahl und wünschte mir eine geruhsame Nacht. So war nun endlich erreicht, was ich so sehnlich gesucht hatte. Sonderbar! sagte ich zu mir selbst, du bist unterweges zu lauter fremden Menschen gekommen, und hast immer ein Obdach gefunden, und hier, wo so viele gebildete Menschen wohnen und wo sich Bekannte aufhalten, mußtest du zuerst erfahren, wie hülflos du seyst! Ich öffnete alle Thüren, um die Folge von Zimmern zu übersehen, ich durchleuchtete sie noch einmal, und auf- und abschreitend hatte ich meine herzliche Freude darüber, so viele Zimmer zu besitzen. Und meine List war kaum ein Betrug zu nennen, denn ich durfte mit Gewißheit darauf rechnen, daß ich in Carlsbad, von wo die meisten zur Nachkur hieher zu reisen pflegen, bald eine Herrschaft zu dieser Wohnung finden würde. Ich schlief nun einstweilen hier zum Lohn für meine Bestellung. Und diese Nacht war ich so weit vom Bäckerdienst entfernt,

daß ich vielmehr von lauter Pracht und Herrlichkeit träumte, und bei einem sehr köstlichen Mahle mit Carolinen, was mich sehr wunderte, in der besten Freundschaft zu Tische saß. Am andern Morgen machte ich mich in aller Frühe heimlich auf den Weg, und war höflich genug, den Wirth in seiner Ruhe nicht zu stören.

Glücklicher Ausgang.

Eben stieg die Sonne herauf in der glänzendsten Heiterkeit, kein Wölkchen trübte den Himmel, alles versprach den herrlichsten Tag. Ich dachte hin und zurück, und mein Herz klopfte vor Freude, dem Ziele meiner Wanderung so nahe zu seyn. Armuth beugt nieder, Wohlfahrt erhebt den Muth. Ich fühlte nur zu sehr, daß die vielen Unannehmlichkeiten, die ich erfahren, besonders die Abhängigkeit, in der ich seit acht Tagen gelebt hatte, mich bald so fügsam, so demüthig, so dienend, so beipflichtend machen würden, daß ich alle Kraft anwenden müßte, wieder mit dem Bewußtseyn der Freiheit umher zu schauen, und die Dinge in der Welt nicht nach ihrem Vortheil für mich, sondern nach ihrer ganzen Natur und Eigenschaft, in ihrer weitern Verbindung und nach ihrer freien Allseitigkeit auf mich wirken zu lassen. Armuth beugt die

Gesinnung, und zwingt sie allmählig zu einem niedrigern Standpunkte herab. Absichtlichkeit und einseitige Bestrebungen, so nöthig sie für das Leben sind, bannen endlich den Geist in einen engen Kreislauf, über welchen hinaus das Auge seine Schärfe und das Gemüth seine empfindende Kraft verliert. Freiheit allein setzt uns in den Stand, jedes Ding in seiner vollen Wirksamkeit zu erkennen und zu empfinden. Wie die Welt in ihrer Ganzheit wirkt, das kann nur der Mensch in seiner Freiheit, in seiner natürlichen Allheit und allseitigen Empfänglichkeit warhnehmen und genießen. Nach solcher Erkenntniß strebt die Philosophie, nach solchem reinmenschlichen oder vielmehr göttlichen Genusse der Welt trachtet die Kunst.

Es war fast, als ob das allmählige Aufsteigen zu dem Böhmischen Gebirge auch meinen Geist immer mehr zu solchen Betrachtungen erhoben hätte. Von Marienkulm sah ich schon mit freierem Muthe auf die zurückgelegten Thäler hin, wo noch die Sorge mit mir wandelte. Und als ich endlich Zwoda, die erste Poststation, erreichte, ward mir völlig zu Muthe, als ob ich mit Extrapost angefahren käme. Allein die Erinnerung, daß ich nur noch dreißig Kreuzer in der Tasche hatte, klang jetzt als die letzte Dissonanz meiner Reise vernehm

lich dazwischen und gab einen Mißton, der zu dem herrlichen Anblicke des schönen Posthauses wenig paßte; denn es war mir noch im frischen Andenken, daß man hier eine sehr gute, aber eine etwas theure Bewirthung findet, wovon sich das erstere zwar für meine Extrapostgesinnung, aber das letztere keineswegs für meinen Beutel schicken wollte. Doch weil sich nun einmal das vornehme Leben wieder in mir regte, und auch meinen Appetit wieder vornehmer stimmte, so konnte ich unmöglich dem schönen Posthause vorbeigehen, ohne wenigstens zu versuchen, ob sich hier nicht auf eine anständige Weise speisen ließe. Meine Hofnung war dabei auf einen einzigen Umstand gestützt, den ich lieber verschwiege als erzählte, wenn nicht dadurch eine verrätherische Lücke in meiner Erzählung entstände. Ich muß es also nur gestehn. Das Mädchen hier mit ihren blauen Augen und rothen Wangen hatte das vorigemal, ich weiß selbst nicht, wie es zuging, einigen Eindruck auf mich gemacht. Auf der Hinreise ließ ich es bloß beim Ansehn und einem freundlichen Gesicht bewenden. Als ich aber zurück kam, fiel mir ein, daß es doch Unrecht sey, Böhmen zu verlassen, ohne zu wissen, was ein Kuß von einem böhmischen Mädchen für holde Eigenschaften habe; und kurz, da sie das zweitemal versicherte, mich noch

zu kennen, so ersah ich die Gelegenheit und gab ihr einen Kuß. Jetzt, dachte ich also, wird sie sich deiner noch deutlicher erinnern, und ich hatte mich nicht geirrt. Sie empfing mich mit dem bekannten Lächeln des Wiedersehns, und brachte mich gleich oben auf das Zimmer, wo man die schöne Aussicht hat. Ich fragte nach ihrem Wohlergehn, klagte ihr meine Noth, und sagte ihr gerade heraus, daß ich nur noch dreißig Kreuzer in der Tasche habe, und gleichwohl gern bei ihr essen möchte. Ich könnte sagen, fügte ich hinzu: mein Magen ist krank, der Doctor hat mir mehr als zwei Gerichte verboten; aber warum nicht lieber die Wahrheit? — Meine Aufrichtigkeit schien ihr zu gefallen, sie lächelte und gab zur Antwort: ich will es schon machen! Damit ging sie und bediente mich nachher aufs beste. Seit dem Abend in Jena, wo man mein Gedicht aufspieste, hatte ich nicht so köstlich gegessen. Nun, laß es gut seyn, Mädchen! rief ich öfters, aber sie brachte nach dem zweiten auch ein drittes, und nach dem dritten noch ein viertes Gericht, und lachte jedesmal, wenn sie zur Thür hereintrat, recht von Herzen über meine Verlegenheit und über meinen Unwillen. Ich fürchtete, daß sie am Ende doch aus dem Spaße Ernst machen und mir eine große Rechnung vorlegen würde, aber als ich nachher mit ei-

ner Umkehrung meiner Tasche die dreißig Kreuzer vor ihr ausgeschüttet, und ihre Sorgfalt sie alle, nicht ohne Lachen, in Reih und Glied gestellt hatte, schob sie noch einen davon zurück, und sagte: Sie werden den Nachmittag durstig seyn. Das überraschte mich so, daß ich — daß ich — gar nicht wußte, wie ich ihr danken sollte. Aber ich habe mir bei dieser Gelegenheit gemerkt, daß ein Kuß immer besser als ein Vergißmeinnicht ist, denn ohne jenen auf der ersten Reise hätte mich das Mädchen gewiß nicht wieder erkannt, und bei dem großen Wechsel von fremden Gesichtern auch mein Gesicht gleich unter die übrigen gemengt. Besonders verdient ein Abschiedskuß ein wahres Vergiß — mein — nicht! genannt zu werden.

Wer war vergnügter als ich! Wohl dreimal schaute ich nach dem Wirthshause zurück, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, daß ich durstig wurde, und den letzten Kreuzer vertrinken konnte. Endlich schwang ich das spiegelhelle Böhmische Glas in meiner Hand, und sagte: trinkt man das Wohlseyn der Edeln beim Wein, so kann man auch wohl beim Bier die Gesundheit der andern trinken. Lieschen — Hanchen — oder wie du heissen magst, dir sey dieß Glas gebracht! Caroline mag mir's nicht übel nehmen — —! Aber was zum Hen-

ker! was soll das, warum muß mir gerade Caroline einfallen? schon gestern kam sie mir im Traume vor, was bedeutet das? Indem ich weiter ging, stellte ich über mein Herz eine strenge Prüfung an, schalt über meine Unbilligkeit, über meinen Wankelmuth, rief die reizende Amalie in meine Seele zurück, und schüttete dagegen Verbrechen auf Verbrechen über die falsche Caroline aus; und doch, je näher ich Carlsbad, je näher ich ihrem Lebenskreise kam, desto deutlicher ward es mir zum Erstaunen, daß ich eine geheime Freude empfand, sie wieder zu sehen. Rührte dis von der langen, weiten Entfernung, von dem Treffen in einem fremden Lande her? Ich wußt' es nicht. Ja, als ich nun wirklich Carlsbad vor mir liegen sah, verspürte ich sogar ein Herzklopfen, und sagte vergebens zu mir: du mußt langsamer gehn! — In dieser Unruhe merkte ich nicht eher, daß ein Mann mit mir immer gleichen Schritt hielt, bis er mich anredete und sagte: Sie sind gewiß ein Fremder, Sie suchen gewiß Quartier. Ich antworte ja, aber ohne weiter auf ihn zu achten. Folgen Sie mir nur, fuhr er fort, ich bringe Sie in ein Haus, wo Sie recht gut wohnen sollen. — Den Vorschlag konnte ich mir einstweilen gefallen lassen. Als er aber bis zur Straße vorschritt, die auf der Wiese heißt,

da sagte ich: halt, lieber Freund, hier ist es mir zu theuer. O nicht doch! erwiederte er, kommen Sie nur, Sie sollen zufrieden seyn. Somit führte er mich in ein Haus, das ein rothes Herz zum Schilde trägt, stieg mit mir eine Treppe hinauf, und öffnete dann ein Zimmer, das ich den Augenblick — für das meine erkannte; denn — welch eine seltsame Erscheinung! — meine eigenen Sachen, meine Kleider hingen und lagen nach meiner Bequemlichkeit im Zimmer umher, als wenn ich nur ausgegangen wäre, und jetzt von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte. An der Thür hing die lederne Tasche; in der Mitte des Zimmers stand der Tisch mit Papier und Schreibzeug, und auch die gesammelten Volkslieder lagen dabei. Der Schrank seitwärts war geöffnet, ich zog die Schieber heraus: da lag mein Paß, in einem andern meine Wäsche, in einem dritten — Himmel! auch mein Geld. Ich fuhr von meinem Gesichte mit den Händen durch die Luft, als hätte ich ein Netz zerreißen wollen. Es war mir bei dem Anblick so vieler bekannten Umgebungen, als wäre ich versetzt, oder als ginge hier mein Geist um, vor Sehnsucht nach dem Verlornen. Zauberei! rief ich aus, wie wäre es anders möglich! Ich sah mich nach meinem Führer um, und er war verschwun-

den. Wo bin ich? sprach ich ängstlich zu mir selbst. Ich trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob ich wirklich da sey. Und wen erblickt' ich im Spiegel? Carolinen, wie sie hinter mir auf mich zu eilte, und mich mit ihren Armen umfing! Hin sank ich an ihr Herz, und hatte keine Stimme. Indem traten auch Vater und Mutter herein, und sagten: nun quäle ihn auch nicht länger! Wie er dir so treu gefolgt ist! Um deinetwillen hat er keine Mühe, und selbst den langen Weg hieher nicht gescheut. (Sie glaubten nämlich, ich hätte blos ihrentwegen die Wanderung unternommen.) Willkommen tausendmal! riefen sie mir zu, und ich sah mich wie im Traume von guten Geistern umringt. Wach' ich? Leb ich? Wie ist mir! sagte ich mit Rührung, und konnte mich lange von der Ueberraschung nicht erholen. Caroline! was soll ich denken? fragte ich; was soll ich glauben? — daß Sie unter guten Freunden sind, gab sie zur Antwort. Werfen Sie ihr Reisekleid ab, klären Sie Ihr Gesicht mit frischem Wasser, und kommen Sie herüber. Sie gingen, und ich that, wie sie sagte. Ich schien ein neugeborner Mensch, die Liebe hatte mich wiedergeboren. Alles hoffend trat ich zu ihnen herein, und Caroline sprach also zu mir: Es ist wahr, ich habe Sie lange gequält, aber Liebe

muß sich erst in allen Elementen bewähren, und bedenken Sie, was Sie für ein Flatterzeist sind. Waren, fiel ich ihr in die Rede. Und was nicht zur Prüfung geschah, fuhr sie fort, das geschah aus Neckerei; ich bin nun einmal so. Doch ich finde Sie brav und gut, und es scheint doch, daß Sie mich ein wenig lieben. Ueber alles! rief ich aus. Jetzt die Hand zur Versöhnung! fügte sie hinzu, und — ein Kuß schloß den Mund gegen alle Vorwürfe. Ihrem Händedruck, ihrer Betheuerung hätte ich nicht geglaubt, aber eine Thräne in dem Lichtglanz ihrer Augen, die sie durch ein Lächeln zu verbergen strebte, that ihr Herz vor mir auf, und zog mich in das Innerste ihrer Empfindung hinab, wo aller Zweifel aufhört. Ein herrliches Gastmahl, ward bereitet und das Ganze sah einer Verlobung ähnlich, wenn es auch nicht ausdrücklich so genannt wurde. Ich saß an ihrer Seite, und Aug im Auge nahm das Herz Besitz vom Herzen. Wo ich war, wie ich hieher gekommen, wie alles zuging, daran dachte ich nicht eher, als bis ich innerlich dieß Land der Glückseligkeit überschauet und wieder die Gränzen des ersten Anfanges berührt hatte. Jetzt aber ging es an ein Fragen: wer hat mich hieher geführt? Wie kommt es, daß ich das Geraubte hier wieder finde? Und die Mutter nahm zuerst das Wort und

sagte: der Sie hieher geführt hat, stand schon seit drei Tagen am Eingange der Stadt, um auf Sie zu warten. Caroline hatte ihn dahin gestellt. Nicht doch! erwiderte diese; ein Engel war's, der ihn geleitet hat. Das wird er lieber hören. Wer wird alles so genau zerlegen! Nicht wahr, Lieber? Du hast Recht, sagte ich, ein Engel hat's gethan. Aber meine Kleider, mein Geld — wie hast du diese dem bösen Feind entrissen? — Ein guter Freund hat sie mir gebracht, gab sie zur Antwort. Indem trat der ehrliche Vogelsteller herrin, und bezeugte über meine Ankunft die herzlichste Freude. Er sagte, ich möchte es ja nicht übel nehmen, daß seine dumme Magd meine Sachen den Morgen mit eingepackt hätte. Erst am Abend nachher hätte er's bemerkt, und seit der Zeit keine Ruhe gehabt, bis er sich des fremden Guts wieder entledigt hätte. Ich wußte ja wohl, fügte er hinzu, daß Sie mit der lieben Mamsell nicht ewig zanken würden, und so habe ich denn in Gottes Namen meinen Weg auf Carlsbad genommen, und es gereuet mich nicht, denn nun hab' ich nicht allein die Sachen wieder an ihren Herrn gebracht, sondern auch alle meine Vögel hier verkauft. Es war eine ordentliche Freude, wie mich die Herren hier sahen, und was irgend ein galanter Cavalier war, der mußte seiner Dame

einen Vogel schenken. Aber nun wird mir doch nicht wohl zu Muth, denn ich sehe fast keinen einzigen Vogel im ganzen Thal, alles ist wie todt und ausgestorben, nicht einmal eine Fliege summt hier. Deshalb vermuthe ich hier eine böse Luft, und fürchte, daß meine armen Vögel es auch nicht aushalten werden. Ich will mich also lieber empfehlen, daß ich ein solches Herzeleid nicht erlebe. Wir billigten seinen Entschluß, und nachdem er auf Carolinens Wohlseyn und auf meine Gesundheit getrunken hatte, entliessen wir ihn mit einem kleinen Geschenk, und mit den besten Segenswünschen in seine Heimath. — Mir meine Reisebürde voran zu tragen — nein, das nehme ich ihm gar nicht übel, sagte ich zu Carolinen. Dacht' ich doch Wunder, wie viel Unglück ich auf meiner Reise erlebt hätte, aber ganz anders erscheint sie mir jetzt. Lauter lustige Streiche haben mich umgaukelt, und die ganze Reise hat mir keinen Heller gekostet. Keinen Heller? fragte der Vater; lustige Streiche fragte die Mutter? Und gleich holte ich meine Volkslieder herbei und sagte: obendrein gewann ich noch diesen Schatz. Indem ich über diese Sachen näher ansehe, werde ich gewahr, daß sie die Prophezeihungen zu allen Begebenheiten meiner Reise enthalten, und ich konnte mich nun auf sie, wie der Prediger auf sein Concept,

verlassen. Ha! „Tral lal lal! die Liebste sind' ich überall!“ Schönste, das geht auf dich; dich find' ich hier wieder, du bist mir überall. „Das ist die Muse!“ ja, ein schönes Stückchen! sagte Caroline. — Nim es nicht übel, das ist jetzt die beliebteste Poesie. — Diese Muse hat mir angedeutet, daß ich in Jena ein Gedicht würde machen müssen. Das andere da: „Gott grüß! wohin so schnell? — nim dich in acht!“ das gilt dem Vogelsteller in Kahla, wo ich um meine Sachen kam. „Die Kundschaft ist versoffen“ wie ich in Pöseneck keinen Paß vorzeigen konnte und Reißaus nehmen mußte. Und so weiter bis auf das Dorfschulmeisterlein, das mir zuletzt noch am meisten zu schaffen machte. Morgen sollst du Wunderdinge hören. Ich überging mit Fleiß das Uebrige, weil ich nicht gern die Verse berühren wollte.

Willst du wieder weiter wandern?
Du gehörst wohl einer andern.

wobei mir Amalie mächtig aufs Herz fiel, und mir — ich kann es nicht läugnen, einen Seufzer auspreßte. Ich brannte vor Begierde, meinen Freunden nach Jena zu berichten, wie es mir seitdem ergangen war. Aber in Franzensbrunn — Landsmann hin, Landsmann her! — ist denn niemand hier, der dort eine Wohnung braucht? Ich möchte

doch nicht gern, daß ich über diesen Umstand zuletzt noch zum Schelm würde, denn in allem übrigen ging es ehrlich zu. Kaum hatte ich mich näher erklärt, so nannte Caroline eine Freundin, der mit dieser Bestellung sehr gedient seyn würde, weil sie in diesen Tagen hinüber reisen wolle, und niemand habe, den sie voraus schicken könnte. Sogleich ward ihr diese Gelegenheit kund gethan, und alles paßte aufs herrlichste. Caroline! rief ich aus, was bin ich für ein glücklicher Mensch! Indem erhob sich draußen eine sanfte, himmlische Musik, und mein Herz schwelgte in Tönen. War es mir zum Empfange, oder galt es einen Nachbar — gleich viel — es war die Sprache der Liebe, ein leichter Kampf schwebte in einer rauschenden Symphonie vorüber, und die Töne schmelzen zuletzt in die süßeste Eintracht. Alle meine Empfindungen wogten darin auf und ab, mein ganzes Leben schwebte hin durch diese Töne, die innere Welt that sich auf mit allen Erfahrungen und Genüssen, ein farbenreicher Frühling breitete sich aus vor mir mit Blüten und Liedern: wie hier die Freude so sanft dem Schmerze begegnet, wie brüderlich der Trost sich zu den Leiden gesellt, wie mütterlich die Warnung dem Taumel folgt, wie liebreich sich der Ernst und der Scherz einander zureden, und alles sich einander hilft und

trägt und leitet, bis mit den Elementen des Willens der Geist sich aussöhnt zur ewigen Klarheit! Was sind Worte gegen dieses Zauberreich der Töne, wo empfindend das Leben selbst redet. Nicht Begriffe, nicht Vorstellungen sind es, die hier die Empfindungen wecken; nein, die Empfindungen selbst, die sich wie Bild und Gestalt einander begegnen und erkennen, und, weder an die Sinne noch an den Verstand veruntreuet, frei und völlig und ganz leben durch Körper und Geist. — Welch ein Tag, welche Stunde! — War es die Liebe, die dieß alles empfand? Wer will sie Lügen strafen!

Aufenthalt in Carlsbad.

Diesem fröhlich überraschenden Empfange folgten die herrlichsten seligsten Tage. Ist es wahr, daß jeder Mensch in seinem Leben, auch der Aermste, irgend einmal den höchsten Gipfel des menschlichen Glücks erreicht, wo er in dem völligsten Aufblühen seiner Gefühle den Himmel berührt, und mit seinen erwachten Ahnungen die Ewigkeit vorempfindet, so war für mich dieser Zeitpunct in Carlsbad gekommen, wo ich im reinsten Einverständnisse mit meiner aufs höchste Geliebten, vom erhabensten Felsenthale umschlossen, und umfangen von der heitersten Bergluft, durch die bunten, bewegten Rei-

hen freundlicher Menschen dahin wandelte, mein Leben, aber nicht mein Glück überschauend. Wie fand ich alles gegen die Erinnerungen meines ersten hiesigen Aufenthalts verändert, erneut, verschönert! Damals hielt ich den Boden unter mir, von so vielen heißen Quellen ausgehölt, für unsicher, die Erde schütterte bei jedem heftigen Anstoß, und ich glaubte über den Abgründen der Hölle zu wohnen, die mich und die ganze Herrlichkeit jeden Augenblick zu verschlingen drohete. Das Thal schien mir enge und düster, von den nahen hochaufgethürmten Berghäuptern der größern Hälfte des Sonnenkreises beraubt, ein Land ohne den Segen des Himmels, ohne den wohlthätigen Einfluß der Gestirne, ohne den freien Athem der Natur, eine düstere Steinkluft, zum jährlichen Wohnsitze der Verdammten erbaut, die sich mit bleichen Gesichtern, mit Mienen des Vorwurfs und der Reue hier matten Schrittes zusammenscharten, um ihre begangenen Sünden abzubüßen. Jeder Felsen umher ragte in seiner Erstarrung wie Gottes allmächtiger Arm auf sie herab, um ihnen die gerechte Strafe vorzudräuen, gegen die nur des Himmels Gnadenfrist allein sie noch verwahrte, die aber endlich mit Krachen auf sie hereinstürzen würde. Wie Rettungssignale standen die Kreuze, die Kirchen und die Kapellen auf den steilen Anhöhen, und riefen bald mit Glocken, bald mit Gesang, bald mit

leuchtenden Kerzen Warnung in das erbangende Herz. Das ewige Hin- und Herwandeln der Gäste war mir das tödtliche Einerley einer bewußtlos irrenden, angstgequälten Seele. Und kein Entrinnen zeigte sich ringsumher. Dahin und dorthin engten das Thal die unerbittlichen Wächter des Himmels, und maßen dem Wandelnden nur sparsam die Schritte zu. Das Hinanstreben zu ihnen selbst galt Mühe und Schweiß und atheinloses Aufseufzen einer pochenden Brust, und wer sich anklammernd hinaufschwang zu den nie grünenden Felszacken, den empfing abwehrend und strafend der kalte Todeshauch des wehenden Windes. — So malte sich mir das Schreckensbild dieses Felsenortes aus der Vergangenheit unglückseliger Tage. Jetzt in dem ruhigen Genusse beseligender Liebe sah mein verklärter Blick nichts mehr von allen diesen Schrecken. Ein weites, heiteres Thal, von zweigvollen Bergen umgrünt, von leichten Wellen durchflossen, in seiner Mitte selbst geschmückt von freundlich grünenden Bäumen, ehrwürdig umragt von urgrauen Felsen, den Beschützern gegen den Sturmwind, unwandelbar in ihrer Hoheit, zu deren Häuptern hinauf selbst die wuchernde Ranke noch dankbar einen lebendigen Kranz windet, oben mit heiligen Kreuzen und seitwärts mit spät erleuchteten

Kapellen bebaut, deren ragendes Obdach dem friedlich Wandelnden unten göttliche Gnade verheißt, und das Irdische mit dem Ewigen verbindet. — So erschien Carlsbad mit seinen halbschimmernden Wohnungen in seiner königlichen Umgebung jetzt würdig erkannt von mir. Mit dem ebenen Boden seiner weit ausreichenden Straße, mit den vielen geputzten Menschen, die grüßend und lachend hin und her wogen, kam es mir an Carolinens Hand wie ein einziger langer Hochzeitsaal vor, wo die Gäste von den Schenktischen durch die schallende Musik hin und wieder eilen. Besonders am Neubrunnen schien mir das enge Begegnen so vieler muntern Gesichter in der Frühe wie das traute Beisammenseyn auf einer gemeinsamen Hausflur. Die Unbekannten waren mir jetzt wie Bekannte, und ich hätte aller Welt einen guten Morgen zunicken mögen, statt ich mich sonst mürrisch vorbeistahl, und dem lästigen Gedränge zürnte. Von hier, aus der nachtönenden Musik, zu den Terrassen, wo der Dreikreuzberg mit seinen Büschen und Feldern und Gärten duftig durch den Morgenschleier herüberblickt, und den trinkenden Jungfrauen beim schäumenden Becher der Theresia einen heitern Tag und glückliche Zukunft verheißt, von da zu dem angränzenden Schloßbrunnen, wo nur eine

Harfe die Schritte des bescheidenen Trinkers begleitet, von hier hinüber zu dem kochend aufspringenden Sprudel, wo der Stärkere schöpft, und die vom Trank durchglüheten ein engerer Raum einschließt, sodann die Brunnen verlassend weiter hinauf zur breiteren Wiese — wie reizend schon die Benennung für eine Straße der Stadt — wo unter den Bäumen Tisch bei Tisch sich anschickt zum geselligen Frühmahl; — — dieß alles zu durchwandern, zu durchleben an liebender Hand, und Gesundheit athmend für seine eigenen Gefühle in eines Andern Herzen leichten Anklang und Ausdruck und Sprache finden — wer kann zweifeln, daß ein solches Seyn in Carlsbad mit den Freuden selbst des Himmels wetteifert! Und wo ist quälende Einengung, da dem ruhig Wandelnden sich überall Stufen und Steigen und Gänge selbst bis zu den schroffesten Gipfeln erheben! Den Sanftmüthigen, Geduldigen erquickt eine kühlende Luft, weht oben kein Sturm an. Jetzt hab' ich den Hirschensprung erstiegen, mit dem einen Arm umschling' ich die Geliebte, den andern streck' ich über Carlsbad aus, und nenn' es mein, mein die ganze Welt. Ermüdet der Fuß, so gebieten wir dem rollenden Wagen, und entfliehen den Felsen ins flachere Land, oder zu entfernteren Gipfeln hin

auf, und unter tausend wechselnden Gestalten erscheint und verschwindet und enthüllt sich die Erde mit immer neuen Reizen vor unserm staunenden Blick. Unser ist der Erdkreis! rufen wir aus, dem Lebenden gehört das Feld; die Waldung hier und dort die niedere Flur, so wie wir es genießen, so ist es unser, denn keinen andern Herrn kennet die Welt, als den Glücklichen. Nur Gottes Güte waltet über alle. — Wo würd' ich Worte finden, wollte ich alle Seligkeiten beschreiben, womit diese reichumgüterte Stadt in so glücklichen Tagen mein Herz erfüllte! In der Kirche ergriff mich die Andacht, und ich wußte nicht, von welcher Religion ich war; im Freien ergötzte mich die Blume wie die Tanne, das Entfernte wie das Nächste, oder vielmehr: nichts schien meinem Herzen entfernt zu seyn, die Phantasie tauschte Bild gegen Bild, und alles diente zu einem Ausdruck; im Theater traf der mangelhafte Scherz wie ein heiteres Spiel voll gutmüthiger Laune, voll Unschuld und leichtbeweglicher Fröhlichkeit; in der Gesellschaft verschiedener Menschen klangen mir die Verschiedenheiten in Grundsätzen, Handlungen und Meinungen nur wie Variationen zu einem großen Thema, das durch die ganze Schöpfung hintönt; jedes Herz behielt Recht, jede Empfindung hatte Wahrheit, das Vergehen

war nur ein Mißklang zur stärkern Erhebung der allgemeinen Harmonie, das Böse nur ein trüber Irrthum, die Bosheit ein Verdruß; immer blieb die Quelle von allem rein, der Wille gut, und das Falsche nur ein dunkler Umweg zur Gottheit. — Und nun selbst die Geliebte — wie sehr hatte ich sie bisher verkannt, wie wenig ihr Wesen zu würdigen gewußt! Da war nichts von Betrug, von Kaltsinn, von Tücke! Nicht leicht zur Begeisterung, nicht leicht zur Entzückung ließ sie sich hinreißen, aber nichts desto weniger hatte sie ihre Freude an der Welt, überall sah sie Lust und Anmuth, überall den bunten Wechsel eines frohen Spiels, aller Kampf erschien ihr wie Neckerei und Uebung der regen Kräfte, jeder Unfall, jede Verlegenheit wie der Uebermuth eines heitern Dämons, der die Menschen in Versuchung führe, das offenbare Unglück ein zufälliges Zerbrechen eines nöthigen Geräths oder ein Versehen des Spielers bei den Fügungen, oder, wenn es arg kam, eine Nothwendigkeit der Natur, von der man sich wegwenden müsse. Helfen ohne Klagen oder es seyn lassen und weiter wandern — das war ihre Weise im gesellschaftlichen Leben. Von dem wilden Hin- und Herraffen und Durcheinanderstürzen der Leidenschaften wußte sie nichts, und betrachtete es aus der Ferne wie ein Turnier oder wie ein Ballspiel, worin die

Menschen selbst auf und ab geworfen werden. In allen Dingen floh sie den trüben Ernst, und das heftige Ergreifen, weil wir uns dadurch nur an die Welt verlieren. Wie alles nur zur Lust da ist, so wollte sie auch alles nur als Scherz betrachtet wissen. Und in der That scheint es auch, daß in den Scherz allein der Geist seine angeborne Freiheit gerettet hat. Hierin war also ihr Gemüth von dem meinigen, das sich mit einem großen Wechsel der Empfindungen, obgleich auch ohne Leidenschaft, gern an die Welt hingibt, verschieden; diese Verschiedenheit gab aber unserer Liebe unendlichen Reiz, und verhinderte jenes frühe Zusammenschmelzen der Empfindungen, wodurch sie sich nur zu bald in Schlaffheit und Gleichgültigkeit auflösen. Wenn sie mich jetzt mit einer Neckerei überraschte, und mich z. B. in ein Schauspiel gehen hieß, das allen meinen Neigungen entgegenstritt, oder statt mit einer schönen Sängerin mich mit einer schreienden Frau zusammenführte oder mir einen Kaufmann vorstellte, der gern Reime in sein Gespräch mischte, und den sie für den Naturdichter Hiller ausgab — so konnte dieß alles nur dazu dienen, unsere Aufmerksamkeit gegen einander zu schärfen, und unsere Gespräche durch mehr Stoff und Abwechselung in den Tag, ja in die Nacht hin-

ein zu verlängern. Besonders war denn auch meine Reise oft ein Gegenstand unsers Gespräches, und ich behielt zuletzt nichts auf dem Herzen: je unvorsichtiger und verdächtiger hie und da mein Betragen gewesen war, desto lieber erzählte ich davon, theils aus dem seltenen Bedürfnisse des herzlichen Vertrauens, das gern etwas bekennt und beichtet, theils um des Vergnügens willen, ihre Anmerkungen darüber zu hören. Auch den Auftritt mit der reizenden Amalie verschwieg ich nicht, und sie zeigte ein großes Verlangen, sie kennen zu lernen; indeß meinte sie, so schön es auch lasse, Lämmer zu weiden, so sey es doch ein langweiliges Geschäft, und ich könne wohl etwas besseres thun; danken soll ich es ihr, daß sie mir den Schäferstab aus der Hand gerissen habe. Eine Lilie oder ein Lamm! Es bleiben doch schöne Bilder, und ich konnte über die Vergleichung nicht böse werden. — Die Hofnung, manchen meiner Reisebekannten wieder zu sehen, erhielt gegen das Ende unseres glücklichen Aufenthaltes in Carlsbad immer mehr Wahrscheinlichkeit, und endlich die völlige Gewißheit. Ich hatte nämlich meinen Freunden in Jena alles treu berichtet, was mir seit der Abreise von dort begegnet war, und auch gegen den Herrn Vetter von meiner Aussöhnung mit Carolinen kein Geheimniß

gemacht. Aus ihren Antworten ersah ich, daß eine große Reiselust und Begierde nach seltsamen Auftritten in ihnen rege geworden war. Es schien auch, daß sie noch sonst etwas im Schilde führten; denn der letzte Brief vom Herrn Vetter (nämlich Amáliens Vetter) enthielt allerhand räthselhafte Redensarten, als z. B. ich hätte ihm einen großen Dienst erwiesen, wofür er nicht genug danken könne; es hätte sich vieles gemacht, und ich sollte Wunder hören. Endlich kam geradezu eine Einladung von dem jungen Prediger in Ulmendorf, ihn auf unserer Rückreise ja zu besuchen, und zum Zeichen der Gewißheit den Tag zu bestimmen. Caroline wurde neugierig auf diesen jungen Mann, und da sein Dorf nicht weit von der Straße ablag, so wurde unsre Abreise festgesetzt, und in der Antwort der Tag, ja fast die Stunde bestimmt, wann wir in Ulmendorf eintreffen würden. Nach unserm Plan wollten wir den zweiten Tag Abends in Hof seyn, von wo wir nach jenem Orte den andern Morgen nur noch zwei Stunden hatten. Auf diese Weise vermieden wir, die Nacht dort zuzubringen, und hatten auch den ganzen Tag vor uns, um dort recht lange zu verweilen, und gegen Abend noch bis Schleiz zu fahren. Auch Carolinens Aeltern, die gern nach ihrem Willen lebten, waren mit hie-

sem Plan zufrieden, und Sonntag den 28. August verliessen wir Carlsbad, durch die Heilkraft der Gewässer, aber noch mehr durch unsere eigene Heiterkeit zum dauernden Wohlseyn gestärkt, und im Gefühle unseres Glücks und unserer Gesundheit überaus vergnügt und wohlgelaunt.

Rückreise.

Um zu Mittag nicht zu früh nach Zwoda zu kommen, hatten wir beschlossen, einen Umweg über Ellenbogen zu machen, und dort erst die felsigte Gegend mit dem alten Schlosse in Augenschein zu nehmen, worin der Himmel, der eben seine Nebel und Nachtschleier an sich zog, uns auch begünstigte. Das Erntefeld umher und die Thätigkeit der Schnitter erhob unser Gemüth vollends zu einer festlichen Stimmung, und zum Scherz machten wir es unter uns aus, daß Caroline die Schnitter und ich die Schnitterinnen grüßen sollte, wodurch wir uns immer den Anblick von freundlichen Gesichtern verschafften. — Als wir uns dem Scheidewege näherten, wo man von der Straße nach Ellenbogen abfährt, erblickten wir zwei Handwerksburschen, die sich von einem Arbeiter auf dem Felde, wie es schien, die Wege zeigen liessen, und die jetzt das Gespräch abbrachen und nach der herrschen-

den Gewohnheit mit einem Gesuche um ein kleines Reisegeld an unsern Wagen traten. Ich erkannte sie den Augenblick für die beiden Mutterſöhnchen, welche ich in der Begleitung ihrer Mitgesellen nicht weit von Weimar angetroffen hatte, und fragte, woher sie kämen. Sie sagten, daß sie sechs Wochen in Baireuth gedient, aber nun ihre Meister verlassen hätten, weil man ihnen den freien Montag hätte nehmen wollen. Jetzt wäre ihr Weg auf Prag gerichtet. Ich billigte ihren Entschluß, unterstützte sie zu ihrer Reise, und erinnerte sie noch an Hohlstädt. Ja, antworteten sie, wir waren froh, als wir den wilden Schwarm los waren, und hätten gern die Begleitung ausgeschlagen, wenn man es uns nicht übel genommen hätte. — Als wir weiter fuhren, sahen sie noch lange unserm Wagen nach, und hefteten ihre Blicke so fest darauf, als ob sie etwas von Weimar, von ihren Aeltern, Bekannten und Freunden daran hätten wahrnehmen, oder selbst ihre Blicke mitgeben wollen. Die blässern Wangen, das hangende Haar, der Federstaub auf ihren Kleidern und die Demuth in ihren Augen verriethen, daß sie nicht mehr in der Aelternpflege, sondern in der Fremde waren, und ihr stilles Herschauen erinnerte mich an den Peter auf der Wanderung, den der Naturdichter und

der Klempnermeister Grübel in Nürnberg so lebendig dargestellt und beschrieben hat. Ein Gespräch entspann sich hierauf unter uns über die Gebräuche und Mißbräuche der Handwerker, und ich redete ihrem blauen Montage und allen Tagen der Lustbarkeit das Wort. Was ist es denn nun, sagte ich, wenn auch jährlich einige hundert Paar Schuh weniger gemacht werden? Wie leicht ist das wieder eingebracht, wenn alle Dienstmädchen im deutschen Reiche dafür nur zwei Tage länger barfuß gehen. Kleider haben wir in Ueberfluß, aber die Tage, da man vergnügt ist, öffentliche Lustbarkeiten und Volksfeste werden immer seltner, Wir leben mehr für die Rumpelkammer, als für ein fröhliches Herz. Ich kenne nichts Traurigeres als einen Menschen, der sich das Arbeiten so maschinenmäßig angewöhnt hat, daß er nicht einen Augenblick müßig seyn, und sich der Welt in freier Betrachtung wieder ermächtigen kann. Stumpfsinnig sitzt er da, und weiß nicht, was er denken, empfinden oder reden soll. Der blühende Baum sagt ihm weiter nichts, als daß er nächstens Kirschen essen werde. Der rauschende Wald erinnert ihn nur an das Holz, das er für den Winter braucht. Bei der Quelle denkt er nur an das weichere Wasser, das besser ist, als das Brunnenwasser, um Erbsen und Linsen damit

zu kochen. Der brausende Sturm gilt ihm für — nichts, es müßte denn seyn, daß er sein Korn auf einer Windmühle mahlen liesse. Den Scherz der Menschen versteht er noch weniger, und wollen die Fröhlichen mit ihm ein Lied singen, so kann er weder Text noch Melodie. Er kommt von der Arbeit, und geht wieder zur Arbeit, auch wenn er die Gesellschaft besucht, denn in seinen Reden treibt er immer sein Handwerk fort und zieht sein Leder nach wie vor. Stellt er sich ja einmal zu einem Freudenmahle ein, etwa, wenn sich die Gilde versammelt, dann liegt ihm weiter nichts am Herzen als die Sorge, für sein Geld nicht zu kurz zu kommen. Nein! rief ich in vollem Eifer aus, und wenn auch jeden Montag im deutschen Reiche ein Handwerksbursche todt geschlagen würde —, so ist es doch immer noch besser, als wenn sie alle zu leben und fröhlich zu seyn verlernten. Auch dem Geringsten in der Welt muß man durch müßige Tage Gelegenheit geben, irgend einmal ein Betrachter oder ein Philosoph zu seyn. Ueber diese letztere Bemerkung erhoben die andern im Wagen ein lautes Lachen, und besonders dem Amtmann wollte es nicht in Kopf, daß ich durch Müßiggang Philosophen machen wolle; ich redete mich aber leicht heraus, und sagte, daß ich den Sonntag gemeint

hätte. Auf diese Weise ließ ich das Wort Gottes für mich streiten, das uns das Feiern ebenfalls als ein Mittel zum Denken und zum Betrachten verordnet hat, und kam noch ziemlich gut davon.

Unterdeß waren wir bei den Felsen vor Ellenbogen angelangt, und wir bestiegen gleich auf den Rath, den man uns gegeben hatte, den spitzen Stein, von wo aus wir die Tiefe mit dem Flusse und die schroffen Steinmassen umher, mit der alten Burg in der Mitte, recht gut überschauen konnten. Gegen das Wilde und Schauderhafte dieses Anblicks, wo alles starr und stumm und wie im heftigsten Kampfe vom Blitz entseelt vor uns da lag, und tief unter uns selbst die schäumenden Wellen wie gebannt ewiges Stillschweigen zu beobachten schienen, belebten und stärkten wir uns nicht ohne Geräusch der Stimmen und Gläser durch den hochfreiherrlichen Genuß eines mitgenommenen Frühstücks. Wir riefen den alten Rittern der Burg und den Geistern der Felsen und Klüfte ein munteres lebehoch zu, und versprachen uns ihr Wohlwollen zu einer glücklichen Reise. Sie ihrer Seits meinten es aber nicht so; denn als wir wieder hinunter wollten, da konnten wir nicht. Das dürre Gras hatte unsere Sohlen so geglättet, daß sie nirgends haften wollten. Caroline fing zuerst an, auszugleiten,

und als wir andern zu ihrer Hülfe herbeisprangen und sie bei der Hand faßten, ging es uns nicht besser. Einer wollte den andern halten, und darüber fielen wir alle, so daß man hier die ganze Familie des Herrn Amtmanns sehen konnte, wie sie schreiend den Berg hinunter rutschte. Die Flaschen und Gläser rollten wie von Weine taumelnd voran, und der Kobold selbst mag am besten wissen, mit welchen Wunden wir sie einholten. Zum Glück konnten die Klagen darüber vor Lachen nicht recht aufkommen, und als die Hexerei vorüber war, diente das Andenken an das Seltsame dieses Auftritts wieder zum Balsam für unsere geheimen Schmerzen. Wir nannten den Berg nun nicht anders als den Hexenberg, und sahen uns öfters nach ihm, wie nach einem Stein, an dem man sich gestoßen hat, verdrüßlich um. Der Kutscher jagte rasch zu, daß wir ihn bald aus dem Gesichte verloren, und so erreichten wir das schöne Posthaus in Zwoda noch zeitig genug, um uns auf Polstern wieder gehörig zu pflegen und auszuruhn. — Das Postmädchen verwunderte sich, wie sie mich aus dem Wagen steigen sah, und sagte: nicht wahr, so geht es besser? Und als ich Carolinens Hand ergriff, um sie die Stufen hinauf zu führen, lachte sie halb versteckt, und mochte denken, das wäre

auch nur so für die lange Weile. Indeß bediente sie uns aufs Beste, und war immer rührig und flink bei der Hand. Caroline fragte: kennt sie diesen Herrn wohl? O bewahre! antwortete sie, ich kenne ihn nicht. Desto besser kenn' ich sie, sagte ich darauf, ihre Speisen haben mir das Gedächtniß geschärft. Davon wollte sie aber nichts hören, und lief hurtig wieder davon. Ei, das Mädchen will wohl gar Delicatesse besitzen, sagte Caroline, und ich bestärkte sie in ihrer Meinung. Aber der Amtmann sagte, daß sie dafür auch ein delicates Trankgeld bekommen sollte. Das Mädchen trug das Essen auf, und nahm sich von jetzt an mehr in Acht, daß sie nicht lachte, so sauer es ihr auch zu werden schien. Caroline neckte sie durch mancherlei Fragen, und als wir wegfuhren, hielt der Amtmann sein Wort. Unterweges sprach ich über das feine Gefühl, das so gut angeboren werde, wie Stumpfsinn und Gleichmuth, und ich hatte hiebei mehr den Amtmann als die Damen auf meiner Seite, welche es lieber dem Umgange und der Erziehung zuschrieben. Da ich schon wußte, daß die Damen überhaupt wegen ihres biegsamen Charakters viel auf Gewöhnung und Leitung halten, und die Bildung höher als die Natur schätzen, so mochte ich nicht weiter mit ihnen rechten, und

unterhielt das Feuer ihres Gespräches nur ganz leicht, damit ihnen die Zeit nicht lang würde. Auf diese Weise kamen wir bald nach Eger, welchen Ort wir ungeachtet des Umweges lieber als Franzensbrunn zu unserm Nachtquartiere gewählt hatten, um dort wegen des Unterkommens keine Gefahr zu laufen. Wir ermangelten nicht, nach dem Beispiele anderer, hier die Lanze, womit Wallenstein erstochen worden, so wie auch sein unechtes Bildniß uns zeigen zu lassen, und setzten, um an dem dürren Holze doch etwas zu sehen, unsere ganze Phantasie in Bewegung; das Resultat unsers Gesprächs aber, das sich auf den Abend daraus entspann, fiel dahin aus, daß der große General zuletzt lieber Unrecht thun, als Unrecht leiden wollte, welches unsere Theilnahme und unser Mitleid für ihn sehr schwächte.

Am andern Tage ging es durch Franzensbrunn über Asch nach Hof.

In Franzensbrunn zeigte ich meiner Caroline die Fenster von der stattlichen Wohnung, die ich auf meiner Hinreise in Ermangelung eines schlechtern Quartiers eingenommen hatte, und unser lebhaftes Hinaufschauen setzte die fremden Damen, welche jetzt dort wohnten (denn Carolinens Freundin war schon lange fort) in eine solche Erwartung und

Neugierde, daß sie alle herab vor die Hausthür liefen, wahrscheinlich in dem Wahn, gute Bekannte zu sehn. Wir konnten ihnen aber weiter nichts als einen guten Morgen bieten, was sie mit einem sehr kalten, langen Gesichte erwiderten, und wir bedauerten sie in der Stille wegen der Langenweile, worin wir sie, besonders nach dieser Täuschung, hier zurücklassen mußten. — Hinter Franzensbrunn hatten wir den Auftritt eines kleinen Wettkampfes, den unser Kutscher im Wettrennen seiner Pferde mit einem andern ehrbegierig anstellte, wogegen ich anfangs wegen des häufigen Unglücks, das daraus entsteht, ernstlich protestirte, bis ich gewahr wurde, wer im Vorderwagen der Besiegte seyn sollte. Es war Hr. v. N. N. aus Weimar, der nämliche, der mich hier so ungastlich aufgenommen hatte. Immer zu! rief ich jetzt, der Staub ist nicht zu ertragen, den dieser Herr da vor uns macht, — und nun schwang der Kutscher aufs neue die Geissel, die Pferde hoben sich hinmelan, warfen den Kopf und schnoben, und empörten die Mähnen —; so im Triumpf flogen wir vorbei, und ich schaute mit stolzer Verneigung aus dem Wagen auf den werthen Landsmann zurück. — Asch, das liebliche Asch näherte sich jetzt, aber all mein Zorn war verraucht, ich lachte nur, als ich

es wieder sah, und lachend erzählte ich, wie es mir auf der ersten Reise hier ergangen war, wie sich der Postmeister, selbst in seidenen Strümpfen auf der Treppe noch, vor mir verläugnete, und seine Tochter mit verbundenem Kopfe an der Thür stand und über Zahnschmerzen klagte, bis sein Gevatter, der Herr Inspector, mir noch beim Riemer ein Unterkommen verschaffte. Die kleine Hexe war unterdeß größer geworden und zeigte uns am Fenster ein feines Gesicht, weiß und zart, wie dieß überhaupt ein Vorzug der Bewohner von Asch zu seyn scheint. Indeß ob mir gleich dieß Nest in Carolinens Gesellschaft ein wenig leidlicher vorkam, so rieth ich doch, das mitgenommene Frühstück, das für ein Mittagsbrot gelten sollte, lieber in einem Dorfe einzunehmen, weil man doch die Zeit und Stunde nicht wissen könne, wann Gomorra untergehen würde.

Den Nachmittag dachte ich daran, meiner Geliebten aus der Ferne den Kirchthurm zu zeigen, auf dem ich zu Groß-Möhringen in der fürchterlichen Nacht eingesperrt gesessen hatte; ich bog mich hin und her, und wurde eben durch eine neblichte Schlucht des Dorfs ansichtig, als zwei Menschen zu Pferde aus dem nahen Walde hervorsprengten, und nach unserer Strasse zu vorüber

jagten. Der eine war ein Jäger; er hatte einen großen Mantelsack bei sich, und seine Gestalt kam mir bekannt vor. Der andere, der seinem schnellen Vorreiter nicht gut folgen konnte, und auf dem Pferde in halbscheidiger Richtung immer hin und her flog, lenkte mehr unserm Wege zu, von dessen Ebenheit er sich für sein Sitzthum wahrscheinlich größeres Heil versprach, und kam uns endlich so nahe, daß sich sein Ohr mit unserer Stimme, und seine Gebehrde mit unsern Augen erreichen ließ. Da sah ich denn zu meiner freudigen Verwunderung, daß es der Küster von Groß-Möhringen war, den ich an der bräunlichen Farbe, obgleich seine verschobene Perücke das halbe Gesicht verbarg, recht gut erkannte. Er griff bald nach dem Sattelknopf, bald nach seinem eigenen Kopfe, wo er, wie es schien, die Abtrünnigkeit seiner falschen Locken wieder in die Gränzen des vorigen Anstandes zurück zu weisen trachtete. Heda! rief ich ihm zu, wo soll die Reise hingehen? Ach Gott! antwortete er, ich reite zur Hochzeit, und zeigte dabei auf den Jäger. Er hielt die Zügel an, und ersuchte das Pferd um die Erlaubniß, mit uns sprechen zu dürfen; aber es schüttelte den Kopf, und gab zu verstehen, daß es seinen Reisegefährten einholen müßte. So ent-

schwand er unsern Blicken, noch ehe wir zwischen Reden und Lachen eine vernünftige Wahl treffen konnten. Wir wünschten ihm aber eine glückliche Himmelfahrt, im Fall er ja selbst der Bräutigam seyn sollte, der sich mit solcher Hitze seiner Braut entgegen stürzte, wobei mir jener Bürstenbinder einfiel, der, um eine Erbschaft von hundert Thalern zu heben, sich geputzt in einen Wagen setzte, und dem Kutscher immer zurief, er solle sich doch ja in Acht nehmen, und lieber sachte fahren, weil er eine große Erbschaft thue. Dieser plötzliche Auftritt beschäftigte uns lange, und wir riethen hin und her, was der Ritt des Küsters mit dem Jäger wohl eigentlich zu bedeuten habe, konnten aber auf keinen sichern Grund kommen. — Wir waren in Hof noch ehe wir's dachten. Die Koffer wurden geöffnet, weil man Willens war, sich den andern Morgen zu putzen, um die Einladung des jungen Predigers nebst einem heitern Gesichte auch mit einem freundlichen Kleide würdig zu ehren. Die Briefe meiner Jenaischen Freunde hatten unsere Erwartung auf morgen so gespannt, daß wir den ganzen Abend nicht aufhören konnten, uns einander mit Räthseln und Muthmaßungen zu unterhalten. Endlich wurde mir aber durch das viele Rathen der Kopf ganz schwer, und zur Zerstreuung ging ich

unten in die Wirthsstube, um hier in der muntern Tabaksgesellschaft vornehmer Bürger etwas über Krieg und Frieden zu hören. Die Wage schwankte hin und her und die Zunge wollte durchaus nicht einstehen, so daß ich, bald des Dinges überdrüssig, lieber das Gespräch auf die Merkwürdigkeiten der Stadt lenkte. Ist hier nicht der berühmte Friedrich Richter geboren? fragte ich mit Neugierde. O ja, antworteten ein Paar Raucher. Es ist wahr, er hat mit seinen Schriften einiges Aufsehen gemacht. Freilich, mich wundert, fügte ein anderer hinzu, wie unter den Gelehrten so viel Schreibens darüber hat entstehen können, als ob er der einzige von Hof wäre, der so was wisse und verstehe. Es gibt hier noch ganz andere Männer, sagte darauf einer vom Rathe mit deutlichen Worten, der wohl weit besseres schreiben könnte, wenn er nur wollte. Da ist z. B. einer in unserer Gerichtsstube — und was sag' ich — der Superintendent selbst, — und unsern würdigen Herrn Rector nicht zu vergessen, das sind Männer, die sich immer noch mit dem Friedrich Richter messen dürfen. Der Rector, der zugegen war, machte eine bescheidene Verbeugung, aber die ganze Gesellschaft betheuerte seine Ruhmwürdigkeit, und hörte nicht eher auf, ihn zu loben, als bis er mit gesenktem

Haupke ganz in seinen Ueberrock zusammengekrochen war. Da ich sah, daß es die Leute damit ganz ernstlich meinten, so verließ ich das Zimmer mit Unwillen, und sagte zu mir selbst: das Genie ist eine so auffallende Erscheinung in der Welt, wie ist es doch nur möglich, daß die Menschen es nicht mit Händen greifen und fassen! Aber es geht damit, wie mit dem Geisterglauben: wer einmal daran zweifelt, der wird sich nimmermehr davon überzeugen, und wenn auch jemand von den Todten auferstünde. Die Irdischen suchen es auf der Erde, die Göttlichen im Himmel. Die Flachen möchten sich gern einbilden, daß alle Menschen in der Welt sich einander gleich wären, um nur hübsch mit ihnen in Reih und Glied zu stehn. Alles aber, meinen sie, könne man lernen; was man nicht sey, könne man *werden*, und so läugnen sie Gott und die Natur, und beten sich selbst an. — Mit solchen Betrachtungen ging ich in meinem Zimmer noch lange auf und ab, und es verdroß mich endlich, als ich davon einen guten Theil mit in meine Träume hinüber nehmen, und noch im Schlafe mich mit den Bürgern von Hof herumzanken mußte. — Am andern Morgen aber dachte ich weiter nicht daran, ich freuete mich, wie die Uebrigen auf den Landbesuch, und betrachtete Carolinen mit Ver-

gnügen, wie sie im festlichen Gewande so schön war. Der Anblick im Freien versprach uns einen sehr ruhigen, heiteren Tag. Die Sonne hatte schon die Nebel besiegt, und die unter ihr gelagerten Morgenwolken dienten nur zur Verschönerung ihres Zuges. Ein Opferdampf stieg aus den Thälern herauf, und die Berge mit den weissen Nebelstreifen standen wie heilige Priester dahinter, die Bäche aus geweihten Schalen niederströmend. Hier und dort schauten wie Völker voll Andacht, die dunklern Wälder herab, lautlos, still, von keinem Winde bewegt. Grüne Fluren erglänzten dazwischen im kommenden Strahl, wie schimmernde Hallen mit Kerzen und Kränzen, in Blumenpracht zum Gottesdienst geschmückt und erleuchtet. Keine Stimme war in der ganzen Natur, als das Rauschen der Gewässer; nur fern, ganz fern klang bescheiden und heimlich der Ton einer Schalmeie, einsam ein Loblied erhebend in den Gebirgen. Schweigend sahen wir uns einander an, und es war uns allen, als müßte heute Sonntag oder ein Festtag seyn; doch wie man bei Gebet und Andacht nicht Worte wagt und nur flüstert, so hielten wir lange alles Lob und allen Ausdruck über die Schönheit dieses ländlichen Morgens zurück, und sprachen endlich nur leise wie an der Schwelle eines heiligen Tem-

pels. — Der Weg ging auf und ab durch Wald und Wiesengründe und eröffnete bald hier eine Bergschlucht, bald dort ein freieres Feld zum weitern Hinblick, bis alles sich zu sanftern Krümmungen ebnete, und den Gefilden bei Ulmendorf immer ähnlicher wurde. Endlich trat es selbst hinter grünen Hügeln frei und freundlich hervor, wir bogen uns links um auf einen Rasenweg, und regten und bewegten voll Erwartung uns hin und her in dem Wagen. Mehrere Fußgänger gingen dem Orte zu, und, je näher wir kamen, desto lebhafter wurde die Straße, so daß es zuletzt aussah, als wenn die Leute zu einem Jahrmarkte zögen. Rings von allen Dörfern strömten sie herbei, und der grüne Anger bei Ulmendorf wimmelte von Menschen. Was ist das? sagten wir zu einander, was bedeutet das? Wir waren eben nahe genug, um zu fragen. Hinter dem Kirchhofe stand ein großer Schwarm von Jungen und Alten, und, wenn mich mein Auge nicht trog, auch der Fleischer aus Anna mitten unter ihnen. Schon erhob ich mich, und winkte um Erkundigung einzuziehen, da setzten sich auf einmal die Massen und Schaaren in Bewegung, und tausend Stimmen riefen: sie kommen, sie kommen! Wie ein schwarzer Strom wogten sie nach dem freiern Felde zu,

und wir folgten ihnen des Weges. Und als wir auf eine kleine Anhöhe kamen, da sahen wir Rosse und Reiter und Wagen im Anzuge, mit einer unzähligen Menge von Menschen umgeben. Wie zwei Ströme zusammenschießen und den gemeinsamen Pfad wandeln, so mischten sich die Herbeieilenden und die Kommenden zu einander, und richteten ihren Lauf mit vereinter Flut nach dem Dorfe zu. Wir fuhren seitwärts, und machten Halt, so daß der feierliche Zug nahe an uns vorüber mußte. Das Erste, was sich uns zeigte, war eine Schwadron junger Bauerbursche zu Pferde, die von den Schultern herab eine breite Schärpe trugen, und den Huth mit Strauß und Bändern geschmückt hatten. Die Pferde waren reich geschirrt, mit rothen Schabracken belegt, die Stirn mit Schlangenköpfen geziert, und der Kopf mit Rosmarin besiedert. Still und mit heiterm Ernst zogen sie an uns vorüber. Dann kamen vier andre junge stattliche Reiter in grünen Jacken mit goldenen Schulterquästen, und glänzend um die Brust mit goldenen Ketten — sie nickten uns freundlich zu, und siehe! ich erkannte in ihnen meine Freunde aus Jena, die zwei Barone, den Hofmeister und den Vetter. Vier Pferde voll Muth und Stolz und herrlich in ihrem Schmuck zogen einen offenen,

ländlichen Wagen, nach Landessitte mit bunten Farben bemalt, um und um mit Buchsbaum besteckt, an welchem goldene Fahnen und rothe Bänder flatterten, und nach hinten zu mit einem grünen Bogen von frischen Zweigen überwölbt, unter welchem wir Amalien erblickten, wie eine Schäferkönigin dasitzend im bräutlichen Kranz, hold und lieblich im weissen Gewande, mit schüchternem, verschämten Blick, eine einfache Myrthe an ihrem zitternden Busen, den sanftgebeugten schimmernden Nacken wie mit zarter Maienblüte, den vollen, strahlenden Arm mit Lilien, die Lippen mit glühender Pfirsichpracht und die Wangen mit Rosen und Liebe geschmückt. So schwebte sie daher in ihrer jungfräulichen Zierde, und zwei Engel sassen zu ihren Füßen, jene holden Kinder, deren Pflegemutter sie war. Da sie uns sah, neigte sie das Haupt, lächelte, erröthete, blickte nieder. Mein Herz zitterte; alle Blicke waren voll Staunen, und Caroline brach nach einem langen Athemzuge entzückt in Hölty's Worte aus:

Ja, sie ist schön! Der ganze Mai umschwebet
Ihr weisses, lächelndes Gesicht.
Ihr Busen bebt, wie eine Blume bebet,
Die eben aus der Knospe bricht.

Es läutete vom Thurme. Einige Wagen folg-

ten mit Hochzeitgästen. Ihr Vater saß in dem einen. Wir bemerkten es kaum. Als der Zug vorüber war, schlossen wir uns mit an, und fuhren unter Jauchzen und Frohlocken durch das Dorf bis auf den geräumigen Pfarrhof, wo wir alle ausstiegen, und ein allgemeines Begrüßen und Empfangen war. Die Scene, wie der junge Prediger seine Braut aus dem Wagen hob, wurden wir nicht gewahr, aber ich sah noch von fern, wie er sie die Stufen hinauf führte, sie bei der Hand hielt, und beide sich oben anschauten, indem er zu sagen schien: das ist mein Haus, willst du es mit mir bewohnen? Sie neigte die Stirn, und wie zwei glänzende Sterne wandelten sie hin in die dunklern Räume. — Unterdeß sprang mein Freund, der Hofmeister, auf mich zu, schüttelte mich und sagte: so leben wir, so leben wir —; still! ums Himmelswillen! fiel ich ihm ins Wort, bedenk doch, daß wir bei einem Pastor sind; aber er fuhr in derselben Laune fort und sagte: Heut' kehren wir beim Pfaffen ein, beim reichen Pächter morgen — und zeigte dabei auf den Amtmann. Indem nahmen die beiden Barone meine Damen beim Arm, und führten sie ins Hochzeithaus. Der Vetter riß mich am Rock, fiel mir dann um den Hals, und sprach tausend Dank für

die geleisteten Freundschaftsstücke, und Arm in Arm folgten wir den Uebrigen bis in einen großen Saal, wo Braut und Bräutigam eben ihre Gäste empfingen. Ich freute mich, zu sehen, daß sich zwei so gute Seelen einander gefunden hatten, und sie antworteten auf meinen Glückwunsch, daß sie mir vielen Dank schuldig wären. Ein großer Tisch stand gedeckt mit mehrern kleinen Tischen, und Frühstück wurde angeboten hierhin und dorthin. Alles lief durch einander, und ein solches Gewirre und Getümmel war in dem Saal, daß man mit keinem Menschen recht ausreden oder eine vollständige Antwort bekommen konnte. Brav, Brav! bitte nicht übel zu nehmen, sagte seitwärts der ältere Pastor zu mir, und wie ich mich eben zu ihm wenden, und weiter fragen wollte, zerrte mich schon wieder ein anderer am Aermel, und sagte: meinen Dank, lieber Herr, meinen Dank für die geleisteten Dienste! Es ist mein Bruder, setzte gleich der Pastor hinzu, es ist mein Vater, sprach Amaliens Vetter. Und siehe da! der Küster aus Groß-Möhringen stand vor mir, und wiederholte die Worte von gestern: Glück zu! Ich reise zur Hochzeit, aber kein Teufel soll mich wieder auf das Pferd bringen. Hinter mir klirrten die Gläser, und die beiden Barone tranken mir zu auf das fröhliche Wiedersehen,

und sagten: groſsen Dank auch für die Verse. Trarah erklingt es in dem Wald, so wie es in dem Schloß erschallt. Indem singen sie im Thurme wieder an zu läuten, und der ernsthafte Pastor sagte: stille, stille, wir gehen nun in die Kirche. — Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand.

Alles schickte sich jetzt an zum Gottesdienst, es wurde gesäubert und geputzt, und ganz still und sittsam schritten wir dann zur Kirche.

Jeder hatte seinen bestimmten Platz, welchen wir nicht ohne Mühe erreichten, denn die Gänge waren gedrängt voll Menschen, und auf der Emporkirche hingen sie so dicht an einander, wie Beeren an einer Traube. An dem plötzlichen Nachlassen des Getöses und an den längern Hälsen merkten wir die Herannäherung des Brautpaars. Auf der Orgel begann ein liebliches, sanftes Vorspiel, und himmlische Töne, immer höher ansteigend zur Freude, umschwebten sie bei ihrem Eintritt in dem blühendsten Gewinde einer willig fortgleitenden Melodie, so daß es mir war, als ob unsichtbare Engel sie bekränzten. Sittsam und bescheiden und noch verschönert durch die Heiligkeit des Orts ging die Braut mit ihren Begleitern mitten durch die Kirche, und, wäre jeder bewundernde Blick ein erleuchten-

der Strahl gewesen, so hätte man um ihr Haupt einen Heiligenschein sehen müssen, so war sie umringt und angestaunt von der andächtigen Menge. Nicht minder wohlwollend schaueten sie auf den Bräutigam, der mit seinen Begleitern heiter und ernst seiner Braut folgte, doch mischte sich bei seinem Erscheinen in die Miene der Neugier zugleich Ehrfurcht und Ruhe und ein gewisser Anstand der Frömmigkeit.

Wie Alle ihre Plätze eingenommen hatten, vereinigte sich die Gemeine zu einem vollstimmigen herzinnigen Dankliede, das mit einem frohen Erheben zu Gott ihre Gesinnungen zur Andacht heiligte, und in der gemeinsamen Mittheilung gleicher Gefühle sie alle würdig machte, vor dem Throne des Höchsten als Kinder Gottes zu erscheinen. Darauf betrat ein fremder, mir unbekannter Prediger die Kanzel, und sprach mit des Herzens Beredsamkeit von der Heiligung durch die Liebe. Er streifte nicht das grüne Laub von den Zweigen, um die lebendigen Worte in dürre Begriffe zu verwandeln, die nur den Verstand treffen, sondern er trachtete dahin, diese Worte selbst durch Anregung der Gefühle erst noch recht lebendig zu machen, so daß sie aus ihren Wurzeln wie ein Baum Gottes herrlich und schön emporsproßten. Er brachte in

Erinnerung alles, was nur irgend Menschen auf Erden bei diesen Worten mochten empfunden oder erfahren haben, so daß aller Herzen sich immer mehr und mehr von ihrer Wahrheit erfüllten und zuletzt das ganze Leben in diesen Ausspruch einzukehren schien. „Gott heiligt sich selbst die Menschen durch die Liebe! Davon sprach er zunächst, und das Christenthum sowohl, dessen Geist nur Liebe athmet und nur durch Liebe die Menschen zu Gott bringt, als auch die segensreiche Natur in ihrer ewig wiederkehrenden Pracht und Herrlichkeit bekräftigte die Wahrheit dieses Worts. Noch ergiebiger strömte die Beredsamkeit, als er zeigte, wie die Herzen der Menschen sich unter einander heiligen durch die Liebe, wie in dem Wohlwollen der Edelmuth aufblühet, die Zufriedenheit gedeihet, die Wohlfahrt aller uns trägt und erhebt, der reinste völligste Genuß des Ganzen, und endlich selbst die Welterhaltung daraus hervorgehet; wie keine Erkenntniß, keine Würdigung des andern, keine Verbindung, kein Wirken, kein Schaffen und Leben mit andern ohne die Liebe gelingt, wie der Haß sich selbst verzehrt, wie die Selbstsucht vernichtet, wie die Feindschaft als ein Unverstand den Weltbau untergräbt, und dagegen die Liebe Hand in Hand die Menschen hülfreich verknüpft zu einer

Familie Gottes, worin jeder seinem Vater um so ähnlicher wird, je mehr und je weiter er liebend die Welt umfaßt. Die Liebe erweitert das Herz, fuhr er fort, die Liebe eilt dem Verstande zuvor, und noch ehe der Mensch einsehen kann, daß das Ganze herrlich geordnet und gefügt ist, lehrt die Liebe ihn, daß jedem sein Recht gebührt, daß jeder auf seinem Platze zu Gott aufstrebt, und daß auch der Verirrte noch Schonung verdient. Er ging darauf zu einer herzlichen Schilderung über, wie uns alle Menschen so theuer würden, denen wir etwas Liebes und Gutes erwiesen hätten, wie unsere Freude durch ihr Wohl sich vermehre, und unser Glück sich vervielfältige in dem Glück eines andern. Jetzt enthüllte er die zartern Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Freunden, zwischen Geschwistern, endlich zwischen Liebenden selbst — und immer stiller und stiller wurde es in der Gemeine, und ob er gleich nicht sagte, hier sind Aeltern, die von ihren Kindern scheiden, hier sind Geschwister, die sich trennen, hier sind Freunde, die sich lieben, hier sind zwei durch Liebe geheiligte Herzen, die heute auf ewig sich verbinden, so war doch die Rührung allgemein, als er nur in einem Bilde mit sanften Zügen über sie hingleitete. Wie sehr fehlen dagegen andere, wenn eine Gelegenheit

sie reden oder dichten heißt; statt das Einzelne bildlich im Ganzen höher zu fassen, und das Nahe durch das Verwandte anzuziehen und zu erheben, werfen sie sich gleich mit der ganzen irdischen Last auf den bestimmten Fall, wenden ihn hierhin und dorthin, pressen ihm alle Lebenskraft aus, wollen erhaben seyn, und können nicht auf damit von dem niedern Boden. Aller Segen kommt von oben herab, und jedes hat seinen göttlichen Ursprung; dort muß das Herz schöpfen, so wird eine Welt sich ihm aufthun zu seinen Füßen. Dieselbe Betrachtung bot sich mir besonders dar bei der heiligen Trauung. Da war keine Versüßung durch Reden von häuslichem Glück, ehelicher Treue und möglichen Gefahren und Unfällen, wobei sie sich einander ja nicht verlassen müßten, sondern ehrwürdig und heilig und unverhohlen sprachen Gottes Worte selbst zu ihnen, wie zu den ersten Menschen im Paradiese: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären und dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn. Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel.“ Lieblicher mögen andere Worte klingen,

aber erhabener gewiß nicht. Stark und in großen Zügen erscheint hier der Mensch wieder in seinen ersten und ewigen Verhältnissen zur Natur. Er steht als Herr der Welt da und seine Nachkommenschaft breitet sich hinter ihm aus durch alle Zeiten, und doch heißt es von ihm: bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist, denn du bist Erde, und sollst zur Erde werden. Wie herzerschütternd! denn schwach und klein ist der Mensch wieder gegen das Weltall und seinen Schöpfer. So umfassen diese Worte das ganze Leben, die ganze Bestimmung des Menschen nach ihrer Höhe und Tiefe, und Mann und Weib mag hiebei inne werden, ob sie sich stark genug fühlen, zu Gott hinauf solche Würde und Bürde zu tragen. — Diese Vorstellungen waren es auch, welche sich bei dem Hinschreiten des Brautpaars zum Altare unwillkührlich in das erhabene Lied mischten. Man glaubt sie von künftigen Gefahren umschwebt, aber ruhig und gelassen wandeln sie ihre Bahn, und sprechen: In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der alles kann und hat. — Ich freuete mich, hier das Lied wieder unentstellt zu finden, da in einem andern neuern Gesangbuche der Mensch geradezu vor Gott hintritt und sagt:

„In allen meinen Thaten laß ich dich, Höchster, rathen“, welche Dreistigkeit alle Ruhe und Erhabenheit und Hingebung im Liede aufhebt, und alle Einheit des Gefühls vernichtet. — Eben so sang ich hier wieder mit freudiger Zustimmung, und mit dem vorigen kindlichen Vertrauen: Wer nur den lieben Gott läßt walten! nicht, wie in einem neuen Gesangbuche: Wer nur den weisen Gott läßt walten! welches in der That in dem Munde eines erdgebornen Menschen wieder sehr weise, afterklug und dünkelhaft klingt, der Kälte nicht einmal zu gedenken, womit eine solche Bemerkung singend gemacht wird. — Jeder Gottesdienst will zu seinen heiligen Gebräuchen auch seine heiligen Worte; hat man diese aber erst durch Spott verunehrt, dann ist es nicht mehr Zeit, das Verlorne durch neuere wieder einzuholen, denn der Reiz der Neuheit kann das Ehrwürdige nie ersetzen, oder es muß, wenn es etwas Ehrwürdiges an sich trägt, nach Belieben des Spötters bald wieder lächerlich werden. Deshalb waren mir bei dieser Trauung die alten Einsetzungsworte so lieb, und ich sah, daß ihre Kraft bei den Leuten noch nicht weggespottet war. Eine stille Rührung ruhte auf allen Gesichtern, man schauete voll Andacht, man faltete die Hände, man athmete

kaum. — Jezt waren die Ringe gewechselt, sie traten mit Gesang wieder vom Altare zurück, ich glaubte alles vollendet, und gab mich der Einwirkung des erquickenden Liedes hin, als sich auf einmal ein neuer Auftritt ereignete, der meine Andacht gewaltig unterbrach. Als wir nämlich nach dem Weggange des Brautpaars vom Altare wieder einen Vers gesungen hatten, kam noch ein Brautpaar zum Vorschein, das sich ebenfalls gerades Weges nach dem Altare begab, und dort ebenfalls unter dem Segen des Priesters die Ringe wechselte. Ist das nicht der Jäger? Ist das nicht die Müllerstochter? fragte ich. Alle Blicke der Gäste waren auf mich gerichtet, und ich wurde in der That etwas unwillig, daß man mir diese Ueberraschung an einem so heiligen Orte wiederfahren ließ. Freilich hätte ich mich schon eher nach der Müllerin, die ich ja hier dem jungen Prediger anvertraut hatte, erkundigen sollen, aber wie konnte ich in dem Lärm und in dem Getümmel dazu kommen? Jezt stand sie als Braut des Jägers da, und ich mußte es glauben.

Als das Schlußlied gesungen war, kehrten beide Brautpaare unter dem lieblichen Gewinde eines melodischen Nachspiels wieder in festlicher Ordnung nach dem Hochzeithause zurück. Die Volksmenge erbrauste in der Kirche, wie ein aufschlagender See,

den der Sturm erregt: aus allen Thüren quollen sie hervor, und jeder eilte, die jungfräulichen Bräute in ihrem Schmuck noch einmal zu schauen. Ich folgte mit meiner Caroline still nach, und indem ich sie bei der Hand faßte, war es mir, als hätten wir vergessen, uns auch in der Kirche trauen zu lassen. — Gleich beim Eintritte führte mir der Jäger seine Braut entgegen und dankte mir für die erwiesene Wohlthat, die sie beide aus der weiten Entfernung wieder zusammen gebracht hätte. Die Wilde kam mir mit dem Ausdrucke der Liebe lange nicht mehr so wild vor; sich zärtlich anschmiegend legte sie ihre Hand auf seine Schulter und sagte: hier ist mein Böhmenland! Indem standen auch die Freunde aus Jéna um mich her und lachten über mein Staunen und Fragen, woraus ich schloß, daß sie die Urheber dieser Ueberraschung waren. Doch mußte ich auch wohl einigen Antheil daran haben, denn wo ich hin sah, da dankten mir die Leute für die geleisteten Dienste. Einer aber unterbrach immer den andern, so daß ich es endlich aus halbem Ueberdruß lustig gehen ließ, wie es wollte. Die Tafel stand gedeckt, wir mußten uns setzen. Der Jäger und seine Braut speisten mit uns, indeß wurde gerade nicht Freiheit und Gleichheit gespielt, sondern beide Brautpaare vertheilten sich nach bei-

den Enden des Tisches, so daß jeder seine Verwandten und Bekannten um sich hatte, und ohne die Würde der zu großen Güte und Herablassung auf seine eigene Weise scherzen und fröhlich seyn konnte. Wie alle Anregung durch Ideen, wenn sie der Vereinigung zur Freude vorangeht, die Gemüther lebhafter, freier und empfänglicher stimmt, so hatte auch die Erbauung und Andacht nebst dem Seltsamen der Umgebungen und Umstände der ganzen Gesellschaft gleich einen so hohen Schwung gegeben, daß schon mit dem Anfange der Mahlzeit sich eine heitere Mittheilung über alle verbreitete. Tausend Anspielungen und Neckereien riefen aus dem Bekannten und Vergangenen neue Freuden auf, und von dem Boden bis zum Wipfel schoß das Leben in einem Nu wie mit Zauberkraft empor, und schlug seine Ranken an die Hofnung bis ins Unabsehbare. Alle Blicke verriethen die Ueberzeugung, nun den rechten Standpunkt aufgefunden zu haben, von wo aus sie sich selbst und die Welt einzig betrachten müßten, wenn sie immer glücklich seyn wollten. Diesen Punkt will ich fest halten, so will ich immer seyn und kein Leid soll mich anfechten — das schwebte um jede Lippe, um jede heitere Stirn. Ich weiß nicht wie es geschah, aber wahrscheinlich war der Anblick der Bräute die Ursach da-

von; wir kamen auf den Gedanken und auf die Einbildung, daß wir alle Braut und Bräutigam wären. Diese Vorstellung verbreitete sich immer allgemeiner, und fand endlich so großen Beifall, daß Blumen herbei geschaft wurden, und einer des andern Haupt bekränzte, was der Gesellschaft vollends ein sehr munteres, fröhliches Ansehn gab. Jeder, alt oder jung, mußte etwas Liebes nennen, dem er einen Kranz oder eine Blume zuerkannte. Da kamen denn mitunter sonderbare Liebschaften und Paare zum Vorschein, und am meisten zeichneten sich die Alten dabei mit Einfällen und Schwänken aus. Manches Mütterchen verjüngte ihr Antlitz bei einer solchen Bewerbung mit großer Gefälligkeit, und je weiter die Täuschung lag, desto mehr Kunst galt es, die Rolle gut zu spielen. Besonders zeigte sich der überaus lebhafte Dorfschulmeister sehr geschickt in Anreden und kleinen Aufmerksamkeiten, und lobte sich selbst, daß er so vernünftig, nämlich die Aelteste in der ganzen Gesellschaft, gewählt hätte. Doch stand es auch jedem frei, mit dem Schmuck der Blumen das Andenken einer abwesenden Person zu ehren, und die Dankbarkeit, die Freundschaft und das sanftere Wohlwollen feierten hier so gut ihr Fest, als die Liebe. Die beiden Barone gedachten der Ge-

liebten in der Entfernung, und der Jagdfreund sagte zum andern: „Hier meine Hand, sie ist dein; wir kennen uns zu lange, um uns recht zu lieben, die lange Gewohnheit hat uns zu Geschwistern gemacht, dich hat sie lieber, das weiß ich; fort mit allen Verträgen, dir gehört sie an, sie ist dein! Und weil du mir das Jagdrevier einräumst, so laß uns keine Narren seyn, und glauben, daß es ein Tausch oder Handel sey. Wie man doch zuweilen eine Sache so verkehrt ansehen kann: zum Kuckuck! ihr Herz entscheidet ja, und die Jagd ist ein Ding für sich. Stoß an! Jetzt ist mir die Sache klar; die Cousine soll leben.“ Drauf schmückte er des Freundes Haupt mit Blumen, und ich kann nicht anders sagen, als daß er wie ein Bräutigam aussah. Der strenge Pastor allein sträubte sich lange gegen einen solchen Kopfputz, und erst zuletzt bequemte er sich, seiner seligen Frau zu Ehren einen Myrthenzweig hinter's Ohr zu stecken. Sein ganzes Wesen erheiterte sich jetzt, und es war, als ob der Geist seiner seligen Frau ermunternd auf ihn herabstieg. Nur, als der Keller der Barone sich öffnete, und nach Franz- und Frankenwein noch Rheinwein und Champagner auf den Tisch kam, schüttelte er ein wenig den Kopf, und blickte ein paarmal an den Balken, als ob er

den nahen Einsturz des Hauses fürchtete. Die Fröhlichkeit mit allem Scherz und Bilderspiel, mit aller Freundschaft und Herzensergießung, strahlend in dem eigenen Glanze ihres Wohlwollens, hatte jetzt, von dem feineren Geiste des Weins beflügelt, die größte Himmelshöhe erreicht, als plötzlich der Wirth ein Zeichen gab, und alle — das Spiel zu beschließen — die Kränze ablegten, und Nun danket alle Gott sangen. Welche Rührung durchschauerte da unsere Herzen! Warum so bewegt? Warum Thränen in den Augen? Welche Ahnungen, welche Gefühle erwachen so plötzlich in unserer Brust? Ist es der Edelmuth, ist es die Reue, ist es die Sehnsucht? Will das Leben hinaus über den Tod, und denkt Gedanken der Trennung? Oder feiert die Seele die immer wiederkehrende Versöhnung mit sich, mit der Welt, mit Gott? — Wer vermag, dieß alles zu sagen? So viel erkennen wir mit Gewißheit, daß etwas Göttliches sich in unserm Busen regt. — Freude, Lieb' und Andacht! o wie nahe sind sie verschwistert, wie liebreich umfangen sie uns, und wie thöricht handeln wir, diese himmlischen Schwestern zu trennen!

Ein kurzes Stillschweigen, ein heiteres Anblicken, ein freundliches Glückwünschen, ein herzliches Um-

armen folgte mit Aufhebung der Tafel nach diesem Liede, und der Uebergang zur Freude war bald wieder gemacht. Wie reich, wie glücklich war jeder durch den andern, und allesamt durch die Eintracht aller. Wie auf einen Stern, der verheissend fröhliche Zukunft leuchtet, blickte mein Aug' und Herz auf Carolinens strahlende Schönheit, auf ihr schalkhaftes wohlwollendes Lächeln, und auf das sanftere Anneigen ihrer Freundlichkeit. Ort und Tag und Stunde vergaß ich in ihrem Anschauen, denn die Seligen wissen nicht, wo sie sind, und die andern wissen es im Grunde auch nicht.

Ein freier Blick in die Natur war jetzt das dringendste, wonach mein Herz sich hob, um mich selbst wieder zu finden, um alle Eindrücke in Harmonie zu fassen, und alles, was seit den ersten Tagen meiner Reise sich fügte und zutrug, genießend zu überschauen. Ich nahm deshalb Amaliens Vetter bei der Hand, und bat ihn, mich ins Freie hinaus zu begleiten, und mich über den Zusammenhang aller dieser überraschenden Begebenheiten völlig zu belehren. Vieles wußt' ich, manches errieth ich, anderes blieb mir noch zurück. Wir gingen also hinaus, und setzten uns auf einen Hügel unter schattige Birken, und der Vetter sprach ungefähr Folgendes:

„Der Himmel weiß, daß ich jedermann gern diene, und immer gestrebt habe, einen tüchtigen Menschen aus mir zu machen, aber es ist mir bisher traurig gegangen. Eine junge Stiefmutter brachte mich um die Liebe meines Vaters, und fast um alle Unterstützung aus dem väterlichen Hause, so daß ich meine Studien hätte aufgeben müssen, wenn nicht jener brave Baron, dessen Geburtstag wir neulich feierten, so wohlthätig sich meiner angenommen hätte. Zu meinem Oheim durfte ich nicht kommen, der schalt mich gleich einen lockern Burschen, und legte mir meinen Umgang, und die Mißhelligkeiten mit meinem Vater, mit dessen zweiter Verheirathung er doch selbst sehr unzufrieden war, für Stolz- und Hoffarth aus. Meine Cousine sorgte desto schwesterlicher für mich und hat mir manchen Thaler heimlich zugeschickt, aber dafür gelobte ich auch meinem Herzen, ihr einen recht wackern Mann zu verschaffen. Ich hätte gewünscht Sie zu meinem Verwandten zu bekommen; Ihre Briefe belehrten mich indeß eines andern, und die schöne Schilderung, die Sie von dem jungen Prediger machten, erregte mein ganzes Vertrauen und meine Zuneigung zu diesem Mann. Ich theilte gleich Amalien alles mit, was ich von ihm wußte, denn ich, hielt es immer für billig, daß

ein Mann, der sich weiter in der Welt umsieht, seiner Freundin oder seiner Schwester daheim zuweilen seine Augen leiht. Doch fehlte hier noch die Hauptsache, nämlich, daß sie sich einander sähen und sprächen; für die Liebe war mir bei der großen Vortrefflichkeit beider nicht bange. Auf einen Nachbarbesuch war nicht zu rechnen, dazu lagen die Oerter schon zu weit von einander, und zu einer sonstigen Annäherung sah ich keine Möglichkeit. So, dachte ich, geht oft die Verbindung der edelsten Seelen, die für einander geschaffen sind, verloren. Hier muß etwas Ungewöhnliches geschehen, und der Zufall ins Mittel treten. Dieß geschah denn auch, indem Ihnen der Himmel durch den Jäger das Abentheuer mit dem Kirchthurme eingab. Vom Kirchthurme aus nahm alles eine andere Wendung, von dort her kam die Erlösung für alle. Mein Vater wurde seine Tyrannin und ich meine böse Stiefmutter los, die Müllerin fand ihren Jäger wieder, und Amalie lernten ihren Bräutigam kennen. — Nichts ist wohl schwerer auf der Welt, als einen Mann, welcher liebt, bis zur Gültigkeit eines gerichtlichen Beweises von der Untreue seiner Frau zu überzeugen. Ihnen war es gelungen, und obgleich mein Vater sich nachher wohl hätte bereden lassen, sie wieder zu nehmen, so war ihm

dieses doch durch das Aufsehen der Geschichte so gut wie unmöglich gemacht. Die Gemeine selbst drang darauf, daß sie sich scheiden liessen. — Bei dieser Gelegenheit nun bekam mein Vater den Jäger öfters zu sprechen, und alles, was auch nur auf eine entfernte Weise mit dem Vorfall in Berührung stand, wurde erörtert und mitgetheilt. Da erzählte denn mein Vater auch gelegentlich, was er von dem wilden Mädchen wußte, das um einer bösen Stiefmutter willen fortgelaufen war. Der Jäger erkannte in ihr sogleich seine Geliebte. Sie hatten zusammen bei einem Förster gedient; als aber der Herr ihr Verständniß merkte, schickte er ihn auf der Stelle fort, weil er dergleichen nicht in seinem Hause dulden wollte. Er glaubte auch selbst, daß er ohne eine bessere Aussicht sich das Mädchen aus dem Sinne schlagen müßte, und nahm deshalb seinen Dienst so weit weg, als er konnte. Wie es nun hieß, er ist in das Böhmenland gezogen! obgleich er nur bis an die Gränze gekommen war, da hatte sie nirgends Ruhe mehr, und meinte, daß sie nun auch in die weite Welt gehen müßte. Endlich lief sie aus dem Dienst, und wanderte mit Ihnen fort. Wie dieß der Jäger von meinem Vater hörte, schlug sein Herz wieder helle Flammen: wo ist sie? wie geht's ihr? kann ich sie

nicht sehen? fragte er, und mein Vater mußte versprechen, nähere Erkundigung von ihr einzuziehen. Dazu bot sich denn auch jetzt herrliche Gelegenheit dar, denn auf die Nachricht von der Ehescheidung breitete mein Oheim wieder gnädig seine Bruderarme aus, und verlangte selbst nach seinem Besuch. Mein Vater reiste also zu ihm, und wie beide sich genug über das Wiedersehen gefreut hatten, kam der Auftrag und die Erkundigung nach der Müllerin zum Vorschein, die mein Vater ein armes, verwaistes Mädchen nannte. Wir wollen hinüberfahren, sagte mein Oheim, und gleich wurden vor die alte Pfarrkutsche zwei tüchtige Bauerpferde gespannt, denen die vier Stunden nach Ulmendorf ein Spaziergang waren. Man kann sich leicht vorstellen, wie meine Cousine aufhorchte, als sie von einer Fahrt zu jenem jungen Prediger hörte, den ich ihr so liebenswürdig beschrieben hatte; doch mußte sie, wie sich von selbst versteht, für dießmal zu Hause bleiben, und die beiden Brüder allein fahren lassen. Diese wurden auf das freundschaftlichste aufgenommen, und die Müllerin trafen sie eben, wie sie den verwilderten Garten einrichtete, und ihre Leute hierhin und dorthin commandirte. Der Prediger gab ihr das beste Zeugniß, und das Mädchen sprang über Dorn und Hecken, wie ihr die

Nachricht zu Ohren kam, daß ihr Geliebter noch an sie denke. Man vertröstete sie mit der Hoffnung des baldigen Wiedersehns, dachte im Stillen daran, wie man dem Jäger eine Versorgung verschaffen könnte, und schied noch denselben Tag mit allseitiger Zufriedenheit aus einander. Nun war nichts natürlicher, als daß der junge Prediger nächstens seinen Gegenbesuch machte, und die Engel im Himmel müssen sich gefreut haben, wie diese zarten, edeln Seelen sich zuerst einander anblickten. Bei so naher Verwandtschaft ihrer Gemüther war kein Erkennen ohne Lieben, keine Annäherung möglich ohne den Wunsch, aufs innigste vereint zu seyn. Er mochte nicht ferner leben ohne sie, und einem solchen Manne konnte mein Oheim seine Tochter nicht versagen. Die Mitgift lag schon von den Händen der Mutter bereit, und kein Hinderniß stand im Wege, eine recht baldige Hochzeit zu feiern. — Unterdeß war meinem Vater eingefallen, daß ich wohl am besten bei meiner Bekanntschaft für den Jäger Rath schaffen könnte. Und so war's; denn da mein Gönner, der Baron, ein großer Jagdliebhaber ist, und ihm jetzt vollends sein Freund das Revier sehr erweitert hatte, so brauchte er mehr Leute, und einen Aufseher über alle. Ich nahm mich also des Bräutigams besonders wegen der

Braut, weil diese auch eine böse Stiefmutter hatte, von Herzen an, und der Baron machte ihn zu seinem Oberjäger. Zugleich trafen Briefe ein von meiner Cousine, von meinem neuen Vetter — einer immer freundschaftlicher, als der andere: ich sollte zur Hochzeit kommen, auch der Baron — alle sollten kommen. Da ergriff den Baron der Gedanke, auch seinen Jäger an dem nämlichen Tage zu verheirathen, und Ihnen als dem ersten Urheber von allem ein Fest zu bereiten, das alle andere Tage Ihrer Reise an Ueberraschung überträfe. So ward es beschlossen und ausgeführt — wir kamen, wir sahen, wir umarmten uns, und ein Tag des Wiedersehns und der allgemeinen Vereinigung und Eintracht wurde gefeyert, wie noch selten muß gesehen seyn."

Bei diesen Worten fiel er vor Entzücken mir um den Hals, und ich drückte ihn brüderlich an mein Herz. So sind wir denn alle glücklich, rief ich aus, und wollen immer gut und brav und uns treu seyn, und uns beistehen. Indem wir dieses sprachen, flog ein Storch mit Beute nach dem Dorfe zu, und wir hielten dieß für ein günstiges Zeichen. Wie im Taumel folgten wir ihm nach, und kaum hatten wir das Hochzeithaus betreten, als zu den offnen Fenstern herein die lieblichste Musik erklang. Die

Bauern des Dorfs waren es, welche Glück wünschend ihrem Prediger Geschenke brachten: einen großen seidenen Chormantel, der herrlich und schön aus einem langen Korbe sich entfaltete, hellschimmernde Kragen, und — die Musik obendrein; denn, weil der Prediger den Anstoß scheuete, und deshalb keine Musikanten kommen hieß, so wollten sie ihn jetzt der Besorgniß überheben, und sagten: es ist auf unser Wort! — Ja, Musik hatte ich noch vermißt, Musik fehlte noch diesem Feste, Musik und Tanz der herzinnigen Freude. Und Tanz! Schon sah ich den Saal sich geräumen und weiten, lachende Gesichter sich paarweis gesellen, und die freundliche Braut herbeiführen den noch zögernden Bräutigam; denn er dachte der langen Entwöhnung, und fürchtete unschicklichen Fehl; aber es ging — nur munter, nur lustig, und folgt nun ihr Uebrigen auch seinem Beispiel. Da faßte mich Caroline bei der Hand, und zog mich — und zog, bis ich stand mit den Uebrigen festlich gereihet. Wie wird es werden, dacht ich — Caroline ist schuld — der Himmel weiß, ob ich tanze. Nur dreist! rief der Vetter, nur munter! und siehe! hinauf und hinab, über kreuz, über quer — welch ein Hüpfen und Springen, welch ein Gleiten und Schweben, glücklich vergaß ich mich selber. Gott sey es gedankt,

ſagte ich drauf, wenn es noch angeht, denn ich tanze gern für mein Leben. Ungefähr wie es geſchieht, wenn eine Gattin ihrem Manne zu ſeinem Geburtstage in Verſen Glück wünſcht, und die Freude und die Liebe ſie drängt, die Worte aber nicht gleiten und die Reime nicht zuſagen, und es doch zuletzt den Mann in Entzücken verſetzt, da er ſieht, wie um der Liebe willen ſich das Herz muthig hindurchkämpft, ſo war auch hier einer über den Tanz des andern erfreut, weil bei geringerer Kunſt es um ſo mehr ein Zeichen der Luſt war und eine Ehre dem Feſte. Zuletzt traten auch die Alten heran, und eine ehrbare Menuett ſchmückte mit Anmuth den Ernſt und die Würde des Alters — bis der Küſter kam mit ſeinem Huſarenblick und lebhaften, kriegeriſchen Schwenkungen, wobei ihm die Manchetten bis über die Finger hervorſchoſſen, da gab es denn freilich ein groſſes Lachen und ein lautes Getümmel —; aber es war alles gut gemeint, und der Herzerſchütterer lächelte ſelbſt ſeines Sieges. Und ſo wie ſie hier drinnen tanzten, ſo tanzten ſie auch drauſſen, wo der Jäger unter dem Landvolk der König des Feſtes war. — Kurz: Sonne und Mond müſſen lange nicht ſo vergnügte Menſchen und ſolche Eintracht geſehen haben, als heute, da wir in Ulmendorf das allgemeine

Beisammenseyn und die vortreffliche Doppelhochzeit feierten.

Den andern Tag zogen die Gäste wieder von dannen, und wir nach Jena zu Wagen und Roß. Studenten, Jäger, Amtmann und Gefolge machten eine kleine muntere Caravane aus, deren Anblick die Leute aus Fenster rief, und ihnen einen Nachgeschmack von der Hochzeit gab. — In Pösneck sollte ich mich arretiren lassen, da es mir aber jetzt so wohl ging, so erinnerte ich mich der Worte des reichen Bürstenbinders: fahr' sachte! und wollte kein Abentheuer mehr wagen; vielmehr stattete ich dem Doctor meinen dankbaren Besuch ab, und löste den Bann, den die Pösenecker von der Declamation her auf mich gelegt hatten, wieder auf.

Als wir nun so auf der Straße einherzogen, dachte ich daran, wie meine Wanderung durch die Häuser der einzelnen Menschen gegangen war, die sich nun alle durch Freundschaft verbunden hatten, und meine Reise kam mir vor wie eine Schnur, welche durch Korallen läuft, und das Einzelne einander nahe bringt und zusammenreiht zu einer ergötzlichen Zierde. (Möchte sie auch andern so erscheinen!) Beim Anblick des grünen Gehölzes aber auf der Höhe von Weimar rief ich aus; die Ge-

liebte umarmend: Was willst du, Zufall, mit deinem Spiel? Hierhin und dorthin magst du uns raffen; Eins lebt doch ewig, das rettet und bindet und wieder vereint: Es ist — die Liebe der Menschen!

Gedichte

von

St. Schütze.

Leipzig,
bei J. F. Gleditsch.
1810.

HALLE
(SAALE)

Inhalt.

I. Lieder.

1. Verlangen.

	Seite
Bescheidene Liebe. 1805.	3
Aug' und Mund. 1805.	6
Seufzer des Gefangenen. 1808.	8
Geliebt und gehasst. 1806.	12

2. Besitz.

Aphrodite. 1806.	15
Wenn's Zeit ist. 1806	17
Concert. 1805.	20
Tanzlied. 1806.	23
Lieb' und Leben. 1805.	26
Die Gärtnerin. 1808.	29
Vertrauliche Liebe. 1807.	32
Der Dichter und das Liebespaar. 1806.	34
Streitfrage der Liebe. 1806.	36

Seite

Guter Tag. 1808 38
Die Freude. 1803. 41
Das wandernde Lied. 1808 44

3. Verlust und Leid.

Die Lotte. 1804. 48
Der Gang durch den Garten. 1805. 52
Klage der Rose über die Liebe der Nachtigall. 1804. 56
Die Falsche. 1807. 59
Der Jüngling in der Fremde. 1805. 61
Trennung und Wiederkehr. 1806. 64
Lebensfahrt. 1808. 73
Der rastlose Alte. 1803. 77

II. Erzählungen, Romanzen und Balladen.

1. Vereinigung.

Der Müllerknappe. 1803. 83
Die Brautwerber. 1805. 88
Die Liebesboten. 1804. 93
Der Adler. 1803. 98

	Seite
Die Schwalbe. 1803.	103
Die Taube. 1803.	107
Der Organist. 1803.	111
Die Lieb' am Brunnen. 1806.	115
Der Esel als Freier. 1808.	118
Hannchen auf der Wacht. 1808.	125
Mütterchen im Schloss. 1805.	130
Der Hirt im Walde. 1803.	134
Der Fremdling am Weihnachtsabend. 1808.	145
Des Friedens Heimkehr. 1807.	152

Trennung, Tod.

Die Jungfrau und der Jäger. 1804.	161
Die Falsche Margrethe. 1805.	167
Der Jungfernbaum. 1803.	170
Der Schäfer und die Nymphe des Bachs. 1804.	176
Der Mond. 1804.	179
Riesenhain. 1803.	183
Des Ritters Heimkunft. 1806.	191
Theudelinde 1804.	194
Ritter Wido. 1803.	197
Die Erscheinung. 1801.	205
Das Fest der Verklärung. 1805.	210

Seite

Der Teufel und die Mahlerin. 1806. 216

Betrübniss und Hoffnung. 1808. 221

III. Lehr- und Scherzgedichte.

1. Lehre.

Die Wunderjagd. 1805. 227

Pause. 1807. 231

Sein oder nicht sein. 1802. 232

Anschauen Gottes. 1806. 236

Lebenslauf der Welt. 1803. 239

Der Geister Weinen und Lachen. 1807. 244

Die herrschenden Brüder. 1805. 249

Die Verbannung des Menschen. 1805. 254

2. Scherz.

Das gebildete Zeitalter oder: wo sind die Götter? 1804. 260

Die ersten Collegia. 1805. 276

Der Eklectiker. 1805. 283

Der Oekonom und der Dichter. 1805. 284

Geist der Zeit. 1804. 289

Poetische Lectüre. 1805. 291

Seite

Das Rothkehlchen an Minna. 1803. 292

Räthsel. 1803. 293

An einen Günstling. 1804. 294

Steigerung. 1805. 295

Geber und Empfänger. 1807. 296

An eine singende Mahlerin. 1807. 297

Brief auf Asbest. 1807 298

Politik. 1808. 300

Leidenschaft und Neckerei. 1807. 301

Vogel am Fenster. 1805. 303

Der Jäger und der Hirt. 1804. 306

Junker Hans und die Weintrauben. 1808. 309

Die Lehrreiche. 1807. 311

An Mütterchen Stax. 1806. 312

L i e d e r.

Bescheidene Liebe.

Warum soll ich doch nicht schauen
Deines Himmels Angesicht?
Sieh! die heitern Mondesauen
Scheuchen ja die Wolken nicht!

Dulde, wie die Himmelsflur,
Dass mein Auge sich erquicke;
Auge, dulde meine Blicke
Wie ein leichtes Wölkchen nur.

Warum willst du heimlich blühen,
Dass mein Kommen dich vermisst?
Sieh' die Rosen, wie sie glühen,
Rings vom Bienenmmund geküsst!

Nicht wie Bienen auf der Flur,
Rose, nein, du sollst es wissen,
Mund, mein Auge will dich küssen,
Rosenmund, mein Auge nur.

Warum darf ich doch nicht nahen
Deiner Stimme süssem Schall?
Nimmer ging ich ja zu fahen
In dem Busch die Nachtigall.

Holde Stimme dieser Flur,
Hauch und Seele meiner Lieder,
Still im Schatten sitz' ich nieder,
Heimlich lauschen will ich nur.

Warum muss ich an der Schwelle
Schmachten um ein einzig Wort?
Sieh! dem Hirsche rinnt die Quelle
In den Auen fröhlich fort.

Süsse Quelle dieser Flur,
Lass mich nicht mit fernem Trachten,
Wie ein kranker Hirsch verschmachten
Ach! um wenig Tropfen nur.

Nimmer wir des wohl geschehen,
Dass dein Athem mich berühret,
Wenn auch selbst des Windes Wehen
Hauch und Stimme dir entführt.

Darum will ich auf der Flur
Winden meine Seufzer geben,
Dass sie küssend dich umschweben
Heise wie der Zephyr nur.

.....

Aug' und Mund.

So wie die Säule Memnons musst' erklingen,
Geschah auch mir, als ich ihr Antlitz sah,
Zur Säule ganz verzaubert stand ich da,
Und töne nun, und muss von Liebe singen.

Kann schon der Augen flücht'ger, einz'ger Strahl,
Still ausgesandt, der Lieder Früchte bringen,
Wie würd' ich, Minna, dann nicht erst erklingen,
Berührte mich dein holder Mund einmal.

Ja, süsser Mund, du Quelle schöner Lieder,
Um den des Himmels neuer Morgen lacht,
Vollende, was die Augen angefacht,
Und träufle Thau auf ihre Saaten nieder.

Und will das Auge dann in vor'ger Pracht
Der Sonne Strahlen wechselnd mir erneuen,
So muss des Liedes schönste Frucht gedeihen,
Also gepflegt von zweier Götter Macht.

.....

Seufzer des Gefangenen.

Warum ich bleibe,
Warum ich traurig bin?
Fragt nur die Nachtigall,
Sie flog sonst überall
Durch Wies' und Blumen hin
Zum Zeitvertreibe.

Bis auf den Auen
Sie jüngst die Rose sah,
Nun sitzt sie trauernd dort
Versteckt am dunkeln Ort,
Nur stets der Rose nah,
Sie anzuschauen.

So hält gefangen
Mich jetzt ein Veilchenpaar,
Es bannet Herz und Sinn,
Es zieht zur Nachbarinn
Ein Aeuglein blau und klar
Seel' und Verlangen.

Die Freunde rufen,
Es ladet Spiel und Schmaus,
Es lockt der Hörner Klang,
Des Waldes Jagdgesang,
Ich kann nicht aus dem Haus',
Nicht von den Stufen.

Ein Herz voll Sorgen:
Es rührt und regt sich nicht,
Ist sie wohl ganz allein?
O dürft' ich bei ihr sein!
O lieblich Angesicht,
Warum verborgen?

Blüht doch so gerne
Die Ros' in holder Zier
Dem Sänger licht und frei,
Dass er nicht traurig sei,
Warum, o Veilchen, mir
Kein Blick von ferne?

Halb mit Vertrauen
Umschweb' ich Thür und Haus,
Und wie ein Vogel schwirrt,
Wenn Thür und Fenster klirrt,
So flieg' ich ein und aus,
Lässt du dich schauen.

Ein halbes Leben,
Nur halb gefesselt sein,
So auf- und abzuflichn,
Den vor'gen Kreis zu ziehn,
Von Schmerz zur vor'gen Pein
Zurück zu schweben!

O süss Verlangen,
Du Blick voll Himmelsglanz,
O thu' dich strahlend auf,
Zieh fesselnd mich hinauf,
O nimm mich endlich ganz
Zu dir gefangen.

Geliebt und gehasst.

Lila, meine Lila flieht,
Und ich kann sie nicht ereilen,
Ach! und Rosa folgt mit Pfeilen
Hinter mir, von Zorn entglüht.

O welch quaalvoll heisses Lieben!
Suchend, die sich nie ergiebt,
Meidend, die mich zärtlich liebt,
Muss ich beide nur betrüben.

Dreifach bitter ist mein Schmerz:
Wie ich Liebe muss versagen,
Find' ich für die eignen Klagen
Dort ein fühllos kaltes Herz.

Gleich der heissen Mittagssonne,
Trifft mich diese, sonder Ruh;
Lila, warum gleichest du
Nicht dem Mond in stiller Wonne?

Grausam, Rosa, muss ich sein,
Weil ich also die muss nennen,
Der ich nimmer darf bekennen
Solche Liebe, solche Pein.

Möcht' ein Strahl von deinen Blicken,
Die so freundlich sich bemühn,
Doch die Augen, die mich fliehn,
Wie den Mond die Sonne schmücken!

Gleich der Erde wollt' ich da
Her und hin, nach allen Enden,
Mich zu beiden flehend wenden,
Beiden ferne sein und nah.

Und ein blütenreicher Garten
Wär' mein ganzes Leben dann,
Nächte glänzten nur heran
Mir mit freudigem Erwarten.

Tage blieben sorgenleer.
Denn ihr Rauben, wenn sie giengen,
Wär' ein stetes Wiederbringen,
Scheiden stete Wiederkehr.

Kommend, fliehend zwischen beiden
Grüsste bald der Sonne Licht,
Bald des Mondes hold Gesicht
Mich zu immer neuen Freuden.

Also nimm der Sonne Schein,
Lila, nach des Mondes Weise,
Dass ich so in eurem Kreise
Beiden möge dienstbar sein.

.....

Aphrodite.

Aphrodite stieg aus Meeres Tiefen,
Und wohin sie leise wandelnd traf,
Schmückten purpurstrahlend ihren Pfad
Rosen, die zuvor verborgen schliefen.

Lang' erwog des Herzens stiller Rath,
Ob mich Minna wohl ein wenig liebe,
Ob's dem Auge nur verborgen bliebe,
Was der Mund vergebens oft erbat.

Einst, da stand ich zweifelsvoll und trübe,
Blickte trauernd weit von ihr zurück,
Aber plötzlich wandt' ich meinen Blick,
Gleich als ob ein stiller Geist mich triebe.

Und da sah' ich heimlich ihren Blick
Auf mir ruhn mit fernem, tiefen Schweigen,
Sah' — des Herzens reger Flut entsteigen
Aphroditen, mein ersehntes Glück.

Auf der Wange, die mit sanftem Neigen
Süssbetroffen sich zu bergen strebt,
Wandelt leisen Schrittes sie und schwebt
Ueber Rosen, die mein Glück bezeugen.

Und ich flog, von Himmelshauch belebt,
Hin, wo Paradiese sich enthüllen;
Doch — die Göttin wandelt dort im Stillen,
Leise, dass sie zürnend nicht entschwebt!

.....

Wenn's Zeit ist.

Der Himmel lacht so milde.
Und von den Bergen sieht
Ein Wölkchen ins Gefilde,
Das schön wie Rosen glüht.
Ich muss hinaus, ich muss hinan,
Es nah zu sehn, so nah ich kann.

Und als ich kam gegangen
Den grünen Berg hinan,
Und pries des Himmels Prangen,
Da fuhr es kalt mich an,
Mit krauser Stirn, es donnert, fort!
Ein Ungewitter kömmt von dort.

Und Hagel, Sturm und Regen
Bekam ich hinterdrein,
Vermischt mit Donnerschlägen,
Jedoch — es schlug nicht ein.
Ich warte still, da liess, wie schön!
Sich bald ein Regenbogen sehn.

"O Laura, meine Wonne!"
So sprach ich einst zu früh,
Noch schien die Mittagssonne,
Wie schrecklich zürnte sie!
Sie schalt und zog die Stirne kraus,
Ich säumte nicht, und floh ins Haus.

In mein Geschick ergeben,
Hofft' ich den Sieg zuletzt,
Und seht, da kommt sie eben,
Wie freundlich winkt sie jetzt!
Sie weilt und wendet ihren Blick
Nach meiner Hütte hold zurück.

Wie leise, wie so linde
Ist nun die Luft! Wie schön,
Durch Busch und Wiesengründe
Ihr traulich nachzugehn!
Wie Iris breitet sie den Kranz
Dort über mir im schönsten Glanz.

.....

Concert.

Eben, als Trommeten klangen
In der Töne Widerstreit,
Da erschien, wie Frühlingsprangen,
Sie, die Aug' und Herz erfreut.

Lächelnd im Vorüberschweben
Neigt sie freundlich mir den Blick.
Und der Flöte süsses Beben
Fühlt' ich zwiefach, wie mein Glück.

Heimlich und mit stillem Deuten
Fiel ein sanft Vergissmeinnicht.
Lispelnd rauschten jetzt die Saiten,
Leise, wie die Liebe spricht.

Und der Blume treu Verkünden
Mehrte meines Herzens Drang,
Eine Sprache wollt' ich finden,
Da ertönte Hörnerklang.

Warnend — oder war's zum Kosen? —
Hob zum Munde sie die Hand,
Lilien sah ich über Rosen,
Sprache, die ich wohl verstand.

Darum schweigend, nur mit Blicken
Lauscht' ich, als das Lied begann:
„Bester Jüngling, mit Entzücken
Nehm' ich deine Liebe an."

Kaum berührt, von diesen Tönen,
Blühte röther ihr Gesicht,
Und es barg der Liebe Sehnen
Auch des Busens Regung nicht.

Frühling war's und heit'rer Morgen,
Götterhaine glänzten mir,
Und ich flog, obwohl verborgen,
Ueberselig hin zu ihr.

Tönet, tönet, Harmonien,
Lasst in wonnetrunk'ner Brust
Heisse Liebe wieder glühen,
Still erneuend solche Lust.

Tanzlied.

Heisa! immer flink und munter,
Nun hinauf und nun hinunter,
Jetzt zusammen, dann allein,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Nun herum, bis ich behende
Jetzt mich wieder zu dir wende,
Nun hinab die langen Reih'n,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Wende mir nicht so den Rücken,
Lass dich freundlich wieder blicken,
Wangen, wie so hübsch und fein!
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Willst du stehn und dich besinnen,
Lauf' ich zu den Nachbarinnen;
Willst du warten? — Böser Schein!
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Willst du mit dem Nachbar tauschen,
Hüpfend mir vorüber rauschen,
Lauf' ich mit dir aus und ein,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Tanze du nur auf und nieder,
Ich erhasche dich schon wieder,
Stelle dich bald gross und klein,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Nun herum mit dir im Kreise,
Arm in Arm nach rechter Weise,
Also kann es mich erfreun,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Wirbelnd durch die Luft geschwungen,
So ist's recht, nur fest geschlungen,
Schöne Lippen, Götterwein!
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Leise lass uns schweben, hüpfen.
Hurtig, Mädchen, dann entschlüpfen.
Komm, es soll dich nicht gereu'n,
Sollst mein liebes Mädchen sein.

Lieb' und Leben.

Lieb' und Leben blüht beisammen,
Wie in Flammen
Wärm' und Licht;
Licht vom Himmel ist die Liebe,
Auch das schönste Leben bliebe
Ohne Liebe Leben nicht.

Schön, wie Aepfel röthlich prangen,
Lebt der Wangen
Frischer Schein;
Leise, wie ein Strahl der Sonne,
Saugt die Liebe Lust und Wonne
Von den süssen Lippen ein.

Wie ein Bach aus reichen Quellen,
Bebt in Wellen
Sanft die Brust;
Stets wie Schwäne möcht' ich leben,
Auf den Silberwellen schweben,
Süssberauscht von Lieb' und Lust.

Wie die Segel in dem Winde,
Flieht geschwinde
Solch ein Glück:
Drum nicht ferne will ich schauen,
Nein, dem Meere kühn vertrauen,
Weit hinaus, mit raschem Blick.

Wie den Himmel Wolken trüben,
Mag im Lieben
Unmuth sein;
Doch — es hat mich nie betrogen:
Liebchen hält den Friedensbogen
Hinter Wolken hell und rein.

"Lass den Nachen wieder schweben,
Lieb' ist Leben
Auf der Flucht!"
Also ruf' ich, und der Nachen
Trägt uns unter Scherz und Lachen
Wieder tanzend aus der Bucht.

.....

Die Gärtnerinn.

Mit Blumen grüsst die Gärtnerinn,
Dem Gruße dank' ich wieder
Im Klang der süssen Lieder,
So geht es her und hin.

Und still, wie Aug' in Auge blickt,
Webt sich beim Gruss der Schönen
Aus Duft und süssen Tönen
Ein Band, das uns umstrickt.

Bezaubert hang ich fest an ihr,
Wenn mich ihr Kranz umschlungen;
Und ist mein Lied gesungen,
Kann sie nicht fort von mir.

So wird mein Haus ein Blumenort,
Und sing' ich meine Lieder
Auch Andern, find' ich wieder
Die Gärtnerinn auch dort,

Denn immer, soll es festlich sein,
Muss Lenz und Schönheit prangen,
Ein Kranz die Stirn umfangen,
Ein Lied den Gast erfreun.

Gesang begrüsst die Königinn;
Wer soll die Kränze weben,
Mein Lied im Kranz erheben?
Die schöne Gärtnerinn.

Und oft erblüht im Blumenstrauss
Der Sinn für meine Lieder,
Und singend sag' ich wieder
Der Blumen Deutung aus.

So knüpft uns beid' ein zartes Band;
Und wenn sie wollt' entrinnen,
So ohne Lied von hinnen,
Käm' sie in's Todtenland.

Und wollt' ich ohne Kranz entfliehn,
So ohne Kranz im Freien
Müsst' ich durch Wüsteneien
Zum finstern Orkus ziehn.

Nein, komm, du süsser, holder Blick;
Was mir dein Gruss verkündet,
Was deine Hand mir windet,
Im Liede tönt's zurück.

Dem Feste giebst du Glanz und Schein;
So komm, mein süsses Leben,
Lass deine Kränze schweben,
Bei uns soll Festtag sein.

.....

Vertrauliche Liebe.

Kuss um Kuss! Wer will entscheiden,
Lina, wer zuvor von beiden,
Und wer heisser sei geliebt!
Froh im Geben und Empfangen,
Frage nicht, wer voll Verlangen
Kommend, wartend nimmt und giebt.

Sieh den Bach die Blume küssen,
Wie so traulich! Wer kann wissen,
Wessen Mund willkomm'ner naht!
Neigt sie glühend doch die Wangen,
Wenn er flüsternd kommt gegangen,
Bleibend schmückt sie seinen Pfad.

So der Freude nie entnommen,
Und im Warten und im Kommen
Zögernd bei einander sein,
Im Genusse von Verlangen,
Wünschend von Genuss umfangen. —
Welch' ein seliger Verein!

Blume bist du, kein Entweichen!
Auch dem Bache will ich gleichen,
Heiter komm' ich und vergnügt;
Sieh mich flüsternd um dich scherzen,
Küssend glaube, dass im Herzen
Mir die Quelle nie versiegt.

.....

Der Dichter und das Liebespaar

Sieh den Sänger, ich muss lachen,
Liebchen, sieh, da kommt er her,
Liebe wusst' er anzufachen
Dir und mir, und geht so trübe,
Geht so traurig nun und schwer.
Denkt an Liebe,
Singt von Liebe,
Hat ein Liebchen nimmermehr.

Lass den vollen Becher blinken,
Lass uns beid' ihn tropfenleer
Lachend, wie er dichtet, trinken.
Sieh! am Brunnen mit der Leier
Sitzt er da und dürstet sehr,
Denkt Tokayer,
Singt Tokayer,
Hat Tokayer nimmermehr.

Sing', von meinem Arm umschlungen,
Jetzt das Lied vom Wonnemeer,
Das er herrlich einst gesungen.
Sieh! er hört es, sieht uns beide
Mächtig an, so gross und hehr,
Denkt vor Freude
Nicht an Freude,
Hat die Freude nimmermehr.

Liebchen, schönste Augenweide,
Süsses Mitleid, wink' ihn her,
Küssend lass ihn von der Freude
Trinken, dass er nicht so trübe,
Nicht so traurig, nicht so schwer
Ohne Liebe
Von der Liebe
Singe nun und nimmermehr.

.....

Streitfrage der Liebe.

Das Abendroth da fern,
Der helle Stern darüber,
Sag, Kind, was hast du lieber? —
Ich hab' sie beide gern;
Weil beide mir mit holder Pracht
Verkünden, ob die Sonne lacht.

Des rothen Mundes Scherz,
Der Augen Glanz darüber,
Sag, Kind, was hast du lieber? —
Aus beiden lacht das Herz,
Doch sagt der Mund so mancherlei,
Das Aug' allein ist immer treu.

So gilt das Auge mehr?
Was küssest du denn lieber
Den Mund? Was geht nun drüber? —
Ach, beide lieb' ich sehr!
Durch Worte wird das Auge kund,
Dem Auge dank' ich durch den Mund.

Doch fehlt' ich in der Pflicht,
Und sollt' ich eins nun missen,
So will ich beide küssen,
Und streiten Finger nicht.
Im Auge fass' ich Seel' und Geist,
Am Mund, was Leib' und Leben heisst.

.....

Guter Tag.

Was machen die Kinder? sie weinen doch nicht? —

Sie wachen
Und lachen,
Sie spielen und machen
Einander ein freundlich Gesicht.

Was machen die Lämmer? sie darben doch nicht? —

Sie grasen
Auf Rasen.
Die Schäfer? — sie blasen,
Und keiner versäumet die Pflicht

Was macht denn mein Männchen? er zäunet doch nicht? —

Er bindet
Und windet.
Wo's nöthig sich findet,
Im Garten die Reben ans Licht.

Wie geht es beim Nachbar? sie zanken doch nicht? —

Sie nicken
Und schicken
Viel Grüsse mit Blicken,
So hold nur ein Freundlicher spricht.

Und nun auf den Abend, es fehlet doch nicht? —

Es gehen
Und drehen
Mit Hasen und Rehen
Die Spiesse manch herrlich Gericht.

Gut alles! so rufe mit holdem Gesicht
Bei Seite
Die Leute:
Geburtstag ist heute!
Und Männchen — der weiss es noch nicht!

.....

Die Freude,

ein dithyrambisches Lied.

Auf Flügeln der Wonne
Entschweb' ich zur Sonne,
Will kühn im Entzücken
Dort Strahlen mir pflücken,
Will festlich zum Tanz
Die Scheitel mir schmücken
Mit feurigem Glanz.

Erwachet zum Leben,
Ihr Pflanzen und Reben,
Ihr Bäum' und Gesträuche,
Dass laut mit der Eiche
Mein inniger Drang
Die Wolken erreiche
Im Jubelgesang.

Und ruft im Getümmel
Die Sterne vom Himmel
Zum Feste der Lieder,
Zur Eintracht hernieder;
Sie blühen so fern,
Es küssten als Brüder
Die Rosen sie gern.

Ihr schwimmenden Heere
Im nüchternen Meere,
Was trinkt ihr im Stillen;
Lasst Nektar erfüllen
Den schweigenden Grund,
Dass Lieder entquillen
Dem schäumenden Sund.

Ihr Felsen dort oben,
Zu Herrschern erhoben,
Euch tränke zum Feste
Als himmlische Gäste
Der blitzende Schein
Von donnernder Veste
Mit flammendem Wein.

Erbebet, ihr Klüfte,
Dass Labung der Lüfte
Die Erde durchdringe,
Dass Leben entspringe
Vom wärmenden Strahl,
Und schaffend verjünge
Das buschige Thal.

So brechet, ihr Schranken,
Lasst frei die Gedanken
Das Weltall durchschweben.
Dem Dasein das Leben,
Dem Leben die Lust,
Und Fröhlichkeit geben
Aus menschlicher Brust.

.....

Das wandernde Lied.

Ein Liedlein ist gar schnell und flink,
Es kommt wie Windeswehen,
Du fragtst im Volk, wohin es ging,
Und kannst es nicht erspähen,
Oft fliegt's vom stillen Dächlein aus,
Und flattert über Hof und Haus.

Es fliegt, ein Täubchen, übers Feld,
Das, heimlich ausgesendet,
Ein holdes Brieflein trägt und hält,
Und auf und ab sich wendet,
Bis hin zum Liebsten, her zur Braut
Sich fliegend eine Brücke baut.

Es kommt noch spät im Mondenschein,
Und schlüpft zum stillen Mädchen
Gar traulich in ihr Kämmerlein,
Umsummt ihr schnurrend Rädchen,
Und küsst und regt der Lippen Zier,
Als wär' der Liebste selbst bei ihr.

Hochzeitlich, frei, ein flatternd Band,
Das vieler Haupt berühret,
So schwebt es über Stadt und Land,
Im Flug der Luft entführet:
Vergebens hat's in später Nacht
Das Posthorn wieder heimgebracht.

Ein Vogel, der dem Nest entschlüpft,
Und springt nach allen Seiten,
So wandert's aus und tanzt und hüpft
Im Spiel der gold'nen Saiten:
Als Knabe führt's den blinden Mann,
Und tönt vom Markt die Strass' heran.

Der Wand'rer sieht vom Berg' ins Thal,
Ihn schauert's fremd und öde,
Da klingt's herauf mit einemmal
Wie Freundesgruss und Rede;
Es ist das Lied, es ruft hinaus,
Als wär' es hier in Vaters Haus.

Und mehr noch, als die Perl' im Wein,
Erfrischt sein Geist die Runde;
Wenn Freund und Nachbar sich erfreun,
So geht's von Mund zu Munde;
Wohl oft wird Glas und Becher leer,
Des Liedes Freude nimmermehr.

Der Sänger kommt zur fremden Thür,
Er hört des Liedes Worte,
Und ruft: macht auf, es weilet hier
Der Sänger an der Pforte;
Und frisch ertönt sein Rundgesang
Entgegen ihm mit Becherklang.

Gleich muss aus Weines Ueberfluss
Der vollste Becher steigen,
Und Kelch an Kelch zum Bruderkuss
Sich seinem Kelche neigen:
Es wird, was nur ein Bächlein schien,
Sein Lied ein rauschend Meer um ihn.

Drum lässt der Mann vom kleinen Dach
Verfliegen alle Sorgen,
Er schifft getrost dem Bächlein nach,
Sein Schifflein ist geborgen,
Denn wandernd schafft des Liedes Schall
Ihm frohe Heimath überall.

.....

Die Lotte,

ein Bach bei Weimar,

zur Ankunft Ihro kaiserl. Hoheit, der Grossfürstin von Russland,

Maria Paulowna.

den 9. November 1804.

Ja nun fragst du, was ich weine,
Und nicht froh im Festgewand,
Und nicht früh vor dir erscheine,
Kranz und Blumen in der Hand.

Ach! die Schwester ging am Morgen
Still und noch vor Sonnenschein,
Und die Mutter hielt verborgen
Mich im dunkeln Kämmerlein.

Dass die Sonne mich nicht weckte,
Schirmten Zweige mich umher,
Und die Dämm'rung, die mich deckte,
Gab des Schlafes immer mehr.

Endlich — Himmel, wie betrogen!
Falsche Schatten um das Haupt,
Und, die sorgsam ich erzogen,
Alle Blumen fortgeraubt.

Und das Kleid zu diesem Tage
Heimlich weggethan von mir, —
Keine Antwort meiner Klage,
Alle Stimmen weit von hier.

Und so bin ich aus der Hütte
In des Winters Hausgewand
Durch des öden Thales Mitte,
Immer weinend, fortgerannt.

Doch es hielten bald Gesträuche,
Bald die Bäume meinen Lauf,
Mühl und Brücken hier, und Teiche,
Dort umzäunte Gärten auf.

Heimlich schlich ich an den Hecken,
Und ein Trost in meinem Gram,
Dass der Knappen, mich zu necken,
Keiner von der Mühle kam.

Durch das Drängen in den Gassen,
Durch das Rufen fern und nah,
Ging ich still und ganz gelassen,
Bis ich Freundeshülfe sah.

Und mit Thränen auf den Wangen,
Arm und aller Zierde bloss,
Rief ich Ilme! voll Verlangen,
Rief und flog in ihren Schooss.

Und ergriffen von Erbarmen,
Nahm sie meine kleine Last,
Ging und trug mich auf den Armen,
Nah', ganz nahe zum Pallast.

Immer lauter scholl das Rufen:
„Segen, Segen über dich!"
Doch von deines Thrones Stufen,
Fürstin, sichst du auch auf mich.

Und vernimmst nun, was ich weine,
Lächelst, — und ich fasse Muth, —
Fürstin, arm wie ich erscheine,
Redlich bin ich, treu und gut!

Der Gang durch den Garten.

O welch ein Schimmer, welch ein Glanz!
Versammlet sind in gold'nen Sälen
Die Schönen so zum Festestanz.
Ich will die Schönste nicht verfehlen;
Komm, Purpurmund; — du weigerst dich?
Und gar verwunden willst du mich?
So werd' ich nicht die Rose wählen.

Nein hier — wie sanft, wie zart und weiss!
Ja — diese Blume will ich wählen,
Sie ist der Unschuld schönster Preis;
Nur freilich — manche Reize fehlen:
Bei Zart und Weiss ein wenig Roth,
Und Schalkheit, die zu necken droht; —
Will doch die Lilie nicht erwählen.

Sieh dort der Farben schön Gemisch;
Wer kann die selt'nen Reize zählen!
Und alle — wie so neu und frisch!
Nur — bei der Augenweide fehlen
Die höhern Gaben, Duft und Geist,
Was Seel' und Leben an sich reisst;
Kann doch die Tulpe nicht erwählen.

Hier aber flammt mein Element:
Wie soll die Glut sich da verhehlen,
Wo Lieb' in voller Seele brennt!
Sie hat auch Geist —; nur freilich quälen
So heisse Flammen mit der Zeit;
Das giebt nur kurze Seligkeit!
Will nicht die Feuerlilie wählen.

Doch hier, — wie mild, wie anmuthsvoll!
Und Reize, die sich scheu verhehlen,
Und Geisteskraft — ; um wenig Zoll
Der Kopf zu niedrig nur; es fehlen
Vertraun und Leitung, Stab und Schnur,
Erziehung, mein' ich, und Cultur,
Sonst würd' ich gern das Veilchen wählen.

Sieh'! — welch ein Anstand, und wie schön
Sich Geist und Bildung dort vermählen!
Ein Strom von Duft — ich muss gestehn,
Hier kann es nie an Labung fehlen!
Doch glaub' ich, für mein zart Gefühl
Hat sie an Ausdruck wohl zu viel!
Will doch die Nelke nicht erwählen.

Ach! welcher Düfte süsse Lust!
Sagt, wo, aus welchem Schatten stehlen
Sie heimlich sich in meine Brust?
Der kann es nicht an Reizen fehlen,
Die so — —; was seh' ich! welch Gesicht!
Ist das die Nachtviole nicht?
O nimmer werd' ich dich erwählen.

Da sprach der Gärtner: nun genug!
Mein Herr, ich darf euch nicht verhehlen:
Der Nachtviole Wohlgeruch
Fängt an, vom Abend zu erzählen.
Sie wünscht zum Abschied süsse Ruh;
Drum schliess' ich meinen Garten zu,
Es ist nicht länger Zeit, zu wählen.

.....

Klage der Rose über die Liebe der Nachtigall.

Erröthen sollt' ich nicht?
Der Sänger, den die Nacht geboren,
Das Schattenangesicht,
Hat mich zur Braut erkoren;
Erröthen sollt' ich nicht?

Ich trug es mit Geduld,
Als er geheim, im Drang der Schmerzen,
Mich bat um Lieb' und Huld,
Es ging mir fast zu Herzen;
Ich trug es mit Geduld.

Doch, was kann ärger sein?
Das Herz in Melodie zu bringen,
Und seine Liebespein
Von Bäumen abzusingen!
Kann etwas ärger sein?

Er sieht mich trauernd an,
Auf meinem Schosse will er sitzen.
Ich wehre ihn, so ich kann,
Ihm fort mit Nadelspitzen;
Er sieht mich trauernd an.

Und singt nun süsser noch,
Erhebt das Roth von meinen Wangen,
Und meint, ich lieb' ihn doch,
Ich glühe vor Verlangen,
Und singt nun süsser noch.

So sitzt er Tage lang,
Und wird nicht eher von mir weichen,
Bis mir, vor Kummer krank,
Die rothen Wangen bleichen;
Dann stirbt auch sein Gesang.

Verklärt, wie Schnee und Licht,
So prangten sonst die zarten Glieder,
Ach! lebend find' ich nicht,
Nur sterbend find' ich wieder
Das Kleid von Schnee und Licht.

Die Falsche.

Die im seid'nen Lockenhaar
Jüngst vorüber mir geflogen,
O mit argem Fleiss fürwahr
Hat sie mich ins Netz gezogen,
Weh mir, ach! mit falschem Stich,
Spinnen ähnlich, traf sie mich.

Aus dem Dunkel still hervor
Sah das Auge recht mit Tücke,
Dass ich schauend mich verlor,
Und mich fing im off'nen Blicke;
List und Trug! mit gift'gem Stich,
Schlangen ähnlich traf sie mich

Wie in voller Rosenpracht
Ihrer aufgeblühten Wangen
Sie mich huldreich angelacht,
Schien sie meiner zu verlangen;
Falschheit war's, mit scharfem Stich,
Dornen ähnlich, traf sie mich.

Ha! nun kenn' ich ihr Gesetz:
In den Augen lauern Schlangen,
Locken sind der Spinne Netz,
Dornen schmückt das Roth der Wangen:
Doch zu spät; mit blut'gem Stich,
Dreifach, Rosa, trafst du mich.

.....

Der Jüngling in der Fremde.

Fernes Läuten hör' ich schallen,
Und des Klanges still erfreut,
Seh' ich Menschen weit und breit
Von den Fluren heimwärts wallen, —
Abendzeit!

Drinn im Hause vor dem Heerde
Steht die Hausfrau, schürt den Brand,
Hält Gewürz in ihrer Hand,
Dass das Mahl vollendet werde, —
Friedlich Land!

Wie die Kessel siedend schäumen!
Mägde eilen ein und aus,
Und der Vater schaut hinaus,
Ruft die Kinder, schilt ihr Säumen, —
Glücklich Haus!

Athmend in der kühlen Frische,
Trocknen sie den Tagesschweiss,
Treten dann mit Dank und Preis
Betend um die vollen Tische, —
Frommer Kreis!

Und es wird mir, diess zu sehen,
Bang' und banger um das Herz.
Und es mahnt mich heimathwärts
Nach den blauen Bergeshöhen
Reu' und Schmerz.

Aeltern hab' ich dort verlassen,
Treulos, statt ihr Trost zu sein,
Ferne trieb mich wilde Pein,
Ruhm und Ehre zu erfassen, —
Trug und Schein!

Von des fremden Hauses Stufen
Kehrt der Heimath süsses Glück
Lebend her vor meinen Blick,
Und es ist, als hört' ich rufen:
Komm zurück!

Auf! wo nehm' ich schnelle Flügel
Statt des Wanderstabes mir?
Nun, vorüber jeder Thür,
Will ich über Thal und Hügel
Fort von hier.

Abends, wenn im trüben Harme
Eine Thräne still und mild
Aus gesenktem Auge quillt,
Stürz' ich in die offnen Arme,
Reuerfüllt.

.....

Trennung und Wiederkehr,

aus dem Ossian.

Windela.

Liebster ist ein Sohn des Hügels,
Flüchtig jagt er Hirsch und Reh
Auf der grünen Bergeshöh!
Graue Hunde sind geschwinde
Ihm zur Seiten überall,
Und der Bogen tönt im Winde.

Ruhst du bei der Quelle Spiegel,
Oder hoch am Wasserfall?
Still, es rauscht im Windeshall
Dort das Schilf, und um den Hügel
Ziehn die Nebel! — ungesehn
Will ich nahen dem Geliebten,
Und vom Felsen ihn erspähn.

Lieblich unter Branno's Eichen
Traf dich einst mein erster Blick;
Rüstig von der Jagd zurück
Kamst du, Schönster, dir zu gleichen,
Sah' ich keinen rings im Kreise.

Hilrich.

Welche Stimme tönt so leise,
Wie im Sommer Windeshall? —
Weder bei des Schilfes Rauschen,
Liebste, sitz' ich, noch zu lauschen
Hoch am Fels dem Wasserfall.

Ferne wandr' ich, immer weiter
In den Krieg mit Fingals Heer,
Und die Hunde, die Begleiter,
Sie erwarten mich nicht mehr.

Und nicht mehr zum grünen Hügel
Werd' ich kommen, dich zu sehn,
Wenn du an des Stromes Spiegel
Unten wandelst, still und schön.

Schön und glänzend, wie der Bogen
An dem Himmel, wie der Strahl
Stillen Mondes auf den Wogen
Abends glänzt im dunkeln Thal.

Windela.

Und bist du gegangen, so sitz' ich hier
Am Hügel allein, und über mir
Erblick' ich das Reh auf der Weide;
Es weidet und fürchtet im grünen Raum
Den Wind nicht mehr und den säuselnden Baum
Der Jäger ist fern von der Haide,
Ach! ist wohl in Grabesraum.
Ihr Fremdlinge, die ihr an Ufern wohnt,
O schont des Geliebten, des Theuren schon'

Hilrich.

Muss ich fallen, fern, alleine,
Liebste, dan auf stiller Flur
Mir ein Grabmal — graue Steine
Und ein Häufchen Erde nur.

Diese mögen künft'gen Zeiten
Mich verkünden; sitzet dann,
Sich die Speise zu bereiten,
Mittags hier der Jägersmann,

Spricht er: seht! der Tapfern einer
Ruht im steinern Hause hier!
Also leb' ich; denke meiner,
Liebste, ruh' ich fern von dir.

Windela.

Ja, ich denke dein auf immer,
Fallen wirst du, ferne ruhn.
Liebster, ach! was soll ich thun,
Kehrst du aus der Ferne nimmer!

Mittags um den Hügel wallen,
Durch die Haide will ich gehn,
Und die Jagd von ferne sehn,
Dein gedenk' ich, du wirst fallen.

Wohl des Jägers Wiederkehr
Sah'n die Hügel, doch Windela.
Die Geliebte, war nicht mehr.

An die grau bemoosten Steine
Ihres Grabes lehnt sich Hilrich.
Hofft, dass lebend sie erscheine.

Sieh! da wandelt durch das Thal
Herrlich sie, doch ihr Gebilde
War nicht bleibend, vom Gefilde
Schwand sie mit dem Sonnenstrahl.
Hört von Hilrich jetzt das Lied,
Traurig klingt es, doch voll Milde.

Hilrich.

An bemooster Quelle hier,
An des Hügels rauhem Gipfel
Sitz' ich, wo des Baumes Wipfel,
Rauscht im Sturmwind über mir.

Thalwärts ziehn die dunkeln Wogen.
Unten stürmt es auf dem See,
Her vom Hügel kommt das Reh,
Ferne ruht des Jägers Bogen.

Auch kein Hirtenlied ist nah,
Alles still zur Mittagstunde,
Trauernd in des Herzensgrunde,
Schlimmes ahnend, sitz' ich da

O Windela, meine Lust,
Schwebst du still durch diese Gründe?
Flatternd fliegt dein Haar im Winde,
Seufzerschwer ist deine Brust.

Eine Thrän' um deinen Freund,
Den die Nebel dir verhüllen,
Seh' ich deinem Aug' entquillen.

Tröstend komm ich her und will
Dich nun führen zu den Deinen,
In des Vaters Haus; doch still —
Selber seh' ich sie erscheinen.

Gleich dem Lichtesglanz im Thal,
Gleich im Herbst dem Mondesstrahl,
Wie im Sommersturm die Sonne!
Lieblich Mädchen, meine Wonne,
Kommst du zu mir, kommst du, ach!
Ueber Felsen, über Klüfte?
Still, sie spricht; ihr Ton, wie schwach!
Also wehn im Schilf die Lüfte.

Windela.

Liebster, kommst du von dem Heer?
Wo sind deine Freunde blieben?
An dem Hügel hört' ich drüben,
Du sei'st todt, und weinte sehr.

Hilrich.

Ja, ich komme von dem Heer.
Aber einzig von den Meinen;
Keinen sieht dein Auge mehr.
Auf dem Schlachtfeld rings aus Steinen
Hab' ich schon ihr Grab erhöht.

Aber, Schönste, meine Freude,
Warum hier auf wüstem Hügel,
Warum einsam auf der Haide?

Windela.

Einsam bin ich, mich allein
Hat das kalte Haus empfangen,
Ach! vor Gram um dich vergangen.
Muss ich bleich im Grabe sein.

Hilrich.

Ha! sie schwindet, welch Verschwinden!
Wie die Nebel vor den Winden.
Weile, Liebste, meinem Flehn,
Sieh' mein Auge dich beweinen. —
Liebste, schön ist dein Erscheinen,
Auch im Leben warst du schön.

Am bemoos'ten Quell fortan
Will ich sitzen, hoch am Hügel;
Liebste, schweigt der Mittag dann,
Sprich mit mir, auf Windesflügel
Schwing dich, komm im Hauch der Flur,
Lass mich, wenn zur Mittagstunde
Du erscheinst im stillen Grunde,
Hören deine Stimme nur.

.....

Lebensfahrt.

Neues Glück und neue Sorgen.
Wieder Wünsche, neuer Muth,
Also geht es heut' und morgen,
Bis das Schiff im Hafen ruht.

Ruhig nicht auf eb'ner Fläche
Immer schwebend ab und auf,
Wechselnd, wie die Wetterbäche,
Treibt und wogt des Lebens Lauf.

Heute lacht der Himmel heiter,
Schmeichelnd wiegt der Wellen Spiel.
Morgen fährt ein Sturmwind weiter,
Und von ferne naht das Ziel.

Rüstig, immer rasch von dannen,
Zieht die läst'gen Anker ein,
Lasst uns gleich die Segel spannen,
Glück will schnell errungen sein.

Wie sich Geist und Muth erheben!
Wonne, zu dem goldnen Strand
So auf Wünschen fortzuschweben
Zwischen Himmel, Meer und Land!

Wie die lauten Stürme brüllen!
Wie die Woge donnernd schäumt!
Götter sind nach unserm Willen,
Nicht gezittert, nicht gesäumt!

Auf! die hellen Sterne schimmern,
Ferne winkt ein flackernd Licht,
Grausam wär' es, zu zertrümmern
In des Hafens Angesicht.

Nicht hinab in diese Schlünde,
Nicht zu mächtig himmelan,
Leise, leise weht, ihr Winde,
Dass das Schifflein landen kann.

Weh! das Wetter will sich wenden,
Und es flieht das Ziel zurück,
Gott, wie soll die Fahrt sich enden!
Schon so nahe war das Glück.

Hülfe! Stern' und Mond erbleichen,
Und die Nacht verschliesst die Thür.
Ist kein Ruhplatz zu erreichen?
Ist kein Rettungshafen hier?

Nein, umsonst ist Flehn und Zagen.
Alles öd' und alles leer,
Hier, wo Meer und Sturm uns tragen.
Hilft nicht Angst noch Sorge mehr.

Land und Berg' und Himmel schwinden.
Stürmend reisst es fort und fort,
Freunde, könnt' ich, ach! nur finden
Wieder den verlass'nen Port!

.....

Der rastlose Alte.

Wer stürmet durch's Leben
So thöricht wie du,
Und will nicht erheben
Ein Obdach der Ruh?

Wie gestern entronnen,
So eilet der Tag,
Der heute begonnen,
Dem gestrigen nach.

Du könntest mit Beute
Dir füllen das Haus,
Und dehnst in die Weite
Die Hoffnung hinaus.

Und fürchtest am Morgen
Gefahren der Nacht,
Und dienest den Sorgen,
Zur währenden Jagd.

Sie hiessen dich eilen
Als Jüngling und Mann,
Und fallen mit Pfeilen
Im Alter dich an.

Die Liebe, die holde,
Wird lechzende Sucht,
Wird Hunger zum Golde,
Und Geissel zur Flucht.

Dich selbst zu ergötzen,
Durchliefst du das Feld,
Und sieh'st nun mit Netzen
Dich selber umstellt.

Und kannst nicht ereilen,
Die sichernde Schlucht,
Und darfst auch nicht weilen,
Getrieben zur Flucht.

Du siehest ihn blinken
So silbern und hell,
Und kannst ihn nicht trinken,
Den labenden Quell.

Gerufen zum Grimme
Kam dienend ein Heer,
Das kennt nun die Stimme
Des Jägers nicht mehr.

Das seh' ich nun jagen
Den eigenen Herrn,
Und höre dich klagen,
Und hälfe dir gern.

Durch Wiesen und Auen
Ein fliehendes Wild,
O könntest du schauen
Dein eigenes Bild!

Ich rufe, ich bitte,'
Ich öffne die Thür.
O wende die Schritte,
Such Ruhe bei mir.

Erzählungen, Romanzen

und

Balladen.

Der Müllerknappe.

Hinauf und hinab,
Der Drilling geht munter;
Hinauf und hinunter
Muss rennen der Knapp.

Bald fliegen im Lauf,
Bald steigen vom Hügel
Die rauschenden Flügel
Nur langsam hinauf.

Begrüsset vom Strahl
Der sinkenden Röthe,
Tönt lieblich die Flöte
Hinunter ins Thal.

Da eilet geschwind
In purpurner Helle
Zur luftigen Schwelle
Ein rosiges Kind.

„Wohl artig und fein,
Vom Throne der Mühle
Mit tönendem Spiele
Das Dorf zu erfreun!

Doch zaubert der Knapp
Durch liebliche Lieder
Kein Körnchen hernieder,
Kein Stäubchen hinab.

Das Fest vor der Thür,
Das Korn in den Säcken,
Wie Stürme dich wecken,
So zürn' ich mit dir."

Willst zürnen mit mir?
Jetzt blühen die Bäume,
Jetzt schlaf' ich und träume,
Mein Liebchen, von dir.

„Wo blühet der Baum,
Der weit durch die Lüfte
Die schwebenden Düfte
Dir sendet zum Traum?"

Der Blüthen genug.
Dies Veilchen am Mieder
Nickt freundlich hernieder
Mit süssem Geruch.

„So nimm es denn hin,
Und lass mich und eile,
Die scherzende Weile
Bringt nimmer Gewinn.“

Nicht also, mein Kind;
Ein Küsschen, in Frieden
Dem Knappen beschieden,
Beflügelt den Wind.

Da hören sie schnell
Ein Rauschen und Schwingen,
Das Glöcklein erklingen
So silbern und hell.

Wie kam es so bald,
Dass Stürmen und Toben
Sich brausend erhoben
Voll Himmelsgewalt?

Hinauf und hinab.
Der Drilling geht munter,
Hinauf und hinunter
Rennt fröhlich der Knapp

Die Brautwerber.

Im Hause, das rings umhangen
Des Eises funkelnde Pracht,
Hält Traumund, den Schäfer, gefangen
Die Liebe mit zaubrischer Macht.

Es währet um Dora sein Bitten
Schon bis in den thauigen März,
Es schmolz der Schnee von den Hütten,
Doch nimmer im Busen ihr Herz.

Der Sturmwind kam und der Regen.
Der Heerd' und Hirten befreit,
Da ging er auf sonnigen Wegen.
Den Freunden zu klagen sein Leid.

Gern mag sich liebend erfreuen
Des Freundes jegliche Brust,
Und Trennung war der Getreuen
Im Thale sich viele bewusst.

Die schwuren beim ewigen Bunde
Ihm hülfreich alle sofort,
Für ihn zur gelegenen Stunde
Zu reden ein freundliches Wort.

Und als, zur Quelle gewendet,
Sie kam auf schimmerndem Grün,
Da haben sie's treulich vollendet,
Um Dora zu werben für ihn.

Die *Bäche* — sie priesen das Leben
Der lachenden, fröhlichen Zeit,
Wo liebend mit Liebchen zu schweben,
Den Lebenden nimmer gereut.

Der *Zephyr* sprach zu der Schönen
Aus Büschen mit lispelndem Laut:
Wohl dir, wenn mit Schmachten und Sehnen
Ein Jüngling dich suchet zur Braut!

Die *Blumen* auf grünenden Auen,
Die redeten freundlich zu ihr:
Lass heiter, o Liebchen, dich schauen,
Komm, liebe mit Liebchen, wie wir.

Es öffnen in buschiger Runde
Die *Rosen* gar lieblich und hold
Die Knospen zum küssenden Munde,
Und flüstern von minnigem Sold.

Da flieht sie durch Erlengesträuche
Mit Wangen voll steigender Glut,
Doch fröhlich Gewimmel im Teiche
Regt liebend die rauschende Flut.

Und weiter von Vorwurf getrieben,
Durchlief sie den blühenden Gang,
Da folgt' ihr, mit Schmachten und Lieben,
Der *Nachtigall* süsser Gesang.

Dort endlich am säuselnden Baume
Versank sie in träumende Ruh,
Und leise gerufen im Traume,
Kam Treumund, der Schäfer, hinzu.

Und Dora, die schlafend umfangen
Sein Bildniss mit seliger Lust,
Ruht zitternd mit glühenden Wangen
Erwachend an liebender Brust.

Und kann nun am schattigen Orte
Nicht weiter dem Schäfer entfliehn,
Muss ehren die freundlichen Worte,
Die treulich geworben für ihn.

Die Liebesboten.

Vom Hügel blickt des Schäfers Sehnen
Und horcht hinüber in den Wind,
Und Liebchen sitzt mit stillen Thränen
Am Bache, der vom Hügel rinnt.

Er käme zu des Baches Spiegel,
Allein der Vater zürnet ihr,
Und sie besuchte gern den Hügel,
Wenn's nur die Mutter nicht erführ'.

So leben sie getrennt, die Lieben,
Und härmen sich je mehr und mehr,
Er sorgt, ob sie ihm treu geblieben,
Und sie, ob er ihr Trauter wär'.

Da sprach, die Klagen ihm zu enden,
Der Bach mit mitleidsvollem Sinn:
Sag an, was willst du zu ihr senden,
Ich bring's der schönen Schäferin.

Gleich wird ein Blümchen aufgefunden,
So schön wie ihrer Augen Licht,
Das gab mit rother Schleif umwunden,
Er hin und sprach: vergiss mein nicht!

Und mit dem Bache wallt es nieder,
Und Liebchen küsst es tausendmal,
Doch ach! wer bringt ihm Antwort wieder,
Und lindert seiner Liebe Quaal?

Da regt der Sturmwind seine Flügel,
Und ruft herab zur Schäferin:
O sende mich zum grünen Hügel,
Mit Antwort zum Geliebten hin.

Ein Blümchen wird sogleich aufs neue
Von himmelblauer Pracht gepflückt,
Und ihm zum Zeichen ihrer Treue
Mit Busenbändern reich geschmückt.

Doch wie gelangt zu jenem Triften
Der Liebe trautes Unterpfand?
So fragend, blickt sie zu den Lüften,
Und hält den Strauss in ihrer Hand.

Sie ging und sann, da kam in Eile,
Als ob es Engelssendung wär',
Des Vaters Liebling, zog am Seile
Zum Flug den Drachen hinterher.

Willkommen! rief sie mit Entzücken,
Willkommen! rief sie dreimal aus,
Wie schön will ich den Drachen schmücken
Mit Bänderschmuck und Blumenstrauss!

Und damit stieg im Glanz der Sonne
Des Glückes Herold weit und hoch,
Bis er, zu beider Freud' und Wonne,
Des Schäfers Hügel überflog.

Und als er weit genug gezogen,
Durchschnitt die Schäferin die Schnur,
Und nieder kam vom Himmelsbogen
Der Herold auf des Hirten Flur.

Zu seinen Füssen sank er nieder;
Des Schäfers Auge, hoch ergötzt,
Erkennt die Busenbänder wieder,
Von ihren Thränen frisch benetzt.

Doch hastig lief mit Flehn und Toben
Der Knabe seinem Flüchtling nach,
Hielt weinend seinen Blick gehoben, —
Und fiel und lag im tiefen Bach.

Das sah der Hirt, beeilt die Schritte,
Und reisst den Knaben aus der Flut,
Und bringt ihn zu des Vaters Hütte,
Und spricht: nicht wahr, ich mein' es gut?

Der Vater sprach: dem Groll ergeben,
Und träg' und säumig schienst du mir,
Nun rettest du des Sohnes Leben,
Nimm meine Tochter hin dafür.

Da flog das Herz zum treuen Herzen,
Die Freude labet Sinn und Muth,
Und gern vergessen sie der Schmerzen,
Nun so das Herz am Herzen ruht.

.....

Der Adler.

Blätter fallen, und die Raben
Krächzen schauerlich und kalt,
Doch muss Lina mit dem Knaben
Traurig wandern durch den Wald.

Viele Thränen schon vergossen
Hat sie vor der Hüttenthür,
Dreimal kam sie, doch verschlossen
Blieb das Herz der Mutter ihr.

Der, wie Mondenlicht durch Buchen,
Heimlich strahlend ihr erschien,
Den Verführer soll sie suchen,
Irrt und findet nimmer ihn.

Und nicht weinend mehr zu trüben
Ihres Kindes heitern Sinn,
Ruft sie: nimm's zu deinen Lieben,
Gott, zu deinen Engeln hin.

Sinkt ermüdet dann von Kummer,
Wünscht zu sinken in das Grab,
Doch des Lebens milder Schlummer
Kam im Blätterfall herab.

Als vom Laube sanft umflogen
Sie nun lag im stillen Hain,
Sieh', da schwingt vom Himmelsbogen
Sich ein Adler schnell herein.

Schwebt herab am öden Baume.
Nimmt der Mutter Sorg' und Gram,
Lina sah' im süssen Traume
Nur, wie Gottes Engel kam.

Drüben auf der Felsenspitze
Sitzt ein Greis, der Wald und Flur
Längst beherrscht vom hohen Sitze,
Aber jetzt mit Weinen nur.

Seines Thrones einz'gem Erben
Schaut er nach mit trübem Blick,
Ruft: lass mich nicht einsam sterben,
Gieb mir meinen Sohn zurück!

Gott, ich hielt in meinen Armen
Eine Welt voll Wonn' und Glück
Mit dem Greise hab' Erbarmen,
Gieb mir meinen Sohn zurück!

Als er klagend so gerufen,
Und gefleht zum drittenmahl,
Beben seines Thrones Stufen,
Und ein Donner füllt das Thal.

Und mit rauschendem Gefieder
Fliegt herab ein goldner Aar,
Aus den Wolken schwebt er nieder,
Und ein Knäblein bringt er dar.

Noch von Blitzesglanz geblendet,
Stand der Greis, rief fröhlich dann:
Dich hat mir mein Gott gesendet,
Sohn und Erbe mir fortan.

Und er hält, befreit vom Harme,
Wieder seine frohe Welt,
Ahndet nicht, dass er im Arme
Seinen eig'nen Enkel hält.

Aber Lina, spricht die Sage,
Hat, vom stillen Schmerz bewegt,
Unerkannt seit diesem Tage
Ihm den Säugling treu gepflegt.

Und es blieb in jenen Reichen,
Wem ein Herz voll Andacht schlug.
Der Erhörung frohes Zeichen
Nun des Adlers Sonnenflug.

.....

Die Schwalbe.

Ganz heimlich kam sie wieder,
Kam über Land und Meer,
Flog in das Dörfchen nieder,
That kund die Wiederkehr,
Flog in den Hof, flog her und hin,
Und sang und rief die Schaffnerin.

Und horch — es regen Schritte
Sich eilig durch das Haus,
Und aus der stillen Hütte
Sieht Mütterchen hinaus:
„Sieh' da! du Kleine, wieder hier?
Warst lange fern, was bringst du mir?“

„Ich weiss wohl, was ich bringe.
Muss nur verschwiegen seyn,
Recht wundervolle Dinge!
Thu auf dein Kämmerlein.“
Und Mutter lief und stieg in Hast,
Liess ein den lieben, trauten Gast.

Geweckt durch seine Lieder,
Sprach Röschen, tief betrübt:
„Die Schwalben kehren wieder,
Doch nicht, der mich geliebt.
Ihn trennen ewig Land' und Meer,
Für ihn giebt's keine Wiederkehr.“

„Was ist dir, Röschen? Weine
Nicht trübe deinen Blick,
Wohl trennen Berg' und Haine,
Doch hält kein Missgeschick,
Am Meere hält ihn Ruhm und Glück,
Er kommt zurück, kommt bald zurück."

Husch! regt sich ihr Gefieder,
Und sieh — ein Blättchen fällt
Auf Röschen flatternd nieder.
Das diesen Gruss enthält:
„Sieh her, sieh hin, lieb' treu, mein Kind,
Mein Schifflein schwebt durch Meer und Wind."

Die Freude war entwichen,
Auf ihren Wangen war
Der Morgen schon verblichen,
Doch nun kehrt wunderbar
Der Freude Glanz in ihren Blick,
Der Wangen Morgenroth zurück.

Auch Mütterchen verjünget
Des Briefleins holder Sinn,
Und, bis die Sichel klinget,
Sieht Röschen her und hin;
Er kam — die Schwalbe flog voran —
Er kam, und war ein reicher Mann.

.....

Die Taube.

Bedeckt mit Eis und Schnee
War beides, Bach und See,
Da kam mit purpurrothen Wangen
Der Fischer Filador gegangen
Herab von Alwi's Höh.

Er ging mit Liebespein,
Und kam zum Silberhain,
Da sass ein Täubchen ihm zur Linken
Am Bach und sprach: gieb mir zu trinken
Vom Bache, klar und rein.

„Ei, suche dort und hier,
Kein Tröpflein geb' ich dir;
Lässt Hannchen mich nach Labung schmachten
Will niemand meiner Schmerzen achten,
So leide *du* mit mir."

O Fischer, jung und fein,
Musst nicht so grausam seyn;
Lass nur die Axt auf's Bächlein fallen.
Dass Tropfen mir vorüber wallen,
Es soll dich nicht gereun.

„Nun wohl!" Ein leichter Schlag,
Und offen floss der Bach.
O Fischer, musst dich nicht mehr kränken.
Noch süsser soll dich Liebchen tränken.
Leb' wohl, hab' guten Tag.

Das Täubchen ging und sog
Die volle Brust und flog,
Vom Haine zittern Silberstäubchen.
Und schöner glänzend flog das Täubchen,
Und schwang sich frei und hoch.

So kam's in Silberschein,
Zu Hannchen flog's herein,
Zur Thüre sprang das spröde Liebchen,
Und lockt und kirrt zum warmen Stübchen
Das liebe Täubchen ein.

Ein Körnchen ausgestreut!
Den Becher setzt bereit;
Nicht wahr, mein Täubchen, Schnee und Winde
Sind gar zu arg? o komm geschwinde,
Hab' innen gute Zeit.

Seht, wie's den Schnabel netzt,
Ein Körnchen nimmt es jetzt,
Lässt weiter sich durch Krümchen locken,
Fliegt auf den Tisch, dann auf den Rocken,
Kommt auf den Schooss zuletzt.

Und schmeichelt gar zu sehr,
Ist gar nicht schüchtern mehr,
Und schmiegt sich zärtlich an die Wangen,
Und pickt, auf Liebchens Arm gefangen,
Die Hand von Krumen leer.

Der Fischer kam zurück,
Gewendet war sein Glück,
Ihm tönt ein Gruss voll Freud' und Wonne
Und milder als die Frühlingssonne
Lacht Lieb' aus ihrem Blick.

Und als er drauf vertraut
Sie Liebchen nennt und Braut.
Und Fische langt aus seinen Netzen,
Und beide scherzend sich ergötzen.
Da lacht das Täubchen laut.

„Woher das Täubchen dort? —"
Nur still, ich hielt mein Wort,
Lass mich aus deinem engen Stübchen
Nun wieder heim, hab' auch ein Liebchen;
Da flog das Täubchen fort.

Der Organist.

Er ging und sang durch Wald und Thal,
Vergnügtem Sinn ergeben,
Bis rosenhell im Abendstrahl
Die Thürme sich erheben,
Wo er, der frohen Hoffnung voll,
Den Liederkampf beginnen soll.

Am Hügel sass er ruhend da,
Von Büschen kühl umfangen,
Da tönt' Gesang, — er hört' und sah',
Woher die Töne klangen:
Ein Mädchen sitzt am Wiesenbach,
Und sieht dem Lauf der Wellen nach.

„Lass mich im nächsten Abendglanz,
O Gott, mit Ruhm verkünden,
Dem Theuren diesen Blumenkranz
Um seine Schläfe winden.“
Und weiter sprach und weiter sang
Sie viel von Sieg und Orgelklang.

Sogleich ging er hinab und trat
Hervor auf grünen Auen:
O sag, ob ich dem Wiesenpfad
Mich sicher darf vertrauen?
Mich ruft die Stadt zur Künstlerwahl,
Weit komm' ich über Berg' und Thal.

Das füllt ihr Herz mit stiller Pein,
Doch, feind dem trüben Neide,
Führt sie ihn selbst zum Trauten ein,
Und fröhlich theilen beide
Der Hütte Raum und Speis' und Trank,
Bis ihm die Orgel hoch erklang.

Das Spiel beginnt: der Donner bricht
Hervor, von Nacht umzogen,
Des Liedes Trost: Verzage nicht!
Durchkämpfen Sturm und Wogen.
Auch sie, auch sie hat Gott vertraut,
Doch hebt sie bei dem Donnerlaut

Des Fremdlings hohe Gaben preist,
Wer ihre Macht empfunden;
Sie kehret weinend und zerreisst
Den Kranz, den sie gewunden,
Die zweite Palme nur errang
Des Trauten Spiel und Orgelklang.

Da führt der Fremdling ihn herein
Mit holdem Siegessprungen,
Und ruft: wohlauf! er ist nun dein!
Wohlauf, ihn zu empfangen;
Ich trat zurück, als jubelvoll
Mein Name durch die Chöre scholl.

Ihr seid so redlich, seid so gut,
Lebt ewig glücklich beide!
Er sprach's, und schwebt in hohem Muth,
Und schwebt in hoher Freude,
Kehrt trunken, wie vom Nectarmahl,
Und ging und sang durch Wald und Thal.

Die Lieb' am Brunnen.

Es ging noch spät alleine
Zum Brunnen rasch und flink
Ein schlankes, munt'res Ding,
Ein Mädchen, wie wohl keine
Noch je zum Brunnen ging.

Sie bog die rothen Wangen
Zur Kurbel her und hin,
Und denkt in ihrem Sinn,
Was muss im Eimer hangen,
Ein Schatz ist wohl darin.

Sonst kam er leicht geflogen,
Und schien noch immer leer:
Wie heute voll und schwer,
Hat wahrlich sie gezogen
Den Eimer nimmermehr.

Sie wollt' ihn nun erreichen,
Und bog sich lang und schlank.
Da stieg drei Ellen lang
Ein Mann, wie seines Gleichen
Aus keinem Brunnen sprang.

Sie schrie und lief; der Freier,
Wie er das Mädchen fest
An seinen Busen presst,
Sagt, dass er im Gemäuer
Gesucht ein Vogelnest.

Wohl auf zur grünen Linde,
Zu Liebchens Fenster sprang
Der Bursche frei und frank,
Der heute so geschwinde
Sich aus dem Eimer schwang.

Die Mutter hat's vernommen:
Bald sah' man jung und schön
Die Braut zur Kirche gehn;
Vom Brunnen ist's gekommen,
Wie wär's so bald geschehn!

Die Mädchen nun erscheinen
Am Brunnen spät und früh,
Doch tummeln sie sich nie.
Sie schöpfen lang' und meinen,
Es kömm' ein Mann für sie.

Der Esel als Freiwerber.

Ei welch Lärmen, welch Gewühle!
Wie so lustig auf der Mühle
Geht es dort bei Spiel und Tanz!
Seht, was recht ist, muss sich schicken.
Röschen mit den stolzen Blicken
Trägt geduldig nun den Kranz.

Heimlich Kommen, stilles Warten
Abends spät im dunkeln Garten, —
Lange trieb sie ihren Scherz.
Röschen, lass dich doch erweichen,
Schönste, sprach er, gieb ein Zeichen,
Sage Ja, mein süsses Herz.

Endlich rauscht es in dem Schilfe,
Ihm zur Tröstung war's und Hülfe,
Müllers Esel regt sich da:
Sie zum Jawort recht beweglich
Zu ermuntern, schrie er kläglich,
Recht von Herzen: ja, ach ja!

Was zum Henker schreit so eigen
Uns're Liese, — willst du schweigen! —
Weh! die Mutter schaut herein:
Albert, Röschen, welch Geflüster!
Ei so holt mir Pfaff und Küster,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Stimmt die Fiedeln, es ist richtig,
Denn der Küster thut so wichtig,
Sonntag ist ein Hochzeitschmaus.
Aber traurig schleicht die Liese,
Röschen trieb sie fort zur Wiese,
Trieb' sie weit von Mühl' und Haus.

Früh am Morgen, wie behende
Eilt das Bächlein, sämmt die Wände
Rings mit Blumen roth und frisch,
Hüpft dann heimlich fort und lächelt,
Blickt von ferne, kühlt und fächelt
Sich das Antlitz im Gebüsch.

Freude rauscht beim Gastgelage,
Und am Brauttisch geht die Frage,
Wer des Bräut'gams Werber sei:
Lächelnd sprach sie: lieben Gäste,
Uns're Liese that das Beste,
Auf und holt die Lies' herbei!

Und das Bübchen, voller Freude,
Kommt zu Lieschen auf der Heide:
Warum traurig hier allein? —
„Ach! ich muss im Dornbusch hausen,
Da sie weidlich drinnen schmausen,
Und kein Bitter stellt sich ein.“

Auf, zur Hochzeit dich zu freuen!
Denn mit Flöten und Schalmeien
Kommt die sonnenschöne Braut!
Ihr voran, wie Morgenröthe,
Blitzt und funkelt die Trommete
Schmetternd her mit Jubellaut.

Und sie kam, — o seht! mit Kränzen
Schmücket sie Eucks Stirn' und glänzen
Lässt von Bändern sie die Brust.
Welch ein Rufen, Jauchzen, Lachen!
Stimmen in den Wald erwachen,
Schallend von der Hochzeitlust.

Jauchze, wenn nach langem Schämen
Stolze Mädchen sich bequemen,
Ruft der Küster, Gross und Klein!
Schauet her, ihr Ehverderber,
Ehre schmückt den Hochzeitwerber,
Soll's auch Müllers Esel sein.

Hannchen auf der Wacht.

Die Mutter schläft, es wacht die Liebe,
Die Flamme steigt aus frischer Glut,
Wie grausam, wenn ich ruhig bliebe!
Mein Hanns' ist gar ein junges Blut,
Und schlimmer kann's ihm nicht ergehn,
Als da er heut' muss Schildwach stehn.

Ich such' ihn heimlich, o wie gerne! —
Der Regen rauscht, die Winde wehn.
Wie Nebel schwebt sie aus der Ferne.
Er glaubt ein weiss Gespenst zu sehn,
Und: wer da? ruft er überlaut;
Sieh! da umfängt ihn seine Braut.

Mich hat das Mitleid hergetrieben,
Wenn's wohl nicht gar die Liebe war:
Siehst du das helle Flämmchen drüben?
Es brennt für dich so hell und klar:
Ein Süppchen steht für dich bereit,
Geh, labe dich, es ist nicht weit.

Die Wache sollt' ich hier verlassen? —
O nicht doch, Hännschen, sei gescheidt,
Ich will indess schon Posto fassen,
Es ist bei Nacht, auf kurze Zeit;
Gieb Helm und Mantel und Gewehr,
Ich geh' als Schildwach hin und her.

Doch sollt' etwa die Runde kommen? —
Dann ruf' ich: Wer da? und Vorbei!
Das hab' ich oft genug vernommen,
Lass mich nur machen! Ein Geschrei
Erheb' ich trotz dem Grenadier,
Geh' nur, und wohl bekomm' es dir!

Indess nun auf und ab sie schreitet,
Erlabt sich Hannchen am Gericht.
Gar köstlich ist es ihm bereitet;
Doch drinnen horch! die Mutter spricht:
Was war das, Mann? Was regt sich dort?
Ich glaube, Hannchen schlich sich fort.

Ach, Frau, du träumst! — Das will ich sehen.
Und gleich zum Bett' hinaus geschwind,
Als Hännschen spürt, was soll geschehen,
Zur Kammer eilends, wie der Wind;
Ein Häubchen nimmt er, weiss und nett,
Und schlüpft damit in Hannchens Bett.

Er hüllt, wie vor des Wetters Toben,
Sich ruhig und gemächlich ein;
Die Mutter kommt, — sie muss es loben:
Ein stilles, trautes Kämmerlein;
Wie sie so sanft das Köpfchen schmiegt!
Mein Hannchen schläft, wie eingewiegt.

Doch Hannchen zählt indess die Schritte
Am Schilderhause hin und her,
Das Auge wendet sich zur Hütte,
Es wird das Herz ihr bang' und schwer;
Sie sieht gelöscht der Flamme Licht;
Und immer noch sein Kommen nicht.

Was naht heran? sie glaubt mit Zagen
Die Runde, ruft beherzt: Vorbei! —
Nein, abgelöst! das willst du sagen;
Ein wack'rer Bursch, bei meiner Treu!
Doch gut für heute, präsentirt,
Und linksumkehrteuch, abmarschirt!

Sie macht es nach Soldatenweise,
Beschirmt von rabenschwarzer Nacht,
Doch schreitend muss im alten Gleise
Sie folgen bis zur grossen Wacht:
Sie schauet her und schaut zurück,
Und hofft auf Zufall noch und Glück.

Es blieb kein Ausgang zu entwischen,
Bald stockt sie, wandelt rascher bald,
Und muss bis zu den langen Tischen,
Wo grad' ein lustig Lied erschallt,
Und wartend steht der Offizier
Die Must'rung haltend an der Thür.

Ho, ho! Ihr Wachen von den Thoren,
Was wird mein Auge da gewahr!
Es hat ja eins den Bart verloren,
Ei seht! das ist doch sonderbar!
Ist's ein Recrut? Wie stellt er sich
Doch rechts und links so wunderlich!

Da kann sie's länger nicht verhalten:
Ach ja, ich will es nur gestehn;
Doch lasst für Recht die Gnade walten,
Sonst ist's um meinen Hanns geschehn;
Er ist erkrankt, sein Liebchen hat
Die Wach' gethan an seiner Statt.

Ei seht doch, was mir da begegnet! —
Kommt nicht, so wahr ich ehrlich bin,
Ein Mädchen, wie herab geregnet? —
Ja, Hannchen ist's, die Fischerin!
So schallt es laut, und viel gelacht
Ward da um Hannchen in der Wacht.

Am andern Morgen schwärmt Getümmel
Ums Fischerhaus; es tagte kaum;
Die Mutter ruft, und Hanns — o Himmel!
Erwacht im Bett', — o wär's ein Traum!
Frohlockend tritt der Schwarm umher,
Und tanzt und singt die Wundermähr.

„Gar lustig geht's auf grünen Auen!
Da ist vor grosser Liebesmacht
Ein Mädchen als Soldat zu schauen,
Ein Grenadier in Haubentracht;
Fischjungfern ist es an der Art,
Zu täuschen bis auf Stimm' und Bart.

Da brach die Mutter vor mit Schelten;
Doch ruhig! sprach der Offizier,
Für Schande mag der Spott vergelten;
Wir sind jetzt zur Verlobung hier;
Verwandelt ist auch nah verwandt.
Drum gebt sie beide Hand in Hand.

Was war zu thun, was noch zu meiden?
Die Mutter nahm den Fluch zurück,
Und Glück auf Glückwunsch folgte beiden;
Nur blieb das kleine Missgeschick,
Dass öfters noch die Frag' ergeht
An Hanns, wer heute Schildwach steht.

.....

Mütterchen im Schloss.

In halbverödetem Ritterschloss,
Da wohnt im ragenden Erdgeschoss
Ein Mütterchen ganz allein;
Sie sitzt am schnurrenden Rade gebückt,
Bei'm schimmernden Lämpchen, der Wand'rer erblickt
Noch spät den dämmernden Schein.

Ihr glimmt kein Feuer auf wärmendem Heerd;
Es bringt, was die rufende Stimme begehrt,
Ihr drinnen nicht Magd noch Kind;
Die Armuth hält die Wach' an der Thür,
Der spät besuchende Nachbar hier
Ist draussen der brausende Wind.

Nicht tragende Gärten, nicht Feld, noch Flur,
Es nähren die regsamen Hände sie nur,
Drum blieb ihr Stübchen so leer;
Ihr Hüttchen verlor sie in Kriegesbrand,
Das Unglück hat sie, das Glück gekannt,
Nun fürchtet und hofft sie nicht mehr.

Doch einst, da rasselt's im nahen Wald,
Und fern in der Nacht das Posthorn schallt
Heran mit munterem Klang;
Am Thore das rostige Eisen klirrt,
Und näher den leuchtenden Fenstern irrt
Des Fusstritts heimlicher Gang.

Es klopft an die Thür, es tritt herein,
Und flimmert wie Sterne mit funkelndem Schein,
Und spricht mit freundlichem Ton:
Um Obdach bittet ein reisender Mann,
Um Obdach, Mutter! — da schaut sie ihn an,
Und sieht — aus der Ferne den Sohn.

Noch glaubt sie der himmlischen Freude nicht,
Und geht und löset am dämmernden Licht
Den Docht mit zitternder Hand;
Da bricht es wie leuchtender Tag herein,
Es standen die Diener mit Fackelschein,
Und silbern strahlt ihr Gewand.

Nun hält sie die stürzenden Thränen nicht mehr,
Umarmt ihn und herzt ihn und freut sich so sehr,
Es dünkt ihr in lärmender Nacht,
Als hätten die Hallen sich wieder erbaut,
Als ständen die Säle mit fröhlichem Laut,
Wie einst, in der Fülle der Pracht.

Bei Mütterchen bleib' ich, so sprach ihr Sohn,
Und rief am dämmernden Morgen schon
Die rüstigen Zimmerleut',
Die richten aus Trümmern ein stattliches Haus,
Und füllen mit schallenden Sälen es aus,
Für fröhliche Tage bereit.

Dort wohnt nun die Mutter im prangenden
Schloss,
Doch hat sie erwählet im Erdgeschoss
Das trauliche Kämmerlein;
Da zündet sie nächtlich das Lämpchen an,
Das ladet nun jeglichen Wandersmann
In's Schloss zu Mütterchen ein.

****

Der Hirt im Walde.

Draussen tobt des Krieges Wuth;
In des Waldes dunkler Mitte
Hat Menaldo seine Hütte,
Wohnet sicher, wohnet gut.

Doch er kann schon Tage lang
Nicht mehr seine Lämmer hüten,
Kann nicht hier und dort gebieten,
Liegt an seinen Wunden krank.

Von der Wölfe Blutbegier
Hat sein Sohn ihn kaum errettet,
Nun auf Binsen hingebettet,
Ernst und schweigend liegt er hier.

Wägt gar viel in seinem Sinn,
Möchte kennen all' die Seinen,
Um sein Lager sie vereinen,
Denkt so manches her und hin.

Hülfe bringt sein Sohn zurück,
Will die Wunden ihm verbinden,
Muss ihn still und traurig finden,
Sinnend mit gesenktem Blick.

„Tief im Walde steht mein Haus,
Könnt' ich forschen, könnt' ich fragen,
Wer so sorgsam mich getragen
In den stillen Wald hinaus!

Zwar ich leb' in Ruh und Glück,
Und am Kästlein steht geschrieben:
Wie die Noth dich hat vertrieben,
Bringt die Noth dich nur zurück.

Dennoch frag' ich sterbend gern:
Hab' ich Schwestern, hab' ich Brüder.
Find' ich noch die Meinen wieder,
Sind sie nahe, sind sie fern?"

Also sprach der Greis, und neigt
Seinen Blick zur Hüttenschwelle,
Wo er an verborg'ner Stelle
Ein verschloss'nes Kleinod zeigt.

Eilend zog des Jünglings Hand
Nun hervor vom stillen Orte
Mit der Aufschrift jener Worte
Seiner Abkunft Unterpfand.

Spähend sucht sein rascher Blick;
Doch er findet nur geschrieben:
Wie die Noth dich hat vertrieben,
Bringt die Noth dich nur zurück.

Und er sann und las und sann,
Plötzlich tönt Geschrei von weiten:
„Helft, ach! helft!“ — Was soll's bedeuten?
Immer näher kommt's heran.

Und er fasst den Hüterstab,
Eilt und sieht Trabanten irren,
Hört im Schatten Schwerter klirren,
Wo der Bach den Fels umgab.

Helft! so rief der Klageton,
Helft dem König vom Verderben!
Der's gerufen, lag im Sterben,
Lag in seinem Blute schon.

Und der König kämpft, beraubt
Seiner Fürsten, seiner Knappen,
Schon getödtet lag sein Rappen,
Schwerter klirren um sein Haupt.

Plötzlich streckt des Jünglings Muth
Seinen Feind zur Erde nieder,
Doch ein zweiter fordert wieder,
Rachevoll des Jünglings Blut.

Schnaubend stand das Ross gebäumt;
Kampf und Leben ihm zu enden,
Droht das Schwert aus raschen Händen,
Noch von frischem Blut beschäumt.

Und der Hüterstab allein,
Der den Wolf so oft vertrieben,
Ist zur Rettung ihm geblieben,
Dringt geschwungen hoch herein.

Listig kämpft er und verstellt,
Lässt das Schwert am Stabe gleiten.
Trifft die Schläfe dann bei Zeiten,
Und am Boden lag der Held.

Rüstig sprang der Hirt und nahm
Ihm das Schwert, und schlägt und tödtet,
Dass der Bach von Blut geröthet
Zu des Vaters Hütte kam.

Hirt, es lebt kein Hirt in dir,
Sprach der König, hielt die Wunde,
Nennet Ritter ihn zur Stunde,
Kehret ein zur Hüttenthür.

Und der Ruf, der nun erschallt,
Führet zu des Heerdes Flammen,
Schnell zur Hütte sie zusammen,
Knappen, Ritter, jung und alt.

Und ein Mann mit ernstem Sinn,
Zitternd von der Last der Jahre,
Trat im Schmuck der Silberhaare
An das Hirtenlager hin.

Sieht den Jüngling siegergötzt,
Sieht den König bei dem Hirten,
Und das Haus bekränzt mit Myrten,
Sieht das Kästlein auch zuletzt.

Himmel! ruft er, welch ein Blick!
Ja — die Noth vereinet Brüder,
Bringet die Verlornen wieder
Zum verlornen Glanz zurück.

Sag', was meinst du? Thu es kund,
Sprach der König; alle neigen
Sich hinzu mit tiefem Schweigen;
Drauf beginnt des Greisen Mund.

„Segen über dieses Haus.
Und Verzeihung meiner Rede!
Fürst, ich trug zur stillen Oede
Deiner Mutter Sohn hinaus.

Ach! ihr Gatte musste bald
Sterbend deinem Vater weichen.
Und das Zepter dir zu reichen,
Musste dieser in den Wald.

Du, des zweiten Königs Sohn,
Solltest Reich und alles erben,
Und der Erstling sollte sterben
Ach! in zarter Blüthe schon.

Lacht das Knäblein doch so hold,
Blickt so heiter in das Leben,
Und den Fluten soll ich's geben,
Kann es nicht um alles Gold.

Wo der Herrscher so beginnt,
Drohet Unglück seinem Lande,
Und — so dacht' ich — unsre Bande
Löset wohl ein Hirtenkind.

Hoffnung, die der Brust entstieg,
Gab dem Kästlein die Gedanken,
Und so trug ich's zu den Schranken
Einer Hürde, ging und schwieg.

Doch, in Sorgen reg' und wach,
Kehrt der Herrscher sich in Milde;
Frieden gönnt' ich dem Gefilde,
Ging und schwieg bis diesen Tag.

Anblick voller Wonn' und Lust,
Süsse Eintracht zweier Brüder,
Werth, Begeistrung, deiner Lieder,
Werth, mein König, deiner Brust."

Hirt und König Hand in Hand!
Ja so war's, und Thränen hangen
An den Wimpern, an den Wangen.
Sind des Bundes Unterpfand.

„Was ich still in meinem Schmerz
Kaum gewagt mit stummer Bitte,
Ist gekommen in die Hütte,
Ist gekommen an mein Herz."

So der Hirt. Gerechtigkeit,
Sprach der König, herrscht von oben,
Hat zu Fürsten euch erhoben,
Und von Fluch das Land befreit.

So den Himmel preisend, gab
Er dem Jünglingshaupt die Krone.
Segnet ihn zum Königssohne,
Weiht zum Zepter seinen Stab.

Schuf des Hirten stilles Haus
Hoch zum Denkmal jenem Bunde,
Dass es fröhlich noch zur Stunde
Schaut zum grünen Wald' hinaus.

.....

Der Fremdling am Weihnachtsabend.

Felder ruhn im weissen Kleide,
Ströme fliessen träg' und matt,
Aber wie des Lenzes Freude
Rauscht es drinnen in der Stadt;
Herrlich und mit Lust zu schauen
Gehn die Strassen wie durch Auen.

Und ein Fremdling kommt gegangen,
Ernst betrachtend steht er da:
Auf dem Markte, welch ein Prangen!
Wie ein Garten fern und nah,
Grüne Lust nach allen Seiten
Lacht, umdrängt von frohen Leuten.

Büsche hangen über Quellen,
Vögel schweben im Gebüsch,
Lämmer stehn an Silberwellen,
Nippen — wie so zart und frisch!
Ganze Heerden ziehn in's Freie
Nach der ländlichen Schalmeie.

Bäume schwanken, heim getragen,
Gold'ner Früchte voll und schwer,
Und ein freundlich Grüssen, Fragen,
Ein Getümmel hin und her
Wallt die Strassen auf und nieder,
Kommt und geht und kehret wieder.

Und das Abendfest versammelt
Nun bei Kerzen Jung und Alt:
Drinnen lacht es, hüpft und stammelt,
Bis ein lautes Lied erschallt,
Das vom Thurm zu Aller Ohren
Ruft: Ein Kind ist uns gebohren!

Und bei dieses Liedes Tönen
Regt nach gleicher Festeslust,
Nach der Heimath süsses Sehnen
Tief des fremden Mannes Brust,
Droben mit dem Glanz der Sterne
Schwebt sein Wünschen in die Ferne.

Durch die Strassen, kerzenhelle,
Treibt's ihn weiter, wie mit Hast,
Wo er weilt, an jeder Schwelle
Lässt die Freud' ihm keine Rast:
O wie glücklich sind zu nennen,
Die der Trennung Schmerz nicht kennen!

Und, den Blick zur Nacht gewendet,
Wandelt er, bis fern hinaus
Arm und klein die Stadt sich endet,
Sieh! da steht ein finst'res Haus,
Das, durchtönt von schwacher Klage,
Traurig blieb an diesem Tage.

Schmerz will ich in Lust versenken,
So mein eig'nes Herz erfreun,
Grüssend kommen mit Geschenken:
Welch' ein Anblick wird es sein,
Wenn herein zu muntern Knaben
Tritt ein Mann mit reichen Gaben!

Also sprach er: Auf der Stelle
Eilt er fort zum Markt, und hier
Schöpft er aus der reichen Quelle,
Bringt's hinab zur stillen Thür:
Um und um den Leib behangen,
Treibt ihn selber das Verlangen.

Heimlich nahen rege Schritte,
Leise, leise klopft es an,
Und herein zur stillen Hütte
Kommt umleuchtet — welch ein Mann!
Liebe blickt aus braunen Locken,
Doch die Kinder fliehn erschrocken.

Euch soll Christus auch erscheinen!
So erklingt sein holder Gruss.
Forschend wenden sich die Kleinen,
Und vom Scheitel bis zum Fuss
Misst die Mutter ihn mit Blicken,
Staunt und ahnet das Entzücken.

Welch ein Tag nach trübem Harme!
Wie zur Sonne blickt sie auf,
Und — in des Geliebten Arme
Stürzt das Weib, — der Thränen Lauf
Redet weiter ihre Freude,
Stumm vor Staunen sind sie beide.

Der hinaus ging, zu erwerben,
Findet hier sein schönstes Gut;
Hier entkam sie dem Verderben
Eines Kriegs mit schnellem Muth:
Die er fern geglaubt in Schmerzen,
Ruhet jetzt an seinem Herzen.

Ja, ich halte dich umfangen,
Theures Weib, ich bin bei dir!
All' mein Wünschen, mein Verlangen
Trieb mich fort — zu dieser Thür
Zog ein Stern an deinem Himmel
Mich hinab aus dem Getümmel.

Engel haben ihn geleitet,
Und mit himmlisch-heiterm Sinn
Sich die Freude selbst bereitet,
Ihn auf Irren her und hin
Zu den Seinen heim zu führen,
Sie, die heut' die Welt regieren.

Gott mit uns! die Wolken schwinden,
Sterne leuchten durch die Nacht,
Lasst die Kerzen uns entzünden,
Dass die Hütte freundlich lacht.
Engel riefen: Fried' auf Erden!
Tag muss in der Hütte werden.

Um den Vater, welch Frohlocken!
Um die Gaben, welche Lust!
Spielend in den braunen Locken
Ruht das kleinst' an seiner Brust.
Kosend ihn an's Herz zu pressen.
Macht ihm alles Leid vergessen.

Froh in seiner Kinder Mitte.
Wie von Maien rings umblüht,
Wird zur Heimath ihm die Hütte,
Und es tönt des Festes Lied.
Wie ein Lied auf grüner Haide,
Nun der Engel Lust und Freude.

Des Friedens Heimkehr.

Die Stürme verwehen, der Donner verhallt,
Es birgt sich der Vogel im schaurigen Wald;
Erwartend der Sonne belebenden Strahl,
Verstummet der Hain und das dunkele Thal.

So sitzet, von lärmenden Waffen gescheucht,
Noch lange der Sänger im Winkel gebeugt,
Der Donner betäubte sein lauschendes Ohr,
Kaum ruft ihn die Stimme des Friedens hervor.

Doch endlich erhebt er die schwellende Brust,
Schwört, nimmer zu singen des Krieges Lust,
Er wünschet mit Sehnen, mit suchendem Blick
Des Liedes Getreuen sich wieder zurück.

Wo bist du, so ruft er, o freundlicher Scherz?
O Liebe, wo bist du? O komm an mein Herz!
Dem Frieden eröffn' ich die seufzende Thür,
Er kehret, o Traute, mit euch nur zu mir.

Und siehe, da regte sich rauschend um ihn
Die Laub', und aus buschigem Wintergrün
Sprang munter der Knabe, ihm heimlich so nah,
Wo suchend nach Schätzen kein Aug' ihn ersah.

Er grüsset ihn freundlich, von Ranken umlaubt,
Und ordnet ihm wieder die Locken um's Haupt,
Er herzet die Lippen so roth ihm und frisch,
Und hüpft, wie ein Vogel im Maiengebüsch.

Doch wo ist die Liebe? Hat Mars, der Barbar,
Sie wild mir entrissen? — Mit flatterndem Haar,
Mit Wunden am Fusse, von Thränen entstellt,
So seh' ich sie schweifen durch's blutige Feld.

Drauf lächelt der Knabe: o nein! sie verschmäht,
Wie immer, die Ferne, die Listige späht
Gebückt durch die Ziegel im eigenen Dach,
Da hat sie bei Tauben ihr trautes Gemach.

Dass Keiner erkenne das schöne Gesicht,
So hat sie — du selber erkennest sie nicht —
Die Wangen, die roth wie der Morgen gestrahlt,
Am Feuer so schwarz wie die Nacht bemahlt.

Doch still — da rauscht die krystallene Flut
Des Brunnens im Hofe, und rosige Glut
Strahlt her durch die Schatten — mit heimlicher Scheu
Erscheinet sie wieder, gebadet und neu.

Im Glanze der Schönheit, mit Perlen bekränzt,
So trat sie zum Garten — nicht herrlicher glänzt
Ein Stern, der dem wallenden Meer' entschwebt,
Als sie, die gebadet ihr Haupt erhebt.

„Erquickende Sonne, du labender Schein,
Dich sendet der Frieden, *ihn* preis' ich allein:
Er schenket nach Tagen voll Sorgen und Schmerz
Mir wieder die Liebe, mir wieder den Scherz.

Erwacht ist die Freude, vergesset die Noth;
Noch prangen am Baume die Früchte so roth,
Auf! brechet sie, sammlet der Trauben Blut,
Zu feiern den Frieden mit fröhlichem Muth."

Da thürmten sie auf die gesammelte Frucht,
Und sassen wie Schiffer in friedlicher Bucht,
Die glücklich des Meeres Gefahren besiegt,
Sie sassen und sangen, und waren vergnügt.

Auf einmal, da pocht's an den Laden an,
Und Ernst, der Bruder, ein Kriegesmann,
Entrafft von der Wuth, kommt wieder zurück,
Mit klirrendem Säbel, mit flammendem Blick.

Er stürzet herein mit der krachenden Thür:
„Ha! schmauset, ihr Feigen, so sicher hier,
Und ich, ohne Trank, ohne Lager und Dach,
Muss tragen des Teufels Ungemach?

Wie? Hab' ich nicht tausend Meilen weit
Die Feinde gejagt? Ha! nun ist es Zeit,
Dem Leibe zu bieten, was labet und schmeckt,
Es ward mir schon lange der Tisch nicht gedeckt.

So schaffet und ordnet, und richtet zu,
Gebt Feuer dem Kessel, dem Spiess keine Ruh,
Hoch lod're die Flamme zum Schornstein hinauf,
Und fördert mir alles im raschen Lauf."

Da standen sie alle ganz blass und stumm,
Dann liefen sie schnell um den Herrn herum,
Und wenn er sich wandte, so wichen sie aus,
Und schritt er vorüber, so war es ein Graus.

Sie sahen ihm nach, die Stub' entlang,
Und stellten den Stuhl, und rückten die Bank,
Sie legten den Polster ihm weich zurecht,
Und meinten, es sei ihm noch alles zu schlecht.

Er pflanzt' in den Winkel das blanke Gewehr,
Warf über den Tisch seinen Säbel her,
Und stiess für den Helm mit Blitz und Mord
Von der Wand die zitternde Leier fort.

Wild schnob er sie an, mit grimmigem Zorn:
Her! schnallt mir vom Fusse den blutigen Sporn,
Gleich binde mir, Knabe, den Harnisch los,
Und Liebchen, du setz' dich auf meinen Schooss.

Da schwand dem Dichter der Kranz vom Haupt
Es wagte der Knabe, der Worte beraubt,
Nicht Bruder zu nennen den Kriegesmann,
Und Liebchen — die fing zu weinen an.

Doch wie nun in Schrecken und zitternder Has
Sie zagend erblickte der krieg'rische Gast,
Da stiess er ein fröhlich Gelächter aus,
Dass Lachen erfüllte das ganze Haus.

„ Was denkt ihr? Ha ha! Ihr meinet, nicht wah
Ich sei der lebendige Teufel gar,
Und draussen geworden durch's tapfere Schwe
Ein durstiger Räuber für Haus und Herd?

Und weil ich gebadet im Menschenblut,
So woll' ich nun prassen vom fremden Gut,
Und wolle nun spielen den Meister und Herr
Das wär' mir ein Frieden! O nein, das sei fern

Nein, Freunde, zur Heimath kehret zurück
Ein friedlicher Mann, der da draussen das Glück
Vergebens gesucht und, des Mordens satt,
Nun preiset das Dorf und die friedliche Stadt.

Hier bei euch zu wohnen, so wie vorher,
In herzlicher Eintracht, ist all' mein Begehr,
Mit Scherz zu streiten, wie Brüder thun,
Das dünkt mir die grösste Freude nun.

So kommet denn, Freunde, muthwilliger Scherz,
Rück' näher und fasse zu streiten ein Herz,
Entscheide, gesellige Liebe, du,
Und Dichter, erheit're dich, spiele dazu."

Wie staunte der Sänger! Ist's also gemeint,
So hast du mich wieder, so bin ich dein Freund:
Ist heiter der Ernst, und der Scherz voll Muth,
So lebt's mit der Liebe sich fröhlich und gut.

Nun schlossen sie wieder den vorigen Kreis,
Und sprachen von allem mit Dank und Preis,
Von vorigen Tagen, von künftiger Lust,
Und labten mit Hoffnung die lechzende Brust.

So ist es geschehen nach Kummer und Schmerz,
Dass wieder der Ernst, und die Lieb' und
der Scherz
Zum Dichter gekommen, der, allen ein Freund,
Im tönenden Liede sie gerne vereint.

Die drei bei einander in Freude gesellt,
Die dünkten dem Dichter die lebende Welt,
Begeistert ergriff er die Leier und sang
Den Frieden, den Frieden mit fröhlichem Klang.

.....

Die Jungfrau und der Jäger.

Lina sieht den Tag erbleichen.
Und zum dunkeln Buchenwald
Eilt sie, eh' des Bundes Zeichen,
Eh' das Waldhorn noch erschallt.

Seit Linardo nicht erschienen,
Hat ein Traumbild sie erschreckt:
Wo die frischen Erlen grünen,
Lag er blutend hingestreckt.

Und von ihrer Hüttenschwelle,
Wo sie sonst erwartend blieb,
Eilt sie hin zu jener Stelle,
Die des Traumes Bild beschrieb.

Sanftes Rieseln, Busch und Bäume
Um das Bächlein kühl und dicht,
Alles fand sie, nur der Träume
Grausenvolle Schrecken nicht.

Zwei umgrünte Quellen sprangen
Sich entgegen zum Verein,
Und die Nachtigallen sangen
Zu des Baches muntern Reihn.

Und zum Anblick dieser Tänze
Stieg ein Hügel, hell und grün,
Wo im Schmuck der schönsten Kränze
Flora selbst zu thronen schien.

Warum eilen, warum fliehen?
Lacht der Ort so freundlich doch!
Frisch und froh! die Blumen blühen,
Und die Dämm'rung leuchtet noch.

Und am Hügel taucht sie nieder
Zu der Blumen Angesicht,
Und erhebt sich prangend wieder,
Wie ein Stern im Purpurlicht.

Jungfrau, du, auf grüner Weide,
Rose, frisch und sonnenhell,
Fröhlich Reh, du Bild der Freude,
Sei gegrüsst am Silberquell.

Doch — ein Gott mag dich beschützen!
Welch ein Wort ist mir entflohn!
Lauernd mit verborg'nen Blitzen
Steht im Busch der Jäger schon.

Auf das Reh an frischer Quelle,
Das sein Auge sich erkor,
Bricht er jetzt mit Blitzesschnelle
Aus dem dunkeln Ort hervor.

Und sie taucht ihr Antlitz nieder,
Wie ein Stern im Purpurlicht;
Aber Sterne gehen wieder
Strahlend auf, doch Lina nicht.

Langsam und mit sicherm Hoffen
Kommt der Jäger, sucht und schaut
Nach dem Reh, vom Strahl getroffen,
Und erkennt — die eig'ne Braut.

Sprachlos, mit betäubten Sinnen
Steht er schaudernd da, und kann
Nicht dem wachen Traum entrinnen,
Wahrheit starrt ihn grausend an.

Um den grünen Hügel färben
Sich die Blumen purpurroth;
Lina, ruft er, mit dir sterben!
Ruft und sinkt zu gleichem Tod.

Wie des Jägers Bild erschienen,
Als der Schlummer sie bedeckt,
Lag er, wo die Erlen grünen,
Nun am Hügel hingestreckt.

Zitternd fliehen jetzt und meiden
Hirsch und Reh den Schreckensort,
immer treibt zu andern Weiden
Sie ein heimlich Grauen fort.

Doch des Hügels Quellen springen
Frisch und fröhlich zum Verein,
Und die Nachtigallen singen
Zu des Baches muntern Reihn.

Und des Strausses Blumen winden
Sich umher mit frischem Glanz,
So geschmückt am Morgen finden
Schwestern sie im Purpurkranz.

.....

Die falsche Margrethe.

Die falsche Margrethe, nun fährt sie dahin,
Hat Manchen geliebet mit zärtlichem Sinn,
Und Elfried hatte sich ganz ihr vertraut,
Nun holt sie ein Reicher aus Waidbach zur Braut.

Auf farbigem Wagen mit Roth und mit Grün,
Die Pferde mit Bändern und Rosmarin,
Musik um das Rädchen im goldenen Glanz,
So fährt sie von dannen im Hochzeitkranz.

Hoch hinter ihr pranget der stattlichste Gast,
Der Hochzeitbitter mit Strauss und Quast,
Der streuet den Knaben zu Kampf und Spiel
Herunter der blinkenden Groschen viel.

Doch bald erhob sich ein ander Geschrei,
Es kam eine Strasse von Häcksel und Spreu
Vom Dorf herüber durch's grüne Feld,
Die schimmert noch heller als Silbergeld.

Da wurde der Braut nicht wohl zu Muth,
Sie wünschte, statt Kränze, sich Kapp' und Huth,
Und sässe wohl lieber in Hafer und Heu,
Als hier auf dem Wagen so frank und frei.

Und wie schon Waidbach nicht ferne mehr war,
Da sprengt' aus dem Busch eine Reiterschaar,
Und kaum, dass ihr stolzes Haupt sich gewandt,
So flog schon ihr Kränzchen in Elfrieds Hand.

Und Lachen durchschallet den Wiesengrund:
Wie ist doch der Wagen von Farben so bunt,
Wie schön ist das Rädchen im goldenen Glanz.
O schade doch, schad' um den Hochzeitkranz!

Der Bräutigam kam, zu empfangen die Braut,
Doch hat er nicht lange sich umgeschaut,
Dieweil ihm ein Andrer das Kränzchen zerstört,
So ist er mit Fluchen gleich heimgekehrt.

Die Braut fuhr still um das Dorf zurück,
Und senkt in den Schooss den verachteten Blick,
Hört bis in die Kammer den Brautgesang,
Und heisset nun Jungfer ihr Leben lang.

.....

Der Jungfernbaum.

Ein Ritter freite fern und nah,
Freit morgen so wie heut',
Und floh, wenn er das Kränzlein sah,
Gleich viele Berge weit.

Hellfunkelnd, wie der Halmenthau,
Erschien er hoch zu Ross,
Bald in des Dörfleins grüner Au,
Bald jagend um das Schloss.

So reitend durch das Land, entdeckt
Er eines Morgens früh
Ein Gärtchen, halb im Busch versteckt,
Wohl schöner sah' er's nie.

Es prangte fürstlich jeder Baum,
In Morgenroth geschmückt,
Mit Früchten, wie sie Eva kaum
Vom gold'nen Zweig gepflückt.

Da stand ein grünes Bäumchen auch,
Das schönste, wohl darin,
Das regt sich ohne Windeshauch
Im Wipfel her und hin.

Und sieh! ein Mädchen lacht und nickt
Von dort herab auf ihn,
So schön, wie er noch keins erblickt,
Dabei so frank und kühn.

Gleich sprach er: grüss' dich Gott, mein Kind,
Du wunderselt'ne Frucht!
O hätt' ich Flügel, wie der Wind,
Dich hascht' ich auf der Flucht.

„Und hätt'st du Flügel, wie der Wind,
Mich deckt der grüne Baum,
Auch bin ich auf und ab geschwind,
Wie Engelchen im Traum."

So hör', mein Engelchen im Traum,
Dir wachend sei's geklagt:
Es plagt mich so ein Fieber kaum,
Wie jetzt der Durst mich plagt.

„Ist's weiter nichts? Du armer Mann,
Das ist wohl rechte Noth!
Nimm Früchte von den Zweigen an,
Ich hab' sie weiss und roth."

Als nun sein Mund die Frucht berühret,
Wird wie von Feuerskraft
Sein Herz von wilder Lust entführt,
Von Sehnsucht fortgerafft.

O Jungfrau, rief er, holdes Kind!
Und sah zum Baum hinauf,
Doch wie im Traum die Engel sind,
So war sie schnell im Lauf.

O Jungfrau! rief er, — Jungfrau lacht
Schon hinter Büschen weit;
Waldeinwärts jagt er bis zur Nacht.
Verschwunden war die Maid.

Und wiederkehrend durch das Thal
Voll Glut im Angesicht,
Umritt er zornig siebenmal
Den Busch, und fand sie nicht.

Da kühlt kein Brunnen seinen Hauch,
Kein Bach sein Brennen mehr,
Ihn dürstet fort, und tränk' er auch
Sie sammt den Quellen leer.

Der Jungfrau rothe Lippen nur
Sind Quell und Bach für ihn.
Und ohne sie ist rings die Flur
Ein Anger ohne Grün.

Es öffnen Fenster sich und Thür,
Und Stimmen rufen laut:
O komm, mein Liebster, komm zu mir,
Will werden deine Braut.

Lass du den Sturm, und komm herein,
Er braust wohl ohne dich.
O komm, hier steht ein Becher Wein,
Gefüllt für dich und mich.

So spotten Mädchen seiner Flucht,
Und, wer dem Ritter gleicht,
Dem wird zuletzt die falsche Frucht
Vom Jungfernbaum gereicht.

.....

Der Schäfer und die Nymphe des Baches.

Im Herbst — da ging er vorüber.
Sie rief mit süssem Gesang:
Dich wünsch' ich, und keinen mir lieber,
Zum Liebchen mein Lebelang.

Ha! lacht' er, vergebliche Lieder!
Das wär' mir ein Lebenslauf
Da drunten — nie ziehst du mich nieder,
Du kämest denn selber herauf

Im Winter — da stand an der Brücke
Sie zierlich im weissen Gewand,
Und gab ihm freundliche Blicke,
Winkt zart mit zärtlicher Hand.

Was winkst du, Püppchen, da drüben,
Was stehst du und regst dich nicht?
Bist lilienweiss, und wir lieben
Am Mädel das braune Gesicht.

Im Frühling — da kam sie vom Hügel,
Sieht braun aus den Locken ihn an,
Und will, wie mit heimlichem Flügel,
Ihm folgen, wie's Mädel nicht kann.

Sprich nicht von zehrendem Feuer
Du finst're, du rauhe Gestalt,
Gehst hier, wie die Nacht im Schleier,
Und bist recht innerlich kalt.

Im Sommer — da lacht von den Höhen
Sie lieblich, mit Rosen bestreut,
Will fast in Flammen vergehen,
Ruft: wähle, noch ist es Zeit!

Nun willst du durch Gold mich blenden.
Stehst gar als Königin dort,
Und hast doch nicht Kraft in den Händen,
Treibst nimmer die Heerde mir fort.

Doch plötzlich nun mischt sie zusammen
Die vor'gen Gestalten all',
Die Rosen, die Lilien, die Flammen, —
Braust nieder im Wasserfall.

Und reisst mit donnernder Rede,
Den Schäfer zum schwellenden Bach,
Und macht ihm die Auen zur Oede,
Wirft todt die Lämmer ihm nach.

.....

Der Mond.

„Wach auf, ich habe mit lieblichem Schein,
Mit Blumen geschmückt dein Kämmerlein,
Einen Teppich gelegt mit silbernem Saum,
Wach auf, du siehst es nicht schöner im Traum.“
Und Hannchen erwacht, hat fröhlichen Sinn,
Im Zimmer zu hüpfen daher und dahin.

Der freundliche Mond sprach weiter zu ihr:
Im Garten ging ich noch lieber mit dir,
Da fächelt des Zephyrs kühlende Luft,
Und weht von den Blumen dir labenden Duft.
Drob schien ihr das Stübchen zu eng und klein,
Und willig ging sie zum Garten ein.

Nun lobte der Mond die heitere Nacht,
Und sprach: kannst sehen in goldener Pracht
Den Himmel, die Erde, die ganze Natur,
Komm mit mir ins Freie, zur Wiese nur.
Und Hannchen betrat die schweigende Au.
Und streifte vom Grase den funkelnden Thau.

„Wie einsam ist es, wie schaurig und still!
Wenn weiter mein Hannchen mir folgen will,
So rauschet ein Fluss dort unten im Thal,
Den schmück' ich vor allem mit goldenem Strahl."
Und Hannchen verweilte wohl hier und dort,
Doch endlich folgt sie dem freundlichen Wort.

Da tanzte der Mond im Wellenspiel.
Schalt heiss die Lüfte, das Wasser kühl.
Und lobte, zu schweben von Wogen gewiegt,
Und sprach: nie war ich so innig vergnügt.
Und Hannchen vernahm es, und lächelt dazu.
Schaut um sich und hat am Ufer nicht Ruh.

Bald schwebt sie und wiegt sich im Taumel
der Lust,
War nimmer des Lebens so froh sich bewusst.
Da zog eine Brücke so blinkend und neu
Der Mond und winkt sie noch weiter herbei.
Und plötzlich erhebt sich im Silbergewand
Ein Jüngling, und raubt sie mit schmeichelnder
Hand.

Nun liess sie der Mond im sicheren Port,
Nahm schnell die goldene Brücke fort,
That gleich auf der Wiese die Lichter aus,
Verschloss den Garten und schlich in's Haus.
Nimmt Blumen und Glanz aus der Kammer
und spricht:
Nun wandelt mein Hannchen im schöneren Licht.

.....

Riesenhain.

Ihr kennt das hohe Riesenhain,
Die weissen Felsentrümmer,
Die späte Dämm'rung niederstreun
Mit nie erlosch'nem Schimmer;
Dort zog der Ruhm im Felsenschooss
Den Ritter Raimund stolz und gross.

Er streckte sein Gebieterschwert
Herab auf alle Lande,
Und hielt der Freundschaft keinen werth
Vom ganzen Ritterstande,
Und Rosa, seine Tochter, wog
Er über alle Wolken hoch.

Und trieb die Ritter all' hinaus.
Die sich hinauf gewendet.
Schalt jedes ruhmbekränzte Haus.
Das Freier ihm gesendet.
Und schmückt zur Königin sein Kind,
An Stolz dem Vater gleich gesinnt.

Doch, aufgeregt von Jugendlust,
Im raschen Blut entsprungen,
Hat bald die stille Mädchenbrust
Ein neu Gefühl durchdrungen.
Und treibt und lockt ihr frohes Herz
Ins Thal hinab zu Spiel und Scherz.

So kam sie mit der Führerin
Auch einst im Perlenkranze,
Sprang über Bach und Blumen hin,
Vergnügt im Morgenglanze,
Und floh, indess die Amme rief,
Zum Walde, hüpfte, sprang und lief.

Und plötzlich tönet Hörnerklang.
„O Rosa, lass uns fliehen!“
Doch Rosa, Rosa hüpft und sprang,
Hört Wundermelodien,
Folgt tiefer, tiefer in den Hain,
Und Berenice hinter drein.

Im Birkenschatten will sie ruhn,
Im Klang der süssen Lieder,
Doch aus den Ulmen tönt es nun,
Jetzt aus den Eichen wieder,
Jetzt an dem Bach, ganz nahe schon.
Aus diesen Erlen kam der Ton.

Zum Wiesenplan, so anmuthsvoll,
Von Sonnenglanz so heiter,
Rief helle jetzt das Horn und scholl
Bald näher und bald weiter,
Zog an das Licht, zum Schatten bald,
Bis sie verschwand in Nacht und Wald.

Und Berenice rann und lief,
Und sank auf Matten nieder.
Rief dreimal Rosa, Rosa rief
Die Waldung dreimal wieder;
Umsonst gewinnt sie neue Kraft,
Umsonst hat sie sich aufgerafft.

Sie lief den Tag wohl meilenweit,
Und fand den Perlenschimmer
Zuletzt am Erlenbach verstreut,
Doch Rosa fand sie nimmer.
Und brachte spät von Wald und Flur
Die Perlen — ach! und Thränen nur.

Da rief der Vater: holla! auf!
Da stürzten alle Knappen,
Wie Flut und Sturm und Blitzeslauf,
Sich fort auf wilden Rappen,
Zum Walde fort, dass siebenmal
Die Burg erbebt und Berg und Thal.

O Rosa, meine Rosa! rief
Der Greis in Schmerz und Kummer.
Umsonst! der Trost des Waldes schlief,
Selbst Echo lag in Schlummer,
Und schweigend hing zum stillen Hain
Der Mond herab mit bleichem Schein.

Und als er rief zum drittenmal,
Da scholl ein laut Gelächter.
Erschrocken flohn zurück ins Thal
Die Späher und die Wächter,
Doch fort bis an den hellen Tag
Jagt Raimund dem Gelächter nach.

Und sendet dann ein neues Heer,
Ruht nächtlich unter Eichen,
Und will vom Haine nimmermehr,
Nie von der Hoffnung weichen,
Und ruft, wenn ihn die Nacht umwallt,
Noch dreimal Rosa durch den Wald.

Und als er so neun Monden lang
Gesucht und nicht gefunden,
Errichtet er im Erlengang,
Wo Rosa hingeschwunden,
Ein Grab, in Rasenschmuck erhöht,
Und rings von Zweigen frisch umweht.

Zur Todestrauer kam er nun
Gebeugt am andern Morgen,
Will weinend hier am Grabe ruhn,
In Kummer und in Sorgen;
Er tritt am Stabe still herein,
Und langsam folgt der Leichenstein.

Doch Wunder, ach! auf kühlem Moos
Im Thau auf fernem Grabe
Sitzt Rosa selbst, und ihren Schoos
Erfüllt ein holder Knabe;
Er deckt mit grünem Eichenzweig
Der Mutter Antlitz, stumm und bleich.

Und jeder Sprössling war zum Baum
Am Hügel aufgesprossen,
Und hat den Ort zum Tempelraum,
Zur Göttin sie umschlossen.
Im Wahn, er habe sich verirrt,
Blickt Raimund auf, und steht verwirrt.

Ihm bebt der Stab aus seiner Hand,
Er sinkt am Grabe nieder,
Und weinet, dass er Rosa fand,
Und zürnt und weinet wieder,
Und kämpfend zwischen Freud' und Schmerz
Brach endlich ihm sein Vaterherz.

Die Tochter steht in Gram erblasst,
Und hat der Thränen keine,
Der Knabe hält den Zweig gefasst,
Gepflückt vom Riesenhaine,
Und kniend um den todten Greis
Lag im Gebet der Diener Kreis.

Nur Seufzer wurden rings gehört,
Durchbebt von Todesschauer,
Bis sich die Furcht in Schmerz gekehrt,
Der Schmerz in milde Trauer,
Bis Rosa still in Thränen stand.
Zum Vater weinend hingewandt.

Es glänzt die Burg von Fackelschein,
Der Wächter sitzt am Thore,
Und lässt den Leichenzug herein,
Geführt vom Dienerchore,
Und wie die Nacht vor Morgenroth,
Ging vor dem Leben her der Tod.

Und Jammer, ach! erfüllt das Haus,
Und nimmer heilt die Wunde;
Denn Spott und Leumund geht hinaus,
Und bringt die bitt're Kunde:
Ein Riesenarm hat sie bethört,
Und ihres Stolzes Ruhm zerstört.

Den Vater nahm der Tochter Grab
Nach dreien Trauertagen,
Doch Rosa folgte nicht hinab,
Sie blieb in Schmerz und Klagen,
Und blieb in Demuth lebenslang
Und hasste Schmuck und Feierklang.

Nach Monden sprang vom Mutterschooss
Beherzt der kühne Knabe,
Und wuchs und wurde riesengross,
Und griff zum Herrscherstabe,
Betritt des Schlosses Felsenstein,
Und nennt sich Carl von Riesenhain.

Des Ritters Heimkunft.

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde steht?
„Herr, die Heerde wird's bedeuten,
Die am grünen Berge geht.“

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immerfort?
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort.“

Aber schau, was für Gestalten
Wandeln schwarz und stillgesellt?
„Herr, die Brautmess dort zu halten,
Kommen Mönche durch das Feld.“

Aber, Knapp, was sch' ich schweben
Für ein weisses Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! sie erheben
Es der Braut zu Ehr' und Zier.“

Aber sieh', was steht geschrieben
Nah dabei am Marmorstein?
„Herr, es ist der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu sein.“

Wie? mein Knapp, — der Liebsten Name!
Geh' und frage, was es giebt. —
„Nun so wisst: — vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt.“

Knapp, was sagst du? Fern geblieben
Hirnte sie sich todt um mich?
Bertha todt? — „So steht geschrieben!“ —
Bertha, nun so sterb' auch ich.

.....

Theudelinde.

Drüben an des Berges Stufen.
Welche wankende Gestalt,
An dem Teiche, welches Rufen,
Welches Kommen durch den Wald!

Immer näher diese Schritte,
Immer leiser dieser Ton,
Sieh', es winkt mit stummer Bitte,
Winkt mit feuchter Wimper schon

Horch, des Hauses Riegel klangen,
Und es öffnet sich die Thür,
Und es hält mich schon umfangen,
Ha! es zieht mich fort von hier.

Von den Händen, welch Berühren!
Von den Augen, welcher Blick!
In der Nacht wohin mich führen?
Albert, Albert, bleib zurück.

Und nun wankt es zu den Bäumen,
Winkt nach jenen Felsen dort,
Wo des Sees Wogen schäumen,
Wankt am Ufer langsam fort.

Schrecken treibt mich nach der Hütte,
Nach dem See geheime Kraft,
Und ich fühle von der Bitte,
Vor dem Wink mich fortgerafft.

— Gott! der Nachen liegt zertrümmert
Von des Sturmes wilder Wuth,
Weh! die Tiefe stöhnt und wimmert.
Albert zieht mich in die Flut.

.....

Ritter Wido.

Mit Stürmen naht die schwarze Nacht
Regina sitzt allein,
Der Vater kam von später Jagd
Noch immer nicht herein.

Ob Räuberlist, ob Tigerwuth
Gefährdet seine Bahn,
Sie denkt es nicht, herzt wohlgemuth
Verbot'nen Liebeswahn.

Nach Wido blickt, nach Wido glüht,
Ihr Antlitz abendwärts,
Von Wido sang ihr heimlich Lied,
Von Wido sprach ihr Herz.

Und draussen regt sich schauervoll
Der düst're Lindengang,
Und dunkler ward's und näher scholl
Der Eule Klaggesang.

Und horch! wer schlug an's Flügelthor?
Zum Trauten nun hinaus!
Doch nicht der Traute stand davor,
Der Wind umschnob das Haus.

Vorüber flog's, wie Rabenflug,
Und säuselt unsichtbar,
Und graune Kampfgebilde trug
Der Wolken schwarze Schaar.

Doch still! da naht zum Muschelstrand
Ein rauschend Ruderschiff!
Sie horcht und hofft, als Wido's Hand
Wie Sturmwind sie ergriff.

„Nun bist du mein, nun auf und fort!
Ein leichter Nachen ruht
In stiller Bucht am Ufer dort,
Der trägt uns durch die Flut.

Mir schwur dein Vater bittern Tod,
Und die Gefingnissqual,
So mach ein Ende solcher Noth,
Nur Flucht ist uns're Wahl.“

Wohin, mein Wido, führst du mich?
Wohin bei später Nacht? —
„Zu meinem Schlosse führ' ich dich,
Noch hell von Goldespracht.“

Willst endlich du vom stillen Harm
Dein Mägdlein dir befrein? —
„Ich will's, vertrau auf meinen Arm,
Komm, steig' zum Nachen ein."

Der Nachen wankt, was ich gethan,
O Wido, ist es gut? —
„Wohl auf, Regina, nicht der Kahn.
Es wankt des Weibes Muth."

Der Sturmwind braust, erbebt Ruh,
Die heimlich so entflieht? —
„Der Wind treibt uns dem Hafen zu,
Sprich stille dein Gemüth."

Das Wasser schwillt, was ich gelobt,
War auch gerechter Schwur? —
„Frag' nicht, wie Wind und Wasser tobt,
Schwebt hoch die Liebe nur."

Wohl schwebten sie mit Ruderschlag
Auf Wellen rauschend fort,
Es zeigte der gesunk'ne Tag
Schon fern den Rettungsort.

Doch als das Ufer und der Wald
Sich naht im düstern Flor,
Da richtet eine Schreckgestalt
Ihr dräuend Haupt empor.

Und schüttelt um den Feuerblick
Die Locken fürchterlich,
Dass Wido bebt und schnell zurück
Vom grausen Ufer wich.

„O Wido, warum landest du
An diesem Strande nicht,
Und lenkst nicht dieser Weide zu,
Und wendest dein Gesicht?"

Und Wido schwieg und sucht das Land
Hinabwärts kühn und wild,
Doch bleich und wieder drohend stand
Auch hier das Schauderbild.

„Was säumst du, Wido? Lande doch,
Fahr ein zu dieser Bucht.
Die Nacht ist kalt, wie lange noch
Soll währen uns're Flucht?“

Und Wido schwieg, und fuhr und fuhr
Hinab mit Ungestüm,
Doch schrecklicher und bleicher nur
Stand's wieder da vor ihm.

O Wido, weh mir! soll denn nie
Sich enden diese Fahrt? —
„Du fragst? — Ein Geist, o sieh, ach! sieh!
Hält mir das Land verwahrt.“

O Fluch, rief er, der falschen Flut!
O weh mir! rief die Maid,
Hält zitternd ihn, — und fand von Blut
Benetzt sein Ritterkleid.

Das Blut, woher? Von wem der Geist? —
Wer rettet mich von dir!
Ein Mörder du, und ich verwaist'!
O wehe, wehe mir!

Und Hülfe ruft und Hülfe fleht
Das pflichtvergess'ne Kind,
Das Ufer weicht, der Ruf verweht,
Im Walde heult der Wind.

„Klag' nicht so laut, klag' nicht so sehr,
Nicht Klage sühnt das Land;
Hinab und tauch' ins tiefe Meer
Mein schweres Blutgewand."

Und schneller flog der leichte Kahn,
Und Sturmwind hinter d'rein,
Kein Nachen folgt der grausen Bahn,
Kein Retter holt sie ein.

Die bleiche Furcht war ihr Pilot,
Ihr Steuermann der Fluch,
Verzweiflung, ach! ihr schwankend Boot,
Das nie zum Hafen trug.

Noch sieht zur Nacht der Schiffer sie,
Und wagt sich nicht hinzu,
Sie irren fort und finden nie
Das Uferland der Ruh.

.....

Die Erscheinung.

Forschend, wo er die Geraubte finde,
Stürmt zum Felsen Robert wild hinauf,
Rauschet durch des Waldes dunkeln Gründe,
Hemmt nur mit der Sonne seinen Lauf.

Kommt zum Hünenthal, wo düst'res Grauen
Böser Geister Aufenthalt bewacht,
Die umher aus schwarzen Höhlen schauen,
Harrend bis zur todten Mitternacht.

Fliehend aus des Lebens reger Fülle
Wählt er hier der Grotten finst'res Haus,
Nährt den Schmerz in tief verborg'ner Stille,
Starrt gebeugt zur trüben Nacht hinaus.

Plötzlich fiel — es war die zwölfte Stunde —
Aus der Luft ein blutig-heller Strahl,
Dass die grauen Felsen in der Runde
Dämmernd standen um das öde Thal.

Und erstaunt und sieht im hohen Schimmer
Schwebend eines Geistes Lichtgestalt,
Die am Rande halbversunkner Trümmer
Dreimal seufzend, dreimal betend wallt.

Und es war, als ob es Hülfe riefe,
Kühn will Robert jener Gegend nahn,
Als ein Glockenton aus dumpfer Tiefe
Schnell den Geist entriss von seiner Bahn.

Weg und Zugang zu den Burgruinen
Fand noch Keiner, fand auch Robert nicht,
Darum blieb er, bis die Nacht erschienen,
Und sie kam, erhellt von gleichem Licht.

Donnernd rief er: sprich! wer bist du? rede! —
Himmel! sprach's — da tönt die Glocke drein,
Stille grauste wieder durch die Oede,
Und verschwunden war der bleiche Schein.

Doch, als Robert so zum drittenmale
Wachend stand, da hört er leisen Laut,
Und es sprach: was suchst du dort im Thale? —
Laura, rief er, Laura, meine Braut!

„Robert! — Gott, dass sich der Fels erbarme!
Unter Golo's Trümmern sitz' ich hier;
Nieder stürz' ich mich in deine Arme;
Sterb' ich gleich, so sterb' ich doch bei dir!

Rettung, sprach sie, kann ich nimmer hoffen,
Nur der Adler schwebt in dieser Luft
Nur dem Räuber steht der Zugang offen.
Nieder will ich in des Todes Gruft.„

Laura, nein, ich schwöre, dich zu retten,
Schwöre; — doch der Freiheit Augenblick
War entflohn, und wieder zu den Ketten
Rief der Ton der Glocke sie zurück.

Robert schwebt in Freud' und bangen Sorgen,
Sinnt auf Rettung bis zum Tagesschein.
Endlich bricht vom Blätterglanz am Morgen
Ihm der Hoffnung süsser Trost herein.

Fröhlich eilt er zu den Laubgesträuchen,
Sammlet, trägt, und kehrt mit schnellem Lauf,
Nimmt das frische Grün gespross'ner Eichen,
Thürmt es hoch zum weichen Lager auf.

Harrt der Mitternacht mit frohem Beben.
Sieht die Theure, ruft: wir sind am Ziel!
Liebst du mich, o Laura, du, mein Leben,
Komm herab, hier ruh'st du sanft und kühl.

Dein auf ewig! sprach sie, stürzt hernieder,
Schwebt und sinkt — o Gott! ins kühle Grab;
Golo schwang des Pfeiles Mordgefieder,
Tückisch lauernd — todt kam sie hinab.

Robert steht betäubt von Schmerz und Schrecken,
Eine Leiche liegt auf frischem Grün,
Und er ruft, und kann sie nicht erwecken,
Laura schwebt nun schon als Geist um ihn.

Und er nimmt den Pfeil aus ihrer Wunde,
Drückt ihn tief ins Herz der eig'nen Brust,
Dass sie treuvereint zur selben Stunde
Still entfliehn zu gleicher Himmelslust.

.....

Das Fest der Verklärung.

Bertha flieht am Ufer auf und nieder,
Flutend tobt der Wogen schwarzes Heer,
Und sie ruft ins wilde, weite Meer:
Räuber, gieb mir meinen Albert wieder.

Und das Meer erbrauste tief bewegt:
Jungfrau, soll das Herz in mir erwarmen,
Müssen erst die Steine sich erbarmen,
Die in kalter Nacht mein Busen trägt.

Tief hinab gesenkt zum schwarzen Schlunde
Ruhte Albert sieben Tage schon,
Und die Jungfrau sieht mit Spott und Hohn
Steine nur gewälzt aus finstrem Grunde.

Da ergrimmt sie, fasst in heil'ger Wuth,
Was dem Meere dient zum kalten Herzen,
Wirft es in der Raserei der Schmerzen
In des Feuers hoch entflammte Glut.

Und was sonst aus grauer Flut gewonnen,
Ufersalz, vermengt mit Sand und Stein,
Muss, zu lindern ihres Busens Pein,
Glühen, bis des Meeres Herz zerronnen.

Sieh! da bricht hervor aus Flammenpracht
Tief ein Quell, so rein wie Mondesglänzen,
Und sie ras't umher in wilden Tänzen,
Ruft: es ist das Zauberwerk vollbracht!

Drauf zum Felsen, ein zur Klosterpforte
Trägt sie ihres Herzens stillern Gram,
Doch so oft ein Schiff zu landen kam,
Hört sie nur der Hoffnung ferne Worte.

Und betrübt sich einsam manchen Tag.
Und die Schwestern und die theuern Brüder
Kehren oft vom hohen Kloster wieder.
Sorgend, was die Schwester trösten mag.

Endlich, da vom Thurm der öden Mauer
Zum Verklärungsfest die Glocke schallt,
Und hinauf die Schaar der Pilger wallt,
Hoffen sie das Ende ihrer Trauer.

Höher schwellt der Andacht Hochgefühl
Lobgesang und Hallelujasingen,
Doch ihr will's nicht Trost, nicht Freude bringen,
Alles dünkt ihr irdisch Gaukelspiel.

Aber, als das Loblied war gesungen.
Und der Priester stand am Hochaltar,
Sieh! da klingen fern und wunderbar
Töne, wie noch nie ein Lied erklungen.

Was im Herzen tief verborgen lag,
Lösen sie zur neuen, lautern Quelle,
Bringen fern aus blauer Himmelshelle
Glanzumleuchtet einen neuen Tag.

Nicht, wie Orgelton und Flöten klingen,
Nein, wie Licht erglänzt zum reinen Licht,
Wie zum Engel kaum ein Engel spricht,
Fühlt sie diesen Klang zum Herzen dringen.

Fest der ewigfrohen Wiederkehr!
Albert schwebt zu seiner Bertha nieder,
Bertha schmückt mit Heiterkeit sich wieder,
Und nicht Erd' und Himmel trennt sie mehr.

Staunend steht mit heimlichstillem Zagen
Hier des Volkes, dort der Priester Schaar,
Bis zum Vorhang an dem Hochaltar
Näher sie die scheuen Schritte wagen.

Und was nie ein sterblich Auge sah, —
Wie des Engels wunderbar Erscheinen,
Finden sie — belebt aus todten Steinen —
Dich, gepries'nes Spiel, Harmonica.

Denn der Schwester sehnend Herz zu stillen,
Schuf der Brüder kunstbelehrte Hand,
Was sie selbst im Zauberwahn erfand,
Ihr zum Trost nach Gottes Rath und Willen.

Also schmückt des Klosters Heiligthum,
Was im finstern Kerker war gebunden,
Also ist dem Meer sein Herz entwunden,
Heil'ge Bertha, dir zum ew'gen Ruhm.

Und erfüllt ist nun aus grauen Zeiten,
Dass der Stein sich noch erbarmen soll,
Und das Gott der Herr sich wundervoll
Ueberall ein Loblied kann bereiten.

.....

Der Teufel und die Mahlerinn.

Es war eine Mahlerin, jung und fein.
Die mahlte nur Engel mit Heiligenschein,
Und machte viel fromme Leut'!
Den Teufel aber verdross es sehr,
Ihm wurde die Hölle so menschenleer,
Wie kaum zur Apostelzeit.

„Noch trägt sie ein fleischlich Herz in der Brust,
Ich muss es verkehren in Liebeslust!"
So dacht' er im argen Sinn.
Drob hüllt er in Scharlach und Seide sich ein,
Und tritt in Gold und Silber herein
Zur heiligen Künstlerin.

„Mich treibt nicht irdische Eitelkeit,
Auch ist es kein Mädel, um das ich gefreit.
Das etwa mein Bildniss begehrt;
Die Mutter ist es, die weit von hier
In Kummer und Krankheit verlanget nach mir,
Und deines Erbarmens werth.“

Es freut sie die Bitte, schon sass er da,
Und wie nun in's funkelnde Auge sie sah,
Schoss heimliches Feuer hervor!
Und doch — je heller und heller es sprüht,
Je mehr ist sie nur mit der Kunst bemüht,
Zu mahlen das Flammenthor.

Und wie sie zur strahlenden Wange ging,
Da war es, als ob sie ein Engel umfing
Im rosigen Morgenduft;
Und doch — je röther und röther er glüth,
Je mehr sie den Blick ins Irdische flieht,
Zu treffen die Himmelsluft

Und wie sie zum purpurnen Munde kam,
Umblüht ihn ein Lächeln so wundersam,
Der Mond scheint lieblicher nicht;
Und doch — je milder und milder er lacht,
Je mehr ist sie nur auf die Kunst bedacht,
Zu treffen das Mondenlicht.

Und wie sie zur denkenden Stirn sich wagt,
Da ist es, als bräche, von Wolken umragt,
Ein murmelndes Wetter herein;
Und doch — je ernster und ernster er schaut,
Je fester nur hat sie der Kunst sich vertraut,
Zu treffen den Wetterschein.

Da wankt der Teufel in seiner List,
Und wie sie vergleichend die Wangen ummisst,
Zergeht der harmonische Bund:
Zu roth ist die Wange, das Kinn zu klein,
Und wolkichte Züge, statt Mondenschein,
Umkreuzen den schwellenden Mund.

Sie eilet und bessert mit schärferem Sinn,
Macht bleicher die Wangen und länger das Kinn,
Und müht sich, so viel sie kann,
Doch, kehret sie wieder zur Stirn zurück,
So sichet er wieder mit anderem Blick,
Mit anderen Augen sie an.

Bald brennt er in heisser Liebesglut,
Bald schauet er düster vor Zorneswuth,
Bald schmachtet er freundlich und mild;
So übet er jegliche Leidenschaft,
Und immer ergreifet des Pinsels Kraft
Von allem ein werdendes Bild.

Zuletzt da starret aus Schatten und Licht
Mit irdischen Lüsten ein grässlich Gesicht:
Die Augen in Zwietracht verkehrt,
Die Wangen hinauf und hinab geschwellt,
Die Nase verhöhnend hinauf gestellt,
Der Mund von Begierden empört.

Die Künstlerinn bebt, laut schreiend, zurück,
Und wie sie auf's neue erhebet den Blick,
Da schwankt es zur Thür hinaus,
Schleppt nach an der Schwelle den stolpernden Huf.
Die Nachbarn hörten den Klageruf,
Und stürzen in's rauchende Haus.

Nun steht der Teufel im Bildniss da,
Das Volk strömt wandernd von fern und nah.
Bleibt schaudernd am Markte stehn:
Es kommen die Priester und führen mit Hohn
Zum Dom es hinauf in Procession,
Da ist es noch jetzo zu sehn.

.....

Betrübniss und Hoffnung.

Ein Wagen fährt mit häuslichem Geräthe.
Die Mutter sieht mit Trauern oft zurück,
Der Knabe wendet vorwärts seinen Blick,
So geht es fort durch Dörfer und durch Städte.

Es scheint, sie fliehn des Schicksals böse Sterne;
Doch heimisch dünkt dem Knaben Flur und Wald,
Und öfters fragt er: kommt das Dorf nun bald?
Die Mutter spricht: o Heimath, wie so ferne!

Vorüber führt ein Hirt die weisse Heerde,
Sieh! uns're Lämmer! ruft der Knabe laut,
Auch Heinrich, unser Hirt; — die Mutter schaut
Auf Heerd und Hirt mit trauernder Gebehrde.

Am Wege schäumt ein Bach zur muntern Mühle:
Sieh, Mutter, wohnt nicht Vater Robert dort?
Und seine Mühle geht noch immer fort;
Die Mutter spricht: o wie so fern vom Ziele!

Das Dorf ist nah; ich seh's mit meinen Sinnen;
Im Ulmenbaume hängt das Storchennest,
Dort steht die Tanne noch vom Maienfest; —
Das alles, spricht die Mutter, flieht von hinnen.

Und als am Hügel kam des Thurmes Spitze,
Da sieht der Knabe seinen Vater stehn,
Die Schwester gar als Braut vorübergehn,
Musik erscholl — da flog er von dem Sitze.

Wohin, mein Sohn? — Umsonst! Er ist
verschwunden,
Er lief und sprang — ihr Rufen war zu schwach —
Dem Jugendschwarm im Dorfe lärmend nach; —
Die Mutter ward am Kirchhof todt gefunden.

Lehr- und Scherzgedichte.

Die Wunderjagd.

Es wiehern die Rosse, das Hifthorn schallt,
Die Jäger durchjagen den Eichenwald,
Es klaffen die Hunde, frisch auf, frisch an,
Sei wacker, du rüstiger Jägersmann.

Horch auf, es regt sich im Dorngebüsch,
Es rauscht durch die Blätter, nur wacker und frisch,
Es schwimmet und hüpft durch den schäumenden Bach,
Und ächzet und stöhnt, jagt hurtig ihm nach.

Ein heimliches Wesen, ein seltenes Wild,
So haschet, so greifet das Wundergebild,
Es sprang in den Felsen, so rastet nicht,
Und bringt es hervor an das Tageslicht.

Schon ist es entsprungen aus heimlicher Thür,
Gebt Acht, was rasselt im Eichbaum hier,
Da droben, da sitzt es, seid rasch und gewandt,
Und haltet nur immer den Bogen gespannt.

Doch hohl ist der Baum, ihr Jäger, merkt auf,
Hier hat es nach unten verborgenen Lauf,
Und wahrlich, o schauet, es ist uns entflohn,
Auf grünendem Rasen — da läuft es schon

Und habt ihr's gesehen? Wie war die Gestalt?
War's nicht wie Thier und wie Vogel bald?
Und hat es nicht Füsse, nicht Flügel? mich däucht;
So ist der Phönix, der Greif vielleicht.

Ein Männchen kommt durch den Wald daher,
Was geht es gebeugt, was trägt es so schwer?
Was bring'st du, Männchen, so reich begabt? —
„Ich bringe, was ihr nicht gefunden habt."

Den Greif, den Phönix, das seltne Thier? —
„O ja, ich hab' ihn im Sacke hier,
Kaum war er entflohen — ich hört' ihn schrein —
Da kroch er in diesen Kohlkopf ein

Vielfältig hat er sich eingehüllt,
Zu bergen sein nächtliches Wunderbild,
So löset die Blätter, und gebet nun Acht,
Wie er sich kleiner und kleiner macht.

Sie blättern und blättern, wie säuselnder Wind,
Und zählen auch, wie viel Kammern es sind,
Doch drinnen den heimlichen Vogel zu fahn,
Sind alle mit Blindheit angethan.

Und wieder regt sich das Dorngebüsch,
Der Eichbaum rauschet, und wacker und frisch,
Geht's wieder von dannen, noch drüben und dort,
Und heut' und morgen, und ewig so fort.

Noch oft bringt wieder gebückt und schwer,
Graumännchen den blättrigen Kohlkopf her,
Und was sie auch sagen, so schwöret er doch,
Es sässe verborgen im Kohlkopf noch.

Sie sehen, wie's drinnen sich heimlich regt,
Und hören, wie draussen — der Wald sich bewegt,
Doch drinnen und draussen — sie plagen sich sehr,
Und haschen und greifen es nimmermehr.

.....

P a u s e.

Platz sei vor dem Gotteshause.
Dem Gedanken eine Pause!
Also muss der Meister bauen.
Und der Leser stehn und schauen.
Zwischen Haus – und Kirchenthür
Tönet Glock' und Orgel dir;
Willst du zur Erbauung drinnen,
Musst du draussen dich besinnen.

.....

Sein oder nicht sein

Blühende Gestalten schafft
Ueberall des Lebens
Rege Kraft,
Lange schon vergebens
Wälzt der Tod
Wolken um ihr Morgenroth.

Mit des Lichtes Strahlenlauf
Miss durch Sternenheere,
Weit hinauf,
Miss durch tiefe Meere,
Weit hinab, —
Nirgends birgt sie Kluft und Grab.

Hohe Felsen lass auf sie
Donnernd niederfallen,
Tatle Müh'!
Sie bricht finstern Hallen
Thür und Thor,
Geht als Flora neu hervor.

Tod und stille Todesruh. —
Ob du sie ergründest,
Flamm, ob du
Sie im Weltall findest,
Flamm, mein Geist,
Durch das Meer, das dich umkreist.

Selbst des Grabes Marmorstein
Saugt aus ew'ger Fülle
Leben ein; —
Hohe Geisterstille,
Wende Lied,
Sprich, o sprudler Granit.

Feuerwolken dieser Luft.
Hauch aus meinem Munde,
Blumenduft,
Redet frohe Kunde,
Blütenzweig,
Oeffne mir dein Geisterreich.

Oder wie? ihr lebt verwaist
Kalt dahin gegeben,
Ohne Geist,
Dasein ohne Leben.
Nur des Lichts
Farbenspiel, ein schönes Nichts?

Blumen, auf verlass'ner Flur
Schlangen hingegeben,
Wären nur
Prunk auf Leichenstäben,
Sinnenschein,
Todtes, athemloses Sein?

„Einst das Vaterland für dich!“ —
Ha! die Grabeshöhle
Oeffnet sich.
Fliehe, meine Seele. —
Oder lebt
Auch der Staub, der mich umwebt?

.....

Anschauen Gottes.

Was sucht ihr rings umher in allen Zonen,
Ins offne Land, ins weite Meer hinaus,
Und nennet bald die Erde Gottes Haus,
Und meinet bald, er müss' im Himmel wohnen?

Ein Zauberschloss! Ihr hört mit Furcht und Graus
Da drinnen nur ein Auf- und Niederwallen,
Geheimnissvoll verwoben'ne Stimmen schallen,
Doch nimmer geht ein Fusstritt ein und aus.

Auch ich umirrte früh die weiten Hallen,
Den Blicken wünscht' ich leisen Eingang nur,
Doch nirgends liess das Aussenwerk, Natur,
Ins Heiligthum den Strahl des Tages fallen.

Der Waldgesang, die Blumenpracht der Flur
Verlockten mich mit trüglichem Verkünden;
Ihn selbst zu sehn, ihn drinnen aufzufinden,
Das hatt' ich mir gelobt mit heil'gem Schwur.

Da endlich öffnet aus des Menschen Brust
Das Auge sich, und kehrt in stillen Gründen,
Im Herzen selbst den innern Gott mich finden,
Und ihm zu nah'n mit frommer Lieb' und Lust.

Hier tagt es nun, hier darf ich sonder Grauen,
Froh ahnend seiner Güte mich bewusst,
Ihn selbst bis in die heilig-rege Brust,
Ihn bis hinab ins tiefste Leben schauen

Wie lieblich hier der Farben milde Pracht
Den Eingang schmückt, den ihm Krystalle bauen.
Wie freundlich uns zum kindlichen Vertrauen
Das Lächeln winkt, ein Strahl von seiner Macht!

So seid gegrüsst, ihr offnen Tempelhallen!
Ein reines Opfer werde dargebracht.
Schon seh' ich drinn die Kerzen angefacht,
Wohlauf! ich will zum Tempel betend wallen.

.....

Lebenslauf der Welt.

Zum Felsen sprach der Blumen Pracht:
O Felsen, stolz und gross,
Wie stehst du doch, da alles lacht,
So stumm, und nackt und bloss!

Ein traurig Leben, unbeweint,
Verschlossen, taub und blind,
Mit kaltem Herzen, ohne Freund
Zu trotzen in den Wind!

Vom Regen nimmst du keinen Trank,
Noch Glanz vom Morgenroth.
So bleibst du ohne Wunsch und Dank,
Und bist im Leben todt.

Da flog ein Vogel durch die Luft.
Der sprach: o Blümchen schön.
Musst hangen an der Felsenkluft.
Wie schlimm ist dir geschehn!

Wozu die Blätter, roth und grün,
Wie meine Flügel bunt.
Kannst doch nicht fröhlich weiter ziehn,
Wie bleibst du nur gesund!

Zum Himmel blickt dein Angesicht,
Nur ferne seufzest du,
Ade, mich ruft das helle Licht,
Hier hab' ich keine Ruh.

Ein Mädchen kam, das sang und sprang:
„Wer lebt so froh wie ich!
Mein Liebster kommt das Thal entlang.
Mein Liebster suchet mich.

Der Vogel zwitschert durch die Luft.
Das Blümchen sieht mich an,
So sagt mir durch Gesang und Duft,
Wo bleibt der Jägersmann?

Weit wolkenhoch ist sein Revier.
Und schnell, wie Wind und Wort.
Wie ich das stille Blümchen hier.
Greift er den Vogel dort.“

O schnelle Lust! Sie sprang den Weg
Fort über Bachesrand.
Da kracht der Schuss, da schwankt der Steg.
Da sank sie und verschwand.

Der Vogel fiel! der Jäger flog
Zur Rettung in den Grund,
Doch Jäger, Blum' und Mädchen zog
Hinab der falsche Schlund,

Und stiller ward's, da kam herauf
Im vollen Sternenheer
Die helle Nacht, in ihrem Lauf
Zu grüssen Land und Meer.

Da sprach das Felsgebirg: wohlan!
Halt fest, du Firmament,
Dass nimmermehr, als Weib und Mann,
Sich Erd und Himmel trennt.

Hinabgestellt zur ew'gen Wacht.
So halt' ich fest wie du,
Kein Sturmwind hebt, kein Wetter kracht
Die Angel aus der Ruh.

Ich kenne nicht, was sterblich ist,
Es kommt und wandelt schnell,
Nur du mit tausend Augen bist,
O Nacht, mein Werkgesell.

So sprach der Fels, es ging die Nacht,
Der Morgen kam herauf,
Des Menschen wurde nicht gedacht,
Das ist des Lebens Lauf.

Der Geister Weinen und Lachen

Dreimal lachen im Anschaun sterblicher Menschen die Geister,
Immer der Freiheit Lust spähend auf irdischer Bahn:
Einmal, wenn aus der Schul' entströmt frohlockende Heerschaar,
Und nachrufend im Zorn ferne der Lehrer sich zeigt;
(Herzen wie Bäche zu leiten vermeint hochthörichte Weisheit,
Aber es spottet Natur brausend der Dämme Gewalt.)

Drauf, wann wogengedrängt das Schauspielhaus sich erfüllet,
Und der gekerkerte Geist selber sich spielet und schaut.
(Wohl zu erkennen vermag sich der Mensch nachahmend im Bilde,
Aber des Herzens Gelüst treibt ihn den vorigen Lauf.)
Lachen ergreifet sie auch, wenn aufwärts blikket ein Fernrohr,
Oben in weiterem Raum suchend das wandelnde Jahr.
Also schauet im Lenz sich um nach der Sonne die Schnecke,
Hängt an das grünende Blatt höher zum Himmel sich an,
Misset nach Spannen den Weg wohl hin und zurück in dem Garten,
Und, um die Heimath bang, führet sie mit sich das Haus.
Solches gewahren die Geister an uns, und lachen des Klugsinns.

Welcher im engen Bezirk lebet dem glücklichen Wahn.
Aber sie weinen auch dreimal wehmuthsvoll in dem Anschaun,
Ehrend im irdischen Drang göttlich vermessenen Muth:
Einmal, wann in Begeistrung schwöret der sterbliche Wille,
Wahrhaft, heilig und treu Eins in dem All zu bestehn.
Frühe geharnischt tritt aus der ehernen Brust die Entschliessung,
Trotzig im offenen Feld spähend nach Feind und Gefahr.
Thoren, sie ahnen es nicht, dass bald dem Gelübde des Herzens
Aufruhr bringen und Mord Kinder des eigenen Bluts!
Hülfe begehren sie bald und Beistand wider sich selber,
Innerlich tobet der Kampf brechend das Scepter und Schwert. —

Auch wann betet der Mensch, erschauern die Geister vor Rührung,
Wann er verlassend sich selbst suchet den ewigen Quell.
Ach! so strebet hinauf zur leuchtenden Sonne die Flamme,
Lodert und flackert und sinkt, bis sie verschmachtet in Glut.
Darum weinen sie auch voll Wehmuth heilige Zähren,
Wann in der Liebe das Herz fühlet ein göttliches Sein,
Wann die erschmerde Glut aufflammend den Himmel berühret,
Hin sich gebend der Welt alles verlangend mit Lust.
Also fasset das Obdach fröhlich die grünende Rebe,
Bis zu dem fallenden Laub trauernd die Ranke sich neigt.
Ach! dass Liebe so bald muss [illegible] in düsterer Stille!

Strahlend wie Rosengewölk zog sie den Himmel voran,
Sehnsucht stirbt in der Brust und Ahndung bleibt uns wie Schatten;
Ahndung waltet allein forschend in schauriger Nacht;
Ahnend erhebt sich das Haupt wildschauend vom einsamen Lager,
Und euch, Himmlische, sucht still der verbrüderte Geist.

Die herrschenden Brüder.

Einst brannt' im Reich der Uraniden
Um uns're Welt ein langer Krieg,
Und endlich ward durch's Loos entschieden,
Ein Brüderpaar behielt den Sieg.

Doch sie ermassen noch die Freude
Des neuen Glückes nicht, und schon
Verfolgten sie, gereitzt von Neide,
Sich selbst einander um den Thron.

Wie mochten sie sich auch vereinen!
Der eine lieht die finstre Ruh,
Der andre, heiter im Erscheinen,
Ruft gern die Fröhlichen hinzu.

Auf wesenloser Tiefe schwebet
Der eine, Finsterniss genannt,
Indess der and're sich erhebet,
Ein Gott des Lichts im Lichtgewand.

Wenn dieser nun mit sanfter Milde
Vielfarb'ge Gärten sich erzog,
So schwärzte jener die Gefilde
Mit Nebel, der die Luft durchflog.

Wenn der mit freundlich-hellem Schimmer
Sich jugendliches Leben weckt,
So rollt der and're Bergestrümmer,
Womit er Thal und Flur bedeckt.

Des Einsam-trägen Ruh zu stören,
Erscheinet der in Königspracht,
Dann muss er Freud' und Jauchzen hören,
Weil neues Leben rings erwacht:

Gleich sammlet er die Wolken wieder,
Die Seen dampfen, aufgerührt,
Und Felsen stürzen krachend nieder,
Bis wieder Tod und Nacht regiert.

So herrschte Krieg und Sturmesheulen,
Doch endlich trat der Tag hinzu,
Und sagte: Bruder, lass uns theilen,
So herrschen beide wir in Ruh.

Da sprach er: wohl! du magst beginnen,
Zwölf Lange Stunden geb' ich dir,
Dann aber eile du von hinnen,
Und lass den Kreis der Erde mir.

So herrschend mögen deine Strahlen
Ein Leben wirren um dich her,
Mit Farben alles übermahlen,
Du selber hüpfen kreuz und quer.

Die Thäler magst du dir beleben
Mit bunten Thieren, gross und klein;
Doch — todt musst du mir wiedergeben
Das ganze Reich. So soll es sein!

Und damit war der Bund geschlossen;
Der Tag bestieg den gold'nen Thron,
Und kam, vom Purpursaum umflossen,
Ein allwillkomm'ner Göttersohn.

Er neigte dann aus hohen Lüften
Mit hellem Prangen seinen Lauf,
Es führte tief aus Bergesklüften
Der finstre Gott die Nacht herauf.

Und immer, wie des Herrschers Wille
Jetzt Ruh, und Leben jetzt gebeut,
So waltet bald die todte Stille,
Und bald die frohe Regsamkeit.

Und Mensch und Thier — noch alle fügen
Sich jetzt nach jenem Urvertrag,
Wir müssen wie die Todten liegen,
Verstummend bis zum hellen Tag.

.....

Die Verbannung des Men schen.

Der Mensch, ein armer Wandersmann,
Sass fern auf kalten Steinen,
Mit Weib und Kind, und sah hinan
Zur Gottesburg mit Weinen.

Hinauf zum ewigfrischen Grün
Erhob er seine Hände,
Ob Gottes Antlitz nicht auf ihn
Den Strahl der Hoffnung sende.

Da hebt der Purpurblütenzaun,
Die Grenze vor'ger Freude,
Und Engel steigen auf und schaun
Hinüber auf die Haide.

Und wie er weint, und spät und früh
Beharrt im heissen Flehen,
Und angstvoll klagt, da können sie
Sein Leid nicht länger sehen.

Und in den dunkeln Busch hinein
Entschauern sie und schwingen
Sich auf zum Thron im lichten Hain,
Die Botschaft Gott zu bringen,

Sogleich erklingt das ganze Haus
Vom Zuruf ihrer Klagen:
Er hält den Fluch, den Schmerz nicht aus,
Herr, lass ihn nicht verzagen.

Er sitzt, ein armer Wandersmann,
Gebeugt auf kalten Steinen,
Mit Weib und Kind, und fleht uns an;
Wir müssen mit ihm weinen.

Ein feuchter Sturmwind weht auf ihn,
Und kalte Nebel füllen
Das Thal umher, und schnaubend ziehn
Die Tieger her mit Brüllen.

Nun du ihn ausgestossen hast,
Kommt alles, ihn zu plagen;
Zu schwer ist deines Fluches Last,
Herr, lass ihn nicht verzagen.

Da sprach der Herr: mein Angesicht.
Das soll er nimmer schauen,
Doch auch verzagen soll er nicht,
Noch ihm vor Trübsal grauen.

Er darf vom Baum des Lebens zwar
Die Früchte nimmer brechen,
Doch Tröstung soll ihm immerdar
Aus seinen Zweigen sprechen.

Und dorther ihm erbarmungsvoll
Ein Schimmer sich verbreiten,
Und von des Himmels Freuden soll
Ein Nachhall ihn begleiten.

Er sprach's und stieg zum grünen Raum
Hinunter, glanzumgeben,
Er selbst, und lehrt vom Lebensbaum
Ein Spiel der Anmuth weben.

Sie fügen in ein Kämmerlein
Den Himmelssaal der Wonne,
Und drauf der Saiten gold'nen Schein,
Wie Strahlen von der Sonne.

Noch tönte zwar die Wölbung nicht,
Doch kaum berührt die Saiten
Ein Strahl von Gottes Angesicht,
Da hallt's durch ferne Weiten.

Und alle Engel staunen an
Des Werkes schön Vollbringen,
Und dass im Raum des Holzes kann
Der Himmel wiederklingen.

Nun hoch frohlockend tragen sie
Das Spiel hinaus zur Haide,
Und sprechen: nimm zur Sorg' und Müh'
Auch hier den Trost der Freude.

Er nimmt und rührt es unbewusst,
Da tönt die Macht der Lieder,
Und plötzlich regt in seiner Brust
Des Himmels Bild sich wieder.

Und neu erfüllt von Kraft und Muth
Durchforscht er das Gefilde,
Und schafft und wirkt, und was er thut,
Er schafft's nach jenem Bilde.

Was rings der Kreis verschlossen hält, —
Er winkt mit seinem Stabe,
Und ruft die ganze Pracht der Welt
Hervor aus ihrem Grabe.

Und sieh! die Heerde tanzt um ihn
Auf quellenreicher Wiese,
Und aus Erinn'rungsträumen blühn
Ihm künft'ge Paradiese.

.....

Das gebildete Zeitalter,

oder:

wo sind die Götter?

eine Neujahrs-Rhapsodie. 1805.

Hoch schaut vom Felsen ein sinnender Greis,
Die Augen voll Kraft und Leben,
Das Kinn umgürtet von Schnee und Eis,
Die Stirn von Wolken umgeben;
Eine Harfe stützt den gebeugten Mann,
Drin haucht er die zitternden Saiten an.
Die tönen den Menschen so wunderbar,
Als wär's die heilige Engelschaar.

Köhlerfrau.

Ach! hörst du, wie draussen das Jahrlied schallt?

Köhler.

Der Sturmwind heult durch den Fichtenwald,
Er bringt von den Bergen im frühen Schein
Das Jahr mit klingendem Spiel herein.

Köhlerfrau.

Ja, spielt' auch der Alte noch dreimal so schön,
Du hörst nur immer den Sturmwind wehn; —
Hoch hat er im Felsen sein eignes Haus,
Und mitten im Winter, da tritt er heraus,
Und hat noch immer die Saiten geregt,
Damit sich die Welt nicht schlafen legt.

Die Ströme.

Was liegen wir müssig im trägen Sand!
Heut geht ein Geschrei im ganzen Land:
Wir sollen bedeuten den Lauf der Zeit,
Und draussen das Meer — die Ewigkeit.
Und wenn wir uns nicht in das Meer ergiessen,
Wie wollen dem Rector die Verse fliessen!

Die Phantasie.

Um Zutritt bitt' ich, geehrteste Herrn,
Ich bin eine arme, verlassene Waise,
In Reichthum erzogen, und muss nun fern
Nach Heimath suchen auf dürftiger Reise;
Ich bitte, dass ihr ein Urtheil sprecht:
Verstand, mein Bruder, der Haberecht,
Wortführer anjetzt bei den Reichen und Grossen,
Hat mich aus der Mutter Hause verstossen,
Meinen Garten zerstört, die Freude der Welt,
Und ihn statt Rosen mit Rüben bestellt.
Vom alten Schlosse der rechte Flügel,
Dazu das Thal, der Hain und der Hügel,
Ist alles nur noch im Traume mein;
Ich bitte, ihr wollt mir behülflich sein.
Und bis ich gewonnen mein voriges Reich,
So lasst als Magd mich dienen bei euch,
Ihr habt zur Zeit viel Arbeit und Müh',
Verschmäht nicht die Hülfe der Phantasie.

Die Herren.

Ist Bettelei, wir kennen sie schon,
Sie ist als Nonne dem Kloster entflohn,

Und geht nun, und lügt sich von Haus zu Haus,
Und hält es bei keinem Menschen aus,
Will nirgends gutthun und nirgends bleiben,
Und nimmer etwas Rechtes treiben;
So mag sie wandern, hinaus mit ihr!

Die Phantasie.

Verstossen bin ich nun dort und hier,
Kann nirgends ein Obdach mir erflehn,
Muss endlich noch ganz zu Grunde gehn.

Hercules. (auf der Windmühle.)

Weh! meine Patronin — nun ist es aus —
Sie bringen sie dort in's Arbeitshaus!
Steht ihr das gelobte Land nicht offen,
So darf ich noch minder Erlösung hoffen;
Hier muss ich, den Göttern zum Spott und Hohn,
Die Schultern verdingen um Tagelohn,
Muss Lasten tragen hinauf und hinab,
Und dienen als rüstiger Müllerknapp.

Apoll. (mit Ränzel und Schalmeie.)

Wen seh' ich dort schweben auf luftiger Leiter;
Mit Ceres gefangen — mein Hercules, du?
Ich sah auf dem Circus dich jüngst als Bereiter,
Und nun — wie sag' ich? — auf Aeolusruh?

Hercules.

Apoll, dich kenn' ich am freundlichen Wort,
Wo willst du hin?

Apoll.

Nach dem nächsten Ort;
Im Sommer lass ich die Schafe grasen,
Im Winter muss ich das Neujahr blasen,
Jüngst hab' ich gedient als Stadtmusicant,
Drauf ward ich ein Hirt und ging aufs Land;
Mein Lycia werd' ich wohl nicht mehr erblicken,
Indess — man muss in die Zeit sich schicken;
Ich lasse die Sorgen vorüber fliehn,
Und spiele den lieben Augustin.

(spielend ab.)

Hercules.

So lustig zu sein, das kann mich verdriessen,
Will lieber hinfort die Thüre verschliessen. —

Amor.

Holla, holla!

Hercules.

Welch Toben und Lärmen!

Amor.

Es wehet haussen ein kalter Wind,
Mich friert gar sehr, bin ein armes Kind,
Lass drinnen mich nur die Finger erwärmen.

Hercules.

So komm; mach zu die Thüre geschwind.
Was hast du denn unter dem Jäckchen da?

Amor.

Die Schlittschuh.

Hercules.

Sind Bogen und Pfeile ja.
Ei sieh' mir — Eros, bist auch verbannt?

Amor.

Ach ja, muss wandern durch Stadt und Land,
Kann nirgends die Kunst des Bogens üben,
Denn alles will jetzt vernünftig lieben;
Die Köpfe sind voll, die Busen leer,
Es haftet drinnen kein Stachel mehr.
Auch war ich am Hofe, man wollte mir eben
Die neuste fränk'sche Erziehung geben.
Da macht' ich mich schlank und bog mich und kroch
Behend durch's schöne, geschnitzte Joch,
Und hab' die Verkappung abgestreift
Und drüber Papier von Bonbons gehäuft:
So bin ich dem Zwang und der Ziererei
Noch glücklich entflohn, bin wieder frei,
Und lobe mir draussen den Hain und den Bach,
Da lauf' ich den Nymphen des Dorfes nach,
Und wenn Apollo den Reigen gespielt,
Hab' ich schon manches Herzchen erzielt.

Hercules.

So wärst du besser im Dorfe geblieben,
Hier draussen ist nicht der Ort zum Lieben;

Wer denkt an den Knappen? Sie sitzen da drinnen,
Ich treibe mir mühsam die Zeit von hinnen.

Amor.

Ich kenne dein Tagewerk, nächtlich dein Wachen,
Und will dir das Leben erträglich machen;
Die schönste Jungfrau verehr' ich dir,
Sie steht schon draussen, mach' auf die Thür:
Ich halte mich hinter dem Ofen verborgen.

Müllerstochter.

Gott grüss', — muss heute für alles sorgen,
Die Magd ist — glaub' ich — zum Pfänderspiel,
Du musst doch essen, — ist freilich nicht viel.

Herculcs.

Ei, trägst ja das Körbchen zum Brechen voll.

Müllerstochter.

Bin lange nicht auf die Mühle gekommen,
Und ist mir so ängstlich hier und beklommen.

Hercules.

Das machen die Räder, die rasseln, wie toll.
Geh' nur ins Stübchen und wärme dich.

Müllerstochter.

Bin eben nicht kalt.

Amor. (für sich.)

Nun bück' ich mich,
Und leise spann' ich den Bogen und ziele:

Müllerstochter.

O weh!

Hercules.

Was ist dir?

Müllerstochter.

Ach hier, ich fühle
Auf einmal ein Stechen, ich weiss es nicht,
Ob mich nicht gar eine Nadel sticht;
Oder der Ofen — der heisse Schein —
Ich weiss nicht, was mag wohl die Ursach sein?

Amor. (für sich.)

Ha ha! nun ist es um's Herzchen geschehn,
Jetzt will ich ins Dorf zum Pfandspiel gehn.

(er schleicht sich davon.)

Mercur.

Freund Amor ist fort, geblieben die Maid,
Es sieht mich niemand, gelegene Zeit!
Indess sie einander mit Worten betrügen,
Zieh' ich die Zinsen von ihren Lügen.
Es übt sich die Welt in Trug und List,
Zu sehn, wer wohl am klügsten ist;
Wer aber die Augen verschlossen hällt,
Will sagen: mein Freund, nimm hin das Geld!
Es bleibt zwar thöricht, sein Gut zu verschenken,
Doch wer es nicht nimmt, dem wird man's ver-
denken,
Lebt keiner doch ohne Schuld und Fehl. —
Hinunter den Sack mit Weitzenmehl!

Hercules.

Was war das?

Müllerstochter.

Es wird wohl der Sturmwind sein.

Hercules.

Was machst du beim Weitzen?

Mercur.

Beim Weitzen? Ach nein!
Ich wollte dich um den Weg nur fragen,
Und wie gerufen kommst du heraus.

Hercules.

Den Weg? — du willst wohl ins Bäckerhaus?
Wer bist du? — — Hermes, — ist das ein
Betragen?
Wir leben wohl all' in betrübter Zeit,
Doch helfen wir andern uns fort in Ehren;
Allein für dich mag die Welt sich verkehren,

Du bist darüber erst recht erfreut,
Und willst sie noch tiefer hinunter ziehn,
Sieh'st immer nur drin deinen Weitzen blühn.
Ein Göttersohn? — du solltest dich schämen.

Mercur.

Herr Bruder, ich will's zu Herzen nehmen;
Ich wünsche dir Glück zum neuen Jahr. (ab.)

Hercules.

Sieh da — was werd' ich am Hügel gewahr!
Herauf kommt Ares, der Kriegsmann,
O käm' er zu meiner Befreiung heran!

Mars.

Es sitzen die Menschen beim Büchelkram,
Studieren sich alle noch blind und lahm,
Da kann sich die Kraft nicht offenbaren,
Ich muss zuweilen darunter fahren.
Sie ziehn das Leben hinein ins Haus,
Und keiner will mehr in's Freie heraus.

Will alles nur ruhig und glücklich sein;
Allein wie soll doch ihr Wachsthum gedeih'n?
Das Sinnen und Grübeln, das wäre wohl gut,
Doch muss es hernach auch in Saft und Blut,
Und muss in's Leben, und muss in den Kern,
Und das vergessen die weisen Herrn.
In's Grosse will keiner, nur jeder für sich
Häuft auf und sammlet recht kümmerlich;
Und alles soll sich durch's Geld vermitteln.
Das geht nicht, ich muss es zusammen rütteln.
Die Kraft durch alle Glieder vertheilt,
So wird der Körper von Grunde geheilt!
Sie sind um eitle Dinge bemüht,
Und wollen viel Schätze an sich raffen,
Und zürnen, dass ihnen der Tag entflieht,
Als wären sie nur für die Dinge geschaffen.
Sie selbst sind morgen wie gestern früh,
An sich verwenden sie keine Müh',
Und drum hat man es schon oft gesehn,
Dass sie in die Dinge selbst übergehn,
Und sich verwandeln in Holz und Stein,
Und wollen gemessen, gewogen sein.

Die kühnen Gedanken, das Kraftgefühl,
Das lassen sie gleich beim Kinderspiel,
Und wollen von höhern Dingen nichts wissen,
Bis ich den ganzen Plunder zerrissen.

Hercules.

Recht, Ares; dich hab' ich erwartet hier,
Komm, theile das reichliche Mahl mit mir.
(Mars kehrt bei Hercules ein.)

Jupiter in den Wolken.

Die Kinder entliess ich, sie baten mich sehr,
Ich gab ihnen hin, was ich hatte;
Nun kümmert sich um mich keiner mehr,
Und ob ich erkrank' und ermatte,
Kommt keiner, auch nur mit Jahreslauf
Und schickt dem Vater eine Gabe herauf,
Von Wein oder Kuchen, — an keinem gebricht
Es drunten den Menschen, — es braucht ja nicht,
Dass sie erst Hunger und Durst mir stillen,

Ich sähe dabei doch den guten Willen.
Nun sitz' ich allein, bin fast betrübt,
Dass ich die Kinder so sehr geliebt.
Ja — wenn sie des Schicksals Ruthen schlagen,
Dann können sie kommen, und können klagen,
Dann bin ich der liebe Vater wieder;
Und freilich, hör' ich die Klagelieder,
Und sehe mein Kind als armen Mann,
Geht wieder das Geben von vorne an. —
Doch jetzt ist drunten noch Scherz und Lachen,
Will mich doch etwas bemerkbar machen.

(Donner und Blitz.)

Meister Hinz. (singt.)

Es kommt ein Wetter, wie ich hör!

Kunz.

Still, Nachbar, ist gar nicht Sitte mehr;
Und donnert's im Winter auch selten nur,
Geht alles doch her nach dem Lauf der Natur.

Hinz.

Ich meine, das wird uns Krieg bedeuten.

Kunz.

ehörst noch zu den verfinsterten Leuten;
Was Krieg! Wenn unsere Weiber nicht zanken,
lass uns immer dem Himmel danken.
tzt sing nicht weiter und sei gescheut,
Wir leben zur aufgeklärten Zeit.

Die ersten Collegia.

Professor der Logic.

Wie Schiff auf dem Meere, die schweben und schwanken
So treiben den Menschen die regen Gedanken,
Sobald nicht die Ordnung sie trägt und hält,
Was aber kann sie fügen und lenken? —
Es ist die Logic, die Kunst zu denken,
Meine Herren, die erste Kunst der Welt.
Wie einst das Leben mit Licht begann,
Fängt Wissen auch erst mit der Logic an.

Drum hat es ein jeder recht wohl bedacht,
Der hier mit Logic den Anfang macht.

Professor der Moral.

Worin bestehet des Menschen Leben?
Was kann ihm Verdienst und Würde geben?
Das Haben und Wissen, das ist es nicht:
Nein, was wir thun, ob wir nach der Pflicht
Der Seel' und des Leibes Vermögen und Kraft
Gebrauchen und täglich regieren und leiten,
Das ist es, — und also weiter kein Streiten:
Moral ist die erste Wissenschaft.
Gar vieles lernt sich in Jahreszeit;
Moral geht bis in die Ewigkeit.

Professor der Philologie.

Des Menschenbildung, wie allbekannt,
Ist Zweck und Bestimmung für's ganze Leben:
Und Bildung — woher? — Nicht jedes Land
Kann uns ein Muster und Vorbild geben.
Es sind die Griechen und Römer nur,
Von ihnen kommt die wahre Cultur;

Und wollen wir keine Zeit verlieren.
So müssen wir nur die Alten studieren.
Sie lehren das rechte Maass und Gesetz;
Die Philosophie ist ein eitel Geschwätz,
Und giebt nur losen und frechen Mund;
Brodwissenschaft ist ein elendes Wissen,
Und speiset den Geist nur mit magern Bissen.
Latein und Griechisch — das legt den Grund,
Und wenn wir Latein und Griechisch verstehn,
So dürfen wir Jeden in's Antlitz sehn.
Drum thun Sie wohl, Ihr Werk zu vollenden,
Dass Sie zur Philologie sich wenden.

Professor der Theologie.

Was stürmen wir wild in's Leben hinein!
Wir sollen ja nützliche Bürger sein,
Und uns bestreben vor allen Dingen,
Zum Ganzen auch unser Theil zu bringen; —
Drum — was wir gelernt an Philosophie,
An Logic, Geschichte und Philologie,
Und was wir sonst noch wissen und können,
Das ist nur Vorbereitung zu nennen;

Und ob wir auch hoch ein Jegliches schätzen,
Hier müssen wir erst die Kron' aufsetzen.
O süsser Lohn! nach so vielen Beschwerden
Ein Herrscher, ein Führer des Volks zu werden,
Die Wahrheit, das Wort des Herrn zu verbreiten,
Und menschliche Herzen wie Bäche zu leiten,
Der Sünde zu steuern, dem Frevel und Spott!
Ja, dazu verhilf uns, o Herre Gott!

Fechtmeister.

Da war ein Herr von Itzenblitz,
Hatte viel gelernt — versich're auf Ehre! —
Ein Mann von Verstand und vielem Witz,
Und schön, ein Liebling der Damen — auf Ehre!
Wie Milch und Blut, ein feines Gesicht,
Doch — Fechten, da fechten verstand er nicht,
Verliess sich auf seine Körperkraft.
Was geschah? — Von der Schlesischen Landsmannschaft
Kommt her ein kleiner, nur schwacher Mann,
Der rührt auf dem breiten Stein ihn an.

Sie müssen sich schlagen. Wie kam es zuletzt? —
Der Itzenblitz liegt auf dem Kirchhof jetzt;
Der Kleine, ein Zögling aus meiner Lehre,
Ist dän'scher Minister — versich're auf Ehre! —
Drum sag' ich: um aller Götter Gunst!
Erlernt doch das Fechten, die edelste
Kunst.

Tanzmeister.

Ja, ja, das Köpfchen ist vollgepfropft.
Von Sprachen, Logic, von tausend Sachen.
Nun kommt der Herr, hat angeklopft,
Tritt ein, um sein Kompliment zu machen:
Da sitzt der Herr Rath, Frau Räthin dort;
Ja, Himmel! was hilft nun all' das Studieren!
Hier gilt's, hier soll er sich präsentiren;
Da stockt, da sitzt es und will nicht fort.
Kommt gar noch das Fräulein — o jemine!
Die Lippen wie Feuer, ihr Busen wie Schnee;
Da steht er mit seiner Philosophie,
Und wird ihm zu Muthe, er weiss nicht, wie,

Er kann ihr nicht freundlich in's Auge sehn,
Und sich — um's Aemtchen ist es geschehn. —
Das Tanzen, das Tanzen, das war's, meine Herrn.
Er lernte nicht tanzen, und stand von fern,
Und doch kann sich der nur vor Allen erheben
Der tanzen gelernt, und die Kunst zu leben.

Der Student.

Es ist mir, als ging' ich zur Messezeit
Durch Strassen von Buden, man ruft und schreit:
Kommt her, kauft hier, ich biete das Beste,
Sie brauchen's, ich weiss es, es geht zum Feste,
Den Fächer, dies Hütchen, o sehn Sie den Schnitt,
O nehmen Sie's doch für Liebchen mit. —
So hab' ich am Vortrag heut mich ergötzt,
Doch ward mir der Kopf ganz wirrig zuletzt.
Sie bringen den ganzen Markt zu Hauf,
Und thürmen den Thurm zu Babel auf,
Als wollten sie uns mit all' ihren Sachen
Gleich wieder zu grossen Kaufleuten machen.

Ja, brächten wir alle den Kram nach Haus',
Wir fänden uns selbst nicht wieder heraus.
Und hätten die Flut zur Rechten und Linken,
Und könnten am Ende noch drin ertrinken.
Drum lasst uns, eh' wir das Centrum verlieren,
Nicht tiefer, als bis an den Magen studieren.

Der Eklektiker.

iel Gäste nahm er in sein Haus.
n setzt es Streit und Mordgeschichten,
rennt und kauft, sie zu beschwichten,
werfen sie ihn selbst hinaus.

Der Oekonom und der Dichter.

Der Dichter.

Ich wandle durch des Haines Schweigen,
Wo Laub an Laub sich drängt,
Wo düst're Dämm'rung aus den Zweigen
Mit Schauer mich umfängt.

Der Oekonom.

Hier geh' ich sicher vor dem Winde,
Und wünsche täglich fast,
Dass doch die Eiche voller stünde,
Für meine Eichelmast.

Der Dichter,

Wie schimmert durch die Tempelsäulen,
Hier unterm Baldachin,
Dem Wandrer lieblich zum Verweilen,
Der Wiese frisches Grün!

Der Oekonom.

Die kleine Wiese dicht daneben
Giebt schlechtes Sommerheu,
Und würde mehr an Grasung geben,
Ging nicht der Weg vorbei.

Der Dichter.

Wie silbern rinnet durch Gesträuche,
Wie sanft durch Blumen hin
Diess Bächlein, dem ich mich vergleiche
An stets zufried'nem Sinn!

Der Oekonom.

Dass doch das Bächlein im Gebüsche
Sich nicht versilbern will!
Kein Wasser drin und keine Fische,
Die Mühle todt und still.

O lass
Du go
Und h
In dei

Der Dichter.

Die Axt erschallt, die Zweige beben,
Es bebt in mir das Herz;
Die Eiche sinkt; — unsterblich Leben!
Ich blicke himmelwärts.

Ein sch
Ich bau
Liess h
Und ma

Der Oekonom.

Der Förster lässt schon wieder schlagen;
Da muss kein Tag vergehn;
Nun — ich bin zu den Wintertagen
Mit Feu'rung schon versehn.

Der Abe
Nun dies
Und still
Mit mir

Der Dichter.

es mich ruhn auf kühlen Matten,
gottgeweihter Hain,
hülle mich in deine Schatten,
einen Frieden ein!

Der Oekonom.

chönes Holz! — Ich möcht' es haben:
mt' ein prächtig Haus,
hauen, stürzen, pflügen, graben,
nachte Acker draus.

Der Dichter.

bend graut, die Nacht umschleiert
iese Thäler bald,
ill in heil'ger Andacht feiert
r der dunkle Wald.

Der Oekonom.

Es wird schon Abend, Henriette
Setzt schon den Kessel auf,
Die Hühner gehen schon zu Bette,
Nun, Heinrich, mach' und lauf.

.....

Geist der Zeit.

Orpheus Lieder erklangen,
selber vor Fröhlichkeit
Wälder und Hügel sprangen,
ar noch köstliche Zeit.

ausend Jahre vergingen,
vieder auf Erden erklang
ohen und göttlichen Dingen
mmlischer, froher Gesang.

Doch kaum hat der Mensch es vernommen,
Da sprach er, als thät' es ihm Noth:
Dein Liedlein — soll es uns frommen,
So sing' uns die Steine zu Brod.

Und weil es nicht hat ersungen
Des Sängers göttlicher Mund,
So spotten die lästernden Zungen
Noch seiner bis diese Stund'.

Ha! schafft er nicht grössere Wunder,
Haucht Leben in Felsen und Stein?
Doch ihr, in dem Trödel und Plunder,
Wollt leben von Brod allein.

.....

Poetische Lectüre.

s Verwandlung liest der Cantor mit den Knaben!
ird denn wohl Ovid sich auch verwan delt haben.

.....

Das Rothkehlchen an Minna.

Die Lerche mag die Wolkenlieder trillern
Von Schillern,
Die Nachtigall das Lied der Liebe flöten
Von Göthen,
Du liebst mich doch, ich singe dir ein Liedchen
Von Tiedgen.

Ein Un
Es steht
Streckt h
Und sch
Vierbeini
Schlingt
Und leht
Trotz Reg
Der Mens
Er nimmt
Ihm täglic
Und seht,

.....

Räthsel.

nthier lebt in Saus und Braus,
t gebäumt an unsern Wegen,
hoch die raschen Hörner aus,
lmaubt dem wilden Raub entgegen,
nig steht's mit langem Schweif,
meilenweite Felder hinter,
t den Sommer wie den Winter
egen, Schnee und Morgenreif.
nsch ist nur sein Leibinsect,
nt, was Rumpf und Magen scheiden,
ich aus den Eingeweiden,
t, wie's ihm so köstlich schmeckt!

****

An einen Günstling.

Du meinst, weil du so hoch gestiegen,
Dass dich Natur so hoch bestimmt;
Schon recht, mein Freund, du bist gestiegen,
Wie Federn in die Lüfte fliegen,
Und Kork im Wasser oben schwimmt.

.....

Steigerung.

Sein Weibchen nennt ihn Lamm!
Und — Schaf das Epigramm.

.....

Geber und Empfänger.

Was du gnädig willst bescheren,
Weiss ich, kannst du leicht entbehren;
Doch, was dir so leicht zu missen,
Werd' ich schwer zu brauchen wissen.
Giebst du, ohne dich zu schämen,
Schäm' ich mich, es anzunehmen.

****

eine singende Mahlerin.

höner noch durch Farben als durch Töne
n ihren Werken sich verschöne, —
agen's wohl, wir wissen's nicht.
doch der Vogel selbst in Busch und
Waldgesträuche,
cht zu nah sein Lied mit Blumen sich
vergleiche;
nkle lockt der Ton, in's Freie Glanz
und Licht.
lgen, Aug' und Geist auf Wiesen zu
erfrischen,
schen dem Gesang des Vogels in Ge-
büschen,
ielach staunen wir, von Freude ganz
besiegt,
o auf Blumen sich ein Vogel singend
wiegt.

Brief auf Asbest.

Besorgt, dein heit'res Angesicht zu trüben,
Hab' ich dir einst ein leeres Blatt gesandt,
Worauf die Schrift, von Sympathie benannt,
Das Wort verbarg: vergönne, dich zu lieben!

Was so geheim im Herzen stand geschrieben,
Das brächtest ahnend du mit leiser Hand
Der Flamme nah, und sieh'! erglühend stand
Der Wunsch, der sonst verborgen wär' geblieben.

So ward die Lieb' an Flammen offenbar,
Und also soll, Geliebte, treu und wahr
Auch dieser Brief ein Zeichen sein auf's neue.
Der Macht des Feuers gieb ihn ganz und gar,
Und sieh'! er geht aus Flammen hell und klar,
So wie mein Herz, hervor, — ein Bild der
Treue.

****

Politik.

Nimmer werd' ich meinen Nacken beugen,
Fremden Druck mit Schweigen nie ertragen,
Nie den stolzen Leib in Fesseln schlagen:
Also schwur Amant, und will's bezeugen.

Da erschien, die lange schon sein eigen,
Laura — und die list'gen Freunde fragen,
Wie er solche Läst'rung dürfe wagen,
Und zur Antwort naht er ihr mit Schweigen.

Seinen Nacken beugt er — sie zu küssen,
Druck ertrug er — doch von ihrer Hand,
Und umarmend hält ihn — welch ein Band!
Ganz von Lust im Taumel fortgerissen,
Rief er, was das volle Herz empfand:
Freunde, hier ist Freiheit, Vaterland!

****

idenschaft und Neckerei.

le kommt, die Freundliche, die Lose,
n erschrickt, wird roth; da lächelt sie:
mein Freund,
ihen ja, wie eine Rose!
spricht er, wenn die Sonne sie bescheint,
sonst — — er stockt, wird blass, —
sie wendet sich: mein Freund,
isse Rose war gemeint,
Gleichniss darf Sie nicht verfehlen.
zt: o Gott! Sie haben nur zu wählen! —

Man wählet, spricht sie, gern von zweien eine,
Doch ob ich Roth, ob ich die Weisse meine,
Hier fass' ich zwei, und doch von beiden keine,
Drum steh' ich an. — Da lodert sein Gefühl
Zur höchsten Glut, er wirft sich ihr zu Füssen,
Und ruft: o aller Farben Spiel
Ist für die Sonne Eins! sie stammt: das ist zu viel,
Gemach, mein Freund, die Rose nannt' ich aus,
Sie aber werfen ja, recht blumig mich zu grüssen,
Mit einem ganzen Blumenstraus:
Das heisst nicht winken; laut erschrecken,
Mit Liebe quälen, nicht, sich necken;
So, Sturmwind, kommst du nicht ins Haus.

.....

Vogel am Fenster.

Herein?
Bist du allein?
Durch Gärten geschlüpft,
Am Fenster gehüpft,
Darf ich herein?

Nicht schön?
Möchtest mich sehn?
Voll Schnee das Gebüsch,
Macht munter und frisch;
Bin ich nicht schön?

Du hier?
Kommst nicht zu mir?
Bin lustig und klein,
Im Garten allein,
Sitzest du hier?

Nicht aus?
Nicht aus dem Haus?
Die Nelken, so schön,
Wie traurig sie stehn!
Kommst nicht heraus?

Schön weiss?
Fürchtest das Eis?
Wie lieblich und kraus
Die Bäumchen um's Haus!
Siehst nicht, wie weiss?

Zu weit?
Ob's mich gereut?
Kein Gärtchen, wie hier,
Ist drinnen bei dir;
Hüpf' ich zu weit?

Nicht fliehn?
Soll ich verziehn?
Dein Händchen, so nah,
Es regt sich, — ei ja!
Sollt' ich nicht fliehn? —

****

Der Jäger und der Hirt.

„Schäfer, noch hier? So feucht und so kalt.
Kann nimmer die Weide behagen.“
Jäger, wohin? Im dunkeln Wald,
Da kannst du so spät nicht jagen.

„Schäfer, ich jage zur Nachtzeit auch;
Doch sag', was steht da am Teiche?“
Jäger, meinst du den Dornenstrauch?
Ich halt' ihn für keine Eiche.

„Aber im Strauche, was regt sich da,
Und schauert und hat sich so eigen?“
Jäger, der Zephyr, du kennst ihn ja,
Wie gern er sich wiegt auf den Zweigen

„Seht doch! So kam das Flüstern von dort
Wohl auch von wehenden Lüften?“
Jäger, da flüstert's in einem fort,
Da rinnt die Quelle der Triften.

„So! und da oben, was schimmert so schön
Am Strauche mit röthlichem Prangen?“
Jäger, wie solltest du das nicht sehn!
Der Dorn ist mit Rosen behangen.

„Wetter! der Dorn, — was Kukuk! mich däucht,
Ich seh' ihn schweben und hüpfen.“
Jäger, du hast mir das Reh verscheucht,
So lass es nun ruhig entschlüpfen.

„Himmel! es schlüpft in der Gartenthür;
Du hast um den Fang mich betrogen.“
Jäger, es wär' gar gerne bei mir,
Ich hab's zur Hand mir gezogen.

„Röschen, im Busche so still und stumm!
Du Falsche, dir will ich's gedenken.“
Phylax, nun bring' mir die Heerde herum.
Der Himmel will Regen uns schenken.

.....

Junker Hans und die Weintrauben.

In des Vaters grünen Lauben
Sucht' ich gestern reife Trauben,
Und was muss ich da erblicken!
Trauben, herrlich, zum Entzücken.
Zweie, lieblich, voll und schön,
Sah ich, wie ich nie gesehn.

Eilend's wollt' ich sie erwischen,
Herz und Lippen zu erfrischen,
Aber ach! es kam ganz eigen,
Statt der Trauben gab es Feigen,
Lina war's, die oben stand,
Und sie gab mit voller Hand.

Ei, wer konnte solches denken,
So mein adlich Blut zu kränken!
Tollkühn war es, und vermessen,
Nein, das werd' ich nie vergessen;
Heiss, wie mir die Wange glüht,
Spür' ich dennoch Appetit.

Will doch meine Mutter fragen,
Ob die Frucht mir darf behagen;
Mit den Feigen solche Possen
Haben mich zu sehr verdrossen,
Junker bin ich, Blitz und Mond'
Also schickt man mich nicht fort.

Die Lehrreiche.

Welch ein Lehren, Toben, Preisen,
Mich im Glück zu unterweisen!
Schönste, lass des Herzens Willen
Doch die Lippen selbst erfüllen,
Ohne Worte lehre mich.
Küssend fass' ich leichter dich.

An Mütterchen Stax.

Was schmähst du mich, wenn ich von Liebe
singe!
O Mütterchen, sei guter Dinge,
Von Liebe sang, befrag die Bibel dort,
Auch Salomo; die Lieb' ist Gottes Wort.

H. Ramberg del. Leop. Beyer sc.

Ehescheidung aus Liebe, von Fr. Laun

Der

Frühlingsbote.

Herausgegeben von St. Schütze.

Frankfurt am Main
bei Friedrich Wilmans.
1823.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Druck und Papier von C. L. Brede
in Offenbach.

Vorrede.

Da der Wintergarten mit den Taschenbüchern zugleich für manche Leser nicht zur gelegenen Zeit kam, so ward für gut befunden, ihn künftig erst Ostern erscheinen zu lassen. Weil aber damit der Titel seine Bedeutung verlohr, so schien es am besten, ihn mit dem sechsten Bande lieber ganz zu schliessen, und die jährliche Mittheilung, die zu

seiner Fortsetzung dienen soll, in einer neuen Folgenreihe unter einem neuen Titel zu beginnen. So entstand der Frühlingsbote.

St. Schütze.

Inhalt

vom Frühlingsboten 1823.

Vorrede. Seite

1. Einleitungsgedicht: Der Frühlingsbote von St. Schütze. 7
2. Die Ehescheidung aus Liebe. Erzählung von Fr. Laun. 11
3. Die Gründung Moskau's. Von Dr. Ernst Raupach. 71
4. Anna von Sachsen. Erzählung von Friderike Lehmann. 129
5. Mancherlei zur Betrachtung und zum Nachdenken von St. Schütze. 257
   Bemerkung von demselben. 279
   Zwei Anecdoten. 284
6. Freuden- und Scherzgedichte: 287
   1. Zu Göthe's Geburtsfeste von St. Schütze. 289
   2. Großvaters Worte, bei der Taufe seines Enkels von C. L. M. 292
   3. Klage des alten Niemand von A. F. C. Lanabein. 294

Seite

4. Der Handkuß von Heinrich Döring. . . 293
5. Zwei Sonette nach aufgegebenen Endreimen von Silvio Romano u. St. Schütze. 302
6. Trinklied von Silvio Romano. 304
7. Das Gartenhaus von St. Schütze. . . . 306
8. Am Abend des 22. Aug. 1822 von Feucer. 308
9. Des Namens Gründung von St. Schütze. 310

Der Frühlingsbote.

1.

Der Frühlingsbote.

Wenn Berg und Wald im frischen Grün
Des Himmelsbläu' umflossen,
Wenn Stimmen durch die Lüfte ziehn,
Das Bächlein kommt geschossen,
Dann schmilzt der Kummer, weicht der Schmerz,
Lenz kommt auch in des Menschen Herz.

Und so, wenn sich der Blick erhebt
Zur Jugend-Lust und Freude,
Wenn um der Anmuth Reize schwebt
Des Auges stille Weide,
Dann fühlt das Herz sich alterfrei,
Den Muth erfrischt, das Leben neu.

Wenn And'rer Liebe, Schmerz und Glück
Uns durch die Seele glühen,
Und hell durch unser eng Geschick
Des Lebens Fackel ziehen,
Dann thut ein finst'res Thor sich auf,
In's Freie steigt der Geist herauf.

Und so, wenn hart im Kampf der Welt
Des Leibes Kräft' erliegen,
Geduld die Krone ringend hält,
Und Lieb' und Treue siegen,
O dann zu welcher hohen Lust
Trinkt neuen Lenz des Menschen Brust!

Ein reicher Born des Lebens quillt
Auch aus der Wehmuth Quelle;
Manch selig Loos, manch tröstend Bild,
Blüht an verborg'ner Stelle.
Von allem soll — will's Gott verleihn —
Dieß Buch ein treuer Bote seyn.

St. Schütze.

2.

Die Ehescheidung aus Liebe

von

Friedrich Laun.

1.

Unter der uralten Linde vor dem ländlichen Wohnhause, saß der Hauptmann von Ungwitz, den achtjährigen Sohn auf den Knieen schaukelnd und mit der Linken, welche um den Nakken seiner geliebten Gemahlin sich schlug, nach der herrlichen Gegend deutend, worüber eben der letzte Blick der scheidenden Sonne seine ganze Liebesgluth ausgoß. Wem — rief er begeistert — wem gehört wohl die Welt, wenn sie nicht unser seyn sollte? Er verstand den leisen Laut des unterdrückten Seufzers, womit Ottiliens Wange sich hierbei an die ihr so nahe liegende Hand zärtlich schmiegte und fuhr also fort:

Habe ich etwa nicht Recht? Welchem Auge gehören diese Wiesen, diese Fruchtfelder, der erhabene Wald, jene grünen, mit freundlichen Häusern übersäeten Weingärten, die aus dem blitzenden Flusse emporsteigen und endlich die mit dem Purpurmantel des Allerhöchsten geschmückten Gebirge in der Ferne, welchem gehören sie mehr als dem, das ihren hohen Reiz am besten zu genießen versteht? O mein Schatz, wem das Ganze des Lebens kein recht gnügendes Bild darreicht, dem bleiben doch immer wenigstens Augenblicke, voll hohen Genusses. Auch unser Verein hat so manchen, dessen Glück durch nichts in der Welt überboten wird. —

An diese Einleitung knüpfte der Hauptmann die Schilderung einer Menge süßer Szenen aus ihrer gemeinschaftlichen Vergangenheit. Darüber war es kühl und Zeit geworden, den kleinen, an des Vaters Seite eingeschlafenen Ulrich zur Ruhe zu bringen.

Als späterhin Ottilie im Zimmer die Spielsachen des ruhig Schlummernden zusammen-

räumend, das Ordenskreuz ihres Gemahls darunter fand, sprach sie zu diesem im Tone des freundlichen Vorwurfs: Sieh da, Lieber, unter den bleiernen Dragonern.

Und warum nicht? — erwiederte er scherzhaft, ihr die Wange streichelnd — Es ist ja ein militärisches Ehrenzeichen!

Ein Kinderspiel ist aber dergleichen doch wohl nicht? fuhr sie ernster fort.

Wie man's nehmen will. Fast möchte ich behaupten, daß das Erstürmen der Schanze, welche mir den Orden einbrachte, auch nichts weiter war, als Kinderspiel; nur ein gefährlicheres. Ach, meine schönen, großen Hoffnungen damals, für das Allgemeine und für mich! Und der Orden selbst, welche bittern Früchte trug er mir! Ohne ihn hätte ich nimmermehr den Haß des Erbprinzen auf mich geladen, der ihn seinem Adjutanten zudachte. Doch still davon. Nach dem unbedachten Worte, das mir der Unmuth über die spätere Zurücksetzung, gegen den Fürstensohn eingab, war es Glück ge-

nug, daß man der Gewährung meiner Bitte um den Abſchied noch die Penſion beifügte, die uns freilich nicht — — glücklich macht! —

Die treffliche Ottilie bereuete ſehr, die Veranlaſſung zu einer ſo herben Erinnerung herzugeführt zu haben. Sie ſuchte alles hervor, die eingetretene Verſtimmung wieder hinwegzuſcheuchen.

2.

Wirklich ſtanden die äuſſern Glücksgüter des Paares im ſchreiendſten Widerſpruche mit der innigen Uebereinſtimmung der Herzen. Ungwitzens Penſion war ſo klein, daß es ſelbſt der außerordentlichen Sparſamkeit und Ordnung ſeiner Gemahlin nicht gelang, die Wirthſchaft davon auf dem eingeſchränkteſten Fuße zu beſtreiten. Einzig um dem Auge der Welt ihre mancherlei Entbehrungen zu verbergen, hatten ſie ſich das leerſtehende Landhäuschen gemiethet und doch auch hier nicht ſchuldenfrei bleiben können. In demſelben Grade, als der kleine

Ulrich emporwuchs, wuchsen auch die Sorgen des Ehepaares. Der Unterricht, des gute Anlagen verrathenden Knaben, forderte nicht nur, daß man vom Landleben Abschied nahm, er verlangte auch neuen Aufwand. Gleichwohl sannen der Hauptmann und Ottilie schon lange umsonst, wie sie den zeitherigen bestreiten sollten. Vor dem Kriegsdienste, der damals fast einzig zur Vergrößerung eines ausländischen Fürsten mitwirken mußte, hatte er seit dem was er in ihm erlebt, die entschiedenste Abneigung. Kein Mittel, als den Weg irgend eines andern Erwerbes einzuschlagen. Ungwitz besaß wissenschaftliche Bildung. Er hatte die jetzige Einsamkeit zu Fortsetzung seiner Studien benutzt. Besonders waren Mathematik und die Kunde der neuern Sprachen seine Lieblingsfächer.

Auf Einmal sich selbst verwundernd, warum ihn erst jetzt der Gedanke beifiel, Unterricht darin zu ertheilen, eilte er eines Tages mit diesem Vorsatze nach der Residenz. Aber so muthig er, seiner Kraft sich bewußt, etwas Tüch-

tiges in der neuen Laufbahn zu leisten, die Reise dahin angetreten hatte, grade so muthlos kehrte er Abends zu Ottilien zurück. Alles war Anfangs nach Wunsch gegangen. Ein alter Kamerad, dem er den Plan vertrauet, garantirte ihm ein sehr gutes Fortkommen; da fiel ihm noch ein, einem Oheim, dem Oberkammerherrn von Ungwitz, seinem Hauptgläubiger und dringendsten Mahner, von der Aussicht auf die künftige allmählige Abzahlung seiner Schuld in Kenntniß zu setzen. Aber dieser Hofmann erschrak vor dem Entschlusse. Er verlangte die ganze schuldige Summe auf der Stelle zurück, wenn es dem Manne gleiches Namens mit ihm, einfiel, die Thorheit wirklich in Ausübung zu bringen. Bis dahin sey, seines Wissens, noch kein Ungwitz zum Schulmeister hinabgesunken. Vergebens suchte der Hauptmann ihm das Ehrenvolle der Sache in's Licht zu stellen. Die Vorurtheile des Großwürdenträgers blieben unerschütterlich. Und doch hatte derselbe mit einem fälligen Wechsel seinen

Schuldner ganz in der Hand. Wie der Zorn des Stolzen dießmal gegen den Hauptmann aufgewallt war, konnte diesem kein Zweifel bleiben, daß man, ihn von dem Vorhaben des Unterrichts der Jugend abzuziehen alles anwenden, und falls kein anderes Mittel hinreiche, ihn auch wohl gefangen halten würde.

Die Liebenden waren auf's tiefste erschüttert. Beide gelobten alles, das Härteste sogar, ertragen zu wollen, wenn eine mit ihren Grundsätzen verträgliche Aussicht zur zweckmäßigen Ausbildung ihres Sohnes sich einstellte. Für eine solche würden freilich die meisten das Anerbieten des Oberkammerherrn, ihn in seinem Hause eine anständige Erziehung zu geben, geachtet haben, allein dem Paare hätte die Annahme desselben wegen der Verkrüppelung an Geist und Herzen, welche dem talentvollen Knaben dort beverstand, als die abscheulichste Verwahrlosung, gewiß zum ewigen Vorwurfe gereicht.

3.

Eben saß Ungwitz wieder mit seiner Gemahlin unter der schönen Linde vor dem Hause. Der Kleine hüpfte fröhlich um sie herum. Prachtvoll wie an jenem Abende schied die Sonne. Aber ihre Größe war nicht im Stande, die Dumpfheit zu durchdringen, worein ein nicht verdientes, unabsehliches Unglück sie gestürzt hatte. Nur auf den kleinen Ulrich fiel, wenn er sich zu weit entfernte, bisweilen der Blick der Aeltern. Doch eben die schönen Keime in dem geliebten Kinde, umzogen ihn nur mit einem dichtern Flore.

Da brachte der Bote einen Brief aus der Residenz. Das große, obrigkeitliche Siegel daran war wenig Lockung ihn zu eröffnen. Ungwitz besorgte die Nachricht von einer ausgeklagten Schuld darunter.

Aber die Laute, welche ihm beim Lesen des Inhalts unwillkührlich entschlüpften, erregten Ottiliens Aufmerken. Seine Gesichtszüge be-

lebten ſich mehr und mehr. Dann ſchob er ſchweigend das Schreiben wieder in's Couvert und nahm eine darin mit enthalten geweſene Beilage zur Hand.

Mein Gott — rief Ottilie aus — was beſagen denn dieſe Schriften? Dein Geſicht, lieber Ulrich, ſonſt immer der treueſte Spiegel aller deiner Gefühle, iſt mir mit Einem Male ein vollkommenes Räthſel. Erſt Erſtaunen, dann Hoffnung, wie es ſchien. Aber nur allzubald erſtarrte ſie wieder und der bitterſte Mißmuth füllte all deine Züge.

Nein, Kind — antwortete er jetzt, Beilage und Schreiben zuſammen in die Taſche ſteckend — ich kann dich verſichern, daß dieſe Papiere unſere Lage wenigſtens nicht im mindeſten verſchlimmern. Nur beſſer wird nichts durch ſie, was wir doch ſo ſehr bedürften. Das Allein iſt das Schlimme dabei.

Ottilie war befremdet. Was ihn zeither auch betroffen, von Allem hatte er ihr Eröffnung gethan. Er hatte die Briefe, die er in

ihrem Beiseyn empfing, immer sogleich ihr mitgetheilt, wenn sie Interesse für sie haben konnten. Daß letzteres bei diesem Schreiben der Fall seyn mußte, bewies der Eindruck davon auf ihn. Alles was auf den geliebten Gemahl so stark wirkte, mußte wohl auch die Wißbegier der Theilnehmenden erregen. Allein er entzog ihr den Brief offenbar mit Absicht. Sie schwieg. Erst als er nachher, gleichsam im Gefühle der ihr geschehenen Vorenthaltung, sie mit Zärtlichkeiten überhäufte, die etwas Gewaltsames in seinem ganzen Wesen verriethen, da beschwor sie ihn um eigentlichen Aufschluß.

Durchdrungen von der Gerechtigkeit ihrer Forderung sprach er: Das Erstaunen, das vorhin beim Lesen jener Papiere meine Miene dir verkündigt hat, wird dich nicht mehr verwundern, wenn ich dir sage, daß der kaum zwei und zwanzigjährige Adolph von Ungwitz auf Angerhausen, plötzlich mit Tode abgegangen ist.

Ottilie erblaßte. Früher, wenn von Erb-

haften Anderer zwiſchen ihnen die Rede gewe-
en, hatte ihr Gemahl oft geäuſiert, daß er
hwerlich auf ein ſolches Glück einige Ausſicht
ähe. Der einzige denkbare Fall dieſer Art —
igte er das einemal lächelnd hinzu — iſt mir
urch die glückliche Wahl meines Herzens ver-
hloſſen worden. — Wie ſo? fragte damals
Ottilie. — Nicht ſo betroffen, geliebtes Le-
en! — hieß ſeine Antwort. Deine Liebe zu
ir, deine himmliſche Güte hat den Eigenſinn
eines Herzens, das einzig dich und keine An-
ere begehrte, hinlänglich gerechtfertigt. Alles
Glück der Erde, was könnte es mir ſeyn, ohne
ich und den Sohn, den ich dir verdanke, dein
anzes Ebenbild! Wie wollte das Gut An-
erhauſen mir den mindeſten Erſatz für euch
ewähren? Uebrigens kenne ich ſolches wie deſſen
eſitzer, nur aus den genealogiſchen Nachrich-
en von unſerer Familie und weiß, daß dieſer
Günther von Ungwitz, ſelbſt noch ein rüſtiger
Mann, zwei Söhne beſitzt, Konrad und Adolph,
eren der letzte noch nicht einmal zur Mündig-

keit gelangt ist. Erst nach dem, ganz unwahrscheinlichen Aussterben dieses frischen Kleeblatts, würde ich die nächsten Ansprüche auf Angerhausen erlangt haben, wenn ich die Vorsicht gebraucht hätte, keine aus neuadeligem Geschlechte zur Gemahlin zu nehmen. Seit dritthalb hundert Jahren nämlich, hat der jedesmalige Besitzer das Recht festzusetzen, daß nur derjenige ebenbürtige, nächste Erbe in sein Lehngut succediren kann, der eine Frau von sechszehn Ahnen wenigstens, entweder schon hat, oder binnen drei Jahren vom Tage des Erbanfalls an, sich mit einer solchen verbindet. —

Je unwahrscheinlicher diese Erbschaft in jener Zeit war, desto leichter ging man darüber hin. Auch als ein Jahr später, die Zeitungen den Tod Günthers von Ungibitz ankündigten, konnte, da er dem Hauptmanne und Ottilien persönlich nicht bekannt gewesen, die Sache wenig Interesse für sie haben. Erst, als zwei Jahre darauf sein ältester Sohn, Konrad, ein Opfer der eigenen Unvorsichtigkeit auf der Jagd

geworden war, und der noch unmündige Erbe des Guts das Ableben des Bruders ebenfalls in den Zeitungen beklagte, wandelte Ottilien ein kleiner Schreck an, daß doch vielleicht durch sie dem Glücke ihres Gemahls ein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Allein Ulrich wiederholte seine frühere Versicherung, daß ohne sie und ihren Sohn die ganze Welt ihm nichts sey. Auch kam man bald wieder von dem Gegenstande ab, da bei der großen, und, wie man zufällig erfuhr, ausgezeichnet kräftigen Jugend Adolphs von Ungwitz immer noch kein Gedanke war an den Fall, welcher nunmehr doch wirklich eintrat. —

Weimar

Nur mit großer Mühe lösten sich von Ottiliens blaßgewordener Lippe die Worte: Dein Erstaunen, mein Ulrich, wäre sonach erklärt. Woher aber die Hoffnung, welche ich nachher offenbar von deinem Gesichte leuchten sah, die jedoch nur allzufrüh wieder völlig daraus verschwand.

Weil — antwortete Ungwitz — des Ma-

gistrats Schreiben grade so lautet, als ob der Erblasser von seinem Rechte jene Bedingung im letzten Willen, wie alle seine Vorfahren, festzusetzen, keinen Gebrauch gemacht habe und die Zeit des Antritts der Erbschaft blos durch mich zu bestimmen sey. —

Ohnstreitig — fuhr Ungwitz fort — hat die Obrigkeit in der Voraussetzung des hinreichenden Alters deiner Familie dieses Versehen begangen, welches übrigens die beglaubte Abschrift des letzten Willens völlig berichtigen kann. Denn grade wie seine Ahnherren, hat auch der nunmehr verstorbene letzte Besitzer Angerhausens die gewöhnliche Forderung an seinen Erben gemacht. —

Ottilie war ausser sich in dem Gefühle, daß sie selbst dem Glücke ihres Gemahls in den Weg treten mußte! — Umsonst betheuerte der Hauptmann nochmals, daß kein Heil ohne sie sich denken lasse für ihn. Nichts konnte ihr zur Beruhigung gereichen.

4.

Am folgenden Morgen wollte Unawitz die Antwort auf das gestrige Schreiben einsiegeln, welche die Ursachen enthielt, weshalb er die Erbschaft einem andern überlassen müsse. Ottilie kam dazu. Sie bat um ihres, um seines Sohnes willen, noch damit anzustehen. Die Heftigkeit ihrer Bitte erregte seinen Unwillen, aber er konnte ihr die Gewährung nicht versagen, da allerdings, wie sie anführte, es gleichgültig war, ob er seine Erklärung sogert, oder erst in acht Tagen abgab. Das Anführen bestritt er indessen heftig, daß ja doch vielleicht binnen dieser Zeit irgend ein Mittelweg aufzufinden seyn würde. —

Schon in den ersten Tagen durchschauete er ihren Zweck dabei. Sie ging offenbar darauf aus, ihn auf ein grosses Opfer vorzubereiten. Worin aber konnte das bestehen, als in ihren Ansprüchen auf seine Perlen? —

Nein, sprach er daher auch eines Mor-

gens — die Trennung, welche du beabsichtige müßte mich ja um den ganzen Frieden mein Lebens bringen. Immer besser auch der härtes Kampf mit einer unfreundlichen Aussenwelt, a der Verlust dessen, was einzig Trost gewähre kann in Noth und Tod. Wir sind nur ein und müssen das bleiben! Auf der Stelle so meine Beantwortung jenes Schreibens abgehen

Keinen Streit! bat Ottilie, daß du abe erst in acht Tagen antworten wolltest, darau erhielt ich dein Wort, mein theurer Ulrich.

Und — versetzte er in tiefer Rührung ihr Hand ergreifend — wenn du mir nun auch die ses Wort nicht erlassen willst, was kann de achttägige Aufschub wohl ändern? der ich Heute bin, der Gesinnung nach, werde ich gewiß in acht Tagen ebenfalls, ich werde solches bis an das Ende meines Lebens seyn!

Ein Blick auf den kleinen, jetzt mit freund lichem Morgengruße hereinhüpfenden Sohn, und dann auf Ottilien drückte des Hauptmanns in nigste Ueberzeugung von der Unzertrennlichkeit

des durch die Liebe geheiligten Kleeblattes aus. Ottilie, ihn durchschauend, senkte das Auge und ein verhaltener Seufzer heb ihre Brust. Sprechen über ihr Verhaben konnte sie unmöglich.

Ein Brief sollte die Nothwendigkeit desselben dem Gemahl an das Herz legen.

5.

Eine mit zwei Jugendfreunden verabredete Zusammenkunft, mußte den Hauptmann zwei Tage vom Hause entfernt halten. Auf diese rechnete Ottilie. Als er am zweiten Abende zurückkehrte und statt der Mutter und des Kindes nur einen Brief von der erstern vorfand, sank er im Innersten zermalmt auf das Sopha. Nimmermehr würde er das Haus verlassen haben, wenn er seiner Gemahlin zu solch einem Schritte Muth genug zugetrauet hätte.

»Mein theurer Ulrich, — lautete der Brief — was du um meinetwillen zu thun anstandest, dessen, legt mir die Pflicht auf, dei-

nes und unſeres Sohnes halber mich zu unterziehen. Wahrlich, mein Herz blutet nicht weniger, als das deinige, aber die Nothwendigkeit hat gebeten, der Himmel hat uns den Ausweg aus einem Labyrinthe gezeigt, und wir ſollten den blos darum nicht einſchlagen, weil er nicht alle unſre Wünſche zugleich befriedigen kann? — Nein, mein Ulrich! Unſer nagendſter Kummer beſtand in dem Mangel an Mitteln der Frucht der treueſten, unvergänglichſten Liebe eine Zukunft, ihrer und unſerer würdig, zu bereiten. Dieſer Kummer wird mit deiner geſetzlichen Scheidung von mir, mit deiner, das Verlangen jenes Teſtaments erfüllenden zweiten Vermählung gehoben. Ja, mein Inniggeliebter, die beiden uns ſelbſt feindſeligen, aber für unſer geliebtes Kind ſo heilſamen Worte ſind geſprochen. Bei deiner Vaterpflicht beſchwöre ich dich, ſie in Ausführung zu bringen, ſo bald als möglich. Es gilt die Rettung des auf das Härteſte bedroheten Glückes unſeres Kindes. Es gilt unſer eigenes höchſtes Glück. Leben doch

alle redlichen Aeltern mehr in ihren Kindern und für ihre Kinder, als in und für sich selbst.

Kein Forschen nach meinem Aufenthalte. Schon darum keins, weil eben sein Nichtwissen unsrer Scheidung, deren Antrag zu thun ich dir auferlege, erleichtern wird. Bis dahin sey unser Sohn mir das Unterpfand. Sobald die Gesetze unsere Trennung ausgesprochen haben, soll er zurückkehren zu dir. Denke übrigens, daß wir, auch getrennt, uns angehören und mein Geist dir immer und überall nahe bleibt. Der Himmel wird uns beide stärken, zu Ertragung dessen was er uns auferlegte. —»

Der Brief versetzte den Hauptmann in einen unbeschreiblichen Zustand. Das ganze Verfahren Ottiliens und dessen Resultat, schien ihm zu dem Unglaublichen, zu dem Unmöglichen zu gehören. Es zu durchdenken, fühlte er sich vollkommen unfähig. Die bittersten Verwürfe gegen die Abwesende, wechselten in seiner Seele ohne Aufhören mit der höchsten Bewunderung.

Am folgenden Morgen kam der Dokter Kreis, ein alter Freund, der Gerichtsdirekter im Dorfe war, und dem Ottilie den ganzen Zustand der Dinge nebst ihrem Verhaben anvertrauet hatte. Der Mann, selbst Gatte und Vater, wußte durch genaue Auseinandersetzung der Sache, alles in solchem Lichte zu zeigen, daß der bis dahin ganz unschlüssig gewesene Ungewitz zuletzt sich wirklich dazu verstand, auf den Plan seiner Gemahlin einzugehen. Es war ein Glück für ihn, daß jener geist- und gemüthvolle Rechtsgelehrte öfter als gewöhnlich ihn besuchte und ihm mit Rathe zur Hand ging, ihm auch von Zeit zu Zeit einen Brief Ottiliens überbrachte.

6.

Unmittelbar nach der erfolgten Trennung des äussern Bandes zweier unzertrennlichen Herzen, kehrte der Sohn wieder zu seinem Vater zurück. Der Brief seiner Mutter, den er mitbrachte, war äußerst rührend. Sie nannte ihn

ihren letzten und sprach, daß sie das Aufheben alles sichtbaren Zusammenhanges mit ihm sich nun zur Pflicht mache.

Der Geschiedene brach hierüber in den höchsten Unmuth gegen den Gerichtsdirekter aus, der aber auch diese Maasregel für heilsam und nothwendig erachtete.

Mit der Nachricht, wo Ottilie sich zeither aufgehalten, erfuhr er von seinem Sohne, daß sie diesen begleitet, auf der Hälfte der Straße aber einen andern Weg eingeschlagen. Doktor Kreis schien von ihrem jetzigen Aufenthalte ebenfalls unterrichtet, ließ sich aber nicht im mindesten darüber heraus.

Tiefzerrissenen Herzens verließ der Hauptmann den Sitz seiner süßesten Freuden und seines herbsten Schmerzes, um sich nach dem sehr entfernten Angerhausen zu begeben. Das Gut übertraf seine Erwartungen bei weitem. Aber je schöner es war, um so tiefer auch seine Trauer, solches nicht mit Ottilien theilen zu können. Selbst sein kleiner Ulrich, in dessen

lieblichem Gesichte ihre edeln Züge alle Tage deutlicher hervortraten, reichte nicht aus, ihn über den großen Verlust auch nur einigermaßen zu trösten. In bösen Momenten wandelte ihn sogar beim Anschauen des Sohnes ein Unwille über letztern, als die Hauptveranlassung zu seinem und Ottiliens Mißgeschicke an. Da fragte der Kleine, warum er so finster auf ihn blicke, und sogleich kehrte sein ganzes Bewußtseyn zurück und er drückte die schuldlose, innigstgeliebte Ursache seiner ehelichen Trennung auf das inbrünstigste an die gequälte Brust.

5. 7

Zwei Jahre waren so dahingegangen. Seine Unterthanen, hocherfreut, daß der jetzige Gutsherr nicht wie der verstorbene, Angerhausen in der Hand des Verwalters ließ, während er in der Residenz lebte, bewiesen ihm auf mannigfache Weise, wie sehr mit seiner Uebernahme des Guts ihr Glück gewachsen war. Aber den Frieden seines Herzens zurückzurufen, reichten

die liebevollen Aeuſſerungen der guten Leute doch nicht hin. Er hatte in dieſer Zeit von dem Doktor Kreis auf ſeine ſchriftlichen Anfragen nach Ottilien immer zur Antwort erhalten, daß ſie ſich, den Umſtänden nach, wohlbefinde. Zuletzt war ihm ſogar im Auftrag von ihr die Mahnung geſchehen, nicht etwa durch Verſäumung des dreijährigen Termins zur zweiten Vermählung den Zweck ihres beiderſeitigen Opfers zu verlieren.

Zwar drückte ihn der Vorwurf nicht, dieſen Zweck zeither außer Acht gelaſſen zu haben. Wirklich hatte er ſchon in Beziehung darauf mehrere Beſuche und Reiſen gemacht. Allein wenn es zur eigentlichen Werbung kommen ſollte, ſetzte ſich das innere Widerſtreben immer allzumächtig dagegen. Immer glaubte er dann noch eine beſſere Wahl treffen zu können und vernachläſſigte ſo mehrere, dem äußern Anſcheine nach, außerordentlich günſtige Parthien.

Ottiliens Aufruf wirkte. Eine abermalige Reiſe in andere Gegenden, ſollte unternommen

werden. Dabei gab der Hauptmann sich selbst das Wort, wofern solche wieder fruchtlos ausfiele, um eine derjenigen Damen, deren Bekanntschaft er früher gemacht, zu werben und auf jeden Fall als Bräutigam nach Angerhausen zurückzukehren. Sein Sohn und dessen Hofmeister sollten ihn auf der Reise begleiten. Der Tag ihres Anfangs war schon festgesetzt.

Da kam eines Morgens ein Bedienter, seine Gebieterin, die verwittwete Baronesse von Hohendamm anzusagen, welche im Dorfgasthofe übernachtet hatte.

Sie erschien. Keine von all den Frauen, welche Ungwitz, seit er auf dem Gute lebte, gesehen, hatte solch einen Eindruck auf ihn gemacht. Frau von Hohendamm mochte höchstens ein Alter von acht und zwanzig Jahren erreicht haben. In ihrem großartigen Wuchse lag der Zauber der höchsten Wohlgestalt und einer Haltung, worin sich Anmuth und Würde auf das Hinreißendste vereinten. Ueber das Licht ihrer großen, dunkeln Augen, war ein mildernder

Schleier gleichsam hingehaucht und das zarte Weiß der edeln Gesichtsform, wurde durch den Glanz des schwarzen Haarüberflusses noch mehr herausgehoben. Ihren Wangen fehlte freilich der leichte Rosenschein einer kräftigen Gesundheit. Schwerlich aber wurde er von irgend Jemand darauf vermißt. Vielmehr war es, als ob alles an der Dame grade so und nicht anders seyn müsse, als ob ein Mehr oder Weniger auf die süße Uebereinstimmung in ihrem ganzen Wesen nur störend eingreifen könne; eine Uebereinstimmung, die erst dann in der höchsten Vollendung sich darbot, wenn die blaßrothen Lippen aufgingen und ihre Stimme im genauesten Einverständnisse mit der Milde des Blickes, das köstliche Bild wie aus einer höhern Welt, durch irdischen Wohllaut jedem menschlichen Herzen noch mehr befreundete.

Die Dame hatte ein Anliegen an den Hauptmann.

Bei dem Vorhaben in der Gegend eine Besitzung zu kaufen, führte sie mehrere An-

schläge von benachbarten Gütern bei sich und wünschte des Hauptmanns Meinung über sie zu vernehmen. Er theilte ihr mit, was er davon mußte, erbot sich auch, sie selbst nach diesen Gütern zu begleiten; was sie auf das dankbarste annahm.

Noch nie hatte den Hauptmann, ausser Ottilien, eine Frau in solchem Grade interessirt. Daher wurde seine Reise vor der Hand wegen der Hülfleistungen, zu denen er sich erboten hatte, weiter hinausgeschoben, späterhin aber, als die Baronesse wirklich seine unmittelbare Nachbarin geworden war, gänzlich aufgegeben.

8.

Je näher Ungwitz mit Frau von Hohendamm bekannt wurde, desto heller traten auch ihre geistigen Vorzüge ihm in's Licht, desto fester überzeugte er sich, daß wenn eine Person auf der Welt ihm für Ottilien Ersatz leisten könne, solches allein diese Wittwe sey.

Die unermüdete Sorgfalt und Aufmerk-

samkeit, welche sie auf die fünfjährige Tochter wendete, der ausserordentliche Verstand, womit sie des kleinen Wesens Erziehung leitete, reiften den Entschluß immer mehr in ihm, ihr seine Hand förmlich anzutragen.

Aber obschon sein ganzes Benehmen auch der Wittwe schwerlich einen Zweifel an diesem Vorhaben übrig lassen konnte, obschon in ihrer Aufnahme seiner häufigen Besuche ein besonderes Wohlwollen nicht zu verkennen war, auch ihr unumschränktes Vertrauen zu ihm sich mehrere Mal klar genug ausgesprochen hatte, so fehlte es ihm, wenn er sein Begehren kundthun wollte, doch immer an Muth dazu. In der ganzen Gegend sah man die Verbindung schon als eine abgethane Sache an, als das bestimmte Wort von seiner Seite noch immer nicht erfolgt war.

9.

Ein Fräulein von Erbing, welches jetzt auf das Gut der Baroneſſe kam, um den ländlichen

Aufenthalt mit dieſer Geſpielin ihrer Kinderjahre zu theilen, hatte ſo viel Abſchreckendes im Aeußern für den Hauptmann, daß er es nicht im Stande war, ſeiner Freundin zu verſchweigen.

Sie haben Recht, Ungwitz — ſprach die Baroneſſe — es liegt in dieſer Phyſiognomie etwas auffallend Widerwärtiges.

Ihren Verwandten ſelbſt — unterbrach ſie der Hauptmann — ſcheinen die dicht nebeneinander ſtehenden winzigen Augen und das lange ſpitze Kinn, ſo viel Abneigung eingeflößt zu haben, daß ſie ſogar die in jetziger Zeit ſo allgemein übliche Vorſicht der Schutzpockenimpfung bei der Armen anzuwenden unterließen.

Nicht ihre Verwandten ſind hieran Schuld — entgegnete die Baroneſſe. Die Beklagenswerthe verlor Vater und Mutter ſchon im erſten halben Jahre ihres Alters. Aus Mitleid nahm ſich die Wärterin der ganz mittelloſen Waiſe an. Jahrelang blieb Marianne in den Händen dieſer guten Perſon, welche ihren mühſeligen Erwerb

mit der Verlaſſenen theilte, leider aber freilich aus Verurtheil gegen die Kuhpocken von der Impfung keinen Gebrauch machte. Und wer weiß, ob nicht grade dieſes Verurtheil zum Nutzen meiner lieben Marianne ausgeſchlagen iſt? — Im fünften Jahre verfiel ſie in die Pokkenkrankheit. Die furchtbare Art, in welcher das Kind daran litt und offenbar ſchon die gewiſſe Beute des Grabes ſchien, erweckte das Mitleid einer Dame aus der Nachbarſchaft. Sie ſchickte ihren Arzt, Mariannen zu behandeln und nahm ſpäterhin nach erfolgter Herſtellung die durch ſie Gerettete ſogar in das eigene Haus. Die Dame war eine nahe Verwandte meiner Aeltern, und ſo geſchah es, daß Marianne durch meine Lehrer und Lehrerinnen mit unterrichtet wurde. Allerdings haben die Pocken noch eine beſonders heilloſe Verwüſtung in dem ſchon übel genug gefarmten Geſichte angerichtet. Allein, ich verſichre Sie, lieber Ungwitz, daß man bei näherer Bekanntſchaft mit ihr, über den gebildeten Geiſt, über das trefflichſte Herz, die ihr

eigen sind, die äußere Schale völlig vergessen kann."

Mariannens Eintreten löste dieses Gespräch auf und Ulrichs Auge, von des Fräuleins außerordentlicher Häßlichkeit abermals schwer verletzt, begriff gar nicht, wie solch ein Vergessen nur möglich sey.

10.

Ungwitz hatte den festen Vorsatz gefaßt, seinen innern Widerstand, welcher sich seinem förmlichen Antrage immer in den Weg stellte, endlich mit Ernst zu bekämpfen, als er an einem Sonntagsnachmittage bei der Barenteffe eintrat.

Er frägte nach der Bedeutung der Guirlanden von frischen Blumen, welche in einer Ecke des Zimmers lagen.

„Vielleicht — antwortete Frau von Hohenbaum mit Nachdruck — vielleicht sind diese Blumengewinde weiter nichts, als der höhnende Schmuck eines schuldlosen Opfers. Des hiesigen

Schulzen Tochter hat heute Hochzeit mit dem Sohne eines reichen Bauern aus einem benachbarten Dorfe. Die Braut gleicht an Güte ihrem Vater, aber der Bräutigam, der Bräutigam! — der setzt mich in tausend Sorgen um das heitre Kind. Gestern Abend ist ein Brief von ihm an eine Andere in meine Hände gelangt. Er klagte darin über die Aeltern, welche sie getrennt und seine Heirath mit der Schulzentochter betrieben haben. Er berief sich auf ihren Glauben an die Fortdauer seiner Liebe und gelobte ihr diese Fortdauer nochmals mit einem Schwure. Er könne, schreibt er, nun einmal keine Andere lieben als sie. Uebrigens hält er irgend einen fernern Umgang mit ihr, der beiderseitigen Ehre und Rechtlichkeit zuwider. Blos im Herzen will er die Aufgegebene für immer behalten. — Meinen sie nicht, lieber Hauptmann, daß die Sache von übler Vorbedeutung sey für die arme Braut, welche keine Ahnung hat von diesen Umständen?

Mit einiger Betroffenheit antwortete Ung-

witz: Schwerlich wohl, wenn der Bräutigam Wort hält in Vermeidung alles äußern Zusammenhanges mit der Geliebten. —

So können sie sich also in der That eine Ehe als glücklich verstellen, welcher der Geist der Liebe, der innere Zusammenhang des Paares, völlig abgeht? Ich bin solches durchaus nicht im Stande. Daher betrachte ich denn auch die heutige Braut nicht ohne Wehmuth wegen ihrer Zukunft. Eines Betrugs an ihr, ist der Bräutigam immer schuldig, wenn sie ihr ganzes holdes Wesen ihm arglos allvertraut, und er dafür ihr einen Leichnam zumuthet, dessen Seele einem Andern gehört. Uebrigens gebe ich zu, daß vielleicht seine Braut weniger zart über diesen Punkt urtheilen kann; daher ich denn auch anstehe, die einmal eingeleitete Verbindung, durch Eröffnung der wirklichen Umstände zu stören. Vielleicht ist sie sogar von so weniger Schärfsicht, um es auch künftig nie zu merken, welch ein wesentlicher Theil des Gatten ihr abgehe. Ich aber, wenn mich,

während meiner kurzen Ehe dergleichen betroffen hätte, ich würde gewiß nur allzubald den Betrug inne geworden seyn, der mit meiner Ruhe nimmer vereinbar gewesen wäre. —

Die draußen vor den Fenstern erschallende Musik, kündigte die Ankunft des Brautpaares an und belebte mit Einem Male alle Hände und Füße im Hause. Man kam, die Blumengewinde abzuholen und die Vareneſſe, von Mariannen gerufen, eilte zum Empfange des ankommenden Zuges. Nur langsam folgte ihr der noch immer in den Inhalt ihrer Aeußerungen tiefversenkte Gast. Ohne alle Theilnahme fiel draußen sein Blick auf die nach ländlicher Sitte mit bunten Farben reich geschmückte Kranzträgerin. Der beginnende fröhliche Lärm war ihm zuwider und die Furcht, als Freund vom Hause, selbst mit in die Feierlichkeit und ihre Tänze und Scherze verflochten zu werden, machte, daß er sich im Stillen verlor und auf sein Gut zurückeilte.

11.

Schon in der Dämmerung des folgenden Morgens jagte der Hauptmann zu Pferde einige Meilen weit. Bei der Rückkehr stieg er vor dem gutsherrlichen Hofe in Woltlin ab. Alles lag noch in den Betten. Aber die Baronesse hatte sein hastiges Fragen nach ihr doch gehört, ließ ihn um einen kleinen Verzug bitten und sah dann zwischen den Gardinen hindurch, wie er voller Ungeduld im Garten auf und niederschritt und seine Reitgerte ein Spiel mit den schönsten Blumen trieb. Um nur so viel als möglich von den armen Schlachtopfern seiner Bewußtlosigkeit zu retten, beeilte sie ihren Anzug.

Ohne die Frage der Ankommenden nach seinem gestrigen Fortschreiten im mindesten zu berücksichtigen, ließ er dem Gruße, nachdem er allenthalben schüchtern umhergeschauet und sich ganz allein mit ihr gesehen hatte, sogleich die Anrede folgen.

Wertheſte Freundin, die Umſtände gebieten mir, mich zu vermählen.

Und das — verſetzte ſie ſtaunend — auf Einmal und mit ſolcher Ungeduld. Sicher hat das Brautpaar von geſtern — —

Gewiſſermaßen — hat es mich allerdings zu dem Verſatze gebracht. Ich komme daher ſie um ihre Fürſprache bei der Dame zu bitten, mit welcher ich von nun an mein Leben zu theilen denke.

Sie können auf die Erfüllung jedes billigen Wunſches bei mir rechnen.

Ich habe — fuhr er in der zeitherigen Haſt weiter fort — ich habe allen Grund zu vermuthen, daß die Hand des Fräuleins von Erbing noch unverſagt ſeyn möchte und bitte ſie daher, an ihre Freundin die verläufige Frage zu richten, ob meine Perſon ihr nicht zuwider und ſie geneigt ſey, ſich in Unterhandlungen über ein Eheband mit mir einzulaſſen. —

Die Bareneſſe trat einen Schritt zurück. Was ſoll ich denken, lieber Ungwitz? ſprach ſie.

Ihr ganzes heutiges Benehmen, die Augen, welche die meinigen absichtlich vermeiden, und nun endlich gar der Wunsch des Vereins mit einer Person, über die sich ihre Abneigung gegen mich ausgesprochen hat.

Letzteres — antwortete der Hauptmann — rühte blos von der äußern Erscheinung her. Seit ihren Eröffnungen, gnädige Frau, über die Dame, und meinen eigenen Beobachtungen, bin ich so weit von meinem frühern Vorurtheile gegen sie zurückgekommen, daß ich mit ihr wenigstens gewiß nicht unglücklicher, ja vielleicht sogar glücklicher, als mit jeder Andern seyn würde.

Und doch — entgegnete die Baronesse — glaube ich noch in den letzten Tagen recht deutlich den Zwang wahrgenommen zu haben, der sie allein in der Unterhaltung mit Mariannen festhalten kann. Ich glaube bemerkt zu haben, daß noch immer ihr Auge an die ungünstige Gestalt meiner Freundin sich nicht gewöhnen will.

Meine Vernunft — antwortete er — wird, hoffe ich, das halsſtarrige Auge allmählig bezwingen. Genug, gnädige Frau, ich wiederhole ihnen meine dringende Bitte um die gütige Einleitung der Sache bei dem Fräulein.

Lieber Ungwitz, auf alle mögliche Mitwirkung zu jedem ihnen zum Heile gereichenden Zwecke können ſie gewiß allezeit ſicher bei mir rechnen. Nur müſſen ſie zuvor mehr gethan haben, mich von der Heilſamkeit des Zweckes zu überzeugen. Ihr heutiges Verlangen aber kommt mir in der That ſo parador vor, die Zeit und Art dazu iſt ſo — ungewöhnlich, daß ich mich ihm ohne nähere Eröffnung der Veranlaſſung nicht fügen kann. In ſo wichtigen Angelegenheiten dürfte wohl überhaupt die Freundin von dem Freunde Aufſchluß zu fordern berechtigt ſeyn.

Nach kurzem Sinnen antwortete der Hauptmann: Sie haben Recht, Bareneſſe, ich bin ihnen, unſerm ganzen zeitherigen Verhältniſſe nach, die Bekanntmachung meiner Beweggründe ſchuldig. Ich will verſuchen, ſie in wenig Wor-

ten auseinander zu setzen. Zuvor aber müssen sie meine Familienumstände kennen, worüber ich zeither auch gegen sie, das tiefste Schweigen beobachtete. — Das künftige Fortkommen unseres Sohnes, veranlaßte die Scheidung zwischen meiner Gemahlin und mir. Des vorigen Besitzers von Angerhausen Testament, legte dem Erben dieses Gutes die Vermählung mit einer Dame von alter Familie auf, was meine Frau nicht war. Hier schilderte Ungwitz in wenig Worten den ganzen Edelmuth des Benehmens der von ihm getrennten Gattin und fuhr dann mit dem Ausdrucke der tiefsten Rührung also fort:

Binnen drei Jahren mußte meine zweite Vermählung geschehen. Allenthalben fand ich Damen, denen ich meinen Antrag gemacht haben würde, wenn sie nicht bei der Vergleichung mit der, von welcher ich getrennt worden, zuviel verloren hätten. Sie, gnädige Frau, wären die erste, durch welche ein Ersatz meiner Ottilie möglich gewesen wäre.

Aber je näher ich sie kennen lernte, je mehr ich das ganze Wesen meiner neuen Freundin ergründete, deste schwerer wurde mir auch die eigentliche Werbung um die so hochverehrte Hand. Mein von Ottilien noch immer erfülltes Herz konnte die Worte nicht finden. Das Gefühl, daß mein Begehren ein Verrath an ihnen seyn würde, dämmerte in meinem Innern auf und hielt mich davon zurück. Durch ihre Bemerkung bei Gelegenheit jener Bauernhochzeit, gelangte ich erst zum klaren Bewußtseyn meines ganzen Unrechts. Das Resultat davon ist meine vorige Bitte, die ich nunmehr auf das Dringendste wiederhole. —

Mein theurer Freund — versetzte die Baronesse, des Hauptmanns Hand mit Innigkeit ergreifend, — würde bei dem Zustande ihres Herzens, die Vermählung mit Mariannen nicht so gut ein Unrecht gegen diese seyn, als sie solches gegen mich gewesen wäre? —

Nein, meine Freundin. Was ich mich stets gescheuet hätten würde, einer Person gleich

ihnen, zu gestehen, das würde ich dem Fräulein von Erbing gradezu eröffnen. Ich stützte mich auf die Hoffnung der Verzeihung Mariannens, weil ich diese, wie sie wissen, in den letzten Tagen mehrmals selbst über ihr fast in das Widrige übergehendes Aussehen habe spotten und noch vorgestern ihre Ueberzeugung der Unmöglichkeit, daß ein Mann zu ihr Liebe fassen könne, aussprechen hören.

Allerdings — erwiederte die Baronesse — traue ich ihr diese Selbstkenntniß zu, und freuete mich schon oft über die Leichtigkeit, mit welcher sie die ihr von der Natur auferlegte Bürde zu ertragen weiß. Darum aber, mein Freund, dürfte Marianne, wie ich sie kenne, noch immer den Gatten, den sie ihr in sich selbst zudenken — — unerträglich finden. Glauben sie mir, Ungwitz, daß sie gewiß grade die letzte wäre, nach den Eröffnungen, welche sie ihr machen wollen, ein Eheband mit ihnen einzugehen. Wenigstens so groß, als die äußere Häßlichkeit meiner Freundin, ist ihre Delikatesse,

und sie würde sich zuverlässig weit unbehaglicher fühlen an der Hand eines Gatten, dessen Herz sie nicht mit besäße, als in ihrer jetzigen Lage, mit welcher sie gar nicht unzufrieden scheint. — Ueberhaupt, mein Freund, so sehr ich auch die großmüthige Entsagung ihrer trefflichen Frau bewundern muß, so scheint mir doch der von ihrer Herzensgüte ersonnene Plan in der Ausführung die größten Schwierigkeiten zu haben. Keine Frau von Gefühl, welche sie zuvor mit ihrem Herzenszustande bekannt machten, könnte sich auf das Bündniß einlassen. Und setzten sie solche nicht in Kenntniß davon, so würde sie doch auch nur allzubald das Unglück einsehen, worin sie von ihnen gezogen werden. Ihnen aber müßte das Entbehren der trefflichen, innig-geliebten Gemahlin an der Seite der ungeliebten noch einmal so schrecklich, als jetzt vorkommen und sie, wenn ich mir ihren Charakter richtig denke, in eine Melancholie stürzen, welche auch auf die zweite Gemahlin zurückfallen würde. Auf allen Schritten von dem nagenden Gedan-

ken verfolgt, daß zwei Frauen, beide vielleicht von großen Vorzügen, durch sie um das ganze Glück ihres Lebens gebracht werden, müßte der gefühlvolle Mann einer fortdauernden Folter unterliegen.

Des Hauptmanns sich immer mehr verdüsternder Blick sagte der Baronesse, daß er den ganzen Abgrund vor sich sah, worauf sie seine Aufmerksamkeit hatte hinleiten wollen. Mit Wärme erfaßte sie nun abermals seine Hand.

Glauben sie mir, mein wackerer Freund — sprach sie — sie würden viel glücklicher geworden seyn, wenn die unverkennbare Herzensgüte ihrer Gemahlin sich nicht zu einem so gewaltigen Opfer entschlossen hätte. Die Ehe ist ein geheiligtes Band; es zu trennen, irdischer Rücksichten halber — — —

Nicht das, gnädige Frau — fiel der Hauptmann ihr ins Wort — wie gesagt, nur um der so sehr bedrohten Frucht dieser Ehe Gedeihen zu verschaffen, entschloß sich meine Ottilie zu dem furchtbaren Schritte. —

Ich bewundre den Entſchluß — verſetzte die Baroneſſe — ohne ihn billigen zu können. Gewiß würde, wenn auch vielleicht erſt nach langen Prüfungen, die Vorſehung noch alles zum Beſten gelenkt haben. — Doch das Geſchehene iſt nun einmal nicht zu ändern, daher nur davon, wie es zu wenden ſeyn möchte. Auf der Bahn, wo ſie jetzt ihr und der Ihrigen Glück zu finden ſuchen, möchte es ſchwerlich anzutreffen ſeyn. Kehren ſie daher um, mein Freund, weil es noch Zeit iſt. — Ihr Sohn ſey der meinige. An nichts ſoll es ſeiner geiſtigen und körperlichen Ausbildung ermangeln.

O gnädige Frau — rief Ungwitz, ihre Hand inbrünſtig an ſeinen Mund preſſend — mit Freuden würde ich ein Uebermaß von Leiſtungen, wie meine Kenntniſſe ſolche erlauben, zum Vortheile dieſes Kindes angewendet haben und noch anwenden; die letzten Kräfte würde ich aufbieten zu einem Erwerb, durch den ſein künftiges Fortkommen gegründet werden könnte.

Aber Wohlthaten annehmen, sogar aus ihrer Hand — — —

Wohlthaten! rief Frau von Hohendamm. In so kleinlichen Vorurtheilen hätte ich sie warlich nicht befangen geglaubt. Da mich der Himmel mit Gütern, weit über meinen Bedarf gesegnet hat, so empfange ich doch, warlich, damit eher von ihnen eine Wohlthat, wenn sie mir die Vorsorge für ihren Ulrich gestatten, wenn sie — —

Mariannens Dazwischenkunft unterbrach das Gespräch.

Dem Hauptmanne schien vor allen Dingen, Gemüthssammlung Noth zu thun. Sein Forteilen, ohne zuvor auf das mindeste anzudeuten, ob er das Erbieten annehme, hatte die Baronesse offenbar verstimmt.

12.

Ungwitz war seitdem oft bei der Gutsnachbarin gewesen. Nie war die Angelegenheit wie-

der berührt werden. Nur im Allgemeinen hatte die Baroneſſe mehrere Mal die Gelegenheit recht vom Zaune gebrochen, ſich über die blos aus ökonomiſchen Rückſichten abgeſchloſſenen Ehen und zwar ziemlich ſchonungslos, zu erklären. Uebrigens konnte Unqwitz, bei aller fortdauernden Freundſchaft der Dame eine Spur von Empfindlichkeit dann und wann kaum verkennen, über deren Urſache er nicht völlig im Klaren war. Zuweilen war, dünkte es ihm, auſſer Zweifel, daß ihr ſeine Nichtannahme des Erbietens zum Grunde liege, zuweilen aber auch, wenn er ſich ſein Verhältniß mit der Baroneſſe vor der an jenem Morgen erfolgten Erklärung ſo recht zurückrief, ſetzte er ihre Empfindlichkeit hauptſächlich auf die mißlungene Hoffnung an ſeiner Hand glücklich zu werden und hielt dann jene großmüthige Offerte für nichts weiter, als den leidigen Mantel des Anſtands, mit dem ſie die eigenen verfehlten Wünſche zuzudecken ſuchte. Mit der letztern Anſicht ließ ſich aber freilich der ganz offene Charakter der Dame nicht recht

vereinigen, daher Ungwitz auch solche in der Regel gar bald wieder fahren ließ.

Oft gestand er sich's auch, daß es wirkliches Vorurtheil sey, wenn er das wohlthätige Erbieten nicht annehmen wolle. Dennoch konnte er durchaus zu keinem Entschlusse kommen. Endlich schrieb er noch dem Dekter Kreis in dieser Angelegenheit, legte auch einen Brief an die geliebte Geschiedene, deren Aufenthalt der Dekter wußte, bei, um ihre Meinung hierüber einzuholen.

§. 13.

Eines Nachmittags, als die Gewohnheit den Hauptmann wie immer, durch das schattige Buchenhölzchen führte, welches den Fußsteig von Angerhausen nach Weltlin enthielt, kam ihm schon auf halbem Wege die Vareneſſe mit ihrer Freundin entgegen.

Wissen sie wohl — rief sie ihm von Weitem zu — daß sie uns zu lange ausblieben und wir daher eben kommen sie zu holen?

Ungwiß zeigte die Taſchenuhr vor, zum Beweiſe, daß es ſeine gewöhnliche Zeit ſey.

Wir glauben das gern — verſetzte die Hohendamm — aber mit ungewöhnlichen Tagen kann das Gewöhnliche nicht immer beſtehen. Sie bat hierauf Mariannen ihnen wegen Unterhaltung der angekommenen Gäſte vorauszueilen.

Sie haben Beſuch? fragte der Hauptmann, alſo ſtehen bleibend, als ob ihm wenig oder kein Verlangen beiwohne, ihn kennen zu lernen.

Ja, ich habe Beſuch und vielleicht mehr, als ihnen lieb iſt. Gleichwohl, werden ſie, wie ich hoffe, nicht ſo ungalant ſeyn, die perſönliche Einladung zweier Damen mit einer abſchlägigen Antwort abzufinden. Ueberhaupt wenn meine heutigen Gäſte Jemand von Nutzen ſeyn können, ſo ſind ſie ſolches vorzüglich. Wenigſtens werden ſie im Stande ſeyn, gewiſſe Irrthümer zu berichtigen, worein ich ihr Herz nur allzutief verfallen fand. Jetzt ſagen ſie mir zuerſt, mein Freund, ob noch kein einziges Mal der doch gewiß nicht ganz unnatürliche Gedanke

in ihnen aufgestiegen ist, daß ihre nun über zwei Jahre dauernde Trennung von der Gemahlin, den Gesichtspunkt, aus welchem letztere sie vormals betrachtete und von dem sie ausging, als sie so großmüthig, als — — unüberlegt, die Scheidung veranlaßte, gänzlich verändert haben könne? —

Als Ungwitz hier offenbar ein plötzliches höchst unbehagliches Befremden zeigte, fuhr sie also fort: Ist es nicht sogar leicht möglich, daß die von ihnen gesetzlich Geschiedene auf eingezogene Nachrichten, daß sie sich noch immer zu keiner zweiten Vermählung entschließen konnten, für Pflicht gehalten hat, diesen Entschluß durch die eigene anderweite Heirath zu beschleunigen? —

Allerdings — sprach der Hauptmann — muß ich diese Möglichkeit zugeben. Der Frau, welche bei so großer Liebe zu mir, sich zur Trennung entschließen konnte, wäre gewiß auch letzteres zuzutrauen. Allein dann würde sie mich doch zuvor davon haben benachrichtigen lassen.

Wie, lieber Ungwitz, wenn sie ihnen die

Nachricht in Person bringen sund, um alle Zweifel an der Sache auf Einmal zu heben, die Präsentation des Bräutigams selbst bewirken wollte.

Und es ist so — fuhr sie gegen den Erstarrenden fort — Frau von Reizen, eine alte Freundin meiner verstorbenen Aeltern, die Mutter des Bräutigams, ist mit diesem und ihr selbst so eben bei mir angelangt. —

Während Frau von Hohendamm sich darüber verbreitete, daß von Seiten ihres im Innern ganz zermalmten Begleiters zur Mißbilligung des Schrittes seiner vormaligen Gattin auch dann nicht die mindeste Ursache da sey, wenn die Geschiedene aus eigener Neigung die neue Verbindung eingegangen und ihn glücklich pries, daß er durch solch eine Veränderung der Dinge mit Einem Male von einer Leidenschaft geheilt werden müsse, welche seine Vernunft ohnehin nicht billigen könne, schwankte Ungwitzt zwischen Glauben und Unglauben trostlos neben ihr hin.

9. 14.

Schon ſtanden ſie dicht an der Thür zum Garten der Baroneſſe, als aus dem Pavillon deſſelben ein Lachen erſcholl, das dem Hauptmanne durch Mark und Bein zitterte. Vergebens faßte ſeine Gefährtin ihn am Arme und Kleide, er war nicht zu erhalten und ſtand mit drei Sprüngen vor den großen Glasfenſtern des Pavillons. Leider, ſchien die Baroneſſe völlig Recht zu haben. Er erkannte im Nachbar Ottiliens einen Herrn von Reizen, den er vormals ſchon geſehen hatte.

Eine Bank in der Nähe war ganz am rechten Platze. Ohne ſie würde er gewiß zu Boden geſunken ſeyn. In demſelben Momente aber noch, eilt Ottilie, ihn erblickend aus dem Pavillon, fällt ihm um den Hals, erſchrickt indeſſen bald nicht wenig vor der Scheu ſeiner Blicke, vor der Gewalt, womit er ſich von ihr abzuwenden denkt.

Lachend löſte die Baroneſſe nunmehr das

ganze Räthsel. Unser Freund — sprach sie — verdiente schon wegen der Halsstarrigkeit, von der sie bald erfahren werden, liebe Ottilie, eine kurze Bestrafung. Daher sind sie ihm durch mich als Reizens Verlobte dargestellt worden.

Die völlige Aufklärung erfolgte nun hauptsächlich aus dem Munde der Hohendamm.

Sie müssen wissen, lieber Hauptmann — sprach sie — daß ich ihre Ottilie bei meiner Schwester kennen lernte, bei der sie als Gesellschafterin sich aufhielt. Mit größter Theilnahme hörte ich von ihrer Aufopferung und interessirte mich dergestalt für die Leidende, daß mir alles dran lag, auch sie, lieber Ungwitz kennen zu lernen. Mein Herz trieb mich an, zu wissen, ob sie einer Liebe würdig waren, wie die Geschiedene solche zu ihnen trug. Es war mir um so leichter, da ihr Wohnort den Gütern so nahe lag, welche man mir zum Kaufe vorgeschlagen hatte, und so wendete ich mich bei dieser Gelegenheit selbst an sie. Je mehr ich sie allmählig zu durchschauen glaubte, um so größer wurde

auch mein Interesse an ihnen. Sie waren dessen vollkommen werth. So ließ ich es denn gern geschehen, daß man unserm freundschaftlichen Umgange andere Motiven zuschrieb, als die, welche wenigstens meiner Seits statt finden konnten. Allerdings glaubte ich selbst an ihre Absicht, durch meine Hand sich in dem Eigenthume von Angerhausen zu befestigen. Ich ward aber zugleich inne, daß wirklich die Achtung vor mir sie, wenn sie auf den Antrag ausgingen, wieder irre machte; daß sie Anstand nahmen, mir ein Herz darzubieten, welches schon in andern Händen war. —

Einzig, um sie von der Richtigkeit ihres Bedenkens völlig zu überzeugen, nahm ich von jener Bauernhochzeit Anlaß, mich über den Punkt gegen sie auszusprechen. Es war ihr eigenes Herz, das ich ihnen in dem Beispiele jenes Bräutigams vorzuzeigen dachte. Der Brief, der aufgefangen seyn sollte, war bloße Erfindung von mir, die darum wenigstens nicht für

übel zu achten ist, weil mein Plan dabei vollkommen gelang.

Uebrigens — so fügte sie mit schalkhafter Miene hinzu — fragt es sich freilich immer noch, ob ich, von dem Glücke ihre Gemahlin zu werden, geblendet, nicht ihrem Herzen ein wenig durch die Finger gesehen, wenn keine feste Verbindung zwischen mir und Reizen stattgefunden hätte. Ein langwieriger Geschäftsaufenthalt in Italien, von dem er nun endlich zurückgekehrt ist, verhinderte nur bis dahin unsern nähern Verein. —

Man hörte nun auch, wie Ottilie mit hergekommen. Ungwitzens Brief war nicht an sie gelangt. Die Baronesse hatte aber ihrem Verlobten aufgetragen, bei Abholung seiner Mutter auch Frau von Ungwitz mit zu besuchen und in ihrem Namen und unterstützt durch einen bittenden Brief von ihr, die Geschiedene zur Mitreise zu überreden.

9. 15.

Das sehr lebhafte Gespräch wurde jetzt durch Ottiliens, schon vor dem Wiedersehen ihres geliebten Gemahls nur mit Mühe zu beschwichtigende Sehnsucht nach ihrem Sohne unterbrochen. Sie wollte durchaus hinweg, ihn aufzusuchen. Sogar die Nachricht, daß schon nach Ulrichen gesendet sey, konnte ihre Unruhe nicht dämpfen. Jeder Augenblick länger ohne das so schwer entbehrte Kleinod, war ihr jetzt die unerträglichste Marter.

Schon hatte Ungwitz ihr den Arm geboten, um von den Uebrigen getrennt, dem Ersehnten entgegenzugehen, als der Bediente mit dem Knaben hereintrat und die höchste irdische Seligkeit eines treuen Mutterherzens den kleinen theilnehmenden Kreis entzückte und mit emporhob. —

Späterhin am Arme den Gemahl und an der Hand den Knaben, fern von den Uebrigen den Garten auf und niederwandelnd, begriff

Ottilie nicht, wie es ihr nur möglich gewesen, ihre Lieben solch eine Ewigkeit zu entbehren.

Uebrigens hatte der Einladungsbrief der Baroneſſe an Ottilien die falſche Nachricht von Ungwitzens wirklich erfolgter Annahme jenes Erbietens enthalten. Die Rechnung der großmüthigen Hohendamm bewies ſich als richtig: das Wiederſehen der Geliebten hob ihn auf Einmal über die frühern Bedenken insgeſammt hinaus.

Ottilie äußerte, daß die Wiederholung jenes ungeheuern Schrittes ihr nunmehr ganz unmöglich fallen würde. Ja — ſprach ſie — die Baroneſſe hat Recht, die Trennung von euch, meine Theuern, war ein unnatürlicher Zuſtand. Das eigenmächtige Zerreißen eines durch Uebereinſtimmung der Gemüther mehr noch, als ſelbſt durch die kirchliche Weihe, geheiligten Bandes, das freiwillige Verlaſſen des Kindes, das einſt unter dieſem Herzen ſchlummerte, war ein gewaltiger Frevel. Ich trat damit aus einer Welt, in die allein ich gehörte.

Dem Himmel sey Dank, daß er mich ihr zurück gegeben hat.

Ungwitz gestand ebenfalls, daß er nun erst wieder mit sich eins geworden sey und es ohne diesen Wiederverein gewiß niemals würde haben werden können. Auch sah er's jetzt für einen zweiten Frevel an, daß er aus bloßer, auf ganz falschem Ehrgefühl beruhender Grille, das Erbieten der wohlwollenden Hohendamm nicht hatte annehmen wollen.

Der Pastor war bereits zur Einsegnung ihres neugeschlossenen Bundes angelangt und der ganze übrige Tag und Abend trug den Charakter eines beseligenden Traumes, eines Freudenrausches ganz eigener höherer Art. —

10. 16.

Aber schon mit der Einführung in die Wohnung zu Angerhausen, schwand Ottilien ein Theil des lieblichen Rausches in dem Vorgefühle, daß grade ihr schuldloses Daseyn darin, Gemahl und Kind aus diesem Eigenthume wieder ver-

treiben müsse. Weit mächtiger und beunruhigender noch ward ihr der bittre Gedanke am folgenden Morgen, als der kleine Ulrich sich freuete, der geliebten Mutter eine Herrlichkeit nach der andern im Hause und Garten verzeigen zu können.

Das tiefste Herzeleid aber geschah ihr, als wenig Stunden darauf eine festlich geschmückte Deputation aus dem Dorfe, ihr in des letztern Namen den herzlichsten Glückwunsch darbrachte.

Als die Leute fort waren, stürzte sie schluchzend ihrem Gemahl an den Hals. Ach — rief sie — Zeit genug werden die Guten erfahren, daß sie ihr Willkommen einer Person zuriefen, welche ausersehen ist, sie des kaum gewonnenen Glückes durch dich wieder zu berauben!

Ungwitz suchte jetzt und immer alles hervor, ihr die Sache aus einem erfreulichern Gesichtspunkte zu zeigen. Allein er selbst hatte leider, Augenblicke, in denen ihm die Zukunft und besonders seine künftige Beziehung zur Baronesse, drückend erschien. Tausendmal sagte er

ſich, daß es das leidigſte Vorurtheil ſey, die Gaben ſolch einer edeln Geberin, welche dadurch ihr inneres Glück nur erhöhte, als die mindeſte Erniedrigung zu betrachten. Wenn er ſich aber die gewöhnlichen Anſichten der Menſchen von ſeinen Verhältniſſen zu der Geberin dachte, ſo konnte er doch oft das Daſeyn in der künftigen Art kaum erträglich finden.

17.

Eine beſondere Demüthigung widerfuhr ihm endlich einmal mit dem Beſuche ſeines Oheims. Durch Kundſchafter bereits von des Neffen Wiedervermählung mit Ottilien unterrichtet, brachte er ſeinen Glückwunſch und rückte als nächſter Erbe zu Angerhauſen geradezu mit dem Vorſchlage heraus, daß ihm das Gut früher als in einem halben Jahre, wo er es fordern konnte, abgetreten werden möchte. Dagegen ſtellte der Hauptman vor, daß ſo eben erſt auf dem benachbarten Weltlin ein Haus für ihn in Stand geſetzt werde und er wenigſtens

noch ein Vierteljahr zu Angerhausen zubringen müsse.!

Der Oberkammerherr nannte das Halsstarrigkeit, sprach von beispiellosem Undanke und äusserte sich überhaupt äusserst unbehutsam. Der Hauptmann gerieth darüber in Harnisch und legte ihm klar vor Augen, daß das Wenige, was er für ihn gethan, durch das grosse Opfer, welches er, der Neffe, früher mit dem Aufgeben des Planes einer Lehrerstelle in der Residenz, seiner seltsamen Eitelkeit gebracht habe, gewiß hinreichend ausgeglichen werden.

Jetzt fing der Alte an, gelindere Saiten aufzuziehen und erbot sich zu bedeutender Entschädigung, wenn der Hauptmann sich entschlösse den Besitz des Gutes ihm sogleich zu überlassen.

Vielleicht hätte er auch den gewünschten Eindruck damit hervorgebracht. Allein zum Unglück zeigte der Oberkammerherr die dargebotene Entschädigung, als eine Wirkung seines Mitleids, als eine Wohlthat, wozu sein Herz ihn gegen den armen Verwandten nöthige. Hier-

mit machte er denn, daß alle Verhandlungen sich mit Einem Male zerschlugen, weil grade dieser Oheim der letzte gewesen wäre, von dem der Hauptmann Wohlthaten hätte annehmen mögen. Es kam zu einem heftigen Zwiste, so daß der Oberkammerherr in großem Zorne das Zimmer verließ.

Bald darauf erscholl seine Stimme aus dem Hofraume. Man hörte ihn, wie es schien, absichtlich, sehr laut mit dem Verwalter, als seinem künftigen Diener sprechen, der ihn auch nach dem Garten begleiten mußte.

18.

Die Ankunft des Doktors Kreis hielt die durch des Oheims Roheit Schwerverletzten, für das eben überstandene Ungemach reichlich schadlos.

Gott sey Dank — sprach der hocherfreute Freund — daß ich sie so finde. Ich komme über Weltlin und hörte schon dort von ihrem Wiederverein. Sie haben doch auf den Besitz von Angerhausen nicht etwa schon verzich-

tet? Fast besorgte ich, daß der Oberkammerherr sie dazu beschwatzen möchte. Darum bin ich auch wie ein zweckmäßig eilender Steckbrief dem Räuber auf dem Fuße gefolgt.

Der Freuden über die Nachricht von dem eben Vorgefallenen, umarmte der Doktor den Hauptmann und machte ihm bekannt, daß der Fürst die gänzliche Aufhebung des Lehnwesens beschlossen habe und Angerhausen sonach für immer dem jetzigen Besitzer verbleiben werde.

Achselzuckend versetzte Ungwitz: Sie irren, mein wohlwollender Freund. Auch durch die Aufhebung des Lehnsystems, kann wohl die bestimmte Disposition des Testaments keine Abänderung erleiden.

Ei freilich — entgegnete der Doktor, die Abschrift des Testaments aus seiner Brieftasche ziehend und den Hauptmann auf die Einleitung verweisend.

In der That hatte sich der Erblasser darin auf folgende Weise ausgedrückt: »daß ich in Nichts von demjenigen abzuweichen gedenke,

was seit Jahrhunderten die jedesmaligen Besitzer von Angerhausen in ihrem letzten Willen festgesetzt haben, soll das Nachstehende beweisen. Jedennoch erkläre ich hiermit feierlich, daß die nächstfolgende erste Disposition keineswegs mit meinen Ansichten übereinstimmt und daß ich sogar auf den Fall, daß inmittelst die Lehnsverfassung, was wohl zu wünschen seyn möchte, gänzlich abgeschafft würde, dem nächsten Erben des Gutes dieses erhalten wissen will, auch wenn weder er noch seine Ehegenossin die vorgeschriebene Stiftsfähigkeit hätten, selbst möchte selbst dann in das Gut succediren, wenn er eine von gar nicht adeliger Herkunft geheirathet hätte, oder binnen der vorgeschriebenen, dreijährigen Frist annoch heirathen sollte.

Bald ward die Freude allgemein. Der Hauptmann, der damals vom Auge seiner Gemahlin bewacht, beim Lesen des Testaments sich an die Dispositionen selbst haltend, die lange Einleitung übersehen hatte und bei der Bestimmtheit ihres Ausspruches auf die Lesung des Ganzen

zen gar nicht wieder zurückgekommen war, segnete den Erblasser, durch welchen die Familie nunmehr auf Einmal in die günstigste Lage versetzt wurde.

Unter diesen Umständen fand der Oberkammerherr, der in Kurzem mit neuen, seinem Ausdrucke nach, unglaublich großmüthigen Anträgen zurückkehrte, natürlich nicht das mindeste Gehör. Er verließ auch noch an demselben Tage Angerhausen in Wuth und mit einer Menge lächerlicher Drehungen gegen den Vetter, weil dieser sich seinem Ausdrucke nach, unzeitig in fremde Angelegenheiten gemischt habe.

19

Die Aufhebung des Lehnwesens erfolgte und die Familien Reizen und Ungwitz lebten fortdauernd im innigsten Vereine. Dieser befestigte sich vor Kurzem noch mehr dadurch, daß der einzig dem Wunsche seines Herzens folgende Sohn des durch mannigfache Leiden zum Glücke geführten Paares, welcher jetzt der Oekonomie

von Angerhausen, mit ausgezeichnetem Erfolge vorsteht, die höchstliebenswürdige Agnes, Tochter aus der ersten Ehe der nunmehrigen Frau von Reizen zum Altare führte.

Wem gehörte wohl die Welt, wenn sie nicht unser seyn sollte? sprach Ottilie am Abende dieser Hochzeit zu dem Hauptmanne. Oft während meiner Trennung von Sohn und Gemahl, ist mir dieses Wort, das du damals unter der großen Linde aussprachst, zu einem gar bittern Weh geworden! — Auch das aber nur — fügte sie mit dankendem Blicke nach dem Himmel hinzu — damit wir uns dessen jetzt desto inniger erfreuen möchten! —

3.

Die Gründung Moskau's.

Von

Dr. Ernst Raupach.

I.

Moskau, Moskau mit den goldnen Thürmen,
dieſem Kranz von hellen Sonnenblumen,
und dem Gürtel von Cyanenfluthen,
wer vermählt nach je zweihundert Jahren
Dich dem wilden Element der Flamme,
daß der Menſchen wechſelnde Geſchlechter
ſchaudernd in der glühenden Umarmung
Deines Bräutigams Dich ſterben ſehen?
Wer verdammte Dich zu dem Geſchicke?
Was der Menſch geſä't, das ſoll er erndten:
doch das iſt der Menſchheit Fluch und Segen,
daß nicht jedem ſeine Saaten reifen,
ſondern oft der Enkel, edlen Waizen
oder Schierling erndtet, den die Väter

weislich oder thöricht ausgestreuet.
Der Verrath hat Dich gegründet, Moskau,
schuldlos Blut durch Hinterlist vergossen
war der Kitt zu Deinen ersten Mauern,
und ein Menschenhaupt, vom Beil des Henkers
abgeschlagen, war des Baues Eckstein.
Darum bist Du eine Braut des wilden
Feuergeistes, der, wann Dich der Zeiten
Wunderkräfte zu der alten Schönheit
wieder auferzogen, immer wieder
zur vernichtenden Vermählung kömmt.
Langsam, wie durch ihren Blumengarten,
tief versenkt in liebliche Gedanken,
eine Braut am Hochzeitmorgen wallet,
wallt die helle Fluth der stillen Moskva
zwischen Hügeln durch die weite Niedrung
und verbindet sich zu ew'ger Liebe
mit den Schwesterfluthen der Neglinna
und der Jausa. Aber wo die Schwestern
sich vereinen zu der langen Pil'grung
nach dem fernen Meere, nach dem blauen,
wohnte der Bojarin Stephan Kutschko,

eines alten edlen Slavenſtammes
letzten Sprößling, ein gewalt'ger Jäger,
und in ſeiner Jugend, als die Locken
nächtlich ſchwarz noch, wie die Tannenwaldung
einen hellen See, das Antlitz kränzten,
auch ein hochberühmter Kriegesheld.

Sieben Dörfer lagen an der Moskwa,
der Neglinna und der Jauſa Ufern,
rings umher die wohl beſtellten Fluren,
die den Menſchen, und die blum'gen Wieſen,
die des Menſchen treue Helfer nähren;
aber in der Fern umſchloß der Waldung
dunkler Ring das blühende Gefilde.
Und es waren dieſe ſieben Dörfer
wohl bewohnt von ſtarken tapfern Männern
und von kräft'gen Frauen, die alljährlich
gleich dem guten Obſtbaum Früchte trugen.
Aus der ſchlanken Kiefer wohl gezimmert,
reihte Wohnung freundlich ſich an Wohnung,
und in jeglicher gebot ein Vater
über viel und frohe Hausgenoſſen,
ſelbſt noch froh, und von dem kecken Jüngling,

wie die Mutter von der flinken Dirne,
nur durch herbſtlich Blühen unterſchieden.
Keins ermangelte des frohen Muthes,
denn die fette Flur, die dichte Waldung
bot in Fülle, was das Leben fordert;
und was die verſagten, gab die Ferne;
denn die Männer ſchifften auf der Moskwa
nach Kolonna; weiter dann nach Räſan
trug die Oka ſie, ja bis zur Wolga,
bis nach Nowgorod, wohin Bulgaren
und Komanen reiche Güter brachten
aus dem güterreichen Morgenlande.
Dieſe ſieben wohl bewohnten Dörfer
nannten den Bojarin Stephan Kutſchko
ihren Herrn, und freuten ſich der Herrſchaft:
denn er war, wie ſtreng auch mit dem Schlechten
mild doch mit dem Guten bei der Arbeit
wohl ein ernſter Mahner, doch am Feſte
mit den Fröhlichen auch gerne fröhlich.
So mit reicher Haabe hoch geſegnet,
lebte der Bojarin Stephan Kutſchko
auf dem Hügel hart am Moskwaſtrome;

wo sich jetzt erhebt das Schloß der Zaaren,
dorten stand, aus Eichen stark gefüget,
sein geräumig Haus, mit grünen Brettern
rings bekleidet, und gedeckt mit rothen.
Roth und golden war das schöne Schnitzwerk,
das sich außen um die Fenster rankte;
roth und golden auch, mit Kunst gedrechselt,
das Geländer an der eichnen Treppe,
die von außen sich erhob zur Wohnung:
aber reich bemalt mit bunten Blumen
des Altanes Brustwehr und die Laden.
Weit im Viereck dehnte sich die Wohnung
für die Knecht' und Mägde des Bojarins
und die Stallung für die edlen Rosse:
und die Mauer, hoch von rohen Steinen
aufgethürmt, umfaßte das Gehöfte.

War nun groß auch des Bojarins Reichthum —
denn sein Haus barg noch gar viele Schätze,
Gold und Silber, Edelstein und Stoffe,
wie sie nur der Fürsten Häuser bergen —
hielt er höher doch denn alle Güter
seines Hauses Schmuck, die einz'ge Tochter,

die Ulita hieß, die schöne Jungfrau.
In der ersten Nacht des Maies hatte
sie die Mutter einst zur Welt geboren,
und sie war die blühendste der Frauen,
wie der May der blühendste der Monden.
Neunzehnmal nun hatte sie der Frühling
schon erfreut mit Blüthen und mit Düften,
und jedweder brüderlich sie liebend,
seine Schönheit ihr zurück gelassen:
war es Wunder, daß sie herrlich blühte?
O wie blitzten alle Jünglingsaugen,
wann die Hohe kam in ihrer Schönheit,
wann der Sarafan, der himmelblaue,
mit der goldnen Bort' und Demantknöpfen,
von dem vollen Busen, den mit Mühe
nur die starken goldnen Spangen hielten,
senkrecht niederstieg zum schön gewölbten
schmalen Fußblatt, wann das Licht des Halses
und des Nackens und des runden Armes
durch des feinen Linnens reiche Faltung
wie der Schnee durch lichte Nebel glänzte;
wann die Locken, gleich dem Morgengolde,

auf dem Rücken, auf den Schultern wallten,
unten nur vereint in eine Flechte,
so ein roth und golden Band verzierte.
O wie blitzten alle Jünglingsaugen,
wann sie kam in solcher Schönheit Licht!
Doch es blitzten nicht Ulita's Augen;
sondern, wie wohl oft am schwülen Tage
leichter Nebel dämpft den Glanz der Sonne,
sie beraubend ihrer Strahlenkrone,
so verhüllte leiser Gram das Auge,
Das Cyanenauge der Erblühten:
doch sie kannte nicht des Grames Quelle.
Oftmals saß sie einsam im Gemache,
schaute sinnend, nichts ersinnend nieder
auf der Moskwa Spiegel, auf die Wiesen,
auf die nahen waldbekränzten Höhen,
in der Ferne Blau, und bange Sehnsucht
füllte dann mit Schmerzen ihren Busen:
doch sie kannte nicht der Sehnsucht Quelle.
Thränen glitten von den seidnen Wimpern
oftmals auf die Wangen, wie des Morgens
an dem Rosenstock des Thaues Perlen

von den Blättern auf die Rosen gleiten,
so die warme Nacht hat aufgeschlossen:
doch sie kannte nicht der Thränen Quelle.
Ach! der Gram, die Sehnsucht und die Thränen,
waren eines Erdengeistes Kinder,
der da will, daß sich der Erde Schönes
nach der eigenen Zerstörung sehnt.

Wohl gewahrte seiner süßen Tochter
Seufzer, Gram und Thränen der Bojarin
Stephan Kutschko: denn er war der Jungfrau
stets ein treuer Vater, und er wußte
jedes nach der Wahrheit sich zu deuten.
Festlich ward nun oft sein Haus geschmücket,
und der Gäste wurden viel geladen,
bald zum Schmause, bald zur Bärenhetze,
bald zur Jagd und bald zu anderm Jubel,
doch vor allen der Bojaren Söhne,
die sich ächten edlen Slavenstammes,
reichen Guts wie der Bojarin rühmten.
Wohl nun sagte freundlich der Bojarin
Stephan Kutschko zu der schönen Tochter:
»Süßes Töchterlein, Ulita, siehe

»ſieh, ich zeige Dir die edle Jugend
»unſres Volkes, daß Du aus den Wackern
»Dir den Mann und mir den Eidam wähleſt:
»denn Dein Gram, Dein Seufzen und Dein Weinen
»ſagt, daß Du Dich ſehneſt nach dem Bette,
»wie mein Herz ſich nach dem Enkel ſehnet.«
Doch erröthend ſprach die ſchöne Tochter:
»Laß mich alſo bleiben, Herr und Vater,
»ob auch Du Dich ſehneſt nach dem Enkel,
»ſehn' ich mich doch nimmer nach dem Bette.
»Laß doch meine Seufzer, ſie verfliegen
»laß doch meine Thränen, ſie verrinnen.
»Das iſt's nicht, was mir das Herz beweget, —
»Das iſt's wohl, was Dir das Herz beweget,«
ſagte der Bojarin Stephan Kutſchko;
»und deß bin ich froh; ich will noch ſchauen —
»da der Himmel meinen Stamm läßt enden —
»welchem andern Stamm die reiche Habe,
»ſo ich laſſe, neuen Glanz ſoll bringen.
»Alſo wähle zum Gemahl Dir, Tochter,
»dieſer Einen oder einen Andern:
»Deine reiche Hand ſollſt Du verſchenken,

»ich will's nicht; und wen Dein Herz erkieſet,
»wird mein Eidam, wenn's kein Normann iſt.«

Ja, wie werth auch immer der Bojarin
Stephan Kutſchko hielt die ſchöne Tochter,
einem Normann wollt' er ſie nicht geben,
ſollt' auch Lieb' und Sehnſucht ſie verzehren:
denn ſo haßt der Gläub'ge nicht den Ketzer,
ſo der Geiſt der Lüge nicht die Wahrheit,
wie den Normann der Bojarin haßte,
ſeines Volkes wilden Unterdrücker.
Waren auch zweihundert Jahr verfloſſen,
ſeit die Slaven vor den Normannfürſten,
Oleg, Igor und dem wilden Krieger
Swätopolk ſich hatten beugen müſſen,
immer glimmte noch des Haſſes Feuer:
denn viel leichter laſſen Elemente,
die einander fliehen, als zwei Völker
die einander haſſen, ſich verſchmelzen.
Einſt wohl hatte dieſer Haß geſchwiegen
vor dem mächt'gen Geiſt der großen Herrſcher
Wladimirs und Jaroslaws des weiſen,
aber beide waren heimgegangen,

und mit ihnen auch das Glück des Stammes.
Denn die Habſucht, mit des Hayen Rachen,
des Polypen Armen, und des Windſpiels
immer hagerm Wanſte, mit des Vampyrs
dürren Flügeln, hatt' im Hauſe Ruriks
ſich ein Neſt gebaut und ausgebrütet
Ungeheuer, ihrer werth, — die Zwietracht,
den Verrath, die Hinterliſt, die Rachgier
und den Brudermord mit einem Auge
blutig blickend aus der ſchwarzen Stirne.
Nun, vom Stachel dieſer böſen Geiſter
aufgereizt zu blinder Wuth und Wahnſinn,
ſtanden die Waräger-fürſten, Brüder
gegen Brüder, auf, in blut'gem Kriege
das zerſtörend, was die Väter ſchufen.
Da nun ſahn die ſlaviſchen Bojaren
ihrer Freiheit Stunde wiederkehren;
konnten ſie das Joch auch nicht zerbrechen,
warfen ſie doch ab den ſcharfen Zügel;
viele wurden wieder ihres Gutes
freie Herrn, nicht dienſtbar dem Erobrer,
und der Haß trat wieder blutig auf.

Freier noch, weit mächt'ger, denn die Meiſten.
lebte der Bojarin Stephan Kutſchko,
Darum aber auch in heiß'rer Feindſchaft
mit den Normannfürſten. Und ſein Nachbar
war der böſe Fürſt von Susdal, Jurn,
Wolodimers Sohn, in ew'gem Hader
mit den Brüdern und den Nachbarn allen,
ewig mißvergnügt mit dem Beſitze,
fremden Gutes immerdar begehrend:
und dem Wüthrich gleich, der einer Jungfrau
mit Gewalt entreißt, was ſonſt die Liebe
nur der treuen Gunſtbewerbung ſchenket,
zwang er oft das Schickſal durch Verbrechen,
dienſtbar ihm zu böſem Zweck zu werden.
Oft ſchon ſtreckt' er ſeine Räuberhände
nach dem reichen Erbe des Bojarin
Stephan Kutſchko. Aber der Bojarin
war ein tapfrer Krieger, immer wachſam,
hatte tauſend wohl bewehrte Mannen,
all' ihm treu ergeben bis zum Tode:
darum war ſein Erbe wohl behütet,
und vergebens mühte ſich der Fürſt.

Auf dem Söller saß der böse Jury,
trinkend Meth aus seinem goldnen Becher,
doch nicht freundlich, wie die Trinker pflegen,
sondern finster, eitel Böses sinnend,
wie er schaden möchte seinen Nachbarn,
meistens dem Bojarin Stephan Kutschko.
Plötzlich stieß er den geleerten Becher
auf den eichnen Tisch mit vollem Lachen,
und hieß rufen seiner Söhne jüngsten
Wsewolod, den schönsten Jüngling Rußlands
von dem Ladoga bis zu dem Dnjeper.
Bald erschien der Jüngling vor dem Vater,
und der list'ge Fürst hub an zu reden:
»Wsewlod Juriewitsch, mein Sohn, gieb Achtung,
»was der Vater jetzo mit dir redet,
»der es wohl bedacht, und treulich meinet.
»Sieh Du weißt daß nur ein schmales Erbtheil
»mir geworben; und wie viel ich immer
»mich bestrebt die Habe zu vermehren.
»Hat es doch dem Himmel nicht gefallen,
»mir was ich begann, gedeihn zu lassen:
»welches Erbtheil kann ich Dir nun geben?

»Aber väterlicher, will mich dünken,
»als ich jemals an dir handeln könnte,
»hat der gnäd'ge Gott an dir gehandelt,
»da er dieſe Bildung dir verliehen,
»daß dich keiner mehr mit deinem Namen
»ſondern nur den ſchönen Fürſten nennet.
»Sollteſt dieſes Gut auf Zinſen legen,
»und der reichen Erbin Hand dir ſuchen,
»daß die Schönheit dir zum Segen würde.«
Drauf ſprach Wſewolod zum Vater alſo:
»Weiſe, Herr und Vater, dünkt dein Rath mir;
»aber reiche Dirnen ſind nicht Schwäne,
»ſind nicht Rothwild, daß ſie ſchaarenweiſe
»ſchwämmen auf den Teichen, oder irrten
»in den Forſten, und ein wackrer Schütze
»nur den Bogen ſpannen dürft' und ſchießen.
»Oder — iſt es etwa deine Meinung? —
»ſoll ich ziehn nach Nowgorod Weliky,
»und mir eines reichen Handelsmannes
»Tochter wählen, wie man dort ſie findet,
»und der Fürſt die Bürgerstochter freien?«
D'rauf erwidert ihm der liſt'ge Vater:

»Ey! wie redeſt du ſo thöricht, Knabe,
»Wſewlod Juriewitſch? wie ſollt' ich's meinen?
»ein gar Andres lieget mir im Sinne.
»Kennſt du den Bojarin Stephan Kutſchko,
»dem die ſieben Dörfer an der Moskwa,
»der Reglinna, und der Jauſa Ufern
»zugehören und die reichen Fluren
»und die Forſten die auf gutem Roſſe
»man mit Müh' umritt' in zween Tagen?
»Eine Tochter nur iſt ihm geblieben:
»Wunder ſagt man mir von ihrer Schönheit,
»und ſie erbt dereinſt die volle Habe.
»Dieſe, meint' ich, ſollteſt heim du führen.«
Doch erſtaunend gab der Sohn zur Antwort:
»Seltſam ſprichſt du heute, Herr und Vater.
»Iſt nicht der Bojarin Stephan Kutſchko
»dein geſchworner Feind, wie Du der ſeine?
»Bin ich denn der einz'ge Mann auf Erden,
»daß er mich, den Sohn des ärgſten Feindes,
»ſich zum Tochtermann erkieſen ſollte?
D'rauf zum Sohne ſprach der Fürſt von Susdal:
»Haſt Du nur die Tochter erſt gewonnen,

»ihr in's Herz den Liebesbrand geworfen,
»wird der Vater sich wohl fügen müssen:
»denn wer weiß nicht, welche mächt'ge Herrschaft
»solch ein einzig Kind versteht zu üben
»über eines Vaters treue Seele?
»Mit dem Roth auf seiner Tochter Wangen
»wird auch seines Hasses Gluth erlöschen;
»ihre Seufzer werden ihn betäuben,
»ihre Thränen seinen Groll ertränken,
»bis er froh dich wird als Sohn umarmen.
»Zeuch nur hin, doch unter fremdem Namen,
»daß im Stillen Du ihr Herz erwerbest;
»alles And're wird dann leicht sich fügen.«
Also ward's beschlossen zwischen ihnen;
und am dritten Tage schwang sich Wsewlod
Juriewitsch, mit allem wohl gerüstet,
auf sein Roß, und zog mit wenig Knechten
nach der Moskwa grünen Ufern zu.

II.

Lauter Jubel scholl im Thal der Moskwa:
denn der fröhlichen Bewohner Menge

war verſammelt auf dem grünen Ufer,
ihrer Kirche Weihefeſt begehend.
Viel der Gäſte waren hergekommen
aus den Nachbardörfern, Handelsfreunde
ſelbſt von Serpuchow und von Kolonna.
Flüchtig rauſchten hier der Schaukel Arme
ſenkrecht kreiſend mit den ſchwanken Sitzen
durch die Luft, in ihren Schwebeſtühlen
je zwo Mädchen, je zwei rothe Mädchen,
lachend, ſchäkernd, ſteigend jetzt, dann ſinkend,
wie am Himmelsrund die Zwillingsſterne:
und die Welle, die das Rad bewegte,
trieben flink der Mädchen munt're Freier.
Dorten, gleich der Unruh' in dem Seiger,
wogte mit dem Jüngling und dem Mädchen
auf den beiden Enden hin und wieder
raſch das Schaukelbrett an ſtarken Seilen,
und die beiden auf den Enden ſtehend,
gaben ihm die Schwungkraft, ihre Knie
wechſelsweiſe beugend, wann ſie ſtiegen,
ifernd wer den andern höher triebe
und der Menge Jauchzen pries den Sieger.

Weiterhin im dichtgedrängten Kreiſe
ſtand die Schaar der Frauen, bald in trüber
bald in heit'rer Weiſe, jetzo einzeln
dann zuſammen ſingend. In des Rundes
inner'm Raume tanzten zwei derſelben,
darzuſtellen nach des Liedes Inhalt,
wie der Jüngling wirbt um die Geliebte,
ſie mit wilder Schüchternheit ihn fliehet,
er darüber zürnend ſie zum Scheine
nun verſchmähet, bis in ihrem Buſen
auch die Lieb' erwacht, ſie dann ſich ſehnet,
ihn, verſtohlen zwar, beginnt zu locken,
und zuletzt ſie gleicher Wunſch vereinigt.
Jenſeits an den ſchnell erbauten Tiſchen
ſaß das Männervolk mit allen Gäſten,
bei dem Honigweine, den aus glattem
Holzgeſchirr ſie tranken, ſich beſprechend
über Feldbau, über Zucht des Viehes,
über Stadtgewerb' und über Handel.
Aber zwiſchen dieſen luſt'gen Schauklern,
Trinkern, Sängerinnen, trieben Kinder,
blond gelockt und luſtig nur bekleidet
mit dem rothen Hemd, ihr fröhlich Spiel.

Alſo war das bunte Thal voll Jubel,
als Ulita kam, die ſchöne Herrin,
in Begleitung ihrer treuen Amme.
Schnell erhuben ſich von ihren Sitzen
alle Männer, und, das Haupt entblößend,
riefen ſie: »Ergeh' dir's wohl, Ulita
»Stephanowna, Herrin, ſchönes Mägdlein!«
und am meiſten ehrten ſie die Gäſte,,
hoch erſtaunt ob ihrer hehen Schönheit.
Keinen Gruß ließ unbemerkt die Jungfrau:
nein, es ward der Lohn, nach dem er ſtrebte,
jeglichem zu Theil, ein holdes Lächeln,
oder auch ein freundlich Wort des Dankes.
Fürder ging Ulita zu den Frauen;
tief verbeugten vor der edlen Herrin
alle ſich und ſprachen: »Ey Ulita
»Stephanowna, Herrentochter, Schönheit,
»Kömmſt Du anzuhören unſ're Lieder?
»kömmſt Du anzuſchauen unſ're Tänze?
»Ey, daß wir doch beſſer ſingen könnten!
»ey, daß wir doch beſſer tanzen könnten!
»daß wir unſre Herrin mehr erfreuten.«

Aber freundlich sagte drauf Ulita:
»Wenn Ihr, Euch zur Freude, singt und tanzet,
»wüßt' ich besseres nicht zu begehren;
»denn ich habe Lust an Eurer Freude.«
Also sprach sie; schaut' und hört' ein Weilchen,
Ging dann weiter mit der treuen Amme
zu den Schaukeln, wo die Jugend brauste.
Kaum nun war Ulita hingetreten,
wo die muntre Tochter ihrer Amme
lachend auf dem Schwebebrett sich wiegte
mit dem jungen Knecht, der um sie buhlte,
kaum war dort Ulita hingetreten,
da gewahrt' ihr Aug' in seinem Umflug
gegenüber einen fremden Jüngling,
hoch und schlank gewachsen wie die Tanne,
fürchterlich im Kriege, so versprachen's
seiner Augen Blitze, seiner Glieder
krafterfüllter Bau, doch mild im Frieden
seines Hauses, dieß verhieß die Sanftmuth,
die mit Lächeln seinen Mund umkränzte.
Kurze Locken, schwarz und dicht, vom Haupte
niedersteigend und dem Kinn entsprießend,

faßten ein fein jugendhelles Antlitz,
wie ein Blumenbeet der dunkle Burbaum.
Von der purpurseidnen, golddurchwirkten
Schärpe festgehalten um die Hüften,
deckte der Kaftan den schlanken Jüngling
grün und reich verziert mit Silberborten;
aber rosenfarb von feinem Linnen
war das Hemde, das die Brust verhüllte,
und sich eben schloß mit goldnem Knopfe.

Also war der Jüngling, den Ulita
gegenüber sah; und von dem Anblick
ward ihr Herz bewegt, denn einen schönern
meint' ihr Auge nie gesehn zu haben.
Und des Herzens Wallung trieb des Blutes
Rosenwellen in ihr schneeig Antlitz,
denn sie sah, ob auch nur flüchtig schauend,
daß an ihr des Jünglings Blicke hingen,
wie die Bienen an der duft'gen Blüthe.
Schwankend, ob sie gehn, ob bleiben sollte,
weggetrieben von der Jungfrau Zagen,
fest gehalten von der Lieb' Erwachen,
stand sie noch, da hielt die Schaukel inne.

Näher trat heran der ſchöne Jüngling,
ſprach entblößten Hauptes tief ſich neigend
zu der Jungfrau, deren Gluth ſich mehrte:
»Edle Herrin, holde Schönheit, ſage,
»willſt Du Freude ſchaffen einem Gaſte?
»willſt Du's ihm verzeihn und ihm gewähren,
»wenn er Dich zur raſchen Schaukel ladet?«
So der Jüngling; und die Jungfrau wollte
gern erwidernd das Geſuch verweigern,
doch das Herzblut, nach den Wangen eilend,
ſchloß die Bahn der hellen Silberſtimme.
Schnell geſchäftig aber ſprach die Amme,
die der Herrin Wallung ſchon gewahret:
»Nun Ulita, nun, mein Seelchen, willſt du
»etwa gar dich fürchten vor der Schaukel,
»die du meiſterlich doch weißt zu treiben?
»gern gefällig ſey du ſtets dem Gaſte,
»denn er lobt dann Fremden deine Sitte.«
Mit der einen Hand die Schaukel haltend,
hob ſie mit der andern ihre Herrin,
eh' ſie noch vermochte ſich zu ſträuben,
auf das Brett, auf deſſen andres Ende

ſchon geſtiegen war der ſchöne Jüngling;
eilig dann mit einem ſeidnen Tuche
band ſie feſt ihr unterm Knie die Kleider,
daß nicht ſchamlos ſie der Wind erhübe.
Bald nun wogten ſie der ſchöne Jüngling
und die ſchöne Jungfrau in den Lüften,
und die Liebe wogt' in ihrer Bruſt.

Stille ſtand am Ende wohl die Schaukel,
doch nicht ſtille ſtand die junge Liebe,
ſondern größer wurden ſtets und größer
in den Herzen Beider ihre Wellen.
Schon im Schweben ſprach der ſchlanke Jüngling
Wſewlod Juriewitſch — denn dieſer war es —
zu ſich ſelber: »Soll ich jemals freien,
»und wie ſollt' ich nicht? auch meine Seele
»ſehnt ſich nach der lieblichen Genoſſin —
»ſoll ich frei'n, ſo will ich keine freien,
»als dieß Mägdlein, aller Schönen Schönſte:
»klüger hat der Vater nie gerathen.«
So auch hätt' Ulita wohl geſprochen,
wäre nicht der Dirnen erſte Liebe
gleich den Kindern, wenn nicht ſtumm doch wortlos.

Als sie von der Schaukel nun gestiegen,
und die Jungfrau, ganz in Purpur glühend,
und in Herzensangst mit flücht'gen Worten
kaum des Jünglings heißen Dank erwiedert,
ging sie seitwärts mit der treuen Amme.
»Amme, Amme, hub sie an zu reden,
»kennst du diesen Fremdling, gute Mutter?
»Wie, mein Herzchen, sollt' ich ihn nicht kennen?«
sprach die Alte; »hat mir Gott die Zunge
»nicht gegeben, daß ich fragen könnte?
»Er ist heut aus Nowgorod Weliki
»angelangt, heißt Wsew'lod Worissitsch
»ein Bojarensohn, will Rosse kaufen
»hier von unsern Leuten: denn zum Kriege
»mit den Heiden rüsten sich die Seinen.
»Hat der schöne Jüngling dir gefallen?
»Recht, mein Herzchen, brauchst dich nicht zu schämen;
»kannst ja doch nicht ewig Dirne bleiben,
»und auch Schönheit ist ja Gottes Gabe.«
Ihr erwiderte darauf Ulita:
»Ey, wie sprichst du doch so thöricht, Amme?
»wenn auch schön ist die Gestalt und lieblich,

»lauscht vielleicht ein böses Herz dahinter.«
doch die Alte sprach: »Ey seht das schwatzet!
»Wie denn red' ich thöricht? Du bist thöricht:
»niemand setzt auf Lumpen goldne Borten,
»und der liebe Gott soll böse Seelen
»mit so freundlicher Gestalt bekleiden?
»Doch was steh'n wir hier und plaudern seitwärts?
»Laß uns wieder hingehn: leicht ja denk' ich
»daß Du's wünschest, denn wie alt auch jetzo
»du mich siehst, auch ich bin jung gewesen.«
In die Menge mischten sie sich wieder;
doch die Jungfrau mied den schönen Jüngling,
der auch sie bescheiden nur mit Blicken
zu verfolgen wagte. Zu dem Eidam,
ihrer ältern Tochter Mann, trat Martha —
denn so hieß die Amme — zu ihm sprechend:
»Ey, Petrow, was hör' ich, daß der Fremde,
»der wohl mehr denn einen Tag wird bleiben,
»noch nicht Herberg' unter Euch genommen?
»Geh' und heut Dein Haus ihm an zur Herberg!
»ist's im Dorfe doch der besten eines,
»und dem Gast soll man das Beste bieten:

»geh', es kann Dir noch zum Glück gedeihen.«
Also that der Eidam, und der Jüngling
nahm bei ihm mit Freuden seine Wohnung,
da er hört', es sey des Hauses Wirthin
eine Tochter von Ulita's Amme,
denn die schien ihm seiner Liebe hold.

Abend war's geworden, und die Sonne
senkte schon sich hinter jene Hügel,
zwischen denen her, von ihr geröthet,
nun der Moskva Wellen purpurn flossen.
Wiederum an des Gemaches Fenster
saß Ulita, in die Ferne schauend,
aber nicht mehr Sehnsuchtsthränen weinend
bei dem Anblick, nicht mehr dunkle Thränen
quellend aus der räthselhaften Tiefe,
sondern träumend, süße Träume träumend
von dem schönen Jüngling, und im Traume
seine Stimme hörend, und im Traume
seine Worte nach der jungen Liebe
heißem Wunsche deutend, weder Hügel,
noch Gebüsch, noch Strom, noch Sonne schauend,
wie auch alles glänzt' im Abendgolde;

denn noch goldner war die Morgenröthe,
die jetzt aufging in der Jungfrau Seele.
Zu dem Eidam ging indeß die Amme,
dort das Herz des Jünglings zu erforschen;
leicht gewann sie auch — er wünscht' es selber —
Red' ihm ab, und viel nun ward gesprochen
von des Jünglings vorgegebner Heimath,
und dem Kaufe der ihn hergeführet,
dann von dem Bojarin Stephan Kutschko-
und vom großen Reichthum des Bojarins,
endlich auch von seiner schönen Tochter.
Und die Alte lobte nun der Jungfrau
Schönheit, Sittsamkeit und Herzensmilde,
gleich dem Kaufmann der die Waare preiset,
aber nicht mit lügenhaften Worten.
Starken Glauben ließ der Jüngling blicken,
denn der Glaub' ist Erstlingsfrucht der Liebe;
feuriger als selbst die Alte lobte,
stimmt er ein in's Lob der holden Schönheit,
und den Sinn der Amme wohl erspähend,
sprach er endlich ohne Rückhalt also:
»Ja fürwahr! an einem Unglückstage

»bin ich ausgereist, sonst wär' ich nimmer
»dieses Weg's gekommen. Denn wie soll ich
»nun vergessen dieses schönen Mägdleins?
»und wie soll ich's wagen, ich, ein armer
»kaum genannter Jüngling mich zu stellen
»in die Zahl der Freier dieser Helden,
»dieser reichen Tochter Stephan Rutschk's?«
Dieser Red' entgegnete die Amme:
»Schöner Herr, wie lästerst Du die Gaben,
»die Dir Gott geschenkt! Was? ein Kriegsmann
»und so muthlos? Wär' ich Mann, und hätte
»mich der Himmel so wie Dich gebildet,
»freien wollt' ich um die Dirn', und wenn auch
»selbst der Griechenzaar ihr Vater wäre.
»Sage, schöner Herr, doch, wen Du fürchtest? Gott
»Meine Herrin? Ey! des Mädchens Liebe
»läßt durch treue Liebe sich gewinnen;
»oder ihren Vater? ey, der baute
»wohl sein Haus auf's Wasser, wenn sie's wünschte.
»Nun recht gut, ich will nichts weiter sagen;
»aber kecker Muth gehört zum Freien.«
Also sprach sie sehr erwünscht dem Jüngling,

nun viel von seiner heißen, treuen
be redend, warb um ihren Beistand
beweglich, daß sie unter Thränen
dem Handschlag ihren Dienst gelobten
n nach ächter Redekunst vergaß er
Geschenkes Ueberredung nicht.

Träumend saß noch im Gemach die Jungfrau
der Abendröthe letztem Schimmer,
vom Eidam Martha wiederkehrte.
Willst Du schlafen gehn, Ulika, Herzchen?«
ch die Alte leise sie beschleichend;
erschrocken fuhr empor die Jungfrau,
gte staunend: »ist es Nacht geworden?«
dann schweigend an von sich zu legen
s jungfräulichen Leibes Hüllen;
geschäftig half dabei die Amme.
sie nun dem Lager sich vertrauet,
sich eingehüllt in seid'ne Decken,
an's Bett sich Martha, schlau beginnend:
hlaf hübsch wohl, mein Herzchen! laß dir Süßes,
genehmes träumen! Nun, ich denke,
e Träume werden Du nicht fehlen.

»Grüße, Päppchen, grüß' den ſchönen Jüngling,
»wenn er Dir im Traum' erſcheinen ſollte.
»Aber freilich Träume ſind nur Schäume:
»welchen ſüßen Freund der Traum Dir zeiget,
»biſt Du doch allein, wenn Du erwacheſt.'
»Nun Geduld nur, Herzchen, wenn Du wollteſt,
»könnte ja der Traum zur Wahrheit werden.
»Eben komm' ich her von meiner Tochter,
»wo der Jüngling Herberg hat genommen.
»Ey, der brennt! kaum hatt' er mich geſehen,
»ſo vergaß er alles, kam und hängte
»ſich der Klette gleich an mich, und ſchwatzte
»nur von Dir, und ward nicht müde,
»mir von Deiner Schönheit vorzureden,
»gleich als hätt' ich nimmer Dich geſehen.
»Wie er auf der Schaukel auf und nieder
»ſetzen Dich geſehen, meint er, hab' es
»wahrlich ihm gedäucht, als käm' ein Engel
»oder eine Heilige zur Erde,
»oder flöge wieder auf zum Himmel.
»Gottlos freilich reden ſolche Knaben;
»aber das iſt wahr, ein ſchönes Mägdlein

»biſt Du Herzchen. Und was würd' er ſagen,
»wenn er jetzt Dich ſähe? Ja das weiß ich,
»könnt' er hier an meiner Stelle ſitzen,
»gerne zahlt' er morgen mit dem Leben.«
Alſo ſprach die Amme; doch der Jungfrau
Angſt und Bangen, Zittern, Wünſchen, Sehnen
brach zuletzt hervor in Zornesworte.
»Ey! welch ungewaſchne Reden, Amme,
»die ſo wenig für mein Ohr ſich ſchicken
»wie für Deinen Mund. Geh' laß mich ſchlafen,
»und mit ſolchen Reden komm nicht wieder!«
Und gereizt verſetzte drauf die Amme:
»Sieh doch! ſieh doch! Thörin. Meinſt Du, Schweigen
»iſt ſo ſchwer? Mitnichten; ich will ſchweigen
»bis zum jüngſten Tage. Hab' ich etwa
»jetzt für mich, und nicht für Dich geredet,
»undankbares Kind? Nun meinetwegen!
»geh nur, kluge Dirne, bis der Vater,
»Deines langen Wählens endlich müde,
»Dir den Mann erkieſt, mit dem Du lieber
»gingſt ins Grab, als in die Hochzeitkammer.
»Und dem ſchönen Jüngling will ich ſagen,

»daß er thöricht eine Thörin liebet.«
Und in Thränen löste sich Ulita's
flücht'ger Zorn, und schnell die Arme schlingend
um der Amme Nacken sprach sie schluchzend:
»Sey nicht böse, Mütterchen, ich weiß ja
»selbst nicht, was ich denke, was ich rede.
»Weh', ein Fieber hat mich wohl ergriffen;
»denn wie hätt' ich alles sonst vergessen,
»was geschehn ist, seit wir heimgekehret?
»und ich fühl' auch innen heft'ges Glühen.«
Lachend aber sprach zu ihr die Amme:
»Was doch für ein Fieber, thöricht Herzchen?
»Nein! das ist die helle klare Liebe.
»Warum hast Du alles denn vergessen?
»weil Du nur an ihn gedacht. Nun rede,
»hab' ich Recht? Wohl hast Du Recht, du Gute.«
sprach Ulita mit noch heißern Thränen;
aber sie zu trösten sprach die Amme:
»Nun wozu denn Thränen, liebes Herzchen?
»ist es doch kein Unglück, keine Schande;
»laß nur gut seyn! ey, es ist uns allen,
»jeglichen zu ihrer Zeit begegnet.

aß mich machen, alles soll sich fügen,
ie's Dein thöricht Herzchen irgend wünschet.“
it dem Kusse gute Nacht ihr wünschend,
ied die Amme: bald umfing die Jungfrau
hter Schlummer, und der schöne Jüngling
r der werthen süßen Träume Held.

Früh' am andern Morgen ging die Amme
ber zu dem Eidam, um dem Jüngling
verkündigen; was sie geschaffen.
hlau war ihr Bericht, wie sie der Herrin
rz erforscht, und ihm geneigt gefunden,
daß wohl die Neigung, schürte klüglich
n das Feuer, Liebe werden möchte.
blich wie dem Waidmann Schall der Hörner
ng dem Jüngling diese frohe Botschaft.
t den goldnen Worten des Geschenkes,
so mächtig ihr zum Herzen drangen,
er sie, sie möcht' es ihm vergönnen,
zu sonnen in der Jungfrau Blicken,
bedworte selbst mit ihr zu wechseln.
les sprach sie gegen dieß Verlangen;
wie stärker seine Bitten wurden,

wurden schwächer ihre Gegenreden,
und zuletzt gelobte sie's dem Jüngling.
Als die Sonne schon am Himmelsberge
wieder abwärts stieg, und der Bojarin
Stephan Kutschko noch mit seinen Gästen
weiblich schmauſt' und zechte, ging Ulita,
wie sie pflegt' ins Thal mit ihrer Amme.
Plötzlich standen sie vor dem Gehöfte,
wo der Amme Tochter innen wohnte.
An der Pforte stand die junge Wirthin,
sprach nach tiefem Gruße zu der Jungfrau:
»Schöne Herrin, wolltest Du mich kränken
»und vorüber gehn an meiner Hütte
»sonder Einkehr? Müßt' ich doch darüber
»stets mich grämen, und die Nachbarn dächten,
»daß ich irgend Deine Huld verscherzet.«
Dringend und unmöglich zu verweigern
schien die Bitte dem bestochnen Herzen,
und die Jungfrau trat in das Gehöfte.
Da sie nun zur blanken Kammer kamen,
fanden sie den Jüngling, und Ulita'n
däucht', es steig' ihr Herz mit allen Strömen

seines Blutes siedend in die Wangen.
Stumm war beider Gruß; doch als die Amme
schlau mit ihrer Tochter sich entfernet,
hub er an: »Ulita Stephanowna,
»edle Herrin, willst Du mir vergeben,
»daß ich meine Wirthin selbst bewogen,
»Dich herein zu laden in die Hütte?
»Denn ich könnte wohl wenn Du's beföhlest,
»mich begraben in der Moskwa Fluthen,
»oder kämpfen mit zwölf starken Bären,
»wo der Tod mir unvermeidlich wäre,
»aber fortziehn, ohne Dich zu sehen,
»das allein vermag ich nicht, o Herrin.
»Viele sah' ich schon der schönen Frauen;
»aber keine hat wie Du die Seele
»mächtig überredet, daß ich sterben,
»oder, Schönheit, Dich besitzen müßte.
»Sage Du nun selber, holde Herrin,
»darf ich um die Hand der schönen Tochter
»bei dem mächtigen Bojarin werben?
»und erwürb' ich, wenn er günstig spräche,
»mit der Hand auch Deines Herzens Neigung?«

Zitternd hört' Ulita seine Rede,
und sie fand nicht Worte zur Erwiederung;
aber statt der Worte kamen stärk're
Liebeszeugen, Thränen aus den Augen.
Ihre Hand, die wohl den Schwan beschämte,
leisen Druckes fassend, sprach der Jüngling:
»Zürne nicht, Ulita, schönes Mägdlein!
»o nicht Schmerzen dacht' ich Dir zu schaffen.
»Gerne will ich fliehen, kränkt mein Anblick
»so Dein holdes Auge, daß es bergend
»in den Thränenschleier sich verhüllet,
»Sprich ein Wort, so siehst Du mich wieder.«
Nur noch reicher floß der Strom der Thränen;
doch es fühlt an seiner Hand der Jüngling
leichten Druck, und — muthiger umschlang er,
aber leise nur den Leib der Jungfrau,
beugte sich zu ihr, um sie zu trösten.
Wie ein Schiff, das dem Magnetberge nahte,
ward sein Mund von ihrem angezogen,
eh' sie's dachten oder wollten, glühte
Mund auf Mund nur einen einz'gen flücht'gen
aber seel'gen Augenblick. Ulita

wand darauf sich aus des Jünglings Armen,
nur die kreiſſe Hand blieb in der seinen;
und er sprach an seine Brust sie drückend:
»Sag ein Wort, Du wunderschöne Herrin,
»darf ich werben um die Hand, die süße?«
Und sie sprach verwirrt zur Erde blickend:
»Warum fragst Du? willst durchaus vom Munde
»das erzwingen was das Aug' in Thränen
»laut genug, wenn thöricht auch, verkündet?«
Abermals umschlang der schöne Jüngling
die Geliebte, zog sie, selbst entzücket,
wieder in den Wirbel der Entzückung,
bis im Kusse sie zusammenglühten.
Aber, sich erholend, rief die Jungfrau
schnell die Amm', und gleichsam selbst sich fliehend,
kehrte sie zur hohen Wohnung heim.

III.

Zweimal hatten Tag und Nacht gewechselt,
seit der Jüngling wieder fortgezogen,
und noch immer heiß auf ihren Lippen,
aber heißer noch im tiefſten Herzen

fühlte seinen Feuerkuß Ulita,
fühlt' ihn immer, daß sie fast nichts And'res
als den schönen Jüngling denken konnte.
Da erschien vor dem Bojarin Kutschka
ein Bojar aus Susdal, zu ihm sprechend:
»Sey gegrüßt, Du trefflicher Bojarin
»Stephan Kutschko! Sieh, ich komm' als Bote
»meines Herrn, des edlen Fürsten Jury
»Wolodimeritsch von Susdal. Dieser
»grüßt durch meinen Mund und läßt Dir sagen:
»»Wackerer Bojarin Stephan Kutschko,
»»Wsewlod Jurjewitsch, mein jüngster Knabe,
»»Hat, in Deiner Herrschaft jüngst verweilend,
»»unter fremden Namen dort gesehen
»»Deine schöne, wunderschöne Tochter,
»»und sie hat sein Herz in Lieb' entzündet,
»»daß er nun zum Weibe sie begehret.
»»Darum laß die langgehegte Feindschaft
»»nun vergessen seyn, ich biete willig
»»Dir die Hand zur ewigen Versöhnung.
»»Weig're nicht die Tochter meinem Sohne;
»»dem der Himmel Wohlgestalt verliehen,

»»dem ich Dmitriew, die ſchöne Herrſchaft,
»»als ein Erb' auf ew'ge Zeiten gebe.««
»Du nun, trefflicher Bojarin, ſage,
»was ich ihm zur Antwort ſoll verkünden.«
Doch im Zorn entbrannte der Bojarin,
ſprach zum Boten dieſe heft'gen Worte:
»Freund iſt Freund, und Feind iſt Feind auf ewig.
»Möcht' ich doch fürwahr an Einem Tiſche
»nimmer eſſen mit dem böſen Jury,
»oder ſchlafen unter Einem Dache,
»wie viel minder mich mit ihm verſchwägern:
»Dieſes magſt Du ihm zur Antwort ſagen.«
Alſo ſchied der Bot', und der Bojarin
ging im Zorne zu der ſchönen Tochter,
zu erforſchen, ob den Normannfürſten
ſie geſehn, mit ihm geredet, oder
gar den ihm Verhaßten lieb gewonnen,
denn er wußt', es war ein ſchöner Jüngling.
Als er wahrhaft alles nun erfahren,
ſprach er wild zur weinenden Ulita:
»Nimmermehr, ſo lange noch mein Auge
»wach iſt, ſollſt Du einen Normann freien,

»wenn Du auch der Ehr' und Zucht vergessen,
»und entartet einen Normann liebest,
»einen Normann und den Sohn des Feindes.
»Eher will ich all' mein Gut verschenken,
»als des bösen Jury's Sohn' es lassen.
»Hab' ich Dich nicht väterlich gewarnet,
»und mit Recht? Du siehst, als ein Betrüger,
»als ein ächter Normann, mit erlog'nem
»falschem Namen ist er hergeschlichen:
»und den Lügner liebet meine Tochter?«
Also zürnt' er, doch da sprach die Amme:
»Herr,« wer ist denn Schuld an dem Betruge,
»wenn nicht deine Feindschaft mit dem Vater?
»durft' er sich als Jury's Sohn hier zeigen?
»wußt' er nicht, daß Du des Vaters wegen
»ihn auch haßtest, ob Dich wohl der Jüngling
»nie mit einem Worte hat beleidigt.
»Ja, ich denk', es sollte Dich erfreuen,
»daß die lange Feindschaft, die doch wahrlich
»keinem Christen ziemet, durch die Liebe
»dieser beiden so ein End' erreichet.«
Doch der Zürnende gebot ihr Schweigen,

und verließ d
mit der harte
Viel n
von dem Lieb
selbst der An
aber wie aud
trüb' ihr Abe
je ein Tag a
So verrann d
gingen schon
und die Blum
Abzublühn be
auf Ulita's B
sind nicht Hi
neue Kraft u
Bangend sah
die geliebte,
und so oft er
»Herr, vom
»und ich brau
»welcher Gra
Und zum Zorn

die tiefgebeugte Tochter
rten Weisung: »Nimmermehr!«
nun weint' am Morgen, weint' am Abend,
iebesschmerz gequält, die Jungfrau,
Amme Trost nur wenig achtend;
uch immer trüb' ihr Morgen,
bend war, es wurde dennoch
aus Morgen und aus Abend.
n die Zeit, die Schnitterinnen
n zu Felde mit den Sicheln,
umen hatten abgeblühet.
begannen auch die Rosen
Wangen, denn die Thränen
Himmelswasser, das den Blumen
und höh're Blüthe bringet.
ah die Tochter der Bejarin,
, blaß und blässer werden,
er forschte, sprach die Amme:
n Gram wird keine Wange röther,
rauch' es Dir wohl nicht zu sagen,
ram dein Töchterlein beschweret.«
orne ward der Schmerz des Vaters,

daß er ſprach: »Die eigenſinn'ge Dirne!
»Stell ich's ihr nicht frei? Sie kann ja wählen
»aus dem Heere von Bojarenſöhnen,
»die von nah' und fern mein Haus beſuchen,
»um ſie zu erwerben. Auch den Aermſten
»mag ſie wählen, nur nicht dieſen Normann.«
»Aber dieſen Normann liebt ſie eben,«
ſprach die Amme. »Was Bojarenſöhne?
»Nimmſt Du auch von Jeglichem das Schönſte,
»wirſt Du doch daraus noch keinen Knaben,
»wie der Normann iſt, zuſammenſetzen.«
Alſo ſprachen ſie; doch der Bojarin
konnte ſeinen Haß nicht überwinden,
konnte nicht an's Glück der Tochter glauben,
wenn ſie freite den Waräger-Fürſten;
und als abermals der Fürſt von Sudal
den Bojaren ſandte, ſeine Werbung
um die ſchöne Jungfrau für den Jüngling
zu erneuen, gab er, wenn auch milder,
und mit ſchwerem Gram im Vaterherzen,
ähnlichen Beſcheid doch dem Geſandten.
Endlich war der Herbſt herangekommen,

hatte ſchon die Stoppel überſponnen,
und mit Gold belegt den Wald der Hügel.
Alle Frühlingskinder neigten, müde
von der Laſt der ſchweren Sommergluthen,
ſchon zum langen Winterſchlaf die Häupter,
und mit ihnen neigte ſich die Jungfrau
zu den längern, ach! viel längern Schlafe,
dem kein Morgen folgt an dieſer Sonne,
denn ſie war vom ſchweren Gram ermattet.
Und wie bläſſer ihre Wangen wurden
und ihr Auge trüber, wuchs des Vaters
Mitleid und Betrübniß, und ihr Anblick
rührte tief das Herz des alten Kriegers.
Freundlich redt' er oftmals mit der Tochter,
jeden Troſt ihr bietend, wenn ſie dieſem
einz'gen Wunſch entſagte, deß Erfüllung
nichts als Unheil doch gebären würde.
Mit dem Trauerton der Nachtigallen
ſprach ſie dann: »O Herr und Vater, zürne
»Deinem Kinde nicht! denn keine Wünſche,
»die des Vaters Willen widerſtrebten,
»nährt das Herz. Gefällt's Dir zu gebieten

»über mein Geſchick, und wär's noch heute,
»wie's der Tochter ziemt, werd' ich gehorchen.
»Dieſen Gram, den mir der Himmel ſandte,
»rechne mir nicht an: ich kann nicht anders.
»Schenke Du Geduld nur deinem Kinde;
»denn die Zeit wird alles ja vergleichen.«
Dann wohl ſprach die Amme zum Bojarin:
»Freilich, freilich wird's die Zeit vergleichen:
»denn was brächte nicht die Zeit in's Gleiche,
»da ſie Jedes einſt zur Ruhe bringet?«
Und ein andermal dann ſprach ſie wieder:
»Freilich, freilich biſt Du Herr und Vater,
»Kannſt nach Luſt mit deinem Kinde ſchalten;
»doch bedenk', es iſt die einz'ge Tochter,
»und wer möchte Dir fürs Ende ſtehen?«
Dann ein ander Mal: »Es iſt ein Jammer,
»daß ſich wohl die Steine ſelbſt erbarmten.
»Sieh nur! ſieh nur, Herr, die Blätter fallen,
»weiter ſag' ich nichts; der Himmel walte,
»denn in Unſchuld waſch' ich meine Hände.«
Alſo ängſtigten der Amme Reden
und der Jungfrau ſichtliches Verblühen

den bedrängten Vater, den Bojarin,
daß er, als zum dritten Male Jury
den Bojaren mit der Werbung sandte,
zwar mit schwerem, kummervollem Herzen,
doch sein Kind verhieß dem Fürstensohne.
Zu der Tochter ging er dann und sagte:
»Deinen Wunsch hab' ich gewährt, Ulita,
»und zum Weibe Dich dem Mann verheißen,
»den dein Herz vor allen sich erkoren.
»Mög' es so der gnäd'ge Gott nun leiten,
»daß ob der Erfüllung Du nicht einstens
»mehr der Thränen weinst, als Du bis hieher
»der Verjagung halber hast vergossen.
»Mög' es Gott verhüten! doch ich fürchte
»Böses nur von diesem Normannfürsten."
Weinend warf die Tochter sich zur Erde,
netzte seinen Fuß mit Dankesthränen;
doch er hob sie auf an seinen Busen,
küßte sie, und sprach: »Der Himmel halte
»nur das Unglück fern von Deinem Haupte!"
Laut nun ward's im Hause des Bojarin
Stephan Kutschke, in der Frauen Kammern,

wo ſonſt um die Jungfrau, die hier wohnte,
tiefe Ruh' geherrſcht und tiefes Schweigen.
Truhen, die man ſeit dem Tod der Gattin
Stephan Kutſchko's kaum gelüftet hatte,
knarrten täglich jetzt in ſtarren Angeln.
Denn die Frauen mußten ja beſchicken
bald den Brautſchmuck, bald das Hochzeitbette,
bald die Mitgift ihrer reichen Herrin.
Und im Sorgen, Ordnen und Befehlen,
in der ſtillen Hoffnung künft'gen Glückes,
fand Ulita ihre Roſen wieder.
Wohl erfreute dieß den treuen Vater;
nur in ſeines Herzens Tiefen wollte
noch des Böſen Ahnung nicht verſtummen.
Endlich hatte ſich der Tag genahet,
wo man feiern ſollte das Verlöbniß,
und zur Moskwa zog der Fürſt von Susdal
mit dem Bräutigam und dem Gefolge
von Bojaren und dem Troß der Diener,
feſtlich angethan, von Gold und Silber
ihre Roſſ' und ihre Kleider glänzend.
Freundlich, wie's dem Wirthe ziemt, bezwingend

seinen Gram, empfing sie der Bojarin.
Freundlicher noch war der Fürst von Susdal,
sprach, die Hand ihm reichend, zum Bojarin:
»Trefflicher Bojarin, das Vergang'ne
»sey vergessen! laß uns Freunde werden:
»unsre Herzen sollen noch sich finden,
»wie der Kinder Herzen sich gefunden.«
Mild und ernst versetzte der Bojarin:
»Wenn die Feindschaft nicht mehr Nahrung findet,
»stirbt sie ab, wie jedes Ungenährte:
»laß nur Fürst uns Freundesthaten säen,
»so wird auch die Erndte Freundschaft werden.«
Alles war im Prunkgemach bereitet:
im violenblauen Sammtgewande
harrte schon der Priester, nebst dem Jüngling,
und die Väter mit den Gästen allen;
da erschien die Braut von edlen Frauen
eingeführt, umstrahlt von Edelsteinen,
aber strahlender in ihrer Schönheit.
Nun begann der Priester die Gebete
Segen zu erflehen von dem Himmel.
Als er dann gefragt die beiden Väter,

ob zu künft'gem Eheband die Kinder
sie verlobten, und darauf den Jüngling
und die Jungfrau, hieß er Ringe wechseln,
als ein Zeichen dieses künft'gen Bandes,
reichte dann das heil'ge Kreuz zu Kusse,
Beiden, und den Vätern, und vollendet
war nach rechtem Brauche die Verlobung.
Darauf ward ein reiches Mahl gehalten,
wie's für den begüterten Bojarin
sich geziemt an solchem Ehrentage.
Oben auf dem weiten Söller zechten
froh die Herr'n, im untern Raum die Diener,
aber auf des Hofes Rasenplätzen
des Bojarins treue Mannen alle,
daß der Jubel scholl durchs Thal der Moskwa,
bis des Tages letzter Strahl verglomm.

Nacht nun war's und müde von dem Rausche
wie vom Jubel waren alle Häupter
taumelnd in des Schlafes Schooß gesunken.
Aber wach noch saß der böse Jury
in dem Gastgemach mit seinen Räthen,
nur der Bräut'gam war zur Ruh' gegangen,

träumte ſüße Träume von Ulita.
Grinſend ſprach der arge Fürſt von Susdal:
»Wer mir künftig leugnet, daß die Liebe
»zaubern kann, den ſchelt' ich einen Lügner,
»ſchelt' ins Angeſicht ihn einen Lügner.
»Seht was unſern Waffen nie gelungen,
»bis hieher in dieß Gehöft zu bringen,
»dazu hat uns endlich eines Knaben,
»einer Dirne Liebe leicht geholfen.
»Seht, ſo muß man alte Füchſe fangen.«
Alſo ſprach er, und durchs Fenſter blickend
ſah er eine Flamme ſich erheben.
»Ha! das Zeichen, rief er, daß die Unſern
»eingebrochen ſind in Kutſchko's Dörfer.
»Auf nun, Freunde, rüſtig zu vollenden,
»was ſo glücklich wir begonnen haben.«
Alſo war es: an die tauſend Krieger
hatt' im Walde tückiſch er verborgen,
auf des Feſtes ſorgenloſen Jubel
ſeine böſen Plane liſtig gründend.
Dieſe nahten dann im Schutz des Waldes
und der Nacht ſich des Gefildes Grenzen,

brachen nun hervor, wie aus den Bergen
eines Stromes Fluth, wann eine Wolke
barst am Felsen und die Thäler füllte.
Tiefer Schlaf umfing die Mannen Kutschko's,
denn der Feind, der sonst sie wach gehalten,
ward jetzt Freund und Schwäher des Gebieters:
Wen'ge nur, von Honigwein und Schlummer
doppelt trunken, fanden ihre Waffen,
und ein Leichtes war's sie zu besiegen.
Unterdeß ergriff vom Feuerzeichen
angespornt, der böse Fürst von Susdal
und mit ihm sein ganz Geleit die Waffen.
Fast geräuschlos wurden des Bojarins
Diener überfallen und ermordet,
denn sie schliefen, nichts von Unheil ahnend.
Tod auch' traf die Wächter an den Thoren
Des Gehöftes, und von außen drangen
mehr der Feind' in des Bojarins Wohnung.
Zum Gemache Stephan Kutschko's eilte
blutbegierig Jury mit den Treusten,
sprengten auf der Thüre schwache Riegel,
und ergriffen ihn, den Weißgelockten,

der vom Lager ahnend aufgesprungen,
denn die Sorge hielt entfernt den Schlummer.
»Ha, Verräther! endlich doch gefangen,«
schrie der wilde Jury. Aber Kutschko,
schnell des Gegners schwarzes Werk durchschauend,
sprach zum Fürsten: »Du bist der Verräther,
»Du der Schändliche, der selbst das Heil'ge,
»Gastfreundschaft und Liebe seiner Mordlust,
»seiner schnöden Habgier zwingt zu dienen.«
Aber grinsend sprach der böse Jury:
»Schmähe nur! Du schmähst mich niemals wieder.«
und er wandte sich zu den Bojaren,
seinen Treuen, sprechend: »Sagt, Bojaren,
»was verdient nach unsrer Väter Sitte
»der Verräther, der sich seinem Fürsten
»widersetzt, Gehorsam ihm verweigernd,
»gegen ihn des Aufruhrs Waffen führet?«
Alle brüllten laut: »Er sterb', er sterbe!«
»Wohl! so führt ihn hin, versetzte Jury,
»daß er den verdienten Lohn empfange.«
Also zogen sie den Greis von hinnen,
auf den Söller wo er sie bewirthet.

Und er ſprach im Angeſicht des Todes,
ſeine Blicke heiß zum Himmel ſendend:
»Herr! die Rach' iſt Dein, du wirſt vergelten.«
Alſo ſprach er, und die frechen Höhner
heil'ger Gaſtfreundſchaft und würd'gen Alters
zwangen ihn zu knien auf das Eſtrich,
und das Haupt auf einen Block zu legen.
Ruhig that er's und mit ſcharfem Beile
ſchlug ein wilder Fürſtenknecht vom Nacken
ihm das Haupt, und die ergrauten Locken
färbte dunkelroth der Strom des Blutes,
als es fallend auf das Eſtrich rollte.
So beſchloß ſein ehrenvolles Leben
der Bojarin unter'm Henkerbeil.

Von dem treuen Knecht dem Schlaf entriſſen,
hörte Wſewolod mit Schreck und Schaudern
ſeines Vaters grauſes Unterfangen,
das er nimmer leiſ' auch nur geahnet.
Schnell ſich waffnend ſtürzt er mit den Dienern
die vor allen treulich an ihm hingen,
nach der Frauen Kammern, die Geliebte
vor des Vaters Blutgier zu bewahren,

denn er kannte wohl des Fürsten Wildheit.
Sieh, da tobten schon die Knechte Jury's,
an der Thüre, die sie sprengen wollten:
bluten nicht, doch aus der Welt verschwinden
in des Klosters Dunkel sollt' Ulita.
Reißend wie Gewitterſturm vom Himmel
in die Waldung fährt, die mächt'gen Stämme
bricht, entwurzelt, hieher, dorthin schleudert,
warf der Fürst sich auf des Vaters Schergen,
und bevor sie noch den Sturm geahnet,
lagen alle blutend schon am Boden.
Krachend von dem Tritt des starken Jünglings
sprang die Thüre; zu der Jungfrau Kammer
eilt' er; die Erschrockne, die vom Aufruhr
schon erwachte, warf sich ihm zu Füßen,
flehte zitternd: »Schone meines Lebens!«
»Komm, Geliebte, rief er, ich bin schuldlos,
»den Verrath ersann mein böser Vater.
»Eil', o eile! laß uns fliehn nach Kiew,
»da wird uns der Großfürst Schutz gewähren.«
Doch gefesselt blieb vom Schreck die Zunge,
blieb erstarrt der Leib: da riß der Jüngling

sie vom Boden in die starken Arme,
trug sie aus der Kammer raschen Schrittes
nach dem Ausgang eilend, und die Blitze
seines Schwertes bahnten ihm die Straße.
Fest zur Seite schritten ihm die Treuen,
und er hofft', aus diesem Untergange
das geliebte Mägdlein sich zu retten.
Schon erreichten sie des Hauses Pforte,
da ermannte wieder sich die Jungfrau.
»O mein Vater!« schrie sie, mit der Stärke
der Verzweiflung rang sie aus des Jünglings
Armen sich: »Mein Vater« schrie sie wieder,
daß der Angstruf gellte durch die Wohnung;
mit gelöstem Haar und offnem Busen,
geisterbleich, mit irren Blicken, eilte
sie zurück nach ihres Vaters Wohnung,
auf den Söller wo er jetzt geblutet.
Eine Riesin, warf die starken Männer
sie zur Seit', um in den Kreis zu bringen,
sah den Leichnam des geliebten Vaters,
sah das Haupt, erstarrte, schrie verzweifelnd:
»Vatermörderin!« und sank ergriffen

von des Todes kalter Hand, zu Boden,
daß der Schleier ihrer goldnen Locken
rings des Vaters blut'ges Haupt verhüllte.
Durch den Kreis nun tobt' einher der Jüngling,
sah die Braut entseelt, den Greis ermordet,
warf sich neben der Geliebten Leichnam,
küßt' in wildem Schmerz ihr bleiches Antlitz.
Keiner wagt' es ihm zu nah'n, bis selber
er empor sich hob und sprach: »Der Thäter
»dieser Thaten ist nicht mehr mein Vater:
»vor dem Himmel und vor Euch entsag' ich
»allen Sohnesrechten, Sohnespflichten;
»und nun ruf' ich Weh' und Fluch dem Mörder!«
Also sprach er und verschwand, und nimmer
ward in Rußlands Grenzen er gesehn.

So ward Jury Herr der Habe Kutschko's,
baut ein Städtlein an der Moskwa Ufer:
das ist Moskau mit den goldnen Thürmen,
diesem Kranz von hellen Sonnenblumen;
aber über diesem lichten Kranze
schwebt der finstre Geist der Rache noch.

4.

Anna von Sachsen.

Erzählung

von

Friederike Lohmann.

Es war ein mondheller Sommerabend, die tiefgewölbten Fenster eines hohen Gemachs standen offen, und ließen balsamische Kühlung, und mildes Dämmerlicht ein, während der Hintergrund des weiten Raumes, schon die Dunkelheit der kommenden Nacht zeigte. Hier brannten helle Kerzen, auf einem, mit prächtigem Teppich bedeckten Tisch, an welchem eine schöne Frau, emsig mit dem vor ihr stehenden Brettspiel beschäftigt saß. Obgleich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, hatten ihre Züge doch noch allen Glanz ungewöhnlicher Schönheit. Ihr voller, mehr üppiger als schlanker Wuchs, war vom reizendsten Ebenmaß, ihre Züge regelmäßig, ihre schwarzen Augen glänzend wie

Sterne. Die blendende Farbe des schönen Gesichts wurde noch durch die Dunkelheit der reichen finstern Locken gehoben, die sich nachläßig bis auf den weit entblösten Nacken herabschlängelten, und hier neben dem Gelde einer breiten Kette ruhten, die sich in dem Latz des knappen purpurrothen Gewandes verlor. Ein hoher steifer Spitzenkragen umgab, weit abstehend, das reizende Bild, dem kein Kenner der Schönheit die Vollendung absprechen konnte; er mußte denn in den strahlenden Augen die Seele vermißt haben, die uns aus der Tiefe des Menschenblicks entgegenkömmt, und oft allein eine Verwandtschaft beurkundet an die wir glauben dürfen. Chatarinens Augen sprachen nur von treffendem Geist, von Herschbegier und Stolz, sie faßten ihren Gegenstand mit schlauer Sicherheit, ihr Feuer war das des raschen Blitzes, nicht der erwärmenden Sonne.

Ihr Gegner beim Spiel, ein Jüngling im Lenz der Jahre, zeigte ein ganz entgegengesetztes Bild. Sein ausdrucksvolles Gesicht war

bleich, und seine Augen, wenn gleich jetzt ohne das gewohnte Feuer, sprachen jedesmal die lebhaften Gefühle seines schwärmerischen Gemüths aus. Er trug die rechte Hand im Verbande, und that so eben einen raschen Zug mit der Linken, den Chatarine spöttisch lächelnd verfolgte. Ihr seyd verloren, Herr Ritter, sagte sie. Seht her, ich richte meinen Stein hieher, und habe Euch gefangen. Und doch konntet Ihr Euer Spiel noch retten, wenn Ihr nicht — heftig wie immer — der Sache ein Ende machtet. Umwege führen oft ans Ziel, wo der gerade Weg alles verdirbt. So es Euch beliebt mir zuzuschauen, will ich meine Worte beweisen.

O nicht doch, antwortete er, und fuhr mit der Hand über das Spiel hin, daß die Steine sich verschoben. Ihr seyd mir in Allem überlegen. Wie könnte es auch anders seyn. Ich bin Euer Gefangener in mehr als einem Sinn. Von Euch errettet, gepflegt, geschützt, bin ich Euer Geschöpf. Meine einzige, meine letzte Hoffnung steht in Eurer Hand, und es bedürfte

nicht dieser himmlischen Schönheit; um mich auf ewig an Euch zu ketten. Wie der Mond seinem Gestirne folgt, treu und unwandelbar, so werde ich Euch folgen, der ich Alles verdanke.

Der Jüngling war bei diesen Worten von seinem Sitz aufgestanden, und zu den Füßen der Dame niedergesunken. Seine bleichen Wangen malte hohes Roth, und die Lebhaftigkeit der Gefühle, die ihn bestürmten, hemmte einen Augenblick den Strom seiner Rede. Chatarinens Blicke ruhten mit seltsamen Ausdruck auf dem Knienden. Das Wohlgefallen, sich mit jugendlicher Heftigkeit gehuldigt zu sehen, blitzte aus ihren Augen, die zugleich scharfsinnend in eine weite Ferne zu schauen, und kühne Plane zu berechnen schienen. Sie vergaß die Antwort, und ließ dem Jünglinge Zeit weiter zu sprechen.

Wie gern, sagte er, gedenke ich der Zeit, wo Ihr zuerst an meinem Lager erschient. Ich hatte auf das Leben verzichtet, auch war es mir nichts mehr werth, und mit dem Gedanken an Jenseits war ich entschlummert. Ich

erwachte, und sah Euch! — Ihr wart liebreich mit mir beschäftigt, Euer zartes Gefühl hinderte Euch nicht, meine Wunden zu pflegen, ich genaß; und die Großmuth der edelsten Frau erleichterte dem Gefangenen seine Bande, ließ ihn hoffen auch die Ketten des Vaters zu lösen, und sprach den nagenden Gram des Herzens zur Ruhe. O! Chatarina, wohl im Scherz nennt Ihr mich so oft Euern Ritter, noch ziert kein goldner Sporn meinen Fuß, und stärkere Arme könntet Ihr auffordern, Euch zu vertheidigen; hat aber einst diese Hand wieder Kraft, trägt Heinrich von Geta einst den Ritternamen, alle seine Tapferkeit dann, für den Dienst Chatarinens von Brandenstein. Ihr schwärmt, mein Ritter, antwortete Chatarina lächelnd, doch ich nehme Euer Gelübde an. Auch denke ich Euch noch fester zu binden, auf daß Ihr sehen mögt, wie hoch ich Eure Ergebenheit halte. Tapferkeit ist ächter Stahl, Treue ist Gold, und gilt noch mehr. Es könnte eine Zeit kommen, wo ich Ihrer bedürfte. Dann werde ich meinen

Sohn zur That mahnen, und die Sache der Mutter wird seine eigne seyn.

Ach edle Frau, seufzte der Jüngling, woran erinnert Ihr mich! Mein Vater schmachtet im Gefängniß, und ich lebe hier in ruhiger Sicherheit, glücklich durch Eure Nähe. Euer Versprechen ihn zu befreien, wiegt mich in täuschenden Schlummer, ich getröste mich dessen, und die Zeit entflieht. Nein, nicht länger darf sein Bild mein Lager umschweben, nicht länger mir meine müßige Ruhe vorwerfen. Ich will zu ihm, ihn kindlich pflegen, trösten, mit ihm leiden, sterben wenn es seyn muß.

Eure Lebhaftigkeit, die noch vor einem Athemzuge für einen andern Gegenstand schwärmte, läßt Euch vergessen, daß Ihr ein Gefangener seyd, erwiederte Chatarina höhnend. Wenn der Herzog es schweigend duldet, daß Ihr mit einem Schein von Freiheit in meinem Hause lebt, so bin ich ihm nicht weniger verantwortlich für den Gebrauch, den Ihr von dieser Gunst macht. Oder wäre dieß der Beweis Eurer Er-

gebenheit für Chatarinen von Brandenſtein? Steht auf Herr Ritter! Euer Sinn iſt dem wogenden Meere zu vergleichen, dem ich mich nimmer vertrauen mag. Ich liebe die klaren Gewäſſer eines ſtillen Sees, deren unbewegte Tiefe ein Bild unwandelbar bewahrt, oder ein Geheimniß in ſeinen düſtern Schooß nimmt, ohne es durch toſende Wellen immerdar wieder ans Licht der Sonne zu ſpülen.

Trompetenſtöße ertönten jetzt vom Thurme, man hörte die Zugbrücke klirren, und den Huf von Roſſen dröhnend über ſie hingehen. Chatarina eilte ans Fenſter, und erkannte im hellen Mondlicht den Kommenden. Der Herzog! rief ſie aus — er iſts! Begebt Euch auf Euer Gemach, Herr von Gera, er darf Euch jetzt nicht ſehen.

Und mit Euerm Zorn belaſtet ſollte ich gehen? fragte Heinrich — mit Eurer Verachtung? Nimmermehr!

Zeigt mir Gehorſam, ſo habt ihr Vergebung, antwortete ſie. Was Euern Vater be-

trifft, so denkt an das, was ich von unserm Spiele sagte. Umwege führen oft ans Ziel, wo der gerade Weg alles verderben würde. Jetzt geht dort hinaus, über die schmale Gallerie, und für die Einsamkeit auf Euerm Gemach; nehmt dieß mit Euch, Ihr seyd ja Liebhaber von Schildereien. Bei diesen Worten machte sie die goldene Kette von ihrem Nacken los, und zog das daran befestigte Bild aus ihrem Busen hervor. Heinrich ergriff es voll süßer Ahnungen, und während des Herzogs Fußtritt klirrend die Stiege herauf tönte, fühlte er sich von Chatarinen durch die enge Tapetenthür in einen düstern Gang gedrängt.

Indessen öffnete sich die hohe Flügelthür, und Herzog Wilhelm trat ein, einen argwöhnischen Blick auf Chatarinen werfend, die ihm mit anmuthiger Freundlichkeit entgegen ging. Sein strenges Gesicht ward noch finsterer, als er im Zimmer umhersehend, das zerstörte Spiel gewahrte. Er vergaß in rauher Hast den Gruß

der Dame zu erwiedern, und fragte stürmisch: wer se eben von ihr gegangen sey?

Mein Edelknabe, Heinrich von Gera, antwortete sie, Euer Gefangener, und der Meine. Mein Gefangener? nun wohl, se soll er fühlen, daß er es ist. Und der Eure? wer gab Euch das Recht ihn so zu nennen?

Mein gnädigster Herr, erwiederte Chatarina, erlaubte mir diesen Antheil an der blutigen Beute von Gera. Ich rettete damals viele der Unglücklichen, die Euer Schwerdt der Heimath beraubte, auch dünkt mich, die Ketten, die wir Frauen unsern Gefangenen anlegen, sind, obgleich leicht, doch unzerreißlicher als die Euern. Heinrich ist Euch gewisser, wie sein Vater im festen Thurm.

Bei allen Heiligen! Ihr habt Recht, sagte der Herzog mit finsterm Blick. Wie solltet Ihr sonst wagen, so mit mir zu sprechen. Aber, wenn Ihr selbst auf die Macht Eurer Schönheit trotzen mögt, wer verbürgt Euch das Schicksal des Knaben, dem Ihr Eure Gunst geschenkt

habt? Wenn ein gemeiner Waldvogel dem Adler auf seinem Fluge zur Sonne begegnet, wird der Kühne dem Mächtigen zum Raube. O nein! sagte Chatarina, mit sanft schmeichelndem Ton, der Adler ist großmüthig, er deckt mit seinem Flügel den Schuldlosen, dessen stilles Nest er zerstörte. Ihr nanntet meinen Schützling einen Knaben. So ist es, gnädigster Herr. Ein armer verwundeter Knabe, kam er in meine pflegende Hand, die Wohlthäterin liebt er in mir, ich in ihm die feste Treue. Wer wüßte besser, daß ich ihrer bedarf, als mein Herr. Ich stehe auf einem schönen, aber gefährlichen Platz, eine geheime Ahnung sagt mir, ich werde die Schwäche meines Herzens büßen. Die Herzogin, obgleich verbannt und gefangen, ist dennoch mächtiger, als die beneidete Chatarina.

Nennt sie nicht, sagte Wilhelm rasch, indem er sein Barett auf den Tisch warf, und Heinrichs verlaßnen Sessel einnahm. Ich möchte diese verhaßte Ehe vergessen, wenn ich sie gleich nicht zerreißen kann.

Es iſt lange, gnädigſter Herr, begann Chatarina von Neuem, daß Ihr Euer Gemahl nicht ſahet. Wie, wenn ſie nun vor Euch träte, mit der Hoheit ihrer Geburt, mit dem Gefühl ihrer Rechte, was würdet Ihr thun? Ein Augenblick, eine Aufwallung von Mitleid, und die niedrige Geliebte iſt der hohen Gemahlin zum Opfer gebracht. Wiſſet denn, daß ſolch ein Verſatz der Herzogin, mir verkundſchaftet ward. Wiſſet, daß ich nicht anders als freiwillig ihr weichen will, und laßt mich fliehen in die fernſte Abgeſchiedenheit, wo Niemand mein früheres Glück, und meinen tiefen Fall kennt.

Bei meiner Ritterehre, Chatarina, rief der Herzog, Ihr weckt meinen Argwohn wieder. Umſonſt gebt Ihr Euch das Anſehen, die bleiche verblühte Anna zu fürchten. Ihr wißt, daß ſie nie wieder an meiner Seite leben wird, auch möchte ſie wohl nimmer wagen, ihren Aufenthalt, ohne meinen Willen zu verlaſſen. Doch, ſo ſie es dennoch thäte, habt meinen Schwur: ſie ſoll Euch nicht entreißen, was

Ihr besitzt. Nur thut auch Ihr Verzicht auf ihren hohen Namen. Weil sie lebt, muß sie ihn behalten.

Eintretende Diener unterbrachen jetzt den Herzog. Schnell und geräuschlos wurde eine kleine Tafel mit dem ausgesuchtesten Nachtessen besetzt, zu dem die Dame ihren hohen Gast einlud. Sie wußte, voll schmeichelnder Klugheit, die Falten von der bewölkten Stirn zu scheuchen, indem sie das Gespräch ändernd, theilnehmend nach dem Fortgange der Unterhandlung mit dem Churfürsten fragte, *) der nach langem Kampf die Hand zur Versöhnung bot. Eine Unterredung in Leipzig, war jetzt bestimmt, die den Frieden herbeiführen sollte, und Wilhelm, dessen feindliche Räthe entfernt waren, schien bereit, die Bruderhand zu er-

*) Herzog Wilhelm der dritte von Sachsen, und sein Bruder Churfürst Friedrich der Sanftmüthige, lebten Jahrelang in Fehde. Man gab Herzog Wilhelms Räthen die Schuld an diesem Bruderzwist.

greifen. Chatarina hörte seine Hoffnungen freundlich an, und wünschte ihm im Voraus Glück. Ihr schönes Gesicht, das sich nur gezwungen in Trübsinn hüllen konnte, hatte wieder den gewohnten siegenden Ausdruck; sie kredenzte anmuthig geneigt den silbernen Pokal, einer Fee gleich, die einen berauschenden Zaubertrank reicht. Auch schien ihr Wein diese Kraft zu haben. Bezaubert, entzückt von ihren Reizen, mit tausend unsichtbaren Fesseln gebunden, saß Wilhelm ihr gegenüber, ohne den Flug der Stunden zu achten, der die laue Sommernacht heranführte.

Kaum war Heinrich in seinem Gemach angelangt, als er die goldene Kette unter dem Gewande hervorzog, um das Bild zu betrachten. Eine geheime Hoffnung, die er sich selbst nicht nannte, hatte ihm das Angesicht seiner angebeteten Wohlthäterin verheißen, und staunend sah er ein Anderes, das, ganz verschieden von Chatarinens strahlender Schönheit, mit

freundlichem Engelgruß an sein Herz sprach. Eine Jungfrau, nur eben an den Gränzen des Kindesalters, in halber Nonnentracht, dicht verhüllt, den Schleyer nur leicht über goldenen Locken befestigt, die großen blauen Augen sinnend nach oben gerichtet. Unaussprechlicher Liebreiz, süßer Himmelsfriede ruhte auf diesen Zügen, sprach aus dem Lächeln des Mundes, aus den seelenvollen Augen. Sie schienen in Heinrichs Herz zu blicken, ihn aus dem Gewirr des Erdenlebens hinweg in ein besseres Land zu heben. Er wurde nicht müde zu schauen, und zu träumen, bei dem wehenden Flämmchen der Lampe, dünkte ihm das Bild zu leben, sein Ausdruck zu wechseln, der holde Mund sich der Rede zu öffnen, und mit Seraphstönen zu sprechen: ich bin es, die Du suchtest!

Eine schmerzliche Sehnsucht nach liebevoller Theilnahme, bewegte Heinrichs Brust, und schien jeden fremden Zauber zu verdrängen, der ihm bisher verbarg, daß er allein litt. Er trat ans Fenster, wo der Mond voll und rein am

Himmel ſchwamm, und den einſamen Schloß-hof mit weißem Schimmer übergoß. Drüben in Chatarinens Gemächern flammten die Kerzen, bewegten ſich Schatten, und des Herzogs Geſtalt, die er unterſchied, weckte ſchreckliche Bilder in Heinrichs Seele. Er dachte des blutigen Kriegs, des freudigen Antheils, den ſein Vater an Friedrichs Sache nahm, dachte an Wilhelms Zorn, und Geras ſchreckliche Zerſtörung. *) Wie grauſame Feinde in die Stadt eindrangen, Feuer und Schwerdt wechſelnd wütheten, wie mehr als 3000 Menſchen, die ſich an den heiligſten Stätten bargen, ermordet wurden, und er betäubt von ſo vielem Jammer, fechtend an ſeines Vaters Seite fiel. Wie er, erwachend, ſich mit mehreren Unglücklichen gerettet ſah, und eine Geſtalt, ſchön wie das Leben, mit zarter Milde unter den Kranken und Sterbenden umherging, ſie zu laben und zu tröſten. Man nannte ſie Chatarina von Bran-

*) 1450.

denſtein, man ſagte ihm, daß die Rettung der Elenden ihr Werk ſey, und ſein feuriges Gemüth erhob ſie ihm zur Heiligen. Seine heiße Dankbarkeit konnte nicht ſchweigen, einzelne Worte verriethen das glühende Gefühl, und zeigten Chatarinen eine Verehrung, wie ſie mehr dem Himmel als der Erde gebührte. Bald wurde nun der verwundete Jüngling von den Uebrigen unterſchieden, und kaum erlaubte es ſein Zuſtand, als er auf Chatarinens Schloß, in ihre eigne Pflege gebracht ward. Nicht wie ein Gefangener, wie ein geliebter Sohn, betrat er dieſe Hallen, hier fand ſein Kummer um den Vater, der in Wilhelms Haft ſchmachtete, freundlichen Troſt, und das Verſprechen ihn zu befreien, ging ſo oft über die ſchönſten Lippen, daß Heinrich keinem Zweifel Raum gab. Immer feſter zog ſich das Band einer ſchwärmenden Anhänglichkeit um ſein Herz, und geblendet von der Schönheit Allgewalt, vermiſchte ſeine jugendliche Phantaſie Dankbarkeit und Bewunderung mit Liebe. Aber das Sehnen nach Mit-

gefühl, der heilige Zug der Seele, nach einem gleichen Wesen, blieb hier ungestillt; wie sich Zaubergärten, die dem bewundernden Blick offen standen, durch unsichtbare Schranken verschliessen, wann der Fuß sie betreten will. Die dünne Luft wird zur dichten Mauer, und hält den Kühnen in ewiger Ferne von den entzückenden Gefilden.

Du warst es, die ich suchte! sprach er leise in die schweigende Nacht hinaus, und das holde Bild schwebte versöhnend über seinen düstern Erinnerungen. Ewigen Dank für Chatarinen, für Dich des Herzens unendliche Liebe. Aber gehörst Du auch der Erde an? Ach, zu schön für ein irdisches Wesen, scheinst Du ein Sinnbild des Glaubens und der Hoffnung, die tief in unserer Brust wohnt! —

Ahnungen der ersten Liebe, das Morgenroth, das der Sonne vorangeht, hielten den Jüngling wach. Sinnend blickte er in die Vollmondsnacht, deren Stille seine Träume nährte, bis die Schlafuhr Mitternacht schlug, und des

Herzogs Leute erschienen, sein Roß zu zäumen, und herbeizuführen. Heinrich sah die dunkle Gestalt, von dem bleichen Lichte beschienen, hervortreten, sich rasch aufschwingen, und davon traben. Hatte Chatarina für seinen Vater gesprochen, und war es ihr gelungen, ihn zu befreien? — Er ahnete nicht, daß dieser Gegenstand die stolze Frau nur scheinbar beschäftigte, nur ein Faden mehr in dem Netze war, mit welchem sie ihn umspann, und Wunsch und Hoffnung geleiteten ihn zur Ruhe.

Ungeduldig erwartete er am nächsten Morgen Chatarinens Ruf, vor ihr zu erscheinen. Ein freundlich forschender Blick empfing ihn, der bei seinen raschen leidenschaftlichen Fragen immer heller leuchtete. Das Feuer, mit welchem er sprach, seine ängstlichen Zweifel, ob jenes Bild nur ein Ideal des Meisters sey, ließen Chatarinen in sein Herz schauen; sie ergötzte sich an dem willkommenen Anblick, und sah mit Wohlgefallen die seelenvollen Züge des Jünglings sein Inneres so treu abschildern.

Dünkt Euch Eure Freundin so grausam, nahm sie endlich das Wort, eine Flamme zu entzünden, die Euch in schmerzlicher Sehnsucht verzehren müßte? Nein Heinrich! das Mädchen das Ihr saht, lebt — und es kommt nur auf Euch an, daß es für Euch lebe. Wisset, es ist meine Tochter, Thekla von Brandenstein.

Eure Tochter? rief Heinrich erstaunt.

Ein hohes Roth überflog Chatarinens Wangen. Euer Zweifel schmeichelt meiner weiblichen Eitelkeit, sagte sie lächelnd, auch ist Thekla nur die Tochter meines verstorbenen Gemahls, doch darum nicht minder mir mit Gehorsam gewärtig. Sie ist für das Kloster bestimmt, und wird den Schleyer mit eben der Unterwerfung annehmen, wie den Gemahl, den ich ihr zuführe. Was dünkt Euch, wenn ich ihre Hand, und Eures Vaters Befreiung zum Preis der Treue setze, die ich von Euch begehre, würdet Ihr irgend eine Forderung zu kühn finden, solche Geschenke zu vergelten?

Fordert mein Leben, rief Heinrich entzü-

hend, und sank zu ihren Füßen nieder, fordert jeden Dienst der Euch frommt, für einen Augenblick so hohen Glücks. Ich bin der Eure. Versendet mich, wie die Luft die Wolken sendet, Segen zu spenden oder Verheerung, nur Euer Wille soll fortan mein Gesetz seyn.

Wohlan Heinrich, erwiederte Chatarina, und ihre stolze Gestalt hob sich höher, im Gefühl eines mächtigen Siegs, ich mahne Dich einst an Dein Versprechen. Thekla ist Dein Weib, wenn Du es erfüllst; sie ist Nonne, wenn Du es brichst, und der Gräf von Gera wird nur frei, wenn mein Herz durch Dich seines Kummers ledig ist.

Auf dem Schlosse Eckardsberga, dessen Trümmer uns noch an die frühere Zeit mahnen, lebte die Herzogin Anna, ein stilles, frommergebenes Leben. Sie war nicht schön genug, ihren Gemahl zu fesseln, und verstand die Kunst nicht, sein Herz von fremder Liebe, zur Pflicht zurück zu leiten. Nur seine rauhe Härte hatte

ſie erfahren, und Alles duldend, geherchte ſie
dem Gebet, gleich einer Gefangenen in dem en-
gen Raum jenes Schloſſes zu wohnen, ohne
Freuden, ſtreng gebunden, ſelbſt in den Genüſ-
ſen, die ihrer Seele die liebſten waren. Ein
ihr zugegebener Beſchützer, Gebhard von Throta,
konnte mit den mildeſten Gefühlen, das Amt
eines Aufſehers über ihre Schritte nicht verhül-
len, und wenn er ſie auf ihren kleinen Wan-
derungen ehrerbietig begleitete, mahnte ſie doch
eine ſtete Gegenwart, daß ſie nicht frei war.
Aber nie hatten deßhalb ihre ſanften Augen ei-
nen unfreundlichen Ausdruck gegen den Greis,
ihre Stimme ward noch milder, wenn ſie
mit ihm ſprach; die Frömmigkeit ihrer Seele,
ließ ſie das Gebot des Gatten ſo hoch ehren,
daß keine Klage über ihre Lippen ging, auch
vermißte ſie nur ſeine Liebe, nicht den Glanz
und die Hoheit, die ihn umgab. Kranke zu
heilen, Sterbende zu tröſten, Arme zu kleiden
und zu ſpeiſen, war ihre Freude; in dieſen Ge-
ſchäften ſtieg ſie alltäglich den Berg hinab, in

die Wohnungen die ihn umgaben, von Gebhard, und einer einzigen Dienerin begleitet. Ihr Zimmer glich einer Kapelle, und die weite Aussicht in das ferne Land erheb jeden Morgen ihre Seele zur Andacht und Ruhe. Gebhards Schweſter, Fräulein Jutta von Throta, war in der Einſamkeit ihre Gefährtin, und theilte die Freuden und Leiden dieſes ſtillen Aufenthalts; mit einem Herzen, das durch ein ganzes langes Leben, nur fremde Schmerzen gefühlt, und ſich fremden Glücks uneigennützig gefreut hatte, hing ſie jetzt ſchwärmeriſch an der unglücklichen Frau, und ward nicht müde, Pläne für ihr Glück, und ihre Wiedererhebung zu ſinnen. Sie that Alles, um den Schein fürſtlicher Größe, für die Verlaßene zu erhalten, und ſelbſt ihre heiße Liebe trug immer die Feſſel ehrerbietiger Entfernung. Eine große Königin kennte von den Frauen ihres Hofes keine höhere Förmlichkeit begehren, als Jutta den Tugenden und dem Unglück ihrer Fürſtin zollte.

Ein einziger Beſuch betrat zuweilen die

weiten Hallen des Schlosses Eckardsberga. Es war eine alte Nonne aus dem nahen Jungfrauenkloster, die fast immer im Geleit einer Kostgängerin kam, da jenes Kloster, die Erziehung als einen Theil seines Gelübdes befahl. Die Herzogin liebte Kinder, es machte ihr Freude, die Zöglinge der frommen Nonnen, eine nach der Andern zu sehen, und diesen ward ein Besuch bei der gefangenen Dame, die sie nur unter diesem Namen kannten, als Belohnung des Fleißes und Gehorsams gewährt.

Eines Tages erschien die Nonne in Begleitung eines schönen Kindes, von eilf bis zwölf Jahren, dessen frühe Schönheit die liebevolle Herzogin vorzüglich einnahm. Sie drückte das goldlockige Köpfchen an ihre Brust, und das junge Mädchen blickte mit ihren demüthig freundlichen Augen die fremde Frau an, deren bewegtes Gefühl sie nicht zu deuten verstand. Wer ist die Kleine? fragte die Herzogin.

Thekla von Brandenstein, gnädige Frau,

war die Antwort. Ein frommes, liebes Kind, seit den früheſten Jahren in unſerm Hauſe.

Die Herzogin ließ Thekla los, und wandte ſich tiefſeufzend hinweg. Jutta warf einen harten Blick auf das Kind, und wiederholte ſeinen Namen mit ſchneidendem Tone. Von Brandenſtein? Hochwürdige Frau, der Name hat keinen guten Klang in dieſen Mauern. Wußtet Ihr das nicht? Das Fräulein iſt ſehr ſchön, hütet ſie wohl, daß ſie nicht einmal ihre verderbliche Schönheit zum Unglück anderer brauchen mag. Führt ſie hinweg, mein Bruder mag ſie zurückgeleiten laſſen; Ihr ſeht, wie unſere gnädigſte Frau durch den Namen, den ſie trägt, erzürnt iſt.

Jutta! rief die Herzogin, und zeigte, ſich zu ihr kehrend, ein Himmelsantlitz voll Milde. Ihr mißdeutet mich. Der Name, den die fromme Frau nannte, iſt mir werth. Ich kannte, ſeit ich dieß Land betrat, manch ehrenwerthen Mann, der ihn trug, ja, Einer rettete mein Leben, als ich einſt, ohne Luſt und

Geſchick zu ſolchen Freuden, meinem Herrn auf die Jagd folgte. Fühlt Ihr eine ſündliche Bitterkeit gegen dieß fromme kindliche Weſen, ſo trachtet doppelt darnach, es lieben zu lernen. Laßt uns keiner unedlen Schwäche unterliegen. Kommt, liebe Thekla und ſetzt Euch zu mir, vielleicht ergötzt Euch meine Arbeit, und ihr heiliger Gegenſtand.

Sie zog die Decke von ihrem Tapetenrahmen weg, und ſchickte ſich zur Arbeit an. Die junge Thekla aber trat ſchüchtern hinzu, und erblickte zwei ſchöne Frauen, Maria und Magdalena, am Grabe des Erlöſers, wie ſie von dem Engel vernehmen, daß der Herr nicht mehr in den Banden des Todes iſt. Auf dem abgewälzten Steine ruhte eine hehre Geſtalt, in deren meiſterlich gelungenem Bilde, das kleine Mädchen ein himmliſcher Geſpiele anzulächeln ſchien.

O das iſt ſchön, ſagte ſie leiſe, die fleiſſigen Hände der Fürſtin mit neugierigem Blick verfolgend. Es ſchön wie ſelbſt Schweſter Be-

nignas Schildereien nicht sind. Mich dünkt, ich wäre ganz glücklich, wenn meine Finger dieß gewebt hätten.

Glücklich? seufzte die Herzogin. Doch ja, man ist wenigstens nicht unglücklich bei Gebet und Arbeit. Willst Du von mir lernen, meine Tochter, so bitte Deine Pflegerin, Dich oft mit zu uns zu bringen, wir werden Dich immer gern empfangen, nicht wahr Jutta?

Es war dem alten Fräulein eben so unmöglich, jetzt von Herzen ja zu sprechen, als in der Folge etwas zu hassen, was ihre Dame liebte. Thekla kam oft, und endlich immer, mit der Nonne nach Eckardsberga, und ihre junge Seele gehörte bald, mit allem Feuer kindlicher Liebe, der Gefangenen an. Auch versäumte Jutta nicht, durch alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, diese Liebe zu nähren. Sie glaubte der Herzogin, in Thekla eine treue Dienerin, vielleicht, wenn sie selbst der Tod abrief, Ersatz für die eigne feste Treue erwerben zu müssen, und hielt es für einen Wink des

Himmels, daß Chatarinens Tochter, in Annens Nähe kommen und durch ihre holde Unschuld der Mutter Schuld versöhnen sollte. So erfuhr Thekla nach und nach, in den Stunden, wo die Herzogin abwesend war, einen Theil ihrer rührenden Geschichte, doch ohne Chatarinens oder Annens Namen. Das Verbot ihrer Frau in diesem Stück zu brechen, fehlte Jutten der Muth. Kam Thekla in den Stunden des Gebets, wo Niemand die Herzogin stören durfte, so ward die Nonne zu Fräulein Jutta geführt, und dem jungen Mädchen erlaubt, in dem verwilderten Garten des Schlosses umherzugehen, und irgend eine Blume zu suchen, die zwischen üppigem Unkraut aufgeschossen war. Hier gesellte sich ein Gespiele zu ihr, der zwar mehrere Jahre vor ihr voraus hatte, aber eben dadurch zum lehrreichen Gefährten ihrer Einsamkeit taugte. Welf von Threta, Gebhards Sohn, ein Jüngling, der frühe Tapferkeit und ein stilles treues Gemüth voll milder Güte vereinte, ward Anfangs von seiner Baase, aus mehr als

einem Grunde zu Theklas Begleiter erwählt, und fand in Kurzem so viel Gefallen an ihrer Gesellschaft, daß er sie nie durch das umlaubte Gitterwerk seines Fensters im Garten sah, ohne sogleich an ihrer Seite zu seyn. Er half ihr freundlich Blumen suchen, und wenn sie sie zum Straus oder Kranz für die Gefangene wand, saß er neben ihr, und seine Gespräche vollendeten, was Juttas Erzählungen begonnen hatten. Auch sein Herz hing mit treuer Ergebenheit an der Herzogin; die Demuth, mit welcher sie Unwürdiges trug, die Selbstverläugnung, mit welcher sie Kranke bediente, und an Sterbebetten betete, die Verehrung die man ihr bewieß, wenn sie aus den Hallen des Schlosses unter die wartenden Unglücklichen trat, hatten in seiner Brust eine heilige Flamme entzündet, die bald auch seine kleine Gefährtin durchglühen mußte.

So viele Herzen trauerten mit der armen Anna und beweinten ein Schicksal, das sich immer mehr trüben sollte. Der harte Gemahl, vielleicht weil ihm die Verehrung der Menge für

ine verſtoßene Gattin miſſiel, verbot ihr, das
Schloß zu verlaſſen, und Gebhard mußte nun
ie geliebte Herrin in den düſtern Mauern ein-
rkern. Sie trug es ſtill. Jeden Morgen trat
e an das hohe Fenſter, unter welchem ſich ihre
Schützlinge verſammelten, ſpendete Troſt und
lath wie ſonſt, und ihre Gaben vertheilte Welf,
ntzückt, der Bote einer ſo reinen Menſchenliebe
ı ſeyn. Aber auch dieſer Schimmer der Frei-
eit entfloh. Werkleute erſchienen, die hohen
enſter zu vermauern, bis auf einen engen
aum, der Licht und Luft einließ, aller Ver-
hr mit der Welt war ihr geraubt, ihr freund-
hes Zimmer zum Gefängniß verwandelt.
hekla, Jutta und die alte Nonne, weinten
Stillen miteinander, und prieſen das ver-
rne Glück, das ihnen ſonſt ſchon Unglück ſchien;
nen ſie aber zu der Herzogin, ſo erhob der
hige Blick der hohen Frau ihren Muth, und
verhehlten den tiefen Schmerz in ſchweigen-
Bewunderung. Thekla arbeitete jetzt mit
gemeinſchaftlich an den Werken ihrer künſt-

lichen Hand, in den wenigen lichten Stunden, die das vermauerte Fenster vergönnte; sie bemerkte mit freudigem Stolz, daß ihre Gesellschaft, je älter sie ward, mehr Werth für ihre mütterliche Freundin gewann, und da sie gewiß war, den Schleier zu nehmen, schwur sie im Geheim, ihr ganzes Leben dem Dienste der erhabenen Dulderin zu weihen.

Thekla war im ununterbrochenen Genuß dieses schwermüthigen Umgangs fünfzehn Jahr alt geworden, als eine Krankheit der Nonne ihre Wanderungen hinderte und sie als Wärterin an ihr Lager fesselte. Da ward sie eines Nachmittags zu der Domina gerufen, und erfuhr staunend den Befehl ihrer Mutter, in die Welt zurückzukehren. Schon morgen in der Frühe, sollte sie mit dem Geleit, das Chatarina ihr sandte, abreisen, und wenn die schnelle Wandlung ihres ganzen Schicksals tausend neue Gedanken in ihr weckte, so war doch der einzig herrschende der Schmerz, von der Herzogin zu

ſcheiden, und das Verlangen, ſie wenigſtens noch einmal zu ſehen. Sie ergriff die Hand der Aebtiſſin, benetzte ſie mit Thränen, und geſtand ihr offen ihren Wunſch. Muß ich denn von dieſem Haus und von Euch mich trennen, ſagte ſie, ſo laßt mich auch die Knie der theuern Frau noch umfaſſen, der ich ſo viel verdanke. Meine Augen würden ewig weinen, wenn ich ſie hienieden nicht noch einmal geſehen hätte. Die Domina ermahnte das weinende Mädchen, mit dem Wunſche, daß ſie aus der feindlichen Welt einſt in die Ruhe ihrer Mauern zurückkehren möge, und geſtattete ihr eine Begleitung nach Eckardsberga. Schon war es Dämmerung, als Thekla das Schloß vor ſich liegen ſah, ihre kleinen Geſchäfte im Kloſter hatten ſie verſpätet, die Gegend um ſie her lag im abendlichen Schleier eingehüllt, und über den grauen Thürmen des düſtern hochthronenden Gebäudes, erſchienen einzelne matte Sterne im reinen Blau des Himmels. Schon war die Zugbrücke aufgezogen, und das Thor geſchloſſen, ungewohnt ſo ſpäten

Besuchs, zögerte der Burgwart für Theklas Ungeduld viel zu lange, sie einzulassen. Endlich erstieg sie die Wendeltiege in Wolfs Begleitung, dessen sichtbares Erschrecken, bei der Nachricht von ihrem Abschiede sie befremdete und rührte.

Freudig überrascht, trat Anna dem Fräulein entgegen. Sie war ganz allein, ein grosses Buch lag aufgeschlagen vor der Schirmlampe, deren mattes Licht das blasse Gesicht der Herzogin fast geistermäßig machte. In einer Bewegung, die Wolfs räthselhaftes Betragen noch vermehrte, stürzte Thekla vor ihr nieder, und sprach mit zitternder Stimme die Absicht ihres Besuchs aus. Ihre Sehnsucht in der langen Zeit der Trennung, der Schmerz, nun für immer zu scheiden, die abendliche stille Stunde, der trübe Blick den die hohe Frau auf sie niederwarf, und das kranke Ansehen der geliebten Gestalt, gossen Schauer der Ahnung in des Mädchens Brust; sie glaubte den ernsten Abschied von einer schon Verklärten zu nehmen, und badete die Hände der Herzogin mit heißen Thränen.

Stehe auf, meine Thekla, sagte Anna, und hob sie in ihre Arme empor — ach, zum letztenmale ruhe an dem Herzen, das mit Dir die schönste Lebensfreude verliert. Ach Thekla ich bin schwach gewesen, seit wir uns nicht sahen! die einsame Nacht, die funkelnden Sterne haben tausend Thränen gesehen. Doch getrost! wer mit Thränen säet, soll mit Freuden ärndten. Ich hatte Dir viel zu sagen, wozu nun nicht Zeit ist. Eine Hoffnung scheint für mich zu erwachen, und mein kleinmüthiges Herz ist zu zaghaft sie zu ergreifen. Ich schwanke muthlos, und leide mehr als vorher. Thekla! mein Name ist Dir unbekannt, auch bedarf es dessen nicht unter uns. Hoch geboren, hoch vermählt, aber ungeliebt, flößte schon der erste Blick meines Herrn mir nur scheue Ehrfurcht ein. Meine Hochzeitfeier unterbrach Kriegsgetön, der Feind überfiel uns beim Feste, der Bräutigam griff zu den Waffen, und weinend, ob der trüben Vorbedeutung, sah ich ihm nach. Ich war nicht schön, sein Auge fiel auf eine Andere, die

Alles besaß, was mir fehlt. Ich ward verbannt, Freiheit und Macht, das Glück des Wohlthuns, ja Luft und Sonnenlicht wurden mir geraubt. Ein Engel erscheint mir nun, mich zu dem Gatten zu führen, ich soll noch einmal mit der Stimme der unterdrückten Unschuld zu ihm sprechen, ich soll mein heiligs Recht vertreten. Sprich nun, meine Freundin, meine Tochter, was soll ich thun?

O ergreift des Engels Hand, rief Thekla aus, denn der Herr hat ihn gesendet, Euch den Sieg zu verleihen. Und wenn Ihr wieder erhöht und glücklich seyd, wie ich festiglich hoffe, so vergeßt nicht der armen Thekla ein Zeichen zu geben, daß sie sich mit Euch freuen möge.

Du sollst den Ausgang wissen, geliebtes Kind, antwortete die Herzogin, und wie er auch sey, wir wollen ihn als den Willen des Himmels ehren. Aber noch eine Bitte, ein Gebot — Deiner scheidenden Freundin. Nie komme eine Kunde von mir, dort wo Du hingehst, über Deine Lippen. Niemand erfahre, daß wir

uns kennen; so ist es am Besten für Dich und mich. Sollte einst mein Schicksal Dir deutlicher tagen, sollten meine Beleidiger Dir kund werden, vielleicht in Deiner Nähe erscheinen, laß kein bittres Gefühl die kindliche Seele verderben. Suche Entschuldigung in ihren Tugenden, gegen die Irrthümer der Leidenschaft. Richte nicht, sondern ehre in schweigender Demuth die Wege der Vorsehung. Schwöre mir das, liebe Thekla, und wenn Du dieß Kreuzlein siehst, das ich Dir verehre, so gedenke des Schwurs und deiner Freundin.

Thekla legte stumm die Finger auf die blitzenden Steine des Kreuzes, und ihre Augen sagten der Herzogin Gehorsam zu. Sprechen konnte sie nicht. Heißweinend riß sie sich endlich aus den umschlingenden Armen, und eilte hinaus, denn schon sank die Nacht herab. Der bitterste Augenblick ihres Jugendlebens war vorüber.

Am Ende der langen, schwach beleuchteten Gallerie, öffnete sich eine Thür, und Fräulein

Jutta zog das betrübte Mädchen in ihr Kämmerlein. Ein finstrer mißtrauischer Blick empfing sie hier, fast dem ähnlich, mit welchem Jutta sie zuerst begrüßte.

Ihr weint? fragte sie. Wie? hab ich denn Unrecht vernommen, daß Ihr uns verlaßt, um in die schöne Welt zu eilen, zu glänzen, zu schimmern und zu vergessen. Und doch weint Ihr? O diese Thränen verbergt ja vor der Frau von Brandenstein, sie würden Euch schlecht bei ihr dienen.

Mich dünkt, Ihr spottet meines Kummers, edles Fräulein, sagte Thekla; ach, wüßtet Ihr wie wenig die Welt mich lockt, wie gern ich immerdar bei Euch geblieben wäre! Vergessen will ich nimmer. Mein Herz bleibt hier, dort ist mir ja Alles fremd.

Mögen die Heiligen Euch schirmen, auf daß es so bleibe, erwieberte Jutta, ben Theklas Schmerz besänftigt, die Welt ist falsch, und das Mädchenherz schwach. Ich hoffte viel von Euch, nun ist es wohl hin, wie so

manches Hoffen meines Lebens. Ihr aber, wenn Eure Thränen nicht lügen, vergeßt uns nicht, gedenkt in der Ferne Eures Jugendfreundes, so kann unser Weg sich noch einstmals wieder begegnen. Hütet die Treue für unsere Dame in Eurem Herzen, wenn ihre Feinde Euch nahen. Vielleicht kommt der Tag ihres Triumphs! Hat sie Euch unser Vorhaben entdeckt?

Nichts Deutliches. Doch ich flehte sie an, den Weg der Rettung zu gehen.

Ihr thatet Recht! auch will ich Euch unser Geheimniß nicht verenthalten. Mein Bruder wird in den nächsten Tagen einen Zug in des Herzogs Diensten thun. Auf mein Verlangen, und aus Trieb des eignen Herzens, wird Welf, dem indessen die Hut unserer Frau vertraut ist, sie von hier hinweg zu ihrem Gemahl geleiten. Gebhard würde es nimmer wagen, doch der Jüngling ist bereit, Leben und Glück einzusetzen, und meine schwachen Füße sollen den Weg nicht scheuen, die Herrin zu unterstützen wenn es gilt. Betet für uns, mein Kind, und schweigt wie

das Grab! Vielleicht ist es mir vergönnt, die verbannte Fürstin noch einmal wieder auf ihrer Höhe zu sehen. So es aber mißlingt, will ich meinen letzten Lebenshauch noch zu ihrem Treste verwenden, und meine Treue soll nicht müde werden, die Dornen abzustumpfen, die ihren Fuß verletzen.

Ach Fräulein! seufzte das Mädchen, wehl Euch, daß Ihr so Herrliches vermögt. O! niemals haben mir die finstern Mauern dieses Schlosses so schön geschienen, als da ich sie zum letztenmal erblicke. Dürfte ich sie nie verlassen! Dürfte ich mit Euch die Pflichten der Liebe und Treue theilen, von der Welt vergessen, die ich nicht kenne und nicht lieben werde.

Vergebene Wünsche! sagte die Matrone, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Aber bewahrt dieß Gefühl. Wenn Ihr einst hört, daß Jutta nicht mehr ist, dann Thekla gedenkt der Pflicht, die verlassene Stelle einzunehmen, die hienieden all mein Sehnen einschloß. Gedenkt, daß meine Anhänglichkeit an die Un

glückliche Euer Erbtheil seyn soll, und nichts halte Euch ab, sie wenigstens im Geheim zu sehen, ihr zu dienen, sie aufzurichten. Möchte es dem Himmel gefallen, daß Ihr einstmals den Namen Threta trüget, dessen Glieder alle von Einem Gefühl beseelt sind. Ehre und Treue sind erblich bei unsern Ahnen, und Euer Freund Welf wird ihrer werth bleiben.

Thekla erröthete, merkte an, daß die Nacht dunkler werde, und bat um des Fräuleins Segen. Ganz versöhnt mit ihrer jungen Freundin, umarmte Jutta sie zu wiederholten Malen, und geleitete sie an das Schließther, wo Welf ihrer harrte. Sie verstand nun den Schmerz, mit welchem er ihr Lebewohl sagte, tausend Gefühle beengten ihr Herz, als sie im Thale Halt machte, um noch einen Blick auf das Bergschloß zu werfen; aber keins war so mächtig, als das Andenken an die Herzogin, und die Wünsche für ihr Geschick.

Eine neue Welt voll reicher Genüsse, öffnete sich mit der nächsten Morgenröthe vor Theklas Blicken. Schon die Reise, die erste, die sie je über die Marken des Klostergebiets trug, zeigte ihr so viel Schönes, Niegesehenes, daß sie nur ungern der Eil eines alten mürrischen Führers gehorchte, der ihr Roß an den reizendsten Gegenden schnell und ungerührt vorüberleitete. Und als nun das schöne Schloß ihrer Mutter vor ihr lag, als sie die geschmückten Säle betrat, ihre Mutter sah, und von ihr mit süßen Worten empfangen ward, als ein fröhliches Mahl an Heinrichs Seite den Abend beschloß, der Zauber einer lieblichen Musik die heitern Tischgespräche begleitete — fand sich das Mädchen in einem freudigen Taumel in ihrem Schlafgemach allein, ohne Kraft die verschiedenen Eindrücke eines einzigen Tages zu sondern. Ihr Herz schlug stärker, wenn sie im Nachgenuß der Freuden, die er ihr bot, auf Heinrichs Gestalt traf; sie hatte sein Bild so treu in ihre Seele gedrückt, daß es sie auch jetzt umschwebte.

Das Gefühl, daß sie gestern in Welf geahnet hatte, ohne eine gleichtönende Saite in ihrer Brust zu finden, war ihr heute nicht mehr fremd. Welfs Schmerz hatte ihr den Namen Liebe genannt, Heinrichs Anblick ließ sie fühlen, was Liebe sey. Wandelles standen die Sterne über ihrem Haupte, die sich gestern in ihren Thränen gespiegelt hatten, aber sie zogen heute über einer andern Welt hin. Mit den Farben der Liebe und Hoffnung lag sie vor ihr ausgebreitet; jeder Schatten war verschwunden, sie zweifelte an keinem Glück, und der fromme Wunsch ihres Herzens, die Gefangene frei und glücklich zu sehen, stand als Gewißheit in der glänzenden Reihe künftiger Freuden. Sie drückte das Kreuzchen an ihre Brust, betete still seelig, und entschlief zu heitern Träumen.

Mit jedem Tage, den Thekla nun lebte, wuchs ihr Glück und ihre Liebe. Ihr Frühling war erschienen, er entfaltete tausend Knospen und Blüthen, und sie genoß ihn, wie der spielende Vogel im grünen Laube, der nicht weiß,

wie bald er schwinden wird. Wo sie weilte — im einsamen Gemach, bei der Arbeit ihrer kunstreichen Nadel, oder in den herrlichen Gärten des Schlosses, war Heinrich ihr Gefährte; wenn sie die Laute schlug, und die frommen Lieder sang, denen sonst die Herzogin gern gelauscht hatte, saß er zu ihren Füßen in stillem Entzükken, oder er nahm ihr das Saitenspiel aus dem Arm, und weckte seine Töne, um Liebe und Sehnsucht zu singen. Seine schönen dunkeln Augen ruheten dann so rührend auf ihren Zügen, sie sagten ihr, was sie selbst fühlte, und sie verstand nicht ihre Antwort zu verhehlen. Hocherfreut beobachtete Chatarina das junge Paar, und in einer einsamen Stunde gebot sie Thekla, das nonnenhafte Gewand, das sie bis jetzt noch trug, abzulegen, weil sie nach ihrem Willen die Verlobte Heinrichs von Gera sey. Thekla warf sich vor ihr nieder und barg ihr erröthendes Gesicht in ihren Schooß. Da rief ein Zeichen Chatarinens den Jüngling herbei, und als Thekla sich erhob, sah sie in sein freu-

beleuchtendes Auge. — Sein Arm umschloß die zitternde Braut, die sich lächelnd unter Thränen an ihn schmiegte, und auf seine, zum erstenmal ausgesprochene Liebesbitte ewige Treue verhieß. Sein glühendes Herz hatte jetzt das Ziel alles Hoffens gefunden, er fühlte, daß er wohl sein Leben, aber nie das höchste Gut: die Liebe verlieren könne.

Indessen begannen im Schlosse glänzende Anrüstungen auf die Ankunft des Herzogs, der nach Leipzig zur Zusammenkunft mit Friedrich dem Sanftmüthigen ziehend, hier übernachten wollte. Die Zimmer und Säle wurden geschmückt, der weite Schloßhof mit Schranken umgeben, der Schauplatz ritterlicher Spiele zu werden, Spielleute und Sänger herbeigerufen, Frauen und Mädchen zum Tanze geladen, auch Küche und Keller gar wohl bestellt. Wie nun der Herzog mit seinem ritterlichen Gefolge daher zog, empfingen ihn festliche Jubeltöne, und unter dem Schall der Trompeten, kam die Wirthin des Hauses ihm entgegen, wie eine Köni-

gin geschmückt. Ihr golddurchwirktes Gewand war mit Perlen gestickt, ein Edelknabe trug die schwere Schleppe, denn sie liebte es, in dem Glanze des Standes zu erscheinen, nach welchem sie rang. Neben ihr ging Thekla, zum erstenmal ohne ihr Nonnengewand, und Heinrich von Gera, dessen Wunden ganz geheilt waren, in Helm und Harnisch. Schnell saßen alle Ritter ab, der Herzog ergriff die Hand der Wirthin, und der Zug ging in die große Halle, wo ein Reihtrunk umhergereicht ward, und die Trompeten gar fleißig in die Trinksprüche der Ritter einstimmten. Als nun ein Herold die Kampflustigen Herren aus des Herzogs Gefolge einlud, sich auf die Stechbahn zu begeben, stand Chatarina von dem erhöhten Sitz auf, wo sie neben dem Herzog Platz gefunden hatte, und führte Heinrich und Thekla als Neuverlobte vor den fürstlichen Herrn, indem sie zugleich für Heinrich um Vergunst bat, sich unter die Kämpfer mischen zu dürfen.

Alle Augen richteten sich bewundernd auf

das schöne Paar, nur des Herzogs finstrer Blick wurde wenig heller, als die junge Braut, mit holder Anmuth die Knie vor ihm beugte. Weil Ihr denn andere Ketten tragt, Heinrich von Gera, sagte er, so spreche ich Euch von meiner Haft ledig, maßen ich jetzt auch jede Spur des Vergangenen durch einen Frieden mit meinem fürstlichen Bruder vertilgen will. Nehmt Eure Haabe wieder in Besitz, wann ihr wollt, und getröstet Euch meiner Huld als Eidam dieser edlen Dame.

Und mein Vater, gnädigster Herr? rief Heinrich.

Sein Vater? fragte Wilhelm zu Chatarinen gewendet, was will er damit sagen?

Davon zu anderer Zeit mein Sohn, sagte Chatarina gebieterisch. Jetzt rüstet Euch zum Kampfe. Brecht eine Lanze zu Ehren Eurer Braut, und erwerbt Euch den Ritterschlag von unsres hohen Gastes Hand.

Die Sonne ging schon tief, als die Ritter auf der Bahn zusammenstießen. Herzog Wil-

helm saß neben Chatarinen auf der Gallerie im ernsten Gespräch. Eine labende Kühlung wehte, Blumengewinde liefen längs den Sitzen hin, kostbare Erfrischungen wurden umhergereicht, rauschende Klänge zogen durch die stille Luft. Doch Wilhelms Blick blieb finster, nur zuweilen wenn ein Kämpfer unsanft zu Boden fiel, und mit mancherlei Anstrengungen mühsam wieder empor kam, erschien ein Lächeln auf seinem Gesicht, und ein scherzendes Wort auf seiner Lippe. Aber Thekla, ihm zur Linken sitzend, war ganz Auge. Sie verfolgte das gewandte Roß ihres Kämpfers, der bei jedem Gange zu ihr empor blickte, die Lanze zierlich senkend, und mit Leichtigkeit manchen Ritter in den Staub warf, durch den Jubel der Menge, und Theklas stillen Beifall belohnt. Auch ward ihm, als die Dämmerung das Spiel endete, der zweite Dank aus ihrer Hand, und des Herzogs weihender Schwerdtschlag berührte seine Schulter, ihm den Rüsternamen zu geben, der damals das höchste Sehnen jedes Jünglings war.

Nun flammten die Kerzen im hohen Saal und der Tanz begann. Was sich liebte fand sich zusammen; glücklicher als alle, flog das Brautpaar Arm in Arm durch die Reihen. Sie bedurften der festlichen Umgebung nicht zu ihrer Freude, aber der Glanz und Schimmer, der sie umfloß, die harmonischen Töne, von welchen sie sich getragen fühlten, bezauberten ihre Sinne, und vollendeten das Entzücken der jugendlichen Herzen.

Es kam die Mitternacht heran, der Speisesaal öffnete sich, eine prachtvolle Tafel zu zeigen, an der die Gäste nach ihrem Range Platz nahmen. Umher drängte sich die Dienerschaft, die Mundschenken verwalteten ihr Amt, die Spielleute und Sänger standen dem Herzog gegenüber, und ein alter Harfner sang Balladen, Kriegslieder und das Lob des Weins. Ein Chor von Zitterspielern fiel zuweilen lärmend ein, löste den Alten mit scherzhaften Gesängen ab, und weckte manches frohe Gelächter bei den Zechern. Unter ihnen stand im Schatten einer

Säule, ein Jüngling, dessen ernstes kummervolles Gesicht, in den lichten Kreis wenig zu passen schien. Seine glänzenden Augen sahen unter dem weitschimmenden Hute unverwandt nach dem Fräulein von Brandenstein, und so sichtbar sein Bemühen war, sich allen Blicken zu entziehn, so sehr strebte er, von ihr bemerkt zu werden. Jetzt dünkte es ihm, als ob sie — den weiten Kreis der Sänger musternd, ihn gewahrte. Er verließ einen Augenblick die schützende Verborgenheit, das helle Licht strahlte in sein Gesicht, Thekla erblaßte. Nur zu gut erkannte sie diese Züge, selbst in der täuschenden Verkleidung. Es war Welf! Zitternd, daß auch Andre ihn bemerken möchten, machte sie unwillkührlich eine Bewegung, die ihm zeigte, sein Zweck sey erreicht, er neigte sich, legte den Finger auf den Mund und verschwand hinter der Säule.

Die flüchtige Freude, zart wie der Staub auf Schmetterlingsflügeln, war nun für Thekla entflohn; ihre Augen hingen an der Stelle,

die den Jugendfreund verbarg, den Einzigen in der jubelnden Menge, deſſen Bruſt von traurigen Gefühlen erfüllt war. Ach ſie hatte im Taumel des Glücks ſo wenig ſeiner gedacht, bis der kummervolle Ausdruck der vertrauten Züge ſie erinnerte, daß er litt. Nun konnten die Töne der Luſt um ſie her, ihr kein Lächeln mehr entlocken, und ſelbſt Heinrichs geliebte Nähe, weckte ſie nur ſelten aus wehmüthigen Träumen.

Bei Maria, Ihr Herren, rief jetzt der Herzog, ich halte es wird Zeit, den Becchern Valet zu geben. Der Morgen kann nicht ferne ſeyn, laßt uns noch einige Stunden der Ruhe pflegen. Alles erhob ſich auf dieß Gebot, die Wogen der fröhlichen Menge flutheten umher, und mitten im Gewühle fühlte ſich Thekla feſtgehalten. Neben ihr ſtand der Zitterſchläger. Ich komme von unſerer Dame, flüſterte er ihr zu, Euch die verheißene Kunde zu bringen. Gönnt mir irgend ein heimliches Gehör, aber bald, ich bin hier nicht ſicher.

Theklas Augen ſuchten angſtvoll nach Hein-

rich umher, er stand weit von ihr, bei ihrer Mutter. Begebt Euch in den Garten, sagte sie schnell, und weilet dort bis ich komme. Der Morgen dämmert schon in Osten. Wenn alles zur Ruhe ist, sollt Ihr mich am Teiche finden, wo vier Eichen sich über niederm Gesträuch erheben. Doch nur das Eine sagt mir, ist Euer Anschlag gelungen?

Alles ist verloren! antwortete Wolf, den in diesem Augenblick der alte Harfner von Thekla wegriß. Betäubt blickte sie ihm nach, da faßte Heinrich ihre Hand, ihr sanfte Ruhe wünschend, und tröstend trat die Liebe zwischen sie und ihren Kummer. Sie schieden am Ende der Gallerie, die ihre Wohnungen trennte, Thekla eilte auf ihr Zimmer, das Festgewand abzulegen, und die völlige Ruhe im Schlosse zu erwarten.

Graue Dämmerung begann schon die Gegend zu lichten, und die Sterne erblaßten, als das Fräulein durch eine enge Pforte in den

Garten trat, um mit ängstlicher Hast nach dem bezeichneten Platze zu eilen. Wie Riesengestalten in Nebel gehüllt, erheben sich die vier Eichen in die Luft, der Morgenwind wehte schärfer vom Teiche her, sie hüllte sich dicht in ihre Schleier. Jetzt waren die Bäume erreicht, und Welf kam ihr entgegen. Er beugte sich in heftiger Bewegung auf ihre dargebotene Hand nieder, die sie mit Thränen benetzt fühlte, und weilte lange so, ohne die Stille zu unterbrechen.

Zuerst meinen Glückwunsch, sagte er endlich mit bewegter Stimme, ein treues Herz bringt ihn Euch, das bis zum Tode für Euch schlägt. Glücklich seyd Ihr, ich sah es heute, als ich aus meinem Versteck Euch beobachtete, nun wohl! so werde ich es auch seyn. Jetzt zu meinem Gewerbe. Laßt uns einige Schritte weiter gehen. Ihr bebt in der rauhen Morgenluft, auch will ich nur wenig Worte machen. — Ihr wißt, wie ich entschlossen war, die Herzogin ihrem Gemahl zuzuführen —

Die Herzogin? rief Thekla. Wilhelms Gemahlin? —

So ist es, fuhr Wolfsert, ich nannte Euch ihren Namen, ohne es zu wollen. Der Herzog befand sich eben zu Rosla, wir wußten das, alle Anstalten waren getroffen, mein Vater abwesend, die hohe Frau entschlossen und muthig, wie auch wir, die wir uns ihrem Dienst geweiht hatten. Meine Base zog mit ihr, ihr Alter und die Schwäche der Herzogin, der die ungewohnte Luft oft Ruhe nöthig machte, ließen unsere Reise nur langsam von Statten gehn. Ganz erschöpft gelangte sie endlich ans Ziel. Sie ruhete im Angesicht der Burg, und befahl mir voraus zu reiten, ihrem Herrn ihre Ankunft zu melden. Ich gehorchte. Meiner Worte waren wenig, wie Ihr denken möget, doch unterbrach mich nur zu bald des Herzogs flammender Zorn. Er fragte, wer es mir erlaubt habe, die, meiner Verwahrung Anvertraute, im Lande umherzuführen, er fragte mit donnernder Stimme, ob mein Vater meine

Schuld theile, und nachdem es mir gelungen war, ihn von Gebhards Unschuld zu überzeugen, hörte ich ruhig den Ausspruch an, ich sey bei harter Strafe von seinem Angesicht verbannt, und solle mich nicht treffen lassen, bevor mir verziehen wäre. Darauf erhob er sich mit glühendem Angesicht der Kommenden entgegen, ich folgte in banger Angst, ob dem Empfange der zarten Frau. Auf der Brücke trafen sie zusammen, sie zitternd, doch voll Würde und sanfter Freundlichkeit, wie Ihr sie kennt, er rauh und hart, keinen Blick des Mitleids auf die kummervolle Gestalt werfend. Da fiel sie vor ihm nieder, hob die flehenden Hände, und stammelte eine rührende Bitte, die mein Herz zerschnitt. Aber ein harter Schlag seines stahlbedeckten Handschuhs traf ihre erhobenen Hände, und schneidend kalt herrschte er sie an: es zieme den Weibern nicht, ihren Männern ohne Erlaubniß nachzureisen, sondern sie sollten an dem Orte bleiben, der ihnen angewiesen sey.

Während meine ehrwürdige Base die halb-ohnmächtige Herzogin in ihre Arme aufnahm, war der Herzog verschwunden, und ich ging, ein Obdach für uns in einer nahen Hütte zu suchen. Ach Fräulein, hier sah ich die Dulderin zum erstenmale trostlos weinen. Jutta, sonst immer voll scheuer Ehrfurcht, bot ihr jetzt die treue Brust zur Ruhestätte, der Schmerz hatte die Schranken niedergerissen, die ihr früher so heilig waren. Vergebens boten wir alle Beredsamkeit auf, sie während der Nacht zur Flucht zu bewegen. Sie hielt es für eine heilige Pflicht, nach Eckardsberga zurückzukehren, auch ward ich am Morgen inne, daß wir nicht unbewacht gewesen waren. So traten wir den traurigen Rückzug an, sobald der Strahl der Frühe uns leuchtete. Euch dieß zu berichten, und dann des Herzogs Zorn zu entfliehen, kam ich hieher. Ich mischte mich in festliches Gewühl, während mein Herz aus tausend Wunden blutete, und wie ein Traumbild umgaukelten mich die bunten Gestalten, von denen nur

Eine meiner Seele verwandt war. Aber seht! dort färbt der Himmel sich rosenroth, und der Aufgang der Sonne darf mich nicht mehr finden. Gott sey mit Euch, lebt wohl! —

Schnell, ehe Theklas Abschiedswort verhallt war, hatte Welf sich losgerissen und war unter den Gebüschen hingeeilt, die so eben die Morgenröthe zu malen anfing.

In ihrer Seele war ein tiefer Schmerz zurückgeblieben, und während in jedem Zweige frohe Vogelstimmen erwachten, blickte sie mit heißen Thränen in das offne Thor des jungen festlich heraufziehenden Tages. Sie warf sich ihre unbesorgte Freude vor, in der Zeit, da die geliebte Herzogin dem bittersten Kummer unterlag, sie malte sich ihre Leiden, die Kränkung der treuen Jutta, die Verlassenheit des einsamen Paares in dem öden Bergschlosse, und wenn ihre Gedanken einen Augenblick von diesem Gegenstande schieden, war es nur, um Welfs Schritten zu folgen, dessen schwer bekämpftes Gefühl ihr nur zu deutlich sein zerrissnes Herz gezeigt hatte. Von so man-

chen Bewegungen erschöpft, schaudernd, in der kalten Morgenluft, erreichte sie das angelehnte Pförtchen wieder, und fand, daß die Gallerie, die zu ihren Zimmern führte, schon wieder durch die Diener des Herzogs belebt war, die hier, sein Erwachen abwartend, auf und ab, schritten. Sie wünschte, ungesehen von ihnen, vorüberzukommen, und öffnete eine Thür, die zu einem kleinen Thurmgemach führte, das ihre Zimmer mit denen der Frau von Brandenstein verband. Das einzige weit herausgebaute Fenster, mit buntgefärbten Scheiben, gab nur eben so viel Licht, die düstern Wände schaurig zu erhellen. Theklas aufgeregtes Gemüth zeigte ihr heute nur Schrecken, sie glaubte einen Kerker zu betreten, und eilte mit leidenschaftlicher Hast nach dem Ausgange. Leise Schritte jenseits desselben hielten ihren Fuß auf, sie kamen näher, Thekla entwich in die tiefe Fensternische, wo ein langer dunkler Vorhang sie deckte. Horch! da knarrt die schwere Thür, und Chatarina im Nachtgewande, eine Lampe in der Hand tritt

ein. Sie
mit dem wen
stände wund
dichter in de
sehen, nur
entdeckt zu h
lebhaftesten

Aberm
rief leise H
antwortete.
Chatarina,
nirgends sen
Schloß ist ü
Gemach hat
da, wo Eu
oder nie w
denkt nicht,
Wort von n
auf ihrem
Forder
sey es was
Wohlan! e

ſetzt die Lampe nieder, deren Licht
erdenden Tage kämpfend alle Gegen-
nderlich beleuchtet. Thekla hüllt ſich
den Verhang, ohne Abſicht zu lau-
r von dem Verlangen gehalten, un-
bleiben, iſt ihre ganze Seele in der
n Spannung.
mals klang die Thür, und Chatarina
Heinrichs Namen. Seine Stimme
. Hier ſind wir ungeſtört, ſagte
, deren Töne etwas Unſühres hatten,
enſt konnte ich Euch heute ſehen, das
überall beſetzt, ſelbſt mein geheimſtes
at Ohren. Heinrich! die Stunde iſt
ure Treue ſich bewähren ſoll. Jetzt
werdet Ihr Theklas Hand erwerben,
t, daß ſie ſchon die Eure ſey, ein
mir, und der Schleier ruht wieder
Haupte.
ert, rief Heinrich, ſprecht es aus!
as es ſey, ich will es vollbringen.
ehe der Herzog uns verläßt, wird er

Euch, als Zeichen seiner Huld, zum Burgvoigt von Eckardsberga ernennen, Ihr werdet seine Gnade dankbar annehmen, und heute noch das neue Amt antreten. Dort lebt eine Frau in tiefer Dunkelheit, die Quelle aller meiner Leiden, die Feindin meiner Ehre, die bittre Sorge, die jede Stunde der Freude mir vergällt. Sie lebt ein Leben, dieses Namens kaum werth, nie wird sie die Sonne wieder sehen; ein langer Todeskampf zwischen öden Mauern wird ihr Loos seyn, und wie ein rettender Engel würde schneller schmerzloser Tod ihr erscheinen. Heinrich Ihr versteht mich! Sie ist ganz in Eurer Gewalt, alle ihre Hüter sind entfernt, bis auf eine einzige Dienerin — nehmt dieß Pulver und schneller schmerzloser Tod ist in Eurer Hand. Ihr zögert? Herr von Gera, zweifelt nicht, daß ich bedachte, ehe ich sprach! Euer Nein, ist mein Todesurtheil, aber sprecht es nur muthig aus. Eine von uns kann nur leben, Anna von Sachsen, oder Chatarina! In einer Stunde, wenn der Herzog in voller Versammlung

ſcheidet, will ich Euern Entſchluß erwarten. Nehmt ihr das Amt an, ſo weiß ich genug, wo nicht, ſo fliehet den Ort, wo Chatarina ſtarb, und ihre Tochter in klöſterlichen Hallen trauert.

Heinrichs ſtarrer Blick hing voll Entſetzen an Chatarinens entſtellten Zügen. Iſts möglich, rief er aus, dieſe ſchönen Lippen können das Gräßliche ſo ruhig ausſprechen?

Ruhig? erwiederte ſie — die Ruhe die Ihr mir andichtet, iſt das Schweigen des Meeres nach dem Sturm, den Kampf hat kein Auge geſehen. Ich werde geliebt, und theile die Würde des Mannes nicht, der mich anbetet, man beugt ſich vor mir, aber die Menge nennt meinen Namen mit Verachtung, ich kenne allen Zwang, alle Laſt der Hoheit, ohne ihre Freuden, und ringe vergebens nach dem Range, der mir gebührt, weil ein Schattenbild zwiſchen mir und meinem Glücke ſteht. Das ſind meine Qualen, die Ihr nicht verſteht, genug, daß

ich sie länger nicht tragen will; jetzt geht, wir sehen uns wieder!

Sie drängte Heinrich durch die Thür, die Thekla eingelassen hatte, und ging in ihre Gemächer. Thekla wankte hervor. Ihre irren Blicke liefen im Zimmer umher, als wolle sie die Wahrheit des Gehörten erkunden, sie stürzte in den engen Gang, der zu ihrer Wohnung leitete, und warf sich händeringend auf ihr Lager; Fieberfrost schüttelte ihre Glieder. Sie hob das Kreuz von ihrer Brust, und sah es lange stumm an. Richte nicht, stammelte sie, sondern ehre schweigend die Wege der Vorsicht. Die Diamanten wankten vor ihrem Blick, ein dichter Nebel schien sich von der Decke auf sie herab zu senken, sie fühlte nichts mehr.

Schon stampften im Schloßhofe die muthigen Rosse, die Ritter schwangen sich auf und grüßten tiefgebeugt nach den Fenstern, aus denen manch freundliches Auge sittsam niederblickte. Der Herzog ergriff Chatarinens Hand zum Ab-

iede, verſicherte dem knieenden Heinrich aller
uld, und ſtieg zu ſeinem Gefolge hinab. Tod-
blaß erhob ſich Heinrich, ohne zurückzublicken
e auch er in den Hof, forderte ſein Roß,
mmelte es wild umher, bis der letzte der Gäſte
r die Zugbrücke hinaus war, dann ſprengte
donnernd drüber hin ins Freie. Ein Pilger,
an der Pforte ſtand, rief ihn bei Namen,
ſchrack auf, hielt an und fragte nach ſeinem
gehr. Der Alte trat näher, ſchlug die Kappe
n grauen Haar, und ſagte treuherzig: kennt
r Heinrich von Gera den alten Caspar nicht
hr? Dem jungen Ritter ging das Herz
, als er das enthüllte Geſicht des treuen
ners ſah, den er ſchon unter den Todten ge-
ibt hatte. Die verſchwundene Kindheit mit
m Frieden ſchien an des Greiſes Hand ihn
einmal zu grüßen, die düſtre Gegenwart
ihrem Lichte aufzuhellen. Doch es war ihm
e nicht vergönnt, ſich einem Gefühl der
e zu überlaſſen, und Caspars Botſchaft er-
te nur zu bald den trüben Blick, mit wel-

dem er Heinrichs Willkommen erwiederte. Der Alte war jenesmal seinem Herrn in die Gefangenschaft nach Böhmen gefolgt, wo schon vor mehreren Monaten der Tod ihn befreite, während sein Sohn mit seinem Leben und naher Lösung geschmeichelt, für ihn sorgte, betete und litt. Die letzten Grüße des sterbenden Vaters waren es, die Caspar jetzt dem Sohn zurief, Altersschwäche hatte ihn gehindert, sie früher zu bringen.

Stumm hörte Heinrich den Alten an, was seine Seele bewegte, war zu groß für Worte. Er ritt langsam in tiefen Gedanken fürbaß, Caspar blieb dicht neben ihm, voll liebender Besorgniß, das blasse verstörte Gesicht seines Herrn betrachtend.

Darf ich mit Euch gehen Herr? sagte er nach einer langen Pause, ich habe Niemand mehr auf der Erde als Euch.

Du weißt ja nicht, wohin ich gehe, treue Seele, noch ob dort Ruhe zu finden ist für dein Alter.

Der seel'ge Herr meinte, Ihr würdet mich nicht verlassen, erwiederte der Andere, meine Treue könnte Euch noch nützen, wenn schon meine Kräfte schwach sind. Ruhe oder Kampf, ich theile es mit meinem Herrn.

Heinrich reichte ihm die Hand, hielt sein Pferd an und stieg ab. Ja, sagte er, Deine Treue kann mir nützen, Du kommst zu rechter Zeit. Aber besteige jetzt mein Thier, alter Mann, bis Du wieder Kraft hast, den Weg fortzusetzen. Weigre Dich nicht, es ist mein Wille; ich gehe rüstig beiher, es thut dem Körper wohl, sich zu ermüden, wenn die Seele von namenlosen Gefühlen bewegt wird.

Während die Reisenden ihren Weg langsam fortsetzten, und sich erst in der Dämmerung der Gegend von Eckardsberga nahten, saß Fräulein Jutta an dem Lager der Herzogin, die mehr durch Kummer als Krankheit niedergeworfen war, und heute noch den Abschied des redlichen Gebhard erlebt hatte, der dem Befehl des Herzogs zu Folge einem andern Aufseher

weichen mußte. Jutta hatte Bruder und Neffen standhaft ziehen lassen, ohne daran zu denken, daß sie ihnen folgen könne. Sie betete jetzt ein Abendgebet mit der Kranken, zog dann die Sammetvorhänge des Bettes sorgsam zu, und lehnte sich tiefdenkend in ihren Sessel zurück. Da tönte des Thurmwächters Horn, sie hörte die Zugbrücke klirren, das schwere Thor sich öffnen, ihr Herz klopfte laut, und zitternd ergriff sie die Leuchte, als sie nahende Schritte vernahm.

Ein Diener meldete Heinrich von Gera, der Gehör bei der Herzogin forderte. Jutta befahl, ihn ins Vorzimmer zu führen, während sie sich sogleich begab. Heinrichs Name riß eine tiefe Wunde ihres Herzens auf, ihr Blick, schon durch Gram und Abgeschiedenheit verfinstert, ward noch bitterer, ihre hohe Gestalt noch stolzer, sie stand vor dem Eintretenden, wie ein Wesen, das die Gemeinschaft mit den Lebenden verschmäht, ernst und kalt in strenger Würde. Auf ihre harten Züge warf das Licht grelle

hatten, der Ton ihrer Stimme zitterte, und
erſprach der Ruhe, die ſie in ihre Rede zu
n bemüht war.

Verzeiht Herr Ritter, ſagte ſie, wenn
h, ſtatt der Frau Herzogin, zu deren Dienſt
r wie ich höre, geſandt ſeyd, nur ihre Die-
in empfängt. An unſerm Hofe iſt es ſchon
ht, denn Ruhe iſt das einzige Glück mei-
Dame, auch möchte es die Herzogin nur
nerzen, den Mann zu erblicken, der einen
rüften Freund erſetzen ſoll. Ehrt ihre Würde
ihr Unglück, Eures Schutzes bedürfen wir
n, wir trauen auf Gott und unſere Ge-
tigkeit.

Zweifelt nicht, antwortete Heinrich, daß
nur ungern das Geſchick der hohen Frau er-
beren würde, und rechnet alles was ich thun
, nicht meinem Willen zu. Ihr ſeyd Frau
Jutta von Threta?

Ich bins, erwiederte ſie ſtolz. Die ein-
e Geſellſchafterin der Dame, die hier ſchmach-
, ihr ergeben bis zum Tode. So kennt mich

die Welt, so hat Euch wohl Chatarina meinen Namen genannt.

Fräulein, sagte Heinrich, der Unwille, der aus jedem Eurer Worte spricht, ist unverdient. Aber mein Schicksal zwingt mich, ihn zu vermehren. Ihr müßt die Herzogin verlassen. So lautet meines Herrn Befehl, den ich vollziehe ohne zu grübeln. Befehlt, wohin die Reisigen der Burg Euch geleiten sollen, und rüstet Euch mit Tagesanbruch zum Abschiede.

Nimmermehr! rief Jutta in höchster Bewegung. Mag die Grausamkeit jede Grenze übersteigen, auch meine Liebe und Treue kennt keine. Nichts wird mich zwingen von hier zu gehen, ich bin nur ein Weib, aber mein Wille ist stark und kräftig.

An die Frau Herzogin lautet mein Befehl, antwortete Heinrich, sie wird und muß ihn ehren. Wann kann ich sie sehen?

Bei allen Heiligen die Ihr erkennt! flehe ich Euch an, Heinrich von Gera, beharrt nicht auf diesem Gebot. Nie habe ich etwas erbeten,

ich verstehe es kaum. Aber wenn Euer Herz diesen Triumpf fordert, so hört meine verzweifelnde Bitte: Reißt mich nicht von ihr. Der Verlust des letzten Wesens, das sie liebt, wird ihr Tod seyn.

Heinrichs blasses Gesicht malte den innern Kampf seiner bewegten Brust. Er starrte Jutten an, die mit dem stolzen ungebeugten Anstande einer Befehlenden vor ihm stand, und ihren gebietenden Ton ihren Worten nicht anpassen konnte. Ihr habt Recht, sagte er finster, ihr könnt nicht bitten, und ich darf nicht gewähren. Wohin befehlt Ihr zu gehen?

Meines Bruders Schloß unweit Leipzig, ist nur der einzige Ort für mich, sagte sie mit schneidender Kälte. Die Reisigen, die lange seinem Befehl gehorchten, wissen es zu finden. Ich beuge mich dem Geschick. Aber nur aus meinem Munde soll die Herzogin es erfahren.

Sie ging, und brachte die kurze Nacht in den schrecklichsten Gefühlen zu, doch auch Heinrich genoß keine Ruhe. Der Schmerz um seinen

Vater, forderte den Zoll der Thränen, und erhielt ihn. Er benutzte die düstern Stunden, alles was ihn drückte, seinem alten vertrauten Diener mitzutheilen und seinen Rath zu hören. Freudig übernahm dieser eine nöthige Reise ins Gebirg, wo Heinrich von seinen mütterlichen Ahnen eine alte Burg besaß, die nur zuweilen der Jagd wegen besucht war. Der Morgen brach schon durch die Wolken, als der Alte sich zur Ruhe begab, um Kräfte für die Reise zu sammeln, und Heinrich die Leute herbei rief, die das Fräulein geleiten sollten.

Muthiger als Jutta, hörte die Herzogin, die einige Stunden Schlaf genossen hatte, das Urtheil über ihr letztes Gut an. Sie hatte nun nichts mehr zu verlieren; der Glückliche ahnet nicht, daß auch dieser Gedanke einen Werth hat, und ihre liebevolle Seele freute sich der bessern Tage, die Jutta, im Arm ihres Bruders, in der freien Natur erwarteten. So sah sie der trostlos Scheidenden mit stiller Wehmuth nach, ohne den bittern Haß gegen den Urheber

dieſer Trennung zu theilen, mit welchem Juttens Herz erfüllt war.

Mehrere Tage verfloſſen, ohne daß Heinrich den Muth hatte, ſich der gekränkten Herzogin zu nahen. Endlich mußte er ſie um Gehör bitten, das ſie freundlich gewährte.

Der Eintritt in das düſtre Zimmer, in deſſen Hintergrunde hohe Wachskerzen den Altar beleuchteten, die matte Geſtalt der hohen Frau, ihre ſanfte Stimme, als ſie ihn anredete, die einzige alte Dienerin, die in ſchwarze Gewänder gekleidet, ſtumm wie ein Schatten neben dem Lager ſaß; alles machte einen unnennbaren Eindruck auf des jungen Ritters leichtbewegtes Gemüth. Wahre Ehrfurcht warf ihn zu den Füßen der Dulderin nieder, und mit einer Stimme, die von Rührung bebte, bat er ſie um geheimes Gehör. Sie winkte, die Alte wankte hinaus. Sie zählte die Minuten der Unterredung, aber ſie wurden zur Stunde, und immer noch tönte die lebhafte Stimme des Ritters, von den ſanften Lauten ihrer Herrin un-

terbrochen in ihr Ohr. Nun ward es still, des Jünglings Schritte nahten der Thür, er öffnete sie, und warf einen forschenden Blick auf die Alte.

Martha, sagte er, Deine Frau verbürgt Deine Treue. Darf ich Dir ganz trauen, wo es ihren Dienst gilt?

Herr, antwortete sie, ich trug die Prinzessin auf meinen Armen, ich lehrte sie die ersten Schritte. Möchte mein Tod ihr nützen können.

Nun wohl, ich glaube Dir, und traue auf Deine Verschwiegenheit. Der Herr wird mit uns seyn. Geh jetzt und labe sie, sie ist erschöpft.

Herr mein Gott sey gepriesen, rief Martha, und sah dem Hinwegeilenden nach, Du hast uns wohl einen Freund gesandt, wo wir vor Feindestücke bangten.

Als Theklas Bewußtseyn wiederkehrte, fand sie sich von ihren Frauen umgeben, im dicht-

verhangenen Gemach, einen Mönch an ihrer Seite, der sorglich ihre Hand in der Seinen hielt. Staunend sah sie empor, sie wollte das Haupt erheben, es sank matt zurück. Sie ist gerettet sagte der Mönch, laßt sie nun schlafen, und labt sie beim Erwachen mit diesem Trank — Thekla vernahm seine Worte, doch sie tönten ihr wie aus weiter Ferne, sie strebte nach Erinnerungen, aber gleich Schatten zerrannen die Bilder vor ihrer Seele. Ihre schweren Augenlieder schlossen sich wieder.

Langsam kehrte sie von diesem Tage an ins Leben zurück. Sie erkannte mit grosser Freude die Gestalten um sie her, sie konnte das Lager verlassen, ihre Schritte im Zimmer prüfen, durch das geöffnete Fenster Luft und Sonne genießen. Aber die Vergangenheit war noch nicht wieder für sie erwacht, bis eines Tages Chatarinens Besuch, gleich einem leuchtenden Blitz das versunkene Bild erhellte. Zitternd hörte sie von ihr, daß Heinrich morgen von einer Reise wiederkehrend, sie um die Bestimmung sei-

nes schönsten Tages bitten werde. Sie erwiederte nichts. Heinrichs Gestalt stand vor ihr, wie sie ihn im Thurmgemach zum letztenmale sah. Der schreckliche Augenblick, der ihr Bewußtseyn zerstörte, erneuerte sich, tausend Fragen drängten sich auf ihre Lippen, doch sie vermochte nicht sie hervorzustammeln.

Du bist noch schwach mein Kind, bemerkte Chatarina, ich überlasse Dich der Ruhe. Morgen müssen Deine Wangen blühen, wenn der Bräutigam kömmt. —

Kaum war die Thür hinter Chatarinen geschlossen, als Thekla ihre Zofe rief, mit ängstlicher Hast nach der Dauer ihrer Krankheit und Heinrichs Abwesenheit zu fragen. Die Dirne erzählte ihr: wie der Ritter gleich nach dem Feste, jetzt schon vor mehr als einem Monat nach Eckardsberga abgegangen sey, und seitdem zwar oftmals hier trostlos an ihrem Bette gestanden habe, doch nimmer von ihr erkannt werden sey. Das letztemal jedoch habe er mit Entzücken vernommen, wie Theklas Besserung

gewiß wäre, auch ihr, der Dirne, für treue Pflege, ein güldenes Kettlein nebst einem seltnen Schaustück verehrt. Der arme Herr, seufzte das Mädchen, war vor Kummer blaß, wie Ihr selbst, er trug den Trauerflor um seinen Vater. Jetzt hat er nun sein Erbe in Besitz genommen, will die zerstörte Stadt allgemach wieder erbauen, und wird Euch heimführen, sobald Ihr genesen seyd. O Fräulein, wir sehen großen Festen entgegen! Seit die Herzogin, die Gott tröste, das Zeitliche gesegnet hat, spricht man mancherlei, was meine Zunge noch verschweigen muß.

Die Herzogin ist todt? schrie Thekla, die Hände zum Himmel erhebend. Also Alles Wahrheit, kein Fiebertraum! So möge Gott sich der Unglücklichen erbarmen, wenn die Stunde der Rechenschaft kömmt.

Die Zofe verstand Thekla nicht. Sie schwieg betreffen, und ging, als das Fräulein allein zu bleiben begehrte, nur ungern in ein Vorgemach, weil sie die seltsame Heftigkeit der Kranken, für

wiederkehrende Gefahr hielt. Einsam mit ihrem Schmerz, kamen nun Thränen der armen Thekla zu Hülfe, sie weinte und betete um Kraft und Entschluß; sie rang in banger Verzweiflung mit einer Liebe, die ja nun Sünde war, ohne sie aus dem zerrissenen Herzen vertilgen zu können. Dann rief ihr das Kreutzchen die liebevolle Herzogin mit allen Gefühlen der letzten Unterredung zurück. Schaudernd gedachte sie der Ahnung, die sie damals ergriffen hatte, ja, in dem düstern Dämmerlichte, das allgemach über ihr Zimmer sich lagerte, glaubte ihre aufgeregte Einbildung die theure Gestalt erscheinen zu sehen, ihren Mörder anklagend, Thekla aufmahnend ihn auf ewig zu fliehen.

Ein leises Klopfen an der Thür trieb ihr Blut zum Herzen. Die Dirne fragte schüchtern, ob sie eintreten dürfe. Eine fremde Frau warte draußen, die das Fräulein zu sehen begehre. Laß sie kommen, sagte Thekla; das Mädchen öffnete die Thür, und entfernte sich, während eine hohe dunkle Gestalt feierlich eintrat, den Schleier

hob, und der Ueberraschten, trotz der Dämmerung, bekannte Züge enthüllte.

Jutta! rief sie außer sich, und stürzte in ihre Arme, Ihr seyd mir vom Himmel gesandt. Ich betete so eben um einen Weg in der Finsterniß, nun bin ich erhört! Rath und Hülfe werdet Ihr mir nicht weigern.

Rath und Hülfe sucht nicht bei mir, antwortete Jutta. Ich gehöre der Welt nicht mehr an, in welcher Ihr lebt. Wisset! ich komme von dem Grabe der Herzogin. Ich habe den Sarg umfaßt, der ihre irdischen Reste bewahrt, ich habe ihren Verfolgern ewigen Haß geschworen. Jetzt wollte ich Euch noch einmal sehen, ehe ihr den Namen dessen tragt, der mit unmenschlicher Härte mich von der geliebten Dame riß, um sie ungestraft zu morden! Ja ich will meine racherufende Stimme nicht hemmen, laut will ich es in Euer Ohr rufen, daß sie gemordet ward; mein Gewissen fordert mich auf, diese meine Ueberzeugung mit Euch zu theilen. Thut dann was Euch Recht dünkt.

Ihr glaubt mir nicht, fuhr sie nach einer Pause fort, als Thekla ihre strömenden Augen mit den gefalteten Händen bedeckte. Wohl gut, ich kann nicht beweisen, was ich ahne, auch seyd Ihr und Wolf die Einzigen die es vernahmen. Aber alles in dem finstern Grabgewölbe Eures Klosters, woher ich komme, rief mir die Wahrheit zu. War es Geisterhauch, was mich mit tausend Stimmen umwehte, als ich eintrat? ich weiß es nicht. Doch sprecht! warum durfte kein Auge den Leichnam sehen, als ein fremder Mönch, als Heinrich von Gera und die arme Martha, die nun auch verschwunden ist? Warum wurden selbst die frommen Nonnen zurückgewiesen? warum geschah die Bestattung so schnell, so glanzlos und heimlich in dieser Nacht? Ihr weint? Mein Auge hat keine Thränen mehr, aber die Eurigen thun mir wehl.

Jutta, sagte das Mädchen, bei dem Andenken der Verklärten beschwöre ich Euch um Eure Hülfe. Ich will fliehen, liebe Jutta,

ich will das Klostergelübde ablegen, oder in irgend einer stillen Verborgenheit leben, mein kurzes Glück zu beweinen. Ach ich werde nimmer aufhören ihn zu lieben, darum muß ich fliehen, ehe seine geliebte Nähe mein Gewissen in Schlummer wiegt. Helft mir von hier! Bringt mich in ein entferntes Kloster, aber noch diese Nacht." Morgen kömmt Heinrich. Ich sehe ihn wieder, und mein schwaches Herz vergißt Eurer Worte, Eurer Trauergestalt, und seiner Schuld.

Ihr vergeßt, daß Ihr krank seyd, wie wolltet Ihr fliehen? Die Leidenschaft spricht aus Euch, sie wird erkalten, ich kenne die Liebe; nicht jede vermag sie der Pflicht zu opfern.

Nehmt meinen heiligen Schwur: mein Herz möge brechen, ehe ich dem Manne gehöre, der nicht rein von so großer Unthat ist. Ich bin nicht mehr krank, Fräulein, ich bin stark, und werde einen Ausweg finden, wenn Ihr mir die rettende Hand entzieht.

So gehe mit mir, liebe Tochter. Theile

meine Einsamkeit und meine Trauer. Eine Sänfte erwartet mich, bediene Dich ihrer, während ich ein Maulthier besteige. Ich will Dich retten.

Sprachlos lag Thekla in Juttas Armen. Sie kleidete sich schnell mit des Fräuleins Hülfe, wählte von ihren kleinen Schätzen das Liebste aus, nahm mit zerrißnem Herzen von Allem Abschied, was in den glücklichen Tagen sie umgab. In einer fieberischen Spannung, heftig und rasch, ohne Gefühl einer Schwäche, entwich sie dann durch eine enge Tapetenthür, einen finstern Gang und das bekannte Thurmzimmer ins Freie, wo eine verhüllte Gestalt mit der Sänfte und den Pferden wartete, und die Reise ohne Unterbrechung fortging.

Freundliche Leser, die ihr bis hieher der Nebelgestalt der Sage gefolgt seyd, seht, sie winkt Euch jetzt einige Schritte zurück, in das Dunkel einer stürmischen Nacht. Nirgend blinkt ein Stern, der Wind rauscht in den Wipfeln

der Bäume, und ein klagendes Glöckchen hallt aus der Ferne her.

Seht! vom Berge herab zieht ein Leichenzug. Die Fackeln wehen, und beleuchten rothglühend das alte Bergschloß, in dem Gefolge des Sarges erblickt Ihr Heinrich und seinen Knecht; zwei Ordensbrüder und die alte Martha, mit tiefgebeugtem Haupte, in diese schwarze Schleier eingehüllt. Langsam schreitet der Zug bergab, und durch das Thal hin, die Klosterpforten öffnen sich, die frommen Schwestern empfangen ihn mit Gesang und Gebet, in ernstet Stille erfüllt das Gefolge die Klosterkirche, und der Sarg sinkt in die Gruft. — —

Es schlug ein Uhr nach Mitternacht, als die beiden Mönche, nebst Heinrich, Caspar und Martha, die Klosterpforte hinter sich schliessen hörten. Sie gingen, so schnell es die Kräfte des Einen der Ordensleute zuließen, weiter, bis an den Eingang des nahen Waldes. Hier warteten drei Maulthiere. Ehrerbietig reichte Heinrich dem zitternden Klosterbruder die Hand, ihm

aufsteigen zu helfen. »Es ist vollbracht,« rief er aus, Gott geleite Euch, gnädigste Frau, ich sehe Euch bald wieder.

Mein Retter! mein Sohn! schluchzte die Herzogin, ach! es ist wohl nur ein Traum! Wenn der Herr die Gefangenen Zion erlösen wird, sagte Martha still vor sich hin, so werden wir seyn wie die Träumenden.

Hüte sie, wie Deines Auges, Caspar, rief Heinrich dem Alten zu, der Marthen auf den Bügel half, und dann das dritte Thier bestieg. Der Mönch schlug einen Rebenpfad ein, aber der Ritter horchte auf den letzten Ton des Rosseshufen ehe er den Rückweg nach dem verödeten Schlosse antrat.

Das Gerücht verbreitete indessen den Tod der Herzogin Anna, es flog Heinrichen voran, in Chatarinens wachsames Ohr. Ihr schönstes Lächeln empfing ihn, es hatte keinen Zauber mehr für seine Seele, die nur eine Sehnsucht nährte, ihr theuerstes Geheimniß in Thekla's reine Brust niederzulegen. Aber der Tod rang

mit ihm um ihren Beſitz, er vermochte nicht aus ihrer Nähe zu ſcheiden, ſo ſehr es ihn drängte, die Herzogin wieder zu ſehen. Als der Arzt das Wort der Rettung ausſprach, ritt er bei Nacht fort, und kam in wohlgewählter Verkleidung auf dem Jagdſchloſſe, das Caspar jüngſt zur Wohnung für die Herzogin einrichten mußte. Ein dichter Wald von dunkeln Tannen umgab es, ſchweigende Einſamkeit ſchien hier ihren Tempel zu haben, nur einzelne Häuſer lagen an die Felſen gelehnt umher, fröhliche Kinder in ärmlicher Tracht ſpielten im Mooſe, oder hüteten ihre Ziegen am Abhange der Berge. Die feierlich groſſe Natur erhob Heinrichs Herz, er dachte voll Sehnſucht und Liebe an Thekla, und beſchloß: ſie einſt hieher zu führen, wo er im Umgange der edlen Anna die reichſten Freuden für ihre kindliche Seele ahnete.

Hatte die treue Sorgfalt für das Wohl einer Verlaſſenen, ihre Rettung aus den Händen der Bosheit, Lohn verdient, ſo empfing ihn Heinrich, als er die Schwelle der einſiedle-

rischen Wohnung betrat. Mit mütterlicher Zärtlichkeit empfing ihn die Fürstin, und wohl fühlend, daß ihr Glück ihm am besten vergelte, war sie bemüht, ihn während ihres Aufenthalts zum Zeugen aller ihrer Freuden zu machen. Er betrat an ihrer Hand die einfachen Gemächer, die sie sinnig für ihr stilles Leben eingerichtet hatte. Sie zeigte ihm in einem kleinen Cabinett eine Staffelei, ein Bild, das seine ganze Seele bewegte. Hier führte ein Engel sie auf dem dürftern Thor eines Kerkers, mit der Rechten sie leitend, während die Linke auf eine lichte Ferne zeigte, in welcher ein Regenbogen sich glänzend erhob. Die Blicke seiner Brüder sahen aus den Wolken theilnehmend auf die schöne That, und Heinrich erstaunte, in einem dieser Himmlischen, das Bild seiner Thekla zu finden. Die schönste Entdeckung war die Folge seiner Fragen. Wie brannte jetzt das Herz des Liebenden, zwei der besten weiblichen Seelen zu vereinen, sich ihres Glücks zu freuen!

Aber mehr noch, als die Uebung freundli-

der Künste, war der Genuß der Natur, Erquickung für die lange Eingekerkerte. Heinrich folgte ihr an alle Plätze, die sie liebgewonnen hatte in den verwilderten Garten, wo durch Caspars Pflege einige späte Blumen blühten, auf die Stirn der Felsen, an die tosenden Wasserfälle, in die blühenden Schluchten. Er sah sie im Kreise der Armen, von Kindern umringt, die ihr Fleiß kleidete, die sie belehrte, von Kranken gesegnet, die ihr Heilung dankten. Er sah, daß sie glücklich war. Als er nach acht schönen Tagen das Thal verließ, sagte sie scheidend: Ihr seht, mein Retter, ich lebe wie ein seliger Geist, dem es vergönnt ward, noch eine Zeit hienieden zu wandeln. Kann die Erde schon solchen Frieden geben, wie wird es dort oben seyn, wohin die goldnen Sterne uns ahnend winken! — —

Einige Stunden mochten verstrichen seyn, seit Thekla in Juttens Geleit entflohen war, als Heinrich, noch immer in erborgter Tracht, bei Chatarinens Schloß anlangte. Er hatte ihr

durch einen vorausgeschickten Boten seine Ankunft auf morgen melden lassen, und band jetzt sein Pferd an eine Gartenpforte an, um ungesehen, durch geheime Wege zu Thekla zu gelangen. Sein Herz schlug im Vorgenuß der glücklichsten Stunde seines Lebens, denn ehe er morgen Theklas Hand faßte, mußte sie alles wissen, was bis hieher nur seine Brust verschloß. Leise öffnete er nun im düstern Gange tappend die Thür des Vorgemachs, wo Theklas Zofe wartend entschlummert war, und rief des Mädchens Namen.

Das Licht brannte düster, sie sah den fremden Mann bestürzt an, er nahte ihr geheimnißvoll, fest in einen Reitermantel gehüllt. Kennst Du mich? flüsterte er, den Mantel lüftend.

Heilige Ursula! Ihr Herr Ritter, rief sie, was führt Euch in dieser Stunde zu uns? Es ist spät, ich habe wohl gar geschlummert, und meine Dame ist im Dunkeln.

Bitte sie flugs für mich um Gehör, sagte Heinrich, ihre Liebe wird es mir gewähren.

Niemand hat mich gesehen, und nach einer kurzen Stunde verlasse ich Euch, heimlich wie ich kam. Eile und schweige, ich muß sie sehen. Mir ist, als dürfte ich keinen Augenblick mehr säumen.

Sie ist nicht allein, entgegnete das Mädchen; haltet Euch still, bis ich Zeit finde, ihr Eure Nähe anzukündigen. — Sie ergriff das Licht, und trat in Theklas Zimmer, aber ein lauter Schrey, von den sichtbaren Spuren der Flucht veranlaßt, zog den Ritter ihr nach. Wir wissen, was sie fanden.

Alsbald schallte die weinende Stimme der Zofe durch das Schloß. Heinrich vergaß seinen Vorsatz nicht, vor Chatarinen zu erscheinen; man rathschlagte bis in die Nacht. Man sandte Boten auf alle Wege, der treflose Bräutigam saß selbst auf und jagte rastlos durchs Land. Vergebens — denn der Begleiter der beiden Frauen, Wolf von Threta hatte mit kluger Vorsicht die ungebahntesten Wege eingeschlagen, und langte mit den Damen bei guter Zeit auf

dem Schlosse unweit Leipzig an, wo sein Vater jetzt haußte.

Jahrhunderte sind über die Stätten hingezogen, die der Schauplatz unserer Erzählung sind, sie haben Alles umgestaltet, nur einige feste Mauern, die für die Ewigkeit gegründet scheinen, erinnern uns noch an die Tage unserer Vorfahren. Die Gegend, die Thekla nun betrat, prangt jetzt mit lachenden Dörfern; damals war sie ein einsamer Wald, jetzt von regsamen Menschen bevölkert, wohnten damals nur zahllose Singvögel und schüchternes Wild in der Nachbarschaft der grauen Thürme von Gebhards Burg. Die Waffen seiner Ahnen, ihre Siegeszeichen, ihre Bilder, schmückten die rohen Wände der weiten Hallen. Graue Diener, betagt wie ihre Herrschaft, walteten still nach gewohnter Weise im Innern. Sang und Becherklang tönte nimmer, kein festliches Gelag öffnete die Thore, nur die Vergangenheit sprach hier laut von den bessern Tagen des alten Geschwisterpaars. Doch, weit entfernt, diese

Stille zu fürchten, war sie für Welfs und Theklas Stimmung Wohlthat. Der ungeänderte Gang der Zeit, der hier Tage zu Wochen, Wochen zu Monden reihte, sprach den Schmerz zur Ruhe; Ehrfurcht und Liebe für Jutta und Gebhard, stille Thätigkeit, Andacht und Erholung im Schooße der Natur, traten an die Stelle des aufgegebenen Glücks. Unausgesprochen, ein heiliges Geheimniß der fühlenden Herzen, hegten Beide die Liebe, war gleich die Hoffnung gestorben, wie man eine Blume aus theurer Hand noch bewahrt, wenn ihre Blätter verblichen und ihre Blüthe gewelkt ist.

Thekla fühlte wohl, daß der Schmerz, den sie nur der Einsamkeit vertraute, auch Welfs treue Brust verzehrte. Sie verstand, was er nicht aussprach, und weinte auch über ihn. Sah sie doch wie er, ein sichtbarer Schutzgeist, an ihrer Seite stand, alles erspähte, was ihr lieb war, alles was sie verletzen konnte, früher als sie selbst erkannte. Wie sein Auge an dem ihren hing, und jedes Gefühl ihrer Seele durch

Zaubermacht in der Seinen wiederklang. Wenn er aus der väterlichen Wohnung schied, zu Kampf oder Ritterspiel, gab sie ihm stille Wünsche mit, er möge das Glück finden, das ihm hier nicht blühte, aber er kehrte heim, wie ein Verirrter in die Heimath kehrt, mit einem Herzen, das keinen Wandel kannte, und die Treue bis zum Tode festhielt.

Die Zeit eines Jahres, oft so reich an überraschenden Ereignissen, war den Einsamen fast ohne allen Verkehr mit der Welt verflossen. Nur Herzog Wilhelms Vermählung mit Chatarinen von Brandenstein, erscholl so laut durchs ganze Land, daß die Kunde davon auch zu ihnen drang. Jutta feierte den Tag mit finstrer Trauer. Sie scheute sich nicht, ein fragendes: Warum? an die allesienkende Vorsicht zu richten; ihr Schmerz war so rauh wie ihr ganzer Sinn, und verwundete Theklas Gemüth. Sie ging, wie sie oft that, unbegleitet hinaus, auf einen Hügel, der sich über die weite Fläche emporhob, fühlte im Wehen der Abendluft, in

der Pracht der untersinkenden Sonne, im Glanz der hehren, goldgesäumten Wolkengebilde, eine Antwort auf Juttas Frage, und weihete durch eine trostvolle Stunde den friedlichen Hügel zu ihrem Lieblingsaufenthalt.

Der Herbstwind schüttelte die Bäume, daß ihre Blätter weit umher den Boden deckten, er strich unheimlich pfeifend durch die Gänge der alten Burg und schlug große Regentropfen gegen die runden Fensterscheiben. In der Halle saß Gebhard im Armstuhl, neben ihm Jutta, die Spindel in der Hand, Thekla hatte die Laute ergriffen, um mit ihren Tönen den düstern Abend zu erheitern. Da traten an Wolfs Seite zwei Wanderer ein, die er im Forste gefunden, und ihnen vor dem Unwetter Schutz angeboten hatte. Es waren Handelsleute, die zum Michaelismarkte nach Leipzig zu reisen gedachten. Der alte Gebhard empfing sie freundlich, lud sie zu sich ans wärmende Feuer, und ließ alsbald das Nachtessen auftragen, nebst einem guten Trunk,

die Ermüdeten zu laben. Die Kaufleute aber, verständige, erfahrne Männer, wußten Gebhards Gastfreundschaft durch manche anmuthige Erzählung zu lohnen, denn sie hatten das deutsche Land weit umher bereist, und viel erlebt, was sich gar angenehm in Ruhe zuhört, wenn das schützende Dach sich über uns wölbt, und draußen Wind und Regen tobt.

Traun! sagte der Aelteste von ihnen, als eben ein donnernder Windstoß an das Fenster stieß, daß die große Fahne, die den mittelsten Pfeiler zierte, zu flattern begann, wir sind dem wackern jungen Herrn allen Dank schuldig, weil er uns unter Euer Dach führte. Habe ich doch in Jahren kaum ein solches Wetter gesehen, Eins ausgenommen, das uns vor mehreren Wochen bei Eckardsberga überfiel, und einem mannhaften Ritter vielleicht das Leben gekostet hat. Ihr wißt, wie Herzog Wilhelm der dritte, vor Kurzem eine Wallfahrt nach Palästina beschloß, man will sagen, im Gefühl der Reue über die Unbill, die er seiner hochseligen Gemahlin that,

alſo daß die Aermſte, vor Jahr und Tag aus Gram das Zeitliche ſegnete.

Jutta ſeufzte tief, und der Kaufmann fuhr fort. Sey dem wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, die neue Herzogin iſt genau das Widerſpiel von jener frommen Dulderin, und führt ein Leben, das dem Herrn wohl übel gefallen mag. Wo aber Strafe iſt, meine ich, da kömmt auch Reue, und ſo kann das gemeine Gerücht vielleicht Recht haben. Der Herzog rüſtete ſich alſo mit einem Gefolge von 90 Rittern, Grafen und Edeln, und zog am Tage Egidi aus, wo wir uns mit unſerm Gepäcke an den Zug anſchloſſen, gen Augsburg, in Geſchäften des Handels reiſend. Nun mußte es ſich fügen, daß die Nacht anbrach, als wir ein Nonnenkloſter unweit Eckardsberga anſichtig wurden. Der Herzog blickte unter ſeinem Gefolge umher, rief den Ritter, Heinrich von Gera, einen ſtattlichen jungen Mann an ſeine Seite, und verkehrte viel und heimlich mit ihm, worauf endlich bei dem Nonnenkloſter Halt gemacht, und dem größten Theil des Gefolges ge-

beten wärd, im Eckardsberger Schloß, der weitern Reiſe zu harren, während der Herzog mit ſeinen Vertrauteſten, nebſt Heinrich von Gera am Kloſter abſaßen und Einlaß begehrten.

Der Himmel hatte ſich ſchwarz bezogen, es blitzte ſtark, wir hatten den kurzen Weg nach der alten Burg noch nicht zurückgelegt, als ein Wetter losbrach, wie es unſrer Keiner erlebt haben wollte. Ganz durchnäßt kamen wir an, lagerten uns in der untern Halle und horchten voll Entſetzen auf die Donnerſchläge, die den Berg zu ſpalten drohten. Die Herren redeten untereinander viel von der ſeeligen Herzogin, der der Kummer hier das Herz brach, meinten auch, den Herzog habe die Reue zur ſelbigen Stunde in ihre Gruft getrieben. Wir hörten ſtumm auf ſolche Reden, und ward uns gar ſchauerlich dabei zu Sinne. So mochte es Mitternacht geworden ſeyn, das Wetter tobte noch immer, als es laut an die Pforte ſchlug, daß die Schläge im öden Saale wiederhallten.

Zwei Knappen traten ein, einen Ohn-

mächtigen tr
gehen wollte
derm Gepä
Nacht war
über eine Ba
am Kopf ver
Leben. Wir
rich von Ger

Thekla e
tiefſten Leide
Jutta ſagte
ger Gott, D

Der Her
weigerte ſich
er wollte dem
ſein Gefolge r
Wir blieben,
Nacht, mit de
von Einer, ein
über ſeinen Her
mußten wir fre
von dem Ritter

tragend, den sie alsbald, so gut es
te, ein Lager von Mänteln und an-
päck bereiteten. In der grausen
sein Pferd vom Blitz geschreckt,
Baumwurzel gestrauchelt, und er hart
rwundet, gab wenig Hoffnung zum
ir traten näher und erkannten Hein-
ra.

erblaßte. Mit dem Ausdruck des
ens sah Wolf nach ihr hin; aber
leise, im feierlichsten Ton: Heili-
Du bist gerecht! — —

erzog, sprach der Fremde weiter,
standhaft, ins Schloß einzutreten,
n Wetter trotzend, weiter ziehn,
rüstete sich demnach zum Aufbruch.
, unsere Sorge in dieser bangen
der der Knappen zu vereinen, wo-
in greiser Mann, bittre Thränen
errn weinte. Als der Tag anbrach,
freilich fürder gehen, und nahmen
r Abschied, wie von einem Tod-

ten. Ich meine das alte Schloß wird wohl sein letzter Aufenthalt geworden seyn.'

Thekla schob ihren Sessel zurück und wankte hinaus, ihre Leichenblässe, ihr Zittern, ihr ungewisser Schritt, war dem liebenden Jüngling nicht entgangen; er folgte ihr nach. Sie stand an eine Säule gelehnt, in der Vorhalle, ein Marmorbild mit den Zügen des tiefsten Schmerzes.

Fasset Muth, liebe Thekla, redete er sie an, denkt nicht das Aergste. Jene Leute, die nimmer Blut sehen, fürchten den Tod, wo wir Andern nur ein geringes Uebel erblicken. Der glückliche Heinrich wird nicht gesterben seyn. Ach, ich wußte nicht, daß Ihr ihn noch so treu im Herzen trugt!

Ohne irdische Hoffnung, Wolf, antwortete sie weinend, aber ob ich ihn auch nie wiedersehen will, darf ich doch seinen Tod beweinen. O der entsetzlichen Wandelbarkeit alles Erdenglücks! Als ich ihn mein nannte — wer mir es damals gesagt hätte: Du wirst einst von sei-

nen letzten Augenblicken hören, ohne seiner ge-
pflegt zu haben, Du wirst in banger Ungewiß-
heit für sein Leben zittern, während vielleicht
das Grab ihn schon verschließt.

Gewißheit soll Euch werden, sagte Wolf.
Müßte Euer Bruder die Erde durchziehen, er
brächte Euch Kunde von dem, um den Ihr
sorgt. Vergönnt nur, daß ich Euch auf Euer
Gemach führe. Schont Euer Leben! ich habe
Muth zu leiden, Euren Gram zu sehen hab'
ich keinen.

Wolf war am nächsten Morgen nicht zu
finden, nur Thekla ahnete wo er seyn konnte.
Er verzog lange, ein trübes Geschick kehrte in-
dessen bei den Seinen ein, denn als er heim-
kehrte, trat er an Juttas Sterbebett. Thekla
war, gleich einer liebenden Tochter um sie be-
schäftigt, sie eilte dem jungen Ritter bewegt
entgegen, und reichte ihm die Hand. Das
Fräulein hatte sich viel nach ihm gesehnt, mei-
nend: sie könne nicht sterben, ohne ihn gesehen
zu haben.

Gott sey gelobt, daß Ihr kommt! rief Thekla, es steht schlecht mit ihr. Ein guter Engel hat Euch hergeführt, ihren letzten Seufzer zu hören.

Traute Base! flüsterte Wolf erschüttert — sie war mir Mutter! dürfte ich doch für sie hinübergehn. Ihr könnte ja wohl noch eine Freude hienieden blühen. — Liebe Thekla, Ihr wißt wo ich war. Er lebt.

Thekla drückte seine Hand, und führte ihn näher zum Bette. Jutta schlug die schweren Augenlieder auf, sah den Weinenden lange an, und nannte zweifelnd seinen Namen. Er sank neben ihr nieder.

Neues Feuer schien bei Wolfs Anblick in den Augen der Kranken aufzuglimmen, sie richtete sich auf, ihr starker Wille, nimmer so kräftig im Leben, gebot der Schwäche des Körpers noch einmal. Ich sterbe, Thekla, sagte sie, und lasse Dich ohne Schutz in einer Welt voll Verrath und Grausamkeit. Ergreife die Hand Deines Jugendfreundes, er wird Deine Stütze

seyn, eh Dich alles verließe. Höre die Bitte Deiner sterbenden Freundin. Möge nicht nach meinem Tode Annens Feindin ihre Rechte auf Dich geltend machen. Wehe Dir, wenn Du aus diesen Hallen zu ihr zurückkehren könntest! Heinrich ist todt — —

Für mich war er es lange, sagte Thekla, Ihr habt mein Gelübde.

Wohlan, so reiche Deine Hand dem treuen Wolf, auf daß ich Euch segne, und ruhig hinübergehe.

Mein Bruder, rief Thekla mit strömenden Augen, Du kennst mein ganzes Herz, wie Du es willst, soll es geschehn.

So ergreife ich diese Hand, antwortete Wolf, mit dem heiligen Schwur, Euch zu beglücken, so wahr ich hoffe die Scheidende wieder zu sehen.

Jutta hob die Hände, machte eine Bewegung nach den Knieenden, und sank zurück. Noch ein Hauch, und ihre Seele war entflohen.

Als Wolf jenesmal die Seinen verließ, um nach Heinrich zu forschen, wandte er sich zuförderst nach Gera, wo er sich als Pilger unter die Dienstleute mischte, um durch unverdächtige Fragen seinen Zweck zu verfolgen. Was er hörte, war wenig, doch leitete es ihn auf eine Spur. Man wußte zwar von Heinrichs Unfall durch Boten, die bald darauf einige vertraute Diener abgefordert hatten, aber seitdem war keine Kunde wieder erschienen. Wo Heinrich jetzt war, wenn er noch lebte, ob dem Herzoge gefolgt, ob in der Einsamkeit eines Jagdschlosses im Gebirge, dessen Lage Niemand genau kannte, das konnte Wolf hier nicht erfahren, weil die Leute mit welchen er redete es selbst nicht wußten. Doch schien aus dieser Unwissenheit der Schluß hervorzugehen: er müsse genesen seyn, sonst würde das Gerücht seinen Tod nicht verschwiegen haben. Wolf dachte an Thekla, und fühlte eine Freude, wie nur edle Herzen sie fühlen können, die Freude bei frem-

dem Glück, das über den Trümmern der eignen Hoffnung aufsproßt.

Er wanderte weiter, kehrte in Eckardsberga ein, und fand es verödet. Eine alte Frau öffnete die Pforte, sie sagte ihm: der letzte Schloßverwalter sey gestern begraben, und ein neuer noch nicht vorhanden; von dem verwundeten Ritter wußte sie nichts. Er trat in die verlaßnen Mauern ein, besuchte alle Plätze heiliger Erinnerung, setzte sich in den herbstlich todten Garten, auf die nämliche Rasenbank, wo er so oft neben dem goldgelockten freundlichen Kinde saß, das schon damals sein Herz bewegte. Er dachte voll Wehmuth seiner jugendlichen Hoffnungen, der Freude, mit welcher er Jutta ähnliche Wünsche aussprechen hörte, und des langen Grams, der darauf gefolgt war. Er dachte an die Herzogin, und empfand die beruhigende Gewißheit: es wird ein Jenseits seyn, wo die hier zerstörte Blüthe der Hoffnung herrlich gedeiht, und die Weinenden getröstet werden!

So mangelhaft die Weisung war, die Welf

in Gera erhielt, folgte er ihr dennoch; er pilgerte hinauf ins Gebirg, und durchzog die Gegend, wo er wenigstens Heinrichs vertrauten Diener, jenen Caspar zu finden wußte, den man ihm als den einzigen Bewohner des Jagdschlosses genannt hatte. Er wanderte über Berg und Thal, kehrte bei den wenigen Hüttenbewohnern ein, forschte überall, doch vergebens, bis ihn endlich sein Fuß auf unwegsamen Felsenpfaden auf das Gebirge führte, dessen Höhe der Lieblingsaufenthalt der Herzogin Anna war. Hier that sich ein blühendes Paradies vor seinen Blicken auf. Er sah weithin über düstre Tannenwälder in eine blaue Ferne, die höhere Gebirge in Duft gehüllt begränzten, und zu seinen Füßen ein schmales Thal, wo an steilen Felswänden ein einfaches Landhaus lehnte, vor jedem Blick versteckt, wie eine heilige Siedeley. Ueberzeugt, das dieß der Ort sey, den er suchte, spähete er nach einem Pfade umher, ihn hinabzuleiten, als Stimmen in sein Ohr tönten, und auf einem niedern Abhange des Gebirgs

zwei Frauen vorüberschritten, in grauer nonnenhafter Tracht mit weißen wehenden Schleiern. Dort eben, sagte Eine von ihnen, seh ich wohl eine herrliche Staude glänzen, aber es ist unmöglich, auf dieser Stelle die Höhe zu erklimmen. Wolfs Herz bebte bei diesen Tönen, er wußte nicht ob er träume. Seine Seele floh in die Augen, er lehnte sich weit hinab, die Frauen anzuschauen, die nach der Blume emporblickten. Allmächtiger Gott! rief es in ihm, wahre mich vor Täuschung! Anna und Martha, oder zwei Schatten dem Grabe entstiegen, um mich zu verwirren!

In angstvoller Hast suchte Wolf nun den Weg hinab, ohne ihn zu finden. Der schmale Fußsteig den er wählte, wand sich in mancherlei Krümmung um den Berg, die Gestalten waren längst verschwunden, der Abend kam herab, und es war schon dunkel, als er endlich niederwärts stieg, und vor der verschlossenen Pforte stand, wo er als ein Pilger Einlaß begehrte. Mit mißtrauisch forschendem Blick ließ

Caspar ihn ein, traf aber alsbald Anstalten, daß dem Freundlich seine Dame nicht zu Gesicht kommen konnte. Sorgsamer ward er noch, da die seltsamen Fragen seines Gastes ihn vermuthen ließen, er ahnd ein Geheimniß, und welle es enthüllen. Auf die Frage: ob Frauen sich im Hause befänden, gab er lachend zur Antwort, wie seit hundert Jahren kein weiblicher Fuß die Schwelle betreten habe. — Wer die Spaziergängerinnen gewesen seyn möchten, die vor wenig Stunden am Berge gelustwandelt? — Fremde kämen zuweilen, ihre Wagen hielten dann am Ausgang des Gebirgs, sie schnell aus dieser wüsten Gegend wieder wegzuführen. — Wo Ritter Heinrich von Gera sey? — Auf einem Turnier, von wo aus er dem Herzoge wohl nach Palästina folgen werde. —

Wolf herbergte diese Nacht bequem genug in einem Kämmerlein, wo alles zur Erholung eines weithergewanderten Pilgers verhanden war; aber ihn besuchte kein Schlaf. Gedanken hielten ihn wach, die nach und nach die Wahr-

heit von ihrer Hülle entkleideten, und als der Morgen anbrach, schien ihm seine Ahnung fast Gewißheit. Ein edles Herz versteht edle Thaten zu erkennen, selbst wenn sie verborgen geübt, selbst wenn sie verleugnet werden. Zur Wanderung gerüstet, trat er aus seinem Schlafgemach, suchte den alten Caspar auf, und sprach zu ihm:

So das Glück Deines Herrn Dir lieb ist, bringe ihm diese Botschaft: Wenn Heinrich von Gera ein Geheimniß birgt, das nur der heiligsten Treue vertraut werden darf, so bescheidet ein Fremder ihn, den Montag nach Allerheiligen, auf die waldige Höhe, beim Schiesse Ritter Gebhards von Threta, unweit Leipzig. Dort soll ihm ein anderes Geheimniß kund werden, nicht minder wichtig, als das Seine. In den Stunden der Abenddämmerung wird der Pilger ihn erwarten. Der Name seiner Schutzheiligen St. Thekla sey die Losung.

Nach diesem Blick in Wolfs tiefstes Innere, wird es unnöthig seyn, von seinen Ge-

fühlen bei Juttens Tode, bei ihrem letzten Willen zu sprechen. Er ergriff Theklas Hand, mit dem Gelübde, sie zu beglücken, und die schönste Erfüllung seines Schwurs dämmerte vor ihm auf. Seine stille ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit blieb nach jener Trauerscene ungeändert, er sah mit wehmüthigem Schmerz, wie Thekla, um ein heiliges Versprechen nicht zu widerrufen, ihre trauliche Herzlichkeit verdoppelte, es schien ihm zuweilen Grausamkeit gegen sich selbst, das Glück, das ihm wie eine Himmelserscheinung nahete, von sich zu weisen. Doch nur Augenblicke konnte sein Herz sich verirren, es liebte zu rein, um da Glück zu finden, wo die Geliebte nur Opfer brachte.

Den Montag nach Allerheiligen, in der Abenddämmerung stieg Ritter Heinrich von Gera auf dem bezeichneten Platze vom Pferde. Er schritt erwartungsvoll den Hügel hinauf, und sah, von den letzten Strahlen der Sonne geblendet, die Gestalt nicht, die von ihm abgewandt, sinnend an einem Baume lehnte. Im

Namen der heiligen Thekla, rief er laut, betrete ich diesen Platz, ist der vorhanden, der mich her beschied?

Allmächtiger Gott! rief eine weibliche Stimme, und die Gestalt trat ihm näher. Es war Thekla.

Während sie halb ohnmächtig in den Armen des entzückten Heinrich lag, erstieg Wolf den Hügel auf einer andern Seite, und fand sie vereinigt. Der treue Vermittler trennte die Liebenden nur, um das Dunkel zu erhellen, das bis heute zwischen ihnen stand, und Heinrich sahe wohl, daß der edle Freund es werth war, sein theuerstes Geheimniß zu theilen. Fest umschlungen standen die Drei gegen die sinkende Sonne gewendet. Wer möchte entscheiden, in welcher Brust mehr Seeligkeit gewohnt habe!

Nach einem kurzen Aufenthalt auf Gebhards Burg, führte Heinrich seine Gemahlin in die Arme der Herzogin Anna. In ihrem Umgange, die für sie vom Tode erstanden war, fand Thekla die höchste Freude ihres Lebens,

und das späte Alter dieser frommen Dulderin ward durch die Liebe der Gatten verschönert. Chatarina starb, noch ehe ihr fürstlicher Gemahl wiederkehrte. Ihr Ende glich dem jener hohen Königin, die uns der englische Dichter vor die Augen führt, wie sie allnächtlich die blutigen Hände wäscht, ohne ihre Flecken vertilgen zu können. Im Strome jeder Lust suchte sie lange das Bild ihrer Schuld zu versenken, aber die stillen Stunden erzeugten es neu, und der Wurm in ihrer Brust nagte nur heftiger, je weniger irgend ein Auge ihn in diesem beglückten glänzenden Leben ahnete. —

Wolf ging nach seines Vaters Tode ins heilige Land, wo er sein Leben im Kampf gegen die Ungläubigen ritterlich endete. Auf jenem Hügel aber, wo einst die Liebenden sich wiederfanden, ließ Heinrich von Gera ein Kirchlein erbauen, das den Namen der heiligen Thekla trägt, bis auf den heutigen Tag.

5.

Mancherlei

zur

Betrachtung und zum Nachdenken

von St. Schütze.

Die Sprache ist der feinste und vollkommenste Abdruck des Geistes, eine Offenbarung desselben aus der tiefsten Verborgenheit, ein Gewebe des innigsten Zusammenhanges der Seele, eine Geschichte des innern Lebens. Deshalb liegen große Schätze darin verborgen, die, so deutlich auch die Töne an unser Ohr schlagen, nie ganz gehoben werden. Der Verstand vermag nicht, dem feinen Gefühl nachzukommen, das hier geschaffen hat; denn die Seele hat sich nicht nur nach den gewöhnlichen Bedürfnissen, Stimmungen und Wünschen darin kund gegeben, und das alltägliche Leben darin abgespiegelt, sondern auch die Offenbarungen seltener Augenblicke, schnelle Blitze der Erkenntniß, weitleuchtende

Ahnungen, Geschenke der Begeisterung und die feinsten Unterschiede des Gefühls durch alle Abstufungen von Dämmerung zum Licht und durch alle Uebergänge des Aehnlichen hindurch, darin niedergelegt. Nun ist es eine Lust zu sehen, wie die Menschen in diesem Zaubergewebe, das doch in sichtbaren Zeichen vor ihnen liegt, ja das sie selbst geschaffen haben, ihres eigenen Geistes habhaft, ihrer selbst darin sich bewußt, sich selbst darin ansichtig zu werden suchen. Da findet man denn Dinge, die man im Leben oft zusammenwirft, auch wohl verwechselt, auf das sorgfältigste geschieden, kommt den feinsten Merkmalen auf die Spur, und unterrichtet sich aus den Worten von der Sache. Aber wie man den Geist selbst nicht erhaschen kann, so nimmt die Verfolgung seines Weges und das Lauschen nach seinen Schritten nie ein Ende. Immer wieder fragt man, nach welchen Regeln, nach welcher Richtschnur er den Weg der Freiheit geht, und auch auf der sichersten Bahn weicht er aus, verliert sich in tausend Seitenwege, und nöthigt

mit manchem Seitensprunge immer wieder zu Ausnahmen, die es doch eigentlich wohl für ihn nicht seyn mögen. Tausende haben oft ein Sprachgesetz zu erkennen geglaubt, und erst nach Jahrhunderten den Irrthum eingesehn, wenn der einzige Augenblick eines reifern Geistes ein helleres Licht auf die rechte Stelle warf. Und wie oft werden noch jetzt Regeln festgesetzt, die das Leben, die Sprache in ihrem feinern Zusammenhange immer wieder über den Haufen wirft. Keine Willkühr kann hier Systeme bauen, kein Gesetz bestehen, das nicht der geistigen Regsamkeit der Sprache selbst abgelauscht, nicht in ihrer folgerechten Fügsamkeit begründet ist. — Ein weites Feld der Betrachtung ist auch die Sprache, in so fern sie den verschiedenen Charakter von Gesammtheiten ausdrückt, nicht nur von ganzen Völkern, sondern selbst von einzelnen Provinzen und Ortschaften. Gegenden, Klima, Produkte, Beschäftigungen haben Einfluß auf besondere Redeformen, Sprachweisen, Ausdrücke. Man hat es nicht

daran fehlen lassen, Provinzialworte zu sammeln, aber gewiß würde man noch weit näher den Geist einer Provinz berühren, wenn man besonders brachten wollte, welche Redensarten am meisten oder vorzugsweise dort im Gebrauch sind. Jede Provinz, ja jede Stadt bedient sich gewisser Sätze täglich und stündlich, die man an andern Orten nur selten oder gar nicht hört, ob sie gleich überall bekannt und angenommen sind. Wie verschieden wird nicht die Bejahung, wie verschieden die Verwunderung in verschiedenen Provinzen ausgedrückt! Ja, schon recht, ganz wohl springt am Rhein in freilich über, während Thüringen gern mit eben beipflichtet. Preußen läßt gern ja wohl! hören, Sachsen bedient sich dessen gar nicht, und gibt dafür desto häufiger sein eigenthümlich ausgesprochenes Ja. Redeformeln, Lükenbüßer im Gespräch, Höflichkeitswörter, Betheuerungen, Verwünschungen, gebräuchliche Witze haben ebenfalls verschiedentlich von den Provinzen Be-

ſitz genommen, oft nur, ſo oder ſo, in einzelnen Städten ſich angeſiedelt.

Aber der Sprachgebrauch verbirgt auch oft Schätze der Weisheit, die der Ausſpruch vieler Lebenserfahrungen, das Reſultat eines langen Nachdenkens, die Endwahrheit erprobter Gefühle ſind. Wie eine Eingebung ſcheinen ſie in einem Augenblick hervorgeſprungen, und walten nun wie ein Geſetz Gottes, wie ein Orakel der Natur durch ein ganzes Volk. Von Mund zu Mund wandernd bringen ſie Regel, Lehre und Warnung mit, zu der ſich jeder bekennt, auch ohne den Sinn derſelben noch ganz durchſchaut, begriffen und anerkannt zu haben. So bewahren ſie wenigſtens den Kern in einer ſichern Schale, von vielen ungenutzt und unerwogen, und vererben ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, hie und da anſchlagend an das Herz und zuſammentreffend mit dem Gefühl. Oft iſt es nur ein ſchlichtes, einfaches Wort, deſſen man ſich zur Bezeichnung äußerer Verſchieden-

heit bedient, ohne ſich etwas Beſonderes dabei zu denken, ja deſſen Sinn, wenn es zur Erwägung kommt, man ableugnet. So iſt es ein gewöhnlicher Sprachgebrauch, die mittlere Zeit des Lebens als die beſten Jahre zu bezeichnen. Man ſpricht es oft gleichgültig, zuweilen mit Wohlbehagen, nicht ſelten auch mit lächelndem Zweifel aus. Ja, der Zweifel ſcheint ſogar bei Erwägung des Sinnes das meiſte Recht zu behalten. Wie können dieſe mittlern Stufen des Ernſtes, der Sorgen, der engern Verpflichtung und des deutlichern Gefühls der Nothwendigkeit die beſten Jahre heißen! Warum hat die Sprache die Zeit der Jugendluſt und Freiheit nicht ſo genannt, wo alle Kräfte und Neigungen in der friſcheſten Regſamkeit ſind, wo alles den Sinnen entgegenlacht, die Welt nur Freuden darbietet und das Herz ſo leicht ſich freut, wo der Geiſt noch ungefeſſelt durch die Fülle des Lebens dahin geht, zur mannichfachen Wahl umherſchaut, und an tauſend Dingen, ohne zu be-

ſitzen, ſchen in der Verſtellung ſich ergötzt. Oft noch in der Erinnerung ſchwärmt man zu jenen Tagen zurück, und ſpricht: das war eine ſchöne Zeit. — Alſo eine ſchöne Zeit nennt man ſie. Wie nun, wenn man einen jeden fragte, ob er ſie nicht gern noch einmal erleben möchte? Recht gern, wird man antworten, aber — Alſo doch ein Aber, — dieß wird vielleicht heißen: Manches würde ich klüger anfangen, dieß und jenes würde ich vermeiden. Die Klugheit der ſpätern Jahre möchte man alſo doch mit hinübernehmen, man möchte nicht ſo viel Irrthümer begehen, man möchte mit beſſerer Auswahl genießen, man möchte einige Dummheiten, einige Tollheiten weniger verſchulden, ja man bebt ſogar vor manchen Augenblicken zurück, wo das Glück des ganzen Lebens an einem Abgrunde ſchwebte, man zittert bei der Erinnerung an manche Unverſichtigkeit, man denkt mit Schamerröthen an die Heftigkeit mancher Wünſche, mit Schauder und Entſetzen an manche blinde Raſerei. Und bei man-

chen lautet die Sprache noch schlimmer: da wird dieß und jenes Uebel, das noch fortdauert, eine Plage, die nimmer weicht, ein Kummer, ein Mißverhältniß, ein gescheitertes Glück oft von einem einzigen Augenblick der frohen Jugendzeit hergeleitet, ja wohl gar beklagt, durch ein einziges Versehen das Ziel seines Lebens ganz verfehlt zu haben. Und wer auch selbst wenig an seiner Jugendzeit ändern möchte, der sah Andere doch Fehler genug begehen, deren Folge sich mehr oder weniger an ihre Fersen hing, oder deren Gefahr nur durch einen Glücksfall von ihnen weggehoben wurde. Das ist es eben, weshalb man der in die Welt hinausschreitenden Jugend so viele Warnungen, Lehren, Erinnerungen zuruft, und weshalb die Aeltern für die Kinder zittern. Diese Jahre der Heiterkeit und Freude, der Freiheit und des Leichtsinns, der süßen Schwärmerei und mancher angenehmen Täuschung sind zugleich die Zeit, wo das Glück des ganzen Lebens gegründet werden soll. Die schöne Zeit heißt sie,

aber auch die gefährliche. Diese Jahre der Entscheidung hat sich die Sprache wohl gehütet die besten Jahre zu nennen. Sie hat das ganze Leben ins Auge gefaßt, und ertheilt jenem Glücke den Preis, bei dem mehr Sicherheit ist, wo mehr Ruhe, Besonnenheit, Ueberlegung statt findet, wo noch alle Neigungen empfänglich sind für die Eindrücke der Freude, aber nicht davon fortgerissen werden, wo das Verlangen sich schon mit dem Besitz verbunden hat, der Wunsch bei dem Genusse angelangt ist, wo keine unbestimmte Regsamkeit mehr umhertreibt, wo Thätigkeit sich an ein nahes Ziel knüpft, wo Trieb und Sehnsucht und Träume sich in Versatz und Willen, Gedanken und Entwürfe sich in Handlungen verwandeln, wo der Geist nicht mehr, das Unmögliche erstrebend, in die Ferne hinausschweift, sondern von der Welt seinen bestimmten Theil nimmt, sich seine Welt schafft, wo der Mensch schon etwas von der Eile nachläßt, auf der Mitte des Weges steht, und rückwärts und vorwärts schauend

eine höhere Freiheit gewinnt, indem er zum Genuß noch das Nachdenken und die Betrachtung fügt. — Ja, die Sprache hatte Recht, wenn sie diese Jahre der ruhigern Kraft — die besten Jahre nannte. Einen Ausspruch der Weisheit hat sie damit kund gegeben. Wohl dem, der auf ihren Zuruf achtet, und den wahren Werth des Lebens nach ihrer Schätzung erkennt und hoch hält!

Jeder Mensch strebt nach Glück, und glaubt, daß mit den Gütern, die ihn erfreuen können, auch sein Glück sich vermehren müsse. Aber wenn wir auch nicht noch besonders innere Glückseligkeit in Erwägung ziehen, und niederes und höheres Glück unterscheiden, sondern nur auf die Freuden achten wollen, die von außen kommen — folgt wirklich aus der Vermehrung und Vervielfältigung der Güter die Zunahme des Glücks, und ist es der vermehrte Besitzthum, der diese Zunahme herbeiführt? — Dem Andern nach sollte es

klich so seyn, und wir können die Möglich-
für einzelne Menschen gar nicht läugnen,
ein Gespann von vier Pferden uns noch
or behagt als von zweien; ein Palast starin-
läßt und mehr Bequemlichkeit darbietet,
ein einfaches Haus; Gärten und Landgüter
h mehr Genuß gewähren können, als ein
nales Krautland; eine reiche Blumenflor noch
or entzückt als einzelne Blumen im Topfe;
ld und Seide und Farbenpracht das Auge
or reizt als schlichtes Linnen; gewirkte Tep-
e uns besser gefallen als leere Wände; eine
ne Musik uns mehr labt als eine schlechte;
atüen, Gemälde, eine auserwählte Bücher-
mlung, wunderbare Naturerzeugnisse, Sel-
heiten und noch tausend andere Dinge des
ützes angenehmer auf uns wirken als das
behren derselben, nicht zu gedenken des Un-
hiedes, den der Gaumen an Speisen und
ränken, das Auge an der Bekleidung findet.
wir sehen unsern Willen, unsere Freiheit,
r ganzes Wesen erweitert, unsere Macht

erhöht, wenn wir jeden Wunsch, jeden Gedanken ausführen, die Natur zu unsern Zwecken leiten, das Feindselige uns unterwerfen, das Rohe und Unvollkommene in ein Reich der Schönheit umbilden, und in die Welt hinaus unsern Arm durch tausend Hände ausstrecken können. Es ist also kein leerer Wahn, wenn der Mensch nach diesen Dingen strebt. — Aber dieß Streben ist bei den meisten blindlings, ohne daß sie sich fragen, was denn eigentlich dazu gehört, wenn alle jene Dinge das Glück — ihr eigenes Glück vermehren sollen, worauf es ankommt, um immer mehr und mehr zu genießen, worauf es beruht, daß sich der Genuß mit dem Besitz steigert. Zunächst wird denn wohl bemerkt, daß die Sättigung der Sinne ihre Grenzen hat, daß über einen gewissen Grad hinaus die Seele keiner höhern oder größern Eindrücke mehr fähig, und der Mensch nicht immer zu genießen im Stande ist. Aber wir werden doch gewahr, daß Einzelnen gelingt was vielen ganz unmöglich bleibt, so daß also doch die

Güter ihren Werth behalten. Was iſt es nun alſo, was den Menſchen der höchſtmöglichſten Summe des Glücks fähig macht? — dieſes, daß er im Stande iſt, recht viel, recht mannichfaltig und in einem hohen Grade zu genießen. Wir merken gleich, daß hiezu eine beſondere Begünſtigung der Natur gehört, daß ein ſolcher Menſch viel Kräfte und Neigungen, und dieſe ſtärker als andere beſitzen müſſe, aber ſodann auch, daß er ſich mit der Auſſenwelt in das allſeitigſte Verhältniß, in die mannichfachſte Berührung müſſe geſetzt haben. Und dieß kann er nicht anders, als wenn er auch die möglichſte Ausbildung ſeiner Kräfte und Neigungen mit der möglichſten Erwerbung von Kenntniſſen und Einſicht verbunden hat, ſo daß er die Auſſendinge ihrer Natur nach erkennt, das Brauchbare und das Merkwürdige an ihnen ſieht, und ſie ſchon mit ſeinem Geiſte, von wo das wahre Leben ausgeht, in Beſitz nimmt, noch ehe er die Hand darnach ausſtreckt. Alſo viel Ta-

lent, Bildung und Kenntniß gehört dazu, wenn der Mensch über recht viele Dinge in der Welt sich freuen soll. Aber selbst auch das Wissen und Können würde ihn noch nicht weit führen, wenn nicht auch Neigungen und Wünsche oft das mannichfachste, oft das dauerndste nach allen Seiten ihn in die Welt hinaus trügen, und ihn mit den Außendingen in die verschiedenartigste Wechselwirkung setzten. Demnach muß der Mensch, der den reichsten, den meisten Genuß empfangen will, der vollkräftigste an Leib und Seele, der lebensvollste, der umfassendste, der talentvollste, der geistreichste, der gebildetste, der kenntnißreichste, der verständigste — kurz, der vollkommenste Mensch seyn. Je weiter Geist und Neigung sich erstreckt, desto reicher ist der Zufluß an Freuden. Während der Kenner jedes Unkraut, jeden Stein mit Vergnügen betrachtet, in seinem Bau jeden Grashalm bewundert, bei jedem Wurm sich an die Stufenleiter der Natur erinnert, bei jeder Gestaltung der Elemente in die Verbindung des

Manzen hinausdenkt, geht der Ungebildete an der reichsten Blumenflor nur mit den Sinnen vorüber, betrachtet ein Steingebirge wie eine Laune des Zufalls, sieht in den Gräsern und Kräutern nur die Nahrung für das Vieh, in jedem Insekt einen Einspruch in seine Rechte, in dem Aufruhr der Elemente nur die Unsicherheit seines Glücks. — Wohl ahnet jeder, der nach Reichthum strebt, um dadurch über viele Dinge Herr zu werden, daß in den Gütern, die man sich gern verschafft, ein Schatz verborgen ist, aber er weiß ihn nicht zu heben. So schafft der Reiche sich eine Büchersammlung an, aber es sind oft nur Zauberformeln, die er nicht zu lösen weiß. Hunderte, die dasselbe lesen, lesen es doch verschieden, und vielleicht nur *einer* schmeckt den Kern. Wenn der Begüterte einen Saal mit Gemälden anfüllt, so sind sie oft nur *sein*, in so fern er sie mit seinen Wänden besitzt. Der Aermste, der sich schüchtern durch den Saal hinschleicht, kann vielleicht anstaunend und bewundernd erst allein sagen, daß sie sein

eigen sind, daß er sie empfängt und immer wieder empfängt, und mit jedem Augenblick sein Glück vermehrt, den Genuß seines Lebens erhöht, ja noch auf lange Zeit seinen Geist mit Freuden bereichert. — Und alle Werke der Künste — welche Schätze schließen sie dem auf, der sie ganz zu genießen versteht! Hier sind oft ein gefühlvolles Herz und ein feiner Sinn eine reichere Mitgift der Natur, als das größte Erbtheil reicher Vorfahren. — Nur wenig ist es, was der Mensch mit den äußern Sinnen und mit Händen greifen und fassen kann, aber das Reich des Geistes ist unendlich. Deshalb — wer die Welt besitzen, wer nach allen Enden genießen will, rüste bei Zeiten seinen Geist mit Kenntnissen aus, bilde sein Gefühl für das Schöne in jeglicher Gestalt, erprobe seine Kräfte in früher Thätigkeit, lasse seine Wünsche und Neigungen nicht zu früh entschlummern, bekämpfe mit Muth die Hindernisse, die sich gerechten Bestrebungen entgegensetzen, erhebe sich selbst in der Richtung zum Edlern,

und mit Vollendung der innern Harmonie, wird er dann tausend Freuden gegenüberstehen, die die Welt in gleicher Harmonie immerfort denen zubereitet, die mit würdigem Genuß sie zu fassen vermögen!

Man hat wohl öfters bemerkt, daß der Geschmack am Schönen bei den verschiedenen Völkern verschieden ist, so sehr, daß manche sogar gezweifelt haben, ob auch das Schöne überhaupt auf sichern, allgemeinen Gesetzen beruhe. Man sieht bald, daß Geschmack von Bildung abhänge, und daß der Sinn für das Schöne allmählig geweckt, geläutert und verfeinert werden müsse. Um recht auffallende Beispiele von sonderbarem Geschmack aufzustellen, geht man zu ganz rohen Völkern zurück, und erzählt, mit welch seltsamen Dingen sie ihren Körper schmücken, und wundert sich, wie sie Holz und Steine in Ohr und Lippen hängen, oder sonst ihren Körper entstellen und dieß für schön halten können. Allein man

begeht hier wohl einen Fehlschluß. Wählen die rohen Völker das, was sie an ihren Körper hängen, wirklich zu ihrem Schmuck, d. h. wollen sie damit schöner, liebenswürdiger erscheinen? Ist es nicht vielmehr, um einen furchtbaren Eindruck zu machen, Schrecken einzujagen und bei andern die größtmöglichste Vorstellung von Stärke, Muth und Wildheit zu erwecken? Diese Eigenschaften sind es, worauf sie in ihrem Zustande den meisten Werth legen, und nach welchen sie von Andern geschätzt und geachtet seyn wollen. Demnach geht ihr Streben mehr dahin, sich häßlich, als sich schön zu machen. Sie nähern sich den wilden Thieren, die in der Macht zu überwältigen manches vor ihnen voraus haben, und fügen auch deßhalb gern Stücke von ihnen, wie Hörner, an ihren eigenen Körper, womit sie sich ein wildes Ansehn geben, indem sie damit nur an Vollkommenheit zu gewinnen denken. Noch deutlicher offenbart sich dieses in den Vorbildern der höchsten Vollkommenheit, in der

Abbildung ihrer Götter. Nur als Gegenstände des Schreckens, häßlich, scheußlich stellen sie dieselben dar. Furcht sollen sie einflößen, der Mensch soll vor ihnen zittern. Erst mit zunehmender Bildung verschönern sich auch die Göttergestalten. — Wir bemerken demnach zwei herrschende Grundwesen im Menschen, die ihn leiten und regieren: sie heißen Furcht und Liebe. Furcht ist der Häßlichkeit, Liebe der Schönheit verwandt. So lange jene noch verwaltet, ist es dem Menschen nicht darum zu thun, angenehm, gefällig, liebenswürdig zu erscheinen — deßhalb sucht er auch nicht die Schönheit, die den andern gewinnen und ihn freundlich hinüberleiten soll, sondern er will nur für furchtbar und mächtig gehalten werden, um so am meisten bei andern zu gelten und auszurichten. Die feindseligen Zeichen, die er dazu erwählt, widerstreben aber der Harmonie, die die Schönheit verlangt. Und nicht so bald schreitet er zu dieser hinüber. Läßt er auch von der ersten Rohheit nach, so liebt er doch zunächst

nur das Auffallende, das immer noch auf Andere einen gebietenden Eindruck machen und ihre Vorstellung überwältigen soll. Bunt, lebhaft, schreiend soll die Farbe des Schmucks seyn, den er erwählt. Er will mehr die Sinne erschüttern, als sich sanft dem Herzen einschmeicheln. Erst wenn bei ihm Anmuth und Liebe völlig die Oberhand gewinnen, ist er im Stande, ganz die Mittel und Zeichen zu treffen, die die wahre harmonische Schönheit geben. Und deßhalb können auch erst mit der vollendeten Bildung eines Volks die schönen Künste ihre höchste Blüthe erreichen. Das ist die Zeit, wo der Mensch den Menschen ganz zu würdigen weiß, wo der eigenwillige Widerstreit aufhört, wo Neigung sich der Einsicht unterwirft und allgemeine Anerkennung den Bund des Friedens stiftet, wo der Geist Ruhe zur Betrachtung gewinnt, vor seinen Blicken alles in Harmonie sich auflöst, und er sich sehnt, diese in Abbildern festzuhalten. Dieß Allumfassende des Geistes ist dem Herzen die Liebe, die, eins mit dem höch-

ſten Gedanken, ſolchen nur als Wunſch und Neigung ausdrückt. So iſt denn alſo auch die Liebe die Mutter der Schönheit. Erſt wenn ſie völlig waltet, bevölkert ſich der Himmel mit beglückenden, in Macht und Anmuth ſtrahlenden Göttern.

Wenn man ſo oft ſagen hört: dieß und jenes muß man in der Schule lehren, dieß und das der Jugend einprägen, ſo und ſo den Unterricht verbeſſern, auf Unterricht und Erziehung kommt alles an; ſo ſollte man wirklich glauben, die Schule ſey gegen das Leben ſehr zurück, und dieſes leuchte derſelben weit vor; und doch findet man, wenn man beides in Vergleich betrachtet, grade das Gegentheil. Auch der gewöhnlichſte Unterricht iſt gegen das Leben noch ſo vortrefflich, daß dieſes demſelben auch nicht um die Hälfte nachkommt, ja man bemerkt zwiſchen beiden ſogar eine gänzliche Verſchiedenheit. In der Schule iſt der Sinn durchaus auf Wahrheit gerichtet, mag dieſelbe

nun in Erkenntniß oder in Beobachtung beſtehen. Man weiß es hier nicht anders, als daß man allen Scharfſinn anwenden müſſe, um das Rechte zu ergründen, Aehnliches zu unterſcheiden, und die Unterſchiede im Urtheil genau zu beſtimmen und anzugeben. So duldet auch kein Schüler am andern etwas, das vom Guten und Rechten abweicht, ohne es mit Tadel zu rügen, und die kleinſte Ungerechtigkeit, mag ſie von einem Mitſchüler oder vom Lehrer ſelbſt begangen werden, wird nicht unbemerkt gelaſſen. Auf dieſer Bahn immer weiter vorwärts zu ſtreben, wird denn auch der Schüler beim Eintritt in die Welt auf das eifrigſte ermahnt, ja er wird wohl gar feierlich und kirchlich dazu eingeweiht. — Und wie ganz anders findet er es in der Welt und in der menſchlichen Geſellſchaft! Hier iſt im Umgang, Verſtand und Klugheit nicht mehr darauf gerichtet, etwas nach ſeiner wirklichen Beſchaffenheit genau abzumeſſen und darzuthun, ſondern der Wahrheit nach den Umſtänden und nach den Verhältniſſen eine bequeme

Form zu geben, ihr einen gefälligen Eingang und ſich ſelbſt auf eine täuſchende Weiſe Glauben zu verſchaffen, hie und da etwas wegzulaſſen, oder hinzu zu fügen, dieß zu verbergen und jenes hervorzuheben, etwas zu beſchönigen, etwas zu entſchuldigen oder einer Sache mit der Miene der Ueberzeugung beizupflichten. Aller Scharfſinn ſcheint ſich nun auf die Einkleidung zu werfen, und alles beruht jetzt darauf, den Schein zu ſtudieren. Ein ſolches Streben geht denn nicht mehr auf ſcharfe Unterſchiede in der Sache, ſondern auf das Gemeinſame der Dinge, womit man eins gegen das andere vertauſchen, nach Aehnlichkeiten eins unter das Gepräge des andern bringen kann. Das Denkbare hilft hier vorzüglich aus, um das, was ſeyn könnte, an die Stelle deſſen zu ſetzen, was wirklich iſt. Scheingründe vertreten die wahren, und das, was wahrſcheinlich klingt, iſt weit willkommener, als die Wahrheit ſelbſt. Und da dieß Bemühen nach einer gefälligen Außenſeite Uebung und Geſchick-

lichkeit erfordert, ſo kemmt man allmählig ſelbſt in die Täuſchung einer erlangten gröſsern Vollkommenheit, von der man vorher keine Ahnung hatte, und von welcher die Schule kein Wort lehrte. Aber es iſt wohl ſehr natürlich, daſs bei der beſtändigen Gewohnheit, etwas zu verſchleiern, nach Rückſichten zu drehen und zu wenden, ſo oder ſo zu deuten oder mit einem allgemeinen Ausſpruch obenhin abzufinden, der Scharfſinn in der Erforſchung und Auffaſſung der verſchiedenen Dinge und in der genauen und gründlichen Beurtheilung der Wahrheit ſehr leiden muſs, ſo daſs die Alten mit ihren gelähmten Kräften und mit ihrem gezähmten Eifer nun nicht mehr im Stande ſind, das Scheinbare ſtreng vom Wirklichen zu ſondern und in alle feine Unterſchiede des Halbwahren einzudringen, wogegen die Jugend in ihrer Unſchuld mit weit helleren Augen ſieht, richtiger erkennt, ſchärfer unterſcheidet, treffender bezeichnet und wahrhaftiger urtheilt. Sie iſt für die Wahrheit eine erquickliche Luft, die von Zeit zu Zeit ausſtrömend die Welt er-

friſcht und das baufällige Leben wieder aufrichtet. — Und ihr Erfahrungsreichen, die ihr im alltäglichen Leben ergrauet, könnt doch glauben, alles noch Mangelhafte in der Welt rühre vom mangelhaften Unterricht her, und man müſſe nur die Vorſchriften für die Jugend erneuen? Ihr wollt Lehren geben, und reißt doch täglich nieder, und durchlöchert das Gebäude, das Wahrheit und Gerechtigkeit für euch und zum Wohl der ganzen Menſchheit baut? Wenn ihr doch nur den kleinſten Theil von den Vorſchriften, die ihr aus der Schule mitgebracht, ſelbſt ausüben wolltet! Den Unterricht wollt ihr verbeſſern, und verderbt ihn täglich durch euer Beiſpiel, hindert und hemmt die Lehren, die ihren wohlthätigen Einfluß beweiſen ſollen, und tretet mit Widerſprüchen den Vorſchriften entgegen, wovon die Kinder das Heil der Welt erwarten. Es iſt ein Grundübel der Zeit, daß die Kinder ſo viel lernen, und die Alten ſo wenig vollbringen. Kirche und Schule ſollen Wunder thun, indeß jeder

die Hand in den Schooß legt oder nach seiner übeln Gewohnheit, nach seiner behaglichen Weise fortlebt, ohne zur wahren Verbesserung der menschlichen Gesellschaft je einen ernsten, bedeutenden Schritt zu thun, oder der Wahrheitsliebe und der Gerechtigkeit auch nur im geringsten ein Opfer zu bringen. — Fragt man aber nach den Hindernissen, so ist es hauptsächlich Freiheit, was die Menschen vom Guten abhält. Sie wollen nicht gern eine Annehmlichkeit entbehren, die sie sich im Umtausch einer Nachsicht für die andere, einer Lüge für die andere, einer Ungerechtigkeit für die andere verschaffen können, womit sie aber, indem einer den andern durch Rücksichten verdirbt, das ganze Gebäude untergraben, worauf die Wohlfahrt Aller beruht, der sie sich nie ohne den grösten Nachtheil für sich selbst entziehen können. Und diese Freiheit, die schön nennt, was es nicht ist — wer rettet sie aus, wenn sie in der menschlichen Gesellschaft zur Gewohnheit, zum Anstandskleide, zum Gesetz geworden ist! Die

Jugend allein empfindet sie ganz, und verschmäht dieß Bettlerkleid.

Wohl ist der Ausspruch wahr: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! doch ist dieß nur zunächst im Gegensatz der Heuchelei gesagt. Eine andere Frage ist, ob Handlungen auch wirklich im Stande sind, den ganzen Menschen zu erkennen zu geben. Daß öfters solche Fälle eintreten, läßt sich nicht läugnen, aber es ist merkwürdig, daß man grade bei Kleinigkeiten am meisten sagen hört: daran erkennt man schon den ganzen Menschen. Daraus erhellt zweierlei: Erstlich, daß es Handlungen gibt, die wenig vom Charakter des Menschen offenbaren; und zweitens, daß es nicht sowohl auf Handlung, als auf Gesinnung ankommt. Es gibt Thätigkeiten, die mit der Moralität des Menschen in gar keiner Verbindung stehen — mechanische Verrichtungen. Wieder andere sollten wohl davon herrühren, werden aber nur aus Gewohnheit gethan, ohne daß sich der

Menſch viel dabei denkt. Nur mit einem Theil der Handlungen verbindet ſich wirklich die Geſinnung. Und dieß macht es ſchon ſehr unſicher die Menſchen nach ihren Handlungen zu beurtheilen. Die Schwierigkeit ſteigt aber, wenn man bedenkt, daß ein Menſch nicht immer Gelegenheit hat, ſeine Geſinnung oder grade das Vortrefflichſte ſeines Charakters zu offenbaren. Selten ſind die Umſtände, die Ereigniſſe, die Schickſale des Menſchen ſo günſtig, daß ſich ſein ganzes Weſen entwickeln und zeigen kann. Ein einziger Augenblick, der ſeine vortrefflichſte Seite berührt oder plötzlich wie ein belebender Funken in ſeine Seele fällt und die ſchlummernde Thatkraft weckt oder ſie aus ihren Banden befreit, kann ihn plötzlich zu einem Tugendhelden, zum bewunderten Gegenſtande der Welt erheben, ſo wie Menſchen, von denen niemand etwas Böſes wußte, die nie aus den Regeln der Pflicht wichen, bei der geringſten Veranlaſſung plötzlich als böſe und niedrig geſinnt hervortreten können. — Dieſe Ungewißheit über

das innere
länglichkeit
rungen dur
Welt ſchnel
die, durch
aus den in
Menſchen,
die Grundſ
dern auch fü
zur Denk-
das beſtimm
in den feinſ
durch die V
ohne Einw
wußt an de
unmittelbar
ten Gedank
ſo feine Me
Betonung,
merkende V
geben kann
Gefühl das

Wesen eines Menschen bei der Unzu-
t der Handlungen gibt seinen Aeuße-
urch Worte eine große Wichtigkeit.
eller als die Hand ist die Zunge,
das Gespräch gereizt, oder noch mehr
innern natürlichen Bedürfnissen des
, sich auszusprechen, die Gesinnung,
diätze, nicht nur für wirkliche, sen-
für denkbare Fälle, und alles, was
k- und Empfindungsweise gehört, auf
mteste und ausführlichste verräth, und
inften Zügen verzeichnet. Vieles wird
Wärme des Gefühls entlockt, vieles
willigung des Verstandes halb unbe-
den Tag gegeben. Wo die Seele in
arer Berührung der Worte, der lau-
nken, die Seele belauscht, da gibt es
Merkmale des Erkennens, in Wendung,
, Uebergängen, daß selbst der auf-
Verstand sich keine Rechenschaft davon
n, und oft nur das ahnende, dunkle
as Bild der verrathenen Seele mit sich

davon trägt. Deßhalb ſtrebt jeder, der den andern kennen zu lernen wünſcht, vor allem darnach, ihn zu ſprechen, ſich mit ihm zu unterhalten, und es iſt Sprachgebrauch, ſchon nach der geringſten Unterredung zu ſagen: ich habe ſeine Bekanntſchaft gemacht. Deßhalb ſind auch verwurfsfreie Handlungen und ein bürgerlich-rechtliches Betragen lange noch nicht hinreichend, um dieſen oder jenen zu ſeiner Unterhaltung zu wählen. In äuſſern Verhältniſſen ſind es oft nur die Hände, die ſich dienen, und einer Handlung können wir uns oft unbedenklich anvertrauen, ohne daß wir uns mit der Geſinnung befaſſen wollen. Dagegen iſt ein täglicher Umgang, ein tägliches Geſpräch wie ein Verkehr des Herzens, ein Anſchauen der Seele zu betrachten. Immer völliger tritt hier der Menſch aus ſeinem Innern hervor, und wir überzeugen uns nicht allein, wie er iſt, ſondern auch, wie er auf viele denkbare Fälle ſeyn könnte, und wir mögen uns dann ſelbſt fragen, ob das Anſchauen dieſes Bildes

uns immer erfreuen, und ob das Herz sich dieser Gesinnung ganz vertrauen kann.

Wir entdecken aber noch eine zweite glänzende Seite des Wertes, wodurch es sich weit über die Handlungen erhebt, wenn wir erwägen, daß es nicht nur die Gesinnung kund gibt, sondern auch ein Bote des Verstandes und Geistes ist, und das ganze innere Wesen des Menschen mit allen Kräften, Talenten, Wünschen und Neigungen in unverkennbaren Zügen abbildet. Die Handlung selbst ist, schon durch Raum und Zeit, an harte Bedingungen gebunden, und der Wille des Menschen noch besonders durch seine Lage in enge Grenzen eingeschlossen. Er wäre zu beklagen, wenn er mit seinen Gedanken nicht darüber hinauskönnte. Was er thut, wirklich vollbringt, kann ihm nicht genügen, was er erreichen möchte, eröffnet seinen Wünschen, seinen Vorstellungen noch einen weiten Spielraum. Aber auch das, was er selbst nicht erreichen mag und kann, und was er Andern überlassen muß, bietet ihm nicht un-

sonst den wonnevollen Genuß, es sich doch zu denken, und in der Vorstellung zu durchleben. Welch ein Abstand ist zwischen dem Anfang und der Vollendung eines Werks! Wie viele Verrichtungen liegen dazwischen, woran nur die Hand Antheil hat! Wie vieles überhaupt muß in der Welt geschehen, das nur auf eine mechanische Weise den Zusammenhang der Dinge erhält, und wozu der Mensch sich oft selbst zur Maschine hergeben muß. Die Körperkräfte ermüden, stumpfen sich ab, erst der Anblick des Vollbrachten knüpft Anfang und Ende wieder zu einer Vorstellung zusammen; in dem Gedanken flammt das Leben wieder auf. — Nun aber ist es eine Wohlthat, daß der Gedanke nicht erst an die Bewegung der Hand gebannet ist, und ihre Regsamkeit nicht erst von der Bewegung des Fußes zu erwarten hat. Schnell überfliegt er jede Bewegung, und das Wort ist es, das seiner unabhängigen Wirksamkeit zum schnellen Zeichen, seinem Hinausstreben zum Flügel dient. Worte sind eine Gedankenschöpfung, womit der

Geist das in wenig Augenblicken vollendet, wozu die Hand Jahrhunderte brauchen würde. Der Mensch fühlet sich erst wieder ganz, wenn er nach Arbeit und Mühe sich im Gespräch ergehen, seinen Vorstellungen wieder freien Lauf lassen, und im Umtausch verschiedener Gedanken und Gefühle die Brust erweitern kann. Da durchlebt er das Leben von hundert Andern, deren Sinn und Wirken er nur aus der Ferne vernimmt, durchwandert mit ihnen tausenderlei Gefahren, überlegt und hilft, und genießt treulich mit ihnen die errungenen Vortheile. Und auch das Denkbare, das Wünschenswerthe für ihn geht hervor aus seiner Seele, herrlich strahlt der Geist aus den Gedankenbildern zurück, die zu neuen Tempeln sich aufbauen, zu denen sein Herz sich sehnt, und die nie sein Auge erblicken wird. Der Gedanke ist das Lebendige im Werk, aber da der eigenen Werke nur wenige sind, so ist das Leben im Handeln nur ein einfaches, dagegen das in der Beschauung ein tausendfaches zu nennen. Einseitig macht das Geschäft den

Menschen, aber die Rede gibt dem Geiste seine Freiheit wieder, die Richtung der Aufmerksamkeit auf fremde, auf allgemeine Gegenstände, Wechselgespräch und Umtausch der Gedanken, stellt den ganzen Menschen wieder her.

Da gesellschaftlicher Verkehr von so wichtigem Einfluß ist, so verdient es auch wohl einer Erwägung, was zu einer vollkommenen Gesellschaft gehört. Ihren Zweck fassen wir ohne Zweifel am besten in dem Worte Erholung zusammen, worunter man Befreiung der Kräfte von allem erlittenen Zwang, und neue Erfrischung derselben verstehen kann. Diese erfordert der Körper wie der Geist, weshalb auch beides gewöhnlich verbunden wird. Hier kann nur vom letztern die Rede seyn, und es fragt sich nun, wie eine Gesellschaft beschaffen seyn müsse, wenn sie am besten den Geist erfrischen soll. Zunächst muß das Geschäft selbst zurückbleiben — eine Wiederholung desselben im Gespräch bleibt immer eine schlechte Unterhal-

tung, und kann, so nützlich sie auch sonst vielleicht seyn mag, dem Herzen wenig Erleichterung geben. Amtsbrüder sind am meisten in dieser Gefahr, und daher gemischte Gesellschaften, wenn anders die Personen sich nicht zu entfernt stehen, allen einförmigen vorzuziehen. Die, welche zu gemeinsamen Berührungspunkten zwischen Aehnlichkeit und Verschiedenheit die Mitte halten, werden ihren Zweck am ersten erreichen. Die rechte Erholung aber gewährt immer Erhebung des Geistes über die Beschränktheit. Also wird auch das Gespräch sich zum Allgemeinen wenden müssen, und jeder aus seiner Erfahrung nur das brauchen können, was merkwürdig an sich ist, was auf eine Eigenheit der Natur und des Menschen hindeutet oder mit einer Idee in Verbindung steht. Ja, jede Gesellschaft, die vom alltäglichen Geschäft sich lossagt, strebt nach Ideen; auch die geringere wird dem Einzelnen allgemeine Bemerkungen einstreuen und den Erfahrungen ein bedeutenderes Gepräge zu geben suchen. Deß-

halb dürfen Erzählungen, worin das Umständliche die Idee überwiegt, gar nicht statt finden, und sie sind schon deshalb zu verwerfen, weil sie die Unterhaltung, die gemeinsam seyn soll, unterbrechen. Sie dienen aber da zur Nothhülfe, wo die gegenseitige Anregung zum Wechselgespräch nicht gelingen will. Und noch übler steht es damit, wenn sie aus der Geschwätzigkeit oder aus der Eitelkeit eines Einzigen entspringen. Der erstere Fehler tödtet die Unterhaltung ganz, der letztere hindert sie wenigstens. Das sind schlimme Gäste, welche sich selbst gern hören oder glauben, es entgehe ihnen etwas, wenn sie nicht das Wort an sich reißen können; noch schlimmer aber die, welche in sogenannten guten Gesellschaften die Gewohnheit angenommen haben, zu sprechen, um zu sprechen, nie im Gespräch zurückzubleiben, nie einen Ruhepunkt zu gestatten, sondern die Zeit durchaus mit Worten auszufüllen. Sie machen nur eine Scheingesellschaft, womit sie das Unvermögen verschleiern, eine wahre zu bilden.

An einer wahrhaft guten Gesellschaft sind sie ganz und gar verdorben und verwöhnt. Denn hier ist es natürlich, daß grade der spricht, der etwas weiß oder etwas besser weiß, als die andern. Wird dieser durch blos formelles Gespräch zurückgedrängt, so entgeht der Gesellschaft der beste Theil der Unterhaltung und das eigentliche wahre Leben; nur das Gerüst bleibt zurück, die Schale ohne Kern. — Das würde aber immer noch eine traurige Gesellschaft seyn, worin der Scherz nicht gelingen wollte, welcher grades Weges zur Heiterkeit, wohl gar zur Fröhlichkeit führt. Die Richtung des Gemüths auf Scherz ist bei allen, die sich zur Erholung versammeln, ganz in der Regel. Das sieht man ihnen schon an den freundlichen Gesichtern an. Sie sagen damit, daß sie sich in einen Zustand versetzen wollen, wo man das Leben und den Widerstreit der Natur als ein Spiel zur Lust, als eine Anregung zur angenehmen Thätigkeit der Kräfte zu betrachten gelernt ist. Mit dieser Ansicht erhebt sich das Ge-

müth über allen Druck der Nothwendigkeit, und stillschweigend herrscht deshalb auch das Gesetz, das Schmerzlichste, das die Phantasie nicht in eine freie Vorstellung verwandeln kann, ganz zu meiden. Mit einem freiern Ueberblick bekommt sie das Leben auf einmal eine andere Farbe. Schon, indem man zu scherzen versucht, kommt man dem Scherze näher, und erhebt sich zuletzt in eine Stimmung, die vom Geschäftsernste ganz verschieden ist — wie verändert, wie neu geboren und zu einem ganzen Menschen wieder hergestellt verläßt man die Gesellschaft. Jeder Ernst hat etwas Bindendes, Beschränkendes, der Scherz ist ein poetisches Element, wo der Geist mit den Dingen freier schaltet und ihnen das Gepräge einer ergötzlichen Vorstellung gibt. Da auf diese Weise der Scherz — zum Theil dichtend verfährt, so wird es auch noch sehr darauf ankommen, daß es nicht an Stoff zur Grundlage fehlt. Dazu gehört eine gewisse Gemeinsamkeit des Lebens, Bekanntschaft der Personen mit ein-

ander, ja — eine freundschaftliche Gesinnung. Sie müssen Zutrauen zu einander fassen können und der gegenseitigen Achtung wie des Wohlwollens gewiß seyn, so daß keiner eine Ausartung des Scherzes zu fürchten hat. Persönliche Reibungen können wohl für einen Augenblick Wirkung thun, aber sie lassen immer eine verdächtige Pause zurück, ähnlich dem Waffenstillstand im Kriege, wo man sich aufs neue rüstet. Sie bringen zuletzt eine Spannung hervor, worin jeder nur gegen den andern auf seiner Huth ist, und statt daß der Scherz sich immer mehr erheben sollte, bricht er endlich ganz ab — d. h., er stirbt an dem innern Uebel der Unlauterkeit. So kann auch der Witz an sich noch keine lustige Gesellschaft bilden, wenn er nicht zugleich in Scherz rein aufgeht. — So lange in einer Gesellschaft noch die persönliche Rücksicht verherrscht, und alle noch in dem Streben befangen sind, Tribut zu geben oder zu fordern, ist an Scherz und Fröhlichkeit gar nicht zu denken. Ehre tritt

dem Vergnügen in den Weg. Der Scherz verlangt eine Regsamkeit, wie sie nur der Jugend eigen ist, aber durch Uebung kann sie lange erhalten werden. Was ihn am meisten belebt, ist doch Geist und Phantasie, und beide sind noch mehr ein Eigenthum des reifern Alters, wenn anders die Prosa des Lebens es nicht schon abgestumpft hat. Soll um eitler Ehre willen das Herz so früh erkalten? Der Scherz ist es, der uns verjüngt. Sollen wir dieser Jugend so bald entsagen? In der Fröhlichkeit schlürfen wir den Schaum des Lebens. Soll Verdienst ihn entbehren? Nein! zum höchsten Lohn winkt uns die wahrhaft gute Gesellschaft — freundschaftlich, geistreich und fröhlich.

Bemerkung.

Todesanzeige. »Unterzeichnete beehren sich, das — — — erfolgte Ableben ihres theuren Gatten und Vaters — — ihren Verwandten und Freunden unter Verbittung der Condolenz, gehorsamst anzuzeigen.«

Abgesehen von der Unhöflichkeit, die darin liegt, daß man sich gleich die Condolenz verbittet, statt daß man erst um eine stille Theilnahme bitten sollte, ist es bei einer Todesanzeige unpassend und moralisch-unschicklich, sich damit eine Ehre anzuthun oder zu sagen, daß man sich damit eine Ehre gebe oder sich eine Ehre anmaaße, sich beehre u. s. w. Diese Höflichkeit ist zu grell und unverträglich mit der Sache. Das Wahre, was darin liegt, ist: man erweist sich selbst eine Ehre, indem man bei dem andern voraussetzt oder erwartet, daß er an unserm Schicksale Theil nehmen werde.

Bei einem Glücksfalle paßt dieß vollkommen; wenn man aber bei einem Verluſt noch an die Ehre denken kann, die man ſich durch deſſen Anzeige gibt, ſo muß der Schmerz nicht ſehr groß ſeyn, indem man ihn ſogar wieder zu einem Mittel macht von etwas Angenehmem und ihn der höflichen Rückſicht auf andere, die man noch dazu als Verwandte und Freunde anredet, unterordnet. Auch kann man ſelbſt in Rückſicht des andern eine Einladung zur Theilnahme bei einer ſchmerzlichen Sache als Höflichkeit nicht brauchen. Darin liegt etwas Poſſierliches. Spräche jemand: ich leide Schmerzen und bitte Sie höflichſt, daran Theil zu nehmen, oder: ich gebe mir die Ehre, Sie darum zu bitten — ſo fühlt jeder das Scherzhafte, das darin liegt, und der andere könnte immer antworten: zu gütig! Bei einer glücklichen Begebenheit hat dieſe vollkommenen Sinn, und die Einladung wird immer freundlich aufgenommen werden, die Theilnahme mag im nächſten oder im entfernteren Sinne

gemeint ſeyn. — Das Lächerliche iſt der Probierſtein der Wahrheit. So kann jene verkehrte Verbindung des Schmerzes mit der Ehre recht gut im Komiſchen gebraucht werden, und man kann ſcherzhaft ſagen: ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich mich an das Knie geſtoßen habe — daß mich auf dem Spazier-gange ein allerliebſter Platzregen überfallen — daß mir mein Gegner eine ganz artige Quinte verſetzt hat u. ſ. w. Da aber das Komiſche nur dann eintritt, wenn etwas als ein Spiel erſcheint (oder gedacht wird), das die Natur mit dem Menſchen treibt, ſo fällt ſogleich die Wirkung deſſelben weg, wenn etwas aufhört, ein Spiel zu ſeyn oder die Luſt des Lebens überwiegend beſchränkt. So könnte wohl ein Verwundeter ſchreiben: ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß ich mein rechtes Bein verloren habe; es würde uns aber ſchwer werden, dazu zu lächeln. Spräche jemand: ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich mein halbes Vermögen verloren habe, ſo würden wir ihn ver-

wundernt ansehn und ihn in doppeltem Sinne fragen, ob das Scherz sey oder nicht. Eben so, wenn jemand in demselben Tone sagte: mir ist das Haus abgebrannt. Die Sache ändert sich aber gleich, wenn dieß einen sehr reichen Mann trifft. und er nun etwa sagte: ich bewohne jetzt ein ganz neues Haus, denn ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß mir die alte Hütte vorigen Herbst abgebrannt ist. — Da beim Scherz immer noch die Frage entstehen kann, ob es etwas sey, worüber gescherzt werden könne oder dürfe, so mischen sich ihm häufig noch andere Empfindungen bei, die ihm eine verschiedene Abstufung oder ein anderes Colorit geben. Spricht ein junger Verschwender: o jetzt lebe ich ganz fidel, denn ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, daß mein Vater gestorben ist; so werden wir diesen Scherz unschicklich, wir werden ihn frech finden. Grell wird es uns klingen, wenn jemand über seinen verstümmelten Körper scherzen will, bitter der Scherz über ein quälendes Unglück, frevelhaft

die Verſpottung eines Leichnams, gotteslästerlich die Herausforderung der ewigen Macht. In der Kunſt muß ſich der Gebrauch eines ſolchen Scherzes ganz nach den Umſtänden und den Charakteren richten. So darf ein Mann, der ſchon wieder auf Freiers Füßen geht, wohl leichtſinnigen Muthes ſagen: wundern Sie ſich nicht, denn ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß meine Frau im vorigen Winter geſtorben iſt.

Ein anderes iſt es noch, wenn Jemand mit leichten Dingen ſcherzen will, denen er nicht den rechten Schein des Komiſchen geben kann, und wobei mehr die Abſicht zu ſcherzen hervorſticht. Dieß nennt man nicht mehr Scherz, ſondern einen Spaß, auch wohl nach Gelegenheit einen dummen Spaß, werer uns alle der Himmel möglichſt bewahren wolle.

St. Schütze.

Ein irisch Bull.

Wahre Anecdote.

Durch die Straßen von Weimar schlenderte sonst ein Zeitungsträger, ein gutmüthiger armer Schelm, der, so sehr er auch in die Höhe geschloddert war, immer noch Junge genannt und dabei wegen seines nicht sehr glänzenden Verstandes von den Straßenbuben noch häufig mit Spottnamen verfolgt wurde. — Sehr ereifern konnte er sich, wenn sein eigener Vater, ein lockrer Müßiggänger, ihm ins Handwerk griff, und, um vielleicht einen kleinen Vortheil ihm abzujagen, früher die Zeitungen abholte als er selbst zu thun pflegte. Doch bald sah er sich durch den Tod desselben von dieser Gefahr befreit, und er äußerte nun ganz freimüthig: bei ihrem ersten Manne wurde meine Mutter wohlhabend, aber, was dieser erworben hatte, ging nachher durch meinen Vater wieder verloren. Darum behaupte ich und bleibe dabei:

wenn meine Mutter nicht meinen Vater geheirathet hätte, wäre es für uns Kinder viel beſſer geweſen.

Ein ähnliches.*

Als zu W. mit religiöſer Feierlichkeit der Grundſtein zur Bürgerſchule gelegt wurde, hatten ſich als neugierige Zuſchauer auch einige Landleute eingefunden, und da des Gedränges ſehr viel war, äußerten ſie: warum man denn die Feierlichkeit nicht in der Kirche vernähme, wo man beſſer ſehen und hören könne, und wo dergleichen auch weit ſchicklicher wäre.

6.

Freuden- und Scherzgedichte:

I.

Zu Göthe's Geburtsfeste

am 28sten August 1822.

(Mel. Schlußchor aus der Entführung von Mozart.)

So laßt uns frei das Herz erheben,
Thut ab die Schranken wie ein Kleid,
Laßt uns durch alle Himmel weit,
Im Geist durch alle Sterne schweben;
Zu reinerm Glanz, zu höherm Lauf
Stieg heut' ein Tag des Herrn herauf.

Des ew'gen Lenzes Lüfte wehen,
Die Seele grüßt ihr Vaterland;
Vom Himmel kam ein Unterpfand:
Wir stammen von des Lichtes Höhen.
Hoch schlägt das Herz, es schwellt die Brust
Der hohen Abkunft Götterluft.

O ſelig, wem die Bande fallen,
Wär's auch nur einen Augenblick!
Er überſchreitet ſein Geſchick,
Und einem folgt er gern vor allen;
In ihm erfreut, wer freudig ſchafft,
Sich der Vollendung eig'ner Kraft.

Was wir gedacht, was wir empfunden,
In ihm erſt wird es ganz erkannt;
Vom Herzen löſet ſich das Band,
Dem Geiſte fliegt das Maaß der Stunden.
Es liegt die Welt auf hoher Bahn
Uns wie ein Räthſel aufgethan.

So leben wir in ſeiner Fülle,
Und kehren ewig bei ihm ein;
In ihm erſt fühlen wir Gedeihn,
In ihm verſöhnt ſich Kraft und Wille.
Wie Brüder erbt der Geiſter Schaar
Vom Geiſte, was urſprünglich war.

O Adlerblick, o Geiſtesſchwingen,
Die ihr zur ew'gen Sonne ſtrebt,
Vom Thal herauf, das ihr umſchwebt,
Laßt eſt noch vollen Dank euch bringen! —
Seht! wie im Strahlenkranze dort,
So lebt er uns auch ewig fort.

E. Schütz.

2.

Großvaters Worte,

gesprochen

als er seinen Enkel zur Taufe trug

am 8ten Dec. 1822.

Sanft gewiegt, auf treuen Vaters Armen,
Führ' ich dich ins rauhe Leben ein.
Mög' die ew'ge Liebe voll Erbarmen
Segen diesem ersten Gang verleih'n.

Zwar verhüllt die Vorsicht unsern Blicken
Deinen Pfad durch dieses Nebelland;
Doch ein Engel reicht, dich zu beglücken,
Heute schon als Führer dir die Hand;

Leitet dich auf des Geschickes Wegen,
Schützet dich, wo Niemand schützen kann.
Einst, wann Gluth und Sturm das Herz bewegen,
Weht dich sanft sein Himmelsodem an;

Und beſänftigt wird das Herz gehoben,
Liebe weckt im Glauben Wunderkraft,
Hoffnung ſchickt ihr mildes Licht von oben,
Durſt nach Wahrheit ſteigt zur Leidenſchaft.

Doch der Wahrheit Tiefen zu ergründen,
Das, o Menſch, iſt nimmer dir erlaubt;
Sollſt der Wahrheit Glück nur darin finden,
Wie du hier gelebet und geglaubt.

Heil'ger Glaube! ja, du biſt der Engel
Wie in Freude, ſo in Schmerz und Noth.
Du erhebſt uns über Erdenmängel,
Du erhebſt uns über Grab und Tod.

C. L. B.

3.

Klage des alten Niemand. *)

Welt, bei dir muß ich die Welt verklagen,
Ich unſterblicher, bedrängter Greis.
Mich verhöhnt in meinen alten Tagen
Ohne Scheu der jüngſte Naſeweis.

Jede Stunde gibt mir ſchnöde Zeichen,
Daß man mich und meinen Werth verkennt:
Drum iſt's noth, mich ſelbſt heraus zu ſtreichen,
Und das ſey mir Leidenden vergönnt.

Ehe noch der Urwelt wüſtem Raume
Thier und Menſch entſtiegen, war ich da,
Und ich ſah, wie unter einem Baume
Adam ſchlief, und was mit ihm geſchah.

*) Zum Theil nach einem lateiniſchen Gedichte Ulrichs von Hutten.

Seiner Ripp' entſprang ein ſüßes Leben;
O, das war der Schöpfung höchſtes Feſt!
Damals ward dem Mann im Schlaf gegeben,
Was noch jetzt ihn oft nicht ſchlafen läßt.

Sagt, wer weiß ſeit jener Zeitenferne,
Was da war, was iſt und was ſeyn wird?
Wer ſieht Gott, und zählt das Heer der Sterne,
Daß er nie ſich in der Rechnung irrt?

Wer iſt ſtets zugleich an tauſend Orten?
Kurz, wer thut, was ſonſt kein Erdner kann? —
Glaubt, ihr Leute, glaubet meinen Worten:
Vater Niemand iſt der Wundermann.

In des Rieſen Polyfemos Höhle
Fand Odyſſeus ſicherlich ſein Grab,
Wenn ſich nicht die ſchlangenkluge Seele
Raſch entſchloſſen meinen Namen gab.

Denn als Jener, ſchwer verwundet, heulte,
Rief's von außen wild: »Wer bredt dir Mord?« —
»Niemand!« brüllt' er, und beruhigt eilte
Flugs die Schaar der Rieſen wieder fort.

So gestanden selbst die rohen Heiden,
Daß ich nicht ein Mann bin, der verletzt.
Immerdar versüßt es meine Leiden,
Wenn die Welt in mich Vertrauen setzt.

Gibt es ein Geheimniß zu bewahren,
Schärft man seinen Freunden fleißig ein:
»Sagt es Niemand! Niemand darf's erfahren!«
Denn man weiß, ich schweige wie ein Stein.

Alle Tage geb' ich neue Proben,
Welch ein herzensguter Mann ich bin.
Will kein Mensch ein schlechtes Büchlein loben,
Kauf' ich's doch, und lese fleißig drin.

So bin ich's auch, der verblühten Damen,
Deren Reiz sonst Flammen angefacht,
Statt der Höfler, die den Abschied nahmen,
Noch allein den Hof im Stillen macht.

Aber Selbstlob duftet nicht wie Rosen;
Darum setz' ich billig ihm ein Ziel.
Mir gebührte von den Erdenloosen
Unbedingt ein schöner's, als mir fiel.

Tauſend ſagen: »Niemand hat es beſſer,
Als ein millionenreicher Mann!«
Doch der dürftigſte Kartoffeln-Eſſer
Käme, mit mir tauſchend, übel an.

Die Verleumdung läßt mir nirgends Ruhe;
Sie bereitet mir manch ſchlimmes Bad.
Alles gießt ſie frech mir in die Schuhe,
Was ein andrer böſer Vogel that.

Schilt ein Vater: »Ungerathner Range!
Wer verführt zu ſolchen Streichen dich?«
Da beſinnt der Bube ſich nicht lange:
»Niemand,« ſagt er keck, »verführet mich.«

Geht im Haus ein köſtlich Stück in Trümmer,
Und man ſtellt Verhör darüber an,
Läugnet jeder, und es heißt dann immer:
Der verdammte Niemand hat's gethan.«

Schriftler ſchimpfen, ohne ſich zu nennen,
Als wär' ich der arge Tückebold.
Der Verleger will mich nur nicht kennen,
Sondern Jenen zahlt er Läſterſold.

Hat ein armer Teufel schwere Schulden,
Läßt er mich im öden Neſt allein,
Und ich muß den Sturm der Gläub'ger dulden,
Die mein Daſeyn laut vermaledei'n.

»Niemand,« heißt's, »iſt ſicher vor dem Tode.«
Leider wahr, ſo wenig mir's gefällt!
Denn ich bleibe doch, nach alter Mode,
Für und für das Marterholz der Welt.

A. F. E. Langbein.

4.

Der Handkuß.

Alljährlich zog vor Alters eine Menge
Von Gläubigen, am Osterfest nach Rom.
Auch eine Jungfrau bahnte durch's Gedränge
Den Pfad sich zu Sankt Peters Dom.
Sie beugte vor dem Pabst, der in der Mitte
Der Priester Hochamt hielt, mit stillem Gruß,
Ihr Knie, und drückte dann, nach alter Sitte,
Auf seine Hand, voll Ehrfurcht, einen Kuß.

Der große Leo gab ihr seinen Seegen;
Doch war's dabei ihm wunderlich zu Muth.
Nie wallte noch so ungestüm sein Blut;
Ja, es begann selbst die verkohl'ne Gluth
Sündhafter Triebe sich in ihm zu regen,
Die er schon längst für abgekühlt,
Und völlig überwunden hielt.

Anlockend, hold und reizend war
Das Mädchen freilich; Sehnſucht und Verlangen
Schwamm in dem blauen Augenpaar.
Sie ſchien geſchaffen, nicht nur eine Schaar
Weltkinder — nein, ſelbſt Heilige zu fangen.

Sankt Leo, tief zerknirſcht, daß er ſich — zwar
Nur in Gedanken — hart und ſchwer vergangen,
Gerieth an eines Irrthums grauſen Rand;
Denn eingedenk, was er unlängſt empfand
Bei jenes Kuſſes flüchtiger Berührung,
Sah er, verblendet, in der eig'nen Hand
Die wahre Quelle der Verführung,
Und ſchied ſich, bald nachher, mit einem Beil
Auf ewig von dem ſünd'gen Theil.

Doch bald bereut' er ſeinen Unverſtand,
Warf Tage lang, von Andachtsgluth entbrannt,
Sich vor Maria's Bilde nieder,
Und ächzte kläglich: »Gib mir meine Hand,
Du heil'ge Mutter Gottes, wieder!« —

Und ſiehe! plötzlich an der rechten Stelle
Wuchs das verlor'ne Glied mit Rieſenſchnelle.

Und noch ein zweites Wunder war
Mit jenem früheren verbunden.
Die Sinnenluſt, ſagt unſre Quelle klar,
Sey augenblicklich ganz bei ihm verſchwunden,
Er blieb ſogar davon auf Lebenszeit
Unangefochten und befreit.

Doch da dieß Feuer zu gewiſſen Stunden,
Bei andern Päbſten nie ſo ganz entſchwand,
So ließen ſie, um ſicher ſich zu wiſſen,
Sich ſpäterhin nie mehr die Hand,
Wohl aber den — Pantoffel küſſen.

Heinrich Deering.

5.

Zwei Sonette

nach den aufgegebenen Endreimen: Fetiſch, Theetiſch, majeſtätiſch, gravitätiſch, Zukker, Schlucker, Gucker, Drucker, Bedrängniß, Verhängniß, Gefängniß, weiland, Eiland, Heiland.

1.

Geprieſen ſey du mir, allmächt'ger Fetiſch
Der Zeit, du einzig unſchätzbarer Zucker!
Ach ohne dich, nicht arme, keine Schlucker
Ja wären wir, an dem verwaiſten Theetiſch.

Wie ſtrahlſt du hell und klar, ſo majeſtätiſch!
Geſtirnter als der Pol in Herſchels Gucker,
Du weißer Gott, der Schwarzen Unterdrucker,
Fels Albions, ſo ſtarr und gravitätiſch!

Vergebens thürmt ſich um dich her Bedrängniß
Von jenem Cont'nentalſyſteme weiland!
Da traf den Corſen aber das Verhängniß.

Er mußt es büßen dort auf wüſtem Eiland
Durch lang und wohlverdientes Staatsgefängniß:
Du ſüßer wardſt der Welten neuer Heiland!

Silvio Romano.

2.

Der Gymnaſiaſt.

Nun glaub' ich alles, Götter, Götzen, Fetiſch;
Denn mir wird ſchlimm — bald ſchlimmer, als von Zucker
Und Backwerk überfüllt ein emſ'ger Schlucker
Halb feurig kommt, halb matt von einem Theetiſch.

Ich ſah Johanna, niedrig, majeſtätiſch,
Ein fog ich ſie durch meinen Opernkucker,
Ich ſang ein Lied, und ſandt' es fort zum Drucker,
Da nahte Zeus, der Rector, gravitätiſch.

»Was machen wir?« — Der Hände Furchtbedrängniß
Verrieth mich, ach! Nun ſitz' ich da wie weiland
Im Bauche Jonas, toll auf mein Verhängniß,

Wie jüngſt Napoleon auf ſeinem Eiland.
Lebt wohl, ihr Berge! ruft ſie — o mein Heiland! —
Heut' abermals — und ich ſitz' im Gefängniß.

St. Schütze.

6.

Trinklied.

1.

Daß behagt ein guter Trank
In der Freundschaft Runde;
Beſſer noch ein Herzumfang
Von der Frauen Munde;
Allerbeſtens Hochgeſang
Recht aus inn'rem Grunde:
Hab' ich die mein Leben lang
Leb' ich aus dem Grunde!

2.

Bacchus iſt, der in mir ſchafft
Minniges Beginnen;
Venus dann die mich entrafft
Auf Parnaſſus Zinnen;
Phöbus läßt mich Dichterkraft
Ruhm und Preis gewinnen:
Weh' mir! wär' ich je erſchlafft
Dieſe drei zu minnen.

3.

Doch, gebeut mir ein Tyrann:
»Laß den Wein! den laß' ich;
»Rühre nicht die Mädchen an!«
Ungern zwar, doch laß' ich.
»Flugs das Singen abgethan!«
Nimmer unterlaß ich.
»Schweig! wo nicht, so ſtirb fortan!«
Singend noch erblaß ich.

Silvio Romano.

7.

Das Gartenhaus.

Die Sorge baut ſich finſt're Gaſſen,
Die Freude ſtrebt in's Frei' hinaus;
So kommt, wollt ihr den Zwang verlaſſen,
Ins Heit're winkt dieß Gartenhaus.

Seht, mit der Bäume grünem Zuge,
Der weſtlich her das Feld durchſtreift,
Wie labend mit dem vollen Kruge
Der Bach durch Land und Gärten ſchweift.

Und hier — wohl tauſend Hände weben
Am grünen Teppich kreuz und quer,
Ein Hüttchen ſteht, ein Baum daneben,
Und ſpricht zum Müden: ſetz' dich her!

Und dort — die Grillen gebt dem Winde!
Hat weitgeſtreckt der Berg euch kund;
So trinkt! und braucht ihr weit're Gründe,
Fügt noch dazu des Kellers Grund.

Wohl neigte früher ſich nach Süden
Das Haus; ein Brunnen war am Ort,
Den trieb, als ihm die Nacht beſchieden,
Der Keller zornig fort und fort.

Und Sieg verſpürend warf die Naſe
Das Haus, rief Vivat, Vivat aus,
Lehnt rückwärts wie mit vollem Glaſe,
Und ſtand — ein freudetaumelnd Haus.

Und alſo ging willkomm'nen Gäſten
Das Haus in Fröhlichkeit voran.
So trinkt, und weiht den Ehrenveſten,
Der Garten rauſcht und klingt mit an.

Vorüber rollt auf nahen Wegen
Anbonnernd noch manch flüchtig Rad,
Und fern mit hellen Glockenſchlägen
Mahnt uns zur Freude ſelbſt die Stadt.'

Ein Flüſtern regt ſich in den Zweigen,
Und birgt die Stunden, die entfliehn;
So trinkt und laßt in muntern Reigen
Die Stadt an uns vorüberziehn.

Und ſchnell, wie Echo dem Geſange,
So ſtürzt euch nach im Kreiſeslauf,
Und rüttelt ſo aus ernſtem Gange
Die Geiſter vor'ger Zeit herauf.

St. Schütze.

3.

Am Abend des 22. Aug. 1822.

Im Wintergarten
Der Blumen warten;
Liegt draußen Schnee
Auf Thal und Höh',
Sich Blüthen ziehn
Still am Camin:
Iſt recht bequem
Und angenehm.

Bald ſtrahlt nun die Sonne
Schon wärmer, o Wonne!

Vom Himmel ſo rein
Zum Fenſter herein;
Da melden, ſingend auf Bäumen,
Und grünend auf dem Plan,
In allen allen Räumen
Sich Frühlingsboten an.

Kömmt dann mit braunen Wangen
Der heiße Sommer gegangen,
Wir nehmen ihn mit hinaus
Ins neue Gartenhaus,
Und brauchen nicht lange zu warten, —
Den Gärtner und den Garten,
Den Boten und Botenmeiſter,
Im Kreis vergnügter Geiſter,
Die Weihe ſchönſter Triebe,
Die Freundſchaft und die Liebe,
Die Freundin und den Freund,
Wir finden ſie alle vereint.

Peucer.

9.

Des Namens Gründung. *)

Wie seltsam geht es doch mit Namen!
Zu Thaten ist es nur ein Feld,
Zu einem Bild der leere Rahmen,
Ein Brief, auf uns're Treu' gestellt.

So trug ich schwer an meinen Schulden
Als Schütze, hielt gespannt das Schloß;
Kein Hase wollte sich gedulden,
Kaum, daß ich einen Raben schoß.

Kein Raubnest auch mit fremden Sünden
Nahm väterlich sich meiner an;
Ich sollte selbst das Haus erst gründen,
Erst thun, wornach ich heißen kann.

Wohl! dacht' ich; ist mir's angelogen,
So lüg' und dicht' ich hinterdrein;
Vielleicht, kommt erst der Pfeil geflogen,
Stellt auch von fern das Ziel sich ein.

*) In Beziehung auf meine abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad — wahre Anecdote.

So kam's. Die Lüge ging auf Reisen;
Schon früher ließ um Nachtquartier
Die Wahrheit hin und her sich weisen;
Jetzt ward ich wild und schlug die Thür.

Den ärgsten Fluch auf Gottes Erden
Sprach ich herab von Bergesrand:
Zu Pulver soll das Städchen werden,
Und schon ward Asch die Stadt genannt.

Und sieh! da ich mit voller Tasche
Drauf wieder kam die alte Bahn,
Hat wirklich Buß' in Sack und Asche
Das unwirthsame Nest gethan.

Ein stattlich Gasthaus steht errichtet
Da droben an des Berges Rand;
Die Stammburg hab' ich mir erdichtet,
Nach meinem Namen ist's genannt.

Mit Lächeln naht der Wirth: »vor Zeiten
Reist' ein Gelehrter hier vorbei,
Man soll ihm ein Quartier bereiten,
Er fragt, ob dieß denn Grönland sey.

Und wie er schlecht quartiert geblieben
Bei einem Riemer noch zuletzt,
Davon hat er ein Buch geschrieben, — —
Drum ward das Schießhaus hergesetzt."

Ja, sprach ich, ihr habt wahr verkündet;
So schafft nun Speisen auch zum Schmaus;
Ich bin's, der diese Burg gegründet,
Der Schütz' ist da im Schützenhaus.

St. Schütze.

Bei Friedrich Wilmans sind folgende Werke und Kunstblätter erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Ansichten von Frankfurt am Main, der umliegenden Gegend und den nahen Heilquellen, von Anton Kirchner. 2 Thle. mit 25 Kupfern und einem Plan von Frankfurt. gr. 8. Auf Velinp. mit den ersten Kupferabd. 18 Rl. od. 33 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibp. 15 Rthl. oder 27 fl.

Die 25 Kupfer allein auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 12 Rthl. oder 22 fl.

Ansichten der freien Hansestadt Lübeck und ihrer Umgebungen, von H. Chr. Zietz, mit 16 Kpf. gr. 8. Auf Velinpap. mit den ersten Kupferabdrücken. 11 Rthl. oder 19 fl. 48 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 16 Kupfern. 9 Rthl. oder 16 fl. 12 kr.

Die 16 Kupfer allein auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet. 8 Rthl. oder 14 fl. 24 kr.

Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen, von Ad. Stork; mit 16 Kupfern. gr. 8. Auf Velinpap. mit den ersten Kupferabdrücken. 12 Rthl. oder 22 fl.

Dasselbe Werk auf Schreibpap. mit 16 Kupfern. 9 Rthl. oder 16 fl. 12 kr.

Die 16 Kupfer auf grösserem Papier abgedruckt, zu Zimmerverzierungen geeignet, 8 Rthl. oder 14 fl. 24 kr.

Ansichten, malerische, des Rheins, von Mainz bis Düsseldorf. Mit 32, nach der Natur von Schütz aufgenommenen, und von Günther gestochenen Kupfern, gr. 8. Auf geglättetem Velinpapier mit den besten Kupferabdrücken und einer Karte. geb. 22 Rthl. 12 gr. oder 40 fl. 30 kr.

Dasselbe Werk auf Schreibpapier, geb. 18 Rthl. oder 33 fl.

Die 32 Kupfer allein auf gröfserem Papier abgedruckt, die sich zu Zimmerverzierungen eignen. 15 Rthl. oder 27 fl.

Primavesi, G., der Rheinlauf, von den verschiedenen Quellen bis zu seinem Ausflusse. Nach der Natur gezeichnet und geätzt. Nebst einer Leitung bei dieser Reise, kurzen Erklärungen einzelner Darstellungen, in deutscher und französischer Sprache. Mit 24 Kupf. und 4 Karten. gr. quer 4. geh. 7 Rthl. oder 12 fl. 36 kr.

Illuminirte Landschaften von Frankfurt am Main, Wiesbaden, Schlangenbad und deren Umgebungen, von Radl nach der Natur aufgenommen, von Schmidt und Hammer gestochen und von Balzer in Dresden illuminirt, 16 Zoll hoch und 22½ Zoll breit. 9 Blätter à 5 Rthl oder 9 fl.

12 Rheinlandschaften von Schütz und Radl 24 Zoll lang und 18 Zoll hoch; schwarz 90 Rthl. oder 165 fl., illum. 162 Rthl. oder 293 fl.

77.

H. Ramberg del.

Theodor — von Friederike Lohmann

Der Frühlingsbote.

Herausgegeben von St. Schütze.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main
bei Friedrich Wilmans.
1821.

Dd,3 : 601°

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

Seite

Theodor, Erzählung von Friederike Lohmann. 3

Irrthum der Liebe von Agnes Franz. 217

Romeo und Julia. Novelle nach dem Italiänischen von Beauregard Vandin. 231

Festgedichte von St. Schütze:

Bei Gründung der Bürgerschule in Weimar. 267

Zum Stiftungstage der Erholung in Weimar. 271

Zu Göthens Geburts- und Genesungsfeste. 275

Mancherlei zur Betrachtung und zum Nachdenken von St. Schütze. . . 279

Vermischte Gedichte:

Der Canarienvogel an seine Herrin von Langbein. 341

Geselligkeit von R. Meyer. 343

Salar und Trinkgeld von Silvie Romane. 347

Die Prophezeihung von St. Schütze. . 348

Theodor.

Erzählung von Friederike Lohmann.

Der Frühlingsbote.

Theodor.

Frau Wehrmann kehrte mit rüſtigem Schritt aus der Stadt zurück, wohin ſie ein Stück Leinwand getragen hatte, das erſt heute von ihres fleißigen Mannes Weberſtuhl abgeſchnitten war. Sie hatte das Geld empfangen, und war herzlich vergnügt, überrechnete auch zum Zeitvertreibe, im Gehen, mehr als einmal den kleinen Caſſenbeſtand, mit den nöthigſten Ausgaben. Aber, wie ſie jetzt in ein Gehölz eintrat, das, nicht mehr fern von ihrer Heimath, noch zu durchwandern war, löſchte ein ſeltſamer Anblick alle Zahlen und Summen aus ihrem Ge-

dächtniß weg. Unter einem breiten Eichbaum, auf mosigem Boden, lag ein lieblicher Knabe von etwa vier Jahren, ganz allein in tiefem Schlummer. Auf seinen rothen Wangen standen helle Thränen, er schien sich in den Schlaf geweint zu haben. Frau Wehrmann sah mit mitleidigem Wohlgefallen auf das Kind nieder, sie liebte die ganze Jugendwelt aus vollem Herzen, und ihr selbst war das Glück, Mutter zu seyn, nicht geworden. Du lieber Gott! da kann ich doch wirklich nicht weiter gehen, flüsterte sie leise vor sich hin, und setzte sich neben den Knaben, dessen tiefliegendes Köpfchen sie auf ihr Knie zog. Die sinkende Sonne beleuchtete seine angenehmen Züge, in dem Herzen der guten Frau regten sich süße Muttergefühle, sie drückte das Kind fest an sich, und die großen schwarzen Augen des Schläfers sahen verwundert in die ihrigen. Bist Du Sabine? sagte er schüchtern — höre, bringe mich nicht wieder zu

Hause, ich mag kein Prinz seyn, und wenn ich noch einmal so lange hungern muß.

Frau Wehrmann staunte den Knaben an. Sein leichtes Kleidchen, das nicht blos von dem ungewohnten Lager beschmutzt schien, paßte nicht zu der Vorstellung, die sie von fürstlichen Kindern hatte, aber was sollte sie aus seinen Worten machen? Ein Prinz? fragte sie hastig, wie käme denn der hieher, so ganz allein, bei sinkender Nacht?

Gib mir was zu essen, liebe Frau, schmeichelte der Kleine, mich hungert sehr.

Sogleich öffnete die Frau das schwere Bündel, das neben ihr im Grase lag, und reichte ihm mit freundlichen Worten ein kleines Weißbrod; auch eine dörfliche Seltenheit die nur zuweilen in die knappe Wirthschaft der sparsamen Weberin kam. Er machte sich begierig an die Mahlzeit, während sie ihn forschend betrachtete, und wohlgefällig die braunen reichen Locken von der offnen Stirn wegstrich. Wie heißest Du,

Kleiner? fragte sie nach einer Pause stillen Nachdenkens.

Theodor, antwortete er sorglos, ohne sich stören zu lassen.

Sie fing nun an, mit mancher Frage das Dunkel zu erhellen, das über diesem Abenteuer lag, aber was sie erfuhr, blieb doch nur Dämmerung. Daß der Vater mit zwei großen Wagen herumreise, Theodors gute Anna gestorben sey, und er dafür die Sabine bekommen habe, daß er kein Prinz seyn welle, und darum so sehr geschlagen werde — das war es, was immer in verschiedenen Wendungen wiederkehrend aus des Kindes Erzählung hervorging. Heute, als wir in einem Wirthshause waren, fuhr er fort — lief ich weg, weit weg bis hieher, wo ich nicht mehr gehen konnte, und vor Hunger weinte. Aber zum Vater will ich nicht wieder, ich weiß nicht mehr, was der Prinz sagen muß, der seine Mama sucht, und da werde ich wieder Schläge bekommen.

Theeder, sagte seine Zuhörerin, das Weglaufen war nicht recht von Dir, Dein Vater und deine Mutter werden Dich suchen, und sehr betrübt seyn. —

Ich habe ja gar keine Mutter, antwortete der Knabe, schalkhaft lächelnd, ich habe gar niemals eine Mutter gehabt, wie die andern Kinder. Der Vater sucht mich wohl, aber er will mich nur schlagen. Erst krech ich hinter den großen Busch im Garten, dann kam der große Junge, der immer im Kasten sitzt und liest, der sagte: lauf weg Theeder, und ich lief weg.

Aber mein Gott, was wird nun werden! sagte Frau Wehrmann, die Nacht bricht herein.

Nimm mich mit Dir, bat der Knabe, und klammerte sich fest an ihr Knie; ich fürchte mich hier, ich will recht artig seyn. Wenn Du einen Prinzen brauchst, will ich lernen; nicht wahr, Du sagst mirs est ver, und schlägst mich nicht?

Frau Wehrmann begriff nichts von allen diesen Reden, sie mochte auch nicht drüber grübeln, aber ihr Herz begriff die Hülflosigkeit des liebenswürdigen Wesens, das sich an sie schmiegte. — Wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf! sagte sie, und ihre Gedanken eilten schnell in die Zukunft, um alle Hindernisse aufzusuchen und zu entfernen. Ja, Du sollst mit mir gehen Theeder, rief sie endlich laut, indem sie den Knaben an ihr Herz drückte, Gott wird uns nicht verlassen, und der Vater könnte doch auch nicht anders, wenn er Dich hier gefunden hätte.

Der Weg war nicht mehr weit. Sie trug den Knaben abwechselnd mit großer Beschwerde, neben dem gewichtigen Bündel, aber Liebe und Wohlgefallen, und die kindliche Zärtlichkeit des schönen Fremdlings erleichterten ihr die Last. Dabei unterließ sie nicht, zwei begegnenden Wanderern ihren Fund mitzutheilen, mit der Bitte, in dem

Städtchen, wohin sie gedachten, die Obrigkeit zu benachrichtigen, auch zeigte sie in der Försterwohnung am Ausgange des Waldes alles an, im Fall des Knaben Vater nach seinem Kinde fragen sollte. Schon lag die tiefste Dämmerung über der Landschaft, als sie ihr Haus erreichte, wo der ermüdete Knabe sogleich ein Plätzchen zu den Füßen des großen Bettes einnahm, und, das Haupt an die Pfühle gelehnt, ruhig wie im Vaterhause einschlief, während die Frau, ihrem fragenden Manne, mit großer Weitläuftigkeit den Vorfall erzählte.

Mehrere Tage vergingen ohne Nachfrage nach dem seltsamen Funde; selbst als der Weber noch wirksamere Mittel zu dessen Kundmachung ergriff, blieb alles still, und Frau Wehrmann freute sich heimlich darüber. Denn da sie am ersten Abend, beim Entkleiden des Kindes, Spuren grausamer Mißhandlung an ihm fand, konnte sie den Wunsch nicht unterdrücken, es möge nie wieder in

die Hände seiner Quäler fallen, und ihre reine Seele tröstete sich mit dem Gedanken, der Mann, den er Vater genannt habe, könne unmöglich diesen heiligen Namen verdienen. Sie erwiederte bald das innige Anschmiegen des verlaßnen Kindes mit wahrhaft mütterlicher Liebe, und glaubte fest, der liebe Gott habe ihr in ihm einen Ersatz für die Entbehrung eigner Mutterfreuden geschenkt. Sehr ungern hörte sie daher ihres Mannes Plan zur Versorgung des gefundenen Knaben im Armenhause der nahen Stadt, aber sie schwieg weislich bis zum entscheidenden Augenblick, und hoffte auf die stille Gewalt der Bitte und Ueberredung, die schon oft den stärkeren Willen bezwungen hatte, wie der schwache Keim des Samenkorns, mit seiner leicht verletzlicher Spitze, durch sanfte Kraft, schwere Lasten emporhebt, um das Licht des Tages zu gewinnen.

Nach zwei Wochen, die Theodor im en-

gen Häuschen des fleißigen Webers verlebt hatte, war er so heimisch geworden, als hätte hier seine Wiege gestanden. Wild, und ganz ohne Sitte, ohne Begriff von dem, was man bei Kindern Artigkeit nennt, war er von regem Gefühl, gelehrig, und aus herzlicher Liebe zu seiner Pflegemutter gehorsam. Er fing an zu begreifen, daß es besser sey, reinlich als schmutzig zu seyn, er bat, wo er anfangs nur forderte, er saß zuweilen eine kurze Zeit ruhig, und bequemte sich sogar zu einer leichten Beschäftigung, zum großen Triumpf der Frau Wehrmann, der ihr Mann mehr als einmal das Talent der Erzieherin abgesprochen hatte. So oft sie ihn ruhig an sich fesseln konnte, begann sie ihre Nachforschungen nach seiner Vergangenheit aufs Neue, und er war immer bereit, jede Frage zu beantworten; aber Tag für Tag schien die Dunkelheit seiner kindischen Ideen sich zu verdichten, und die Bilder seines Gedächtnisses wurden um so undeut-

lichter, je mehr sie in die Entfernung hinaus rückten. Den Mann, dem er den Vaternamen gab, nannte er indessen ohne langes Besinnen: Herr Veltheim, und man theilte ihm deshalb den gleichen Namen zu, als einziges Erbtheil seiner unbekannten Geburt.

In solcher Unterredung mit ihrem kleinen Gefährten saß Frau Wehrmann Abends vor der Thür, als ihr Mann, aus der Stadt zurückkehrend, auf der Bank neben ihr Platz nahm. Sie bedeutete den Knaben, des Vaters Hut und Stock hineinzutragen, und dafür die Mütze zu bringen, wischte sorgfältig mit ihrer weißen Schürze den Schweiß von der heißen Stirn des Mannes, und fragte theilnehmend nach seinen Geschäften. Dann schob sie das Spinnrad bei Seite, nahm den wiederkommenden Theodor auf den Schoß, und setzte sich zum ungestörten Hören zurecht.

Ein gutes Geschäft habe ich gemacht, begann der Mann. Der Bürgermeister hat

mir die Stelle für den armen Jungen im Armenhauſe verſprechen. Den Sonntag mag er noch hier bleiben, dann bring' ich ihn hinein.

Der Knabe drückte ſich ängſtlich an die Frau, und ſagte heftig: ich will nicht fort, ich will bei Dir bleiben. Mutter behalt mich bei Dir!

Die Augen der mitleidigen Frau füllten ſich mit Thränen. Hörſt Du wohl, ſagte ſie ſehr ſchüchtern, ohne ihres Mannes Blick zu begegnen, was er mir für einen Namen gibt? Gott weiß, ich kann ihn nicht hören, ohne daß mein Herz ſich bewegt. Ich habe oft im Stillen getrauert, fuhr ſie lebhafter fort, daß kein Kind mich Mutter nennt, willſt Du nun das hülfloſe Geſchöpf von mir trennen, das mir Gottes Hand übergeben hat, ſo werde ich doppelt fühlen, was ich entbehre.

Aber Hannchen, entgegnete er, Du vergiſſeſt unſere Armuth. Hatten wir je ge-

nug, nur einen Groſchen zu erübrigen, und kennte deine Sparſamkeit, dein und mein Fleiß verhindern, daß uns oft harte Sorgen um das Nöthigſte drückten?

Du haſt recht, ſagte ſie ſanft, aber nun frage ich Dich: ſind wir je hungernd zu Bette gegangen? Wurden die Sorgen nicht immer aufs herrlichſte abgewandt, wann ſie am höchſten ſchienen? Hat uns auch nur einmal das Unentbehrliche gefehlt? Lieber Mann, ſieh mich nicht finſter und zweifelnd an, ſpotte meiner Zuverſicht nicht. Gott hat das Kind geſchickt, ſollte er nicht auch ein Stückchen Brod dafür geben?

Frau, erwiederte der Weber, wenn ich Dir nachgebe, ſo wird es uns Beiden gereuen. Kinder koſten viel; Du machſt Dir Alles leicht, ich ſehe weiter, und denke der kummervollen Tage und Nächte, die unſere Thorheit uns ſchaffen wird. Wer mag uns dann bedauern oder helfen. Niemand

hat uns gerathen, einen unbekannten Fündling aufzunehmen.

Oh doch — rief Frau Wehrmann. Es gibt Einen, der es mir gerathen hat. Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist, spricht der Herr; wer wollte uns tadeln, wenn wir nach diesem Gebete thäten? Gottes Wille ist es, das weiß ich gewiß. Warum mußte sonst eben ich das schlafende Kind finden? Dicht vor mir her ritt der reiche Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der Geld wie Heu, und keine lebendige Seele zu versorgen hat. Aber er verließ, wenig Schritte vor dem Gehölz, den Fußsteig, und wandte sich rechts, weil der Knabe in die Hütte der Armuth kommen sollte, wo Arbeit und Zufriedenheit wohnen. Laß mir ihn, Vater! wir wollen ihn christlich und fleißig zu deinem Gewerbe erziehen, und er wird uns segnen, und uns einmal dankbar die Augen zudrücken.

Nun denn in Gottes Namen, mur-

meint der Weber vor sich hin, und ergriff die ausgestreckte Hand seiner Frau. Ich kann Dir einmal nichts abschlagen, aber gib Acht, dießmal hätt' ich es thun sollen, um Dir bittre Sorgen zu ersparen, die dein gutes Herz jetzt übersieht. —

Die Zukunft schien indessen diesen fürchtenden Ausspruch zu Schanden zu machen, und Hannchens gutes Werk zu segnen. Theodor wuchs munter heran, ward kräftig, thätig und klug, liebevoll gegen seine Pfleger, wie ein eigenes Kind, und der Stolz der guten Mütter durch mancherlei Anlagen, die er bei wenig Unterricht entwickelte. Dabei war noch nie eine Stunde gekommen, wo den drei Zufriedenen das Nöthigste gefehlt hätte, obgleich sie Manches entbehrten, was Wohlhabende so nennen. Der sparsame Verdienst des Mannes schien seit des Knaben Ankunft vom Himmel sichtbar vermehrt zu werden, wenigstens betrachtete Frau Wehrmann jeden kleinen Glücksfall

ls ein Beifallszeichen von oben, und ihr igener Fleiß verdoppelte sich in dem Be- ußtseyn, für ein geliebtes Wesen zu ar- eiten. Sie stand noch früher auf als sonst, rach auch Abends ein Stündchen vom Schlafe b, reichlich belohnt, durch Theoders schmei- helnde Liebkosungen, und seine kindische röhlichkeit.

So waren seit jener Wanderung zur Stadt wei ruhige Jahre vergangen, als ein neues reigniß den muthigen Glauben ihrer Seele uf die Probe stellte. Was sie ehedem so eiß wünschte, nun nicht mehr erwartet hatte, rschien ihr jetzt als eine liebe, doch ängst- iche Sorge. Ein eigenes Kind sollte in die rme Wirthschaft eintreten, und seine An- prüche auf das Wenige, was fast nur zur rhaltung des Fremdlings hinreichte, be- lemmten das bange Herz der Mutter. Der eringe Rothpfennig, den ihr Fleiß er- parte, mußte in den entscheidenden Tagen ufgezehrt werden, sie selbst kannte dann

weniger arbeiten, der Bedürfnisse wurden mehr, wie die Kinder heraufwuchsen, und ach! mit ihrem Erwachsen alterten ihre Versorger, ermatteten wohl die Kräfte, die für ihre Jugend thätig seyn mußten. In nächtlicher Stille fielen solche Gedanken schwer auf die arme Frau, ja sie sah zuweilen den Morgen heraufdämmern, ohne die Ruhe gefunden zu haben; aber am Tage zeigte sie ein heitres Gesicht, und schmeichelte tröstend die Falten von ihres Mannes Stirn hinweg. Wenn das freundliche Sonnenlicht wieder auf der Erde lag, wenn sie sich rüstig im Hause rührte, entstehen die Schattenwolken der Sorge, und fromme Hoffnungen sprachen zum Herzen. Dann konnte sie mit süßem Behagen in die Zukunft blicken, wo niegekannte Freuden und neue Pflichten sie begrüßten.

Aber um die Zeit der Ernte, wo sie der erwarteten Stunde nahe entgegen sah, überfiel eine Krankheit den Weber, und der

L. B. Weimar

Weberstuhl stand mehrere Wochen still. Da zum erstenmal zog bittre Armuth in die Hütte ein, und manche Thräne ward im Stillen geweint. Mit wehmüthigem Lächeln brachte die Frau dem Kranken eines Abends die letzte Stärkung, die sie besaß, und ihre rothgeweinten Augen mieden seinen Blick.

Er zögerte, das Labsal zu nehmen. Was hast Du zu essen Hannchen? fragte er:

Genug, erwiederte sie. In der Küche ist Speise für mich und Theodor, wenn er aus der Schule kömmt.

Du kannst nicht lügen, gute Seele, sagte der Mann; Du darbst für mich und den Jungen. Ach, Hannchen, die Stunden sind nun da, wo wir unsere Uebereilung bereuen; Hunger und Kummer theilen wir mit dem Fremdling, und das eigene Kind findet nichts auf der Welt, als das nackte Elend!

Hastig sprang bei diesen Worten die Thür auf, und Theodor stürmte herein. Sein Gesicht glühte, seine schwarzen Augen spra-

chen nie Luſt und Freude. Mutter, rief er athemlos, des Schulzen Frau hat mir ein groſſes Stück Kuchen gegeben, sie haben den Erntekranz gebracht mit Bändern und Tüchern. Du ſollſt hinauskommen und Dir etwas von dem Schmauſe holen, Wein für den kranken Vater und neues Brod und gewiß auch Kuchen. Nimm mich mit Mutter, ſetzte er leiſer hinzu, und hing ſich an ihren Arm.

Ich will gehen, ſagte Hannchen, ſo ſchwer es mir auch wird, Dich in ſtiller Sorge zu verlaſſen. Aber wenn gute Menſchen helfen wollen, muß man nicht eigenſinnig die Hand wegziehen. Den armen Jungen nehme ich mit, er iſt Dir jetzt nicht auch kein Troſt. Ein halbes Stündchen und ich bin wieder da.

Die Sonne war im Sinken, als die Beiden rüſtig den Feldweg hinſchritten, der hinter dem Dorfe weg, bis an das Gehöft des reichen Schulzen führte. Die Felder,

zum Theil schon leer, zum Theil mit Garben und arbeitenden Menschen bedeckt, glänzten von den Abschiedsblicken der Sonne. Hochbepackte Wagen schwankten, reich geziert mit grünem Gezweige, neben den Wandernden her; heimkehrende Schnitter jauchzten fröhlich hinter ihnen, und Theodor mischte sich in ihren Jubel. Frau Wehrmann stand unter einer großen Linde still, wo die weite freundliche Gegend vor ihr lag. Des Schulzen Haus war nun nahe, die Musik des fröhlichen Erntefestes wurde durch den Abendwind zu ihr hingetragen. Aber alle diese festliche Freude, selbst der Schmuck, die Feier der Natur, stimmten heute ihr Herz nicht zum frohen Mitgefühl. Sie hätte lieber umkehren, als weiter gehen mögen; schmerzliche Thränen stiegen in ihr Auge, sie setzte sich auf den Rasensitz unter der Linde nieder, unfähig, die Schönheit des Abends zu genießen.

Ach, seufzte sie halblaut, hier ist alles

wohl schön, und nichts als Freude, wohin ich sehe, aber in mir ist lauter Sorge und Kummer. Guter Gott, von dem all dieser Reichthum kömmt, soll kein Tröpfchen deines Segens mehr auf uns fallen, soll ich wirklich bereuen müssen, was ich Gutes that?

Mütterchen, rief Theodor schmeichelnd, Du weinst? Siehst Du denn die schöne Sonne nicht, und die goldnen Wolken, die sind prächtig. Und drüben machen sie Musik, daß es eine Lust ist. Komm Mutter, weine nicht. Ich will Dir auch den Spruch sagen, den ich heute in der Schule gelernt habe, ganz deutlich und laut, Du wirst Dich freuen:

Der den Wurm im Staube nährt,
Und den jungen Raben
Ihren Unterhalt gewährt,
Wird Dir seine Gaben
Nicht entziehn, heft' auf ihn,
Er läßt nie die Seinen
Lange trostlos weinen.

Es dünkte der guten Frau, als sie diese Trostworte aus dem Munde des lächelnden Knaben hörte, als wären sie von oben an ihr Herz gesprochen. Sie weinte wohl noch stärker, aber Thränen der Rührung, der Reue über ihren Kleinmuth, der festen Ueberzeugung von der Versorge der Macht, die den Raben das Futter gibt und den Wurm erhält. Getröstet erhob sie sich, und schritt auf das Bauergut zu, wohin sie beschieden war. Hier von der Wirthin freundlich empfangen, mußte sie sich in der Stube niedersetzen; während jene ihren kleinen Korb zu füllen hinausging, mischte sie sich in das Gespräch der übrigen Gäste. Theodor aber tummelte sich draußen umher, und bestieg muthig eins der Wagenpferde, die den Rest der Ernte gebracht hatten.

Dächt' ich doch, Vater, sagte die wiedereintretende Wirthin, der alte Doktor wäre eben noch einmal vorbeigeritten. Ganz hastig kam er daher gesprengt, ich war

in der hintern Kammer, und ehe ich hinaus konnte, ist er auch schon wieder fort.

Unser neuer Nachbar, belehrte der Schulz die Uebrigen; er hat das Freigut hier an der Buschecke gekauft; ein hübscher, verständiger, alter Mann und ein erfahrener Doktor, der sich nun zur Ruhe setzen will. Er war heute bei mir auf dem Felde, und sprach dann hier ein. Aber jetzt habe ich nichts von ihm gesehen.

Indessen hatte Frau Wehrmann den beladenen Korb dankend empfangen, und rüstete sich zum Heimweg. Die Sonne war hinter Dunstwolken verschwunden, hie und da schimmerte schon ein blasser Stern. Die Luft war erfrischend und voll Wohlgeruch. Sie rief laut nach Theodor, der ihr bald aus einer Laube am Hause entgegensprang. Höre, sagte er, und trappte rasch neben ihr hin, ich will Dir was erzählen; wie der Knecht die Pferde wegführte, ward mir die Zeit lang, ich setzte mich in die Laube,

und wollte eine Feſtung von Erde machen. Da fand ich ein zuſammengelegtes Papier unter der Bank, ich heb es ordentlich auf und wollte es Dir geben. Aber gar nicht lange, ſo kam ein alter Herr geritten, der fragte über den Zaun hin, nach dem Papier, das er vor ein Paar Stunden verloren hätte. Gleich ſprang ich hin und gab es ihm. Der wunderliche alte Mann freute ſich recht über das Zettelchen, nannte mich einen braven Burſchen, und fragte nach meinen Eltern. Drauf ritt er fort wie der Wind, ich hätte mit gemacht! —

Der Reiche ahnet nicht, mit welchem Behagen ein Armer ſeine Gabe betrachtet, im Geiſt zu dieſem und jenem Gebrauch beſtimmt, und die leeren Kaſten und Räume mit ſeltner Habe anfüllt. Es war der Weberin nicht leicht geworden, das Geſchenk anzunehmen; erröthend, mit niedergeſenkten Augen hatte ſie gedankt, denn wie viel lieber hätte ſie geben als empfangen

mögen. Aber wie sie nun ihre Schätze auf dem großen Tische ausbreitete, wie ihr Mann den Wein kosten mußte, und Theodor bei jedem neuen Gegenstande entzückt in die Hände schlug, ward ihr Herz erfreut, und der Abend verging in angenehmer Geschäftigkeit. Und noch mehr Glück sollte der kommende Morgen bringen; denn schon bei früher Tageszeit stieg der alte Herr aus dem Freigut, an der Thür vom Pferde, und meldete sich treuherzig als ein neuer Nachbar. Er erzählte darauf, wie ihm Theodor gestern einen bedeutenden Geldschein zurückgegeben hätte, und bat steckend aber mit großer Herzlichkeit die Frau, ein Geldstück anzunehmen, das er dem Kinde bestimmte. Könnt ihr guten Leute das Ding nicht brauchen, fuhr er fort, so hebt es dem Jungen auf, als ein Zeichen seines glücklichen Fundes. O das kann die Mutter gar gut brauchen, rief Theodor. Sie soll es behalten, ich habe ihr noch niemals was schenken können.

Der alte Herr ſah den Knaben mit großem Wohlgefallen an, fragte nach Mancherlei, erfuhr in Kurzem den ganzen Lebenslauf der Familie, gab guten Rath für des Mannes Fieber, und verſprach, noch heute eine Arznei zu bereiten, die Theeder gegen Abend abholen ſollte. Genug, da er ſich nach einem halben Stündchen wieder aufſetzte, und den Heimweg raſch begann, ſchien es den guten Menſchen, als habe ſie, wie weiland die Patriarchen, ein helfender Engel beſucht, und der Wiederſchein dieſer Freude erleuchtete mehrere Tage, und wirkte zugleich mit den heilenden Kräutern, den Kranken zu ſtärken.

Seit dieſer Zeit war der Nachbar oft in der Hütte, und Theeder noch öfter bei ihm. Er ſtellte durch ſeine Kunſt den fleißigen Hausvater her, und als die Frau, zu Ende des Sommers, bei der Geburt eines Töchterchens ſehr viel litt, war ſein Beiſtand auch ihre Rettung. Gleich in den er-

sten Stunden nahm er den lärmenden Knaben mit zu sich, um ihr Ruhe zu gönnen, und gewann ihn immer lieber. Aber Frau Wehrmann vermißte ihren Liebling, selbst in den süßen Augenblicken der Mutterlust. Zwar war es ein anderes, nie geahntes Gefühl, mit welchem sie das neugeborne Kind umfaßte, aber doch hätte sie um vieles Geld auch ihren Pflegesohn nicht missen mögen, und erst wie er wiederkam, leise mit ihr zur Wiege schlich, und das kleine Mädchen neugierig liebevoll anschaute, wurde sie ihres Glücks ganz froh.

In den Jahren der frühen Kindheit, wo der Begüterte noch fast hülflos ist, ja auf jedem Schritt bedient und gestützt wird, pflegen arme Kinder schon sich selbst zu helfen, andere zu bedienen, und die Mühen und Sorgen des Lebens kennen zu lernen. Theodor half der Mutter jetzt treulich, die kleine Schwester behüten, er schaukelte ihre Wiege, sang und plauderte ihr vor, lö-

tete endlich ihren ersten Gang, und ward später ihr Beschützer, wie sie weitere Wege geführt werden konnte. Daneben mußte er dem Vater bald als Lehrling zur Hand gehen, und in seinem zwölften Jahre wurde dieß Tagewerk schon so ernsthaft, daß er nur selten eine Stunde mit Lehnchen gewann, und die Augenblicke stahl, um nach dem Freigute zu gehen, wohin ihn das heißeste Verlangen trieb. Das Handwerk, obgleich er es gehorsam ergriff, genügte seinem lebendigen Geiste nicht, er arbeitete schläfrig, ohne Antheil, während alles, was er zufällig von Kenntnissen oder Wissenschaften hörte, seine Seele Tage und Nächte lang beschäftigte. Ein Buch, mochte es noch so wenig für ihn passen, schien ihm der höchste Schatz, und lesen das größte Glück. Aber die wenigen Bücher im Hause der Eltern, Gebet- und Gesangbücher, waren bald durchlesen, und ob er gleich die Lieder bei seiner Arbeit auswendig lernte, und zur Freude

der Mutter, mit einer sehr schönen Stimme hersagte, so freute ihn dieß doch nicht lange. Dagegen standen bei dem alten Herrn große Glasschränke voll Bücher, und wenn er dort war, suchte der freundliche Mann etwas für ihn aus, wovon er Vorrath für mehrere Täge mit nach Hause nahm. Nach und nach ergötzte den Dokter die Wißbegier des Knaben; er wählte die Schriften sorgfältiger, die er ihm gab, er beantwortete seine klugen Fragen mit vielem Antheil, und verwandte sich zuletzt bei dem Vater für ihn, daß er jeden Abend ein paar Stunden, zum Unterricht herüber kommen durfte. Theodor lohnte ihm durch rastlosen Fleiß. Er verschlang seine Worte, er ward nicht müde zu hören; der spielende Versuch wurde ernsthafter, je mehr des Knaben Fähigkeit sich zeigte, und als er, beim Anblick der lateinischen Schriften den Wunsch äußerte, diese Sprache zu lernen, hatte der alte Herr auf einmal genug zu thun. Sie saßen bei-

ſammen, von Büchern und Landkarten umgeben, Einer ſo eifrig als der Andere, und wenn dann die ſpäteren Stunden ins Freie winkten, ſprang Theodor, wie ein munteres Reh, neben dem Alten her, der ihn Kräuter kennen, und ſammeln lehrte. — Glückliche Zeiten, wo dem Jüngling die Welt mit allem Wiſſenswerthen erwacht, wo jeder Tag ein neues Blatt in dem großen Buche der Weisheit und Kenntniß aufrollt — glückliche Zeiten auch, wo der Greis am Ende einer langen Laufbahn, die früh geſammelten Schätze auf einen friſchen empfänglichen Geiſt vererbt, als Samen der edelſten Frucht.

Der Junge wird kein Weber, liebe Kinder, ſagte der Dokter eines Tages, als Theodors Pflegevater über ſeine Läßigkeit im Gewerbe klagte — es ſteckt etwas Anderes in ihm, man muß eine junge Pflanze nicht aufhalten, wenn ſie ſich nach dem Lichte wendet. Wollt Ihr mir die Freude gönnen,

so geb' ich ihn auf meine Kosten nach * * auf die Schule.

Viel kann ich eben nicht thun, denn wenn ich gleich wie ein alter dürrer Stamm einsam dastehe, gibt es doch eine Menge Schößlinge um mich her, Vettern und Muhmen, die ihre Nahrung aus meinem Boden ziehen möchten. Aber es ist schon recht, wenn ein junger Mensch aus knappem Beutel lebt, um so eher wird ein tüchtiger Mann daraus.

Es ward dem Weber schwer, der Hoffnung zu entsagen, daß sein Pflegling werden sollte, was er war; wehmüthig betrachtete er das liebe Handwerksgeräth, er hätte es so gern einmal in Theodors Händen gelassen. Auch die Frau erschrak bei dem Gedanken der Trennung, aber Beide konnten sich nicht verhehlen, wie wenig Geschick er von jeher bei der Arbeit bewiesen habe, und seufzend dankten sie dem alten Herrn für seine Güte.

Doch nichts vergleicht sich dem Entzücken,

mit welchem Theodor sich von dem Handwerk losgesprochen, und sein stilles Wünschen erfüllt sah. Er flog erst dem Dekter, dann der Mutter an die Brust, seine glänzenden Augen strahlten von der lebhaftesten Freude, und glühendes Roth bedeckte seine Wangen. Wenn ich nicht gut und brav würde, sagte er sehr bewegt, wie undankbar müßte ich seyn. Ich kann ja sonst keinen Lohn für so viel Gutes geben. Liebe Eltern, Ihr sollt Freude erleben an dem Kinde, das Ihr aus dem Walde in Euer Haus nahmt, und auch Sie, Herr Dekter, sollen ihre Wohlthat nicht bereuen.

Acht Tage später stand der vierzehnjährige Theodor, mit einem Stabe in der Hand, reisefertig vor der Thür. Die Weberin weinte sehr, und wollte nach Weiberart den Abschied verlängern, indem sie ihn ein Stück geleitete, auch das kleine Lehnchen hatte Thränen in den großen blauen Augen, der Vater allein war gefaßt genug, manche gute

Lehre für den Scheidenden auszusprechen. Stumm, gerührt, und oft zurückblickend ging der junge Wanderer neben der Mutter her, wenig Worte wurden gewechselt, bis sie nach einem kleinen Stündchen an den Platz kamen, wo Theodor einst gefunden ward. Hier lagst Du, sagte Frau Wehrmann stillstehend, von hier aus nahm ich Dich mit mir, von hier aus magst Du nun allein in die Welt gehen. Denke immer, daß ich ein Mutterherz zu Dir trage. Vergiß uns nicht, und bleibe für Lehnchen ein Bruder, wenn der Herr über uns gebietet.

Laut schluchzend fiel der Jüngling ihr um den Hals, er prägte ihre treuen offnen Züge, in sein bewegtes Herz. Sie umarmte ihn wiederholt, und riß sich endlich mit Gewalt los, während er unter demselben Baum, der ihm als Kind sein Dach bot, heißweinend niedersank, und der Verschwindenden nachsah. Aber neue Gegenstände, neue Hoffnungen, verdrängten nach und

nach den ersten Schmerz seines Lebens, und wohlgemuth kam er, spät Abends, an dem Ort seiner Bestimmung an.

Die guten Nachrichten, die von da an, über Theoders Verhalten, und seine Lernbegier einliefen, brachten jedesmal einen frohen Tag in des Webers Hütte. Es verging ein Jahr und noch Eines, der Jüngling hatte indessen nur einmal die Heimath wiedergesehn. Er war größer und hübscher geworden, seine hohe Gestalt, das Feuer in seinem Blick, die Lebhaftigkeit seiner Gefühle, eine besonders schöne Stimme, und die Fertigkeit der Deklamation, die er besaß, ließen ihn überall zu seinem Vortheil erscheinen. Im Vaterhause, wie bei dem alten Herrn, war ihm die Dichtkunst fremd geblieben; seine Pflegeeltern kannten diese freundliche Muße nicht, und der Doktor, der nur die nützliche Prosa schätzte, hatte ihr nie ein Obdach gegeben. Eine neue Zauberwelt ging für Theoder auf, als er

zuerst die begeisternden Lieder hochbegabter Sänger las, als Schillers und Göthes Meisterwerke zu seinem jugendlichen Herzen sprachen, und das morgenröthe Thor, vom Lande der Phantasie, sich ihm öffnete. Die stillen Stunden des Abends wurden durch diese Gesellschaft zu den schönsten seines Lebens, und ein junger Freund, an den ihn gleich Anfangs Gleichheit der Gefühle, und sein Trieb nach Mittheilung band, erhöhte den Genuß durch dieselbe Begeisterung. Sie rezitirten mit Einander die schönsten Stellen ihrer Lieblingsdichter, und Ewald, der früher das Schauspiel oft besucht hatte, wählte besonders gern dramatische Gedichte, die beide nun rollenweis lasen, wobei sie sich mit ganzer Seele in den Helden ihrer Darstellung verloren. Don Carlos und Posa, zwei Bilder, so ganz geschaffen einen reinen Jugendsinn zu entzükken, wurden am öftersten von ihnen ins Leben gerufen: sie fühlten im Feuer der

Begeisterung nicht, wie wenig Kleidung und Umgebung zu ihren Idealen paßte. Ein stilles Gebüsch, auf einem einsamen Spaziergang, oder Ewalds enges Stübchen, ward gleich schicklich zur Bühne gefunden, kein Lächeln störte den Ernst, mit welchem sie hier von Aranjuez und königlichen Gärten sprachen. Noch mehr wuchs diese Neigung, als eine Gesellschaft Schauspieler den Ort besuchte. Zwar war sie höchst mittelmäßig, und Theodor freute sich vergebens auf die Aufführung seiner Lieblingsstücke; aber dennoch hatte der Besuch ihrer Darstellungen so unendlichen Reiz, daß der ärmere Theodor für ein Billet zum Eintritt gern die halbe Nacht verwandte, dem reichen unfleißigen Freunde seine Arbeiten zu erleichtern. — Ein seltsames Gefühl, wie Ahnung eines früheren unbewußten Seyns, bemächtigte sich Theodors, wie er zuerst in den düstern Zirkel trat, wo die Zuschauer erwartend saßen, den Verhang vor sich er-

blickte, das Geflüster auf der Bühne, das verstehlne Hervorlauschen einzelner Mitspielenden wahrnahm. Ihm dünkte — auch vor seiner Erinnerung werde ein Vorhang weggezogen, und er fand sich zwischen ähnlichen Wänden, auf dem Schoße einer alten Frau, die ihn zum Stillseyn ermahnte, und ihm die grellen Bilder der halbzerrißnen Gardine deutete. Ja bei der Aufführung von Ignez de Castro, der er bald darauf zuschaute, fielen ihm die Worte des kleinen Prinzen so bekannt auf, als hätten sie ein Echo in seinem Gedächtnisse geweckt; was ihm noch nie deutlich geworden war, erkannte er an diesem Abend; wie Perlen einer Kette reihten sich Erinnerungen an Erinnerung. Er wußte, daß er diese Rolle hatte lernen sollen, er gedachte lebhaft des unüberwindlichen Widerwillens vor dem Auftreten, dem immer Schläge vorhergingen, der Züchtigungen die beim lernen angewand wurden, und endlich des Weglau-

fens, auf den Rath eines gröſseren Jungen, in welchem er jetzt den Seufzeur vermuthete. Selbſt ſeines Vaters Bild ſtand mit in den Reihen der Erſcheinungen, aber es erregte keine Sehnſucht, keine Anhänglichkeit, und wehmüthig darüber, flüchtete ſein Herz zu dem Andenken, an die friedliche Hütte, an die frommen Seelen, deren Kind er ſich nannte.

Hätte in dieſem Augenblick Theodors kindliche Liebe den Raum durchfliegen können, der ihn von jenem Aufenthalt der Ruhe trennte, was würde er geſehen haben! Wir ſind oft ahnungslos froh, während, weit von uns, der Arm des Todes unſer Liebſtes ergreift. Ein bösartiges Fieber hatte ſchon vor mehreren Wochen den Weber aufs Krankenlager geworfen; Hannchen hielt die Liebe aufrecht, ſo lange er ihrer Hülfe bedurfte. Aber wie er die Augen ſchloſs, ſank auch ſie hin, mit dem Bewuſstſeyn, nicht wieder zu erſtehen. Ihr frommes

Herz ergab sich in den höheren Willen, nur das Schicksal des zehnjährigen Lehnchens bekümmerte sie, bis sie nichts mehr dachte. Vergebens wandte der treue alte Freund jedes Mittel an, sie zu erhalten, und nahm nach ihrem Tode das Kind mit sich, bis eine Verwandte der Mutter benachrichtigt werden konnte, in deren Händen er sie besser aufgehoben glaubte, als in seinem Hause, ohne eine Gesellschaft ihres Geschlechts. Theodors Schmerz bei der traurigen Botschaft war grenzenlos. Er überließ sich ganz der Heftigkeit, die jedes seiner Gefühle auszeichnete, und der alte Dokter schüttelte den Kopf, als er den Brief erhielt, der in den ersten Momenten geschrieben war. Er fand seine Sprache viel zu poetisch, seine Ausdrücke zu gesteigert, alles auf die Spitze gestellt, und versuchte sogleich, in einem langen Antwortschreiben, dem Jüngling eine wahrere Ansicht der Dinge im Leben anzueignen. Aber so wenig mochte er

die Pulsschläge des jugendlichen Herzens mit den seinen in Takt bringen, als dieß feurige Gemüth hindern, sich im Schmerz zu berauschen. Tagelang erblickte Theodor nur das ehrwürdige Bild seines Pflegevaters, das anmuthsvolle Heiligengesicht der Mutter, tagelang flossen seine Thränen, daß er nun nichts mehr vermochte, ihre Liebe und Treue zu lohnen.

Theodor besaß nun Niemand mehr auf der Welt, als seinen Wohlthäter, seine Schwester, wie er Lehnchen nannte, und seinen Freund Ewald. Den Erstern durfte er einigemale besuchen, von ihm erfuhr er dann immer, daß es Lehnchen wohlgehe, und sie nichts bedürfe; weitern Fragen wich der alte Herr aus, und das Feuer, womit Theodor sie that, machte ihn immer karger in der Beantwortung, weil er alles bestritt, was leidenschaftlich hervortrat. Ewald schied in den letzten Schuljahren von seinem Gefährten, um von ihm die Universität zu be-

ziehen, und als endlich auch Theoders Zeit verflossen war, richtete der Doktor die ernste Frage an ihn: welchen Beruf er sich wähle. Zur großen Freude des alten Mannes entschied er sogleich für die Arzneiwissenschaft. Denn seit seiner frühen Kindheit, wo die Hülfe des Doktors den Hausvater herstellte, und Wohlstand und Glück in die kleine Hütte zurückbrachte, hatte er diese wohlthätige Kunst geliebt, und sie zu üben, war ihm lange ein schöner Traum gewesen.

Gott segne Dich, mein Sohn, sagte der Doktor bei der letzten Umarmung. Du hast Dich ernsten Pflichten geweiht, werde deswegen auch ernst, ruhig, und besonnen. Zügle Dein wildes Feuer; Deine erste kindische Handlung beweist, wie viel Du davon zu fürchten hast. Deine Phantasie lerne beherrschen. Sie ist eine verführerische Gauklerin, die Dir die klare Welt in einem lügenhaften Spiegel zeigt. Mögen ihre Bilder schön seyn, Wahrheit ist schöner.

Mäßige den Hang zur Kunst, sie darf nicht gleiche Liebe mit der Wissenschaft theilen. Spiele nie, meide den Trunk, und verliebe Dich nicht, bis Du mit Ernst an ein Mädchen denken kannst.

Während Theodor seine Studien begann, den Freund wiederfand, die Scenen einer großen Stadt mit lebhafter Freude an seiner Hand genoß, wuchs Lehnchen unter beschränkten Umgebungen, sittsam bescheiden auf. Ihre Muhme erzog sie von einem Kostgelde, das der Doktor zahlte, in dem nahen Städtchen, von dessen Jahrmarkte ihre Mutter jenesmal den Fündling heimgebracht hatte. Geschäfte führten jedes Vierteljahr den alten Freund ihrer Eltern an diesen Ort, und dieß waren in Lehnchens einfachem Leben glänzende Lichtpunkte, auf die sie lange vorher sich freuen konnte. Das Kind, wie es sich nach und nach vor seinen Augen entfaltete, war recht eigentlich nach seinem Wunsche erzogen; so lieb ihm Theo-

der sein mochte — Lehnchens stilles ruhiges Gemüth, ihr einfacher Ausdruck, der nie die Grenze der Wahrheit und Mäßigung überschritt, ihre Thätigkeit ohne Geräusch, ihre Besonnenheit und klare Geistesruhe, sagten ihm mehr zu, als des Jünglings sprudelnde Lebhaftigkeit. Er kam nie, ohne ihr ein kleines Geschenk zu machen, wie sie es für ihren engen Kreis nützen konnte. Ein einfaches Kleidchen, ein Arbeitsgeräth, ein Stück seltnes Geld in die Sparbüchse, ein Kochbuch, oder ein schön gebundenes Gesangbuch. Ihr ging mit seinem Erscheinen die süße Zeit der ersten Kinderjahre wieder auf; bei dem Anblick des oftgesehenen Freundes, wurden die lieben Bilder der verlornen Eltern lebendiger in ihrem Gedächtniß. Am liebsten mochte sie für ihn arbeiten; ihre Finger waren noch klein und zart, als sie schon mit emsigem Fleiß Busenstreifen und Tücher säumte, Strümpfe und Geldbeutel strickte, dem alten Herrn eine Freude zu

machen, und ihm, wann er zur Stadt kam, den Kaffee selbst kochte, den er gewöhnlich bei der Muhme trank. Dann horchte sie so gern seinen Erzählungen, und fragte immer zuerst nach dem Bruder Theodor, dessen Briefe der Doktor zuweilen mitbrachte. So still, einförmig, aber um desto schneller, zog die Zeit über sie hin, und ihr fünfzehntes Jahr war erreicht, ohne daß ihr Kindessinn die ernste Grenze gewahrte, an der sie sich befand.

Der Doktor war eines Morgens wieder zur Stadt gekommen, ein Geldgeschäft zu besorgen, war bei Lehnchens Muhme abgetreten, von da gegen Mittag ausgegangen, und hatte versprochen, das kleine Mahl der Einsamen zu theilen. Hochroth vom Küchenfeuer stand Lehnchen jetzt am Fenster, den Zögernden zu erwarten, und wollte fröhlich hinausspringen, als er um eine Ecke hervortrat. Aber sein Gang war nicht wie sonst, nicht kräftig auftretend, in glei-

chem Takt, nein schwankend, mühsam auf den Steck gestützt sah sie ihn kommen, und voll Angst lief sie ihm über die Straße entgegen. Es ist nichts Helene, antwortete er ihrem bange fragenden Blick, ich kenne es schon, es geht vorüber. Gut daß wir eben an Deiner Wohnung sind.

Lehnchen konnte der Trost nicht beruhigen, sie stützte ihn an der Schwelle, führte ihn mit Mühe in die Stube, und schrie nun halb außer sich nach der Muhme, weil sie seine Farbe wechseln, und ihn in den Stuhl sinken sah. Mechanisch griff der Doktor in die Tasche, brachte erst eine Brieftasche hervor, die er Helenen hinreichte, dann ein Pulver, mit der Bewegung nach dem Munde, woraus sie den Wunsch es zu nehmen verstand, und zitternd erfüllte. Bald darauf ward er weniger bewußt, matter, bleich wie ein Todter lag er auf des Mädchens Bett. Händeringend saß sie neben ihm. Die Muhme war nach einem Arzte

gegangen, man ſchlug dem Kranken eine Ader, die Hälfte des Nachmittags verging in angſtvoller Geſchäftigkeit. Gegen Abend ſchien es beſſer zu werden. Er verlangte, allem Zureden zum Trotz, nach Hauſe, tröſtete Lehnchen, die Gefahr ſey vorüber, gewährte aber doch ihre ſchüchterne Bitte, ihn begleiten, und ein paar Tage pflegen zu dürfen. Kopfſchüttelnd packte die Muhme ihr ein Bündelchen, als der Wagen ſchon vor der Thür ſtand, und legte die Briefta-ſche, die noch auf dem Tiſche lag, mit hinein. Es iſt nicht gut gethan, ſagte ſie, denk an mich. Ein Kranker gehört ins Bett, und nicht auf die Landſtraße, aber wer nicht hört, dem iſt nicht zu rathen.

Der Wagen fuhr langſam durch die freundliche Gegend, man hatte den armen Kranken ſo ſanft als möglich gebettet; Helena ſaß mit dem begleitenden Arzt ihm gegenüber, und ſah voll Angſt auf den bekannten Weg, der heute länger als jemals

schien. Endlich war das Dorf erreicht, der stille Kirchhof wo die Eltern ruhten, die Hütte, in der sie gelebt hatten, die lange Reihe der Nachbarhäuser und bald lag das Freigut vor ihnen. Todtenblaß trat der treue Bediente des alten Herrn an den Wagen, ihn ins Haus bringen zu helfen. Er hatte die Zeit der kurzen Reise halb schlummernd zugebracht, jetzt schien er zu erwachen, blickte um sich, und nannte Theodor. Ein Bote ging noch spät am Abend an ihn, ein anderer an den nächstwohnenden Verwandten des Doktors ab. Lehnchen durchwachte die Nacht mit dem fremden Arzt. Gegen Morgen schien ein zweiter Anfall, die schwache Hoffnung zu mindern, die dieser ihr zusprach, Besinnung und Sprache waren verloren, Todeshauch lag über den freundlichen Zügen. Lehnchens Herz erlag dem tiefsten Gram. Sie stand am Fenster, und hob die Hände empor, Worte konnte sie nicht beten, aber sie dachte Gott, und rang nach

Ergebung. Der Morgenſtern ſchimmerte blaß am Himmel, die Schatten der Nacht wurden zarte Nebel, röthlich glänzten die Spizzen der Bäume. Die Stille der Natur ergriff ſie ſchmerzlich, und gab ihr die Wohlthat der Thränen.

Indeſſen hatte Theodor die traurige Kunde erfahren, und eilte, ſo ſchnell er konnte, um ſeinen Wohlthäter noch einmal zu ſehen. Aus der Fülle jugendlicher Luſt riß ihn die Todesbotſchaft auf, faſt betäubt von dem Wechſel trat er ſeine Reiſe an. Das dritte Halbjahr ſeines Studiums war verfloſſen, er konnte ſich das Zeugniß geben, die Zeit genüzt, manche Kenntniß geſammelt zu haben, und den Lehren des alten Herrn faſt immer treu geblieben zu ſeyn. Zwar hätte ſeine große Anhänglichkeit an Ewald ihn nur zu oft verleiten können, wäre nicht ſein Enthuſiasmus immer auf das Edle und Reine gerichtet geweſen, und ſo der leichtſinnige Freund öfter durch ihn

zu beſſeren Freuden geführt werden, als es ihm gelang Theodor mit in die Seinigen zu verflechten. Spiel und Trunk, ſo ſehr beides Ewald verführte, hatten keine Macht über Theodor; ganz anders war es mit den Künſten, er konnte dieſe heitern Begleiter des Lebens nicht als untergeordnete Götter betrachten, und weihete ihnen ſeine erſte Jugendliebe. Das Theater, das er hier zum Erſtenmal in einiger Vollkommenheit ſah, ſtellte er hoch über jede andere Lebensfreude, ja er prieß die Künſtler glücklich, die mit der Magie ihrer Stimme, ihrer Geberden, dieſen Eindruck auf das Herz machen, es nach Gefallen rühren, erſchüttern, erheben und begeiſtern konnten. Ewalds immer offne Börſe erleichterte den täglichen Beſuch des Schauſpiels, und Theodors rege Theilnahme ergötzte den abgeſtumpften flatterhaften Jüngling mehr, als die Erſcheinungen auf der Bühne. Fehlte dieſer Genuß, ſo ſtreifte Theodor nach der Ar-

eit, einſam, mit einem Buche im Walde
mher, las und deklamirte, oder er ſaß
uf Ewalds Zimmer, am Fortepiano, das
r nothdürftig gelernt hatte, und begleitete
ich zum Geſang, während Jener, mit
uſtigern Freunden beim Spieltiſch verweil-
e. Oft fand ihn Ewald noch ſo, wenn er
pät Abends, halb berauſcht, vom Verluſt
ekümmert nach Hauſe kam, trieb ihn vom
Inſtrument weg, phantaſirte eine Weile
wild, aber ſehr kunſtreich, und ließ ſich end-
ich zu einer geregeltern Uebung bereden,
ie ihn angenehm zerſtreute, Theodor auf
en Flügeln der Harmonie zum Himmel hob.
Denn wie eine liebliche Blume, am Buſen
er tanzenden Jungfrau, Schmuck und Duft
pendet, um Abends achtlos weggeworfen
u werden, während die ſeinige Freundin
er Natur, in der zartgeſtalteten Blüte,
Gottes Allmacht deutlicher erkannt, ſo liebt
er Jüngling die holden Künſte mit verſchie-
enem Sinn — als geliebte Gefährten auf

dem Wege nach eben, oder als gaukelnde Zeitvertreibe, in der Leere unausgefüllter Stunden.

Theodor hatte den letzten Theil seines angestellten Wegs zu Fuße zurückgelegt. Es war Mittagszeit, da er die Wohnung seines Freundes erreichte. Zitternd eilte er über den Hof, Alles war still. Er trat ins Vorhaus, eine Thur öffnete sich, und Jakob, des Doktors Bedienter trat heraus, die Hände schmerzlich emporhebend, da er Theodor erblickte. Theodors Frage stockte, er starrte des Mannes schwarze Kleidung an, ohne ein Wort zu sagen. Sie kommen zu spät Herr Weltheim, sagte dieser endlich, das Gesicht mit dem Tuche verhüllend. Morgen wollen wir ihn begraben. Eben haben die Verwandten, mit dem Gerichtshalter nach dem Testament gesucht, wenn sich ja eine Verordnung über das Begräbniß fände. Aber leider, es ist gar nichts Schriftliches vorhanden.

heeder hörte nichts weiter, als die
iche Gewißheit seines Verlusts. Ja-
inete die Stubenthür, und hieß ihn
en. Drei Männer waren hier beschäf-
den Schreibtisch des Verstorbenen zu
ichen. Jakob nannte ihnen den Ein-
en, sie begrüßten ihn kalt höflich,
rnd, daß er nicht früher gekommen sey.
r vermochte nicht zu antworten. Er
wie betaubt vor dem geöffneten Pult,
n er so oft den alten Herrn arbeiten
and fühlte die Thranen nicht, die ihm
ie Wangen rollten. Jakob faßte mit-
seine Hand. Kann ich ihn sehen?
Theodor. Folgen Sie mir, gab Jener
ur Antwort, und zog ihn in ein Ne-
mmer, er sieht aus wie im Leben,
lich und gelassen. Laut weinend sank
er bei der Leiche nieder, während Ja-
ie Hände gefaltet, neben ihm stehen
Ach, daß ich nur noch einmal diese
essen gesehn, den Ton seiner Stim-

me gehört hätte! rief er aus, mich dünkt ich gebe Jahre meines Lebens hin, um dieſen kurzen Zeitraum zurück zu kaufen. Warſt Du bei ihm, lieber Jakob?

Ich, und Lehnchen Wehrmann, mit dem Arzte. Er ſchlief ſanft ein, in Lehnchens Arm. Das liebe Kind ſah den Tod zum erſtenmal, aber ſie blieb ſtandhaft, bis es vorbei war. Wir zählten die Stunden bis zu Ihrer Ankunft, es war uns immer als ob er danach verlangte, doch wußten wirs nicht. Wars nicht ſo Jungfer Lehnchen?

Theodor hob bei dieſen Worten die Augen auf, und ſah eine jugendliche Mädchengeſtalt herzutreten, in einfacher grauer Tracht, ein ſchwarzes Band in den braunen Haaren. Ihre ernſten Blicke ſchienen auf ihm geruht zu haben, aber ſie ſanken an den Boden, als er nach ihr blickte, und Purpur übergoß ihr blaſſes Geſicht. Ja, antwortete ſie mit leiſer Stimme, Jakob hat Recht. Wir glaubten manchmal ein unruhiges Verlangen an

nken zu ſehen; wir meinten er wün-
as wir auch wünſchten.
r der Arzt verſichert, es ſey nicht
ſen, kann es nur Gott.
t Du Helene? rief Theodor, und
ete das Mädchen mit naſſen Augen.
biſts. Du gleichſt Deiner lieben ſe-
Mutter, die auch meine Mutter war.
u ſtehſt hier, liebe Schweſter, wie
gel des Troſtes, meinen Schmerz zu
ren.
kam von ohngefähr, und hörte drauſ-
ine klagende Stimme, ſagte Lehn-
ei dem Du ein wenig zögernd. Ich
ſo gern hieher. Sterben ſehen iſt
h, ich kann das Bild nicht verwi-
Nun aber liegt er ſo freundlich da,
lte er mir ſagen: ihm ſey wohl bei
ter im Himmel. Das beruhigt mein
es wird Dich auch beruhigen.
Lehnchen, ſeufzte Theodor, ich bin
, alles zu verlieren, Deine Eltern,

und diesen letzten Freund, jede Hoffnung, jede Freude der Zukunft.

Seyn Sie getrost Herr Weltheim, sagte Jakob, des jungen Mannes Klage falsch deutend. Wir meinten freilich wohl, der Herr Doktor hätte ein Testament gemacht, und darin wären Sie und Lehnchen gewiß bedacht gewesen, das will ich beschwören. Nun, es findet sich nichts. Aber der Himmel hat auf andere Art geholfen. Darüber wollen wir heute Abend mehr sprechen.

Theodors Gefühl ward durch diese Worte im Augenblick seiner heiligen Trauer empört; nur Liebe und wahre Achtung gegen den alten Mann, hielten seinen Unwillen zurück. Er sah Lehnchen an, sie glühte wie eine Rose, und blickte verwirrt vor sich nieder. Bringen Sie Herrn Weltheim in die blaue Stube Mielkes Helenchen, fuhr Jakob fort, und sorgen Sie selbst, daß ihm nichts fehlt. Ich muß wieder hinein.

Schweigend gingen die Beiden durch

mehrere Zimmer, die Treppe hinauf, bis zu der blauen Stube, die Theodor immer bewohnt hatte, wenn er den Dokter besuchen durfte, und wo ihn Lehnchen allein ließ. Hier, den trüben Blick auf die bekannten Gegenstände geheftet, überließ sich Theodor seinem Gram über den Verlust, den er nur mühsam fassen konnte. Kein Gedanke schweifte noch in seine dunkle Zukunft, die Jakobs Worte berührt hatten, er dachte nur den Vater, den Freund, das treue Herz, das nun keinen Dank von dem Sohne empfangen konnte. Helenens Anblick und die Gegend seiner Jugendspiele, hatten alle frühern Scenen hervorgerufen, aber die Freuden waren gestorben, keine reichte in das Künftige hinüber. Das liebe Dorf, der Schauplatz seiner ersten Jahre ward ihm nun fremd, es beherbergte Niemand mehr den er liebte, nur Gräber waren ihm hier noch verwandt.

Gegen Abend ging seine Thür leise auf,

und Helene sah schüchtern herein. Darf ich eintreten? fragte sie; er sprang auf, um sie zu empfangen. Ihre Hand, die er ergriff, zitterte heftig, ihre Augen waren roth.

Ich habe etwas auf dem Herzen, begann sie, indem sie furchtsam neben ihm Platz nahm, und muß es Dir, Dir allein eröffnen. Einmal, weil es Dich mit angeht, und dann, weil ich Niemanden mehr habe, dem ich so vertrauen könnte, als dem Sohne meiner seligen Eltern, wenn er mir gleich noch fremd scheint. Du mußt mir erlauben, von dem traurigen Tage anzufangen, wo unser verstorbener Freund erkrankte, ob es gleich grausam seyn mag, Dir so trübe Bilder vorzuführen.

Theodor beruhigte sie über diesen Zweifel, und sie erzählte ihm darauf alles, was wir in den vorigen Blättern gesehen haben. Kaum, fuhr sie fort, waren seine lieben Augen geschlossen, als die Erben erschienen, und ich mich auf das Kämmerchen zurückzog,

wo Jakob mir meine Wohnung angewieſen hatte. Ich war tief betrübt, und öffnete das Päckchen, wo meine fromme Muhme ein kleines Gebetbuch der ſeligen Mutter mit eingelegt hatte, zum Gebrauch der Morgen- und Abendandacht. Jetzt, zum erſtenmal wollte ich es aufſchlagen; bis hieher war dieſe liebe Gewohnheit, in der Angſt meines Herzens vergeſſen werden. Aber ein anderer Gegenſtand brachte mir andere Gedanken. Da lag gleich oben, des alten Herrn Brieftaſche, die er mir jenesmal in die Hand gab, weil er das Pulver in ſeiner Taſche ſuchte. Ich lief, ohne mich zu bedenken, die Treppe hinab, um ſie den Erben zu geben, aber Jakob begegnete mir, ſah das Taſchenbuch in meiner Hand, fragte, und erfuhr die ganze Geſchichte. Gottlob, ſagte er, in den Papieren blätternd, es fällt mir ein Stein vom Herzen. Der Herr glaubte nicht an ein ſo ſchnelles Ende, wenn er kein Teſtament gemacht hat, ſo ſeyd Ihr, Sie und

Veltheim ohne Hülfe. Jetzt, da er Ihnen die Brieftasche gab, hat es keine Noth, die Gelder sind drein, die er neulich aus der Stadt holte. Behalten Sie sie, bis wir mehr wissen, und findet sich keine Verfügung, so theilen Sie mit Ihrem Bruder, es ist das letzte Geschenk Ihres Wohlthäters.

Aber entgegnete ich furchtsam, er gab es mir nicht zum Geschenk. Ich sagte Dir, lieber Jakob, wie es in meine Hände kam.

Niemand kann das wissen, antwortete Jakob. Ich wenigstens glaube gewiß, er wollte Ihnen, weil er den Tod fühlte, einen Theil seines Eigenthums hinterlassen. Er liebte Sie Beide wie leibliche Kinder; ich will darauf sterben, er gönnt Niemanden lieber das zeitliche Gut. Und doch, lieber Jakob, sagte ich, kann ich deinen Rath nicht befolgen. Die Brieftasche würde mich nicht glücklich machen, wenn sie Millionen enthielte. Nur halten sollte ich sie, bis das Pulver gefunden war, so scheint es mir:

in meiner Hand ist ihr Inhalt ungerechtes Gut. Laß mich jetzt hingehen, zu thun, was mein Herz verlangt, und sey nicht böse, daß ich Deinen liebevollen Rath verschmähe.

Nimmermehr Lehnchen, rief Jakob aus. Das Alter soll die Jugend leiten, wenn sie thöricht handeln will. Zu Ihrem Besten übernehme ich heute Vaterrechte. Tragen Sie die Brieftasche hinauf, und sagen kein Wort, bis des Herrn Nachlaß untersucht ist.

Ich ging, aber ich war nicht überzeugt, ich kämpfte den ganzen Tag. An Dich dachte ich besonders, und wie Du ganz ohne Mittel wärest, Deine Sache vollends zu lernen, wenn wir arm aus diesem Hause gingen. Das war mein größter Kummer. Ich kann mir selbst helfen, ein Mädchen, sagt die Muhme, das andern gern dient, findet immer ein gastfreies Dach, und das tägliche Brod. Aber Du bedarfst noch der Hülfe, um in der Welt herauf zu kommen.

Das Alles überlegte ich wohl, auch wie Jakobs Zorn mir weh, sehr weh thun würde, denn ich achte den alten Mann, und habe so wenig Freunde, daß ich keinen verlieren möchte.

Diesen Morgen endlich wurde nach dem Testament gesucht, und nichts gefunden. Jakob sah mich bedeutend an, und legte den Finger auf den Mund. Dann kamst Du, ich brachte Dich hieher, schloß mich auf mein Stübchen ein, meine Zweifel begannen von Neuem. Ach, wie schmerzlich fehlte mir da die Mutter, oder die fromme Muhme. Sie hat Dir das Gebetbuch mitgegeben, fiel mir ein, suche da Trost und Rath, und Du wirst ihn finden. Ich fing an zu blättern, ich blätterte weiter, las hie und da, mit immer festerem Herzen. Auf einmal fiel mir ein weißes Streifchen Papier ins Auge, ein Zeichen, noch von der Mutter her. Sehr gerührt nahm ich es auf, und denke, was ich empfand, als mit ihrer

Schrift die Worte darauf ſtanden: Thue Recht, ſcheue Niemand.

Helene hob hier ihre blauen Augen zu dem Bruder auf, und reichte ihm das Blättchen hin, das in ihr Tuch gewickelt war. Ich weiß nicht, fuhr ſie fort, ob Du mich verſtehn wirſt, wenn ich Dir ſage, daß dieſe Stimme von oben, alle meine Zweifel gelöſt hat. Keinen Augenblick würde ich mehr anſtehen, Recht zu thun, und Niemand wollte ich ſcheuen, ſelbſt den gutmüthigen Jakob nicht, und ſeine Vorwürfe. Aber wirſt Du auch denken wie ich, Theodor, wirſt Du mich nicht tadeln, wenn ich unſere letzte Hoffnung hingebe, um rein zu bleiben vor meinem innern Richter?

Helene, rief Theodor, Deine Frage ſchmerzt mich. Denke nicht an mich, großmüthige Seele, als um mich zu bedauern, daß ich nichts für eine verlaßne Schweſter thun kann. Geh, folge dem Ausſpruch Deines guten Engels. Der Baum iſt geſunken, der

uns Schatten gab, uns frei und fröhlich zu entfalten; wir stehn nun in der brennenden Sonnenglut, ohne seinen Schutz. Aber, der den Baum im Sturme fallen hieß, weiß die Pflanzen zu schirmen, die sich unter ihm bargen.

Lehnchen schied, mit einem herzlichen Händedruck, von dem brüderlichen Freunde, und flog auf ihr Stübchen, das Taschenbuch zu holen. Glühend und zitternd trat sie ins Wohnzimmer, wo die drei Herren mit Jakob bemüht waren, die traurigen Anstalten für den kommenden Morgen zu treffen. Sie wandte sich, mehr als einmal stokkend, an den ältesten der Vettern, und überreichte ihm die Brieftasche, genau erzählend, wie sie dazu gekommen sey. Jakobs Gegenwart war ihr peinlich, sie wagte nicht, in sein zürnendes Gesicht zu sehen.

Ich danke Ihnen, sagte der Erbe mit gedehntem Tone, im Namen der sämtlichen Interessenten. Es ist allerdings ein Glück

für uns, daß der selige Vetter, nicht in der Bewußtlosigkeit seines Zustandes, diese wichtigen Papiere in weniger treue Hände gab. Denn nichts ist gewisser, als daß er damals nicht bei sich war. Kennen Sie den Inhalt? fragte er weiter, das Buch durchsuchend.

Ich habe sie nicht geöffnet, sagte Helene erröthend. Was an jenem Morgen drin enthalten war, findet sich noch unverrückt. Fremder Besitz ist ein Heiligthum.

Ich hoffe, antwortete der Andere, Sie mißverstehen mich nicht. Verdacht wäre hier unmöglich, da es leicht zu erfahren seyn würde, was der Herr Vetter damals in der Stadt bezogen hat. Noch einmal, wir danken Ihnen verbindlich.

Lehnchen ging leise zur Thür hinaus. Jakob folgte ihr. — Also doch dem eignen Kopfe gefolgt, sagte er rasch und heftig. Die Jugend thut mit dem Rathe des Alters, wie der wilde Strom mit dem Damme;

über ihn weg geht der Weg der Wellen. Nun in Gottesnamen, ich habe es gut gemeint.

Sey nicht böse, ehrlicher Jakob, schluchzte Lehnchen, ihn umfassend. Wir müssen uns bald trennen, scheide nicht im Zorn von mir.

Und sahen Sie den herrlichen Lohn Ihrer Grosmuth? fragte Jakob, halb besänftigt; sie schauten Sie an, als stände Verrath und Untreue auf ihrem Gesicht. Diese Menschen sind dem braven Herrn verwandt, wie die Schmarotzerpflanze der Rebe, oder der Katzenglimmer dem Golde.

Laß es gut seyn Jakob, erwiederte Lehnchen schmeichelnd, in mir ist nichts als Ruhe und Freude, das ist doch wohl ein Lohn meiner Handlung, und Theodor denkt wie ich: Jakob ward jetzt gerufen; Lehnchen ging in ihre Kammer, die letzte Nacht hier zu ruhen. Am Morgen, da der Zug nach dem Kirchhofe ging, schloß sie sich still mit an, Jakob und Theodor zur Seite. Die Vettern

des Verſtorbenen, die mit trocknem Auge dem Sarge folgten, warfen unfreundliche Blicke auf das tiefbetrübte Paar, und Theodor kämpfte mit ſeinem Gefühl, das hier verkannt und verachtet ward, ohne es doch zurückdrängen zu können. Lehnchen fühlte nichts von ſo widerſprechenden Empfindungen. Ihr kindlicher Sinn blieb heute von der Menſchen Treiben unberührt, ſie bemerkte nichts was ihren reinen Schmerz ſtören konnte.

Unmittelbar nach dem Begräbniß verlor ſich Theodor von den Uebrigen, um, bevor er dieſen Ort auf immer verließ, noch einmal alle Plätze der Erinnerung zu beſuchen. Es that ihm Noth, in der Einſamkeit, in der freien Natur zu weilen, um eine bittre Stimmung ſeiner Seele zu verbannen, der er ungern Raum gab, und um ungeſtört über die Zukunft zu denken. Wie ein Wanderer, der vor Kreuzwegen ſtill ſteht, ungewiß, welchen er wählen ſoll, weil ihm nirgend ein

Ziel, eine Heimath winkt, so stand Theodor vor seinem Lebenswege. Ohne Mittel, seine Studien zu vollenden, ohne Bekanntschaft mit der Welt, von einem Sinne geleitet, der mit dem Fluge der Wolken eilte, mit dem Adler zur Sonne schwebte, statt mühsam und stetig, gleich der Ameise mit Hindernissen zu kämpfen; fleißig bis zum Uebermaß, wo der Gegenstand ihm würdig schien, aber unfähig, für Brodterwerb die Last eines geistlosen Tagewerks zu schleppen, mäßig in seinen Ansprüchen, aber empfindlich für das Glück, wenigstens selbstständig und ehrenvoll zu leben. So fühlte er sich, und gestand seinem eignen Herzen: er sey nicht geschaffen, den gewundenen Weg gebeugter, schlichterer Armuth zu gehen. Er dachte an Ewald; eine leise Hoffnung auf ihn, die er sich nicht deutlich gestand, war der einzige Stab, der ihm blieb. Ewald war unabhängig, hatte ausstudirt, und vor kurzem sein, wahrscheinlich bedeutendes Vermögen

aus des Vormunds Händen empfangen. Wenn er sich erbot, den Freund zu unterstützen, so mußte der Zeitraum einiger Jahre hinreichen, ihm sein Darlehn zu erstatten, Lehnchens Schutz zu werden, und die Hoffnungen des Wohlthäters zu erfüllen, der nun in der grünen Erde ruhte. Zu Ewald also! sagte Theodor zu sich selbst, und nahm den Weg nach dem Freigute zurück, wo ihm der Abschied von Jakob und Helenen bevorstand. Der letzte schwere Augenblick in der geliebten Gegend, der letzte vielleicht, den er jemals hier lebte.

Der Himmel war trübe und deutete auf Regen, als der Jüngling, von der Schwester geführt, durchs Dorf ging. An den letzten Häusern schieden sie wehwüthig, und Theodor verdoppelte seinen Schritt, gleichsam um das Vergangene zurück zu lassen, während alle seine Gedanken dennoch dabei verweilten. Er grüßte im Vorbeigehen die Eiche wieder, zu der ihn jenesmal die Mutter be-

gleitete, ihr Bild vermischte sich in seinem Gedächtniß, mit den kindlichen Zügen des Mädchens, das ihm in wenig Stunden so lieb geworden war. Seine Gefühle, so lebhaft angeregt, kleideten sich, wie fast immer in ein poetisches Gewand; er zog das Taschenbuch hervor, und schrieb nieder was er dachte, schrieb und änderte, las mit lauter Stimme, verbesserte mehr und mehr, und hatte endlich fast unmerklich, statt sich in Bitterkeit seines Gefühls zu ergießen, ein erhebendes Trostwort zu sich selbst gesprochen. Er ging mit frischem Muthe weiter, achtete selbst des dichten Regens nicht, der nach und nach die Gegend einschleierte, und eine frühe Nacht herbeiführte — bis spät am Abend Ermüdung und Nässe ihn eine nahe Herberge wünschen ließen. So war ihm die Kunde höchst erfreulich, daß er sich nur ein kleines Stündchen von dem Badeort * * befände, wo er alle Bequemlichkeit erwarten dürfe; er verfolgte den beschriebenen Weg

durch die düstre Nacht, und sah nach kurzer Zeit die hellen Häuser des gewünschten Zufluchtsorts vor sich.

Veltheim! rief eine bekannte Stimme, als er ganz geblendet, in das erleuchtete Vorhaus des Gasthofs trat — bist Du es wirklich? Theodor sah auf, Ewald stand neben ihm. Komm gleich auf mein Zimmer, fuhr jener fort, ich kann mit Allem Nöthigen dienen. Nichts Erwünschteres in der Welt, Freund, sagte er leiser, und zog ihn die Treppe hinauf. Die Welt kann tausendmal um ihre Achse treiben, eh' diese Gunst der Zufall wiederholt. Aber nun erkläre mir den Zufall; wo in aller Welt kömmst Du her, bei später Nacht, und in solchem Wetter?

Ewald war schon mehrere Wochen verreist gewesen, als Theodor die Nachricht von des Doktors Krankheit erhielt; es gab daher manches Neue zu erzählen, und Theodor, kaum aus den Armen der letzten Freunde geschieden, schloß sein Herz um so inniger

dem Wiedergefundenen auf. Indeſſen hatte der Kellner Wein gebracht, Ewald reichte dem Durchnäßten trockne Kleider, man ſetzte ſich traulich wie ſonſt an den Tiſch, aber Ewalds Blick zeigte eine Verlegenheit, die Theodor nicht entgangen ſeyn würde, hätte nicht das Feuer, mit welchem er ſeine Mittheilungen fortſetzte, ſeine Aufmerkſamkeit vermindert.

Bruder, begann Jener, als Theodor ſchwieg, es hat bei meiner Seele noch keinen Augenblick gegeben, in welchem mir das verächtliche Metall wünſchenswerth erſchienen wäre, den Gegenwärtigen aufgenommen. Ich hatte deſſen eigentlich von Haus aus genug, ja überflüſſig, aber ich kannte die Kunſt nicht erlernen, ſeine Unbeſtändigkeit zu feſſeln. Offen wie mein Herz war mein Beutel, jeder luſtige Burſch las ſeine Bereitwilligkeit auf meinem Geſicht, die Wechſel und Thaler, die ich empfing, kehrten nur auf kurze Zeit als Gäſte

bei mir ein; um alsbald in alle Welt zu wandern. Die Mehrzahl nahm den Weg über das grüne Gebiet des Königs Pharao, den Du nur von hören sagen kennst; meine Leidenschaft für schöne Pferde, elegante Wagen, guten Wein, halfen mir von dem Uebrigen. Ich gestehe Dir, ich erstaunte, als mein Vormund seine Rechnung ablegte, und der karge Rest eines ziemlichen Vermögens vor mir lag. Aber ich erstaunte blos, weit entfernt, den irdischen Mamon zu betrauern. Leichter Sinn und Philosophie sind Stiefgeschwister; der Bruder ist ein so guter Tröster wie die Schwester, wenn er gleich den steifen Mantel, und die ehrwürdige Perücke verschmäht, die ihr ein so herrliches Ansehn geben. Für mich also wär' ich unbesorgt, aber es schmerzt mich, Dir nicht helfen zu können. Es schmerzt mich mehr als alles Andere. Noch vor drei Tagen war ich im Besitz einer Summe, die Deiner Genügsamkeit groß geschienen hätte; gestern

Abend hat der Banquier unten im Sdal sie eingestrichen, ich behielt gerade noch so viel, die Gesellschaft mit Champagner zu bewirthen, und heute mein Glück noch einmal zu versuchen.

Es wird Dich verlassen, antwortete Theodor finster. Und wie es nun steht, werden auch unsere Wege sich trennen. Wohin der meinige auch gehen mag, mich führte das Verhängniß. Aber Du Ewald, mißtraue Deinem leichten Sinn, den Du eben noch so hoch erhobst. Ich leugne es nicht, Deine Hülfe war meine letzte Hoffnung, doch tausendmal mehr als diese Fehlschlagung kränkt es mich, Dich an einem Abgrunde zu sehn. Ich möchte Dich wegreißen mit der ganzen Kraft treuer Freundschaft.

Du bist eine redliche gute Seele, Theodor, rief Ewald aus, und reichte ihm beide Hände. Ich liebe Dich, wie Du eben bist, obgleich ich nicht immer in Deine Adagios einstimmen mag. Glaube mir, mein

Allegro macht aus uns Beiden erſt ein erdentliches Muſikſtück. Darum möcht' ich, daß unſere Wege nicht auseinander gingen. Laß Dir ſagen. Es gibt ſeit drei Wochen Theater hier im Ort. Die Geſellſchaft gehört zu den Beſſern, wird einſichtsvoll geleitet, zählt denkende Künſtler unter ihre Glieder, denen es Ernſt um die Sache iſt — und hat ſeit zwei Tagen meine Eroberung gemacht.

Iſt's möglich! rief Theodor erſtaunt — Du Schauſpieler?

Verſteh mich recht, fuhr Ewald fort, nicht ſichtbar werde ich auf den Brettern erſcheinen, das Repreſentiren, das Putzen, das ganze genirte Weſen wäre meine Sache nicht. Ich bin bei der Oper als Muſikdirektor angeſtellt, ein Platz der mir ganz zuſagt. Gern und leicht habe ich der Jurisprudenz Lebewohl gegeben. Wer wird es mir verargen, wenn ich vorzog, auf den Flügeln der Harmonie zu ſchweben, in Tönen und Klängen frei behaglich zu leben, ſtatt

die Diſſenanzen ſtreitſüchtiger Parthien aufzulöſen, und tagelang in Aktenſtaub vergraben am Pulte zu arbeiten. Die Kunſt lehnt ihren Jüngern mit unverwelklicher Jugend; Frohſinn, Heiterkeit, friſches Blut, bietet ſie zum Handgelde, die Hütte in der ſie wohnt, hat keinen Raum für die Sorge. Wenn ſie den bekränzten Becher umherreicht, wird die Rebe zum Nektar, und der Rauſch eine himmliſche Begeiſterung. Stöß an Theodor! Liebe der Kunſt, und ein glückliches Leben Hand in Hand, in ihrem Dienſte.

Du ſchwärmſt Ewald, ſagte Theodor, als die Gläſer aneinanderklangen. Aber Deine Schwärmerei iſt ſchön. Oft, wenn die Sorge ihre ſchwarzen Arme nach mir ausſtreckte, fand ich Erhebung an dem Buſen der Himmelstochter, der Du Dich weihteſt. Die Poeſie beſchwor meinen Gram, die Töne der Muſik wiegten mein Herz zur Ruhe, ich vergaß die kleine Welt mit ihrem Treiben, und neidete die Glücklichen, die als Prie-

ſter der Göttin dienen, während ich nur in ſeltenen Feierſtunden, ungeweiht, ihr nahen durfte.

Was hindert Dich, fragte Ewald, in die Reihe der Beneideten zu treten? Mich dünkt, Dein Beruf dazu iſt gröſſer, als irgend einer. Du biſt wahrſcheinlich zum Schauſpieler beſtimmt geweſen, kindiſcher Eigenſinn lenkte Dich von der ſchon betretenen Bahn ab; aber geſtehe, daß ein heimlicher Hang in Dir wohnt, das Schöne und Hohe darzuſtellen, dem Helden der Vorwelt, dem Ideal begeiſterter Dichter, Stimme, Mienen und Geberden zu leihen, um das todte Bild ins Leben zu rufen. Auch haſt Du alles empfangen, was dieſen Hang rechtfertigt. Deine Geſtalt, Dein belebtes Geſicht, Dein kräftiges biegſames Organ, ſind Capitale, die Du nicht beſſer anlegen kannſt, als wenn Du auf den verlaßnen Pfad zurückkehrſt. Zeige Dich dem Direktor der Geſellſchaft, und laß nur von Weitem die Abſicht

fallen, ein Engagement anzunehmen, Du wirst sehen, wie ehrenvoll seine Aufnahme seyn wird. Was willst Du auch sonst thun? Du bist jetzt nicht weniger verlassen, als damals, da des Webers Frau, Dich, von der Rolle des Prinzen befreite. Deine Kenntnisse sind gut, aber noch braucht es Zeit, sie vollkommen zu machen, das erbärmliche Geld wird Dir überall fehlen. Willst Du es mühselig durch Jugendunterricht gewinnen, und das eigne Studium bei nächtlicher Lampe nachholen, oder tief gebückt nach Gönnern und Stipendien, nach wohlfeilen Collegien umherschmeicheln, während Du, ein freier Mann, auf Thaliens Wolkenwagen thronen, und Kronen gleich Pfennigen verschenken kannst?

Theodor war während dieser Rede in tiefes Nachdenken versunken. Er stützte den Kopf in die Hand, und hatte kein Wort zur Erwiederung auf Ewalds Vorschlag. Ein

Gewirr von Ideen beſtürmte ihn, er wußte kaum ob ſchmeichelnd, oder unangenehm. Die Ungewißheit über ſein künftiges Geſchick ſchien ſich leicht und natürlich zu löſen, er fühlte den geheimen Zug, den ſein Freund ihm beimaß; alle ſchöne Bilder eines heitern Künſtlerlebens, die er in begeiſterten Stunden geträumt hatte, drängten ſich grüſſend an ihn, aber er wagte nicht, ihnen Zutritt zu gönnen. Weit entfernt, mit Ewalds Leichtſinn zu handeln, kannte er das Gewicht ſeiner Wahl, und dachte an den Tauſch, der ihm angetragen ward, ungefähr mit dem Gefühl, mit welchem ein Jüngling ſich von der Hand einer liebenden Mutter losreißen würde, um ohne ihren Segen die Braut heimzuführen. Ewald ahnete was in ihm verging. Er wandte das Geſpräch, und wußte ihn zu überreden, ihm in den Saal zu folgen, wo ſich jeden Abend eine erleſene Geſellſchaft verſammelte, bei der er niemals fehlen durfte, und deren Hei-

terkeit er für das ächte Mittel gegen Theodors trübem Sinn hielt.

Rauschende Musik scholl den Beiden entgegen, als der hellstrahlende Saal sie einließ, ein lauter Redestrom wogte neben den Klängen hin, Lachen und Scherz schienen den Vorsitz an der Tafel zu führen. Ewald ward von allen Seiten freundlich begrüßt, man machte Platz für ihn und seinen Gast, und dieser sah sich bald von den vornehmsten Gliedern der Schauspielergesellschaft umgeben. Das Theater war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, denn, wenn Geschäftsleute aller Art, in Erholungsstunden, das Tagewerk zu vergessen streben, scheint der Künstler allein es genug zu lieben, um seine Gegenwart selbst bei den Freuden der Geselligkeit zu wünschen. Man hatte den Abend vorher den Tasso gegeben, und der Direktor, ein feiner Mann mit einem klugen bedeutenden Gesicht, beurtheilte so eben das Spiel eines Gastes, dem der junge Dichter

nicht ganz geglückt war. Dagegen erhob Ewald sogleich seine Stimme, um den Antonio des Direktors für ein Meisterwerk zu erklären, und die schöne Prinzessin, die Theodors Nachbarin geworden war, mit rednerischem Feuer zu preisen.

Theodor hörte lebhaft ergötzt der Unterredung zu, und es bedurfte nur kurze Zeit, um sein leichtbewegliches Gemüth in eine Stimmung zu versetzen, ganz verschieden von der, mit welcher er gekommen war. Die Fröhlichkeit um ihn her, der schmeichelnde Klang der Instrumente, das Licht, von dem die Gestalten verklärt waren, wirkten erfreulich auf seine Seele, die trüben Bilder wichen zurück, und dieselbe Phantasie, die früher alles schwarz gemalt hatte, war nun geschäftig, den Grund ihres Gemäldes mit hellen Farben auszustatten. Nach und nach mischte er sich in das Gespräch, das immer anziehender für ihn ward, er entwickelte eine grose Kenntniß der neuesten dramatischen

Arbeiten, ein tiefes Studium der Kunst, sein Feuer weckte in jedem Hörer den Geist der Mittheilung. Die übrige Gesellschaft war schon lange aufgebrochen, Ewald stand in der Ecke des Saals am Pharotisch, aber der kleine Zirkel sprach und stritt noch immer. Theodors gutes Gedächtniß setzte ihn in den Stand, seine Behauptungen zuweilen mit einzelnen Stellen zu unterstützen, die er voll Kraft und Leben vortrug; sein Herz hob sich höher in Muth und Begeisterung, während er sprach, und indem er von den Uebrigen bewundert ward, entrückte ihn sein Enthusiasmus aller trüben Sorge. Es war Mitternacht, ehe man sich trennte.

Veltheim heißen Sie? fragte ein alter Mann, der sich beim Aufstehen zu Theodor gesellt hatte. Ich kannte einen Schauspieler dieses Namens, und die Aehnlichkeit mit ihm fiel mir gleich Anfangs in ihren Zügen auf. Sollten Sie vielleicht diesem Manne verwandt seyn?

Meine Herkunft ist unbekannt, entgegnete Theodor überrascht, ich kann nichts davon sagen. Vermuthungen, undeutliche Träume führen mich zuweilen an den Quell meines Lebens, aber das ist Alles. Ich sehe mich in den Coulissen eines kleinen beschränkten Theaters, mit andern Kindern spielend, auch wohl auf dem erleuchteten Raume erscheinend, mit Furcht und Bangigkeit, in schönen phantastischen Kleidern, von den finstern Blicken eines Mannes bedroht, den ich Vater nannte. Ich weiß endlich, daß man mich redend einführen wollte, daß ich mich zu lernen weigerte und durch harte Züchtigungen gezwungen ward, es täglich aufs Neue zu versuchen. Ein heftiger wilder Sinn, den ich noch heute in mir fühle, gab mir den Gedanken der Flucht ein, den ich keck genug ausführte.

Das alles ist mir nicht neu, erwiederte sein Gesellschafter. Ich erinnere mich genau, wie Weltheim Sie vermißte und sorgfältig

suchen ließ, wahrscheinlich auf dem unrechten Wege, denn die Mühe war umsonst, und wir reisten zuletzt mit der festen Ueberzeugung weiter: daß der muntere Knabe sein Grab in dem nahen Teiche gefunden habe, wo er noch vor wenig Stunden gespielt hatte.

Und mein Vater? fragte Theodor mit bewegter Stimme, was wissen Sie von ihm, lebt er noch? Er starb schon vor fünfzehn Jahren, war die Antwort. Es war ein braver Schauspieler, besonders in früherer Zeit. Jetzt freilich ist Alles anders. Die alten treuherzigen Familiengemälde gefallen nicht mehr, das Schicksal schreitet riesenhaft auf der Bühne umher; unser ungewohnter Mund muß statt der natürlichen Sprache, die man sonst wollte, den Pathos der Deklamation einlernen, und statt der treuen Zeichnung wahrer Charaktere, fordert man nichts von uns, als das Talent, die höchsttönenden Verse und Bilder der heutigen Dichter gehörig abzusprechen. Die Komik hat es noch am besten,

ſie darf immer im alten Gewande einhergehen. Der Scherz, ſcheint es, kömmt nicht aus der Mode.

Indeſſen hatte der Direktor mit Ewald eifrig geſprochen, Beide traten jetzt auf Theodor zu. Ich würde mich glücklich ſchätzen, ſagte der Erſte, wenn es Ihnen gefiele, ſich der Kunſt zu weihen und in unſere Geſellſchaft einzutreten. Alles was ich von Ihnen höre, beſtimmt mich zu dieſem Wunſche. Ueberlegen Sie es; die Bedingungen werden der Idee entſprechen, die ich von Ihnen gefaßt habe.

Theodor verbeugte ſich ſtumm, alle verließen den Saal, die Freunde kehrten auf Ewalds Zimmer zurück. — Eine ſeltene Anhänglichkeit haben meine Geldſtücke aneinander, rief Ewald aus, und warf den leeren Beutel lachend auf den Tiſch; ſie ruheten nicht, bis ſie ſämmtlich vereinigt waren. Die letzten Waiſen haben heute Abend ihre

Geschwister im Kasten des Banquiers eingeholt. Gute Nacht Theodor.

Es dauerte nicht lange, so schlief Ewald fest, während Theodor bis zum Morgen wach blieb, so ermüdet er auch von den Anstrengungen seiner Fußreise seyn mochte. Der große Entschluß der vor ihm lag, verscheuchte die Ruhe von seinem Lager. Die frühere Bestimmung stritt mächtig gegen die Vortheile des spätern Antrags; beide Parthien sandten ihre Redner vor seinen Richterstuhl, und wetteifernd vertheidigten diese, die eine, wie die andere Sache. Als endlich die Frühsonne das dämmernde Zimmer mit hellen Lichtern malte, stand der oft verworfene Entschluß fest; er ergriff ihn mit lebendiger Hoffnung, entfernte alle Zweifel, und fiel aus wachen Träumen, nach und nach in einen ruhigen, wenn gleich kurzen Schlummer.

Mit großer Freude vernahm der Direktor am nächsten Tage, daß Theodor für ihn gewonnen sey, und der ziemlich ansehnliche

Gehalt, den er ihm bot, im Fall er ſeinen Erwartungen entſpräche, machte Theodor feſter in der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben. Er konnte für den Augenblick nichts weiter wünſchen, als eine Gelegenheit, ſeine Bedürfniſſe durch ſich ſelbſt zu erwerben, und er glaubte den heitern Weg dazu, der ihm jetzt aufging, ohne Vorwurf betreten zu dürfen, um ſo mehr, da er früher für ihn beſtimmt ward. Das Studium ſeiner Lieblingsrolle, des Don Carlos, begann nun mit einem Eifer, der das Beſte hoffen ließ; die Proben waren ihm Feſte, vorzüglich weil auch alle Uebrigen, von dem Feuer des Neulings angeregt, ihre gewohnte Sorgloſigkeit ablegten, um nicht hinter ihm zurück zu bleiben. So ward die Vorſtellung eine der gelungenſten. Theodor, eh er ſich gleich nicht genug gethan hatte, ward mit Beifall überhäuft, und beim fröhlichen Abendeſſen mit Lob und Glückwünſchen empfangen. Befriedigt, berauſcht von harm-

loſer Eitelkeit, betrat er ſpät in der Nacht ſeine Wohnung; kein Augenblick ſeines Lebens hatte ihm je ſo reichen Genuß gebracht.

Sechs Wochen, die die Geſellſchaft noch in dem Badeort ſpielte, vergingen ihm ſchnell genug in dem Beſtreben, ſich mehr und mehr auf dem Schauplatze heimiſch zu machen, alle Fremdheit und Befangenheit zu verbannen, mit ſeinen Mitſpielern ſich einzuüben, die mancherlei kleinen Hinderniſſe zu entfernen, die ihm hie und da in den Weg traten, Kleinigkeiten, die der Dilettant nicht ahnet, bis ſie ſeinen Fuß auf dem raſchen Laufe zur Höhe aufhalten. Er prüfte ſein Talent, wie der junge Vogel ſeine Schwingen prüft, und hatte bald einen engen Kreis verſtändiger Kunſtfreunde ausgefunden, deren offenes Urtheil er gern befolgte. Auch Ewalds Kritik hörte er oft; der luſtige Freund wußte in ſeiner ſcherzenden Weiſe immer das Rechte zu loben oder zu tadeln. Er und der Direktor waren Theobors liebſte Geſellſchafter, zu

denen ſich noch zuweilen der alte Freund ſeines Vaters geſellte, ein kleiner wohlbeleibter Mann, deſſen trocknes, unbewegtes Geſicht mit der komiſchen Laune, die das Publikum ergötzte, im ſeltſamſten Contraſt ſtand. Alle drei wetteiferten im traulichen Abendzirkel, ihn mit den übrigen Gliedern bekannt zu machen; man führte ſie redend ein, wußte ihre Abentheuer, ihre Gewohnheiten und Schwächen gar luſtig zu perſifliren, ja ihre Art ſich zu äußern aufs täuſchendſte nachzuahmen. Ein kleines Luſtſpiel, woran der Zuſchauer Behagen fand, wenn gleich ſein gerader Sinn es zuweilen verurtheilen mußte.

Der Herbſt war nun nahe, und die Geſellſchaft kehrte nach ihrem eigentlichen Wohnſitz zurück. Mit Vergnügen fand ſich Theodor in einer großen belebten Stadt, wo Wohlſtand und Betriebſamkeit, Kenntniß und Wiſſenſchaft im heitern Verein wohnten. Es freute ihn doppelt, vor einem ausgezeichnet gebildeten Publikum zu ſpielen; er verſäumte

nichts, ihm genug zu thun, und hatte die Freude, seine Mühe anerkannt zu sehen. Die Sorglosigkeit seiner Lage, die ruhige Gemächlichkeit, in welcher er leben konnte, war ihm daneben so erfreulich als ungewohnt. Er verschwendete nicht, allein es beglückte ihn, das leicht Erworbene nicht ängstlich behüten zu dürfen, seinem leichtsinnigen Freunde mit offener Hand aus kleinen Verlegenheiten helfen, und vor allen der Gespielin seiner Kindheit ein Zeichen seines brüderlichen Andenkens geben zu können. Noch von dem Badeort aus hatte er an Helenen geschrieben, und was er damals besaß, dem Briefe beigefügt, doch ohne eine Antwort zu erhalten.

Theodor bewohnte ein angenehmes Zimmer, dicht neben Ewald, nur eine Thür schied sie, und Beide sahen sich regelmäßig in den länger werdenden Abenden, wo, wenn kein Theater war, die Musik sie beschäftigte. An den Schauspieltagen schwärmte Ewald umher, unterließ aber nie, nach der Schlafens-

hen an Theoders Thür zu klopfen, um ihm
efen oder jenen Schwank mitzutheilen, oder
ber seinen Verlust im Spiel auf komische
rt zu klagen. Ihre Wohnung ging auf ei-
n freien Platz, den hübsche Häuser ein-
loſſen; Theoder, fast immer beschäftigt,
nnte seine Nachbarschaft nicht, doch Ewald,
r keine Gelegenheit sich zu ergötzen ver-
umte, wußte schon nach kurzer Zeit in je-
m Hause gegenüber trefflich Bescheid.

Es kann mich ungemein belustigen, sagte
zu Theoder, die verschiedenen Wirthschaf-
n von außen anzuschauen, die nur durch
ne Wand oder Decke getrennt, ganz ent-
gengesetzte Geschäfte treiben. Wenn Du
üben umherschreitest, um zu memoriren,
uche ich oft meine Pfeife am Fenster und
hre nach und nach in allen Zimmern ein.
ert das Eckhaus beherbergt die verschieden-
n Elemente. Unten sitzt der Philoseph
er den Büchern, in Schlafrock und Pan-
feln, ernst nachsinnend, wie ein Marmor-

bild. Ueber seinem Haupte hauſt der Tanzmeiſter, deſſen wunderliche Attitüden und das Hüpfen seiner Schüler, zu einer Muſik, die man nicht hört, an Oberons Horn erinnern. Weiter oben, auf der linken Seite, zeigt ſich das graue Haupt einer alten Spitzenklöpplerin, in ſiebenfache Schleyer gehüllt, während am nächſten Fenſter ein luſtiges Dirnchen ſtundenlang Bänder, Locken und Tücher verſucht. Das mittelſte Haus, deſſen prächtige Fronte uns gleich anfangs auffiel, gehört dem reichen Grafen Hallenſtein, einem alten Herrn, der die Hälfte der erſten Etage, in Geſellſchaft ſeiner ſichtbaren Langeweile, bewohnt; die andere Hälfte gehört der Frau Gräfin, und über ihnen, in unſerer Region, wohnt eine ſehr ſchöne Tochter. Blond, wie der Morgenhimmel, ehe die Sonne hervortritt, heiter wie der Mai, ſchlank wie die königliche Ceder. Ihr Gang iſt Tanz, Grazie jede Bewegung. Eine allerliebſte Unbeſtändigkeit treibt ſie umher; jetzt legt ſie

Noten aufs Clavier, Du horchst den ersten Tönen, aber sie besinnt sich rasch und greift zu der Harfe. Ein paar Akkorde, so springt sie auf, hüpft vor den Spiegel, ordnet ihr Haar, ergreift ein Buch, wirft es weg, und setzt sich an den Stickrahmen. Es rollt eine Caresse, sie sieht zum Fenster hinaus, verschließt es wieder, klingelt dem Mädchen, legt den geforderten Shawl in hundert Falten, und verschwindet vom Schauplatz.

Und das Alles siehst Du in solcher Entfernung? fragte Theodor; ich wünsche Dir Glück zu Deinen Augen, oder Deiner Einbildungskraft.

Wisse, antwortete Ewald, daß ein wunderbares Kunststück mich, wenn ich will, in die Nähe der holdesten Fee versetzen kann, oder mit andern Worten: ich besitze ein treffliches Fernglas, das entfernte Gegenstände ganz nahe heranrückt. Nur der Nebel ihrer neidischen Verhänge, die in der Abenddämmerung herabrollen, und erst spät sich auf-

thun, entzieht ſie meinen Blicken. Aber ich bin noch nicht fertig. Das kleinere Haus daneben, ſo finſter und ungeſellig, mit ſeiner ſchwärzlichen Thür und berauchten Außenſeite, birgt einen nicht geringeren Juwel. Sahſt Du die heilige Cäcilie von Carlo dolce, ſo haſt Du die volle Aehnlichkeit des Mädchens, das dort eine kranke Matrone pflegt. Ganz das Gegenbild der Gräfin, immer ſtill und ſtätig beſchäftigt, früh zur gleichen Stunde am Fenſter, im häuslichen einfachen Anzuge, entweder nähend, oder der alten Frau vorleſend, mit derſelben Heiterkeit im lieblichen Geſicht, ſieht ſie aus, wie ein tröſtender Genius in der Noth des Lebens.

Haſt Du das Fernglas hier, rief Theodor lebhaft, ſo laß mich einen Blick hinüber thun, es iſt eine Geſtalt am Fenſter. Ich kenne eine ſolche Cäcilie, aber unmöglich kann ſie es ſeyn.

Ewald ſtellte ſein Glas auf, und Theodor blickte nach dem düſtern Hauſe hinüber.

Sein Herz schlug hoch auf, als die jugendliche Mädchengestalt auf einmal dicht vor ihm dastand, die freundlichen und doch ernsten Augen scheinbar auf ihn gerichtet. Es ward ihm seltsam zu Muthe, er glaubte in einen Zauberspiegel zu schauen, und konnte den Blick nicht abwenden, bis das Mädchen, wahrscheinlich auf einen Ruf, im Nu aus seinem Gesichtskreis verschwand.

Theodor wich ziemlich einsylbig den Fragen seines Freundes aus, aber er war von nun an öfter in Ewalds Zimmer, und richtete das Fernrohr immer nach jener Seite. Ging er aus, so nahm er den Weg an dem stillen Hause vorüber, dessen Thür sich nur höchst selten öffnete, eine Magd aus- und einzulassen; andere Besuche betraten nie die Schwelle. Das Mädchen saß auf demselben Platz am Fenster, aber es gelang ihm niemals, ihren Blick auf sich zu ziehen, so sehr er sich bemühen mochte. Nur Ewalds zauberisches Glas konnte ihn ans Ziel seiner

Wünſche bringen. Er ſah ſie, nahe, als könne er zu ihr ſprechen; er ſah ihre ſtille Thätigkeit, ihre Sorgſamkeit in der Pflege der alten Gebieterin; es war ihm, wenn ſie den Mund öffnete, als höre er tröſtende Worte; ja er glaubte zuweilen, in ihren holdſeligen Mienen zu leſen, was ſie ausſprach. Immer vertrauter mit der lieben Erſcheinung, fühlte ſein Herz die ſüße Regung einer Liebe, deren Ahnung lange ſchon unbewußt in ihm geſchlummert hatte. Wie glücklich war er alſo, da eines Abends in der Dämmerung die Thür des Nachbarhauſes aufging und die zarte Geſtalt der Geliebten ſchüchtern umſchauend heraustrat. Er ſtürzte die Treppe hinab, und eilte, ohne zu bedenken, daß die Stunde ihn ins Theater rief, ihr auf dem Fuße nach. In ein enges Gäßchen eintretend, ereilte er ihren flüchtigen Schritt und war jetzt an ihrer Seite. Sie faß ſich ängſtlich um, bereit zu fliehen, aber eine bekannte Stimme beſchwor die Bangig-

keit, indem freudige Ueberraſchung ihre Stelle einnahm.

Erſchrick nicht, liebe Helene, ſagte Theodor ſanft, es iſt dein Bruder, der ſich an Deiner Seite befindet. Laß mich einige Schritte mit Dir gehen; ſage mir, wie Du hieher kömmſt, wie es Dir geht, warum ich nichts von Dir hörte, ſeit wir uns jenesmal trennten. Ein glückliches Ohngefähr hat Dich mir gezeigt, doch ich zweifelte bis dieſen Augenblick — Du aber wußteſt vielleicht mein Hierſeyn, ohne mir ein Zeichen der Liebe zu geben. Der Theaterzettel nennt ja meinen Namen, er kann Dir nicht verborgen geblieben ſeyn.

In unſer Haus, entgegnete Lehnchen, kömmt kein ſolches Blatt. Die Frau iſt ſehr krank, und ich ſah nie ein Schauſpiel. Meinſt Du, wenn ich Dich hier gewußt hätte, es wäre mir möglich geweſen zu ſchweigen? Es hat mich genug gekrankt, Dir nicht danken zu können, daß Du deinen erſten Erwerb

mit mir theiltest. Die Muhme meinte, es zieme sich wohl nicht für mich, an Dich zu schreiben, und dann kam ich hieher, und es gab viel und mancherlei Zerstreuung.

Ach Lehnchen, sagte Theodor, wie wenig verdiene ich irgend einen Dank von Dir. Die armselige Kleinigkeit, die Du erhieltest, ist der Erwähnung unwerth; der Zustand, in dem ich Dich finde, zeigt es mir. Du dienst und ich kann nichts für Dich thun, nicht genug wenigstens, um deine Lage zu ändern.

Meine Lage ist so ruhig und glücklich, antwortete sie, indem ihre klaren Augen mit dem Ausdruck der Verwunderung zu ihm aufsahen. Die Frau, der ich diene, meint es gut mit mir; ich finde die größte Freude darin, ihre Leiden zu lindern, und wie undankbar müßt' ich seyn, fühlt' ich nicht neben ihr die Wohlthat doppelt, gesund und kräftig in Gottes schöner Welt zu leben. Aber Du, Theodor, — bist Du so ungenügsam, daß wenig zu nennen, was ich durch Dich empfing?

Ich dünke mich reich in diesem Besitz, es soll ein Pfennig in der Noth für mich werden, ein Erbtheil gleichsam von meinen lieben Aeltern, die Dich mir zum Bruder gaben. — Verhüte Gott, daß Dich Noth träfe, die dein Bruder nicht mit Dir theilte! rief Theodor lebhaft und zog sie näher an sich; wir sind jetzt beisammen, wir brauchen uns nicht mehr zu trennen. Erschrecken über die Heftigkeit, mit welcher er sprach, machte Helene sich von dem jungen Manne los, und zeigte erröthend auf die nächste Hauethür. Hier wohnt der Arzt, sagte sie, zu dem ich gehen muß; meine arme Herrschaft leidet Schmerzen, es ist Unrecht, wenn ich das über meiner Freude vergesse. Lebe wohl, lieber Theodor! Ach ich ging so traurig aus, und nun ist mein Herz voll Hoffnung, weil ich meinen nächsten Freund nahe weiß. Sehe ich Dich auch vielleicht lange nicht wieder, wird mir doch die Stadt nicht mehr fremd seyn, in der wir beisammen wohnen.

Ich muß noch mit Dir ſprechen, ſagte Theodor, nach der Uhr ſehend, ich warte hier, bis Du zurückkommſt.

Thue es nicht, bat ſie ängſtlich, ich weiß, meine Muhme würde mir nimmermehr geſtatten, ſo allein mit einem jungen Manne zu gehen, von dem Niemand weiß, daß er mir ein Bruder iſt. Sey nicht böſe Theodor, lache auch nicht über meine Einfalt, die Lehren der alten Frau paſſen wohl nicht in die Welt, aber ſie ſind in mein Herz gegraben, ich kann ſie nicht verlöſchen.

So beſtimme mir wenigſtens eine Zeit, wo ich Dich ſehen kann. Deine Herrſchaft geht früh zur Ruhe, ich bin Dein Nachbar; ein Zeichen, auf das ich unermüdet warten will, bringt mich ganz ins Geheim zu Dir. Laß uns das feſt verabreden ehe wir ſcheiden, die Zeit drängt, darum ſage ſchnell Ja. Sieh, auf der weiten Welt ſtehen wir allein, löſe das Band nicht auf, das uns verbindet, laß es uns noch enger flechten, da ein günſti-

hicksal uns zusammen führt. Wir ha-
n Lebensweg Hand in Hand begon-
Deine schöne Jugendbilder sind un-
ndig, wenn ihnen meine Hälfte fehlt.
schenke mir zuweilen eine stille Stun-
ger Erinnerung. Willst Du?

ecder, unser Haus gleicht einem Klo-
ein fremder Fuß betrat es, seit ich
n. Die Nacht bricht früh für die
ein, aber dann wache ich an ihrem
bis auch ich zur Ruhe gehe. Wolls
, daß ich eine frohe Stunde mit List
wahrheit gewönne? Ich verstehe nicht
en, und könnte Dich nicht freudig
gen, wenn Du heimlich zur Thür
est.

un wohl, so komme ich offen und frei,
ach meiner Schwester, und Niemand
ir wehren, sie nach langer Trennung
zu sehen.

arte lieber, erwiederte sie, bis ich
lbst hereinführe. Geh morgen in der

Dämmerung vorüber, und sieh zu mir herauf; ists möglich, so öffne ich die Thür, kann ich nicht, so komme mir zu Liebe den nächsten Tag noch einmal, und noch einmal, bis mir mein Vorsatz gelingt. Und nun lebe wohl, ich bin wie im Traum, aber fröhlicher als seit langer Zeit.

Lehnchen schlüpfte in die Wohnung des Arztes, und Theodor wandte sich rasch nach der Gegend des Schauspielhauses. Es war die höchste Zeit sich anzukleiden, um auf der Bühne zu erscheinen. Aber heute zum erstenmale war er nicht ganz bei seiner Rolle, und übte die gefährliche Fertigkeit mechanisch hinzuspielen, ohne mit ruhiger Besonnenheit seine Aufgabe zu beherrschen. Er fühlte die Unmöglichkeit sich zu sammeln, und erstaunte nicht wenig, als er nach der Vorstellung stürmisch hervorgerufen, und mit Beifallszeichen begrüßt ward, ja, es schmerzte ihn sogar, das Zufällige in dem Gelingen wahrzunehmen, denn mehr als einmal hatte ihm

eine ermunternde Stimme gefehlt, wenn er gewiß war, mit Einsicht und Wahrheit gespielt zu haben. Fast verdrießlich kam er nach Hause, ward von Ewald über seine Grillen verspottet, und vergaß sie nicht eher, bis das matt erleuchtete Fenster Helenens ihn an das erfreuliche Wiedersehen des geliebten Mädchens erinnerte.

Kaum war den nächsten Abend die Dämmerung gekommen, als Theeder langsamen Schritts an Lehnchens Thür vorüberging. Sie stand am Fenster, nickte ihm freundlich zu, und verschwand behende, worauf in kurzem ein schwerer Riegel von der Hausthür weggeschoben ward, und der junge Mann in das finster stille Vorhaus trat, wo es ihm so einsam und öde schien, wie in den Wohnungen verzauberter Prinzen, von denen uns die Mährchen erzählen, zumal da die Oeffnung der Pforte von unsichtbarer Hand geschehen zu seyn schien. Noch stand er unschlüssig still, als Helenens Stimme

Ihn von der Treppe her, leise willkommen hieß. In drei Sprüngen war er bei ihr. Schon am Ziele? frägte er lächelnd und faßte ihre Hand. Mich ergriff eine so seltsame Empfindung beim Eintritt in diese Hallen, daß ich meinte, noch mancherlei Abenteuer bestehen zu müssen, ehe ich Dein Angesicht erreichte. Horch, wie mein Schritt widerhallt, als rufte er die beleidigten Geister des Schweigens auf; führe mich schnell in irgend eine Sicherheit, ehe der Zauber schwindet, der die Bewohner des Hauses hält, und Dir Freiheit gibt, mich zu beherbergen.

Ach Theodor, seufzte Helene, scherze nicht. Der Zauber, der die arme Besitzerin festhält, wird wohl niemals vorübergehen. Geh leise, und sprich nicht allzulaut. Gestern war sie sehr krank, ich habe die ganze Nacht gewacht. Heute ist es wieder besser. Ich wagte es diesen Morgen, ihr von Dir zu erzählen, die reine Wahrheit, warum hätte ich etwas verhehlen sollen! und sie er-

laubte mir ſogleich, Dich zuweilen bei mir zu ſehen. Unter ihren Augen gleichſam, denn nur ein Vorhang ſcheidet ihr Lager von uns, und unſer ſtilles Geſpräch wird ſie nicht ſtören.

Nach dieſen Worten führte Lehnchen ihren Freund in eine geräumige Stube, in deren Hintergrund ein grüner faltiger Teppich die Kammer der Kranken verhüllte. Sie ſchob ohne Geräuſch zwei Stühle ans Fenſter, nahm eine Arbeit zur Hand, und lächelte ſo ſelig zufrieden, daß Theodor die Freude ihres Herzens in ihren ruhigen Zügen las. Aber er hatte Mühe, ſie mit ihr zu theilen. Die unſichtbare Zuhörerin lehte ſeinem Gefühl Feſſeln an; er glaubte ſeine Worte erſt vor den Richterſtuhl kalter Ueberlegung ziehen zu müſſen, und das Glück dieſer Stunde blieb weit hinter der Idee zurück, die er ſich träumend davon gemacht hatte. Erſt kurz vor dem Scheiden war es Lehnchens unbefangener Heiterkeit gelungen, ihn anders zu ſtimmen: ſie ſprachen von der Vergangenheit,

feierten das Andenken der gestorbenen Lieben, riefen das erste Wiedersehen, die gestrige Begegnung zurück, erzählten sich wechselseitig ihre Schicksale, und fanden, als Theodor auf Lehnchens schüchternen Wink aufbrechen mußte, daß noch wenig gesagt worden war, und ein starker Rest für die nächste Woche übrig blieb, wo Theodor wieder wie heute Einlaß begehren, und wo möglich erhalten sollte. Indessen war an Ewald die Aufforderung ergangen, der jungen Gräfin Hallenstein Unterricht im Gesange zu geben, und er empfing unsern Freund mit dieser Nachricht. Er ging am andern Morgen hinüber, kehrte berauscht von den Reizen seiner Schülerin zurück, wußte bald auch außer den Stunden Zutritt zu gewinnen, und war so frei von Eifersucht und Mißgunst, daß er es übernahm, auch Theodor in die Abendzirkel der Familie einzuführen. Ein neuer Lebensgenuß ging hier für den feurigen Jüngling auf. Die Feinheit des geselligen Umgangs,

das Spiel des Witzes, die ergötzliche Thätigkeit aller Kräfte zum vereinten Vergnügen, die Pracht der Umgebungen, und die blendende Schönheit der jungen Wirthin, bezauberten seine rege Phantasie, und das Feuer, mit welchem er sich gleich Anfangs den Musikübungen, den Vorlesungen, den gemeinschaftlichen Spielen anschloß, machte auch ihn zum Liebling der Gesellschaft. Besonders zeichnete die schöne Malvina ihn freundlich aus, und ihre Launenhaftigkeit, die fast Niemand verschonte, schien nur gegen Theodor zu verschwinden. Der Herr des Hauses war indessen für die fröhlichen Gäste nichts weiter, als etwa der aufgerichtete Baum, um den in Sommerabenden das heitere Landvolk den Tanz beginnt, der Mittelpunkt des Festes, aber unempfindlich gegen die Freuden, die es gewährt. Die Frau Gräfin nahm niemals Theil an den spätern Zusammenkünften in ihrem Hause. Wie verschieden von diesen rauschenden Ergötzlichkeiten waren

dagegen die fortgesetzten Besuche bei Helenen! Die fürstliche Pracht der gräflichen Wohnung, und die düstere Finsterniß jenes Hauses, das belebte wechselnde Gespräch, und die stille trauliche Unterredung in Gegenwart einer Leidenden, die reizende Coquetterie der schönen Gräfin, und das ernste schüchterne Wesen Helenens! Mit großer Leichtigkeit sprach Malvina über jeden Gegenstand ab, und sie sprach so allerliebst, daß man es ihr verzieh, wenn sie heute begeistert rühmte, was ihr gestern unerträglich schien; Helenens Unterhaltung bewegte sich nur in engen Kreisen, ihre Grundsätze waren fest, selbst ihre kleinen Vorurtheile schwer zu erschüttern, sie erröthete bescheiden und gestand gern Unwissenheit, wo Jene blindlings rathend, mit angenehmer Sicherheit ihr Wort aussandte, gleich dem kecken Schützen, der in der Dämmerung das Ziel zu treffen wagt, unbesorgt, ob der Pfeil daneben fliegt. Theodor fand sich von dieser Verschiedenheit angezogen und

gerizt, aber er fühlte den höhern Werth seiner schwesterlichen Freundin. Er fühlte sein Glück, die Schätze ihres Herzens zu kennen, und ahnete mit heimlichem Entzücken, daß es für ihn schlug. Aber kein Wort stahl sich über seine Lippen, das seine Gefühle enthüllt oder die ihrigen erforscht hätte. Es blieb ihm unmöglich, die Gegenwart einer Hörerin zu vergessen; alle Wärme, mit welcher er in der Einsamkeit zu dem Schatten der Geliebten sprach, floh in sein Herz zurück, wenn er in der Nähe jenes Vorhanges saß, der die Kranke verbarg. Dennoch glich nichts der traulichen Herzlichkeit ihrer Mittheilungen. Selbst die kleinen Mühen seines Standes, die Unlust am Gemeinen und Werthlosen, die er jetzt zuweilen empfand, die fühlbaren Verfolgungen und Neckereien, die er erlitt, vertraute er ihr, und staunend hörte sie, was sie kaum begriff. Aber so ungeübt ihr Verstand war, so sinnreich wußte sie zu trösten und zu zerstreuen. Das Schick-

sal, das ihrer Jugend das Loos bestimmte, mit Leidenden zu leben, schien ihr diese Fähigkeit als Mitgift gegeben zu haben. Ihre immer fleißigen Hände beschäftigten sich gern mit Arbeiten für ihn; sie schmückte seinen Hut oder Helm mit wehenden Federn, zierte seinen Mäntel mit blitzender Stickerey nach seiner Angabe, und wie Egmont zu Klärchen kam, ging auch Theodor oftmals in seinem Putz dicht verhüllt, zu Helenen, die ihn nicht minder staunend betrachtete. Und willst Du nicht einmal mit mir gehen, Lehnchen, fragte er, um auch den bessern Theil des Genusses zu haben? Viele Zuschauer zwar, sahte er mit Bitterkeit hinzu, wissen nichts weiter zu erzählen, als was Du jetzt siehst, und Deine künstlichen Finger sind es wohl oft allein, die mir Beifall erwerben. Wie oft hörte ich mit recht demüthigendem Gefühl meinen Namen beim Ausgange preis seyn, weil die altdeutsche Tracht mir gut stoß, oder das griechische Costüm wohlgewählt war;

während ich ein anderes Leb verdient zu ha-
ben meinte. Der Unerfahrene, der einst für
die Kunst ſchwärmte, ließ ſich freilich nicht
träumen, daß alle redliche Müh, an einer Fal-
te ſeines Gewandes Schiffbruch leiden könne.

Der Winter war faſt verſtrichen, als
Helene, Theodors Bitten nachgebend, von
ihrer Frau Erlaubniß erbat, einer Verſtel-
lung beizuwohnen. Man gab das Käthchen
von Heilbronn, und Theodors Wirthin über-
nahm es, Lehnchen in die unbekannte Zauber-
welt einzuführen. Ja eine Zauberwelt war
es, die hier das junge Mädchen umfing.
Schon die Muſik, die erwartungsvolle Menge,
die ahnungsvolle Düſterheit des Orts machte
ihr Herz höher ſchlagen. Der Vorhang rauſch-
te auf, und vor ihren Blicken entfaltete ſich
ein Bild, dem ihre Seele mit namenloſen
Gefühlen folgte. Nicht Schauſpiel, nein
Wahrheit und Leben war es ihr; ſie vergaß,
wo ſie ſich befand, ſie vergaß, daß jene Men-
ſchen nicht fühlten, was ſie ſprachen, eher

vielmehr, sie begriff nicht, daß man darstellen konnte, was man nicht empfand. Käthchens anspruchslose Liebe bewegte sie tief, denn sie vermochte nicht, den Wetter von Strahlen von ihrem Theodor zu trennen, der ihn spielte. Taumelnd, die gaukelnden Bilder vor dem berauschten Sinn, kam sie zu Hause an, und träumte halb wehmüthig, halb entzückt von dem Gesehenen. War das wirklich Theodor, der so hoch, so schimmernd vor ihr stand, dem der laute Beifall huldigte, den das wunderschöne Mädchen genug liebte, um Heimath und Vater zu verlassen und ihm zu folgen? Und als sie nun vereint waren, konnte ein schöneres, ein zärtlicheres Paar gedacht werden? Mußte nicht selbst Helene es eingestehn, so weh ihr auch ums Herz war? Sie bemühte sich vergebens, den einfachen brüderlichen Freund wieder zu denken, und es dünkte ihr, eine Art von fremder Scheu habe zwischen ihnen Platz genommen, seit sie ihn dort oben erblickte.

Gleich nachdem Theodor umgekleidet war,
t der alte Komiker, der heute Käthchens
ater gespielt hatte, in die Garderobe, und
ber sich, ihn nach Hause zu begleiten, wo
ihm und Ewald etwas Neues verkünden
elle. Aber Freundchen, sagte er, Sie müs-
n mir zu Gefallen noch einen Gang durch
s Erfrischungszimmer machen; ich vermu-
e da einen Fremden, den ich in der Mit-
llege sah. Es regnet draußen in Strömen,
e Herren und Damen, deren Wagen später
estellt sind, stehen dort und halten Gericht
ber uns; lassen Sie uns das Publikum
nmal in der Nähe besehen.

Theodor ließ sich mit fortziehen und be-
egnete gleich am Eingange des Saales Mal-
inens glänzenden Augen. Sie grüßte ihn
nmuthig freundlich und lohte erröthend sein
eutiges Spiel. Ewald war neben ihr, und
n der andern Seite stand ein junger blonder
Mann, mit zarten Zügen, aber sehr bleicher
Farbe. Malvina nannte ihn ihren Cousin,

Grafen Hallenſtein. Der Graf, ſagte ſie, hat das Stück in den meiſten großen Städten geſehen, aber nirgend beſſer als heute. Die Meier ſah göttlich aus, nicht wahr? Der Anzug ſtand ihr unvergleichlich. Aber warum hatte ſie das Mützchen auf? der bloße Kopf wäre jugendlicher, und ſie ſieht ein bischen alt aus für die Rolle. Die Trauerſcenen ſprach ſie vorzüglich — obſchon ich leider faſt nichts davon gehört habe, ſo laut wurde bei uns geplaudert. Iſt es nicht eine recht unangenehme Gewohnheit, das Sprechen während der Vorſtellung? In den ſchönſten Arien der Oper, wo man ganz Ohr ſeyn möchte, ſtört einen das Geflüſter. — Aber freilich die Converſation iſt doch auch hübſch; ich wenigſtens kann mich durchaus nicht zum Schweigen verdammen.

Die Bedienten traten jetzt ein, die Ankunft mehrerer Equipagen zu melden. Die Gruppen trennten ſich, der junge Graf bot

ia den Arm, und Theeders alter Freund
uf ihn zu. Draußen in einem engen,
) ſchlecht beleuchteten Gange wartete
der vornehme Theil der Zuſchauer, auf
chirme oder beſſeres Wetter. Theeder
n Begleiter drangten ſich dicht an der
weg, um ſchneller herauszukommen,
Blitzesſchnelle eine zarte Hand Thee-
chte faßte, ſie raſch drückte, und ein
darin zurückließ. Verwundert ſah er
ber die Geberin der geheimnißvollen
ar verſchwunden; ein buntes Gemiſch
ännern und Frauen wogte um ihn her,
r Duſterheit des Orts hätte jede Er-
g verhindert, ſelbſt wenn er auch die
unter der Menge hätte bezeichnen kön-
Der Andere, der vor ihm herging,
ichts geſehen, er ſcherzte über das
uer und forderte ſeinen Theil daran,
in Theeders Wohnung ankamen, wo
wald ſich zu ihnen fand. Das feine
gen Papier umhüllte einen werthvol-

len Ring und enthielt folgende Worte von einer weiblichen Hand:

„Eine Person, die herzlichen Antheil an Ihrem Wohl nimmt, aber verborgen bleiben muß, fordert Sie auf, noch einen prüfenden Blick auf die Wahl zu werfen, die Sie getroffen haben. Sollten Sie, nach kurzer Wanderung auf dem Pfade der Kunst, seine Dornen gefühlt haben, so hören Sie die bittende Stimme der Freundschaft, die Ihnen zur Rückkehr räth. Hören Sie die Stimme Ihrer ältesten Freunde, die Sie einem würdigern Beruf weihten; sie tönt hienieden nicht mehr, aber Ihr Herz soll sie bewahren. Ich achte Ihre Kunst, aber ich bedaure fast ohne Ausnahme diejenigen, die sie üben. Unerschöpfliche Geduld, zahllose Anstrengungen sichern nicht gegen den Undank eines launenhaften Publikums; ein Nichts kann ihnen den Schatten rauben, nach dem sie ringen, den Beifall

der Menge, der — wie eine vergriffene Münze, nur den Werth hat, den ihm die Einbildung beilegt. Unsicher und dornicht ist ihr Lebenspfad, und die ihn gemeinschaftlich wandeln, neiden sich mit bitterm Haß um seine wenigen Rosen. —

„Nicht reine Neigung, sondern der Drang der Umstände bestimmte Ihren Entschluß. Wollen Sie die vorige sichre Laufbahn wieder betreten, so soll es Ihnen nicht an den Mitteln fehlen. Ueberlegen Sie alles reiflich, man wird Ihnen volle Zeit dazu gönnen.“

Nun wahrlich! rief Ewald lachend aus, die schöne Schreiberin vernichtet selbst den Eindruck, den ihre Worte machen sollen. Wer möchte wohl Thor genug seyn, einen Stand zu verlassen, bei dem solche Gunstbezeigungen zu hoffen sind! Ich frage Euch, ob einem andern rechtlichen gelehrten Manne, der prosaisch auf ebner Erde umherwandelt, Abends im Gedränge Brillantringe in die

Hand fliegen? Seht nur, wie er funkelt. Ich gratulire, Herr Graf Wetter von Strahlen, es hat ſich ein neues Käthchen gefunden, allwiſſend durch beſondere Eingebung, wie die Erſte. Der Brief verräth die genaueſte Bekanntſchaft mit Deinem früheren Schickſal.

Unbegreiflich, ſagte Theodor, an dem Ewalds Scherz verloren ging. Ich kenne keine befreundete Seele auf der Welt, die ſo zu mir ſprechen könnte. Aber ich läugne nicht, daß mich die Wahrheit des Geſagten trifft. Es war eine Zeit, wo ich Ideale ſtatt der Wirklichkeit ſah und die Flamme auf Thaliens Altar für ein rein ätheriſches Feuer hielt. Doch ſie nährt ſich, wie jede andere, von gemeinen irdiſchen Steffen, und bald genug habe ich das erkannt.

Ich mag nicht widerſprechen, nahm der alte Schauſpieler das Wort, um ſo weniger, da ich im Begriff ſtehe, auf immer von der Bühne zu ſcheiden. Und das eben war es, was ich Euch heute mittheilen wollte. Vier-

Ein Jahr lang habe ich das wunderliche Leben getrieben, denn schon in früher Jugend betrat ich das Theater an der Seite meines Vaters. Der Himmel verlieh mir das Talent, mein Gesicht in tausend abenteuerliche Falten zu legen, und ohne großen Kunstaufwand, durch einen Augenwink, eine Bewegung, eine Miene, Lachen und Beifall zu erzwingen. Mit dem Ernst versucht' ich es seltner, aber zuweilen gelang er mir doch auch nicht übel. Ich war bald da, bald dort, und befand mich überall gut, bis jetzt, da die schöne Hälfte des Lebens lange hinter mir liegt, manchmal der Gedanke erwachte, der Scherz könne mir undankbar den Rücken kehren — wie er zu thun pflegt, wann das Haar ergraut ist. — Eine kleine Erbschaft befreit mich von dieser Sorge. Ich will nun abtreten und mich unter die Zuschauer mischen; mögen Andere versuchen mich zu ergötzen, es ist lange seit ich diese Mühe großmüthig übernommen habe.

Die jungen Leute wünschten dem Freunde von Herzen Glück, und mit einem Seufzer gestand sich Theodor, er werde nach einer so langen theatralischen Laufbahn schwerlich so gutes Zeugniß über die verlebte Zeit ablegen. Das ruhige Phlegma des alten Mannes, das die Wirkung seiner komischen Erscheinung verstärkte, hinderte ihn, lebhaft zu empfinden; in Theodor hingegen war Alles Feuer, und der herrschende Fehler seines Charakters machte ihn geneigt, das früher mit Begeisterung Ergriffene alles Werths zu berauben, weil sich Mängel daran zeigten, die er nicht geahnet hatte. Langeschen war in seinem Herzen das bittre Gefühl der Unzufriedenheit erwacht; aber wir kennen die Stärke eines Verdrusses nicht, wenn wir ihn heimlich bergen; die Worte, die wir ihm leihen, ziehen ihn groß, er erhebt sich mehr und mehr, und überwältigt das Gemüth, das ihn früher beherrschte. So ging es Theodor, als er im Fortgange des Gesprächs, seiner vielfach getäusch-

ten Erwartungen gedachte, und von Ewalds lachendem Widerſpruch gereizt, immer heftiger ward. Wehe uns, ſagte er, wenn wir den Beifall verachten müſſen, den einzigen kargen Lohn der Leiſtung, die ein Kind des Augenblicks iſt, mit dem ſie ſtirbt. Aber iſt es möglich ihn zu ſchätzen, wenn ein paar ſeelenlos hergeſchriene Verſe am Ende der Rede ihn heraufpumpen, und dagegen das künſtlichſte Spiel einer minder begabten Rolle unbeachtet und unbelohnt bleibt. Und hat der Brief etwa Unrecht, wo er von dem giftigen Neide der Mitſpielenden ſpricht? Ihr kennt ja die kleinlichen Cabalen, mit welchen mein heutiges Käthchen mich verfolgt, und die Schaar ihrer Anbeter gegen mich bewaffnet.

Unter ſolchen Geſprächen kam die Nacht heran, die die drei Freunde trennte, aber Theodor brachte ſie unruhig und bewegt zu. Er konnte ſich nicht verſagen, auf die Briefſchreiberin zu rathen, und ſelbſt Malvina,

ſo wenig ihr Ton damit übereinſtimmte, entging einer augenblicklichen Vermuthung nicht. Ein anderer Gedanke führte ihn auf irgend eine Miterbin ſeines verſtorbenen Wohlthäters, deren Milde ſeinen Verluſt zu erſetzen trachte. Aber ſo ſehr auch der Vorfall ihn erregt, und über ſein Inneres aufgeklärt hatte, beſchloß er doch, von dem großmüthigen Erbieten der Unbekannten keinen Gebrauch zu machen. Der Wunſch, ſein Loos an Helenens Schickſal zu knüpfen, trat am ſtärkſten gegen jede neue Aenderung ſeines Lebensplans auf, und das ſüße Bild des theuern Mädchens ebnete die Wogen ſeiner bewegten Gefühle. Wie der Mond, aus trüben Wolken hervortretend, den Himmel reinigt, bis er allein im blauen Aether ſchwimmt.

Noch voll von dieſen Wünſchen und Gedanken, verſuchte er am nächſten Abend Lehnchen zu ſehen, und die ungaſtliche Thür öffnete ſich ihm ſogleich. Es war eine größere

Schüchternheit in dem Empfange des Mädchens, und auch Theodor hatte nicht die gewöhnliche Unbefangenheit, weil, seit den Ueberlegungen der vergangenen Nacht, er den Augenblick zu beschleunigen wünschte, der die Schwester in eine liebende Braut umwandeln sollte. Schweigend saßen sie einander gegenüber, bis ein leiser Dank Helenens, für die gestrige Freude, das Gespräch einleitete. Es war so schön, sagte sie, daß mich die Erinnerung daran gar nicht verläßt, ich muß mir manchmal recht ernsthaft denken, daß doch alles nicht wahr ist, und es wird mir schwer, mich davon zu überzeugen. Es schmerzte mich, wie Du so hart gegen das arme Käthchen warst, und auch nachher, als alles gut ward, konnte ich mich nicht recht freuen, Du warst mir so fremd geworden. Ich bin recht einfältig, Theodor, aber es ist mir lieb, Dich wieder so hier zu sehen, Dich selbst, ohne das fremde Kleid.

Versuche es öfter, antwortete Theodor

lächelnd, so wird der Eindruck davon nicht mehr so groß seyn. Du wirst Dich gewöhnen, Deinen Freund in mancherlei Gestalten zu sehen, ihn Gefühle schildern zu hören, von denen sein Herz nichts weiß, ohne deshalb an seinem wahren Selbst irre zu werden.

Ach nein Theodor, erwiederte sie, dieß einzige Mal ist genug für lange Zeit. Ich habe wohl kaum an die Möglichkeit eines solchen Vergnügens geglaubt, aber oft möchte ich doch nicht hingehen, ich weiß nicht warum. Kann das alles so tief auf mein Herz wirken, und nur eine schöne Lüge seyn? Hätte ich Thränen über das Käthchen geweint, fuhr sie stockend und glühend fort, — und sollte glauben ihre Zärtlichkeit wäre nur heuchelnde Kunst gewesen?

Nichts weiter, Lehnchen, sagte Theodor, feine ausstudirte Kunst, in Wort, Ton und Bewegung. Ihr Spiel war schön, aber es mangelte ihm der Funke des Gefühls, die Wärme der Jugend, die kein Studium er-

ſetzt, mir genügt ſie nicht. Lieber möchte ich eine ſchüchterne Anfängerin darin ſehen, ohne Kunſt, aber im Beſitz jener Schätze. Ja, wenn ich in meinen ſtillen Träumen den Gedanken ausbilde, ſetzte er hinzu, ich könnte Dich für die Bühne gewinnen, ſo entſpräche kein Bild auf der Welt meinem Ideale von dieſer Rolle ſo vollkommen als das Deinige.

We denkſt Du hin, lieber Theeder, antwortete Lehnchen, das purpurrothe Geſicht erhebend. Ach Gott nein, das wäre mir unmöglich! Anders als ich bin, könnte ich nimmermehr erſcheinen; ich müßte lachen, wenn ich es nur verſuchen wollte. Nein, nein, da eben im Glanze wäre nicht der Platz Deiner einfachen Schweſter. Es gehört mehr als weiblicher Muth dazu, ſich allen Blicken auszuſtellen, und ich bin die Furchtſamſte meines Geſchlechts. Lieber wollte ich, ſagte ſie ſehr leiſe und ſchüchtern, Du wäreſt

auch etwas Anderes, und ich dürfte Dich nie mehr sprechen hören, was Du nicht denkst.

Lehnchen, sagte Theodor, die unsichtbare Gesellschaft vergessend, Du erklärst Dich gegen meinen Stand, in dem Augenblick, wo es mir am wehesten thut. Kannst Du mich weniger lieben, weil das Schicksal mich diesen Weg führte, so muß ich den heiligsten Wünschen meines Herzens Lebewohl sagen.

Lieber Theodor, rief sie ängstlich aus, die kleinen Hände nach ihm ausstreckend, wie Unrecht thust Du mir. Gott weiß, wie gut ich Dir war, von Jugend auf, und wie ich es immer seyn werde, das Schicksal mag Deinen Weg zeichnen wie es wolle.

Und hast Du Muth, fragte er weiter, ihre Hände festhaltend, den Weg mit mir vereint zu gehen? Liebst Du mich genug, um mein zu seyn, für Zeit und Ewigkeit, treu und ohne Wandel? Ist es nicht bloß Schwe-

sterliebe, was Du fühlst, darf Dein reines Auge mir sagen, was mich glücklich macht?

Lehnchen schwieg und stille Thränen fielen in ihren Schooß, ihre Hände zitterten in den seinigen, aber sie hob die klaren Augen auf, und sah ihm wehmüthig freundlich ins Gesicht. Ach es ist ja nicht möglich Theodor, sagte sie endlich, Du, so weit über mir in jeder Beziehung, Du kannst mich so nicht lieben. Bruderliebe hoffte ich von Dir, mehr niemals, bei dem Gedächtniß meiner theuern Eltern.

Und wünschtest Du niemals mehr Lehnchen? Bei dem Gedächtniß unserer Eltern beschwöre ich Dich, Du sprichst mein Urtheil.

Deutlich nicht, sagte sie weinend aber doch wohl im tiefsten Herzensgrunde, wo die geheimsten Wünsche ruhen. Darum that es mir weh, Dich so liebevoll gegen eine Andere zu sehen, und ich meinte, es wäre Wahrheit in deinem Spiel. Ach, und ich

mechte nicht wieder zuschauen, weil es mich so tief betrübte. —

Entzückt über ihr Geständniß, und bezaubert von der holdseligen Bangigkeit, mit welcher sie es ablegte, hielt Theodor das Mädchen in seinem Arm, und das süße Gespräch traulicher Liebe dauerte heute länger, als die gewöhnliche Zeit. Er mußte ihr ja jeden Zweifel in seine Treue nehmen, und erzählte lächelnd, wie gerade er und seine Mitspielerin in offnem Zwist lebten, ja wie sie eine Cabale gegen ihn spinne, um seinen Platz einem Andern zu öffnen, mit dem sie sich zu verbinden denke. Halb erfreut, halb betrübt hörte ihn Lehnchen an; sie konnte es nicht verbergen, daß ihr Verurtheil gegen diese Kunst, das ihre beschränkte Erziehung genährt hatte, durch seine Mittheilung neue Stärke gewann. Er beruhigte sie durch die Versicherung: die Bühne sey die Welt im Kleinen, und kein Stand, in dem der Mann nicht mit Undank, Falschheit und Verken-

nung zu kämpfen habe. Er wandte alle Kunst einer ausgezeichneten Beredsamkeit an, diesen Satz durchzuführen; es schien, er wolle sich selbst, wie seine Zuhörerin, von einer etwas unhaltbaren Behauptung überzeugen; aber es mochte ihm bei seinem eigenen Verstande gelingen oder nicht, die Stimme der Liebe gewann Lehnchens Herz leicht zum Glauben, und sie grübelte nicht, so lange sie ertönte.

Es wurde indessen spät, und Helene erinnerte den Glücklichen an die abgelaufene Zeit. — Lieber Gott, sagte sie, ich hatte die kranke Frau ganz vergessen.

Auch ich, antwortete Theodor; alle Scheu vor ihrer Nähe, die so lange meine Zunge band, war gewichen; ich sprach, als ob niemand uns hören könne, als die Schutzgeister treuer Liebe.

Auch hat uns niemand weiter gehört, versicherte Lehnchen zutraulich; die Frau hört schwer und liest, wenn ich nicht bei ihr bin.

Aber möchte sie auch, ich werde ihr doch alles sagen; das Glück mehrt sich, wenn man es mittheilen darf, und sie meint es herzlich gut mit mir. Ach Theodor, wie glücklich hat mich Gott gemacht.

Und wann werden wir uns ganz angehören? fragte er dringend; nicht mehr unser Beisammenseyn nach kurzen beschränkten Stunden messen?

Vielleicht ist die Zeit noch fern, antwortete sie, und Gott bewahre mich, daß ich sie ungeduldig herbei wünschen sollte — denn, lieber Theodor, ich habe der leidenden alten Frau versprechen, sie nicht zu verlassen bis ans Ende, und ihre Tage sind gezählt. Ich würde selbst an Deiner Seite nicht glücklich seyn, hätt' ich solch ein theures Gelübde gebrochen. Auch dünkt mich, das ungenügsamste Herz könnte keinen Wunsch mehr beherbergen, wenn es so reich ist, als heute das meinige. Gute Nacht denn, und frohes Wiedersehen.

Aber früher dießmal als in acht langen Tagen, nicht wahr Helene?

Es kann nicht seyn, Theeder, sagte sie traurig, ich würde sie gewiß erzürnen. Denke wie viel Güte sie mir schon bezeigte, als sie Dich in ihr klösterliches Haus einließ. Mehr fordern könnt' ich um die Welt nicht. Acht Tage sind wohl lang, aber Liebe und Freude werden sie verkürzen, und wo Du seyn magst, werden meine Gedanken Dich begleiten. — Es waren einige Tage vergangen, in welchen Theeders frohe Hoffnungen mit mancher Unannehmlichkeit seiner äußern Lage wechselten, als ihm eines Abends ein kleines Billet eingehändigt wurde, von der nehmlichen Hand überschrieben, die schon einmal geheimnißvolle Worten an ihn gerichtet hatte. Es enthielt eine Aufforderung zu mündlicher Erklärung über den Vorschlag im vorigen Briefe, und beschied ihn dringend auf den künftigen Abend, vor das westliche Thor der Stadt, wo ein Wagen seiner

warten werde. Er entschleß sich, das Abenteuer zu bestehen, und Neugier und Erwartung bestürmten seine Seele, während der Zwischenzeit um so mehr, je tiefer er sie in sich verschließen mußte, denn der Brief legte ihm strenges Schweigen auf. Fest in seinen Mantel gehüllt, trat er um die bestimmte Zeit auf den weiten öden Platz vor dem Thore, ein Wagen hielt dicht an der Bariere. Auf ein Losungswort, das der Brief ihm gegeben hatte, sprang der Führer des Wagens ab, um ihm den Schlag zu öffnen; kein Wort wurde weiter gewechselt, und die Pferde trabten rasch durch die Nacht hin. Es war zu Ende des Märzmonats, ein lauer, aber heftiger Thauwind schüttelte die dürren Aeste der Bäume, kein Mondstrahl erhellte die Finsterniß; nach kurzer Zeit wußte Theodor durchaus nicht mehr, in welcher Gegend er sich befand. Der Weg, den er geführt ward, dünkte ihm weit; eine augenblickliche Besorgniß leitete seine Hand zu der Waffe, die

er bei ſich trug. Endlich, nach einer — wie er meinte, etwa zweiſtündigen Fahrt, ſah er Licht zur Seite des Wegs erſcheinen; einzelne Häuſer, hohe Bäume erheben ſich ſchwärzer in die ſchwarze Luft, Hundegebell ertönte, der Weg ward ebener und führte jetzt in trocknem Sande, durch eine Reihe hoher Stämme, bis vor ein größeres Haus, von deſſen Aeußern Theodor jedoch nur eben ſo unvollkommen urtheilen konnte, als von der Umgebung.

Eine alte Frau öffnete ſogleich die Thür; ſie trug eine Lampe, die ſie aber ſo geſchickt mit der Hand umhüllte, daß ſie dem Eintretenden nur gerade ſo viel Licht gab, um ihn, an einem ſo unbekannten Orte, vor dem Fallen zu ſchützen. Schweigend führte ſie ihn eine enge Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer und düſtre Gänge, bis in ein hellerleuchtetes kleines Gemach, wo ſie ihn warten hieß, und durch eine Glasthür verſchwand. Wie im Traum, ſchwindelnd von der dun-

kein Fahrt, und nicht minder aufgeregt durch das Seltſame der Begebenheit, ſetzte ſich Theodor hier nieder, und wie wir träumend Einzelnes aus dem Gewirr von Bildern feſthalten, ſo prägten ſich die wunderlichen Schnörkel der bunten Tapete, auf der ſein Blick unbewußt ruhte, ſeinem Gedächtniß vorzüglich ein. Weiter war nichts bemerkenswerth in dem einfachen Zimmer; die Fenſter gingen, wie es ſchien, in einen Garten, denn das Wehen des Windes in den Wipfeln der Bäume war das einzige Geräuſch, das die lautloſe Stille unterbrach.

Nach einer kleinen Weile erſchien die ſtumme Führerin von neuem, und Theodor trat nun durch die Glasthür in ein tiefes ſchmales Cabinet, deſſen vordere Hälfte von einer Schirmlampe matt erleuchtet ward. Auf dem Hintergrunde ruhte räthſelhafte Dämmerung, und kaum unterſchied ſein Auge hier eine ſchlanke weibliche Geſtalt von hohem Wuchs, die ihm nur einige Schrit-

te entgegen kam, und ſchweigend auf einen Sitz deutete, weit genug von dem ihrigen, kein näheres Beobachten zuzulaſſen. Ihre Stimme ſchien nicht ganz unverſtellt, und zitterte Anfangs, aber es waren ſehr ſanfte, liebliche Töne, in welchen ſie ſprach. Ihr Anzug, weitfaltig und verhüllend, ließ nur unvollkommen auf die Umriſſe ihrer Geſtalt ſchließen, und eine tiefe Haube beſchattete ihre Züge; es war Theodor unmöglich, ſich einen Begriff davon zu machen.

Denken ſie nicht unvortheilhaft von mir, begann ſie, nachdem die Andere ſich entfernt hatte, weil ich mich in Dunkel hülle. Auch die gute, ja die reinſte Abſicht muß zuweilen den Mantel der Nacht leihen, der ſonſt nur Böſes bedeckt. Fragen Sie nicht, woher der Antheil ſtammt, den ich an Ihrem Wohl nehme, aber glauben Sie, daß kein gewöhnliches Gefühl ſo ungewöhnliche Schritte veranlaßt hat. Und o! verwerfen Sie meine Bitten und Vorſtellungen nicht, weil ſie

aus dem Munde einer Unbekannten zu Ihnen ertönen!

Die Stimme der Redenden schien bei diesen Worten so heftig bewegt, und hatte zugleich etwas so Bekanntes in ihren Lauten, daß ihre Wirkung auf Theodors Gemüth unbeschreiblich war. Er vergaß das Absichtliche der Entfernung, in welcher er von ihr war, und machte eine Bewegung, sich zu nähern. Aber mit einem ganz verschiedenen Tone, dessen gebieterischer Ernst Gehorsam erzwang, bat sie ihn, seinen Platz zu behalten. Es bedurfte einer kleinen Pause nach dieser Störung, peinlich für Theodor, und vielleicht für Beide. Doch nicht gar zu lange und die Unbekannte brach das Schweigen, indem sie Theodor eine Antwort auf ihre schriftliche Ermahnung abforderte.

Es ist nicht leicht, einen Entschluß auszusprechen, den unsere Vernunft nicht ganz billigt, und in dem Augenblick, wo wir es thun müssen, pflegt unser untreues Gedächt-

niß uns, tückiſch genug, auch noch die wenigen Gründe zu weigern, die wir gleichſam als Zeugen für unſer Recht aufzurufen willens waren. So ging es jetzt Theodor, der nie deutlicher als in den letztverfloſſenen Tagen erkannt hatte, wie trüglich das Irrlicht jugendlichen Wahns ihn verleckt hatte. Die Bande der Liebe, die ihn nun mit Helenen verknüpften, hielten ihn noch allein auf der betretenen Bahn feſt, aber er ſcheuete ſich, dieſen Beweggrund einzugeſtehn, und unternahm es mit poetiſcher Gewandtheit, der Kunſt ein Lob zu zollen, von dem ſein Gefühl nichts mehr wußte. Seine Zuhörerin beſtritt ihn nicht weniger geſchickt. Sie malte mit ſeltner Wahrheit und tiefer Kenntniß die Schattenſeiten ſeines Bildes aus, und ſchloß ihre lange überzeugende Rede durch die Verſicherung, er habe dieß Alles längſt empfunden, aber er ſuche ſich ſelbſt und die ſorgende Freundſchaft zu täuſchen.

Wird es dem Manne denn ſo ſchwer,

fuhr sie fort, da Theodor schwieg, einer Frau gegenüber Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten? Wohlan, mein Gefühl ist das eines Freundes, mein Beistand der reine Freundeswunsch, Sie glücklich zu sehen; sprechen Sie denn, ich beschwöre Sie, wie Sie thun würden, wenn statt meiner der verklärte Beschützer Ihrer Jugend Sie fragte: Ist es die Liebe, die Sie hier in unwürdigen Verhältnissen festhält? Und wollen Sie ihr die Aussicht auf eine ehrenwerthe, wohlthätige Bestimmung opfern?

Es war etwas in dem Tone dieser Worte, was Theodors Stolz empörte und zugleich sein Herz traf. Bitterkeit und schmerzliche Rührung zerschmelzen so innig in der zitternden Stimme, daß man keins von beiden verherrschend nennen konnte. Nicht ohne Anstrengung antwortete er daher durch ein offnes Geständniß der Wahrheit. Er sprach von seiner Liebe mit Wärme, aber ohne redneriſchen Schmuck, und gestand, es sey ihm nicht mehr möglich

einen Weg einzuschlagen, der das Mädchen seiner Wahl ihres einzigen Schutzes berauben würde.

Diese Erklärung endigt Alles, sagte die Unbekannte, nach einem minutenlangen Schweigen. Ich habe kein Recht, ihr etwas entgegenzusetzen. Verschweigen Sie die Begebenheit des heutigen Abends, setzte sie stolz hinzu, vergessen Sie sie, wenn es seyn kann.—

Nimmermehr! rief Theeder aus, mein Herz wird das Andenken daran bewahren, so lange es schlägt.

Leben Sie wehl, sagte sie, wie es schien durch Theeders Ausruf besänftigt, und ihre Hand bewegte die Klingelschnur neben ihrem Sitz. Leben Sie wehl, und wenn Sie mein Andenken bewahren, denken Sie über Ihr Wehl nach. Ja, mögen Sie es doch wissen, daß es mir unmöglich ist, Sie aufzugeben. Handeln Sie nicht rasch und unbesonnen, Ihr lebhaftes Gefühl wird Sie irre leiten. Wir scheiden nicht auf immer.

Seine Führerin trat nun ein und geleitete ihn auf dem nämlichen Wege zum Wagen. Es schlug zwölf Uhr, als er am Thore ausstieg und durch die schallenden Straßen nach Hause ging. Von Gedanken bestürmt legte er sich nieder, und der Schlaf zerriß erst spät ihre Reihe. Aber auch im Traume wirkten die Vorstellungen fort, die seine Seele beherrschten. Ihm dünkte, er wandle durch alle Gemächer des Freigutes, um den Rath des alten Herrn über etwas zu begehren, das ihm nach Traumesart nicht ganz deutlich war. Die Wanderung schien endlos, bis er auf einmal im Garten den Gesuchten fand, der sich, wie vormals, mit der Wartung seiner botanischen Pflanzung beschäftigte. Ein trüber, vorwurfsvoller Blick empfing den Kommenden; Theodor wollte ihm nahen, aber das Gestrüppe zu seinen Füßen ward zur Mauer, es wuchs rascher, je mehr er es entfernte, und wob einen Nebel um die Züge seines Freundes. Was willst Du, sagte Jener,

ſtöre mich nicht. Mein Schüler hat die Pflanzung verlaſſen, ich muß die Arbeit allein thun. Beim Klang der vertrauten Stimme kämpften Freude und Ueberraſchung in dem Träumenden, mit der geheimen Ahnung, er ſtehe vor einem Todten, und ein leiſer Schauer ergriff ihn, indem er den Mund öffnete, um ſich einen väterlichen Rath zu erbitten. Der alte Mann ſah ihn lange ernſt an, dann ſagte er mit langſamen ſchallenden Tönen: „Du haſt nichts Gröſſeres von dem Glücke bekommen, als das Vermögen, unzähligen Menſchen das Leben zu erhalten, noch etwas Beſſeres von der Natur, als den Willen, dieſes zu thun.“ Theodor wollte antworten, aber ſeine Stimme war klanglos, er erwachte von der Anſtrengung, ſie zu verſtärken. — Der Morgen war noch nicht herauf, aber er verſuchte, nicht wieder zu ſchlafen. Er dachte mit ſtillem Ernſt über das große Räthſel unſerer Seele nach, die aus Erinnerungen und Anklängen des bewegten Lebens die Nebel-

bilder der Nacht webt, Todte von Jenseits herüber beschwört, und ihre Züge treuer malt, als die wachende Einbildungskraft; und staunend wiederholte er die Worte eines alten Redners, die sein Gedächtniß ihm unbewußt aufbewahrt hatte, um sie so wunderbar passend in den Mund der geliebten Erscheinung zu legen.

Unruhig und verstimmt brachte Theodor den Tag hin; in derselben Laune ging er Abends ins Theater, und hatte Mühe, seine Gedanken zu entfernen, um Raum für die Schöpfung des Dichters zu gewinnen, die er darstellen sollte. Es war der Mortimer in Maria Stuart. Ein spottender Blick der schönen Maria empfing ihn schon im Ankleidezimmer; ihre Fehde war seit einigen Tagen offen erklärt, aber heute prallten die Pfeile des Hasses an seiner Zerstreuung ab, und eben so wenig beachtete er es, als er sie während der ersten Scene in tiefem Gespräch mit einem seiner Universitätsbekannten sah, der,

ein früherer Widerſacher Theeders, ſich aus Wahlverwandtſchaft auch hier zu ſeiner Gegenparthei geſellte. Seine rauhe Stimme, ſeine vernachläßigte auffallende Tracht, und die ſeltſame Art ſeiner Huldigung machte das flüſternde Paar zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, bis Mariens Stichwort ſie hervorrief und ihn entfernte. Aber als Theeder nun auftrat, begrüßte ihn ein leiſes Pochen von unten, und wiederholte ſich, trotz dem Mißfallen des Publikums, bei jeder neuen Scene. Empört über dieſe Kränkung, ſpielte er nur mit Anſtrengung aller Kräfte fort, und als er die letzten Worte geſprochen hatte, die von lautem Beifall begleitet wurden, entſtand ein offner Kampf ſeiner Freunde und Feinde unter den Zuſchauern. Lärmend ſchallte Händeklatſchen und Brave zwiſchen ungeſtümes Pochen und gellendes Pfeifen, bis der Zwiſchenvorhang niederſank und Theeder, voll Zorn und Verachtung über ſolche Mißhandlung, ins Ankleidezimmer

eilte, um einen Augenblick allein zu seyn. Hier erwartete ihn Ewald, der den Argwehn bestätigte, ihr ehemaliger Gefährte sey der Anstifter des stürmischen Auftritts. Theodor war todtenblaß und ein Zittern durchflog seine Glieder; er folgte dem Freunde ohne irgend einen Widerstand in den Erfrischungssaal, wo er auf sein Zureden einige Gläser Punsch trank, während sich Ewald bemühte, dem Vorgange, nach seiner leichten Weise, alles Ernste, Verdrießliche zu benehmen.

Freund, sagte er, wir Beide haben kein Glück mit Königinnen; mache es wie ich, lache darüber. Die schöne Königin, die das rothe Herz im Wappen trägt, hat mich in gestriger Nacht so völlig arm gemacht, daß ich Dir jetzt nur für dein eignes Geld Bescheid thun kann. Dich haben heute Maria Stuarts heldenmüthige Hülfstruppen geschlagen. Aber wahrlich, wenn Du unsere Schicksale vergleichst, ging es Dir noch besser als mir.

Scherze nicht, antwortete Theodor heftig; ich kann nicht einstimmen. Ich fühle zu tief das traurige Loos eines rechtlichen Mannes, das leichte Ziel jedes Narren zu seyn, dem es gelingt, ein Dutzend Anderer um sich zu versammeln.

Zum Henker Herr! wem gilt das, rief eine Stimme, dicht neben ihm, und das verzerrte grinsende Gesicht seines alten Bekannten blickte ihm aus einem Wald buschiger Haare entgegen. Theodor glühte.

Ich widerrufe mein Wort nicht, sagte er, es galt dem absichtlichen Beleidiger, dem schamlosen Ruhestörer, und ich glaube nicht zuviel gesagt zu haben, selbst wenn Sie der Mann wären. —

Und ich glaube nicht zuviel zu verlangen, wenn ich dafür Genugthuung fordre, schrie der Andere. Ewald, Ihr seyd Zeuge, bestimmt den Platz und die Waffen.

Wir sind nicht mehr in * *, sagte Theo-

der verächtlich.' Die Zeit der Jugendtherheiten ist verbei. Ich folge keiner Ausforderung.

Göttliche Ausflucht! rief Jener aus. Die Schwerdter auf den Brettern sind freilich so höflich, nicht zu verwunden, und die Helden dort oben fürchten nur die Musik des Gefechts, Trommeln und Pfeifen. Aber ein Schurke, sag' ich, der morgen Abend fehlt. In dem Gehölze hinter dem rothen Werwerk ist der beste Platz. Schlag 5 Uhr bin ich dort.

Der Mann kann alles verlieren, ehe er den Ruhm der Unerschreckenheit wagt, sein eigentliches, unveräußerliches Erbe, sein höchstes Bewußtseyn im Kreise der Männer, sein Stolz und Schmuck bei dem schwächeren Geschlecht. Theeders bessere Ueberlegung wich diesem Gefühl, und in dem Moment, wo der Streit anfing einige entfernte Personen herbeizuziehen, versprach er kurz und trocken, der Einladung seines Gegners zu folgen. Erhitzt von so heftigen Gemüths-

bewegungen ging er nun an Ewalds Arm auf die Straße, und als ſie von weitem die glänzend beleuchteten Fenſter der Gräfin Malvina ſahen, erinnerte ihn jener, daß ſie Beide dort erwartet würden. Es war Theodor willkommen, ſeinen Gedanken zu entfliehen, und ſich in den Wirbel geſelligen Verkehrs zu ſtürzen, denn er fürchtete heute die nächtliche Ruhe. Selbſt der Blick auf das verhüllte matt ſchimmernde Fenſter Helenes weckte ihm nur trübe Vorſtellungen, und er ging raſcher vorwärts, ſich umzukleiden, und mit Ewald hinüber zu eilen, wo ihm ſchon im Vorhauſe Muſik und feſtliches Geräuſch entgegenſcholl.

Malvina verließ beim Eintritt der Freunde ihren Vetter, mit dem ſie geſprochen hatte, und begrüßte Ewald leicht wie immer, Theodor hingegen aufmerkſamer, aber mit ſichtlicher Befangenheit. Ihr liebliches Geſicht überflog eine höhere Röthe, da er ihr gegenüber ſtand, und weil er glauben muß-

te, sein heutiges Mißgeschick veranlasse diese Verlegenheit, fing er stelz und gereizt zuerst davon zu sprechen an.

Ich weiß alles von meinem Cousin, sagte sie, aber bitte: denken sie nicht mehr daran! Machen Sie mir die Freude, Ihren Verdruß bei uns zu vergessen. Es gibt heute herrliche Musik, der fremde Virtues wird mit unserm Ewald wetteifern.

Der Ton, in welchem Malvina sprach, so sanft und bittend, wie er ihr sonst nicht eigen war, erinnerte Theeder plözlich an die fast vergessene Begebenheit der vorigen Nacht. Er strafte sich selbst über den eiteln Wahn, aber er konnte sich nicht ableugnen, daß die Aehnlichkeit mit der Stimme seiner unbekannten Freundin außerordentlich groß war, und unwillkürlich versank er einige Augenblicke in Nachdenken.

Lieber Veltheim, fuhr Malvina noch herzlicher fort, Sie sind wahrhaftig zu gut, und zu gefühlvoll unter diesen Menschen.

haſſe das ganze Weſen recht von Herzen,
ich einen Blick durch die gemalte Pracht
en Couliſſen gethan habe. Wären Sie
weit davon, in Verhältniſſen, die beſ-
für Sie paſſen. — Zwar nein — ach
, das möcht' ich wieder nicht. Es wür-
ns zu weh thun, Sie zu verlieren, und
dings gibt es keine intereſſantere Kunſt,
die ſo erfreut, ſo allgemeine Aufmerk-
eit gewinnt, Herz und Phantaſie, ſo
ichtig feſſelt.

Die Muſik trauert, ſagte Ewald hinzu-
nd, über die Partheilichkeit, mit wel-
ihre glückliche Schweſter gerühmt wird.

Die Muſik? fragte Malvina neckend,
ihr eitler Prieſter.

O der gönnt ſeinem Freunde heute den
n Schein der Sonne, antwortete er,
wenn keine ihrer Strahlen ihn ſelbſt
ckt.

Sie ſind immer derſelbe, ſagte ſie, und
rnſthaft am Inſtrument. Aber, ohne

Scherz, lassen Sie uns heute versuchen, ob unsere Kunst unsern Freund erheitern kann. Wir haben die schönen vierstimmigen Gesänge, die er liebt, er muß selbst mitsingen, nicht wahr, Veltheim!

Bei Gott, das war der Ton wieder, dachte Theeder, und blickte wie verzaubert in Malvinens sanft freundliches Gesicht, aber plötzlich fuhr sie in ganz verschiedener Art fort. Ich mag die Meier gar nicht wieder sehen, da ich weiß, daß sie so beshaft ist, man kann keine Freude mehr an ihrem Spiele haben. Apropos Ewald, künftige Woche gibt sie wohl die Sappho, ich denke sie mir reizend — man darf es nicht versaumen. —

Es gibt Tage und Stunden im Leben, deren wir uns, wenn sie vergangen sind, so undeutlich erinnern, wie einer Landschaft, die wir im Morgennebel sahen. Die mannichfachen Gegenstände, Nähe und Ferne, sind gleich umhullt, nichts tritt einzeln aus

Dämmerung hervor, und der ungewiſſe
k vermag nichts aufzufaſſen, um es der
unft zu bewahren. So war für Theodor
Rückblick in dieſe Nacht der Fröhlichkeit,
in die Stunden des folgenden Tages.
Die ſtreitenden wechſelnden Empfindun-
ſeiner Seele ſollen hier nicht angedeu-
verden, er ſelbſt vermochte ſie nicht zu
ern. Nur der Wunſch, Helenen noch
nal zu ſehen, trat aus dem Nebel hervor,
der größte Theil des Tages ward ange-
dt, ihn zu befriedigen. Aber eben heu-
war ſie nicht an dem gewohnten Platz,
als er endlich an ihre Thur zu klopfen
te, erſchien die alte Magd, ihm zu ſa-
: die Frau ſey kränker als gewöhnlich,
ene dürfe ſie keinen Augenblick verlaſſen.
war die Stunde herbeigekommen, wo er
em beſtimmten Ort erwartet wurde; Ewald
eitete ihn. Die Gegend, einſam und wild
ch, war es mehr noch in dieſer frühen Jah-
eit. Das dichte Gehölz entbehrte den

Schmuck des Laubes, ein tiefer dunkler Waſſerſtrom führte rauſchend das letzte Eis in ſtarren Maſſen mit ſich fort. Ewald und Theeder waren die Erſten auf dem Platze, bis nach kurzem Warten der Andere, ebenfalls mit einem Gefahrten, erſchien. Sein Anſehen war wild und wuſt, ſeine Stimmung lärmend, überſpannt und unnatürlich; im auffallenden Gegenſatz mit Theeder, dem der Ernſt des Augenblicks ſo feierlich ans Herz ſprach, daß er einige Werte ſagen zu müſſen glaubte, die das Aeuſſerſte abwenden könnten. Ein prahlender Ruf zum Angriff beantwortete ſie, und man griff zu den Waffen.

Eben ſo verſchieden war das Benehmen der Beiden, als ſie ſich nun im Kampfe gegenüber ſtanden. Theeders Beſtreben, den wüthenden Jungling zu ſchonen, das er ſich zur Pflicht gemacht hatte, muſte bald einer ſorgſamen Vertheidigung weichen, da jener heftig auf ihn eindrang, und ſein Schickſal wollte, daß nach wenigen Gängen der ungeſtume

Gegner mit einer Wunde am Boden
ie allem Anſchein nach gefährlich war.
rnichtet ſtand Theoder am Stamm des
s, der das Haupt des Verwundeten
während der Begleiter des Unglück-
nach Hülfe eilte und Ewald ſein Blut
en verſuchte. Flieht! rief Ewald aus,
bt Dir weiter keine Wahl, ich hoffe,
l nicht unvorbereitet. Leider kann ich
icht, wie ich wohl gern thäte, mit den
n zur Flucht ausſtatten. Du weißt,
en Dienſt meine Habe Schiffbruch litt.
eoder weigerte ſich ſtandhaft, ſeinem
zu folgen, obgleich der Verwundete
yl dazu ermahnte. Macht, daß Ihr
mt, Veltheim, ſagte er mit matter
e aber aller Kraft im Ausdruck, ich
, die verwünſchten Raben über uns
mein Sterbelied; was wollt Ihrs
n, bis die Reiſe fertgeht. — Wie
nichts, wenn Ihr die Zeche bezah-
ſt. —

Ich kann nicht gehen, sagte Theodor erschüttert; ich müßte der furchtbaren Ungewißheit erliegen, die ich mit mir nähme.

Geh ins rothe Verwerk, bat ihn Ewald, dort bist Du für jetzt sicher, es liegt abgeschieden; Du wirst leicht einen Vorwand finden, einige Stunden zu verweilen. Ich bringe Dir heute noch eine Nachricht, wie es mit ihm steht. Jetzt geh um Gotteswillen.

Theodor ging wie betäubt am Rande des rauschenden Wassers fort, das, gleich einer schauerlichen Melodie, die schrecklichen Gefühle seines Gemüths begleitete. Er sah oft zurück, bis der Ort des Entsetzens zu entfernt war, um noch erkannt zu werden, dann verdoppelte er seinen Schritt, gleichsam den verfolgenden Geistern der Erinnerung zu entfliehen. Mitten im Gebüsch lag endlich das einsame Haus vor ihm, das er suchte; die sinkende Abendsonne warf glänzendes Licht in die Fenster, sie strahlten wie schimmerndes Gold. Todtenblaß trat er ins Haus; sein

Vergeben: er ſey auf einer Wanderung krank geworden, fand leicht Glauben. Ihr ſeht übel aus, Herr, meinte eine alte Frau, ich will Euch hinaufbringen in ein ſtilles Kämmerchen, unten lärmen die Kinder, Ihr kommt nicht zur Ruhe.

Indeſſen ſank die Sonne bald nach jenen prächtigen Abſchiedsblicken hinter ſchwarzes Gewölk nieder, und ſchnelle Dämmerung verbreitete ſich über die Gegend. Theodor ſtarrte ohne Gedanken in die melancholiſche Einſamkeit hinaus; es war nur ein Gefühl in ſeiner Bruſt, das ſchreckliche Bewußtſeyn einer That, die, nachdem ſie gethan war, keine Entſchuldigung mehr in ihm fand. Die alte Frau hatte ihm Thee und Licht gebracht und das reinliche Bett in der Kammer zum Gebrauch empfohlen; er bezahlte Alles reichlich, aber er trank nicht, und fuhr fort, in die Nacht hinauszublicken und der Muſik der Wellen zu horchen. Wie es ſpäter ward,

lauschte er ängstlicher auf jedes Geräusch, und sein Herz schlug hoch, wenn der Hofhund murrte oder die knarrende Pforte bewegt ward. Es mochte schon zehn Uhr seyn, als ein Ton, wie das Rollen eines Wagens, sich durch die Stille hören ließ. Es kam näher, die Pforte ward geöffnet, er hörte sprechen, und bald darauf trat die alte freundliche Frau ein, einen versiegelten Zettel in der Hand. Er enthielt die wenigen Worte: Bedienen Sie sich des Wagens, um an dem bewußten Ort Nachricht über Ihre Angelegenheiten zu erhalten. Die Handschrift kannte Theodor nur zu gut. Er nahm Abschied von der Hausfrau, stieg in den Wagen, der pfeilschnell mit ihm davon flog, und befand sich, ohne dießmal die Zeit gemessen zu haben, vor der Thür des geheimnißvollen Landhauses. Wie jenesmal, öffnete die Dienerin, stumm, mit umhüllter Leuchte, und als er sich in dem düstern Zimmer mit seiner räthselhaften Freundin allein sah, fragte er sich selbst: ob die Begegnisse

dieſes Tages Wahrheit, oder Erzeugniß eines fieberiſchen Wahns wären.

Wir ſehen uns früher wieder, hob ſie an, als ich meinte, aber der traurige Zufall hat über Sie entſchieden. Ueberlaſſen Sie ſich nun, ich beſchwöre Sie, der Leitung der Freundſchaft. Sie müſſen fort von hier, ehe eine Stunde vergeht, für Ihre Reiſe iſt geſorgt. Gehen Sie nach B*** und vollenden Sie dort das wohlthätige Studium, dem Sie früher geweiht waren. Keine Bedenklichkeit hindern Sie, die Mittel zu gebrauchen, die eine Unglückliche Ihnen bietet. Ja, eine Unglückliche, Bedauernswürdige, der die Güter des Lebens ſo nichtig ſcheinen, daß Sie ihr nicht verpflichtet werden, indem Sie etwas davon annehmen. Ach! was ſage ich, Sie werden den heißeſten Wunſch eines kummervollen Herzens erfüllen, wenn Sie mich, unbekannt und unerforſcht, an die Stelle Ihr verklärten Freunde treten laſſen, die Ihre

hülfloſe Jugend unterſtützten. Wollen Sie, Theodor?

Ich will, ſagte er, erſchüttert von der Bewegung, mit welcher ſie ſprach, aber — um Gotteswillen, bin ich wirklich ein Mörder?

Er lebt noch, antwortete ſie gefaßter als vorher — obgleich in großer Gefahr. Was möglich iſt, ſoll geſchehen, ihn zu erhalten. Und noch Eins! — Das Mädchen, das wir beide kennen, wird nicht ſchutzlos ſeyn. Gehen Sie ins Nebenzimmer, dort iſt Schreibzeug und Licht, ſagen Sie ihr Lebewohl, aber nur wenig Worte, die Zeit iſt koſtbar.

Theodor ging und kehrte nach einigen Minuten mit dem Briefe zurück. Sie trat ihm näher und nahm es aus ſeiner Hand. Die Gefühle, ſagte ſie, die dieß Papier ausſpricht, ſind vielleicht nicht mehr ſo warm, wenn Sie nach Jahren zurückkehren; Zeit und Trennung entſcheiden über die Liebe — ich weiß das und will nichts dagegen hören. — Leben Sie wohl, im Hofe hält der Wagen;

Sie hören von mir, wann Sie den Ort Ihrer Bestimmung erreicht haben.

Ich kann so nicht scheiden! rief Theodor aus. Sie scheinen jede Regung meines Herzens zu kennen, aber Sie wissen nicht, wie heilig mir die Liebe für jenes Mädchen ist. Mag die Zeit über Alles Macht haben, sie wird eine solche Zuneigung nicht antasten. Darf ich der Versicherung glauben, daß Helenens Schicksal in Freundeshänden ruht?

Sie dürfen, erwiederte sie lebhaft aber mit zitternder Stimme. Bei allem, was dem Menschen heilig und werth ist, verbürge ich Ihnen meine Sorgfalt für sie.

Und wird der Schleyer niemals fallen, fragte er, der mir die unbekannte Wohlthäterin verbirgt?

Niemals, sagte sie — nein, niemals. Gehen Sie jetzt, und noch einmal — leben Sie wohl!

Theodor wagte nicht, diesen Worten den Gehorsam zu weigern, sie hatten etwas Ge-

bietendes, das gegen die frühere Rührung seltsam abstach. Aber kaum war er wenige Schritte gegangen, und trat eben über die Schwelle des Nebenzimmers, wo das Licht, bei welchem er geschrieben hatte, erloschen war, als die leichten Schritte der geheimnißvollen Unbekannten hinter ihm ertönten und ihre Hände ihn bebend festhielten. — Es könnte das letztemal seyn, sagte sie, daß wir in dieser Welt einander gegenüber ständen, und darum soll das Abschiedswort nicht einer traurigen Förmlichkeit zum Opfer gebracht werden. Gottes Segen über Sie, sein bester Segen! Alles was sorgende Liebe wünscht, wenn sie am reinsten liebt, werde Ihr Theil. Vielleicht, wenn ich nicht mehr bin, erfahren sie einst, wer mit diesem Segen von Ihnen schied.

Theodor hatte sich auf die dargereichten Hände niedergebeugt, die die seinigen fest umschlossen, und küßte sie mit Thränen der Rührung. Er stand noch wie in den Boden

gewurzelt, als die Erscheinung lange verschwunden war und die gewohnte Führerin zur entgegengesetzten Thür eintrat. Ein Reisewagen wartete unten, und fest in eine Ecke gedrückt ließ er die Bilder der nächsten Vergangenheit staunend an seinem Geiste vorübergehn.

Während Theodor seine Reise ununterbrochen fortsetzte, und am folgenden Abend schon seiner Bestimmung nahe war, pochte es in der Dämmerung an die fest verriegelte Hausthür seiner ehemaligen Wohnung gegenüber. Die Magd öffnete nur ein klein Wenig, und sah durch die Spalte einen alten Mann in Grau gekleidet, der nach Helene Wehrmann fragte, und seine Bitte, um eine kurze Unterredung mit ihr sehr nachdrücklich durch ein Stück Geld unterstützte. Alsbald erweiterte sich die Oeffnung der Thür, und nachdem der Gast ziemlich lange forschend beim Licht einer Lampe betrachtet worden war, ließ die Pförtnerin ihn in

eine öde Unterſtube treten, wo er — einige Minuten auf die Jungfer zu warten, erſucht ward. Nicht wenig erſtaunt über den ſpäten Beſuch erſchien Helene. Ein ſchneller Blick zeigte ihr, daß keiner ihrer wenigen Bekannten vor ihr ſtand, ſondern ein fremder Mann, in höherem Alter, mit freundlichen ruhigen Zügen, klaren dunkeln Augen, in einem einfachen, aber ſehr anſtändigen Anzuge. Nicht weniger genau betrachtete der Fremde Helenen, ehe er, langſam und bedächtig, ſein Hierſeyn entſchuldigend, Theodors Namen nannte, und nach einer kurzen, vorſichtig eingeleiteten Nachricht von ſeiner Abreiſe, daſſelbe Briefchen hervorzog, das Theodor am Abend vorher geſchrieben hatte. Helene erblaßte, indem ſie las. Armes Kind, ſagte der alte Mann theilnehmender, als ſein ruhiges Pflegma erwarten ließ, ich bin nicht mehr jung, aber es iſt nicht ſo lange her, ſeit ich es geweſen bin, daß ich den Schmerz in Ihrem Geſichte nicht

verſtehen ſollte. Seyn Sie getroſt, die Trennung geht vorüber.

Ach, es iſt nicht darum, antwortete ſie, ich denke jetzt nicht an mich. Aber er hat einen Mord auf der Seele, und iſt nun flüchtig wie Cain! Wie mag ihm zu Muthe geweſen ſeyn, als er dieß ſchrieb! ich kenne ihn, ſein Herz iſt nicht hart, und in der weiten Fremde gibt es nun Niemand, der ihn tröſtet. Aber was müſſen Sie denken, fuhr ſie beſchämt fort, daß ich ſo kindiſch klage. Sie wiſſen vielleicht nicht einmal, daß er meiner Mutter Pflegekind und mein Bruder war.

Bis er noch mehr ward, ſagte der Gaſt, nicht wahr? Uebrigens dürfen Sie ruhig ſeyn, der wilde Bramarbas lebt noch, und es ſteht beſſer mit ihm, als Theodor glaubt. Sehen Sie mich an, Kind. Haben Sie Zutrauen zu mir?

Ich weiß nicht, erwiederte Helene, was in mir zu Ihrem Vortheile ſpricht. Ich ha-

be Sie nie gesehen, und doch scheinen mir Ihre Züge bekannt, und ihre Stimme lautet mir, als ob ein Vater zu seinem Kinde spräche.

Um so besser, sagte der Fremde, und bat Helenen, ihn einige Minuten anzuhören. Haben Sie jemals von Feen gehört? fragte er dann, mit eben dem unbewegten Gesicht, und der eintönigen Stimme. — Helene sah ihn zweifelnd an, er blieb ernsthaft wie zuvor.

Meine Mutter erzählte manchmal so etwas, aber — ich weiß nicht, ob ich Sie verstanden habe.

Vollkommen, erwiederte er. Eine Fee also, die über Veltheims Schicksal wacht, hat den gestrigen Unfall benutzt, um ihn seinem früheren Beruf zurückzugeben, dem er nie hätte untreu werden sollen. Er fühlte die Dornen lange schon, mit denen er hier kämpfte, aber er mochte sich nicht losreißen, weil sein Herz an Ihnen hing. Jetzt war

keine Wahl. Er ist auf dem Wege nach G**, wo er sein medizinisches Studium wieder beginnt; und ein nützliches Leben, ein ehrenvolles gesichertes Alter, ist, denke ich, mit einem kurzen Opfer nicht zu theuer erkauft. O gewiß nicht, sagte Lehnchen, und wehe mir, wenn ich Schuld gewesen wäre, daß er sein Glück verscherzte. Sein größtes Glück! denn, lieber Herr, ich habe die armen Menschen immer bedauert, die sich selbst so schmerzlich verleugnen müssen. Liebe heucheln, wo man haßt, Freude und Scherz, wann man innerlich trauert — ehe wollt' ich das Schwerste erdulden. O nein, und wenn es mir Alles raubte, was mein Glück ist, ich würde mich nicht weniger freuen, ihn auf dem Wege zu wissen, den ein würdiger, lange verklärter Freund für ihn gewählt hat. — Aber warum soll diese schöne Nachricht denn wie ein Kindermährchen klingen? Lassen Sie es uns wahrhaft und treu behandeln. Sie, Sie waren der Wohlthäter, der sich seiner an-

nahm, warum wollten Sie meinen Dank verschmähen.

Herr Rost, so nannte sich der Fremde, lehnte sehr ernsthaft diese Vermuthung ab, aber er setzte nichts anderes an ihre Stelle, und so blieb Helenen der einmal gefaßte Glaube um so mehr, da nach einem langen Gespräch, ihr neuer Freund mit der Bitte um ihr Vertrauen schied, und sich rühmte, von Theodor zu ihrem Schützer bestimmt zu seyn. Er ging dann, und sie kehrte, halb traurig, halb erfreut, zu dem Bette ihrer Kranken zurück. Manche Thräne floß wohl in der Nacht auf den kurzen liebevollen Brief, den sie wieder und wieder las, aber sie besaß ein Herz, dem das Glück des Geliebten tausendmal theurer als das Eigne ist, und sie hielt es nicht zu hoch erkauft, selbst wenn ihre Hoffnungen der Preis seyn sollten. Es war Frühling und Sommer kamen. Mit ihnen manche Veränderung, manches Blühen und Verwelken. Während Helenens Herz-

ſchaft durch langſames Verzehren dem Tode immer näher kam, endete im Nachbarhauſe ein Schlagfluß ſchnell und unerwartet das Leben des Grafen Hallenſtein. Die arme Helene, nur von dem Bilde des Vergehens umſchwebt, ſah dem prächtigen Leichenzuge nach, und dachte ahnend an einen Zweiten, der bald genug aus der Thür des ſtillen Hauſes beginnen mußte. Hier erſchien der Tod dem lächelnden Engel gleich, der Leiden endet; erſchöpft vom Nachtwachen, aber mehr beruhigt als erſchüttert, ging Helene von dem Bette der Todten in eine entfernte Kammer, wo jedoch die ungewohnte Ruhe, nach ſo geſchäftigen Tagen, ihr peinlich war, ſtatt ihr wohlzuthun. Für ihr eignes Schickſal durfte ſie nicht ſorgen. Reſt hatte ſeit jenem erſten Beſuch, oft nach ihr gefragt, ſein Ton wurde väterlicher, je mehr er in ihre offne Seele blickte, und ſie lernte ihn als den einzigen Freund betrachten, der das Band der Liebe zwiſchen ihr und dem Entfernten

feſt hielt. Wie glücklich war ſie, als er ihr einen zweiten Brief von Theodor brachte, deſſen liebevolle Sprache ſein Bild in aller Wärme der Gegenwart vor ihre Seele zauberte; wie viel glücklicher noch, als er ſie aufforderte, ihm zu antworten.

Sie widmete die Stunden der Nacht dieſem lieben Geſchäfte; auf derſelben Stelle, wo ſie ſo oft mit ihm ſprach, ſchrieb ſie nun jeden kleinen Umſtand ſeit ihrer Trennung nieder, und ihr langer Brief malte die klare Seele, das ſtille Treiben, die unveränderte Liebe des kindlichen Mädchens ſo treu, wie der glatte Spiegel des Sees ſeine Ufer, und die Bilder des Himmels malt. Verwundert, daß Theodor ihres alten Freundes nicht erwähnte, erzählte ſie ihm Alles, von ſeinem erſten Erſcheinen an, und prieß gerührt die väterliche Sorge, mit welcher Moſt ſie über ihre Zukunft beruhigt hatte. Ich weiß nicht — ſchrieb ſie, welche Wohnung, welche Pflichten er mir anweiſen will,

wenn der Tod dieß öde Haus noch mehr verö-
det haben wird, aber ich traue seiner Ver-
sicherung, daß er Deinetwegen für mich sorgt.
Ich traue ihm so gern und freudig, weil ich
Dir seinen Schutz danke, wie Alles was
mich erfreut. — —

Der nächste Morgen, nach dem Tode ih-
rer Frau, brachte Helenen Rests Besuch. Er
kündigte ihr an, sie möge bereit seyn, ihm
zu folgen, und versprach ihr eine ländliche
Wohnung, und Gelegenheit für ihre Be-
dürfnisse zu arbeiten. Aber, ehe sie das Haus
verließ, das, so finster und ungesellig, so
voll trauriger Bilder, doch ihre schönsten
Stunden gesehen hatte, ward ihr noch ein
rührender Beweis, der Liebe und Dankbar-
keit. Die Todte hinterließ ihr ein kleines
Erbe, das Helenens Unerfahrenheit und Ge-
nügsamkeit Reichthum schien, und sicher an-
gelegt war, um die Zukunft des jungen
Mädchens vor Sorgen zu sichern. Mit heis-
sen Thränen überschritt Helene, im ein-

ſchen Trauerkleide die Schwelle, ihre Füße wankten, es war nicht überflüſſig, daß Roſt einen Wagen bereit hielt, ſie an ihren neuen Wohnort zu führen. Lange war ſie nicht aus dem Krankenzimmer gekommen. Das Korn, das jetzt hoch und gelb, der Ernte entgegenreifte, hatte ſie nicht keimen, nicht emporwachſen ſehen, nicht die Blätter jung und zart, im Hervorſpreſſen begrüßt, die jetzt dunkelgrün üppig die Bäume kleideten. Ihr Herz erweiterte ſich, als der Wagen die Stadt hinter ſich ließ, und eine weite Gegend, wo Gebüſch, mit Wieſengrün, und wallenden Kornfeldern wechſelten, und ferne Berge in blaulicher Ferne emporſtiegen, ihrem Blicke ſich aufthat. Die Sonne ſtand ſchon tief am Himmel, ihr abendlicher Schein gab der Landſchaft jene Ruhe, die ſich unſerm Gemüth mit unerklärlichem Zauber mittheilt, und die der glanzvolleren Beleuchtung des Tages mangelt. Helene verſtand die Stimme der Natur, und ſie war harmo-

niſch mit ihren Gefühlen. Ein Leben hatte ſie ſanft zur Ruhe geh'n ſehen, dem Geſtirn gleich, das ver ihr nieder ſchwebte; aber ſie wußte ja, das Geſtirn ging wieder auf, ſtrahlender und lichter, am nächſten Mergen. Stille Thränen begleiteten ſeinen Weg, dem irdiſchen Schmerz und der ewigen Hoffnung geweint.

Reſt ſaß ſchweigend an ihrer Seite, bis der Wagen in ein Dorf einlenkte, an deſſen äußerſtem Ende er ſie auszuſteigen bat. Ein eiſernes Gitterther führte hier in einen Luſtgarten. Greße grüne Raſenplätze, von uralten Linden und niederm Gebüſch umgeben, breiteten ſich ver einem einfachen geſchmackvollen Landhauſe aus, ſteinerne Stufen mit allen Blumen der Jahrszeit beſetzt, führten zu der Thür; das ſtreifige Sonnenlicht, und die Rieſenſchatten der hehen Bäume ruheten abwechſelnd auf dem anmuthigen Bilde. Helene ſtand einen Augenblick über-

rascht von dem Anblick, und folgte dann ihrem Führer, durch die labyrinthischen Gänge des Gartens, wo dichter Schatten nur zuweilen von einem goldenen Strahl gebrochen, sie empfing. Bald aber öffnete sich die Aussicht wieder, ein klarer See, rundum mit Pappeln bepflanzt, lag vor ihnen, über ihn hin ein zweites Haus, klein, aber nicht weniger angenehm, mit grünen weinumspannenen Wänden, aus denen die blitzenden Fenster hervorschauten. — Dort — sagte Rost, und wies auf ein Oberstübchen des Hauses, schimmern die Fenster Ihrer Wohnung, Lehnchen. Es wohnt sich da nicht viel anders, als in den Zweigen des Baumes, wo der Vogel sein Häuschen baut, ich hab' es selbst erfahren. Der Gärtner ist Ihr Wirth, alles was Sie bedürfen, wird von der Familie besorgt werden. Das Gut gehört der Gräfin Hallenstein, die den Sommer hier zubringt. Sollten Sie ihr zufällig bekannt werden, so bitt ich mir die Ehre aus, Ihr

Dunkle zu ſeyn. Das erſpart uns Erklärungen, die eben ſo weitläuftig, als unnütz wären.

Helenens Gemüth, ſo ſtill und beſcheiden, ſo wenig vom Glücke verwöhnt, bedurfte mehrerer Tage, um ſich die Vortheile ihrer Lage zuzueignen, ja ſie nur möglich zu denken. Die heitre Ruhe ihrer reinlichen Wohnung, der Blick in eine Umgebung, die ihr paradiſiſch ſchien, die Gefälligkeit ihrer gutmüthigen Wirthe, ließen keinen Wunſch in ihr zurück, als den Einen, den ſie mit kindlicher Zuverſicht in der Zukunft erfüllt zu ſehen hoffte. Ihr alter Freund ſäumte nicht, auch für Beſchäftigung zu ſorgen. Er brachte bald eine Arbeit, die Fleiß und Kunſt erforderte, Muſter und Nähgeräth, Seide und Garn, kurz alles was ein Mädchen erfreuen mag, die an Thätigkeit gewöhnt iſt, und keine andere Zerſtreuung kennt. Auch Bücher erhielt ſie von ihm, und jetzt las ſie, nach und nach, in köſtlichen Erholungsſtunden die Dichter, von denen Theodor ſo oft

mit Begeisterung gesprochen hatte. Welch ein Genuß, wenn sie hier auf Stellen traf, die seine Stimme ihr einst gesagt hatte! Sie tönte ihr dann wieder, lebendig gegenwärtig, und sein Bild stand vor ihrer Seele, als hätte die Sehnsucht es aus der Ferne beschworen.

Bei den Abendspaziergängen, die Helene im Garten machte, begegneten ihr oft die Damen aus dem Herrschaftshause, vor denen sie dann mit ängstlich schüchternem Gruß vorüberging, wenn Ausweichen unmöglich war. Malvinens vollendet schöne Gestalt, ihr liebliches Gesicht, die freundlichen Augen, womit sie, neugierig wie es schien, aber sehr wohlwollend die Fremde anblickte, nahmen Helenen für sie ein, während der stolze Ernst ihrer Mutter sie erschreckte. Die Gräfin Hallenstein war noch immer regelmäßiger schön als ihre Tochter. Glänzend schwarzes Haar, dunkle feurige Augen, lebhaft wie ihr Geist, Züge wie der Maler sie sucht, um ein Ideal zu bilden, eine zarte

erweiße Haut, aber auch marmorbleich
die Farbe der Kunst, eine hohe ma-
ſche Gestalt, von fürstlichem Anstande,
llen Grazien unterstützt. Das war ihr
wie Helene es fand, als sie sie zu-
h. Aber es lag ein Ausdruck von Stolz
Härte, von Freudlosigkeit und heftig
nder Leidenschaft in den schönen Zü-
die wunderschönen schwarzen Augen
en Blitze aussenden, und wenn das
Lächeln des feinen Mundes fehlte, das
auberud wirkte, wie der Sonnenstrahl
üstrer Wolke, so hatte diese stolze Schön-
nicht halb die Reize ihrer blonden an-
igen Tochter. Die tiefe Trauerkleidung,
beide trugen, machte die Erscheinung
Gräfin noch finstrer, während Malvina,
in lächelnder Genius, den Schmerz mit
Hoffnung zu vermählen schien. — Es
einige Zeit unter ihnen bei Gruß, und
ngruß, bis es Malvinen gelang, in
esenheit ihrer stolzen Mutter, die Schüch-

ternheit des jungen Mädchens zu überwinden, und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, nach der sie sich in dieser Abgeschiedenheit von Herzen sehnte. Auch Helene fand Gefallen an dem gemeinschaftlichen Spaziergange, zu dem die Gräfin sie einlud. Je demüthiger sie der Vornehmen zurückwich, um so höher schätzte ihre Unerfahrenheit Malvinens freundliches unbefangenes Benehmen, und sie stimmte beim Abschiede aufrichtig in ihren Wunsch ein: man möge sich bald wieder zusammen finden. Die junge Gräfin war jetzt zu einer Ungeselligkeit verdammt, die ihr ganz neu, und fast unerträglich war, und Helene lernte zum erstenmal in ihrem einfachen Leben den Reiz des Umgangs kennen, Grund genug für Beide, um mit großem Interesse auf das Rauschen eines Schrittes zu hören, und bei jeder Krümmung der Irrgänge die Erscheinung der gewünschten Gesellschafterin zu erwarten. Mädchen — sollten sie auch so verschieden seyn,

wie Malvina und Helene, haben hundert kleine Berührungspunkte, die leicht Vertraulichkeit wecken, und wenn das Alter uns ungesellig und zurückhaltend macht, denken wir mit rührender Luſt an die Tage, wo eine gemeinſchaftlich verſuchte Tändelei, ein hübſcher Walzer, ein geliehenes Muſter, oder die Beſichtigung unſerer kleinen Putzſchätze uns zuſammenführte, und den Grund zu dauernder Freundſchaft legte. — So wuchſen auch hier Vertrauen und Neigung, ja es ſchien, als ob die Verſchiedenheit der Mädchen ihren Umgang noch anziehender machte, denn während Helenens Ernſt von Malvinens gaukelnder Lebendigkeit gemildert ward, und ihre Schüchternheit nach und nach einem ungezwungenen Anſtande wich, wußte ſie oft die flatternde Laune der Gräfin an ernſte Gegenſtände zu feſſeln, und Malvinens Bedürfniß nach offner Mittheilung konnte nicht glücklicher befriedigt werden, als wenn ſie das Gemiſch von Sorgen und Freuden,

Erwartungen und widersprechenden Wünschen in Helenens verschwiegene treue Seele niederlegte. Nicht ohne Bangigkeit vor dem Zusammentreffen mit Malvinens Mutter ging Lehnchen endlich über die Schwelle des Herrschaftshauses, durch viele prächtige Gemächer in die Wohnung ihrer neuen Bekannten, und sie zitterte vor ängstlicher Scheu, als die Gräfin eintrat. Doch da sie sich höflich, wenn gleich kalt begrüßt sah, wagte sie erst einen schüchternen Blick auf die Dame zu werfen, und nach einiger Anstrengung muthig und bescheiden die Fragen zu beantworten, die Jene an sie richtete. Der stolze Ernst der Gräfin schien ihr heute mehr traurig als abstoßend, es war etwas Schmerzhaftes in ihren Zügen, das Helenens Mitleid aufrief, und die Furcht milderte. Je öfter sie sie wiedersah, je gewisser wurde ihr diese Bemerkung, und ihr Mitleid wuchs, da sie den sichtbaren Schmerz der Seele mit der Trauerkleidung in Verbindung glaubte,

die die ſchöne Frau trug. Nach und nach erſchien das zauberiſche Lächeln des Wohlwollens auf dem blaſſen Geſicht der Gräfin, wenn ſie mit Helenen ſprach; ſie rief ſie ſelbſt zu ſich, bei der Begegnung im Garten, und als die Abende länger wurden, brachte ſie Lehnchen regelmäßig in der Geſellſchaft der Damen zu. Sie fand in Malvinen eine Lehrerin in allen Künſten der Nadel, und ihre Arbeiten, die Reſt fleißig brachte, gewannen nicht wenig dabei. Oft herchte ſie mit großer Freude Malvinens Harfenſpiel, oder dem Geſange der Mutter und Tochter, und der Ausdruck in den Tönen der Gräfin ergriff dann ihr Herz mit einem Gefühl, das von Liebe und Furcht gemiſcht war. Eben ſo oft mußte Lehnchen den Damen vorleſen. Sie hatte dieß Geſchäft lange bei ihrer verſtorbenen Frau verwaltet, und war alſo nur in ſofern bange, als ſie hier ſtrengere Richterinnen vermuthete. Aber ihr ungekünſtelter und doch ſo gefühlvoller

Vortrag mußte gefallen, und der klare Verstand, mit dem sie Alles auffaßte, was ihr neu war, nahm ihre ältere Gesellschafterin immer mehr zu ihrem Vortheile ein. Ihr reines Gemüth entfaltete sich in solchen Stunden so ganz, daß es keine Regung darin gab, die ein aufmerksamer Blick nicht ausgefunden hätte. Sie glich dem Gebirgswasser, das Gras und Blumen auf seinem Grunde zeigt, während das Innere der Gräfin, wie ein wilder Strom, eine dunkle Tiefe bedeckte. Helenens theilnehmendem Gefühl entging es nicht, wenn zuweilen ein Wort des Gesanges, eine einfache Erzählung, eine rührende Stelle des Buchs, aus dem sie las, oder irgend etwas Anderes, das Niemand ahnete, die Gräfin schmerzlich ergriff, und selbst die verborgenste Thräne ward nicht so verstohlen getrocknet, daß sie es nicht bemerkt hätte. Ihre Blicke hingen dann bekümmert an der Trauernden, und alle Saiten des Mitgefühls erklangen in ihrer Brust, indes-

sen Malvina von all diesem inneren Leben nichts bemerkte. So flößte ihr endlich die Frau, deren stolzes Gemüth die Liebe von sich zu weisen schien, heiße Theilnahme, ja eine fast leidenschaftliche Neigung ein, der sie keinen Namen zu geben wußte.

Zwei Jahre waren nun seit jenem Abend verstrichen, wo Theeder als Flüchtling die Stadt verließ. — In G*** angekommen, fand er einen Brief seiner Beschützerin, und Wechsel, die reich genug waren, ihn mehr als sorgenfrei zu erhalten. Der Brief enthielt die Bitten, sich seinem Beruf mit Ernst zu weihen, ein tiefes Schweigen über die letzten Vergänge zu beobachten, und selbst Helenen nichts davon zu entdecken, vor dem Ende seiner Studien nicht zurück zu kehren, und alle Nachrichten an Helenen, und die Unbekannte, unter der Adresse: Herrn Rost — einem genannten Handelshause zu übergeben. Theeder bediente sich bald dieser Gelegenheit, seine Bereitwilligkeit zu verspre-

chen, und zugleich an Lehnchen zu schreiben. Er erhielt nun regelmäßig jedes Vierteljahr das ansehnliche Geschenk, mit einigen Zeilen begleitet, und einen langen Brief seiner Geliebten, der ihm die unvergeßlichen Stunden an ihrer Seite zurückbrachte, und ihrem Bilde, das still freundlich in ihm lebte, neue Lebensfrische gab. Sehnsucht nach ihr, nach ungetrennter Vereinigung, die schon so nahe gewesen war, beschlich dann wohl sein Herz, aber er hatte jetzt mit der früheren Liebe die Wissenschaft ergriffen, seine erste Wahl, sein heißer Jugendwunsch, und was dazwischen lag, hatte ihn über Täuschungen belehrt, denen seine Phantasie einst unterlag. Er konnte jetzt dem Zufall danken der ihn aus jenen Verbindungen riß, um so mehr, da er nach kurzem Aufenthalt in G*** die völlige Genesung seines verwundeten Gegners erfuhr. So trug er die Verbannung von Helenen mit Muth, nur bemüht, sie durch Eifer und Fleiß abzukürzen.

Bald nach ihm war auch der junge Graf Hallenſtein angelangt, ein ſanfter kränkelnder Jüngling von ernſtem Sinn, der lärmende Freuden mied, und ſich an Theodor ſchloß. Er war nach dem Tode des alten Grafen der Erbe aller Lehngüter, die er mit Malvinen zu theilen wünſchte, und wozu er die Einwilligung ihrer Mutter beſaß. Aber der Wankelmuth des launigen Mädchens erweckte ihm Zweifel; mit herzlicher Vertraulichkeit theilte er ſeine Liebe und ihre Sorgen Theodor mit. Dagegen verließ Jener ihn nicht, wenn er litt, und oft gelang es Theodors liebevoller Sorge, ihm Linderung zu geben, wenn andere Mittel fehlſchlugen. Der Wunſch der Freundſchaft, der Eifer für ein ſo herrliches Wiſſen, ließen ihn keine Mühe ſcheuen, ſeines Gefährten wankende Geſundheit zu ſtützen; er weihete ihm ununterbrochen Aufmerkſamkeit und jedes Hülfsmittel der Belehrung, und nichts glich ſeinem Entzücken, als er die bleichen Wan-

gen des Jünglings sich röthen sah, als er erst kleine, dann größere Anstrengungen ertrug, als die Zufälle der Kränklichkeit nach jahrelanger Sorge nachließen, zuletzt verschwanden, und der Graf unter Thränen der Rührung ihn seinen Retter nannte. Diese schönen Erstlingsfrüchte seines Berufs führten Theodors Geist an das einsame Grab des alten Doktors, und er glaubte noch einmal seine kräftige Stimme zu hören, wie sie ihm im Traume zurief: Du hast nichts Größeres von dem Glücke bekommen, als das Vermögen, unzähligen Menschen das Leben zu erhalten! —

Die letzten Briefe, die Theodor zu Ende des zweiten Jahres erhielt, waren von einer bedeutenden Geldsumme, zur Erlangung der Doktorwürde, begleitet und enthielten zugleich Anweisung auf eine jährliche Rente, deren Größe ihn erschreckte. Wir theilen aus den Briefen folgendes mit:

»Die Antwort auf meine letzte Frage hat mich überrascht. Lassen Sie mich gestehen, daß ich Ihre Empfindung für Helenen Wehrmann für so verübergehend hielt, als den goldenen Saum der Wolke, die jetzt vor mir schwebt, und in wenig Minuten keine Spur ihrer Verklärung mehr zeigen wird. Ich weiß, wie oft Liebe, der Sonne gleich, ihren Gegenstand verherrlicht, und wie leicht das veränderte Gefühl ihm nehmen kann, was er nie besaß. Aber, wenn Sie sich nicht täuschten, wenn Zeit und Entfernung ihre Treue bewährten, so habe ich geirrt, und diese seltne Neigung verdient den Kranz. Kommen Sie denn, wenn Alles für Ihre Zukunft geschehen ist, Helenen zu überraschen. Ich entlasse Sie nun des Versprechens der Verschwiegenheit gegen Ihre Lebensgefärthin, gegen Jeden Andern versiegle es auf immer Ihre Lippen. Wir sehen uns nie wieder. Der Wagen steht

bereit, der mich diesem Ort und meinem Vaterlande entführt. Denken Sie meiner, wie man verstorbener Freunde denkt. Ja, denken Sie meiner im Genuß des Glücks, das ich Ihnen erflehe; mein Gefühl für Sie verdient Ihr Andenken. Mag es hier ein dunkler Schleyer verhüllen, es wird mir dahin folgen, wo unsere Mängel und Schwächen, gleich Nebeln im Morgenroth zerfließen. —"

Tief gerührt weilte Theodors Blick auf den Schriftzügen, die ihm, wie es schien, der letzte Beweis einer so geheimnißvollen Neigung seyn sollten. Alle dunkle Räthsel dieser Verbindung gingen in dem Augenblick, wo sie sich auf immer löste, an seiner Seele vorüber. Sein seltsames Schicksal, das schon früh ihm die natürlichen Stützen des Menschen entriß, ließ ihn auf dem Lebenswege, von einem Alter zum Andern sorgende Schutzgeister erscheinen, und verschwinden, und sie alle hatten in wunderbarer Uebereinstim-

mung denſelben Pfad zum Glück für ihn gewählt. Aber wie dieſer Weg und ſeine Begleiter auch wechſeln mochten, überall fand er die freundliche Gefährtin wieder, die er ſchon in der Wiege geliebt hatte. Er war ihr ohne Wanken treu geblieben, und hatte dieß Gefühl männlich gegen die Zweifel eines Weſens vertheidigt, das ihm zuweilen in magiſchem Lichte der Erinnerung gefährlich zu werden drohte. Jetzt war es ſein höchſtes Sehnen, Helenen wiederzuſehen, das einzige Geheimniß mit ihr zu theilen, das er ihr bis jetzt vorenthielt, und ſich für immer mit ihr zu vereinigen. Der Graf wollte ihn begleiten; ihn zog ſein Herz nicht minder zu Malvinen, die über ſeine Wünſche entſcheiden ſollte, und er wartete nur ſeinem Freunde zu Liebe noch einige Wochen.

Es war zu Anfang des Mais, in der ſchönſten Blütenzeit, als im Hauſe der Gräfin feſtliche Anſtalten zum Empfange ihres jungen Verwandten gemacht wurden. Erſt

vor einigen Tagen war Malvina mit ihrer Mutter aufs Land zurückgekehrt, und Lehnchen, die den gewohnten Umgang im Winter schmerzlich vermißte, hatte sie mit einer Freude empfangen, die Malvinen einigermaßen für den Verlust der städtischen Annehmlichkeiten entschädigte. Helene wußte lange, welche Beziehung zwischen ihrer vornehmen Freundin und dem Erwarteten Statt fand, und wenn gleich Malvinens Aeußerungen über ihn schwankend waren, glaubte sie doch, sie sähe ihm liebevoll entgegen, und um so freudiger mischte sie sich unter die Geschäftigen, die sein Zimmer ausschmückten, Säle und Hausraum mit Kränzen zierten, überall duftende Blumen aufstellten, oder mit künstlichen Händen an dem Putz arbeiteten, den die junge Dame zu seinem Empfange tragen sollte. Malvina war überall gegenwärtig, leitete Alles mit Einsicht und Geschmack, und flog wie ein Schmetterling von dem Gärtner, der sich im Saale beschäf-

tigte, zu der Putzmacherin, die den Besatz ihres Fierkleides ordnete.

Es macht mir Spaß, sagte sie zu Helenen, zu Anfang des einförmigen Landlebens, Gelegenheit zu so angenehmer Thätigkeit zu finden. Sehn Sie nur, wie schön der Saal ist! Da und dort kommen noch hohe Orangenbäume. Es muß aussehen, als ob die Tafel im Garten stände. Kommen Sie, Lehnchen, wir müssen uns nach der Putzmacherin umsehen, es wird Alles schwer und steif unter ihren Händen, wenn man nicht nachhilft. Bei alle dem ist es doch zu arg, daß der schöne Abend so hingeht, und man nicht ein Stündchen gewinnt, ihn zu genießen. — Helene folgte ihr, sie nahm das Kleid singend aus der Hand der Arbeiterin, und trug es vor den Spiegel. — Allerliebst! rief sie aus, sehen Sie doch Lehnchen, es ist wahr, sie macht es gar zu hübsch, ich freue mich auf den Anzug. — Aber nun muß ich ins Freie, der Kopf thut mir weh, und die

Sonne scheint lockend ins Fenster. Damit ergriff sie den Arm ihrer geduldigen Gespielin, und zog sie hüpfend die Treppe hinab.

Wenn Sie indessen denken, Lehnchen, fing sie mit veränderter Stimme an, daß ich dem künftigen Morgen sorglos entgegen sehe, so denken Sie falsch. Sie wissen, was die Mama wünscht, was der Graf Alfred wünscht, und was ich — nicht wünsche.

Sie nicht? rief Helene bestürzt; ach dann kommen mir alle festlichen Anstalten traurig vor, statt mich zu erfreuen. Aber die gnädige Gräfin wird Ihre Neigung nicht zwingen wollen.

O nein, antwortete Malvina, aber mein eigner Verstand spricht sehr zum Vortheil ihrer Wünsche. Der Graf ist gut, recht hübsch, und recht gebildet; er besitzt jetzt alle Güter meines seligen Vaters, und liebt mich schon lange so treu, daß es undankbar wäre, seine Liebe nicht zu erwiedern. Man sage, was man wolle, von der Nichtigkeit des Reichthums,

es bleibt allemal ein Glück, das ſich ſchwer entbehrt, wenn man es einmal beſaß.

Vielleicht, ſagte Helene ſchüchtern, aber alle Reichthümer der Erde, wiegen keine Stunde liebender Vereinigung auf.

Sie haben Recht, ſeufzte die Gräfin. Bin ich glücklicher, wenn mich prächtige Wände umgeben, als im einfachen Hauſe? Bin ich glücklicher im ſchönſten Kleide, und im Staatswagen, als die Genügſamen, die wenig bedürfen? Iſt die Mama glücklich, die doch alles beſitzt, was Menſchen ſich wünſchen? Ich kann zuweilen recht traurig an die Zukunft denken. Denn Alfred iſt kränklich, und aufs Mindeſte geſagt, etwas eigenſinnig, eiferſüchtig, weil er gerade nicht ſchön iſt, und auch nicht ſehr lebhaften Geiſtes. Er hat mich unbeſchreiblich lieb, aber mein Gott! das iſt ja gar nicht wünſchenswerth, wenn man es nicht erwiedert. Zum Glück gibt es Keinen unter denen, an die ich denken darf, der mir beſſer gefiele, und

so kann ich wenigstens hoffen, keine unglückliche Frau zu werden, wenn ich dem Willen der Mama folge.

Mich dünkt, liebe Gräfin, Malvina, sagte Lehnchen, Sie sollten hier nur Ihr Herz fragen?

Ganz gewiß will ich das, erwiederte sie lebhaft. Im Ganzen ist mein Herz auch mit Alfred im Bunde. Schon als Kinder waren wir immer beisammen, und keiner war mir so lieb als er. Er tanzte wunderschön, ich war beständig seine Tänzerin, er bestellte meine Lieblingstänze, schrieb mir Noten, schnitt mir Federn, lehrte meinen Papagai hübsche Phrasen, und scheute selbst Gefahren nicht, mir gefällig zu seyn. Der gute Alfred! ich freue mich, ja wahrhaftig ich freue mich recht, ihn wieder zu sehen.

Helene schwieg, erstaunt über den schnellen Wechsel der Gefühle, den ihr Herz nicht begriff, und auch Malvina ging eine Weile nachdenkend an ihrem Arme hin. Es wird

dünkel und feucht, sagte sie, als der See vor ihnen lag; sehen Sie, wie der Nebel über dem Wasser liegt, ich muß eilen, und will den näheren Weg durch den Küchengarten gehen. Gute Nacht. Morgen Abend sehen wir uns hoffentlich wieder; der Tag wird geräuschvoll seyn, und manches entscheiden.

Als Helene am Morgen erwachte, begrüßte sie den wolkenlosen Himmel, mit guten Wünschen für Malvinens Glück, ohne zu ahnen, daß der Tag auch für sie bedeutend, ja unvergeßlich werden sollte. Alles war noch still um sie her, und sie saß schon angekleidet am offnen Fenster, ehe die Regsamkeit des Tages den reizenden Schauplatz vor ihr belebte. Flüsternder Morgenwind regte die zarten Spitzen der Pappeln, der See lag spiegelhell und ruhig im Schooß der grünen Landschaft, über dem Gebüsch des Gartens ragten die höchsten Fenster des Herrschaftshauses freundlich hervor, aber nichts regte sich, als der stolze Schwan auf dem

Wasser, der mit seinen Flügeln die kleinen Wellen theilte. Da blies ein Postillon lustig auf der nahen Straße; Helene hörte das Rollen des Wagens, hörte wie er am Gatterthor hielt, und vermuthete die Ankunft des Grafen. Sie sah noch gedankenvoll in jene Gegend hinüber, wo der Ankommende wahrscheinlich alles im tiefen Schlafe fand, während liebende Ungeduld ihn getrieben hatte, der Nacht die Ruhe zu stehlen. — Sie sah über den See hin, in das hellgrüne Gebüsch, dessen Blätter im Morgengolde zitterten, und erblickte einen Mann, der mit starken Schritten aus den Bäumen hervortrat. Ihr Herz klopfte bei einer Ahnung, die der Verstand verwarf. Ein Gartenarbeiter kam in diesem Augenblick um den See hin, dem Fremdling entgegen, und ward von ihm angerufen; Helene sah, wie er nach ihrer Wohnung wies, wie der Andere den Hut abnahm, grüßend von ihm schied, und seine Schritte verdoppelte. Noch einen

Blick, und ſie ſtürzte ihm entgegen, es war Theodor! —

Die Stunden dieſes langen Morgens vergingen dem glücklichen Paar in wechſelſeitigen Mittheilungen, in Plänen für die frohe Zukunft, ſo flügelſchnell, daß der Mittag da war, ehe Theodor ſich erinnerte, er müſſe ſeinen Freund im gräflichen Hauſe aufſuchen, deſſen Wohnung er theilen ſollte. Der Graf entbehrte ihn ſo ungern, daß er ihm den Vorſchlag that: ihn nebſt Helenen, auf einer Reiſe in die Schweiz zu begleiten, die er an Malvinens Seite machen wollte, wenn ſie ſeine Wünſche erfüllte. Unter hundert andern Dingen erwähnte Theodor auch dieſes, gegen die froh erröthende Braut, und ſie nickte ihm Beifall, während ihr zu Muthe war, als wäre alles ein Traum, und ſie müſſe jetzt unfehlbar erwachen. Wir können dann, ſagte Theodor, uns irgend ein Plätzchen wählen, unſere Hütte zu bauen, glück-

lich im Genuß der treuen Liebe, selbst wenn es wirklich nur eine Hütte wäre.

Mehr als einmal hatte er schon Lebewohl gesagt, aber immer fand sich noch etwas zu erzählen, zu fragen, und er riß sich endlich gewaltsam aus ihren Armen. Sie sah ihm durch den Garten hin nach, ihre stille Seele war von so manichfachen Bildern erfüllt, daß sie der Einsamkeit bedurfte, um sie zu ordnen. Die Musik des Festes im Herrschaftshause erscholl durch die Luft, die Töne lockten Thränen freudiger Rührung in Lehnchens Augen. Sie fühlte, unter allen Glücklichen, sich die Glücklichste, und ihr frommes Herz erhob sich dankend zum Himmel.

Des Grafen Kammerdiener erwartete Theodor schon, und öffnete ihm ein geräumiges Zimmer, wo er sein Gepäck fand, sich schnell umkleidete und in den Gesellschaftssaal hinab ging. Alfred nahm seine Hand, und stellte ihn der Gräfin, als seinen theuersten Freund vor. Sie empfing ihn höflich,

aber ſtolz und kalt, wie eine Fürſtin: ihr hoher Anſtand, und die Schönheit ihres Geſichts erregten ſeine Bewunderung, aber er fühlte ſich nicht frei, nicht unbefangen in ihrer Nähe.

Ein ſehr gewählter überladner Anzug ſchadete heute ihren Reizen, aber er verſtärkte das Impoſante ihrer Erſcheinung. Sie war mit Brillanten bedeckt, künſtliches Roth malte ihre blaſſe Wange. Jetzt trat auch Malvina herzu, den alten Bekannten herzlich begrüßend. Ihre jugendliche Fröhlichkeit, ihre leichte Bewegung, und das zarte Gewebe, das ſie umfloß, bildete den auffallendſten Kontraſt mit der ſteifen Pracht ihrer Mutter. Das Geſpräch ward nun allgemeiner; die Gräfin wandte ſich oft an Theodor, aber ihre Fragen und Bemerkungen zeigten, daß ſie ſeine frühere Geſchichte nicht kannte, und dieß verwirrte ihn in Gegenwart der übrigen; er antwortete einſylbig, weil es ihm eben ſo unpaſſend ſchien, ihre Meinung

über einen so unwichtigen Gegenstand zu berichtigen, als unredlich — einen Theil seines Lebens zu verläugnen, und er fühlte sich von dem peinlichsten Zwange befreit, da Malvina, der ein Bedienter etwas zugeflüstert hatte, ihn von ihrer Mutter abrief.

Lieber Freund, sagte sie, es findet sich jetzt gleich Gelegenheit, Ihre Kunst auszuüben. Eine alte treue Dienerin unseres Hauses ist plötzlich krank geworden, wollten Sie wohl einen Augenblick nach ihr sehen? Sie hat mich als Kind gewartet, und ist uns lieb wie eine Verwandte, deßhalb soll auch die Mama bis nach Tische nichts erfahren.

Theodor eilte fort, Malvina folgte ihm, er fand die Kranke sehr schwach, verordnete schnell etwas, bat Malvinen, einen Boten nach Arznei zu schicken, und die alte Frau an einen stillen Ort zu bringen. Die junge Gräfin beschäftigte sich liebevoll um ihre Wärterin, tröstete sie, und empfing die Hoffnung, die Theodor geben konnte, mit so herzlicher

Freude, daß sie ihm noch einmal so schön vorkam. Als Beide endlich wieder in den Saal traten, war Ewald der erste Gegenstand den Theodor erblickte. Er zog seinen Freund, lebhaft wie sonst, in ein Fenster, umarmte ihn stürmisch, und pries die gute Wirthschaft des Sparsamen, die ihn in den Stand gesetzt hatte, eine so glückliche Veränderung zu bewirken. Gottlob, sagte er, daß mein Gewissen nun ruhig schlafen kann. Du warst mein Pflegesohn, ich hatte Dich in Thaliens Dienst gebracht, und es hat mich oft genug gequält. Aber ist ihr Sold Dir so ersprießlich geworden, Dir den Dokterhut aufzusetzen, so laß wenigstens Deinen Lorbeerkranz ruhig an einem Ehrenplatze trocknen, da Dein Haupt ihn nicht mehr trägt.

Beide fanden nun Stoff genug zu langer Unterhaltung, in den Erinnerungen froh verlebter Tage. Theodor mahnte Ewald an den Blick durch sein Fernrohr, an die nachmalige Erkennung der heiligen Cäcilie, und

die stille Liebe, die nun am Ziele war. Und da befragte er ihn, hast Du noch immer kein ähnliches Ziel gefunden?

Die Musik, antwortete Jener, ist meine rechtmäßige Gemahlin, möchte sie nur immer über 52 leichtfertige Dirnen siegen, die meine Liebe mit ihr theilen. Zu dem allen gesellt sich noch der heimliche Götzendienst für Malvinen, dem ich wohl nie entsagen werde. Die Bemühung um ihre Gunst hat etwas mit der Wagniß des Spiels gemein, und zieht mich vielleicht deshalb so sehr an. Denn eben so ungewiß, als das Glück meiner Karte, ist in ihrem Gemüth Sonnenschein oder Frost.

Der Ruf zu Tische unterbrach die Freunde. Eine feenhaft geschmückte Tafelrunde, ein prächtiges Mahl, versteckte Musikchöre, und die unsichtbare Gegenwart der flüchtigen Freude vereinten sich hier, Stunden zu Minuten umzuschaffen. Es war spät als die Gesellschaft auseinander ging, um sich im

Garten zu vertheilen. Als Malvina, mit einem Kreis von Gästen, dem Gärtnerhause nahe kam, sah sie Lehnchen seitwärts im Gebüsch, und blieb einen Augenblick zurück, um mit ihr zu sprechen. Liebe Helene, sagte sie eilig, Sie würden mich recht erfreuen, wenn Sie später ein Stündchen zu der Mama gingen; sie scheint nicht ganz wohl zu seyn, und ich darf hier nicht fehlen. Lassen Sie sich nicht abweisen, ich weiß, sie hat Niemand lieber als Sie. — Meinen Glückwunsch! kleine Verschwiegene, ich weiß alles von Alfred, und wer weiß, ob wir den Myrtenkranz nicht miteinander tragen. Ihr Veltheim hat auch ein gutes Werk im Schlosse zu thun, er ist bei der alten Benne, die schnell krank wurde. Nun adieu.

Indessen war Theodor in ein entlegnes Zimmer zu der Kranken geführt werden. Er fand die bestellten Arzneien, gab ihr Tropfen ein, und setzte sich ans Bett, die Wirkung zu erwarten. Aber wie er, vor sich

hinsehend, auf die Tapete des kleinen Stübchens blickte, war es ihm, als erhelle ein Blitzstrahl eine dunkle Gegend, deren bekannte Scenen, in dem schnellen Lichte unerwartet hervortretend, alles Gegenwärtige verschlangen. Zu tief hatten diese seltsam verschränkten Formen sich einst seinem Gedächtniß eingeprägt; er trat ans Fenster, er sah in den Garten, und die Thüren schienen dieselben, deren er sich von jenem unvergeßlichen Abend erinnerte. Dagegen war er jetzt aus dem Gesellschaftssaal, durch einen schönen Vorplatz über eine breite steinerne Treppe geführt worden, und alle Gegenstände, die er sah, hatten keine Aehnlichkeit mit dem düstern engen Wege, den er damals gehen mußte. Aber es war ihm unmöglich, die Gedanken von jenen Bildern abzuziehen. Er glaubte die Stimme zu hören, so bewegt und traurig, glaubte die Stelle zu erkennen, wo die Unbekannte ihn zitternd festhielt, um auf ewig Abschied zu

nehmen. So aufgeregt von wehmüthigen Gefühlen, und ruhlosem Forschen, ging er nach einer Viertelstunde — die Begleitung eines jungen Mädchens, das ihn hergeführt hatte, ernstlich ablehnend, und indem er absichtlich den Weg vermied, den er gekommen war, wandte er sich nach der entgegengesetzten Seite, und öffnete auf gut Glück die erste Thür. Ein langer schmaler Gang lag vor ihm, er sah sich abermals auf dem Gebiet seines Traumes, und seine Wanderung fortsetzend, langte er in einigen düstern Kammern an, die der Dienerschaft zu gehören schienen, aber jetzt verlassen waren. Noch ein Gang, und zuletzt die enge schlechte Treppe, das kleine Vorhaus, und eine Thür ins Freie, wo hohe Bäume einen einsamen Platz beschatteten. Mechanisch ging er weiter; die hohe Buchenwand des Gartens zeigte ihm den Weg, und das Gärtnerhaus lag als Ziel in der Ferne. Die Thür des Küchengartens war nur angelehnt, er verdoppelte seinen Schritt,

und fand Helenen eben im Begriff, das Haus zu verlassen, um Malvinens Wunsch zu erfüllen. Arm in Arm gingen sie nun durch die abendliche Dämmerung; indem Theodor ihr die letzten Ereignisse mittheilte, durchstrichen sie den stilleren Theil des Gartens, der schwärmenden Gesellschaft ausweichend, bis der Mond über den Pappeln am See aufstieg, und Helene ihm gute Nacht sagte, weil das Licht in den Zimmern der Gräfin sie an ihr Versprechen mahnte. Die Dienerschaft war sehr beschäftigt, die Gesellschaft im Garten zu bedienen, Helene fand also Niemand in den Vorzimmern. Behutsam öffnete sie die Thür eines grosen Gemachs, durch welches man zum Cabinet der Gräfin gelangte, es war Licht darin, aber die trüben Flämmchen der herabgebrannten Wachslichter, liessen sie den Hintergrund nicht erkennen, sie hätte sich allein geglaubt, wenn nicht der heftige Ausruf: Wer kömmt? — die Anwesenheit der Gebieterin des Hauses verrathen

hätte. Die Gräfin saß an ihrem Schreibtisch, sie schien geschrieben zu haben, aber ihr Licht war erloschen, und ihr Kopf ruhete in der Hand. Helene zog sich schüchtern wieder nach der Thür, indem sie sehr ängstlich den Wunsch der Gräfin Malvina anführte, die gnädige Frau nicht ganz allein zu wissen. Und außerdem, fuhr sie fort, führte mich mein Herz her! Ich bin heute so glücklich geworden, und ich wünschte Ihnen das zu sagen, denn Ihre Güte nahm ja immer Theil an mir. Aber ich gehe gleich wieder, wenn Sie mir die Störung vergeben haben.

Bleiben Sie, sagte die Gräfin, kommen Sie näher. Es ist gut, daß Sie gekommen sind. Ihr Ton wurde milder, bei jedem Worte. Helene trat schüchtern heran. Auf dem blassen Gesicht der Gräfin war jede Spur der Schminke verwischt, ihre Augen hätten Helenen verweint geschienen, wenn sie begriffen hätte, was in diese Augen Thränen locken könnte. Ihr Haar war in

Unordnung, das kostbare Kleid trug sie noch, aber die Brillanten und Spitzen lagen vor ihr auf dem Schreibtisch, neben Papieren und Schreibgeräth.

Sie sind krank, rief Helene aus, deren gutes Herz bei diesem Gedanken die angewöhnte Scheu, und den unfreundlichen Empfang vergaß. Lassen Sie mich die Gräfin Malvina rufen, oder Jemand Andern, der Ihnen gewiß helfen kann; ich meine den Doktor Veltheim, der mit dem Grafen gekommen ist.

Helene war bei diesen Worten vor der Gräfin niedergekniet, und hatte ihre eiskalten Hände ergriffen. Ein freundlicher Druck lohnte ihre Theilnahme. — Ja ich bin krank, sagte die Gräfin, aber liebes Kind, Ihr Arzt kann mir nicht helfen. Leiden der Seele heilt er nicht, so groß seine Kunst seyn mag! — Genug davon. Sie wollten mir Ihr Glück erzählen; das wird mir wohlthun. Ich empfing Sie nicht gut, glau-

ben Sie indeſſen, daß es mich freut, Sie hier zu ſehen. —

Helene erzählte nun umſtändlich den Theil ihres einfachen Lebens, der mit Theodor in Verbindung ſtand, ihre Trennung, das heutige Wiederfinden, und die Hoffnung baldiger Vereinigung. — Sie haben ihn heute geſehen, ſagte ſie, und gewiß begreifen Sie nicht, wie der fein gebildete kluge Mann ein ſo einfaches Mädchen wählen konnte. Ich ſelbſt weiß es nicht, und fühle, daß ich ſeine Liebe wohl vergelten, aber nicht verdienen kann.

O nein, antwortete die Gräfin, in einer Bewegung, die dem Gegenſtande nicht entſprach, ich denke nicht ſo. Wenigſtens jetzt nicht. Ein reines Herz, und ein unverkünſtelter Verſtand ſind Schätze, die nur in ſtrafbarer Verblendung verkannt werden können.

Unſere Liebe iſt alt, fuhr Lehnchen fort, ſie ſtammt aus den erſten Jahren unſeres Lebens; das iſt es wohl, was ſein Herz zu

mir zog. In der Wiege schon war er mein Freund, mein erstes Wort war sein Name. Wie oft mußte meine Mutter mir wiederholen, wie sie ihn fand, wie genau beschrieb sie seine Kleidung, sein Gesicht, und wie aufmerksam hörte ich ihr zu. Bald standen wir allein, zwei Waisen, ohne Geschwister, ohne ein anderes Band, mit dem zärtlichen Andenken an gemeinschaftliche Eltern. Ach, gnädige Frau, ich habe heute manche Thräne geweint, daß ich den Segen meiner Mutter entbehre; sie war auch Theobers Mutter, und liebte uns Beide gleich. —

Gott segne Dich! rief die Gräfin aus, und zog Helenen an sich; er schenke Dir alles Glück der Erde, und mache Deine fromme Seele zur Wohnung des Friedens. Beglücke den Mann Deiner Wahl, und der Segen Deiner und seiner Mutter wird auf Dir ruhen. Denke meiner bei diesem Andenken. — Sie nahm eine Perlenschnur vom Schreibtisch, und knüpfte sie mit zitternder

Hand, um des Mädchens Hals. Vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ich reise morgen mit Malvinen nach Hallenstein; es ist ungewiß, wann wir zurückkommen, und der Graf wird uns folgen.

Morgen? fragte Helene erstaunt, und weiß die Gräfin Malvina? — —

Noch nicht, aber es ist auch für sie das Beste. Alfred hat heute feierlich um sie geworben, Sie wird in Hallenstein ihren Entschluß ohne Bestürmung fassen können. — Gute Nacht liebes Kind, und — lebe wohl. Ich habe noch einen wichtigen Brief zu vollenden.

Helene küßte weinend ihre Hände, Thränen erstickten jedes Wort, sie stand auf, um zu gehen, aber ihr zögernder Schritt wurde an der Thür aufgehalten. Helene, rief die Gräfin; sie kehrte zurück, erschreckend vor der bleichen zitternden Gestalt. Helene, trauen Sie sich den Muth zu, ein Geheimniß zu bewahren, selbst vor Ihrem Bräutigam?

Wenn es Sie erfreuen könnte, würde das Schwerste mir nicht zu schwer seyn.

Ich könnte ihrer Hand jenen Brief vertrauen, fuhr Jene mit schwankender Stimme fort, auf das Papier zeigend, das vor ihr lag. Aber Lehnchen, bei Deinem Glück, bei der Ruhe Deines Herzens, öffne ihn nicht, bis das Grab mich umschließt. Bewahre ihn heilig, daß kein Auge — aber nein — nein, es gibt tausend Zufalle, die dieß arme Blättchen Dir entreißen könnten. — Sie nahm den Brief, und zerriß ihn schnell und heftig.

Gnädige Frau, sagte Lehnchen zagend, ich bin arm, ohne Erfahrung, aber ich habe ein treues Herz. Darf ich sagen, daß ich Sie liebe, und kein Opfer scheuen würde, etwas für Sie zu thun? Wohlan! sagte die Gräfin, nach einer Pause des heftigsten Seelenkampfes. So mag der Augenblick sein Recht haben, und die Sorge der Klugheit mag von der Sehnsucht nach Mittheilung vernichtet werden. Ja, Du hast ein

'treues Herz, ich habe Dich lange geprüft! Wisse denn, Theodor hat eine Mutter! Er ist mein Sohn! — Dieses Herz, das jetzt so schwach ist, hat Jahrelang gerungen. Stolz und Abneigung, ein Unrecht zu gestehen, haben immer gesiegt. Der heutige Tag hat entschieden. Ich glaubte mich stärker als die Natur ein Mutterherz bilden wollte — ich stand dem Kinde gegenüber, das ich fremder Liebe hingab — kalt und unbewegt stand ich ihm gegenüber, während meine Brust von tausend Qualen erschüttert ward. Ich darf ihn niemals wiedersehn. Bei Anbruch des Tages will ich fort, und nicht früher, als wenn ich nicht mehr bin, sollst Du ihm das Geheimniß meiner Schuld entdecken.

Ein Strom von Thränen begleitete diese Worte. Helene lag stumm auf die Hand der Weinenden gebeugt, ihre Knie bebten, ihr Herz schlug hoch von Schmerz und Rührung bewegt.

Funfzehn Jahr alt, fuhr die Gräfin fort,

lernte ich, ein armes Mädchen, Theodors Vater kennen. Die seltne Aehnlichkeit des Sohnes mit ihm, gibt Dir ein Bild seines Aeußern; seine Erscheinung auf der Bühne verführte mein Herz und meine Phantasie, ich sah ihn oft, ich sah ihn ohne Wissen meiner Verwandten, und verband mich mit ihm auf immer, indem ich meine Vaterstadt an seinem Arm heimlich verließ, und eine unglückliche Ehe, leichtsinnig wie mein Busenband knüpfte. Ich betrat das Theater nur selten; der Beifall, den meine jugendliche Anmuth erwarb, entschädigte mich nicht für manches Weh, an der Seite eines harten Mannes, dessen Behandlung bald in Tirranney ausartete. Damals sah mich der Graf Hallenstein, und faßte eine Neigung für mich, die ihn bewog, Stand, Reichthum und den Stolz seiner Ahnen mir zu opfern. Ich liebte ihn nicht — und dennoch verließ ich meinen Mann, und das Kind in der Wiege, um einen hochtönenden Namen. —

Deine reine Seele kann meine Schuld nicht faſſen. — Aber eben ſo wenig begreifſt Du ihre Strafe. Nie habe ich genoſſen, was ich ſo ſchwer erwarb. Nie hat Malvinens Lächeln mein Mutterherz erfreut, weil ihr verlaßner Bruder es mit ſchmerzlicher Reue erfüllte, und die tödliche Ungewißheit ſeines Schickſals mich zu ſeiner Mörderin machte. Ruheloſe Nachforſchungen heimlich und verſtolen ins Werk gerichtet, beſchäftigten meine Seele, aber alle waren vergebens, bis das Schickſal mir den alten Komiker zuführte, den Du Roſt nennſt, der ehemals mit mir und Veltheim bei Einer Bühne war, und nun ſeinen Sohn fand. Er ward mein Vertrauter, ich belohnte ihn reich, und betete für ſeine Erhaltung, denn nur er konnte ein Band weben, das ich — frefelnd gegen die Natur, zerriß. Durch ihn erfuhr ich jeden Schritt, ja jede Empfindung des theuren Kindes! — Welche Kämpfe habe ich damals gekämpft! Als ich im Erfriſchungszimmer

des Theaters, mit Hülfe meines Vertrauten meinen Sohn zum erstenmale sah, und die Mutterliebe mich zu ihm zog, während mein stolzes Herz den Gedanken verwarf, als Schuldige vor meinem Kinde zu stehn. —

Ein Schritt im Vorzimmer unterbrach die Gräfin. Helene ging nach der Thür. Die Kammerfrau meldete, der Herr Doktor wünsche die gnädige Frau wegen der Kranken zu sprechen. —

Unmöglich, rief die Gräfin Helenen zu, ich kann ihn nicht wiedersehen. Ersinne einen Vorwand, geh hinaus. Rette mich um Gotteswillen vor einer Erschütterung die meine erschöpften Kräfte nicht mehr ertragen.

Ich werde alles thun, was Sie wünschen, sagte Helene, aber es wird mir das Herz brechen.

Ach, es wird einmal auch Ihr Herz brechen, daß Sie ihrem guten Sohne das Glück versagten, in den Armen einer Mutter zu ruhen. Kann es denn eine Demüthigung ge-

ben zwiſchen Mutter und Kind? und eine Schuld, wo die Liebe mit ſo heiliger Stimme ſpricht? O gnädige Frau, Sie haben uns Alles gegeben, aber wir achten es nichts gegen das Eine, das Sie uns rauben wollen.

Laß ihn kommen, antwortete ſie, und ſank mit verhülltem Geſicht in ihren Seſſel zurück.

Lehnchen ging hinaus. Die tiefe Stille im dämmernden Zimmer ward nur von den Seufzern des Schmerzes unterbrochen. Nach einigen Minuten öffnete ſich die Thür, und Theodor ſtürzte zu den Füßen ſeiner Mutter. Leiſe ſchluchzend blickte Helene auf die Vereinten. — Die fröhliche Geſellſchaft kehrte in dieſem Augenblick ſingend ins Haus zurück. —

Es war Mitternacht als die Liebenden das Gemach der Gräfin verließen. Von der Reiſe am nächſten Morgen war nun die Rede nicht mehr. Wie Lehnchen Malvinen wiederſah, erhielt ſie von ihr die Nachricht

ihrer Verlobung, und die Wanhelbare pries sich jetzt als die glücklichste Braut. Beide Mädchen gingen zusammen zum Traualtar, von dem Segen der Mutter begleitet, die nun erst Ruhe und Glück kannte. Malvina erfuhr nie, welches Band der Verwandschaft sie mit Theodor verknüpfte, aber sie fuhr fort, ihm schwesterliche Neigung zu schenken.

Ehe die Reise begann, wozu Alfred und Theodor schon früher den Plan entworfen hatten, dankten die Neuvermählten Helenens altem Freunde, in welchem sie nun erst den Vater des Käthchens wiederfand — bei einem geheimen Besuch seine treue Sorge. Ihr könnt mir immer ein freundliches Andenken bewahren, sagte er, denn ich war der Erste, der die Gräfin für Lehnchen einnahm, und warhaftig, Theodor, ich hätte sie selbst geheirathet, wenn Sie nicht treu geblieben wären.

Irrthum der Liebe.

von

Agnes Franz.

1.

Die Erde eilt, daß sie sich festlich kleide;
Den grünen Mantel hat sie auserkohren,
Besetzt mit reichem, köstlichen Geschmeide.

Schon schmiegt er prunkend sich um ihre Glieder
Und freundlich blickt sie aus dem Blütenkranze
Auf ihren hellen, bunten Festschmuck nieder.

Ich weiß es wohl, warum sie also pranget! —
Mein Liebchen naht und ist schon auf der Reise,
Vor dessen Reiz den Fluren heimlich banget.

Die Erde will sich nicht verdunkelt sehen;
Gleich eitlen Müttern, die der Töchter Anmuth
Verdrießlich nur den Vorrang zugestehen.

Sie will wetteifern drum mit Liebchens Schöne,
Damit der Sänger mit dem besten Liede
Statt seinem Lieb' die stolze Lenzbraut kröne.

2.

Wie wird sie seyn? — treu oder umgewandelt?
So frag ich mich, im Herzen oft besorgend,
Daß für Natur man Welt ihr eingehandelt.

Die große Stadt, befürcht' ich, läßt sie blicken
Und hält mich fern mit einem steifen Knixe:
Reißt es mich hin, sie an mein Herz zu drücken.

— Wie mich des Mädchens arge Schönheit quälet!
Gewiß hat sie der ganzen Welt gefallen,
Und längst der Freyer Schönsten sich erwählet. —

Ich werd' es wohl auf ihrem Antlitz lesen.
— Gottlob, der Seele Sprache kann ich deuten
Bin ich gleich nie in großer Stadt gewesen!

3.

Ich sah mein Liebchen aus dem Wagen steigen,
Ein Hütchen trug sie, wundernett und pfiffig,
Und grüßte drauß hervor mit holdem Neigen.

Drauf schwebte sie mit zephirleichtem Schritte
In die Umarmung staunender Geschwister,
Als Rose prangend in der Knospen Mitte.

Vater bot die welken Lippen
Roſenmund, und auch die kleinen Buben
ch vom Honig ihres Kußes nippen.

allein ſtand fern, und mußte darben
ühlte, wie von ihrem Glanz getroffen,
ihnen Wünſche meines Buſens ſtarben.

4.

ihr ſo viel, ſo viel zu ſagen
uß nun, da ſie mir zur Seite wandelt
mmend meine Augen niederſchlagen.

die Frucht von ſtädtiſcher Erziehung!
ungeſchickt muß ihr der Freund erſcheinen
icherlich ihr jegliche Bemühung.

h die feinen Roſenlippen theilen:
freilich tönt dann eine andre Sprache,
ohrend mich mit tauſend ſüßen Pfeilen.

he, von Bewundrung ganz befangen
eiße mich verzweifelnd in die Lippen,
aller Geiſt indeß mir ausgegangen.

O welche Qual, so arm vor der zu stehen,
Um derentwillen ich der Erde Güter
Und allen Liebreiz wünschte zu erflehen!

Ein böser Zauber scheint mich zu umstricken;
Das Beste, was ich zu besitzen meine:
In Nichts zerschmilzt's, berührt von ihren Blicken!

5.

Was hilft es mir, daß sie die Saiten rühret,
Daß ihr Gesang die Nachtigall beschämet
Und sie mit Bildern unsre Wände zieret!

Was hilft es mir, daß man mit ihrem Preise
Die Schwestern alle um sie her verdunkelt,
Und Unheil sät in unsrer Männer Kreise.

Sonst blühte sie dem Veilchen gleich im Thale,
Zufrieden Einen innig zu beglücken;
Jetzt lockt sie Alle mit der Schönheit Strahle.

Die ganze Welt will sie zum Buhlen haben;
Es mag geschehn! — ich aber werde weichen
Und mich in Waldes Einsamkeit begraben! —

6.

Ich möchte bittre, bittre Thränen weinen,
Denk' ich zurück an die vergangnen Tage,
Die nie so süß, so lieblich mehr erscheinen!

Da war sie Kind noch, koste unbefangen
Mit dem Gespielen wie mit ihren Lämmern,
Und bot mir oft im Scherz die Rosenwangen.

Da lag ihr Herz noch klar und unverwahret
Vor meinem Blick; — das schönste las ich drinnen,
Was sich in Menschenseelen offenbaret.

Huld, Demuth, Reinheit, Frömmigkeit und Treue
Der ew'gen Schönheit heil'ge Himmelszeichen:
Sie alle grüßt' ich täglich dort aufs Neue!

Jetzt ist ein Schleyer um ihr Herz gezogen,
Der neidisch mir das Himmelsbild verdunkelt:
Wie Nebel deckt des Aethers reinen Bogen. —

Verirret schwank' ich, (wie auf wilden Wogen
Der Schiffer, den kein Stern, kein Kompaß leitet)
— Von finstern Zweifeln unstät fortgezogen.

7.

O hört! Heut will sie sich als Mime zeigen,
Zum Schauspiel sind die Gäste eingeladen!
Heut will die Kunst auf ihren Gipfel steigen!

Fahr wohl, Natur! Fahr wohl, fahr wohl auf immer!
Zieht ein durch ihres Herzens offne Thore
Du falscher Prunk, Verstellung, eitler Schimmer!

Auf, übertüncht die jugendliche Wange,
Daß, wenn sie ja in blöder Schaam erröthe,
Verständ'gern nicht ob ihrer Schwachheit bange!

Versammle dich, das seltne Spiel zu schauen,
Neugier'ge Welt! — Ich mache Platz euch allen!
Mit meinem Rohr durchzieh' ich heut die Auen.

— Dort kann man auch manch kluges Wort vernehmen;
Nicht eingelernt, nicht einstudirt, — es würden
Sich solcher Armuth Bach und Vogel schämen!

Sie singen, wie es ihnen Gott gegeben,
Und also dringt es lieblich auch zum Herzen,
Und leicht erfrischt sich dort ein krankes Leben!

, meine Rüden! Auf, hinaus ins Freie! —
ſde, mein Lieb! Du wirſt es wohl erfahren,
Daß ich gefehlt in der Bewundrer Reihe!

8.

Noch hab' ich ſie am Fenſter nicht geſehen! —
Sonſt ſah ich ſie, auch wenn ſie mich nicht grüßte,
Im Morgenhäubchen vor dem Spiegel ſtehen.

Auch hat ſie ihre Blumen nicht begoſſen! —
Leicht wird ihr, was ſie liebte, zu vergeſſen!
— Welk hangen dort die zarten Blütenſproſſen.

hat als Mime Beifall ſich erworben
Und übt ſich wohl in einer neuen Rolle,
— Und darum ſind die Blumen abgeſtorben.

9.

So hört' ich recht, ſo liegt ſie krank danieder?
Sie, die ich frefelnd eitlen Thun's beſchuldigt? —
— O, wie vergüt' ich ihr dieß Unrecht wieder!

wurf und Qual und Furcht und ängſtlich Bangen
Zerreißt mein Herz! — Wie ſoll ich ſie verſöhnen,
Die ich zu tadeln ſchnöd' mich unterfangen?

Kann ſie dafür, daß man zur Stadt ſie ſandte?
Kann ſie dafür, daß für der Künſte Zauber
Ihr leicht empfängliches Gemüth entbrannte? —

Wer bin ich denn, daß ihres Herzens Triebe
Ich nur allein auf mich zu lenken wünſche? —
— Ach, kein Verdienſt iſt mein, als meine Liebe! —

Wahnſinn nur kann der Schönheit Fülle tadeln! —
Und Eigennutz nur ſind ich hier im Buſen
Und arge Lücken, die mein Herz entadeln!

Von jetzt an will ich meine Fehler büßen!
Ihr Leiden ſoll Geneſung mir bereiten,
Und redlig ſtürz' ich hin zu ihren Füßen!

10.

Ein Glück, daß meine Roſen aufgeblühet,
Daß die Orange ich bis heut geſparet,
Die lockend dort im dunklen Laube glühet!

Schnell will ich ſie zu der Geliebten tragen;
— Dieß wird mir einen feinen Vorwand geben,
Mich in's Gemach der Leidenden zu wagen.

„Für Dich erzog ich ſie!“ — ſo will ich ſprechen,
„ — Doch nein, der Klang mahnt an vergangne Zeiten!
Da würden Thränen bald mich unterbrechen.

11.

Man hatte mich in ihr Gemach geleitet;
Da ſaß ſie, ganz in Schleyer eingehüllet,
Dem Monde gleich, der bleich durch Nebel gleitet.

Ich wollte ſprechen, doch Beſtürzung drückte
Das Wort mir im beklommnen Buſen nieder,
Weil ich ſo bleich, ſo leidend ſie erblickte. —

Ich konnt' ihr ſchweigend nur die Blumen reichen;
Mir war, als ſäh' ich bei des Freundes Gruße
Das zarte Antlitz tiefer noch erbleichen.

Sie nahm ſie freundlich, ſprach nach kurzem Schweigen:
„Die erſte Freude, die der Lenz mir ſpendet!“
Drauf ſah' ich Thränen ihr in's Auge ſteigen.

„„Die Erſte?“ rief ich: „„Sind des Lorbeers Kronen,
Die reichlich man der Künſtlerin geſpendet,
Nicht Lenzeskinder reich'rer, beſ'rer Zonen?“

„Wenn Liebe nicht auch Rosen eingewunden,"
So sprach sie, ernst zu mir den Blick erhebend:
„Wird bald das dürre Reis die Stirn verwunden!"

„„Die Aller Herzen siegend sich errungen,
Vermag die Liebe also anzuklagen?""
Entgegnet' ich von bittrem Weh' durchdrungen.

— Da flammt' ein Blick aus ihren Augen — nimmer
Vergeß ich ihn — erst rasche Gluth versendend,
Dann weich hinschmelzend in der Wehmuth Schimmer.

„Kann der, der wahrer Liebe einst ergeben,"
So sprach sie ernst, „mit ihrem Namen spielen?
Was ist dann heilig noch und wahr im Leben?"

Da zog mich's hin zu ihren Füßen. — Flehend
Bat ich: „„O sprich es aus, was mich beseligt!""
Und sie begann nun, Alles mir gestehend:

„Um deinetwillen streckt' ich meine Hände
Nach allem aus, was Geist und Seele schmücket,
Damit mein Freund mich seiner würdig fände. —

„Was strebenswerth, ich suchte es zu erringen,
Um dem Geliebten, wenn er treu geblieben,
Den reichen Brautschatz einst in's Haus zu bringen."

„Voll ſchöner Hoffnung trat ich dir entgegen,
Du bliebſt mir fern, ich war dir fremd geworden.
Entmuthigt ſtand ich, ſchüchtern und verlegen.“

„Ich ſah's, von Neuem mußt' ich dich erringen;
— Und vor dem Thron der Muſen ſtürzt' ich nieder,
Und bat: O helft das ſchwere Werk vollbringen!“

„Und drauf entfaltet' ich vor deinen Blicken,
Was mich die Zeit, was mich die Kunſt gelehret,
Um dich, nur Dich zu feſſeln, zu entzücken!“

„Dein waren meine Kränze, — dein die Blüte
Des Beifall's, die man meinem Streben weihte,
Weil meine Kunſt an meiner Lieb' erglühte.“

„Und freudig grüßt' ich des Gelingens Segen,
Denn jede Krone, freundlich mir geboten,
Wollt' ich vor dem Geliebten niederlegen.“

„Du aber, ach! verſchmähteſt meine Gabe!
— Du flieheſt mich, verachteſt mich, — o ſage,
Was ich gethan, was ich verbrochen habe?“ —

„„Nichts, als daß du, den Erdenſohn vergeſſend,
Als Engel dich hoch über mich erhoben!““
— So ſprach ich, ſelig an mein Herz ſie preßend.

„„Zu hoch geſtellt für meiner Liebe Streben
Erblickt' ich dich, als du mit jeder Schöne
Reich ausgeſtattet, uns zurückgegeben.""

„„Wie mußt' ich Armer mich in Nichts verlieren,
Als du des Geiſtes Strahlen nun entfaltet,
Wohl würdig, einen Fürſtenthron zu zieren!""

„„Anſtatt dich mild zu mir herabzuneigen,
Klomm'ſt du empor; — ſo mußt' ich dich verlieren,
Nicht möglich war's, ſo kühn dir nachzuſteigen.""

„„Jetzt haſt du mich mit raſcher Hand erhoben;
Doch hält' mich nur, o Theure, deine Liebe,
— So wie die Sonne feſthält ihre Globen! —

„„O laß mich nicht zurück zur Tiefe kehren!
Schling' deinen Arm um mich! — Leicht faßt ein Schwindel
Den, ſo man ſchnell entführt zu lichtern Sphären.""

Romeo und Julie.

Novelle.

Nach dem Italiäniſchen des Luigi da Porto.*)

von

Beauregard Pandin.

*) Luigi da Porto hat dieſe Liebesgeſchichte, von welcher ſich, nach Schlegels Verſicherung, keine hiſtoriſche Spuren nachweiſen laſſen, zuerſt erzählt. Die erſte Ausgabe erſchien 1535 in Venedig. Berdetto bearbeitete ſie zwanzig Jahre ſpäter; ſodann im Franzöſiſchen Boiſtreu und hieraus im Engliſchen Brooke und Palmer. Das Gedicht des Brooke und Palmers Novelle hat Shakeſpeare nach aller Wahrſcheinlichkeit gekannt.

In Verona waren, als es unter der Herrschaft des Bartolemmeo della Scala stand, zwei edele und mächtige Geschlechter; die Cappelletti und Montecchi, welche seit langer Zeit, ohne daß man weiß warum, in tödtlichem Haß und Feindschaft lebten. Jetzt aber, nachdem gar Viele ein trauriges Opfer dieses Familiengrolls geworden, und da der Oberherr sein ernstliches Mißfallen über die unaufhörlichen Befehdungen bezeigt hatte, fingen sie an, die alte Feindschaft müde zu werden, und sie enthielten sich nun, obgleich keine ausdrückliche Versöhnung Frieden gestiftet, alles Streits nicht nun, sondern suchten sich einander mehr und mehr zu nähern.

Wie man nun beiderseits so friedlich

gestimmt schien, gab, während der Zeit des Faschings, Antonio Cappellotti, ein lebensfroher, freigebiger Mann, der das Oberhaupt seiner Familie war, in seinem Hause manches Fest, zu dem sich fast die ganze Stadt versammelte, und zu einem dieser nächtlichen Feste fand sich auch ein junger Montecchi ein, den die Hoffnung hergeführt hatte, hier seine Geliebte zu sehn. Dieser Jüngling war von Gesicht und Gestalt wunderschön und dabei von den liebenswürdigsten Sitten und von unwiderstehlicher Anmuth, so daß er, nach dem Beispiele der übrigen Gäste, die Larve abnehmend, in seinem Nymphenanzuge so überaus reizend erschien, daß ihn alles wieder und wieder ansah, so wohl wegen seiner Schönheit, die dem schönsten Mädchen den Preis streitig machte, als vor Verwunderung, daß er sich in diesem Hause zeigte.

Aber auf Niemand machte er einen so tiefen Eindruck als auf die Tochter des An-

tenie Cappelletti, welche sein einziges Kind, hinreissend schön, sehr gefühlvoll und freimüthig war. Sie fühlte sich, indem sie den schönen Jüngling erblickte, wie bezaubert und unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Er aber stand in einem Winkel des Saales ganz allein, und nur mit dem Gegenstande seiner zärtlichen Neigung beschäftigt, nahm er am Tanz und an den Gesprächen wenig Theil, zu grosem Leidwesen des Fräuleins, denn man hatte ihn ihr als sehr unterhaltend, geistreich und scherzliebend geschildert. Als Mitternacht vorüber war, ward zum Beschlusse des Festes der Frauentanz getanzt, wo im Kreise herumstehend, die Damen sich nach Belieben einen Tänzer wählten. Nun führte ein anderes Fräulein den Jüngling zum Tanze auf, und er kam zufällig neben der zu stehn, die sich auf den ersten Blick in ihn verliebt hatte. Ihr zur Linken stand ein junger Kavalier, Marcuccio Quercio genannt, welchem beständig, im Juli so gut

wie im Jänner, die Hände kalt waren. Indem nun Romeo Montecchi — denn dieß war der Name des Jünglings — an ihre Seite trat und sie, wie es dieser Tanz mit sich bringt, seine Hand angriff, sagte sie nach ihrer munteren und offnen Art zu ihm: „Wie glücklich bin ich, Messeo Romeo euch zum Nachbar zu haben!“ — Ueber diese ganz unvermuthete Anrede sehr erstaunt, erwiederte er: „Wie könnt' ich euch so glücklich machen?“ — worauf sie versetzte: „Wohl bin ich glücklich durch eure Nähe; denn werdet wenigstens meine rechte Hand warm erhalten, da Marcuccio mir die Linke eiskalt machte.“ — Romeo, etwas dreister geworden, fuhr fort: „Wenn ich eure Hand mit der meinigen erwärme, so entzündet ihr mir mit euren schönen Augen das Herz.“ — Julie — so hieß das schöne Fräulein — lächelte ein wenig über diese schmeichelhafte Antwort, und nach einer kleinen Weile, als sie sich unbeobachtet glaubte, nahm sie wieder das

Wort, und sagte: »Ich schwöre euch, Romeo, bei meiner Treue, daß in meinen Augen hier keine Dame ist, die euch an Schönheit übertrifft,« und Romeo, ganz entbrannt von Liebe, erwiederte: »Was ich euch sein mag, ich bin eurer Schönheit, wenn es ihr nicht mißfällt, getreuer Diener auf ewig.« —

Kurz darauf begab sich, nach beendigtem Tanzfeste, der junge Montecchi nach Hause und hier nun die unerklärliche Grausamkeit seiner ersten Geliebten erwägend, die ihn keine Gegenliebe hoffen ließ, beschloß er, von Stund an sich ganz der schönen Julie zu widmen, ob sie gleich zu seinen Feinden gehöre. Und auf gleiche Weise dachte Julia einzig und allein an ihn und gestand sich unter zärtlichen Seufzern, sie würde sich auf immer glücklich schätzen, wenn sie seine Gattin werden könnte; allein wegen der Feindschaft, die so lange zwischen beiden Familien geherrscht hatte, und noch immer nicht erloschen war, wagte sie es kaum, ein

solches Glück für möglich zu halten. So zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, sprach sie oftmals zu sich selbst: „O ich Thörin! in welch seltsames Labyrinth führt mich dieser Wunsch meines Herzens! Nie darf ich hoffen, einen glücklichen Ausgang zu finden, denn Romeo Montecchi liebt mich nicht und kann als Feind meines Hauses nur mein Verderben wollen, und wenn er sich auch mit mir vermählen wollte, so würde doch nimmermehr mein Vater mich ihm zur Gattin geben. Indeß, wer weiß, ob nicht vielleicht, um die beiden Familien, die der langen Feindschaft überdrüßig sind, endlich ganz auszusöhnen, eine Verbindung mit ihm, wie ich sie wünsche, von beiden Theilen gebilligt würde.“

Diese und ähnliche Betrachtungen, welche die beiden Liebenden Tag und Nacht beschäftigten, fachte in ihren Herzen das so plötzlich erweckte Feuer der Liebe immer heftiger an. Keine Gelegenheit ließen sie vor-

ei, wo sie wenigstens durch Blicke mit ein-
nder sprechen konnten, war es in der Kirche
der am Fenster. Doch Romeo, dem dieß
icht genügte, verweilte oft, mit Gefahr
ines Lebens, so bald es dunkel geworden
ar, vor dem Hause seiner Geliebten und
kühnte sich sogar, auf die Bretter vor
rem Fenster zu steigen, und hier an den
önen ihrer holden Stimme sich zu weiden.
Eines Abends nun, als er bei hellem Mond-
hein wieder im Begriff war, zu ihrem Fen-
er hinanzuklimmen, öffnete sich dasselbe
nd Julia trat heraus. Romeo, sie nicht so-
leich erkennend, wollte sich hinter eine Mau-
flüchten, als sie, die ihn sofort erkann-
, leise beim Namen rief, und sagte: „Was
eginnt ihr hier in dieser Zeit so allein?“ —

„Wozu die Liebe mich treibt,“ erwieder-
Romeo. —

„Wenn man euch aber hier träfe, könn-
es euch leicht das Leben kosten.“

„Mein Leben steht freilich auf dem Spiel

und ich verliere es auch gewiß, wenn ihr euch meiner nicht annehmt. „Weil ich aber an jedem andern Orte meines Lebens nie ganz sicher bin, so will ich doch lieber in eurer Nähe sterben, ob es gleich mein höchster Wunsch ist, auf immer bei euch zu leben, wenn es dem Himmel und euch also gefallen sollte.“ —

„Auch ich kenne keinen höheren Wunsch, als auf immer mit euch zu leben; allein bedenke ich die Neuheit unsrer Bekanntschaft, die Feindschaft, die zwischen eurem und meinem Hause herrscht, so darf ich die Erfüllung dieser Wünsche nicht hoffen.“

„Glaubt mir, Madonna, sehnlicher und inniger kann man auf der Welt nicht lieben als wie ich euch liebe und verehre, und wenn ihr euch mir schenken wolltet, so ist nichts mächtig genug, euch mir vorzuenthalten.“

Nach dieser kurzen Unterredung bestimmten beide Liebende einen andern Abend, um sich mit mehr Ruhe unterhalten zu können

und schieden sodann von einander. Romeo erschien nun mehrmals, aber vergeblich, vor Juliens Hause, bis er sie endlich eines Abends, wo viel Schnee herabfiel, auf dem Balken erblickte.

»Warum laßt ihr mich, sprach er, solche Qualen der Sehnsucht erdulden? Rührt denn kein Mitleid euer Herz, daß ich alle Nächte in so strenger Jahreszeit hier auf der Straße eurer warte?«

»O gewiß, erwiederte sie, fühl' ich in meinem Herzen Mitleid mit euch; aber was anders kann ich denn thun, als euch bitten, euch wieder hinwegzubegeben?«

»O nein, ihr solltet mich in euer Gemach aufnehmen, wo wir miteinander mit mehr Ruhe und Gemächlichkeit sprechen könnten.« —

»Ich liebe euch so sehr, als man irgend nur lieben darf, ja ich gestehe euch mehr zu, als strenge Sittsamkeit gut heißen dürfte, und dieß thue ich, weil ich der Liebe zu euch

nicht zu widerstehen vermag. Wenn ihr aber glaubt, durch süße Schmeichelworte und auf irgend eine andere Weise mehr von mir zu erhalten, so seyd ihr in großem Irrthum; ihr werdet alle eure Versuche scheitern sehn. Damit ihr nun nicht länger euer Leben in Gefahr setzt, indem ihr alle Nächte vor meiner Wohnung zubringt, so sag' ich euch mit wenigen Worten, daß, wenn ihr mich zu eurer Gattin annehmen wollt, ich bereit bin, mich euch ganz anzuvertrauen und mit euch an jeden Ort, wo ihr es wünscht, ohne alle Bedenklichkeit hinzubegeben."

„Dieß ist alles, was ich wünsche. So geschehe es denn!"

„Es soll geschehen und zwar in Gegenwart des Paters Lorenzo, meines Beichtigers; dann nur werde ich von ganzem Herzen und mit Freuden die Eurige seyn."

„Also Pater Lorenzo von Reggio ist der, welcher alle Geheimnisse eures Herzens weiß?"

„Ja, er ist es, und zu meiner Beruhi-

gung soll er alles wissen, was den eben geschlossenen Bund angeht.“ —

Dieser Ordensgeistliche, ein großer Philosoph, der in die Geheimnisse der Natur und der Magie eingeweiht war, hatte dem jungen Romeo als einen angesehenen gefürchteten und sehr anständigen Cavalier sein ganzes Vertrauen geschenkt, um unter seinem Schutze den geheimen Wissenschaften obzuliegen und sich vor der Gefahr gesichert zu sehn, von dem stumpfsinnigen und abergläubischen Pöbel als einen Zauberer angeschwärzt und verfolgt zu werden. Sobald ihn nun Romeo wieder sah, entdeckte er ihm ohne allen Rückhalt, wie er sehnlichst wünsche, mit Julia Cappelletti auf immer verbunden zu werden und wie sie beide beschlossen hätten, vor ihm allein das feierliche Gelübde einer ewigen Verbindung abzulegen; er möge nachher versuchen, Julias Vater, der besonders dieser Verbindung abhold sey, zur Zustimmung zu bewegen. Der Mönch erklärte sich bereit,

für Romeo und Julia das Verlangte zu thun; er durfte schon seinem Schutzherrn diese Bitte nicht abschlagen, und hoffte überdieß, die Einwilligung des alten Cappelletti zu erhalten und sich so bei dem Landesherrn, der nichts mehr wünschte, als beide Familien völlig ausgesöhnt zu sehn, ein nicht geringes Verdienst zu erwerben.

Es war gerade die Zeit der Fasten, demnach begab sich das Fräulein unter dem Vorwande, beichten zu wollen, in das Kloster des heiligen Franciscus, und ließ, als sie im Beichtstuhl Platz genommen, den Pater Lorenzo rufen, der mit Romeo, welcher früher angekommen war, aus dem Kloster in denselben Beichtstuhl trat, und nachdem er ihn verschlossen und eine Eisenstange, die beide trennte, hinweggehoben hatte, mit den Worten sie empfing: »Ich sehe euch immer gern, liebe Tochter; aber heute seyd ihr mir willkommner als je, wenn es wahr ist, daß ihr meinen geliebten Vetter Romeo wollt,

zum Gemahle nehmen.« — »Es ist mein höchster Wunsch, erwiederte Julia, mit ihm durch das Band der Ehe verbunden zu seyn, und deßhalb bin ich jetzt vor euch erschienen, dem ich ganz vertraue, damit ihr mit Gott Zeuge seyd von dem, wozu die Macht der Liebe mich zwingt.« — Und nun vermählte sich, in Gegenwart des Ordensgeistlichen, der als Beichtiger die beiderseitige Erklärung annahm, Romeo mit dem schönen Fräulein; und nachdem sie die nöthige Abrede genommen, wann sie in der Nacht sich wiedersehn würden, um das Fest ihrer geheiligten Liebe zu feiern, küßten sie sich einmal und verließen sodann den Mönch, der die Eisenstänge wieder einlegte und nun andern Frauen Beichte saß.

Die Liebenden erfreuten sich nun ungestört des hohen Glückes ihrer geheimen Verbindung, und hofften mit der Zeit Mittel zu finden, den alten Cappelletti, mit dessen Beistimmung sie sich jetzt noch nicht schmei-

cheln durften, gänzlich zu versöhnen, als eines Tages Alles ein anderes Ansehn gewann, indem plötzlich auf irgend einen Anlaß die fast erloschene Feindschaft von neuem in Flammen ausschlug. Es befehdeten sich mehrere Tage hindurch beide Theile, und da keiner dem andern nachgeben wollte, so kam es endlich auf dem Corso zu einem förmlichen Gefecht. Romeo suchte, aus Rücksicht für seine geliebte Gattin, sorgfältigst jeden im Kampfe zu vermeiden, der mit ihr nahe verwandt war. Als aber von seiner Parthei viele verwundet und fast alle zum Weichen gebracht waren, übermannte ihn der Zorn und er wagte sich mit wildem Ungestüm auf Tebaldo Cappelletti, der sich besonders furchtbar machte, und streckte ihn mit einem einzigen gewaltigen Hieb fast zu Boden, so daß die Uebrigen durch diesen unerwarteten Schlag in Schrecken gesetzt, schleunigst die Flucht ergriffen.

Da viele Personen es mit angesehn

wie Tebaldo durch Romeo erſchlagen ward, ſo ließ ſich die That nicht verhehlen, und es führten nun alle Cappelletti wider den Romeo Klage bei dem Fürſten, und ſie brachten es dahin, daß ihr Feind auf immer aus Verona verbannt wurde. In welchen Zuſtand die Nachricht von der Verbannung ihres Gatten die beklagenswerthe Julia verſetzte, mag jeder leicht ermeſſen, der ſich in ihre Lage hineinzufühlen weiß. Sie weinte unaufhörlich und keiner war im Stande, ſie zu tröſten, da ſie die tiefen und geheimen Leiden ihres Herzens Niemand mittheilen konnte. Nicht minder litt ihr geliebter Romeo, und da er ſeine Vaterſtadt durchaus nicht verlaſſen wollte, bevor er nicht von Julia Abſchied genommen, und da er ihr Haus nicht betreten durfte, ſo wandte er ſich an Lorenzo, welcher durch einen dem Romeo treuergebnen Diener des Cappellettiſchen Hauſes ſie zu ſich einladen ließ. Julia fand ſich demnach wiederum in dem Beichtſtuhl ein,

wo Romeo sie schon erwartete. Nachdem die Unglücklichen, ihr Herz durch Thränen erleichtert, nahm Julia das Wort, und sagte: »Was soll ich ohne Dich beginnen? Allein mag ich nicht länger leben; ich will Dir folgen, wohin Du auch gehn magst; das Haar will ich mir kürzen und als Diener Dich begleiten.« — »Der Himmel verhüte, erwiederte Romeo, daß man Dich je anders bei mir sehe, als in der Eigenschaft meiner Gemahlin. Ich bin überzeugt, daß es nicht lange so bleiben kann; man wird sich wieder aussöhnen und dann wird es mir nicht schwer fallen, vom Fürsten Begnadigung zu erlangen. Darum wünsche ich, daß Du mir nicht folgest, sondern hier bleibst, wo meine Seele Dich stets umschweben wird.« —

Julia fügte sich seinem Wunsche und bat ihn nur noch, sich nicht weit von Verona zu entfernen. Romeo hielt sich nur noch einige Tage in dem Kloster des Lorenzo verborgen

und verfügte ſich ſodann nach Mantua, nachdem er dem Diener ſeiner Geliebten aufgetragen, dem Mönch von allem, was ſich im Hauſe in Bezug auf ſie begeben möchte, ſogleich Nachricht zu geben und alles das treulich zu verrichten, was das Fräulein ihm auftragen würde.

Julia war nach der Trennung von ihrem Geliebten wie verwandelt. Der heimliche Gram machte ihre ſonſt ſo blühenden Wangen bleich und das Feuer ihrer Augen erloſch mehr und mehr. Dieſe auffallende Veränderung in ihrem Aeußern ſo wie die beſtändige Schwermuth und Verſtimmung ihres Gemüths konnte der Mutter nicht entgehn. Sie drang mehrmals liebevoll theilnehmend in die Tochter, ihr die Urſache ihres Kummers zu vertrauen; da ſie aber immer nur unbeſtimmte Antworten erhielt, ſo drängte ſich ihr die Vermuthung auf, Julia hege heimlich den Wunſch, ſich vermählt zu ſehn, und ſie theilte nun ihre Beobachtungen und

diese Vermuthung ihrem Gemahle mit, welcher sie sehr wahrscheinlich fand und das schon früher gefaßte Vorhaben, die Tochter mit dem jungen Grafen Lodrone zu vermählen, nun auszuführen begann. Als er die Einleitung getroffen und er nicht zweifeln durfte, seinen Wunsch erfüllt zu sehn, eilte die erfreute Mutter zu Julia und redete sie mit den Worten an: „Freue Dich, liebe Tochter; denn in wenig Tagen wirst Du mit einem angesehnen Kavalier vermählt und völlig getröstet werden; hast Du mir auch die Ursache Deiner Traurigkeit nicht entdecken wollen, so habe ich sie doch glücklich errathen, und Dein Vater hat schon bestens für Dein Glück gesorgt.“ —

Zu ihrem großen Erstaunen hatte aber diese Botschaft für Julien nichts Erfreuliches, sie vermehrte nur ihre Traurigkeit, und als sie nun abermals in sie drang, ihr frei zu bekennen, was sie wünsche, da erwiederte die trostlose Tochter, in heiße Thränen aus-

brechend: „Zu ſterben wünſche ich und nichts weiter.“ — Dieſe Aeußerung ließ die beſorgte Mutter fürchten, eine geheime Liebe ſey Urſache dieſer räthſelhaften Schwermuth, und ſie theilte ſogleich ihre Beſorgniß dem Vater mit, der nun ſelbſt Julien ſein Verhaben, ſie zu vermählen, vortrug und als ſie auch gegen ihn keine Freude darüber bezeigte, ſie fragte, ob ſie denn in ein Kloſter zu gehen wünſche? „Ich weiß nicht,“ antwortete Julia heftig weinend. Da rief der Vater: „das weiß ich, daß Du nicht willſt; beruhige Dich nur, ich werde Dir den Grafen Lodrone zum Manne geben.“ — „Das geſchehe nimmer! verſetzte Julia, und der Vater, höchſt erzürnt, drohte nun mit Gewalt, wenn ſie ſich ſeinem Willen nicht fügen und eben ſo wenig den Grund ihrer Weigerung offenbaren wolle.

Julia theilte alsbald dem vertrauten Diener alles mit und ſchwer in ſeiner Gegenwart, lieber das Leben zu laſſen, denn je

einem Andern als ihrem geliebten Romeo ihre Hand zu geben; und als nun Romeo dieß alles durch den Mönch erfuhr, ermahnte er seine Geliebte, ihrem Vorsatze treu zu bleiben und das Geheimniß zu bewahren; er werde in wenigen Tagen Mittel finden, sie der Gewalt ihres Vaters zu entziehen.

Dieser, durch den Ungehorsam der Tochter gereizt und über ihr hartnäckiges Schweigen höchst erbittert, beschloß nun, ihre Verbindung mit dem Grafen Lodrone möglichst zu beschleunigen. Als Julia dieß hörte, wollte sie verzweifeln und nur die Hoffnung, daß Lorenzo vielleicht ein Rettungsmittel zu ersinnen wüßte, hielt sie noch aufrecht. Um ihn nun selbst sprechen zu können, bat sie ihre Mutter dringend um die Erlaubniß, in der nahen Osterwoche zur Beichte zu gehn; sie glaube von der offnen Darlegung ihres Innern wenigstens Linderung ihrer unsäglichen Herzensangst und ihres Trübsinns, der ihr selbst ein Räthsel sey, sich versprechen

zu dürfen. Die Mutter gewährte ihr mit Freuden ihre Bitte und sobald die Zeit gekommen, begab sich Julia in das Franciskanerkloster. Hier schilderte sie nun im Beichtstuhl mit den lebhaftesten Farben ihrem Beichtiger das Schreckliche ihrer Lage: man treffe, wie sie gehört, schon Anstalt zur Hochzeit, die in einem Landschlosse ihres Vaters, zwei Stunden von der Stadt entfernt und an der Heerstraße nach Mantua gelegen, solle gefeiert werden, weil man dort weniger Widerstand von ihrer Seite befürchten zu dürfen glaube. Wisse er kein Mittel, sie aus dieser verzweiflungsvollen Lage zu erretten, so bitte sie ihn inständigst, sie mit so viel Gift zu versehn, als nöthig sey, sie von einem Leben zu befreien, das keinen Werth mehr für sie haben könne; wo nicht, so sey sie fest entschlossen, sich vor den Augen Aller einen Dolch in die Brust zu stoßen.

»Gift kann und darf ich Dir, Geliebte Tochter, nicht geben, erwiederte Lorenzo.

Wenn Du aber Dir den Muth zutraueſt, etwas Schaudervolles zu unternehmen, ſo verſpreche ich Dir, Dich in aller Sicherheit deinem Romeo zuzuführen. Das Grabgewölbe Deines Hauſes befindet ſich, wie Du weißt, auf dem Friedhofe unſers Kloſters. Ich will Dir nun einen Trank geben, der Dich auf achtundvierzig Stunden in ſo tiefen Schlaf verſenkt, daß ſelbſt der größte Arzt Dich für todt halten muß: man wird Dich ohne Zweifel, als wärſt Du wirklich geſtorben, in der Familiengruft beiſetzen und ich will Dich dann, ſobald es Zeit iſt, herausführen und in meiner Zelle ſo lange verborgen halten, bis ich zum Kapitel, das wir nächſtens in Mantua halten werden, mich verfüge; ich nehme Dich dann, in ein Gewand unſers Ordens gekleidet, mit mir und führe Dich in die Arme Deines Romeo. Wirſt Du Dich aber nicht vor dem Leichnam Deines Vetters Tebaldo fürchten, den man erſt vor kurzem beigeſetzt hat?"

»Um mit meinem Romeo wieder vereinigt zu werden, rief die hocherfreute Julia, würde ich selbst den Weg durch die Hölle nicht scheuen!«

»Wohlan denn: da Du so fest entschlossen bist, so bin ich bereit, Dir zu helfen; doch wird es gut seyn, daß Du vorher die ganze Sache dem Romeo selbst berichtest, damit er nicht etwa, wenn Dich das Gerücht todt sagt, einen verzweifelten Entschluß fasse; denn ich weiß, wie er Dich mehr als sein Leben liebt. Es gehen immer von Zeit zu Zeit Geistliche unsers Klosters nach Mantua. Gieb mir Deinen Brief, ich will ihn durch einen zuverläßigen Boten überschicken.«

Nach diesen Worten eilte sogleich der gute Mönch in seine Zelle und kam bald mit einer Phiole, die den Schlaftrank enthielt, zurück. Julia empfing sie mit solcher Freude, daß auf einmal aller Gram und Kummer von ihr gewichen schien, und beide Aeltern, als sie sie wiedersahen, eben so

verwundert als erfreuet waren über die so schnelle Rückkehr ihrer vorigen Heiterkeit. Sie hätten nun gern den Tag ihrer Vermählung mit dem Grafen Lodrone weiter hinausgesetzt; weil aber alle Vorbereitungen zur Hochzeitfeier schon getroffen wären, so wollten sie sie nicht länger aufschieben und kündigten nun das nahe Fest der Tochter an, die nur äußerte, daß sie ihre Vermählung nicht so nahe geglaubt habe.

Am Vorabend der Hochzeit begaben sich die Aeltern mit der Tochter nach dem erwähnten Lustschlosse und Julia führte nun das so muthvoll Beschlossene mit Standhaftigkeit aus. Sie nahm, sobald sie am spätenAbend sich allein in ihrem Schlafgemache sah, den Reitungstrank, legte sich, völlig angekleidet, auf ein Ruhebett und nach kurzer Zeit that das Opiat seine Wirkung, so daß am andern Morgen ihre Zofe, welche sie anzukleiden kam und sie nun völlig angezogen und todtenbleich, ohne alle Regung, auf dem Ru-

ebett liegend fand, in ein Jammergeschrei
usbrach, das die übrigen Dienerinnen und
uletzt die Aeltern herbeirief, die anfangs
or dem entsetzlichen Anblick wie versteint da-
tanden, bis sich endlich ihr stummer Schmerz
in laute Wehmuth und in einen Strom von
Thränen auflöste. Sie wollten lange ihren
Sinnen nicht trauen, so sehr auch die gan-
ze Gestalt ein Bild des Todes war; als sie
aber die Phiole gewahr wurden, da blieb
ihnen kein Zweifel mehr übrig, daß Julia
aus Verzweiflung sich selbst das Leben ge-
nommen und nun erinnerten sie sich, wie
seit einigen Tagen sie auf einmal wieder so
froh und heiter sich gezeigt hatte, und sie mach-
ten sich schmerzliche Vorwürfe und bereuten
aufs Bitterste, ihre geliebte Tochter durch
eine Verbindung, gegen welche sie eine so
entschiedene Abneigung gezeigt hatte, zu sol-
cher Verstellung und zu solchem gewaltsamen
Tode veranlaßt zu haben.

Des andern Tages ward die für todt ge-

haltene Julia Cappelletti feierlichst in die Gruft ihrer Ahnen beigesetzt.

Lorenzo, der sich in Geschäften in der Nähe von Verona aufhielt, hatte Julias Brief an Romeo einem Mönche, der nach Mantua reiste, mitgegeben. Dieser aber fand bei seiner Ankunft den Romeo nicht zu Hause und konnte ihn auch nirgends erfragen; er behielt demnach den Brief an sich und hatte ihn noch in Verwahrung, als der Diener des Fräuleins, der seine junge Gebieterin todt glaubte, und den Lorenzo vergebens gesucht hatte, die schreckliche Nachricht dem Romeo selbst überbrachte, welchen sie in solche Verzweiflung stürzte, daß er im Begriff war, sich den Degen in die Brust zu stoßen, woran er jedoch vom Diener, der um Hülfe rief, verhindert wurde. „Wie vermag ich noch länger zu leben, rief der Bejammernswerthe aus, da das Leben meines Lebens dahin ist! O meine Julia, ich allein bin Schuld an Deinem Tode, weil ich noch zöger-

te, Dich aus der Gewalt Deines harten Vaters zu befreien: Du haſt, um mir treu zu bleiben, Dich getödtet und ich ſollte aus Furcht vor dem Tode noch länger leben? Das geſchehe nimmer!" Hierauf entließ er den Diener ſeiner Geliebten und beſchloß nun an ihrer Seite von der Welt zu ſcheiden.

Darnach begab er ſich, als Landmann gekleidet und mit einem Fläſchchen des ſchärfſten Giftes verſehn, nach Verona, und in der folgenden Nacht öffnete er mit Hülfe eines Brecheiſens das Grabgewölbe, und fand beim Schein einer Blendlaterne den Sarg, in welchem er die ſchöne Julia, einer Todten gleich, hingeſtreckt ſah. Da warf er ſich, ſeiner nicht mehr mächtig, auf die Geliebte, umarmte und küßte ſie. »Seltſames Verhängniß, rief er aus, daß ich in dem Grabgewölbe meiner Feinde meinen Tod finden ſoll! doch ſelig zu preiſen iſt der, dem es vergönnt wird, an der Seite ſeiner Geliebten zu enden und ſo will ich denn ſter-

ben!“ Und mit diesen Worten, Julia umarmend, leerte er das Fläschchen und erwartete so den Tod.

Die Stunde war gekommen, wo der Schlaftrunk aufhörte wirksam zu seyn, und Julia, von Romeo fest umschlungen, erwachte jetzt, und nach und nach sich ermunternd, rief sie tief seufzend: „O Gott, wo bin ich? wer hält mich so fest umfaßt? Wer küßt mich?“ — Da gab Romeo, vor Schreck und Staunen kaum seiner Stimme mächtig, ihr zur Antwort: „Kennst Du mich nicht mehr, meine Geliebte? Siehst Du nicht, daß es Dein armer Gatte ist, der allein und insgeheim hiehergekommen, um an Deiner Seite zu sterben?“ — Julia erkannte alsbald die theure Stimme, und wie sie beim matten Scheine auch seine Gesichtszüge wieder erkannte, umarmte und küßte sie ihn und rief: „Was aber treibt Dich an, mit Gefahr Deines Lebens Dich hieher zu wagen? Ließ ich Dich nicht wissen, daß ich

mittelſt eines Schlaftrankes die Geſtalt des Todes annehmen und dann in kurzem mit Hülfe des Lorenzo in Deine Arme eilen würde?« —

Nun erkannte Romeo den entſetzlichen Irrthum, der ihn hiehergeführt und verzweifelnd brach er in die Worte aus: »O ich unſeligſter aller Liebenden! Deinen Brief habe ich nicht erhalten« — er erzählte ihr ſodann, wie er auf die Nachricht ihres Dieners, daß ſie geſtorben, herbeigeeilt ſey, um an ihrer Seite zu ſterben, und daß er Gift genommen, wovon er ſchon die tödliche Wirkung in allen Gliedern fühle.

Wer vermag den Zuſtand der vernichteten Julia zu ſchildern, als ſie dieſe Worte des Entſetzens vernahm! Bleich wie der Tod und wie wahnſinnig vor ſich hinſtarrend, ſprach ſie endlich mit bebender Stimme die Worte: »Alſo an meiner Seite und um meinetwillen ſollſt Du ſterben und ich ſoll, wenn auch nur wenige Augenblicke, Dich überle-

ben?« Dann sank sie in Ohnmacht und als sie wieder zum Bewußtseyn kam, sah sie Romeo schon mit dem Tode ringen und sie küßte von seinen kalten Lippen den letzten Lebenshauch.

Jetzt, kurz vor Tagesanbruch, fand sich Lorenzo bei dem Grabgewölbe ein und als er eine klagende Stimme vernahm und einen Schimmer gewahr ward, glaubte er, Julia habe sich auf irgend eine Weise mit Licht versehen und wehklage aus Furcht vor dem schaurigen Orte. Er öffnete deshalb eilends die Gruft und erblickte nun Julia, wie sie, ein Bild der Verzweiflung, aufrecht da saß und den Geliebten in ihrem Schoße hielt. »Geht, ich bitte euch, rief sie dem, bei dem schrecklichen Anblicke zurückbebenden Mönche zu, geht und verschließt die Gruft und laßt mich hier, auf daß ich sterbe. Siehe hier den Geliebten, zu dem Du mich in Sicherheit zu führen gelobtest, todt in meinen Armen. Wie könnte ich noch länger das

elende Leben ertragen!“ — Und nun erzählte sie ihm mit wenig Worten, was sich begeben hatte.

Lorenzo suchte sie zu überreden, in ein Kloster zu entfliehn; sie verwarf aber diesen Gedanken und alle Tröstung. Nur noch einmal an den geliebten Zügen des hingeschiedenen Geliebten sich weidend und so das gepreßte, immer matter schlagende Herz mit allen Qualen und Aengsten der Verzweiflung bestürmend, hielt sie den Athem eine Weile an sich, und nun mit einem durchdringenden Schrei ihn ausstoßend, stürzte sie todt auf den Erblichenen nieder.

Was blieb dem armen Lorenzo anders zu thun übrig, als, durch das Bewußtseyn der besten Absicht beruhigt, den ganzen Verlauf der tragischen Begebenheit sogleich dem Fürsten treulich zu berichten. Bartolomeo della Scala, tief erschüttert von dem Schicksale der beiden Liebenden, begab sich sofort selbst nach dem Grabgewölbe, begleitet von

einer Menge Volks, und ließ die Entseelten auf einem Ruhebett in die Kirche tragen. Kaum war dieß geschehn, als sich auch die Aeltern und Verwandten einfanden. Indem sie nun, über die geliebten Kinder hingebeugt, den bittern Schmerz, von dem sie sich zerrissen fühlten, in Thränen und Wehklagen sich erschöpfen ließen, ward ihr Herz so gerührt und erweicht, daß sie, den alten Familiengroll vergessend, einander umarmten, so daß die alte Feindschaft, welche weder die Vorstellungen und Bitten der Freunde noch die Drohungen des Fürsten und keine Zeit und kein Verlust hatte auslöschen können, durch den tragischen Tod dieser beiden Liebenden auf immer erlosch.

Festgedichte.

von

St. Schütze.

Bei

Gründung der Bürgerſchule in Weimar

den 17. November 1822.

Ja, ſoll des Menſchen Heil gelingen,
Nur aus dem Guten kanns erſtehn;
Was widerſtrebend wir vollbringen,
Muß feindlich in ſich ſelbſt vergehn;
Das Werk, das kühn zum Himmel ſchaut,
Auf innern Einklang iſt's gebaut.

Wohl regt ſich anfangs nur zum Streite
Der dunkle Trieb, die rohe Kraft,
Und kämpfend wird des Irrthums Beute
Der Menſch im Sturm der Leidenſchaft,
Wenn nicht Erkenntniß wählt und denkt,
Verſtand zum ſichern Ziele lenkt.

Ein Chaos war die Welt gestaltet,
Und so des Menschen inn're Welt!
Erst wenn Gesetz und Sitte waltet,
Ein Licht den dunkeln Geist erhellt,
Tritt schön der Tag aus goldnem Thor,
Im Menschen — Gottes Bild hervor.

Doch wollten wir uns selbst entwirren,
Wir müßten manch verlohr'nes Jahr
In eitlem Wagniß kämpfen, irren;
Wohl uns! Ein and'rer nahm es wahr,
Was Nutzen, was Gefahr uns bringt,
Was tollkühn scheitert, was gelingt.

Ja, reicher noch als alle Schätze
Ging die Erfahrung vor uns her;
Erlauscht sind Regel und Gesetze,
Das Schwerste wird nicht halb so schwer.
Der hat als Thor sich abgemüht,
Der Andrer Vortheil nicht ersieht.

So merkt, welch Heil sich euch verkündet,
Welch wichtig Werk begonnen hat!
Hier dieser Grundstein baut und gründet
Die Wohlfahrt einer ganzen Stadt.
Hier hebt sich, wohl auf tausend Jahr,
Für euch ein Wächter in Gefahr.

Was And're vor uns längſt beſtanden,
Geſchicklichkeit, die längſt erdacht,
Was aus des Mangels ehr'nen Banden,
Manch and'rer Feſſel frei uns macht,
Das ſammelt ſich zu dieſem Haus;
Der Mund des Lehrers ſpricht es aus.

Die Noth zu fliehn, das Glück zu mehren,
Wogt bald hieher, und immerdar,
Gleich Strömen, die nie wiederkehren,
Doch bleibend ziehn, in munt'rer Schaar
Von euch die Welt der künft'gen Zeit,
Und ſtrömet morgen ſo wie heut'.

Und könnt ihr's nicht mehr freudig ſchauen,
Das Haus noch ſchaut herab auf ſie,
Blickt auf die Stadt ein ernſt Vertrauen,
Nimmt Sorgen von euch Angſt und Müh,
Und blickt euch nach zum ſtillern Haus
Noch über Stadt und Feld hinaus.

Hier ſoll des Menſchen Sinn erfahren
Der Gaben Werth, des Schöpfers Gunſt,
Und welchen Reichthum wir bewahren
In eig'ner Hände Fleiß und Kunſt,
Wie ſelbſt ein Reich der Menſch ſich ſchafft,
Der ſicher ſteht auf eig'ner Kraft.

Es wird nicht erst in weiten Räumen
Das Glück erstrebt mit Ungestüm;
Der Mensch erwacht aus seinen Träumen,
Und sieh! es liegt ganz nah bei ihm:
Ein heit'rer Sinn bei Müh' und Fleiß,
Geschäftigkeit im stillen Kreis.

Und Eintracht bei vertheiltem Streben,
Ein Blick, der sich des Ziels bewußt;
Und — was uns ewig kann erheben,
Des Geistes Frieden in der Brust,
Wenn Gottes Bild nicht schmerzbewegt
Das Kreuz in unsrer Seele trägt.

So — eine Stadt des Glücks zu gründen,
Wo hülfreich All' in gleicher Pflicht
Wie Kinder Gottes sich verbünden,
An Sitt' und Recht ein leuchtend Licht;
Zu diesem ewig heil'gen Bund
Beginnt das Werk auf diesem Grund.

So tretet Alle denn beisammen,
Und hört der Andacht Segenswort;
Seht! eine Welt wird hier entflammen,
Ein Reich des Geistes; diesem Ort
Entspringt ein Quell des Heils, der bald
Gleich Frühlingsbächen zu euch wallt.

Schwebt nun herab aus lichter Ferne,
Die euch der Kinder Luſt verjüngt,
Ihr Engel, lenkt die Gunſt der Sterne,
Daß glorreich dieſes Werk gelingt,
Zum Denkmal dem, der's einſt gedacht,
Gewollt, gefügt, — mit Gott vollbracht.

Zum
Stiftungstage der Erholung in Weimar
den 16. Dec. 1823. *)

(Mel. Mich ergreift, ich weiß nicht wie.)

Heute laßt aus voller Bruſt
Feſtgeſang erſchallen,
Neugeſtärkt des Lebens Luſt
Durch die Adern wallen;
Laßt vergnügt ein ganzes Jahr
Lachend wiederhallen,
Sammelt von der Freuden Schaar,
Was uns kann gefallen.

---

*) Zugleich ein Danklied, weil der Großherzog den Garten der Erholung, den ſonſt Muſäus beſaß, deſſen Büſte auch noch darin aufbewahrt wird, durch eine anſehnliche Schenkung eben ſehr erweitert hatte.

Chor.

Sammelt von der Freuden Schaar,
Was uns kann gefallen.

Seht am Himmel Stern an Stern
Brüderlich verbündet.
Wohl ist, wem bei Freunden gern
Sich ein Plätzchen findet;
Drum laßt uns den Bund erneu'n,
Den der Tag gegründet,
Und den Boten ruft herein,
Der ein Glück uns kündet.

Chor.

Ja, den Boten ruft herein,
Der ein Glück uns kündet.

Fort nach unserm Sorgenfrei
Winkt er uns, zum Hügel,
Wo am Wäldchen nah dabei
Rauscht der Freude Flügel;
Plötzlich auf des Fürsten Wort
Weichet Wand und Riegel;
Schwingt euch nun von Ort zu Ort
Ohne Zwang und Zügel.

Chor.

Schwingt euch nun von Ort zu Ort
Ohne Zwang und Zügel.

Wenn des Glückes Kugel rollt,
Bilder bunt sich mengen,
Klugheit noch dem Schicksal zollt,
Sorgen mich bedrängen,
Flücht' ich mich zu dir, Natur,
Zu den Schattengängen,
Sinn' und horch' auf freier Spur
Nachtigallgesängen.

Chor.

Kommt und horcht auf freier Spur
Nachtigallgesängen.

Ihm, der so die Freuden mehrt,
Raum der Lust gegeben,
Der uns dreisten Muthes lehrt
Unserm Willen leben,
Der, was uns das Herz erfreut,
Gibt zum Saft der Reben,
Fröhlich dankend laßt uns heut'
Ihm den Becher heben.

Chor.

Fröhlich dankend ꝛc. ꝛc.

Heiter schaut des Sängers Bild
Dort im grünen Raume,
Sein erweitert Lustgefild
Lacht ihn an im Traume,
Und sein holdes Gärtchen schmückt
Mit des Lichtes Saume
Er, in Mährchen neu entrückt,
Froh von Baum zu Baume.

Chor.

Ja, er schwebt, zur Welt entrückt,
Froh von Baum zu Baume.

Strahlt uns so der Hoffnung Glanz
Bei des Festes Schimmer,
Trinkt und singt im Freudenkranz
Alles Leid in Trümmer!
„Fröhlich!" war des Fürsten Wort,
Eintracht weiche nimmer,
Also fröhlich hier wie dort
Dankt Ihm jetzt und immer!

Chor.

Einig, fröhlich hier wie dort
Dankt Ihm jetzt und immer!

Zu
Göthe's Geburts- und Geneſungsfeſte
den 28. Auguſt 1823

(In Muſik geſetzt von Hrn. Chordirektor Häſer.)

Wie wohl iſt mir bei deinem Frieden!
Es ruht dein Glück an meiner Bruſt;
So hatt' ich, was mir Gott beſchieden,
Und ſchließ' es ein in ſeel'ge Luſt.
Er lebt! Im Herzen ſteht es feſt,
Daß mich ſein Auge nie verläßt.

Chor.
O Heil ihm, der zu ſolchem Feſt
Uns nicht betrübt, uns nicht verläßt!

Seht! Gottes ew'ge Geiſter tragen
Ihn durch des Himmels Sternenthor,
Und lichtgeborne Freuden tagen
Aus gold'nen Wolken neu hervor.
Hier winkt im Thal ihm Flur und Hain;
Er ſchwebt verjüngt zu uns herein.

Chor.
Zu uns! Ihm blühen Flur und Hain,
Des Ruhmes Tempel ſchließt ihn ein.

Am Hügel lauſcht der ſtille Morgen,
Es rauſcht des Lebens neue Fluth;
Wie Nebel ſchwinden bange Sorgen,
Der Augenblick macht alles gut.
Ein Frühlingschor in Waldesnacht
Iſt nun des Dankes Lied erwacht.

Chor.

Sein Strahl verſcheucht des Kummers Nacht,
Zum Dank iſt unſer Lied erwacht.

Von fern im Hauch des Windes bebte
Herüber mancher Klageton;
Zurück, ein Herold Gottes, ſchwebte
Das kleinſte Wort der Hoffnung ſchon;
Des Troſtes Quell im ſtillen Haus
Zog ſchallend in die Welt hinaus.

Chor.

Er lebt! dieß Wort von Haus zu Haus
Trug Leben in die Welt hinaus.

Die gern zur Stadt des Liedes wallen,
Wie zagten ſie hinab in's Thal!
Sie preiſen glücklich uns vor allen,
Uns grüßt zuerſt ſein milder Strahl;

Doch gleicher Klang von Mund zu Mund
Gibt heut' ihm die Getreuen kund.

Chor.

Der Freude Klang von Mund zu Mund
Gibt heut' ihm Deutſche Herzen kund.

Wer überſchaut den Kreis der Brüder,
Die gleichgeſtimmt der Tag verband,
Wer überhört die Zahl der Lieder,
Der Feſte Schall von Land zu Land!
Begeiſternd bricht ſein Lied hervor,
Und wird ein tauſendſtimmig Chor.

Chor.

In neuen Zweigen bricht hervor
Sein Lied, ein tauſendſtimmig Chor.

Sein Geiſt iſt, der uns ſo verbunden,
Sein Licht, das läuternd uns erhebt,
Dieß Lied ein Nachhall ſeel'ger Stunden,
Von ihm in unſer Herz verwebt;
Doch bleibt der Gaben ſchönſter Stern
Des Gebers Blick, nicht allzu fern.

Chor.

Er bleibt, des Tages Licht und Stern,
Er leuchtet fort, iſt nimmer fern.

So haltet treulich ihn umfangen,
Der diesen Tag uns heilig sprach;
Was künftig ist, und was vergangen,
Nichts fragt ein frohes Herz darnach!
Er trägt uns über Ort und Zeit
In lebensweiser Fröhlichkeit.

Chor.

Er trägt uns über Ort und Zeit;
Ihm lebehoch in Ewigkeit!

Mancherlei

zur Betrachtung und zum Nachdenken

von St. Schütze.

1. Sich geltend machen.

Wenn wir aus der Schule entlaſſen werden, ſteht unter den Ermahnungen, die man uns aus Vorſorge noch mit auf den Weg gibt, die obenan, daß wir uns ja der Beſcheidenheit befleißigen möchten, welche Tugend allen übrigen erſt Werth verleihen, und machen könne, daß ſie von Andern bemerkt, gern geſehn und erhoben würden. Eigenes Lob ſey nicht nur an ſich etwas Ungebührliches, ſondern es erwecke Gegner, ſchärfe den Blick der Prüfung und das Urtheil Anderer über uns, oder bringe wohl gar Neid und Haß hervor, dahingegen Be-

scheidenheit immer zur Empfehlung diene und aller Vortrefflichkeiten Anfang und Ende sey, so daß man eine lange Reihe guter Eigenschaften nicht besser als mit dem Lobe schließen könne: und was den Werth aller dieser Tugenden noch erhöht, ist die Bescheidenheit. Wer sich selbst erhöht, heißt es, soll erniedrigt werden, die Handlungen müssen für sich selber sprechen, das Werk lobt den Meister.

Anfangs, wenn wir in die Welt treten, scheint sich auch dieß alles zu bestätigen, und ein Herr flüstert zum andern: ein bescheidener junger Mann! und eine Dame zur andern: ein artiger junger Mann! Wird aber dieser Lobspruch öfter wiederholt, so fängt die freundschaftliche Miene allmählich an, sich in ein Lächeln zu verziehen, und endlich bekommt das Gesicht gar einen Anstrich von Ironie, welches den Bescheidenen keineswegs mehr ermuntert, sondern ihn schüchtern und ängstlich macht. Jetzt verneh-

men wir auf einmal einen Ausspruch, der uns bisher völlig fremd blieb. Er weiß sich geltend zu machen, hören wir von einem Dritten sagen. — Was ist das? Was meint man damit? — Wir glauben zuerst, es heiße: man müsse nicht blos reden und sich gebehrden, sondern handeln, seine Kräfte in Thätigkeit, in Wirksamkeit setzen, die Talente durch Anwendung zum Verschein bringen, durch Nützlichkeit sich bei Andern Werth verschaffen, um, was man ist, auch wirklich zu gelten. Verdienstliche Handlungen, Aemter scheinen die Mittel dazu. Wir streben empor, wir ringen mit mannichfachen Hindernissen, wir überwinden manche Schwierigkeit, wir gelangen endlich zu einem Wirkungskreise, der unsern Kräften angemessen ist, wir kämpfen für Wahrheit und Recht, helfen manchem Uebel ab, fördern manches Gute, und unterziehen uns mühseliger Arbeit zur Gründung, Erhaltung oder Vervollkommnung nützlicher Einrichtun-

gen. Damit glauben wir nun jenen Ausspruch völlig erfüllt zu haben, und meinen, daß uns die Achtung Anderer oder eine besondere Auszeichnung auch in der Gesellschaft als ein freiwilliger Tribut nicht entgehen könne, und dennoch täuschen wir uns oft. Wird unser Verdienst nicht erkannt? Hätten wir unsern Werth noch nicht deutlich genug bewiesen? Das nicht! Oder wird es verkannt? Wären unsere Handlungen noch Mißdeutungen unterworfen? — das auch eben nicht. Erkannt wird das Verdienst wohl, in so fern es den Verstand angeht, aber nicht völlig anerkannt, in so fern es von der Neigung des Willens abhängt. Man versagt uns innerlich die Gerechtigkeit nicht, aber man läßt sie uns nicht äußerlich widerfahren. Man achtet uns — das moralische Gefühl zwingt dazu, — aber man ist nicht immer geneigt, es uns zu erkennen zu geben. Wir fühlen, was wir sind, wir wissen, was wir gelten, Aber Andere

ſind deshalb doch nicht bereit, uns für das, was wir ſind und fühlen, gelten zu laſſen. Wir haben uns alſo doch noch nicht gehörig geltend gemacht. — Sagt man: er gilt viel in der Welt, ſo deutet man damit auf das Amt, das jemand bekleidet, auf die äußere Macht, womit jemand verſehn iſt, und in der That kann auch wohl jemand durch und mit Gewalt ſich geltend machen, und bei großem Einfluß und reichen Mitteln Andern, die ihm ſchaden oder ihn verdunkeln wollen, immer ſo viel entgegenſetzen, daß er ſich in ſeinem Anſehn erhält! Dieß iſt dann ein erzwungenes Anſehn, eine erzwungene Achtung, die aber in der äußern Wirkung der freiwilligen oder aus eigenem Antrieb erwieſenen völlig gleich iſt. Indeß — auf eine ſolche Machtvollkommenheit können nur Wenige rechnen. Dahingegen ſehen wir manchen Andern mühſam emporklimmen, und, ſo viel er auch erreichen mag, ſo hören wir doch von ihm ſagen: er gibt ſich

viel Mühe, aber er weiß sich nicht recht geltend zu machen, was denn mit andern Worten so viel heißt, als: er gilt Andern gegenüber das doch nicht, was er eigentlich gelten sollte, oder: er spielt in der Gesellschaft keine bedeutende Rolle, man achtet nicht auf ihn, man hört nicht auf sein Wort, man befolgt nicht seinen Rath, man verstattet ihm wenig Einfluß auf Andere, man will ihn nicht gewähren lassen — alles nicht blos scheinbare sondern wirklich bedeutende Ungerechtigkeiten, die ihre Wirkungen bald bis nach außen, bis zu seiner Werkthätigkeit in der Welt, bis auf sein Fortstreben im Nützlichen selbst sich erstrecken, und ihm auch hier den Lohn seiner Verdienste schmälern. Also ist es von Wichtigkeit, sich geltend zu machen, und wir fragen abermals: worin besteht es, und wie wird es erlangt?

In dem Worte selbst schon liegt das ganze Geheimniß. Eine Münze gilt nicht eben

das, was sie innerlich werth ist, sondern wofür sie von Andern angenommen wird. Eben so ist es mit unsern Handlungen und unserer Person. Nicht was wir wirklich, sondern was wir in den Augen Anderer sind, darauf kommt es an. Nicht wie sie etwas erkennen, sondern wie sie es empfinden, wie hoch sie es nach eigener Wahl und Neigung anschlagen, was es gerade für sie und in ihrer Meinung werth ist, das entscheidet, was es gilt. Eine Tugend ist zwar überall dieselbe und kann von Keinem abgeleugnet werden, dennoch wird sie verschieden geschätzt, je nachdem sie — und noch mehr die Personen, die sie übt, mit Andern in Verhältniß und Beziehung steht! den höchsten Werth hat sie in den Augen eines Verliebten. Um sich also geltend zu machen — oder um Andern (was freilich nicht damit eins ist, aber leider bald dafür gesetzt wird) recht viel und so viel als möglich zu gelten, kommt Zweierlei, worauf wir wirken müssen, in

Betrachtung, nämlich die Meinung und die Zuneigung des Andern.

Zuerst: um eine gute Meinung zu erwecken, wird vielleicht der Bescheidene nichts thun wollen, er wird sein Erscheinen selbst für hinreichend halten, ja er wird sogar manches Gute noch verbergen und lieber wollen errathen seyn, indem er entweder an dem eigenen Gefühl seines Werths sich schon begnügt, oder die Anerkennung Anderer ruhig erwartet, oder bei größerer Aufmerksamkeit eher zu verlieren fürchtet als zu gewinnen hofft. Der erste Fall stellt den Stolz-Bescheidenen, der zweite den Demüthig-Vertrauungsvollen, der dritte den Schüchternen, Zaghaften dar. Andere sind aber zu sehr mit ihrem eigenen Werth beschäftigt, als daß sie lange der Mühe, den Gehalt eines Dritten zu erforschen, sich unterziehen sollten. Deshalb kommt auch der Bescheidenste bald zu der Erfahrung, daß es nöthig sey, seinen Werth wirklich an das

Licht treten zu laſſen. Er lebt dabei, indem er ſich Andern kund gibt, immer noch ſich ſelbſt, weil er ſeinem eigenen Gefühle treu bleibt, und ſein Geheimniß, ſein Bewußtſeyn uns in den Andern hinüber zu tragen ſtrebt. Aber der Klügere — oder der, welcher mehr der Klugheit als der Gerechtigkeit folgt — bleibt dabei nicht ſtehen. Er ſieht bald ein, daß das Erſcheinen deſſen, was iſt, noch geringen Erfolg habe und daß überzeugende Beweiſe durch Handlungen ein ſehr mühſamer Weg zum Ziele ſey, welches man wohl auf eine leichtere Weiſe erreichen könne. Ueberzeugung verlangen die wenigſten Menſchen; bloße Vorſtellungen, die das Denkbare für das Wirkliche, das Wahrſcheinliche für die Wahrheit ſelbſt nehmen, ſind ſchon hinreichend, über Verſtand und Willen zu herrſchen. Alſo kommt es darauf an, eine gute Vorſtellung zu erwecken, und dieſe wird nicht erſt durch die Sache ſelbſt, ſondern ſchon durch den Schein bewirkt. Je-

dermann, der sich geltend zu machen strebt, ist daher in der Welt weniger um seinen Werth, als um den Schein desselben bemüht. Das Scheinwesen macht das Hauptstreben und eine eigene Kunstübung in der menschlichen Gesellschaft aus. Dieses begreift Zweierlei in sich: erstlich, dahin zu trachten, daß etwas besser scheint, als es ist, und zweitens, daß etwas, das gar nicht ist, doch zu seyn scheint. Anfangs begnügt man sich damit, seine Eigenschaften in das vortheilhafteste Licht zu setzen, wobei man seine Rechtschaffenheit noch nicht zu verletzen glaubt, aber halb unbewußt sie wirklich schon verletzt, indem man etwas einseitig hervorhebt, den Vortheil hervortreten läßt und den Nachtheil verschweigt oder wohl gar verbirgt, das Aehnliche oder Bessere daneben, das damit wetteifern könnte, ganz übergeht, unvermerkt den Augen entrückt, in den Hintergrund oder in den Schatten stellt; indem man den Gegenstand

nicht blos zeigt, sondern so vielleicht darauf fallen läßt, daß er blendet, betäubt, überrascht, besticht. Was bei der ersten Veranlassung unwillkührlich geschehen ist, geschieht bald mit völligerem Bewußtseyn, mit Versatz. Und da es allmählig als ein Bedürfniß gefühlt wird, einen guten Schein zu erwecken, so wird nun sorgfältig auf alle Mittel gedacht, die dahinführen; — ein ganzes System, ein künstliches Gewebe entspinnt sich nach und nach, dessen Fäden alle zur rechten Zeit zu gebrauchen, die feinste Aufmerksamkeit und die größte Behutsamkeit, ja den Fleiß eines ganzen Lebens erfordert. Hier, wo nun schon die Klugheit zur List, zur Verstellung, ja zum Betruge sich fortschlingt, hat sich die Unwahrheit und die Lüge so fein mit verspennen, daß sie gar nicht mehr herausgefühlt und als etwas Auffallendes bemerkt wird. Und wer erst so viel vorgeschritten ist, wird auch den zweiten Fall nicht scheuen, da für einen guten

Schein zu sorgen, wo völliger Mangel ihn gegen Andere zurücksetzt. Er hat hier weiter nichts zu thun, als ein gutes Vorurtheil zu erwecken, Andere immer darin zu erhalten und alles zu vermeiden, was zu einem wirklichen Urtheile führen könnte. Dazu gehört Ruhe (auch wohl eine Art von Gefühllosigkeit) Festigkeit, Entschließung, eine dreiste, und — wenn es nicht anders seyn kann — eine freche Stirn. Bei dem Bestreben, so viel Ansehen als möglich zu erlangen, ist es ein Hauptkunstgriff, Andere Fehlschlüsse thun zu lassen — von einer Geschicklichkeit auf eine andere — von Gebehrden auf Gedanken — von Worten auf Handlungen. Das Hauptwerkzeug zu täuschen ist zunächst der Körper, die Person. Welche Gewalt übt nicht Anstand, Blick, Bewegung über die Vorstellungen der Menschen aus — sie mögen nun zurückschreckend oder gewinnend, Achtung gebietend oder Vertrauen erweckend seyn! Das ursprüng-

liche Zeugniß der Wahrheit, der Ausdruck durch Miene und Gebehrde, wird verfälscht, indem der Gebildete mehr nach dem Gepräge als nach dem Gehalte strebt. So wirkt der Schein auf die Meinung, und die Meinung gibt der Seele des Andern die erste Bewegung, den ersten Antrieb zur Einräumung eines Vortheils und zur Vertheilung der Rechte.

Es kommt aber bei dem Bestreben, sich geltend zu machen oder in der menschlichen Gesellschaft so viel als möglich zu gelten, noch besonders der zweite Punkt in Betrachtung, nämlich die Zuneigung des Andern. Leider ist die an sich schon unsichere Erkenntniß des Menschen so schwach, so wenig selbständig, daß sie noch von dem, was einer wünscht und hofft, verdunkelt, begränzt und geleitet wird. Wer in den Augen des Andern gewinnen will, merkt gar bald, daß es nicht genug sey, überhaupt wichtig und bedeutend zu scheinen, sondern daß

er dahin trachten müsse, es grade in Beziehung auf Andere, mit Rücksicht auf diesen oder jenen zu seyn. Es bringt fast wenigern Vortheil, sich Verdienste um Andere zu erwerben, als sich ihnen gefällig zu beweisen, was mehr in Kleinigkeiten als in wichtigen Dingen und mehr in dem, was man schließen und hoffen läßt, als in dem, was man wirklich leistet, zu bestehen pflegt. Unser Verdienst braucht eben nicht nach seinem ganzen Werth, sondern nur so zu erscheinen, wie es eben dem Andern angenehm ist. Wir werden also die Seite vorwenden, oder den Gesichtspunkt eröffnen, der am meisten mit der Ansicht des Andern zusammentrifft oder grade ihm einen Vortheil darbietet und mit seinen Neigungen und Wünschen zusammenhängt. Wir werden statt des Größern oft das Kleinere nennen, weil es ihm grade das Wichtigere ist, und werden auf diese Weise oft den Bescheidenen spielen, indem wir das Wichtigere verbergen; selbst

as Gute und das Schlechte wird den Namen
auſchen, je nachdem es ſchon in der Vorſtel-
ung des Andern gewürdigt worden, oder
einen Neigungen ſchmeichelt und ſeinen Be-
ürfniſſen entſpricht. Das Höchſte werden
ir erreichen, wenn wir dem Andern ſogar
unentbehrlich ſcheinen, in welche Vor-
ellung der Andere um ſo lieber eingehen
ird, wenn wir es der Zufälligkeit, nicht
em Verdienſte beimeſſen. Hier beſteht die
anze Kunſt des Vielgeltens in den weni-
en Worten: ſie wünſchen und ich habe!
eben aber die letzten Worte lauten: es fügt
h, es trifft ſich! und die erſten oft ganz
rſchwiegen werden. Ja, der Satz wird
t ganz und gar umgekehrt, ohne deshalb
ch ſeine Bedeutung zu verlieren. Wir
nd es, welche zu wünſchen, zu bedürfen
einen, indem wir die Macht des Andern
rvorheben, ſeinen Willen hervorrufen. So
erden wir am Ende gegen den Andern nichts
un, damit er nur deſto wichtiger erſcheine

oder deſto bedeutender ſich fühle, und dieß wird grade dahin führen, daß wir hernach bei ihm um ſo mehr gelten. Glaubt er ſich von uns nicht verkannt oder ſich recht erkannt zu ſehen, ſo iſt er auch geneigt, unſere Verdienſte anzuerkennen, er ſieht keine Gefahr mehr, dabei zu verlieren, und überläßt ſich dem Lobe um ſo ſicherer, wenn er beſtimmt weiß, daß er keine Entgegenſetzung zu fürchten ſondern ſogar Vereinigung, Mitwirkung, natürliche Ausgleichung, Unterordnung des Talents, Folgſamkeit, Anhänglichkeit oder doch freundſchaftliche Geſinnung zu hoffen hat. So beruht denn das ſich geltend machen leider oft auf einer trügeriſchen Gegenrechnung zum Nachtheil Anderer, wo man um der Nachſicht und Geſtattung des Andern willen wieder etwas erlaubt und geſtattet. Zum Glück geht dieß nicht immer in Handlungen über, ob es gleich nicht ganz davon getrennt zu denken iſt. Oft begnügt ſich dieſe Gegenſeitigkeit

schen mit Worten. Ja es macht eben das Hauptaugenmerk aus, daß man redend sich den Schein der Anerkennung gibt, und bei dem Andern, wo möglich den Glauben daran zu erwecken sucht. Weil aber der Andere dieselben Mittel anwendet, so werden wir bald eine Gesellschaft von Personen gewahr, die gegen einander falsche Münzen umsetzen, und sich dabei die Miene geben, als wenn sie solche für ächt hielten. Da alle stillschweigend über das Unächte einverstanden sind, so hebt sich dadurch freilich der eigentliche Betrug wieder auf, doch erstreckt sich die Unschädlichkeit davon nur so weit, als das Gebiet des Scherzes reicht. Das Unächte wird wohl erkannt, aber die gegenüberstehende Wahrheit nicht, weil sie nicht selbst zur bestimmten Würdigung hervortritt, sondern nur in geschwächtem Zustande sich beimischt. Auch kann man nicht behaupten, daß bei aller Kenntniß der Mittel das Bestreben wirklich zu täuschen, jemals ganz aufhöre,

indem Täuſchung in der That auch immer noch möglich bleibt, weil eine Lüge ohne alle Wahrheit nicht beſtehen kann, das Wahre vom Falſchen ſich nicht immer ſcheiden läßt, und auch der bloße Schein eben dann leicht Glauben gewinnt, wenn er auf die Wünſche und Neigungen und auf die Schwächen Anderer gebaut wird.

Der Unbefangene, der Neuling empfindet einen Widerwillen beim Eintritt in eine ſolche Geſellſchaft, aber doch ſieht er bald ein, daß er, um etwas zu gelten, aller Spiegelfechterei nicht entbehren kann, er merkt, daß — ſich geltend zu machen — trotz allem Anſchein vom Gegentheil grade am meiſten Geſchick in Worten und Gebehrden erfordert, und daß ihm ſchwerlich gelingen wird, etwas Tüchtiges in der Welt zu ſeyn, wenn er nicht auch lernt, zu ſcheinen. Indeß — bei ſeinem Fortſchreiten, zum Ziele wird er ebenfalls

bald gewahr werden — denn unverletzt geht kein Sterblicher durch den Kampf hindurch — daß das äußere Seyn sich fortbildet, während das innere zurückbleibt, und, seiner frühern Gesinnung sich erinnernd, wird er nun doch den Zustand glücklicher preisen, wo man noch aus voller Kraft mit dem frischen Trieb der eigenen Ueberzeugung hinausstrebt, wo man die Welt lieber mit natürlichen Waffen zur Anerkennung zu zwingen, als durch Verstellung zu überreden geneigt ist, wo man für sein inneres Wesen nur einen Ausdruck sucht, um handelnd und wirkend sich desto kräftiger auszuleben, und — wo man aber der Ermahnung zur Bescheidenheit noch bedarf. Die äußere Scheinwelt lastet nun zurück auf den innern Menschen; das entscheidende kräftige Gefühl ist beim Handeln nicht mehr der erfreuende Athemzug seines Lebens, Rücksichten mischen sich in seine Willensmeinung, der innere Sinn wird abgeschwächt in der Nachgiebigkeit und Ver-

stellung, während der äußere Mensch an Macht und Ansehn sich erweitert.

Verschieden sind die Grenzen, die die Menschen im Bestreben, sich geltend zu machen, beobachten. Der allein, welcher sich begnügt, nur so viel zu gelten, als er selbst werth zu seyn sich überzeugt hat, wird sich den innern Menschen und die Früchte des kräftigen innern Wohlseyns erhalten; er übt die wahre Bescheidenheit, die nichts anderes, als Gerechtigkeit und Billigkeit ist. Wer aber der Lockung, die nahe daran liegt, folgt, recht viel und so viel als möglich zu gelten, und sich überwiegend dem Scheinleben ergibt, darf dann auch nicht mit dem Himmel zürnen, wenn er der reinern, höhern, innigern, lebendigern Freuden verlustig geht, die nur das Leben in der Wahrheit, innerer Einklang und Uebereinstimmung mit der Natur gewähren kann.

2. Der Neid.

Zu den Fehlern, vor welchen wir früh gewarnt werden, gehört auch der Neid. Er wird uns als etwas Häßliches geschildert, und mit den Worten: wer wird so neidisch seyn! so bestimmt und ohne alle Erklärung uns untersagt, wie wenn weiter nichts nöthig wäre, als ihn nur eben seyn zu lassen. Jede Tugendlehre sollte aber nicht blos in einer Forderung und Vorschrift, sondern zugleich in einer Unterweisung bestehen, denn wenn wir nicht erfahren, was es mit einem Fehler innerlich und äußerlich für eine Bewandniß habe, welche besondere Umstände es sind, die uns dazu verleiten, welche Hindernisse uns bei der Besserung in den Weg treten, und was es eben sey, das uns die Ausübung einer Tugend schwer mache, so wird uns die Vorschrift selbst wenig nützen, wir werden dem Feind in die Hände gerathen, noch ehe wir es denken,

wir werden zum Kampfe nicht gehörig gerüstet seyn, weil wir die Gefahren nicht deutlich in's Auge fassen, oder sie vielleicht ganz und gar nicht kennen; das Bewußtseyn, einen Fehler zu begehen, wird unsere Unzufriedenheit nur noch vermehren, unsere mißliche Lage nur noch verschlimmern, und bleiben wir selbst mit der Versuchung verschont, so werden wir, ohne Belehrung, über Andere lieblos urtheilen oder das Kleinod, in dessen Besitz sie sich erhalten, nicht zu würdigen im Stande seyn. Zur Ausübung einer Tugend gehört nicht nur guter Wille und Vorsatz, sondern auch Einsicht und Klugheit, ja oft die feinste Berechnung. Am meisten sucht man nur durch die Folgen abzuschrecken, indem man beim Neide der Unruhe erwähnt, worin er das Gemüth versetzt, indem man von dem blassen Neide, von dem zehrenden Gifte, von dem nagenden Wurme spricht, der das Leben untergräbt und die Freuden hinwegnimmt, die uns sonst das Glück ge-

hren könnte. Man ſchildert ihn als ein
gebildetes Uebel, weil die bloße Verſtel-
g von dem Glücke eines Andern uns ein
derniß ſcheint, unſer eigenes zu genießen.
das Bild wird um ſo ſchrecklicher, wenn
, was Anfangs nur als Schwäche, als
ler erkannt wird, bis zur Leidenſchaft
ſteigert, und wir die Folgen erwägen,
araus für Andere hervorgehen, indem
Neidiſche nicht dabei ſtehen bleibt, ſich
em eigenen Mißmuthe hinzugeben, ſon-
auch bald die Veranlaſſung dazu — das
eines Andern — wegzuräumen oder
wenigſtens zu ſtöhren ſucht. So ſehen
ngerechtigkeiten aller Art, ja wohl gar
lt und Grauſamkeit daraus entſpringen.
m den Fehler zu erkennen, müſſen wir
lei, die innere Anlage und die
re Veranlaſſung dazu in Betrach-
ziehen.

uf beiden Seiten finden wir einen ſo
ichen Grund, daß die Art der Ent-

ſtehung des Neides demſelben nicht nur zur Entſchuldigung gereicht, ſondern daß ſogar etwas Unabwendliches, Unvermeidliches darin ſich offenbart. — Es iſt nämlich unverkennbar, daß der Menſch nicht durch Verſtand in Bewegung geſetzt wird, ſondern daß er dazu gewiſſer Triebe bedarf. Dieſe ſind ihm ſo gut angeboren, wie dem Thier der Inſtinkt, ja in ihrem erſten Anfange demſelben völlig gleich. Die erſte Läuterung erfahren ſie dadurch, daß ſie Vorſtellungen werden, die vom Verſtand Rath, vom Willen Entſchließung fordern. Beſtimmungsgründe und Zwecke veredeln ſich nur allmählig; bis die höchſten, die reinſten wirken können, dienen geringere Beweggründe zum Antrieb. Selbſt dieſe haben wieder ihre verſchiedenen Abſtufungen. Ohne alle zu berühren, nennen wir nur den Ehrtrieb im allgemeinen als zu keiner geringen Gattung gehörig, der aber nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Menſchen ſich wieder

sehr verschieden gestaltet, bald zur Ruhmsucht sich erhebt, bald zum Ehrgeiz sich schärft, bald zur Eitelkeit sich herabläßt. Alle diese Eigenschaften werden eine Triebfeder zu sehr mannichfachen Handlungen. Selbst die Eitelkeit ist Spern zu vielem Guten, und bei dem Rohen, Trägen, Gefühllosen werden wir gern wünschen, daß er nur erst etwas eitel seyn möchte, so wie wir von dem Gebildeten, Edlern sagen werden: er bedarf der Eitelkeit nicht mehr. Zu solchen einstweiligen untergeordneten Antrieben gehört denn auch das Gefühl des Neides. Er ist eine Folge des Ehrtriebs, der nicht erlaubt, daß wir unsere Wünsche blos zum Wohlseyn nach unserm Gutdünken befriedigen, sondern der uns bewegt, auch nach der Meinung Anderer zu fragen, und uns mit Andern in Vergleich zu stellen. Daraus entsteht der Wetteifer — ein sehr bedeutendes Triebrad, das die menschliche Gesellschaft noch mehr zu einem Ganzen vereinigt und zu

einem gemeinsamen Wachsthume verbinde
Der Freude, dem Triumphe, wenn wir Ande
übertreffen, ist der Neid und die Eifersuc
entgegengesetzt, wenn wir von Andern übe
troffen werden, im Fall wir uns nämlich le
haft vorstellen, daß wir eigentlich an d
Stelle des Andern seyn sollten. Die Eife
sucht geht auf persönliche Eigenschafte
und auf das Gelingen eines Werkes, d
Neid auf erlangtes Glück und zugetheil
äußere Vorzüge. Weil sich aber beides o
zusammen findet, so wird auch im Sprac
gebrauch nicht immer genau unterschieden
und der Neid ist die am meisten herrsche
de Benennung. — Thörigt wäre es nun
ihn, der in einer Unruhe, in einer Unz
friedenheit besteht, gradezu verbieten zu w
len. Wohl möglich, daß schwache Gemüth
demselben am meisten ausgesetzt sind, ab
auch selbst starke Seelen, großartige Nat
ren sind nicht ganz frei davon. Er ist etw
Angebornes. Der Anwandlung einer s

chen Empfindung können wir uns nicht erwehren, aber wegen der Folgen, wegen der Fehler, wozu sie uns leicht aufreizen und verleiten, sollen und müssen wir auf unserer Huth seyn. Unserer Empfindlichkeit ist höchstens ein Seufzer, eine Klage zu gestatten, aber nichts, was einer Ungerechtigkeit gegen den Beneideten ähnlich sieht. Hier muß alsobald die Vernunft kräftig ins Mittel treten, und die Empfindung vom Gegenstand sondern, Ursach von Schuld trennen. Was kann der Glückliche dafür, daß ihm eine Gunst widerfährt, die noch eher uns hätte zu Theil werden sollen? Ist eine zu große Auszeichnung nicht eine Ungerechtigkeit, die von Andern herrührt; warum wollen wir sie ihm entgelten lassen? Weil Andere gefehlt haben, müssen wir deßhalb wieder fehlen? Unserer Seits ist es Pflicht, gerecht zu seyn; darin müssen wir uns erhalten, und uns keine Aeußerung erlauben, die den Werth des Beneideten in Anderer Augen verringern

könnte, keinen Spott, keine Herabsetzung, keine Verläumdung, keine Verlästerung! Als etwas Unedles, als etwas, das uns selbst schändet, müssen wir dieses verwerfen. Den Schmerz in uns können wir nicht augenblicklich hinwegnehmen, blaß und roth werden können wir nicht verhindern, die Heiterkeit nicht sogleich unserm Antlitze wiedergeben, aber über jedes schmähende Wort, das sich über unsere Lippen hervordrängen will, über jeden feindseligen Schritt, den wir gegen den Beglückten thun möchten, können und sollen wir Herr seyn. Magst du mit den Zähnen knirschen, nur kein verletzendes Wort, keine Ungerechtigkeit! Höre sie nicht an — die bösen Rathschläge, die dir dein Unmuth eingibt oder wohl gar ein schlecht gesinnter Freund dir zuflüstert. Beschließe nichts in der bösen Stunde, wo du fühlst, daß du dich nicht beherrschen kannst; warte die günstigern Augenblicke der ruhigen Ueberlegung ab. Wird es dir schwer, dem Begünstigten

jetzt zu begegnen, so weiche ihm lieber aus; es ist besser, du kämpfst mit dir, um dich wahrhaft zu besiegen, als daß du schon jetzt mit Freundlichkeit ihm eine Gesinnung heuchelst, die du noch nicht errungen hast. Gib ihm lieber keine Freundschaftsversicherungen, aber nimm dir um so fester vor, nicht sein Feind zu seyn. Betrachte es als ein Schicksal, das über dich verhängt ist; nur keine Selbstverschuldung! Erwäge die Unvollkommenheit der Welt, worin völlige Gerechtigkeit nicht immer möglich ist. Erwäge das Glück, das seine Freiheit verlangt, und das auch dich einmal begünstigen kann. Erwäge das Veränderliche, das Zufällige, das in der Welt herrscht, und das keine Macht daraus verbannen kann. Erwäge überdieß, wie schwer es ist, den Werth eines Andern richtig zu würdigen. Erwäge, ob du nicht vielleicht dir selbst einen zu großen Werth beilegst, deine Verdienste zu hoch anschlägst. Und bist du in deinem Rechte gekränkt, so

erwäge, daß es damit für sich selbst nic
aufhört, und daß wirkliches Verdienst d
Menschen mehr ehrt, als blos äußere Au
zeichnung. Hörst du bei der zu großen V
lehnung eines Andern deßhalb auf, in d
That weniger werth zu seyn, als du es wir
lich bist? Oder kannst du, wenn dem Ander
zu viel erwiesen ist, wohl gerechter Wei
fordern, gleichfalls über Verdienst belohn
zu werden? — Zuletzt auch bedenke, wen
du feindselig gegen den Andern verfährst
daß du dadurch gegen ihn nur in einem no
unwürdigern Lichte erscheinst, daß du bei d
Zurücksetzung in den Augen Anderer dadur
nur noch mehr verlierst und den Zweck g
der ehrenvollen Anerkennung um so weni
ger erreichst. Magst du lieber in der Beur
theilung des Unrechts Großmuth üben, al
dem Neide dich überlassen, der den Liebl
sen dich nur noch mehr preiß gibt. — Vo
allem aber merke, zu welchem Guten dic
der Stachel des Neides führen kann. Wün

scheſt du dir ſelbſt das Glück, das dem Andern zu Theil ward — kannſt du es nicht ertragen, ihn glücklicher zu ſehen, wohlan! ſo befleißige, beſtrebe dich, biete alle deine Kräfte auf, um gleiche Höhe zu erreichen. Schau umher, ob du der gerechten Mittel und Wege nicht noch mehr entdecken mögeſt, um dich in den Beſitz eines ähnlichen oder eines noch größern Glücks zu ſetzen. Biſt du vom Andern übertroffen worden — dulde dieſen Vorzug nicht, eifere ihm nach! Schärfe deine Urtheilskraft, verdoppele deine Sorgfalt, erſpähe, benutze die günſtigere Gelegenheit. Er hat heute geſiegt, es iſt wohl ein andermal, daß Du den Sieg davon trägſt. Sey gerüſtet zum Kampf, ruhe nicht, bis du ihn erreichſt, der Kranz begeiſtere dich, der jenem das Haupt ſchmückt. Alſo wird ſich der Neid in dir zum edlen Antriebe veredeln, wie es die Natur gewollt hat, und mit einem würdigen Schmerz kannſt du zum wetteifernden Gefährten hintreten und ſagen:

Freund, ich beneide dich um das Glück, aber ich mißgönne es dir nicht!

Es findet aber der Neid nicht nur in der innern Anlage, sondern auch in der äußern Veranlassung seinen gerechten Grund. Sein Schmerz, seine Besorgniß ist keine leere Einbildung, keine eitle Selbstpeinigung, sondern die äußere Beschaffenheit der Dinge, persönliche Verhältnisse und Anderer Schwachheit führen ihn herbei. Die wenigsten Menschen sind im Stande, jeden nach seinem eigenthümlichen Werth, für sich, ohne Beziehung, zu erkennen, zu beurtheilen und zu schätzen; die schwankende Urtheilskraft hilft sich mit Vergleichungen, und diese treten am meisten bei ähnlichen, gleichzeitigen und sich nahe stehenden Dingen ein; das Aehnliche aber, das Verwandte, das Gemeinsame ist es eben, was den Neid erzeugt. Bei einem,

der zu hoch, zu entfernt steht, als daß wir ihn jemals erreichen könnten, kann uns nicht einfallen, wirklichen Neid zu empfinden, und wenn wir sprechen: ich beneide ihn nicht darum, so versetzen wir uns nur in Gedanken in seine Lage, und grade deßhalb, weil es nur lächerlich klingen würde, wenn ein Geringer von einem Hohen und seinem Glück sagen wollte: ich beneide ihn darum! So beschränkt sich der behutsame, vorsichtige Sprachgebrauch auf die Worte: Er ist zu beneiden! wo Personen von ähnlichen Ansprüchen erst vorausgesetzt werden. — Die sich in irgend einer Sache nahe berühren, die sind es, welche der Schmerz des Neides bedroht, weil sie die Vergleichung zu fürchten haben. Es ist schon eine unangenehme Empfindung, dem Andern einen Vorzug einräumen zu müssen, selbst wenn er ihn verdient; wie viel mehr muß es uns peinigen, wenn wir ihn ungerechter Weise uns vorgezogen sehen, und dieß ist bei nahen

Verhältniſſen ſehr leicht der Fall. Die Menſchen können nicht Aehnliches beiſammen ſehen, ohne darunter eine Wahl zu treffen, wobei ſie noch dazu mehr ihre Neigung als die Erkenntniß walten laſſen; und iſt das Eine dem Andern einmal vorgezogen, ſo bleibt es ſo ziemlich gewiß, daß der Eine gewonnen der Andere dabei verloren hat, ſo daß jener nun zu hoch, dieſer nun zu gering geſchätzt wird. Selten ein Vergleich, worunter nicht die wahre Erkennung litte! Schon die Vergleichungspunkte, die man ſucht, führen zur Einſeitigkeit, ſo daß nicht mehr das Ganze aufgefaßt und gewürdigt wird. Und hat einer einmal für einen von zweien entſchieden, ſo will er auch Recht behalten, und iſt ſelbſt bemüht, ſich in ſeinem Irrthum zu beſtärken. Er überredet ſich, er will von den Gegengründen nichts wiſſen, wohin ſeine Neigung ſich einmal gewandt, dahin muß auch ſein Verſtand hülfreich ihm folgen, ſo daß der Sprachgebrauch von ihm

in Verhältniß zum Begünstigten mit Recht sagt: er ist für ihn eingenommen! Dabei ist noch zu erwägen, wie sehr Unwesentliches — das Neue, Auffallende, Bestechende, auf den Schein Berechnete zum Vortheil des Begünstigten wirken kann. Dieser verfährt auch vielleicht weniger ehrlich als sein ruhiger Mitgefahrte, der auf den Erfolg seines Wirkens sich gern verlassen möchte, und nun doch fürchten muß, von jenem verdunkelt, wohl gar ausgelöscht zu werden. Soll sich beim Anblick des so Beglückten kein Mißmuth in ihm regen, der, wenn er auch nicht gleich in Neid besteht, sich doch so leicht darin verwandelt, und am ersten von Anderen dafür gehalten wird? Nicht genug, sich so verkannt zu sehen — wie mißlich und unangenehm ist überdieß seine Lage, seinem Mitstreiter, den Gönnern desselben und dem neugierig zuschauenden Volke gegenüber! Wird man ihm seine Zurücksetzung nicht von allen Seiten oft und wie-

derhelt, und besonders in tausend Kleinigkeiten, in Blicken und Gebehrden, Winken und Grüßen, in kalter Begegnung und tausend Vernachläßigungen empfinden lassen, ja wird man sein eigenes peinliches Gefühl ihm nicht selbst als einen Vorwurf zurückgeben, es wohl gar zu einem Verwand machen, ihn aufs neue und um so mehr, um so dreister ungerecht zu behandeln? Und wenn auch gute Menschen ihn mit Seitenblicken verschonen, hat er nicht seine Feinde? Gibt es nicht Schadenfrohe, die an der Verlegenheit des Unglücklichen gern ihren Spott üben? Selbst sein Mitgefährte, wird er auch großmüthig, edeldenkend genug seyn, den erlangten Vorzug gegen ihn nicht auf eine unbillige, ungerechte, schmerzhafte Weise geltend zu machen? Wird er nicht vielleicht um so triumphirender hervortreten, je mehr er ihn gebeugt sieht? — Und wie kränkend, wie nachtheilig für sein Ansehn muß alles dieses bei dem großen Haufen wirken, der

gern sinnlichen Eindrücken und äußern
rkmalen des Erfolgs überläßt!
Wer einmal in Verhältnissen sich befin-
, wo er Ursach hat, einen Andern zu be-
en, dessen Zustand wird gewöhnlich mit
Zeit nur noch bedauernswürdiger, weil
um ihn her — statt ihn zu beruhigen —
noch bemüht ist, den Neid in ihm auf-
gen und anzufachen oder wohl gar zu ei-
feindseligen Gesinnung zu verschlimmern.
hilft es hier, zu sagen: schäme dich des
des! Vielmehr die wichtige Frage muß
entstehen, wie ein Mensch in einer sol-
Lage sich zu verhalten habe und welche
regeln er ergreifen müsse, um seinen
nd zu verbessern oder weniger peinlich
achen. Die erste Regel bleibt freilich,
ein Gefühl so wenig als möglich merken
ssen; dann, es möglichst zu besiegen und
rotten, und drittens, Andere, in Ab-
des Werthes und der Würdigung, eines
rn zu belehren. Aber schwer steht dieß

alles zu erreichen, wenn dem so mißlich Gestellten nicht noch Klugheitsregeln zur Hand gehen. Ein freundliches, liebreiches Wesen wird ihm offenbar mehr nützen, als ein finsteres Ansehn; denn wenn ihn Andere nicht neidisch glauben, werden sie ihn auch weniger dazu anreizen. Nicht unwichtig wird es seyn, wenn er es versteht, seinen Blick zur rechten Zeit wegzuwenden, manche Berührungspunkte und Begegnungen, im Leben wie im Gespräch, zu vermeiden, dem Neid so viel als möglich die Nahrung zu entziehen, nicht die Aufmerksamkeit auf ein- und dieselbe Sache zu heften, sondern seine Gedanken durch andere Beschäftigungen, durch andere Betrachtungen zu zerstreuen, und sodann dem Unvermeidlichen mit festem Muthe entgegen zu treten. Dieß Unvermeidliche besteht hauptsächlich in dem nahen Verhältnisse zum Mitstreiter. Mit Recht oder Unrecht besiegt — gleich viel! Der Uebertroffene kann nicht besser sein Mißgeschick

und den Neid vergessen machen, als wenn er, wo möglich, in freundlichem und freundschaftlichem Verkehr mit seinem Sieger verbleibt, seinen Umgang sucht oder doch in friedlichen Vernehmen mit ihm vor der Welt erscheint. Tausend Uebelwollende sind entwaffnet, wenn er seine Freundschaft gewinnen kann. Ja selbst auf den schlimmsten Fall — da er doch einmal mit ihm leben und mit ihm wirken muß — ist es klüger und gerathener, seinen Stolz und seinen Uebermuth mit möglicher Schonung und Nachsicht zu ertragen, als Streit und Unfrieden mit ihm zu unterhalten. Unsägliche Plagen würde er sonst auf sein Haupt laden, das Unbequeme in eine täglich drückende Last verwandeln, eine Hölle sich bereiten. — Ist aber kein leidlicher Zustand zu gewinnen oder ist das Streben nach billiger Anerkennung und nach einem nützlichen Erfolg des Wirkens ganz vergebens, oder fühlt man, daß man bei so mächtiger Veranlassung und

bei ſo fortwährender Anreizung den Neid, die Eiferſucht in ſich nicht beſiegen, noch ohne zu große Aufopferung ertragen kann, ſo ſuche man nicht länger den Ausweg, wo er nicht zu finden iſt, in dem muthloſen Streben nach einer Tugend, die uns die gerechte Nothwendigkeit nicht auferlegt hat, ſondern man wende mit möglichſter Ruhe und Beſonnenheit alle Kräfte und allen Fleiß daran, die verhängnißvolle Lage ganz zu verlaſſen, und ſelbſt dabei den Schein einer Demüthigung nicht zu ſcheuen. Dieſer friedliche Rückzug wird ſich reichlicher belohnen als der ſtolze Trotz. Und wäre er auch mit irdiſchem Verluſt verbunden — der innere Gewinn — Ruhe der Seele, Sicherheit, freiere Wirkſamkeit — gewährt den ſchönſten Erſatz dafür. Selbſt für die Tugend, für unſere weitere moraliſche Ausbildung iſt es Pflicht, wenn es irgend abzuändern ſteht, ſich nicht länger ſo großen Gefahren auszuſetzen, an edler Geſinnung zu verlieren,

und bei so mächtigen Anreizungen zu Neid und Eifersucht, bei täglichen Versuchungen und bei so mancherlei feindseligen Einwirkungen zu einer kleinlichen Denkart oder wohl gar zur Niedrigkeit und Gemeinheit herabzusinken. Unser Selbstgefühl wird sich auf einem freiern Standpunkte wieder erheben, so daß wir an uns und unsere Kräfte wieder Glauben gewinnen, und, in einem ungehindertern Wirkungskreise mit neuer Lust an dem Werke fortbauen können, wozu uns die Natur berufen hat. Oft gehört weiter nichts als eine schnelle Entschließung dazu, um uns auf einmal in einen bessern Zustand zu versetzen, wo es uns wie ein Wunder überrascht, uns auf einmal wieder anerkannt zu sehen. Der Klügere thut diesen Schritt bei Zeiten, ja er weiß die Umstände vielleicht im Voraus zu berechnen und ihnen auszuweichen, ehe Beschränkung und Gewöhnung ihn schlaff und muthlos gemacht haben. Der Feige zögert bis auf den letzten Augenblick,

er fürchtet sich, ein angefangenes Werk zu unterbrechen, wenn es auch noch so kümmerlich fortschreitet; er quält sich bei kränkender Zurücksetzung lieber mit neidischen Empfindungen herum, und glaubt in fortwährendem Kampf mit ihnen eine wundergroße Tugend zu üben, ohne zu bedenken, daß dessen zur Zeit grade die größte Tugend ist, welche uns in den Stand setzt, mehrere Tugenden und Aufopferungen zu entbehren. Indeß wollen wir damit auch dem Leichtfertigen nicht das Wort reden, der sich vorstellt, in jeder andern Lage sey es besser, und in der Welt draußen hörten die Versuchungen zum Neide gänzlich auf. Diese sind in das ganze große Werk der Schöpfung, in das endlos künstliche Gewebe der menschlichen Gesellschaft auf die Möglichkeit von tausend verschiedenen Verhältnissen mit eingeflochten, und dem prüfenden Verstande bleibt es überlassen, zu wählen und zu entscheiden, wie und wo er ohne Verletzung

gegenseitiger Rechte sich dem Ganzen am besten einfügen, und — auf die natürlichste Weise tugendhaft — die Bahn seiner Bestimmung verfolgen kann. Nur blinde Schwärmer streben selbstmörderisch nach Tugenden, die kein Mensch und auch die göttliche Gerechtigkeit nicht von ihnen fordert. Es ist leichter, sich in einen Abgrund hinabzustürzen oder mit Einem Zuge sich dem Kummer und Elend zu übergeben, als den weiten, dornenvollen Weg durch das vielfach verwickelte Leben standhaft und ruhig, ritterlich kämpfend und wohlbedacht bis an das Ziel fortzuwandeln. Und wahrlich — auf diesem weiten Wege ist keine Tugend so leicht, daß sie des Nachdenkens, der Ueberlegung und Klugheit so ganz entbehren könnte. Wie Tugend eine Aufgabe für das Herz ist, so ist sie es auch für den Verstand. Und die Bewahrung gegen den Neid gehört sicher nicht zu den geringsten Aufgaben. Er erfordert seinen Mann, und wie seine Besiegung

uns zu männlicher Festigkeit erhebt, so macht seine Herrschaft elende, schwache Seelen. Ehre und Glück sind hier gefährdet. Wenn wir uns der Gewalt des Neides überliefern, verlassen, verlieren wir unsere eigene Sache. Es ist ein Kampf um unser eigenes Selbst!

---

3. Reiz und Schönheit.

Reiz und Schönheit werden im Sprachgebrauch oft verbunden; doch wie nahe sie auch im irdischen Leben sich berühren, so müssen sie doch zur richtigern Erkenntniß unsers Wesens, ja zur bessern Würdigung unserer Selbst getrennt werden. Reize sind Eigenschaften, die auf die Sinne wirken, die einen angenehmen sinnlichen Eindruck auf uns machen, die uns mit den Gegenständen in eine solche Beziehung bringen, daß wir sie genießen oder sie genießen möchten. So wie sie Neigungen und Bedürfniß-

fen entſprechen, ſo erwecken ſie auch gern Verlangen, Begierden. Indem ſie Dinge zu Gegenſtänden des Vergnügens machen, ziehen ſie uns zu ihnen hin, ſo daß eine Art von Aneignung entſteht, welche wir auch wohl mit Liebe bezeichnen. So lieben wir eine reizende Gegend, nicht nur, in ſo fern ſie mit angenehmer Mannichfaltigkeit das Auge ergötzt, ſondern in ſo fern dieſe Mannichfaltigkeit grade unſerer Stimmung, unſerer Laune, unſerm Temperamente zuſagt; wir ſuchen ihre Anſprache, weil wir etwas Uebereinſtimmendes darin mit unſerm Weſen finden, wir nehmen dieſt Aehnliche gern in uns auf, und betrachten den Gegenſtand in gewiſſem Sinne als uns zugehörend oder als etwas, deſſen wir bedürfen und das zu uns wie Durſt und Trank in entſprechendem Verhältniſſe ſteht. Alles dieſes nämlich, ſo lange der Geiſt keine höhere Bedeutung hinlegt oder die Dinge zu einer höhern Beziehung verbindet. So liebt der

Sanftmüthige wohl eine heitere, friedfertige, der Schwermüthige eine düstere, der heroisch Gesinnte eine kühne, schroffe Gegend u. s. w., jeder nach seiner Neigung, nach seinem Verlangen, und es kann auf diese Weise auch etwas für den Einen reizend seyn, was es für den Andern nicht ist, eben, weil bei Reiz etwas Entsprechendes gedacht wird. —

Nicht anders verhält es sich auch bei persönlichen Reizen. Sie wirken zunächst auf unsere Sinne. Wir betrachten sie als etwas, womit eine Person geschmückt sey, aber nicht blos als etwas, das uns gefällt, sondern, das zugleich einen besondern persönlich gewinnenden, erregenden Eindruck auf uns macht, und das in einem entsprechenden Verhältnisse, wie das der Geschlechter, am stärksten wirkt. Ein Frauenzimmer spricht wohl noch von den Reizen einer Andern als einem bloßen Schmuck, einer Zierde, einer Blumenpracht, die ver-

geht; in der Wirkung aber auf den Mann erhalten sie ihre volle Bedeutung, und man sieht hier, daß sie den Namen in der That führen — es sind Eigenschaften, welche reizen — welche den Schauenden anziehen, anlocken, näher bringen, für die Person einnehmen und Vorstellungen erwecken, die auf eine Aneignung hindeuten, und die bald als lebhafte Freude, bald als Sinnengenuß, bald als Verlangen, als Sehnsucht, als Begierde, und endlich auch wohl als Liebe sich kund gibt. Indeß so sehr auch Reize die Aufmerksamkeit auf die Person hinleiten, so haben sie doch an sich noch keine Beziehung auf ein harmonisches Ganze, oder, sie bezeichnen dasselbe noch nicht; sie bestechen vielmehr in Einzelnheiten, die auch unter sich uneins seyn, und neben Vorzügen auch Mängel dulden können, ohne daß jene ihre Wirksamkeit verlieren. Eins ist schon hinreichend, zu reizen und Verlangen zu erwecken, ein wohlgerundeter Arm, ein schö-

ner Mund, frische Wangen, feurige Augen, ein voller Busen, ein schlanker Wuchs, ein netter Fuß. Indem der Gereizte seinen Blick auf den einen Punkt richtet, vergißt er oft die Andern darüber, und trägt seine Empfindung wohl gar auf die ganze Person über, so daß diese selbst ihm nun reizend erscheint. Bald vergeistigt sich seine Begierde, bald bleibt sie blos sinnliches Gefühl; er denkt, er wünscht sich den Besitz, er glaubt zu lieben. — Auch eigene Neigungen, Geschmack, Liebhaberei mischen sich in's Urtheil, so daß, was den Einen kalt und gleichgültig läßt, vielleicht um so mehr den Andern reizt, und das, was der Eine für häßlich hält, dem Andern noch eine angenehme Seite darbietet. Gar leicht können auch die mindesten Reize Eindruck machen, weil die Empfänglichkeit dafür schon das Geschlechtsverhältniß vorbereitet hat, so daß bald alles Staunen aufhören muß, wie dieser jene habe schön finden, lieben und wählen können. Die Ra-

tur hat die Wahl nicht erſt einer reifen Ueberlegung, und der Entſchließung nach einer wahren, völligen Erkenntniß überlaſſen wollen — weil dieß die Verbindungen ſehr erſchweren, verzögern oder gar verhindern würde — ein raſcherer Pfeil iſt auf das Herz abgeſchleudert — der Reiz, der dem Trieb begegnet. Reiz und Trieb beherrſchen die Jugend, faſſen die Sinne, bemächtigen ſich der Phantaſie, und führen auf Blumenwegen den Liebesbedürftigen dem Ziele ſeiner Wünſche zu, und man kann kaum ſagen, daß in dieſem Augenblick eine Täuſchung, ein Betrug obwalte. Die Harmonie beider Weſen iſt in einem ſolchen Zuſtande auch nicht eingebildet; die Zuneigung hat ihren Gemüthern wirklich Einklang, ihren Wünſchen Uebereinſtimmung verliehen; jede Abweichung, jeder Mißklang erſtirbt in der Liebe, es gibt jetzt kein ferne treibendes Verlangen mehr, dieſes verliert ſich entweder in dem einen Wunſch, zu lieben, oder

es tritt unbeschäftigt, ungewöhnt, wie wenn es gar nicht vorhanden wäre, in die unerforschte Dunkelheit zurück. Ueberhaupt aber ist die Jugend an sich schon einander ähnlich, theils durch die Stimmung, in welcher sich alles gern von einer heitern Seite zeigt, theils wegen des unentwickelten Zustandes, dieser mag nun in wirklicher Unschuld oder in Unbekanntschaft mit der Welt und in Mangel an Anwendung der verschiedenen Anlagen und Kräfte bestehen. Unbefangen, nur zuschauend ahnet sie viele Gefahren nicht, oder glaubt sie leicht besiegen zu können; im Gefühl der Kraft vertrauet sie sich selbst, ohne sich noch zu kennen oder zu wissen, was im Innern verborgen liegt. Für jetzt ist es also in der That noch Gleiches und Gleiches, was sich mit einander verbindet; erst bei mannichfacher Berührung mit der Welt und bei ernstern Forderungen mannichfacher Umstände zeigt und entwickelt sich die Verschiedenheit der Neigungen und Fähigkeiten,

und zwar so sehr, daß die Handelnden und Duldenden auch im Fortgange bei veränderten Umständen und Verhältnissen noch große Veränderungen erleiden können, weßhalb sich ihre künftige Beschaffenheit nie völlig bestimmt vorhersehen läßt. Die, welche im Glück völliger Uebereinstimmung den Weg eröffnen, entzweien sich bald darauf, bei einerlei Erfahrung oft zu ganz verschiedenen Richtungen, und stellen dann ein ganz anderes Bild dar; so wie auch wohl die Verschiedensten im Fortgange Aehnlichkeit gewinnen. Bei einer so unsichern Aussicht auf die Zukunft ist die Wahl mehr den Sinnen als dem Verstande überlassen, und die Reize sind es, welche gelegentlich die ersten Beweggründe werden, wenn sich der Wählende auch darüber keine Rechenschaft gibt. Haben sie aber erst Zuneigung erweckt, so verliert sich das Einzelne der Eigenschaften in ein allgemeines Bild, dem die Eigenthümlichkeit der Personen höchstens nur noch ein bestimmtes Colorit

ertheilt; der ganze Mensch mit seinen Wünschen und Bedürfnissen regt sich in der Brust, das völlige Leben flammt auf in der Seele, so daß sich die Phantasie nicht mehr verstellen mag, etwas Unvollkommnes zu umarmen. Es ist eine höhere Harmonie, die im Innern anklingt, und welche die Seele nur der Harmonie der Welt gleichstellen kann. So erwacht allmählich das höhere Gefühl der Liebe, dem innerlich nur der Begriff der Vollkommenheit und äußerlich der Begriff der Schönheit entspricht. Deßhalb ist es eine wahre Bemerkung, daß der Liebende nicht der Einbildung entbehren kann, seine Geliebte schön zu finden. Und wenn er sie auch bei näherer Prüfung nicht dafür erkennen kann; in der Empfindung, in der Vorstellung steht sie nicht anders vor ihm. Die Reize haben sich nun zur Schönheit verklärt, die, den Körper nur als den Ausdruck eines himmlischen Wesens (als einen Engel) zeigend, die Phantasie zu einer

weit reinern, höhern Sphäre erhebt, wo das Herz in ganz andern Empfindungen schwelgt, als die sind, welche nur Sinnenreize geben können. Liebend und begeistert wächst der Mensch über sich selbst hinaus, und nimmt Besitz von der Vortrefflichkeit, die eigentlich nur zerstreut in der ganzen Menschheit liegt. Es ist das größte Wunder der Natur, und — das größte Geschenk des Himmels, daß sich an der irdischen Flamme die himmlische Fackel zündet, die neue Regionen des Daseyns durchleuchtet, in welcher wir im Fluge eine Ewigkeit durchleben. — Aber das Ziel, wohin die Verzückung strebt, zeigt an, daß Liebe und Schönheit, wenn auch irdisch gezündet, doch nicht irdischen Ursprungs, sondern höherer Abkunft und die Vorbilder eines vollkommnern Zustandes sind. Und so wie die irdische Liebe noch nicht die höchste, reinste Liebe ist, so ist auch die Schönheit an der Geliebten noch nicht die reine, wahre Schönheit. Sie ist noch mit der Empfin-

dung des Reizes vermischt, und je willkommener dieß dem Liebenden seyn mag, um so weniger ist er sicher, ob seine Liebe nicht ganz darauf gebaut sey, und ob sie nicht blos aus sinnlichen Regungen bestehe. Die Schönheit als solche steht weit höher als alle Reize: Es ist nicht die Meinung, daß ihr diese fehlen sollen; aber sie müssen sich ganz in Schönheit auflösen, nicht mehr für sich als solche empfunden werden, wenn wir gewiß seyn wollen, daß wir wirklich die Schönheit verehren und nicht blos den Reizen anhangen. Daran erkennen wir die irdische Abkunft des Menschen, daß er sich Schönheit zugleich auch gern als Reiz denken mag, und sie mit Bedürfnissen in Beziehung bringt. Die reine, wahre Schönheit soll uns als das Abbild einer höhern Harmonie durch den bloßen Anblick ohne sinnliche Anreizung ergötzen, so daß bei aller Sinnlichkeit des Ausdrucks doch der Geist es ist, der zum Geiste spricht, und, seine Bau-

de lösend, die Freiheit in einer größern Vollkommenheit ahnen läßt. Und weil denn Schönheit als solche nicht da ist, sinnliche Zuneigung einzuflößen, so ist ihr Genuß auch an keine Zeit gebunden, und das Alter mag sich daran ergötzen, wie die Jugend. Die Schönheit soll den Greis nicht erst durch Erinnerungen laben, sondern durch ihre eigene Göttlichkeit, durch etwas, das ist und war und ewig wiederkehrt und bleibt. Es ist die gütig waltende Natur, die, im Bilde vergegenwärtigt, ihn anschaut, und der er sich, auch für die dunkle Zukunft, vertrauungsvoll überläßt. Auch des Jünglings Auge erkennt oft die Schönheit in ihrem eigenthümlichen Glanz, ohne Wunsch und Anregung zu empfinden, und bewundert sie in stillem Anschaun, ohne mit persönlichem Antheil ihren Reizen zu huldigen, so daß auch in der geringsten Erfahrung von der lieblichsten Erscheinung der Ausspruch gelten kann: sie ist schön, aber sie hat keinen

besondern Reiz für mich; sie gefällt mir, aber ich liebe sie nicht. Schönheit bedarf des persönlichen Antheils nicht erst, um ihren Werth zu behaupten und des angenehmen Eindrucks gewiß zu seyn; sie will weder reizen noch bestechen, weder den Neigungen schmeicheln, noch Absicht gegen Absicht umtauschen; sie blühet und prangt für sich, herrlich in sich selbst, auch ungesehn, unerkennt.

Die Kunst bestätigt dieß noch in einem höhern Grade, und bringt das Streben nach einem idealen Zustande, das ruhigere, geistigere Seyn, den Genuß des Vollkommenern im affectlosen Anschaun, das Leben in abgeschlossener Harmonie ohne alle selbstische Hinzufügung und Einmischung zu einem hellern Bewußtseyn, indem sie durch gelungene Werke, die wie himmlische Strahlen in das dienstbare Leben fallen, das zu einer wirklichen Erfahrung machen, was der Geist in günstigen Augenblicken nur erahnet und ersehnt. Sie faßt von der Natur, die im Ab-

fall von der Schönheit immer wieder zur Schönheit sich aufringt, die glücklichsten Siege, die gedeihlichsten Erfolge als frohe Nachrichten auf, die aus der Ewigkeit kommen, die von einer gröſsern Freiheit, von einer bessern Welt Zeugniß geben, und im sterblichen Herzen den Glauben daran erhalten. Beim Anblick ihrer Werke erhebt sich der gesunkene Muth, der vielfach beschränkte Sinn zu einem höhern Anschaun, ein anderes, neues Leben beginnt, eine Freude ohne Habgier, ein geistiges Besitzen ohne Ausschliessung und ohne Grenzen, ein gemeinsames Genieſsen aller in allem, ein Verlieren seiner Selbst in den einzig wahrhaft lebenden Geist der Schöpfung. Zur Empfänglichkeit dieser Offenbarung bildet sich der menschliche Geist im Genusse der Schönheit heran, und in den unendlichen Abstufungen des nur allmählich sich läuternden Geschmacks sehen wir eine lange Wallfahrt hinauf zu ihrem Tempel. Göttlich in weltlicher Gestalt führt die Schön-

heit uns nach demſelben Ziele, zu dem uns die Religion auf einem andern geheimnißvollen Wege leitet, und beide treffen in der höchſten Wahrheit zuſammen.

Mag ein jeder ſich nur ſelbſt fragen, wie weit er im Gewirre der Welt ſein Weſen ſchon geläutert, und vom Reiz zur Schönheit ſich erhoben hat, mag beſonders der Künſtler ſich fragen, ob er nur reizend ſinnlichen Antheil erwecken oder dem Geiſte den ſeligen, ewigen Frieden, begeiſternd die himmliſche Gelaſſenheit geben will und zu geben vermag; und auch ein jeder, der entzückt vor ſeiner Geliebten ſteht, mag ſich fragen, ob er in der Schönheit nur die Reize, oder in den Reizen die Schönheit, und wahrhaft in der ſchönen Geſtalt den göttlichen Antheil oder nur das Irdiſche, das Vergängliche erfaßt.

Vermischte Gedichte.

Der
Canarienvogel an ſeine Herrin.

Am 26. Mai 1823.

Glücklicher als meine Brüder,
Die man hart gefangen hält,
Schwing' ich freudig mein Gefieder
Um Dich her, wie mir's gefällt.
Schweif' ich an verbotnen Stellen
Auch bisweilen allzu kühn,
Wird dem luftigen Geſellen
Immer ohne Zorn verziehn.

Von der Meiſterſchaft im Singen
War ich Anfangs weit entfernt:
Wenn mir Töne jetzt gelingen,
Sind ſie Dir nur abgelernt.
Nachgezwitſchert alle Tage
Hab' ich Deiner Lieder Schall,
Hoffend auf die Ehrenfrage:
Singt dort eine Nachtigall? —

Daß ſich in der Freiheit Blüthe
Kunſt und Wiſſenſchaft erhebt,
Hab' ich Zögling Deiner Güte
Selbſt gar wunderſam erlebt.
Ich verſtehe Deutſch auf's beſte,
Und ſo ward mir lauſchend klar,
Daß zu Deinem Lebensfeſte
Manches ſtill im Werke war.

Darum hab' ich denn verſtändig
Dieſes Liedchen ausgedacht,
Es jedoch nicht eigenhändig
Zu Papier für Dich gebracht.
Dazu fand ſich mit Vergnügen
Ein Dir längſt ergebner Freund,
Der mit ſeinen Federzügen
Seinen beſten Wunſch vereint.

Langbein.

Geselligkeit.

Um gemüthlich hier zu leben,
Halte dich zu Andern fein;
Denn ein gut gemeinsam Streben
Wird den Braven stets erfreu'n. —
Haben wir uns nun verbunden,
Uns der Fröhlichkeit zu weih'n;
Nutze du mit uns die Stunden,
Tritt in unsern Kreis herein!

Chor.

Fehlt es dir an Lust zum Leben,
Tritt in unsern Kreis herein;
Gleich wird's anders mit dir seyn.

Wo es Noth thut sich zu wehren,
Wird's des Braven Freude seyn;
Doch wo sich die Feinde mehren,
Steht vergebens er, allein. —

Kann er ſich mit Brüdern ſtellen,
Schlägt er muthiger darein;
Zögre nicht, dich zu geſellen
Zu der tapf'ren Freunde Reih'n!

Chor.

Hat auch Einer nicht Courage,
Tret' er in die Reihen ein,
Gleich wird's anders mit ihm ſeyn.

Haſt du Grund dich zu beklagen,
Zwicket dich das Zipperlein,
Oder ſchlingt, mit großem Magen,
Dir ein Anderer was dein; —
Mußt nur nicht im Winkel druckſen,
Finde dich bei Freunden ein;
Wir nur leiden nicht das Muckſen,
Hülfe muß gefunden ſeyn.

Chor.

Noth magſt du den Freunden klagen;
Tritt in ihren Kreis nur ein,
Bald ſolls beſſer mit dir ſeyn!

Sah dein Mädchen einen Andern
Freundlich an, und nicht zum Schein;
Tröſte dich, und laß ſie wandern,
Oder ſtell' dem Herrn ein Bein.

Kannſt du's mit dem Troſt nicht zwingen,
Mit dem Weine nicht allein;
Komm zu uns, wir wollen ſingen,
Oder ſchlagen mit dir drein.

Chor.

Fehlts an Troſt dir, an Courage,
Tritt in unſern Kreis herein,
Bald ſollſt beſſer mit dir ſeyn.

Lärmt die Frau in deinem Hauſe,
Laß das gute Kind allein;
Finde dich beim luſt'gen Schmauſe
Hier im Kreiſ' der Frohen ein!
Laß ſie zanken, laß ſie lärmen,
Laß ſie poltern, toben, ſchrei'n!
Bei der Freunde lautem Schwärmen
Wird es bald vergeſſen ſeyn.

Chor.

Zankt die Frau in deinem Hauſe,
Sprich im Kreis der Frohen ein,
Bald wird es vergeſſen ſeyn.

Drückt dich Laſt der Arbeit nieder,
Schließ' die Acten in den Schrein;
Hier im Kreiſe luſt'ger Brüder
Sollſt du bald geſtärket ſeyn

Kraft zur Arbeit, neues Leben,
Frischen Muth gibt guter Wein;
Doch die wahre Stärkung eben
Gibt er uns nur im Verein.

Chor.

Drückt die Arbeit dich darnieder,
Komm in unsern Kreis herein,
Bald sollst du gestärket seyn.

Alles macht sich leicht im Bunde,
Dem sich brave Leute weih'n;
Leicht entfliegt die rasche Stunde,
Perlet rings im Glase Wein.
Ja! Erschien' in unserm Kreise
Nächtlich-spät einmal Freund Hein,
Müßt' er doch, nach unsrer Weise,
Trinken hier, und fröhlich seyn.

Chor.

Will Freund Hein uns einmal kommen,
Weilt er froh noch im Verein;
Trinkt, dann mags geschieden seyn!

N. Meyer.

Salar und Trinkgeld.

Sonett.

Salz läßt der Fäulniß Körper widerſtehen,
Die zu bewahren man in Salz muß legen,
Wie wir denn Aehnliches an Staaten ſehen
Die ihre Diener ſalariren mögen.

Nun aber hat's der Henker gleich geſehen,
Das Salz wird ungeheuren Durſt erregen;
Weshalb man auch den Dienern nachgeſehen
Sich ſonſtwo zu erholen, Durſtes wegen.

Drum nimmt die untre und geringe Sorte,
Der Sache ganz getreu auch noch im Worte,
Trinkgelder jederzeit auch noch daneben;

Die höhern aber Sporteln und Gebühren,
Das heißt: das Ganze mag ſie ſalariren
Jedoch der Einzelne muß Trinkgeld geben!

Silvie Romane.

Die Prophezeihung.

Ja, Träume treffen ein — mir iſt es ſonnenklar,
Denn ſpricht die Frau: mir war es ſchier,
Als zankt' ich dieſe Nacht mit dir,
So iſt es wirklich und wahrhaftig wahr:
Sie zankt den Tag — und zwar mit mir.

St. Schütze.

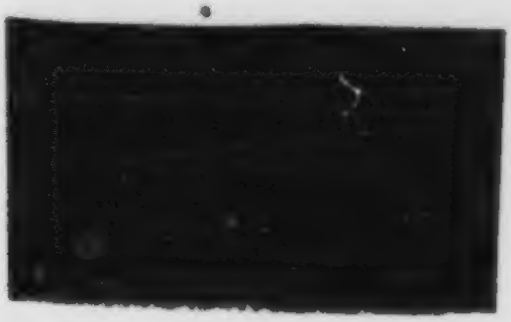
Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Röse und Lilie von Fr. Lohmann

Der

Frühlingsbote.

Herausgegeben von St. Schütze.



Dritter Band.

Frankfurt am Main

bei Friedrich Wilmans.

1825.

Dd.3:601 p

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

Seite

Die Rose und die Lilie, Erzählung von Friederike Lohmann. . . . . .

Festgedichte von St. Schütze. 203

Unrecht Gut gedeihet nicht. Novelle, nach dem Italienischen, von Beauregard Vandin. 223

Gedichte von Agnes Franz. 245

Die seltsame Abendgesellschaft von Beauregard Vandin. 251

Mancherlei zur Betrachtung und zum Nachdenken von St. Schütze. 263

Vermischte Gedichte:

Der Bader an der Saale von Langbein. 315

Die Spinnerin von Silvio Romano. 316

An meine Nachbarin von Eckermann. 318

An die Entfernte von demselben. . . . 319

Sonett von Silvio Romano. . . . 320

Aufgabe der Freundschaft v. St. Schütze. 321

Falsche Rechnung von demselben. 322

Rose und Lilie.

Erzählung von Fr. Lehmann.

Rose und Lilie.

Es ist fast Nacht, sagte Claras alte Baase, und der Vater kömmt noch nicht heim. Ich sorge um seine wankende Gesundheit, um sein Leben. Seit diese schwere Zeit über uns gekommen ist, scheint er nicht mehr derselbe. Gottlob, daß morgen Dein Pathe kömmt, liebes Kind, das wird ihn erfreuen. Es ist nichts erquickender, wenn man leidet, als eines Freundes Gesicht, und der Rückblick in eine bessere Vergangenheit.

Du hast Recht, liebe Elsbeth, erwiederte Clara, und sahst Du nicht die Veränderung in des Vaters Zügen, als er den Brief las? Seit dem Unglückstage, wo die

Franzosen in die Stadt kamen, hat kein solches Lächeln sein Gesicht erheitert. Dafür habe ich auch dem lieben alten Herrn ein Stübchen bereitet, wo ihm recht wohl seyn soll. Geh nur hinauf, Elsbeth, trotz des Januars sieht es wie Frühling aus; alle meine Blumen habe ich ins Fenster gestellt, und das Stübchen auch sonst mit dem besten Geräthe des Hauses aufgeputzt.

Dem alten Herrn? wiederholte Elsbeth. Nun so gar alt ist er eben nicht. Die liebe Jugend spricht das Wort alt immer leicht aus, kömmt sie aber selbst an die früher gesteckte Gränze, so wird sie anderes Sinnes, und nimmt den harten Spruch zurück. Herr Albeck war ja noch ein pures Kind, als er Dich aus der Taufe hob. Lieber Gott, ich weiß es, als wäre es heute gewesen wäre. Der junge Mann war von Hamburg aus, an den Vater empfohlen, um bei uns ein Paar Tage auszuruhen, denn er sollte in seines reichen Oheims Hand-

lung in Hamburg eintreten, und war eben dahin unterwegs. Aber eine halbe Meile von Speyer will es das Unglück, daß sein Wagen umstürzt, und halb todt durch einen harten Fall auf die Brust, brachten sie ihn uns ins Haus. Ein schlankes junges Bürschchen, so bleich und matt, daß ich schier glaubte, wir würden ihn in wenig Tagen begraben. Er konnte nicht sprechen, und verlor viel Blut. Deine Mutter und ich theilten uns in seine Pflege, und da fast ein Vierteljahr hinging, bis er wieder leidlich gesund war, schien es uns allen, als ob der gute Raimund zu uns gehörte. Indessen warst Du auf die Welt gekommen, das erste Kind Deiner lieben Eltern, und ach! das Einzige. Albeck, der nun abreisen mußte, sollte Dich noch aus der Taufe heben. Wie gerührt war er bei der heiligen Handlung, wie manche Thräne sah ich in seinem Auge, als Du einen Augenblick lang in seinen Armen lagst. Wie wir Dich dann

der schwachen Wöchnerin aufs Bett legten, stand er von fern, und sah die blasse Frau mit einem Blick an, als hätte er unser Unglück geahnet. Sie winkte ihn zu sich, er kniete neben ihr nieder, küßte Ihre Hände, und nannte sie die Retterin seines Lebens. Dort in jener Ecke stand das Bett, und hier, wo ich stehe, verweilte er noch lange, im Helldunkel des Zimmers, die Augen nach ihr hingewandt. Am andern Morgen reiste er fort, ging späterhin zweimal übers Meer, in Handelsgeschäften, hat aber immer mit dem Vater eine dankbare Verbindung unterhalten. — Deine Mutter war nach sechs Wochen todt. —

Elsbeth stockte hier, und Clara weinte sanft auf ihre gefalteten Hände. Darum, fing Elsbeth nach einer Pause wieder an, weißt Du so wenig von Deinem Taufpathen. Der Tag, an welchem Du in den Bund der Christen aufgenommen wurdest, war der letzte unseres Glücks; Niemand mochte sei-

ner gedenken. Ach, die kurze Ehe Deiner Eltern war zu glücklich für diese Welt!

Aber, sagte Clara, wird nicht Herrn Albecks Anblick des Vaters Kummer erneuern, statt ihn zu zerstreuen?

Er sieht ihn nicht zum erstenmale wieder, antwortete Jene. Vor sechs Jahren kamen sie in Augsburg zusammen, seitdem hoffte der Vater auf den versprochenen Besuch seines Freundes. — Aber schau doch, Kind, mich däucht, die Herren kommen aus der Sitzung. Gottlob, daß es einmal ein Ende hat. Die Domglocke schlägt halb fünf Uhr.

Und schon so tiefe Dämmerung, sagte Clara, indem sie das Fenster öffnete. Alles von der Kälte erstarrt, ohne Regung und Leben, selbst keine Wolken an dem neblichen Himmel, nur die Raben segeln langsam durch die weiße Luft. — Jetzt seh ich den Vater, er geht mit niedergesenktem Blick traurig vor sich hin, ich eile ihm die Thüre zu öffnen.

Beide traten bald darauf ins Zimmer, hinter ihnen ein Diener mit Licht. Elsbeth sah mit angstvoller Sorge auf den finstern Mann, dessen gebeugte Haltung, und früh ergrautes Haar, ihr heute mehr als gewöhnlich auffiel. Die blühende Clara hing an seinem Halse, wie ein frisches Blumengewebe sich um den verdorrten Stamm schlingt, dessen Krone ihm einst Schatten zum Gedeihen gab. Freundlich rückte sie den Lehnstuhl zum riesigen Ofen, sorgte für alle kleine Bequemlichkeiten des Heimkehrenden, und strich liebkosend mit der weichen Hand über seine gefurchte Stirn.

Heute kannst Du sie nicht glätten, gutes Kind, sagte der Vater; das Elend vieler tausend Menschen hat die Falten tiefer gegraben. Die neuen unerhörten Opfer, die man von uns fordert, verschwinden aus dem Gedächtniß vor den Gräuelscenen um uns her. Ja, unerhört muß ich es nennen, was uns heute zugemuthet ward. Die Reichs-

ſtadt Speyer, die ſich im Herbſt *) nur auf Bedingungen ergab, blos einige hundert Mann auf franzöſiſche Koſten einnehmen ſollte, wird nun bald eine unterjochte Sclavin des Tyrannen ſeyn. Schon ward uns die Einquartierung ſechsfach erhöht, keine Entſchädigung bewilligt, obgleich die Zuſagen über unſere Capitulation vom Dauphin ſelbſt beſtätigt ſind — und heute befiehlt man den Bürgern, ihre Paſſivſchulden in Holland, Cöln, Frankfurt und Nürnberg anzugeben, und an die franzöſiſche Kriegskaſſe zu zahlen. — So ſteht es mit uns. — Aber wir haben noch eine Heimath, über uns wölbt ſich ein Dach zum Schutz gegen den Winter, wir ſind noch bekleidet, wir ſind noch beiſammen. — Denkt Euch, auf ein bloſſes königliches Wort, ſind acht Städte verheert, verbrannt, der Erde gleich

*) 1688, wo Ludwig der Vierzehnte mitten im Frieden verheerend in Deutſchland einbrach.

gemacht; das wehrlose Volk im Winter in die Felder gejagt, zum Theil gemordet worden. Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wiesloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen, sind von der Erde verschwunden.

Die stammenden Zuhörerinnen waren keines Wortes mächtig, sie starrten den Erzähler bleich und erschüttert an. — Entsetzliches Jahr! fuhr er fort, dessen die Jugend noch spät mit Schauder gedenken wird. Wohl Allen, die es ruhig unter dem Grabhügel verschlafen, wohl Deiner sanften Mutter, Clara, der fremdes Weh wie eigner Jammer war. Der alte Ladenberg möchte gern auch vom Schauplatz abtreten, wüßte er Dich geschützt und geborgen. Ich ging eine rauhe Bahn hienieden, und in Finsterniß scheint sie zu enden.

Clara schmiegte sich schluchzend in des Vaters Arm. Er war so bleich, seine frommen Augen so glanzlos, und das weiße

Haar, von mancher Sorge gebleicht, gab seinen Worten einen furchtbaren Nachdruck. Die fröhliche Jugend webt gleichsam einen magischen Schleier um uns, durch den des Lebens Sorgen nur wie leichte Nebel erscheinen; aber zuweilen erhebt eine unsichtbare Hand das wohlthätige Gewebe auf Augenblicke, das erschrockene Auge sieht in eine dunkle Zukunft, ohne Schmuck, ohne zauberische Beleuchtung. Wir haben dann eine Ahnung der Tage, wo die Stürme des Sommers und Herbstes den Rosenschleier entführten, und der düstre Blick, durch winterliche Nächte, nur den Morgenstern einer bessern Welt sieht.

Der Abend ging still vorüber, der Morgen kam, und sein Licht zerstreute, wenigstens in Einem Herzen die Bangigkeit. Clara hatte den Tag über genug zu thun, um den Empfang des Fremden vorzubereiten; sie war kaum fertig, als der Reisewagen vorfuhr. Mit gespannter Erwartung sah sie

dem Ankommenden entgegen. Wie ganz anders ſah er aus, als die Geſtalt, die ſie mit ſeinem Namen zu benennen pflegte. Elsbeths Verſicherungen zum Trotz, hatte ſie einen bejahrten Herrn, in ſteifer, unmodiſcher Tracht im Sinne; mochte ſie noch ſo oft andere Farben auftragen, ſie erblichen im Augenblick, und machten dem langgenährten Gedankenbilde wieder Platz. Auch wußte ſie wohl aus Erfahrung, daß Baaſe Elsbeth das Reich der Jugend über die Gebühr erweiterte, und ihm Vaſallen zutheilte, die unbedenklich dem Alter gehörten. Aber jetzt ſahe ſie einen hochgewachſenen Mann von etwa 36 Jahren, einfach und geſchmackvoll nach der Sitte jener Zeit gekleidet, von kräftigem Bau und edler Haltung, mit dem unverkennbaren Gepräge des feinen Welttons, den Weitgereiſte leicht gewinnen, und der deutſchen Herzlichkeit, die man damals ungern vermißte. Sein Geſicht, von der ſüdlichen Sonne ſtark gebräunt,

war lang und ſchmal, und hatte ausgezeichnete, edle Züge, ſeine ſchwarzen Augen hatten den Ausdruck ernſter Ruhe, ein kraftvolles Gemüth, frei vom Spiel der Leidenſchaften, ſchien ſich in ihnen zu ſpiegeln, aber ein leiſer Zug der Wehmuth entging dem Beobachter nicht, und ſprach von beſtandenen Kämpfen, ſchmerzlichen Opfern.

Clara hatte ſich in einen Winkel zurückgezogen, als Albeck den Vater umarmte. Die Augen wurden ihr naß, bei des Vaters Freude, bei Elsbeths gutmüthig dringenden Verſuchen, die Aufmerkſamkeit des alten Freundes auch auf ſich zu ziehen. Jetzt erblickte er die Matrone, die ſich tief vor ihm neigte, und zog ihre Hand mit herzlichen Worten dankbarer Erinnerung an ſeine Lippen, während das ausdrucksvolle Auge einen einzigen Moment nach der Ecke des Zimmers hinüberſah, wo ihm — wie Elsbeth erzählte — Clarens Mutter zuletzt erſchien. Das Mädchen glaubte durch dieſen Blick in

sein Herz zu schauen, und er war dem ihrigen nicht mehr fremd. — Das ist unsere Clara, sagte Elsbeth, ihn näher herzu führend; das Kind, das wir damals mit guten Wünschen einsegneten, ist zur stattlichen Jungfrau geworden. Achtzehn Jahre sind seit jenem Tage verflossen, mich bedünken sie wie ein Traum, denn die Zeit geht schneller mit uns, je näher das Ziel kömmt.

Albeck erwiederte nichts, aber er begrüßte Claren mit einer Bewegung, die sich dem unbefangenen Mädchen unwillkührlich mittheilte. Der Vater zog sie liebkosend an sich, und fragte den Gast, ob er ihre Aehnlichkeit mit der Mutter so groß finde, als sie ihm selbst zuweilen scheine; wehmüthig freundlich betrachtete Jener sie einige Augenblicke. Es sind wohl ihre Züge, sagte er endlich, ihre Augen, selbst ihre Gestalt; aber die hellen Farben freudigen Lebens sind über das Bild ausgegossen, das mein Gedächtniß in der Verklärung einer andern

Welt aufbewahrt. Ich sah ihre Mutter nur leidend, tröstend um einen Leidenden geschäftig, und zuletzt in den Armen des Todes. Heitre Jugendlust, Gesundheit, leichter Muth, lassen dasselbe Gesicht ganz anders erscheinen, wie einst ein Maler nur Einen Pinselstrich brauchte, um Freude in Trauer zu wandeln. Aber wunderbar ist mir zu Muthe, wenn ich mich an derselben Stelle sehe, uns Alle so anders als vormals, so ernst an Jahren und Erfahrung, und die Eine, die uns fehlt, gleichsam verjüngt, blühend, voll Hoffnung, in unserer Mitte.

Solche Gespräche, die die Vergangenheit feierten, wechselten nun mit mancherlei Erzählungen aus der neusten Zeit, aber, ob es schon kaum möglich war, die traurigen Ereignisse der Gegenwart ganz zu übergehen, wußte Clara doch, voll liebender Besorgniß, die Unterhaltung des traulichen Mahles immer davon abzulenken, indem

sie geschickt genug ihren Gast veranlaßte, von seinem Ergehen, seinen Reisen, seinem Leben und Treiben zu sprechen, wozu es ihm nicht an Stoff fehlte. Das wohlgeordnete, wenn gleich mäßige Mahl, das sanft erwärmte Zimmer, selbst der Wind, der draußen die Schneeflocken wirbelte, die festverschlossene, mit Spinnweb überzogene Flasche, die der Vater geöffnet hatte, um mit dem alten Freunde auf sein Willkommen zu trinken, alles vereinigte sich, um die Herzen einer still behaglichen Empfindung zu öffnen, die man lange nicht gekannt hatte.

Noch ein Glas, sagte der Hauswirth, und schenkte für Albeck ein, auch die Weiber müssen den Wein wenigstens kosten, und auf bessere Zeiten mit uns anstoßen. Er ist ein Fremdling in unserer Welt, ein anderes Jahrhundert sah ihn blühen und reifen. Als Karl der Fünfte 1544 hier Reichstag hielt, kam in Landgraf Philipps von

Hessen Gefolge, ein junger Mann mit her, der bei seinem Herrn gar wohlgelitten, brav und schöngestaltet, aber so arm als edel war. Ein Mädchen unserer Stadt, die er gleich anfangs oftmals sah, weil sein Herr ihres Vaters prächtiges Haus bewohnte, gefiel seinen Augen, und nachdem er an den Festtagen, die der hohen Herren Gegenwart veranlaßte, bei Tanz und Spiel zuweilen ihre Hand gewann, fanden sich beide Herzen, und schlossen den besten Bund, der in dieser Reichsversammlung zu Stande kam. Aber da war hier die Möglichkeit, den stolzen Vater des Mädchens zu bewegen. Der Jüngling fühlte, daß Hoffen Thorheit sey, und verging fast in verschwiegenem Gram. Ein glückliches Ohngefähr sollte ihn ans Ziel führen. Der Landgraf hatte zum Zeichen seines guten Willens, dem Kaiser zwei schöne Falken zum Geschenk bestimmt, und erwählte seinen Lieblingsdiener zum Ueberbringer. Die Vögel gefielen Kaiserlicher Ma-

jetzt wohl, noch mehr aber das Bestreben Landgraf Philipps, sein Oberhaupt zu ehren, denn Carl versah sich nichts Gutes von dem feurigen Fürsten. Mit ungewohnter Milde blickte sein scharf forschendes Auge den jungen Ritter an, der die Falken leicht und zierlich trug, und da der Zufall wollte, daß jener seine Worte recht angenehm in spanischer Sprache vortragen konnte, unterhielt er sich lange mit ihm, und forderte den Ueberraschten am Ende zu einer freien Bitte auf. Ihr könnt denken, was er hat. Das kaiserliche Wort mußte alle Hindernisse seiner Liebe ebnen, er begehrte es kühnlich, und erhielt. Karls Absage. Ehe der Reichstag zu Ende war, waren die Liebenden verlobt, und der Bräutigam durch des Kaisers Gnade reich begabt. Auch vom Landgraf Philipp erhielt er manches Zeichen der Huld; ein güldenes Schaustück, mit der Innschrift: Treu' ohne Wandel, ist noch jetzt in unsern Händen, und von mehreren

Fässern Rheinwein, die er zur Hochzeit verehrte, haben diese Flaschen sich bis auf uns erhalten, denn jener junge Herr war der Urgroßvater meiner Frau. Manches Unwetter ist über das deutsche Reich weggezogen, seit der unterirdische Gast bei uns ruhte. Der arme Landgraf vor Allen, mußte späterhin ein hartes Schicksal, von der Strenge desselben Carls erfahren, der hier so mild und freundlich war. Aber Härteres, als wir heut zu Tage erleben, Ungerechteres, Empörenderes, sah keine Zeit! — Auf ein gutes Ende Kinder! — Auf baldige Hülfe für die heimathlosen Vertriebenen, auf die Befreiung unserer guten Stadt! — Es liegt in des Menschen Natur, aus der hellbeleuchteten Gegenwart, gern in die düstern Schatten der Vergangenheit und Zukunft zu blicken. Hier wehet uns dichte Finsterniß, und ein heiliges Grauen, dort gewöhnt sich das Forscherauge an die Dämmrung, und bringt an der Hand der Phantasie in ein Nebel-

L.B. Weimar

land, voll bunter Erscheinungen. Clara hatte die Geschichte ihrer Urältern so oft gehört, als eine Flasche des alten Weins entsiegelt worden war, und mit dem wenigen Tropfen, die sie immer von dem herben Tranke nippen mußte, pflegten ihr die gewohnten Gedanken an ein romantisches Liebesleid und Eheglück wiederzukehren, die dem jungen Herzen so süß schmeicheln. Auch heute fühlte sie sich bald in die graue Vorzeit entrückt, sah den Jüngling mit den Falken, den ernsten finstern Kaiser, dann die Braut in all ihrem Reiz, und den entzückten Bräutigam. In angenehmen Träumen verloren, nahm sie keinen Theil mehr am Gespräch der Uebrigen, das nun zwischen Hoffnungen und Befürchtungen umherirrte, und kam aus dem Gebiet der Einbildungskraft, nicht eher wieder in die Wirklichkeit zurück, bis der Vater, Albecks Ermüdung bedenkend, ihr befahl, ihm sein Zimmer anzuweisen.

In Claras einfachem Leben war noch keine Zeit erſchienen, die ſich den Tagen und Wochen vergleichen lieſſen, welche nun folgten. Man wußte damals nichts von den mannichfachen Freuden, die unſere Jugend früh kennen und wünſchen lernt. Das Haus war die Welt der Frauen, der ſtille Wirkungskreis der Töchter. Ein Spaziergang an der Hand der Eltern, ein Kirchgang am Sonntage im feſtlichen Putz, höchſtens ein ernſtes Gaſtmahl änderte das Gewöhnte ab, und nur Hochzeit oder Kindtaufſchmaus blickten vielleicht einmal, wie leuchtende Sterne, durch das jahrelange Einerlei. Claras Antheil, an geſelliger Luſt, war noch geringer; ihr Vater, lange ſchon leidend, und Elsbeth, alt genug, um Ruhe für Freude zu halten, lebten einſam und klöſterlich; die einzige Freundin des Mädchens war ſeit kurzem verlobt, und vergaß der Geſpielin im wechſelnden Rauſch des Brautſtandes; auch ſah der Vater, mit krankhaf-

ter Aengstlichkeit, jetzt selbst die erlaub-
teste Erholung für frevelnde Herausforde-
rung neuen Unglücks an. Zufrieden mit
diesem Loose, dachte Clara nicht, daß es
anders seyn könnte, bis Albecks Gegenwart
ihr manche neue Freude, und ihrem Her-
zen ein wärmeres Gefühl gab. Gebildet,
wohlunterrichtet, wie er war, hatten seine
Reisen nicht bloß den Geist des Kaufmanns
beschäftigt; er hatte mit offenem Sinn Län-
der und Menschen gesehen, die Natur in
ihrem Lächeln wie in ihrem furchtbaren Ernst
belauscht, die Erzeugnisse fremder Zonen
verständig beobachtet, vieles Seltne gesam-
melt, merkwürdige Gegenden gezeichnet,
und wußte allen diesen Schätzen, durch sein
angenehme Erklärungen, den höchsten Wert
zu geben. Aber nicht nur der Verstand ge-
wann in seiner Unterhaltung, auch das Her
fühlte sich befriedigt, erhoben, und wenn
Jene allein nur Bewunderung hervorgebrach
hätten, erwarb er, im Gefühl des warmen

männlichen Gefühls, die innige Freundschaft eines offnen, jugendlichen Gemüths. Albeck war immer um die Frauen, alle schöne, genußreiche Stunden, die sie in so trüber, unglücksschwangerer Zeit lebten, dankte Clara ihm. Die Einsamkeit ihrer Lebensweise machte sie in wenig Wochen so vertraut mit seiner Sinnesart, als jahrelanger Umgang im Gewühl der Welt nicht gekonnt hätte, und bald besaß er ihr Herz in einer ruhigen, herzlichen Neigung, die dem berauschenden Gefühl der ersten Liebe, etwa so ähnlich oder unähnlich seyn mochte, als das Licht des Mondes, der funkelnden Pracht der Mittagssonne. Sie hatte sich noch nie so glücklich gefühlt, als in Albecks Nähe, die kürzeste Entfernung von ihm, that ihr weh, ein Wort des Lobes aus seinem Munde, ein Blick des Wohlgefallens, lohnte sie höher, als Alles in der Welt, und Nichts glich dem Vertrauen, mit dem sie sich ihm nahte.

Elsbeths Auge war scharf genug, das Alles zu bemerken, und gar zu gern hätte ihre Zunge es ausgesprochen, wäre nicht ein strenges Verbot von Clarens Vater an sie ergangen. So durften nur leise Winke, Anspielungen, Erzählungen aus der eigenen Jugend gewagt werden, um Claren zu erforschen; aber alle Versuche scheiterten an der Unbefangenheit des Mädchens. Ein Monat verging indessen in leidlicher Ruhe von Außen, bis ein neuer Sturm die ängstlichsten Besorgnisse des Hausvaters rechtfertigte. Die französischen Machthaber kündigten den Einwohnern den Befehl des Königs an, ihre eignen Festungswerke demolieren zu helfen, und alles Geschütz nach Landau abzuliefern. Man versenkte die Kanonen, die nicht weggeführt werden konnten, in den Rhein, und beraubte die Stadt mit kalter Grausamkeit ihrer Kornvorräthe, des einzigen Trostes bei der Ernährung ihrer fremden Gäste, um die Magazine in Philipps-

burg damit zu füllen. Jetzt wich der letzte Schatten von Ruhe aus dem Gemüth des alten, kränkelnden Ladenberg, und die kleine Familie wäre ohne Troſt geweſen, hätte nicht der ſichere Muth Albecks ſie aufgerichtet. Er tröſtete den alten Freund, und war unermüdet, der düſtern Zukunft einen Lichtſtrahl für ihn abzuzwingen; er gewann es durch Bitten und Vorſtellungen über den Erbitterten, die mächtigen Feinde nicht zu reizen, und wandte Alles an, was Freundestreue vermag, um wenigſtens in den Stunden der häuslichen Ruhe, einen Schein früherer Zufriedenheit hervorzuzaubern.

— Die Mäßigung eines Engels, ſagte Ladenberg einmal Abends, als er ſpät nach Hauſe gekommen war, würde hier erſchöpft werden. Vergebens, lieber Albeck, rathet Ihr mir Geduld, wenn nicht ein neuer Menſch in mir erſteht. Was haben wir nicht ſchon ertragen, was iſt nicht ſchon mit ge-

ſchneidiger Kälte über uns verhängt werden! Mag es ſeyn, wir ſind in des Tigers Klauen, und dürfen nicht murren, wenn der Lebenshauch uns lieb iſt. Aber jetzt drängt ſich der feine, glatte Franzos, der geſchmückte Herzog von Crequi, aus deſſen Hand uns alles Uebel kam, mit unbegreiflicher Beharrlichkeit an mich an, und ich fühle die Gränzen meiner Mäßigung. Im Amt muß ich ſeine Gegenwart ertragen, ſeine verhaßte Sprache reden, aber ich werfe dieſen Zwang ohne Schonung ab, ſobald mein Fuß über die Schwelle der Rathsverſammlung getreten iſt. Was will mir auch dieſer zierliche, falſche Herzog; lüſtet ihm nach der Wahrheit aus deutſchem Munde, ſo ſoll er ſie haben, ehe die Sonne noch einmal untergeht.

Iſt der Herzog ein junger, ſchlanker Herr, mit rabenſchwarzem Haar, in ſehr reicher, goldbeſetzter Tracht, einen Hut, mit wehenden Federn beſchattet, und reitet er ein weißes, prächtiges Pferd? fragte Lis-

beth. Ein Solcher läßt sich Tags mehr als einmal hier auf der Straße sehen, und sein Pferd tanzt unter ihm, daß rechts und links manches Fenster sich aufthut, um den stattlichen Reiter zu sehen. Es mögen acht Tage seyn, als Clärchen durch Zufall auch gerade dastand; gleich zog er den Hut, und bückte sich besonders tief vor dem Mädchen: Wissen möcht' ich doch, ob das der Herzog wäre.

Clara erröthete heiß bei Elsbeths schwatzhafter Rede. Sie hatte den vornehmen Kriegsmann öfter als Jene wahrgenommen, und die Blicke wohl bemerkt, die ihr Fenster suchten, aber obgleich eine Regung heimlicher Neugier, die der Eitelkeit im fernen Grade verwandt war, ihr unschuldiges Herz heimsuchen wollte, hatte sie sich doch nur ein Einzigesmal und ohne Absicht ihm gezeigt. Der kühne, freie Anstand, mit welcher er sie grüßte, und ein sichtbares Flüstern der Nachbarn, machten ihr die Erinnerung fast

ſchmerzhaft, und ſie hätte viel darum gegeben, wenn die Baaſe nur dießmal geſchwiegen hätte.

Bleibt künftig weg von den Fenſtern, ſagte der Alte finſter. Es gibt nichts Freudiges zu ſehen in den Straßen einer unglücklichen Stadt. Mögen ſie reiten und gehen, und ihre Künſte zeigen, für uns ziemt es ſich nicht, ſie zu bewundern, und unſere deutſchen Mädchen ſollen ihnen nicht zur Augenluſt dienen. Ich könnte mein eigenes Kind haſſen, wenn ihr franzöſiſche Huldigungen gefielen.

Der Vater ſagte dieß mit einem ſcharfen, unmuthigen Blick auf Claren, in welchen alle Kränkungen ſeiner Seele ſich ergoſſen. Tief beſchämt ſchlug ſie die Augen nieder; das Bewußtſeyn, Unrecht zu leiden, verſagte ihr die Worte, und dennoch hätte ſie lieber Alles geduldet, als den Vorwurf herzloſer Gefallſucht, in Albecks Gegenwart. Sie wagte es nicht, ihn anzuſehen, und

zog sich still in den Schatten der Schirmlampe zurück. Aber die Ruhe des Abends war nun gestört; schmerzlich bemerkte jedes Glied des kleinen Kreises, daß es der öffentlichen Noth gelungen sey, sich bis in die schützenden Mauern des friedlichen Hauses zu drängen. Ladenberg ging früh auf sein Zimmer, wohin ihm Albeck folgte, auch Elisabeth sagte Claren gute Nacht, und diese blieb noch allein im Wohnzimmer, emsig mit einer Arbeit beschäftigt, die sie dem Vater bestimmte, und jetzt mit heimlichen Thränen, über seinen Zorn und seinen Trübsinn benetzte.

Die Glocke des Doms schlug schon eilf Uhr, als sie aufstand, um sich zur Ruhe zu begeben. Sie glaubte nur allein noch wach zu seyn, und erschrak nicht wenig, als Albeck ins Zimmer trat. Eben so überrascht war er, sie zu finden. Die gewohnte Festigkeit fehlte seinem Wesen, sein Auge glänzte von lebhafter Bewegung, seine Stimme

war nicht so ruhig als sonst, es schien, als ob das Bewußtseyn dieses Gemüthszustandes ihm die unerwartete Begegnung peinlich machte.

Euer Vater, liebe Clara, sagte er, wies mich hierher, um ein Blatt Papier zu finden, das ich diese Nacht noch zu einem wichtigen Briefe bedarf; wollet Ihr selbst es mir reichen?

Clara trat an des Vaters Schreibschrank, das Verlangte zu suchen, ängstlich ihr Gesicht abwendend, das die Spur der vergossnen Thränen trug. Aber es gelang ihr nicht, sie seinem Blick zu entziehn. — Mitternacht ist nahe, sagte sie, wollt Ihr noch arbeiten, statt die Ruhe zu suchen?

Mich dünkt, antwortete er mit einem festen Blick auf ihr Gesicht, wir alle werden sie heute umsonst suchen. Ihr habt geweint, liebe Clara, und es ziemt mir nicht, nach der Ursach Eures Kummers zu fragen.

Aber laßt mich sagen, daß keins Eurer Gefühle meinem Herzen fremd ist.

Und warum solltet Ihr nicht fragen? erwiederte sie mit Wärme. Mein Gemüth darf offen seyn vor Gott und Menschen, und zu Euch hab' ich herzliches Vertrauen. Mögt Ihr nimmer glauben, daß ich mit kindischem Trotz über des Vaters hartes Wort geweint habe. Aber ach! wenn sein liebevolles Gemüth im finstern Unmuth sein Kind verkennt, wie schwer muß es von der Sorge gedrückt seyn. Nie hat seine Seele so bittern Haß genährt, als gegen diese Fremdlinge; ich hasse sie nicht, aber was müßte ich für ein Herz haben, um nach ihren Blicken zu geizen, wie kindisch müßte ich seyn, bei des Vaterlandes Noth, ein eitles Vergnügen an dem unbedeutenden Gruß eines vornehmen Herrn zu finden. Ja, ich mag es nicht laugnen, es that mir auch schmerzlich weh, vielleicht von Euch verkannt zu werden; von dem Freunde meiner Eltern, meiner ersten

Lebenstage, möchte ich sterbenlos seyn, wie vor meinem Gewissen.

Clara, sagte er sehr bewegt, ich habe die Welt gesehen, manches schöne Gesicht hat meinen Blick auf sich gezogen, aber nie hat Eins mich gerührt, ohne das Gepräge der kindlichen Unschuld, welcher unser Herr das Himmelreich versprach. Diese höchste weibliche Schönheit ist unverkennbar; das sie mir erscheint, kann ich nimmer zweifeln. — Gesegnet sey diese Stunde! gesegnet das Blatt, das ich aus Eurer Hand nehme, ich ergreife es jetzt mit festerem Muth, um ihm die wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens zu vertrauen.

Als Clara den nächsten Morgen zum Frühstück kam, fand sie den Vater allein. Sie eilte auf ihn zu, und fühlte sich mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit von seinem Arm umschlungen. Sein Gesicht zeigte eine milde Rührung, eine Heiterkeit, die ihm jetzt nicht oft eigen war, und das leichte

erfreute Herz des Mädchens ergoß sich in liebkosenden Versicherungen, wie viel frischer und gesünder der gute Vater heute aussehe, als in der letzten Zeit.

Gott lasse Dirs wohlgehen, mein Kind, sagte der Alte, indem seine Hände ihr Haupt berührten: Du bist oft der Gegenstand meiner Sorgen gewesen, heute hat Dein Glück meine Stirn entwölkt. Nimm diesen Brief, und lies ihn nach dem Frühstück auf Deinem Zimmer.

Betroffen, erstaunt, streckte Clara die Hand nach dem dargebotenen Blatte aus. In ihrer Seele stürmten Ahnungen und Zweifel, Hoffnung und Bangigkeit. Sie fühlte, wie die Zukunft ihr geheimnißvoll entgegentrat, und zitterte, sie zu entschleiern. Indessen waren Elsbeth und Albeck eingetreten; Clara wagte nicht, des Freundes Augen zu begegnen. Ihre ganze Aufmerksamkeit schien auf die Besorgung des Frühstücks gerichtet, wovon heute eben nur we-

nig genossen ward. Die Männer waren gleichfalls einsylbig und zerstreutz nur Elisabeth sprach, verwundert über den wenigen Antheil, den die Uebrigen an ihren Bemerkungen nahmen, und wurde während einer Stunde nicht müde, immer neue Fäden anzuknüpfen, deren keiner bisher zu bedeutender Länge fortgesponnen ward.

In ihrem einsamen Zimmer entfaltete Clara nicht ohne Herzklopfen den Brief, und fand Folgendes:

„Lange schon, theure Clara, war ich gewohnt, jede meiner Handlungen meinem innern Richterstuhl zu unterwerfen, wo Natürlichkeit und Gewissen den Vorsitz führen, aber auch die Klugheit ihre Gesandten stellt. Die Angelegenheit, von welcher ich jetzt mit Euch reden will, hat, dünkt mich, dort keinen günstigen Spruch zu hoffen, deswegen fehlt mir der gewohnte Muth, die sichre Heiterkeit, und es ist Euch nicht entgangen, wie bewegt meine Seele war, als ich

vor wenig Minuten, nach einer ernsten Unterredung mit Eurem Vater, zu Euch ins Zimmer trat. Aber Eure herzliche Versicherung: Ihr könntet mir vertrauen, hat mich gestärkt. Sie hat mir die Hoffnung gegeben, von Euch offne Wahrheit erwarten zu dürfen.

Ihr sollt wissen, daß ich — lange bevor ich Euch sah — Euch zu meiner Erbin bestimmte. Ich habe keinen Verwandten auf der Welt, und die Gelübde, mit denen ich Euch ehemals dem Himmel weihte, sind die heiligste Erinnerung meines Lebens. Was früher schon Entschluß war, ward meine Freude, nachdem ich wenig Tage mit Euch gelebt hatte; ich konnte jetzt meinen Reichthum mit Genuß berechnen, da er Euch beglücken sollte, und Euer Vater erfuhr mein Geheimniß. Sein Blick drang tief in mein Herz, er entdeckte mehr darin, als ich selbst, er forschte tiefer nach, und bot mir endlich ein Geschenk, vor dessen Größe ich erschrak.

Euer Schicksal, Euer Leben wollte er meiner Sorge übergeben, in meinem Schutz Eure zarte Jugend sichern, meinem Herzen Euer Glück vertrauen. Welche Hoffnung! ach Clara, wenn ich lange kämpfte, ehe ich mich ihr überließ, so wage ich es, dem Kampfe einigen Werth beizulegen.

Nehmt denn in diesem Blatt die Erklärung meiner Wünsche, aber auch die dringende Bitte des Freundes, Euch streng zu prüfen, ehe Ihr entscheidet. Die leidlose Nacht soll mir ihre Stille, ihren Ernst leihen, um Euch mein Gemüth zu entschleiern, wie es vor Gott offen ist. Möge sie einst ihre schwarzen Flügel für mich zur Quäl ausbreiten, wenn ich irgend etwas verhehle, verschönere, oder heuchlerisch zur Gründung meines Glücks benutze.

Man glaubt gewöhnlich, die Jugend sey die schönste Periode des Lebens, aber vielleicht ist dieser Glaube nicht immer wahr.

Die Zeit heftiger, stürmischer Leidenschaft, verwegner Wünsche, bittrer Schmerzen, rollt oft ungenossen vorüber, nur ihr Abglanz beglückt uns, wenn wir ihre Leiden vergessen haben. Das spätere Alter, so wenig der Jüngling es ahnet, klärt ihn über die Träume auf, denen er sein Leben hingab; die Festigkeit des Gemüths, die sichere Herrschaft über uns selbst macht uns glücklich, und öffnet den Blick für die hellere Zukunft, die wie die klare Luft des Herbsttages, einer weiten Aussicht günstiger ist, als der duftige Dunstkreis des Frühlings und Sommers. — Ich war achtzehn Jahr alt, als ich mich einer Leidenschaft überließ, die mich unbeschränkt beherrschte. Der Gegenstand meiner Liebe lebte nicht für mich, ahnete nichts von meinen Gefühlen, und war mir bald durch weite Trennung, ja durch das Grab verloren. Jahrelang dauerte mein Schmerz, meine Trauer; heiße Sehnsucht zog mich von der Erde hinweg, ich glaubte nie an-

dere fühlen zu können, mochte es nicht einmal wünschen. Lange Kränklichkeit, durch einen unglücklichen Fall erregt, hinderte mich an Zerstreuungen, machte mich ernst, ungesellig, entfremdete mich den kleinen Freuden, die den Glücklichen beschäftigten; ich sollte nicht auf dem Wege der Erheiterung, ich sollte durch stilles Nachdenken, durch eigene Kraft genesen. Wohlthätige Wirksamkeit nahm endlich den Platz in meinem Gemüth ein, den die Liebe gefüllt hatte. Ich war zweimal jahrelang in Westindien, wo Menschlichkeit, von einiger Macht unterstützt, mich zum Beglücker manches Unglücklichen machte. Neue Umgebungen, fremde Länder und Meere, mit ihren Erscheinungen, die große, majestätische Natur, und der Gedanke an ihren Schöpfer, heilten endlich mein Herz, gründeten das Glück, das ich jetzt genieße. Ich umfasse mit warmer Neigung alle verwandte Wesen, ich habe Mitgefühl für das Leiden jeder Menschenbrust, ich bin

Freund bis zum Tode, ja bis über das Grab, aber ich kenne keine Leidenschaft mehr.

Das, geliebtes Mädchen, mußtet Ihr wissen, wenn Euer Herz entscheiden soll. Ihr seyd jung, ich gehe dem späteren Lebensalter entgegen; Ihr seyd jetzt frei von Liebe, aber werdet Ihr es immer seyn? Wird ein treuer Freund, der Euch sein Glück dankt, dem Ihr Alles seyd, der Euch mit unwandelbarer Festigkeit liebt, Euch immer genügen? Und könnt Ihr auch wählen zwischen Liebe und Freundschaft, wenn die reizendere Schwester Euch unbekannt ist?

Es ist spät, ich ende diesen langen Brief. Was Ihr auch über mein Glück beschließen mögt, entfaltet mir Euer Vertrauen.

Mehr als eine Stunde war vergangen, ehe Clara ihr Zimmer wieder verließ, und schüchtern die Wohnstube öffnete, um an ihre Arbeit zu gehen. Es ward ihr leicht ums Herz, da sie Niemand darin fand, als Elisbeth, die in der Bibel las, und blos flüch-

tig nach ihr aufsah, denn obgleich in ihrer Brust nur reine Seeligkeit war, fürchtete sie doch das erste Wiedersehen des geliebten Freundes, den ernsten Augenblick seiner Frage, und ihrer Antwort. Auch Elsbeth, so sehr sie bisher ihr Vertrauen besaß, durfte jetzt noch keinen Blick in das innere Heiligthum ihrer bewegten Seele thun, sie mußte mit Gott und ihrem Herzen allein seyn, ohne eine irdische Stimme zu vernehmen. Glücklich genug schlug die Baase das große Buch nicht eher zusammen, bis der Vater über die Schwelle trat. Zitternd und glühend ging ihm Clara entgegen, und sank an seine Brust; sie wollte sprechen, aber sie hatte nur Thränen.

Jetzt nicht, mein liebes Kind, sagte er sanft, heute und morgen noch nicht; nimm Dir Zeit, ehe Du entscheidest. Die sichere Wohnung, die gegen alles Ungewitter des Lebens schützen soll, darf nicht übereilt aufgebaut werden. Weiß Deine Baase schon?

Clara ſchüttelte den Kopf, und zog den Brief hervor, um ihn Elsbeth zu reichen. Lest das nach Tiſche, Baaſe, fuhr Ladenberg fort, und freut Euch mit mir an Gottes Fügung. Aber, wenn Ihr meinen Wunſch erfüllen wollt, ſo ſprecht ſo wenig als ich, mit Claren über den Inhalt. Sie mag den Weg ſelbſt wählen, den ſie ja doch ohne unſere Leitung gehen muß.

Elsbeths Mienen drückten die lebhafteſte Ueberraſchung aus, ſie ſah wechſelnd auf den Brief, auf Claren und den Vater, und hätte unmöglich Fragen, Vermuthungen und Wünſche unterdrücken können, wäre nicht eben Albeck ins Zimmer getreten. Er grüßte die erröthende Clara unbefangen, herzlich, wie immer, und wußte das Geſpräch gleich ſo geſchickt anzuknüpfen, daß ihre Schüchternheit während einer gleichgültigen Unterredung verſchwand, und ſie den niedergeſenkten Blick dankbar freundlich zu ihm aufhob. Ein Strahl der Freude ſchimmerte

ihr aus seinen schönen, glänzenden Augen entgegen, sie empfand ein süßes Einverständniß, das ihre Seelen verband; sie war gewiß, er habe in der ihrigen ihr Glück und ihre Liebe gelesen. Still, wie das Frühstück, ging auch das Mittagsmahl vorüber; erfüllte Wünsche, ungeahntes Glück, neue, niegekannte Gefühle beschäftigten die Herzen genugsam, um keiner Worte zu bedürfen; selbst Elsbeth schwieg, indem sie, sehr glücklich, das leichte Räthsel, das der Brief barg, zu lösen versuchte. Endlich war die Mahlzeit geendet, die Männer hatten sich entfernt, sie konnte nun, während Clara aufräumte, den Brief lesen. Triumphierend freundlich sah sie jedesmal von dem Papier auf, wenn das geschäftige Mädchen vorüberging; sie las mehr als einmal, und legte dann mit bedeutendem Lächeln das zusammengefaltete Blatt in die Bibel.

Dahin gehören solche Angedenken an die beste Zeit des Lebens, sagte sie in from-

ären Stunden dürfen ſie dann einmal vor uns hintreten, wie alte Freunde, und uns an unſere guten Gedanken und Gelübde erinnern. Nun, die wäre wohl eine thörichte Jungfrau, die ſolchen Ehrenmann verwerfen wollte. Aber ich will nichts darüber ſprechen, Du weißt hoffentlich, was Du zu thun haſt, und Gott gebe ſeinen Segen.

Es ward der armen Baaſe ſehr ſchwer, einen ganzen einſamen Nachmittag das Gebet des Schweigens zu halten, auch konnte ſie es nur, indem ſie gar nicht ſprach, und ſtatt deſſen von Ausſteuer, Verlobung und Hochzeitſchmaus träumte. Aber unwillkührlich verließen die Gedanken ihre Haft, und eilten, gleich zerſtreuten Flüchtlingen, in die Welt hinaus. Elsbeth ertappte ſich mehr als einmal über den lauten Wünſchen: wie doch die Franzoſen Stadt und Gebiet geräumt haben möchten, ehe man die Hochzeit feiere, oder wie es Herrn Albeck gefallen möge, ſeinen Haushalt nach Speyer zu verlegen;

ſie fragte nach den Schlüſſen zum Silberwerk, und den Truhen, worin Clarens Leinenzeug bereit lag, bewunderte die ſeltſamen Schickungen des Himmels, und das ſichere Eintreffen ihrer Gedanken, und verlor ſich zuletzt in Erinnerungen an ihren Ehrentag, denen Clara heute theilnehmender als je zuzuhören ſchien. Wie nun aber der Tag mit allen ſeinen unruhigen Gefühlen vergangen war, und Clara auf ihr ſtilles Stübchen kam, da erſt hörte ſie, vom Geräuſch des Lebens fern, die leiſe Stimme ihres Herzens, und ſie durfte nicht zweifeln, daß es für Albeck ſprach. Heitre Träume führten ſie dem neuen Morgen entgegen; der Vater erhielt zur beſtimmten Zeit ein freudiges Ja aus ihrem Munde, und legte mit Freudenthränen ihre Hand in die Hand des Bräutigams.

Clara, ſagte dieſer, die Geiſter dieſer heiligen Stunde werden uns einſt ſegnend umſchweben, wenn wir ihren ernſten Wink ver-

ſtehen. Habt Ihr meine Fragen erwogen, und führt herzliche Neigung Euch in meine Arme, ſo ergreife ich mein Glück mit der Zuverſicht des redlichen Mannes, der kein Opfer ſcheut, das Eurige zu gründen.

Möchte ich Alles ſeyn oder werden, was Ihr wünſchen könnt, antwortete ſie, indem ihre hellen, blauen Augen vertrauend zu ihm aufſchauten. Ich kenne kein wärmeres Gefühl, als die Liebe zu Euch, und wollte lieber das Härteſte erdulden, als von Euch laſſen.

So walte Gott über unſerm Bunde, rief er mit bebender Stimme, und laſſe nie einen Augenblick erſcheinen, wo Ihr anders denkt. — —

— — Wenn unſer Leben einem wogenden Meere gleicht, wo wir im leichten, unſichern Nachen mit Wind und Wellen mehr oder weniger kämpfen, ſo bietet es auch in kurzen Zwiſchenräumen lichte, grüne Inſeln zur Erholung und Ruhe an, die mit ihren

wehenden Schatten, ihren Blumen und Sonnenstrahlen noch hell hervorragen, wenn nur die Sterne der Erinnerung die Fahrt noch beleuchten. Clara, kaum ausgelaufen, kaum mit den Stürmen bekannt, hatte jetzt ein zauberisches Eiland erreicht, wo Liebe und Freude sie begrüßten, und keine Sorge mit ans Land trat. Eine glückliche, geliebte Braut, der jedes Auge theilnehmend lächelte, jeder Tag dieselbe ruhige Heiterkeit einbrachte, jede Stunde eine neue Schönheit in dem Herzen des Freundes zeigte, was hätte sie vermissen sollen? Selbst die Unruhen der Zeit, die Bedrängnisse des Vaterlandes, konnten ihre Zufriedenheit nur flüchtig stören; denn der Sonnenschein ihres Frohsinns bestrahlte auch diese Dunkelheiten, und ließ sie überall einen guten, erwünschten Ausgang sehen. Auch hörte sie jetzt weniger von den Besorgnissen des Vaters, weniger traurige Neuigkeiten erreichten ihr Ohr. Der alte Mann schien mit zärtlicher Liebe den Le-

bensmal der Tochter vor Wolken behüten, ihr lachendes Geſicht heiter erhalten zu wollen; wenn er ihre ſingende Stimme im Hausflur oder auf der Treppe hörte, ſchwieg er mitten in ſeiner Rede, glättete ſeine Stirn, und ſtreckte ihr freundlich die Arme entgegen. Er konnte jetzt ſeinen Gram beherrſchen, weil er ihr Schickſal geſichert wußte. Aber immer gewiſſer ward es ihm, daß nur gänzlicher Untergang alles Wohlſtandes und Glücks das Loos der Stadt ſeyn werde. Er beſorgte ſeine Angelegenheiten, und ſuchte ſein kleines Vermögen auswärts zu ſichern, er beſtellte ſein Haus wie ein Sterbender, übergab Albeck alle ſeine Rechte, und empfahl ihm das hülfloſe Alter der armen Elsbeth. Nichts ahnend von ſo ernſten Berathungen, ordnete dieſe indeß den Brautſchmuck ihres Lieblings an, zählte im Geiſt die Hochzeitgäſte, und muſterte das langvergeßne Steifkleid nebſt dem Spitzenputz, die bei Clarens Taufe zuletzt erſchienen waren.

Nur einige niedere Wohnungen trennten Landenbergs Haus von dem Dom, dessen majestätischer Bau, ein Muster altdeutscher Kunst, und die Zierde der Reichsstadt Speyer war. Ein ziemlich großer Garten, im Sommer die Freude des alten Mannes, und Clarens liebster Aufenthalt, dehnte sich bis an eine Ecke des Doms, die hier mit ihren grauen Mauern die Gränze bildete. Jetzt war der Garten öde, der Schnee fing kaum an zu schmelzen, nur hie und da hob sich der Rasen unter der weißen Decke hervor. Kein Fuß betrat noch die Gänge, nur der Hausherr ging gegen das Ende des Märzmonats zuweilen in der Mittagsstunde, auch wohl noch zur Dämmrungszeit, wenn die Arbeit gethan war, um nachzusehen, den der kalte Winter seinen Schaden zugethan haben möchte. An einem lieblichen Sonntagabend, als es schon zu dunkeln begann, lud er Albeck ein, ihn in den Garten zu begleiten; Clara und Elisabeth wa-

rath zu einem Beſuch geladen, der Bediente verſchickt, und das Haus bis auf eine alte Magd leer. Verwundert folgte Albeck ſeines Führers raſchen Schritten, durch den dichten Nebel, bis an die Mauern des Doms, wo Jener ſtillſtand, und nach ihm umſchaute. Der alte Bau war hier mit Epheu bekleidet, und eine ehrwürdige Linde, jetzt todt und erſtorben, deckte im Sommer einen ſpitzigen Vorſprung, der einer Begräbnißhalle glich, mit ihrem Laube zu. Unten am Fuß der Mauern, ſah man ein altes, ſteinernes Bild, in eine Vertiefung hineingearbeitet, einen knieenden, ganz geharnischten Mann vorſtellend, wie wir oft auf Gräbern in alterthümlichen Kirchen finden; die Geſtalt ſelbſt war hie und da beſchädigt, aber der Schlußſtein, der ſie trug, ſchien tief in die Erde neben der Linde eingeſenkt zu ſeyn.

Dieſer Boden, hob Ladenberg nach einer kurzen Pauſe an, birgt ſeit dem Herbſt ein Geheimniß, das für jeden Andern von ge-

ringen Werth, für mich wichtig genug, ist es Euch mitzutheilen. Ich meinte gleich zu Anfang dieses unseligen französischen Einfalls, unsere Habe würde eine Beute gieriger Soldaten werden, und kaum hätte ich gedacht, daß man unsere Plünderung so weit hinausschieben würde. Mein kleines Vermögen ist in Sicherheit, der übrige Besitz des Hauses, so werthvoll durch lange Gewohnheit, und manches theure Andenken, kann nicht verborgen werden; aber noch gab es einige Familienkleinode, die ich zu retten wünschte, um sie den Enkeln zu erhalten. Der Brautschmuck meiner Frau, der Ring, den ich ihr am Altar gab, das goldene Schaustück Landgraf Philipps, und der silberne Becher, aus welchem Kaiser Karl das Wohl seiner Brautpaare ausbrachte, diese Zeugen frohester Tage, wollte ich Clären gern hüten lassen, und ich beschloß, sie hier unter die Linde hinzusenken. Der Platz ist heimlich. Niemand kennt meine Arbeit. Belauschen

Dort das Stückchen Lattenwand führt zu einem Baumplätzchen des Domküsters, der es fast nie betritt, und hätte der fromme Alte mein Treiben auch gesehen, er würde mich nicht verrathen haben. Ich grub denn hier zunächst des Steinbildes in die Erde, und fand mit Erstaunen unter dem Fußgestell ein geräumiges, gemauertes Plätzchen, nach vorne geöffnet, das wahrscheinlich schon zu ähnlichen Zwecken gedient hatte. Ich untersuchte das ganze Bild genauer, eine kleine Spalte am Knie des Ritters zeigte mir, daß zwei Zoll tief, den Riegel, der den vordern Stein verschließt. Sehet hier, nimmer würdet Ihr oder irgend Jemand ihn finden, hätte mir nicht Schaufel und Grabscheit das Geheimniß enthüllt. Habt Acht, mein Messer paßt eben in den Spalt; sobald es den Riegel entfernt hat, könnt Ihr den ersten Stein wegheben, und die vergrabenen Schätze schauen. Eben so leicht vermögt Ihr den kleinen Schrein wieder zu schließen, wenn Euch

solch geringes Werkzeug zur Hand ist. Niemand weiß davon, als Ihr und ich; verliere ich den Ausgang unsrer Bedrängniß nicht, so öffnet Ihr einst das Pförtlein, und Clara empfängt das Erbtheil ihrer Mutter aus Eurer Hand. Den armen Weibern machte ich das Herz nicht schwer machen; sie denken noch nicht an das Aergste, und gemahnen mich, wie die Vöglein im Netze, ehe der Vogelsteller es zusammenzieht.

Guten Abend lieber Vater, tönte jetzt Clarens helle Stimme vom Hausse herauf. Ich rief nur aufs Ungefähr in die Luft hinaus, sagte sie, der Nebel ist so dicht, daß man kaum vier Schritte weit sieht. Aber ich meine er bringt uns schönes Frühlingswetter. Fühlt nur wie feucht mein Pelz ist, die Dünste fallen nieder. Haben wir doch bald Ostern, da muß es grün seyn. Denke nur Vater, ich fand heute meine Freundin Ulrike unter den Gästen. Wir saßen dicht beisammen, und hatten so viel zu flüstern, daß Hansa

Elsbeth schier böse geworden wäre, hätte nicht die alte Pröbstin uns in Schutz genommen. Laßt sie doch, Frau Ladenberg, sagte sie gütig, sind wir doch auch jung gewesen. Die Jungfrauen mögen immer noch einmal abgesondert lustig seyn; übers Jahr, wills Gott, sitzen sie ehrbar unter den Frauen, und wissen von den Sorgen des Hausstandes mitzusprechen.

Die Zeiten werden anders, sagte Elsbeth, die indessen auch herbei gekommen war; ich denke, die liebe Jugend wird in Kurzem mehr dem wilden Waldwuchs, als hübschen, gerad gezogenen Gartenhecken gleichen. Ulrike war mein Lebtag eine flüchtige Dirne; wuchs in dem üppigen Hause ohne wohlthätigen Zaum herauf, und ich konnte es immer an allerhand kleinen Unbilden bemerken, wenn mein Pflegekind dort aus- und eingegangen war, denn Verwitz steckt an, wie das Fieber. Aber einige heilsame Arzeneien stellten hier die gute Natur flugs wie-

der her. — Weil wir jedoch von Fiebern reden, ſo möcht' ich rathen, die Stube und den warmen Ofen zu ſuchen; ſolche böſe Nebelluft iſt Gift für den Menſchen.

Mochte Elsbeth noch ſo ſehr gegen Ulrikens Lebhaftigkeit eifern; Clara dachte mehrere Tage mit beſonderm Vergnügen an das unvermuthete Wiederfinden ihrer Freundin. Eine Einladung zu Ulrikens Hochzeit, die auf den dritten Oſterfeiertag beſtimmt war, machte ihr im Stillen Luſt und Sorge. Die Braut hatte gar viel von dieſem Feſte gerühmt, ein feierlicher Kirchzug, der Verein aller jungen Verwandtinnen, ein freyer Tanz am Abend, alles reizte Clarens jugendlichen Sinn; doch ſie fürchtete des Vaters Mißfallen und der Base ſtrengen Widerwillen gegen das Hochzeithaus, und wagte kein Wort zu Gunſten ihres Geſuchs. Als aber die Zeit heranrückte, der gebänderte Hochzeitbitter erſchien, und mit langem Sermon die Ladung vortrug, war ihr Geſicht zu beredt. Um den

nen zu unterdrücken Wunsch abzuleugnen, und Albecks aufmerksamer Liebe entging er nicht. Es schien ihm natürlich und unschuldig, daß ihre Jugend sich an der Aussicht eines munteren Tanzes ergötzte; er wandte seine ganze Beredsamkeit an, den Vater zur Einwilligung, und Elsbeth zur Begleitung zu vermögen, während er selbst sich entschloß, um Clärens willen einer Feierlichkeit beizuwohnen, die ihm wenig Vergnügen versprach, und Ladenbergs strengen Tadel erregte. Ist das die Zeit, sagte dieser, als Clara, nachdem sie ihn entzückt umarmt hatte, zur Thür hinaushüpfte — um solche Feste anzustellen, statt mit stillem Ernst und wenigen, wahren Freunden, unsere Familienbündnisse zu feiern? Sollten wir jetzt, unter den Augen raubsüchtiger Feinde, unsern Reichthum zur Schau tragen? O, die Thorheiten, die wir begehen, werden früh oder spät bittre Früchte bringen? —

Der festliche Tag rief Clären schon früh

zu Ulriken, um im Verein mit den Verwandtinnen der Braut ihren Putz zu ordnen zu helfen. Es ward Mittag, ehe dieß Geschäft vollendet war, und nun stand die schwarzlockige Ulrike im prächtigen, etwas überladenen Staat, das Myrthenkränzchen im Haar, vor den bewundernden Freundinnen. Der Bräutigam, ein hoher Jagdbeamter, der sie in seine ferne Heimath entführen wollte, und erst vor wenig Tagen angelangt war, erhielt nun Zutritt im Putzzimmer, und während die älteren Frauen ihm wetteifrig Glück wünschten, die Jüngern schüchtern neugierig seine Gestalt musterten, betrachtete er überrascht die schöne Braut, die ihm noch nie so reizend erschienen war. Es gibt Schönheiten, die des Putzes nicht bedürfen, die im schmucklosen Gewande am sichersten gefallen; Ulrike gehörte nicht zu dieser Zahl. Ihr glühendes, lebhaftes Gesicht war blendend, aber nicht anziehend, ihre Züge malten die Seele nicht; das Verschwinden ihrer

wunderschönen Farben, eine Vernachlässigung ihres Anzugs, würde sie den Reizlosen beigesellt haben. Die Natur gab ihr indessen die Geschicklichkeit, immer aufs künstlichste unter den Hülfsmitteln der Mode zu wählen, Bänder und Locken, Perlen und Blumenschmuck, das schwarze Band um den schneeweißen, nach damaliger Sitte, weitentblößten Hals, den Faltenwurf des Schleiers, alles ordnete sie stets mit dem sichersten Erfolg, und ging immer wie ein schönes Bild unter den schmückenden Händen hervor. Ganz anders war Clara, deren hingeworfene Schilderung hier neben die Freundin hintreten mag. Ihr festlicher Putz, so gern sie sich mädchenhaft schmückte, blieb einfach, wie ihr Gemüth; Ulrikens bunte Herrlichkeiten würden sie entstellt haben. Es war möglich, Claren auf den ersten Blick zu übersehen, der zweite zog unwiderstehlich an, und je mehr man sie sah, je lieblicher ward ihr Gesicht. Ein hoher, schlanker Wuchs zeich-

nete sie vor Vielen aus, eine Fülle lichtbraunen Haars, klare, blaue Augen, eben so sanft und unschuldig froh als geistvoll, eine zarte, obgleich nicht auffallende Farbe, und der Abglanz seelenvoller Güte; der unsichtbare Reiz, der die Unschuld schmückt, zogen jedes Auge mit Wohlgefallen zu ihr hin. Albeck war von ihrer einfachen Erscheinung entzückt, als sie an der Seite der hochaufgethürmten Elsbeth erschien, die, gleichsam wie in einem mächtigen Gehäuse, steif und unmuthig einherschritt, indessen Lust und Erwartung aus Clarens ganzem Wesen hervorblickten.

Dicht neben der Braut ging Clara, als der Zug in den Dom begann, feierlich unter dem Geläut der gewichtigen, weithallenden Glocken. Ihre Seele war voll Rührung, denn fällte nicht auch sie bald den ernsten Weg zum Altar gehen, verlor sie nicht heute die Gefährtin auf immer, und könnte sie den Blick in die ungewisse Zukunft der frohen Braut

werfen, ohne auch dem eignen Geschick einen Gedanken zuzuwenden! So hatte sie kaum aufgeblickt, bis hart an der Pforte der Kirche ihre Augen auf Ulriken trafen, die hochroth und fast verwirrt zur Seite sah. Clarens Blicke folgten der Richtung, und sie ward gewahr, wie der Zug durch eine dichte Reihe der fremden Kriegsleute ging, unter denen ihr augenblicklich der Herzog von Crequi auffiel, an seiner kostbaren Kleidung, und den wehenden Federn des Barets eben so kenntlich, als durch den brennenden Blick, mit welchem er sich blitzschnell vor der Bestürzten neigte. Sie schlug die Augen zu Boden, fast ohne den Gruß zu erwiedern; aber es war nicht möglich, den lauten Ausruf des Franzosen zu überhören, der mit allem Feuer seines Landes und seiner Sprache den [illegible]ilten Liebreiz des deutschen Mädchens pries. Clara wähnte Ulrikens Lob zu vernehmen, weit entfernt, zu glauben, man könne neben dieser sie selbst bemerken; aber die freie

Rede verwundete ihr Zartgefühl, und ſtörte die reine Andacht, mit welcher ſie ſonſt die Hallen des heiligen Domgewölbes zu betreten pflegte. Die Zuſchauer ſtrömten dem Zuge nach; dicht an die Hochzeitgeſellſchaft gedrängt, ruhten die Blicke des jungen Herzogs unverwandt auf Claren, ohne der ernſten Ceremonie einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Doch ſie ſelbſt, durch den ſchwellenden Ton der Orgel, und des Prieſters würdige Erſcheinung, bald wieder in der vorigen Stimmung, bemerkte eben ſo wenig dieſes läſtige Andrängen, als die beſcheidenere Huldigung, die ihr von einem Andern aus der Verſammlung entgegen kam.

Unter den jungen Hochzeitgäſten befand ſich der Bruder des Bräutigams, Reinhold Fabricius, Geheimſchreiber des Landgrafen von Heſſen, ein feuriger Jüngling von 24 Jahren, von feiner Geſtalt, lockigem Haar und angenehmen Zügen. Der Ausdruck tiefen, ja ſchwärmeriſchen Gefühls in den

dunkeln Augen, die mit seltner Beredsamkeit aussprachen, was seine Seele bewegte; das schnelle Zucken leidenschaftlichen Feuers, das bisweilen sein Gesicht überflog, wie leichte Blitze den dämmernden Himmel, zeigten dem erfahrnen Beobachter, ein schnell gereiztes Gemüth, dessen schöne Grundzüge mit der Gewalt heftiger Leidenschaften im offnen und ungleichen Kampfe lagen. Liebe, Freundschaft und Wohlgefallen, Genuß der Freude, Verehrung der Künste, alle Triebe, die uns beglücken, wenn wir sie zu leiten wissen, waren ihm eben so viele Flammen, die mit verzehrender Gluth in seiner Seele brannten, und durch die Gewalt seltner Liebenswürdigkeit, die ihm verliehen war, sich eben so schnell in fremder Brust entzündeten. Halb Hofmann, schon früh in die Kreise der höhern Zirkel eingeführt, war er nicht frei von Herzensverbindungen geblieben, hatte geliebt, angebetet, vergöttert, ohne das zu kennen, was der Liebe Dauer

und Werth gibt. — Diese Wahrheit stü
sterte ihm jetzt eine innere Stimme zu, al
es an einen Pfeiler gelehnt wie ein Träumen
der, die Menschen um sich her, die Musik
die Stimme des Priesters vernahm, und nu
für Eine Gestalt Sinn und Leben hatte, fü
die unbefangene Clara, die es nicht ahnete
daß dieser Augenblick zwei wichtige Fäden i
das Gewebe ihrer Tage knüpfte, um die lich
ten Farben mit Schatten zu mischen.

Ein prächtiges Gastmahl erwartete di
Neuvermählten nach der Trauung. Neben
dem verschwenderischen Ueberfluß an Speisen,
Weinen, großen Kuchen, schön versilberten
Pasteten, gab es noch allerlei seltsame Schau
gerichte und Aufsätze scherzhafter Art, in Be
zug auf das Fest des Tages. Vor dem Hochzeit
hause aber waren alle Stadtarme versammelt,
die, nachdem sie im Hause Platz fanden, von
der Fülle des Reichthums ihren Theil bekom
men. Rauschende Musik erhöhete bis allgemei
ne Freude, jubelnde Trinksprüche erklangen

vom einem Tisch zum andern; es war schon spät, als man sich von der Tafel erhob. Clara, die neben Reinhold ihren Platz gefunden hatte, erstaunte über die Länge der Zeit, so schnell, so traumähnlich war sie ihr vergangen. Jetzt führte die Hauswirthin ihre Gäste in den obern Steck, wo ein Vorzimmer des noch verschloßnen Tanzsaals sie aufnahm; alles drängte sich um das Brautpaar, hohe und feinere Scherze ängstigten Ulriken, sie suchte umsonst zu dem Kreise ihrer Gespielinnen vorzudringen, als ein unerwartetes Ereigniß sie befreite. An der Hand ihres Vaters trat der Herzog ins Zimmer, verbeugte sich freimüthig gegen die Versammelten, und fügte des Hausherrn Erklärung: wie der Herr Herzog seinem Hause die Ehre erzeigen wolle, dem Tanze beizuwohnen, eine kurze Entschuldigung seines Eindringens, in deutscher Sprache bei, worauf er zu der Braut trat, und ihr einen besser ausgedrückten Glückwunsch in seiner Landessprache machte. Ein leises Flüstern, von

dieser Erscheinung erregt, eine fast allgemeine Verlegenheit war indessen nicht zu verkennen; der Franzos nur schien diese sichtbare Zeichen des Widerwillens nicht zu bemerken. Er ging unbefangen durch die festgeschlossenen Gruppen hin, versuchte überall eine Anrede, und fand endlich einige Wenige, die theils Weltton, theils gutmüthige Billigkeit bewog, seine Höflichkeiten besser zu erwiedern. Albeck war unter diesen; er glaubte die Pflichten der Gastfreundschaft gegen den Fremdling jetzt lebhafter zu fühlen, als den Unwillen des Patrioten, und sein deutsches Vaterland durch edles Vergessen des Partheihasses am höchsten zu ehren.

Wer es weiß, wie störend ein unwillkommner Eintritt in einen Freudenzirkel wirkt, der wird die Erleichterung begreifen, welche die plötzliche Eröffnung des Tanzsaals den Gästen gab. Die Damen, die wie gescheuchte Vögel, bis in die äußersten Enden des Zimmers geflohen waren, die sich-

ten Knäuel der unwillig flüsternden Männer verließen ihre Plätze, um in den blendend erleuchteten Saal zu eilen, wohin ihnen der Herzog mit seinem kleinen Gefolge langsam nachging. Hier stellte sich den Ueberraschten eine neue Scene dar. Der Hintergrund des weiten Raums war mit Tannengebüsch verkleidet, und zum künstlichen Walde umgeschaffen. Eine Jagdgesellschaft trat auf, an ihrer Spitze einen stattlichen Mann, dessen Geberden gar deutlich Unlust und Mißbehagen ausdrückten. War dieß nun gleich ein wohlbekannter Gast, so zeigte doch sein Kleid, das, wie sein ganzes Aeußere, genau nach dem des Bräutigams geformt war, daß es Niemand anders seyn sollte, als das Conterfey des Herrn Sebastian Fabrizius. Seltsam genug, trug diese moderne Gestalt Bogen und Pfeil, so wie das ganze Gefolge, dessen alterthümliche Tracht indessen mehr mit diesen Waffen übereinstimmten, und Jedermann begriff leicht, wie kein anderes Ge-

schoß hier anzuwenden, eben so wenig aber die Hauptfigur anders, als durch das Treffenkleid Sebastians zu bezeichnen gewesen seyn. Neben ihm ging ein Jüngling in schwarzer, ritterlicher Kleidung, die braunen Locken mit befiederter Mütze bedeckt, einen Falken auf der Hand, es war der jüngste Fabrizius, Clarens Nachbar. Die Jäger insgesammt schienen ein Ziel ins Auge zu fassen; es ward mancher Pfeil abgesandt, doch immer vergebens, und die trübe Schwermuth Hrn. Sebastians nahm mit jedem Augenblick zu. Da erschien Amor als Jagdgenosse, Köcher und Pfeil in der kleinen Hand, er berührte den unlustigen Jäger mit schalkhafter Miene, und war nicht verwundert, als Jener, statt Heilung, nur größeren Schmerz ausdrückte. Lächelnd legte er den Pfeil auf den Bogen, er flog, und siehe! das Grün des Hutes schwand, und zwei durchbohrte Herzen wurden sichtbar, in deren Flammen man die Namen des Bräutigams las.

Allgemeiner Beifall belohnte dieſes alle-
goriſche Spiel; Clara ſtand in tiefen Gedan-
ken. Sie erſchrak, als ſie ſich anreden hör-
te, und den Herzog neben ſich erblickte; er
fragte nach dem Namen des ſchönen Falkners;
zitternd antwortete ſie, ohne zu wiſſen, was
ſie ſo ſehr bewegte. Trotz ihren einſylbigen
Erwiederungen, ſpann der Herzog das Ge-
ſpräch mehr und mehr aus, miſchte kühnlich
freie Schmeicheleien in ſeine Rede, und bot
der Geängſtigten die Hand, als der Tanz
begann, ſie zuerſt in die Reihen zu führen.
Nahe ihrem Ohr, immer kecker ſich an ſie
drängend, wagte er nun ein flüſterndes Ge-
ſtändniß ſeiner Liebe, und wie er, nur um
ſie zu finden, hier Zutritt geſucht habe. Er
malte ſein unlauteres Feuer, mit aller Be-
redſamkeit ſeiner ſchmeichelnden Sprache; das
zitternde Mädchen, ohne zu bedenken, daß ſie
ihm früher, wenn gleich abgebrochen, geant-
wortet hatte, wußte kein anderes Mittel, einer
peinlichen Fessel zu entkommen, als daß ſie

vergab, zu wenig französisch zu wissen, um außer dem Gewöhnlichsten etwas vollkommen zu verstehen. Ein höhnisches Lächeln überflog sein Gesicht, er wußte nur zu gut, er sey verstanden worden; — die letzten Töne der Tanzmusik verhallten, und wie ein Retter erschien Reinhold Fabrizius, um durch eine neue Aufforderung Claren zu befreien. Im seltsamen Gemisch von Gefühlen, nicht blos der Freude angehörend, gingen die Stunden vorüber, und als nach Mitternacht noch alles im Taumel der Lust wirbelte, ward es der ermüdeten Elsbeth nicht schwer, sie zur Heimkehr zu bewegen. Denn, weit entfernt den fröhlichen Genuß zu finden, der sonst wochenlang nach solchem Feste in ihrer Seele weilte, war ihr Herz gepreßt, ihre Brust wie von schwerer Last gedrückt, und eine unerklärliche Wehmuth begleitete sie über die Schwelle des Hochzeithauses. Als sie Albeck gute Nacht sagte, umarmte sie ihn mit schmerzlicher Innigkeit, verweilte lange in seinen Armen, nur müh-

ſam Thränen zurückkämpfend, und verſchloß ſich dann in ihr ſtilles Stübchen, wo ſie, in der tiefen Fenſterbank ſitzend, gedankenvoll zu dem ſternbeſäeten Himmel hinaufſah. Keine Müdigkeit erinnerte ſie, die Stunden des werdenden Morgens der Ruhe zu weihen. Sie lebte in den Bildern des vergangenen Tages, ſie prüfte zitternd ihren Eindruck auf ein unbewahrtes Herz, wollte ſie verwiſchen, und hing ihnen mehr und mehr mit geheimen Entzücken nach. Unwillig gedachte ſie des Herzogs, ſeiner flammenden Blicke, ſeiner beleidigenden Rede, aber ſie dachte daran, um ſich zu erinnern, wie Fabrizius den ganzen Abend, gleich einem Schutzgeiſt, zwiſchen ſie und ihren Verfolger getreten war; ſie verweilte gern bei dem Gedanken an die ehrfurchtsvolle, zarte Annäherung des Jünglings; ſie fragte ſich, warum ſie den Gefühlen nicht zürnen könne, die er — nicht mit kunſtvoller Rede, aber ihrem Herzen ſo verſtändlich ausſprach. Wer

die Liebe nicht kennt, begreift ihre Allmacht so wenig, als der Blindgeborne den Begriff des Lichts; er weiß nicht, daß sie die Tiefe des Herzens füllt, plötzlich, mit Zaubergewalt, wie der Sonnenstrahl die nächtliche Erde. Reinholds Gestalt schwebte unauslöschlich vor Clarens innerm Sinn, so wie er dastand, den Falken auf der Hand, in der Tracht der Vorzeit, so hatte sich ihre Phantasie ihren Ahnherrn gemalt, wenn sie in süßen Mädchenträumen seiner gedachte. Ein leises Weh in ihrer Brust flüsterte ihr nur dunkel und undeutlich zu, daß die Geschichte jener hoffnungslosen Liebe sich wiederholen könne; aber kein Kaiserwort möchte sie hier ans Ziel führen. Ja, war auch die Ruhe aus ihrem Herzen geflohen, nimmer hätte sie doch das heilige Band lösen mögen, das sie an Albeck knüpfte, nimmer zwischen ihm und einem Andern wählen können, denn Freundschaft und Vertrauen sind Felsen, die

den tobenden Wellen der Leidenschaft unerreichbar bleiben.

Blaß und trübe kam Clara am Morgen zum Frühstück, hörte Elsbeths gutgemeintes Schelten auf das Tanzen geduldig an, und suchte sie lächelnd zu besänftigen. Blässer und trüber wurde sie mit jedem Tage, ehe gleich eine Zerstreuung der andern die Hand bot. Ulrike, die noch einige Wochen in Speyer blieb, konnte jetzt nicht ohne ihre Gespielin leben, und Reinhold gesellte sich zu ihnen, wie ihr Schatten. Er unterhielt sie mit seinem Lautenspiel, und sang in die Saiten, was er anders nicht zu sagen wagte. Seine Augen ruhten dann mit einem Ausdruck auf Claren, der ihr Herz zerriß, und jedesmal verließ sie ihrer Freundin Haus mit dem Entschluß, es zu meiden, kämpfte in schlafloser Nacht mit widersprechenden Gefühlen, und gab immer dem gefährlichen Wahn Gehör, die kurze Zeit vor einer ewigen Trennung ihrem blutenden Herzen gönnen

zu dürfen. Ladenberg, sonst allen Zerstreuungen abhold, hinderte jetzt keine derselben; er bemerkte mit Besorgniß die auffallende Veränderung in Clarens frischer Farbe, und glaubte sie durch Bewegung und Gesellschaft von einer leichten Kränklichkeit am sichersten zu heilen. Auch Albeck sah mit zarter Liebe, was keinem verborgen blieb; aber sein Blick blieb nicht an der Blässe ihres Gesichts, an ihren matten, verwachten Augen hängen. Er drang in ihr Herz, und eine bange Ahnung drohte seinem männlichen Muthe die schmerzlichste Erschütterung.

Indessen nahte die Zeit von Ulrikens Abreise, und die junge Frau ergriff einen einsamen Augenblick, um Claren von Reinholds Liebe zu sprechen. Du mußt es ja sehen, sagte sie, wie er seit Deinem ersten Anblick für Dich lebt, und nur fortfahren kann zu leben, wenn Du ihm Hoffnung gibst. Frage Dich selbst, ob er noch derselbe ist, wie am Tage meiner Hochzeit. Das unter-

drückte Feuer seiner Leidenschaft wird ihn tödten, ich vermag nicht mehr, ihn leiden zu sehen. Gib Deinem Herzen Gehör, Clärchen, so werden wir Alle glücklich seyn, denn glaube nur nicht, daß es dem Auge Deiner Gespielin entgangen ist, wie sehr Du Reinholds Empfindungen theilst.

Clara erröthete heiß, ein Gefühl schmerzlichen Unwillens war die erste Regung, mit welcher sie jene Beschuldigung anhörte. Sie wollte nicht bloß Ulriken, sie wollte sich selbst die Wahrheit ableugnen, aber der Stachel hatte ihr Herz getroffen, die scharfen Blicke des gefühllosen Leichtsinns enthüllen die heimliche Wunde immer offner und schonungsloser; weinend sank sie an die Brust der Vertrauten, und flehte sie an, nicht wieder von Reinhold zu sprechen. — Was Du auch von einer unverzeihlichen Schwäche meines Herzens glauben magst, fuhr sie fort, wisse, daß ich die Braut des besten Mannes auf Erden, daß ich Albecks Braut bin, und im

Gefühl seines Werths die Kraft finde, einen Eindruck zu bekämpfen, den ich nicht verhüten konnte.

Armes Kind! erwiederte Jene, wenn Du ein Opfer fremder Entschlüsse bist, und nicht einmal den Muth hast, für Dein Glück zu streiten, so bedaure ich Dich, und den unglücklichen Reinhold. Dein Verlobter ist freilich ein reicher Handelsherr, und Jener hat nur ein liebendes Herz. Aber Clara, das Feuer jugendlicher Liebe erwärmt das Leben, ohne Pe bleibt es kalt, wie ein ewiger Dezember. Herr Albeck scheint viel Freundschaft für Dich zu haben, das Leben wird es ihm eben nicht kosten, wenn er Dich verliert; Reinhold hingegen kann aus Deinem Munde, nur Seligkeit oder Verzweiflung empfangen.

Ulrikens Worte waren kaum verhallt, als die Thür sich öffnete, und Reinhold, in seinen Zügen war ein Ausdruck von Ruhe und Leidenschaft, der alles recht-

fertigte, was sie gesagt hatte. Er setzte sich neben Claren nieder, und begann mit bebender Stimme, von der baldigen Trennung, der Ungewißheit des Wiedersehens, von dem ewigen Andenken an die hier verlebte Zeit zu sprechen; immer wärmer, immer heftiger bewegt, warf er die Frage auf, ob es möglich sey, den Himmel des Glücks gekannt zu haben, und von ihm wieder auf die arme Erde zurückzukehren? ob es möglich sey, zu leben, wenn Licht und Glanz des Lebens dahin sey? — Clara rang mit dem tiefsten Seelenschmerz, aber sie rief den Beistand aller guten Gefühle auf, und indem sie, gleichsam seine ernste Betrachtungen aufnehmend, die Möglichkeit ewiger Trennung eingestand, sprach sie über ihre künftige Bestimmung, und wie sie vielleicht in Kurzem ihrem Verlobten in eine fremde Gegend folgen werde. Unsicher, mit niedergeschlagenem Blick und klopfendem Herzen hatte sie begonnen, aber der tugendhafte

Muth einer reinen Seele gleicht dem Magnetstein, dessen Kraft durch Tragen wächst; der feste Entschluß kräftigte ihr Gemüth, sie konnte zuletzt herzlich und ohne Schüchternheit dem Jüngling die Hand bieten, ihm gerührt Glück und Segen wünschend. Todtenbleich starrte er sie an, ein schmerzlicher Kampf war in seinem Gesicht zu lesen, und Ulrike warf mißbilligende Blicke auf Claren. Ohne ein Wort zu erwiedern, stand Fabrizius dann auf und verbarg sich in die Fenstervertiefung; peinliche Stille herrschte, man hörte nur das einförmige Picken der Wanduhr. Clara war unfähig, länger zu verweilen, sie winkte Ulriken ein Lebewohl zu, und verließ leise Zimmer und Haus.

Die freundliche Jahrszeit, so lange herbeigesehnt, war nun gekommen; die milde Aprilsonne verklärte das neue, lustige Grün, der Garten brachte einzelne Blümchen, das große düstre Wohnzimmer wurde von heiterm Licht erhellt, aber Niemahls von den

Bewohnern des Hauses schien sich dessen aufrichtig zu freuen. Traurig saß Elsbeth an ihrem Recken, in trübe Gedanken versenkt, und warf von Zeit zu Zeit ernste Blicke auf Ladenberg, der am Pulte schrieb, er erhelte sich diesesmal weniger in der Frühlingsluft; seine Wangen waren eingesunken, seine Haltung schwächer, seine Miene drückte tiefen Kummer aus. Eben so wenig Trost fand die alte Frau, wenn sie auf Claren blickte. Wie fröhlich hatten sonst diese Augen geglänzt, wie lustig der Mund geplaudert, wie oft war die Arbeit vergessen werden, um irgend etwas Komisches auf der Straße zu betrachten, wie mußte Elsbeth das laute Lachen, die ausgelaßne Freude oft schelten. Jetzt saß sie träumend am Klöppelkissen, und wenn die Arbeit ruhte, sanken die Hände müßig in den Schooß, die Augen traurig zu Boden. Albeck stand neben ihr am Fenster, nur von Zeit zu Zeit einige Worte an sie richtend, die ihr wehl und weh thaten. Es war in

seinem Benehmen eine milde Zärtheit, eine schonende Liebe, ohne Anmaßung und Mißtrauen; er schien sie nicht zu beobachten, und doch waren seine Reden immer gerade ein lindernder Balsam für ihr tiefstes Gefühl, oft eine Antwort auf die anklagende Stimme ihrer Brust. Hoffnungsstrahlen schien er zu sammeln, um sie ungesucht in ihr Herz leuchten zu lassen, und wie Engel uneigennützig lieben, konnte er, jeder leidenschaftlichen Regung gebietend, sich immer gleich bleiben, indem er sich ihr so wenig entzog, als ungestüm näherte.

Ihr wart lange nicht im Garten, liebe Clara, sagte er jetzt, die Veilchen sind gekommen, ohne von Euch begrüßt zu seyn. Aus meinem Fenster habe ich heute den blauen Schimmer gesehn, auch mag Euer Blumenbeet die pflegende Hand vermissen. Wollen wir jetzt hinausgehn?

O gern! antwortete sie, Alles was Ihr

wellt, Alles was Euch freut, wird mir wohlthun.

Albeck schien die ungewöhnliche Lebhaftigkeit ihrer Erwiederung zu überhören, und nahm ihren Arm. Die herrliche Frühlingsluft, der Anblick der Blumen, und die herzliche, angenehme Unterhaltung des Freundes wirkten wohlthätig auf Clarens Gemüth, sie setzte sich neben ihn, auf eine sonnige Gartenbank, und wand die gepflückten Veilchen in Sträuße. Da ging die Gartenthüre auf, und von Elsbeth mit vielen Complimenten herbeigeführt, trat Ulrike mit ihrem Mann und Schwager in den Garten, um Abschied zu nehmen. Clarens Farbe wechselte fieberhaft, als sie Reinhold erblickte, der sehr nachlässig gekleidet, blaß und entstellt, einem kaum erstandenen Kranken glich. Ihr Herz schmelz in Mitleid und Liebe, ein schneidendes Weh durchzuckte ihre Brust, kaum konnte sie es vor den ruhigen Zeugen verhüllen. Nach einer bangen Viertelstunde,

we nur Albeck und Fabrizius nebst der redseligen Baase gesprochen hatten, gelang es Ulriken, Claren bei Seite zu ziehen, und ihr verstohlen ein Blatt zu zeigen, das sie aus dem Busen zog. Es ist Reinhelds Lebewohl, sagte sie flüsternd; aber Clara wehrte die Hand und den Brief ab, indem sie entschlossen erklärte, ein solcher Verkehr sey so unnütz als strafbar. Ach, eben jetzt noch, fuhr sie fort, hat die Liebe des besten Menschen, meinen innern Vorwurf beschweren, und ich sollte, nach wenig Athemzügen schon, so viel Edelmuth vergessen!

Ulrike wandte sich ab, ohne noch ein Wort zu verlieren, gesellte sich zu dem stummen Jünglinge und verlor sich mit ihm in die Tiefe des Gartens. Clara mußte sich nun zu den Uebrigen setzen, und mit Verleugnung ihres Grams in gleichgültige Gespräche eingehen. Sie fand sich erleichtert, als Fabrizius, auf den Begebenheiten der Zeit verweilend, mit bangem Vorgefühl von dem

Schickſal der Stadt ſprach, und den Frauen Müße gab, ſtill zuzuhören. Gott gebe das Beſte, ſagte er, ich wünſche es ſcheidend, den braven Bürgern dieſer werthen Stadt. Aber ich kann mich der Furcht nicht erwehren, wenn ich der Gräuel gedenke, die ſchon geſchehen ſind. Auf das bleſe Wort eines Königs und ſeines verabſcheuten Miniſters, ſind blühende Fluren zur Einöde geworden, irren Tauſende heimathlos umher, und wer mag den hungrigen Wolf aufjagen? Jene Jäger nicht, ſo zahlreich ſie gerüſtet ſind; er iſt ihnen zu ſchlau, ehe ſie ihn faſſen, iſt noch Manches ihm zur Beute gefallen.

Ich fürchte weniger als Ihr, antwortete Albeck, obſchon ich das Geſchehene nicht minder tief fühle. Frankreich hat jetzt der Feinde genug, und wir zählen Namen unter ihnen, die es werth ſind, Vertrauen zu erwecken. Der Augsburger Bund hat nun noch einen mächtigen Geneſſen an dem neuen König Wilhelm von England. Frankreich fühlt

seine Erschöpfung; Conde, Türenne, und der Marschall Crequi, unsers jungen Herzogs ruhmvoller Verwandter, sind todt; ihre Stellvertreter, Günstlinge einer Dame, mögen die Vergleichung mit ihnen nicht aushalten. Um ihren zahlreichen Feinden Hindernisse zu schaffen, ließ Louvois die gesegneten Fluren der Pfalz verheeren, und jener furchtbare Melai war die glühende Fackel in seiner Hand. —

Ulrike war indessen wieder herbeigekommen, und die Drei bereiteten sich zum Abschiede. Während Fabrizius Albecken treuherzig die Hand schüttelte, und Elsbeths wortreiche Segenswünsche erhielt, erinnerte Ulrike Claren an die Stunden harmloser Kinderspiele, die sie sonst hier vereinigt hatten. Unsern liebsten Spielplatz habe ich eben noch einmal gesehen, fuhr sie fort; weißt Du noch, wie lustig der Ball an der alten Domwauer in die Höhe flog, wie wir dort so manchen Winkel zum Verstecken fanden, und wie wir uns, wenn die Dämmerung kam, mit stillem

Schauer, ohne Verabredung, in den helleren Theil des Gartens ſchlichen, weil der graue Rittersmann uns unheimliche Gedanken machte. Beſuche ihn doch auch einmal wieder, Clärchen, ſetzte ſie leiſer hinzu, ich habe ihm etwas für Dich anvertraut. Unter ſeinem Knie ſteckt ein Blättchen, das andere Leute finden werden, wenn Du es nicht ſuchſt.

Nach dieſen Worten wandte ſich Ulrike ſchnell von der Beſtürzten ab, ſagte Elsbeth kalt Lebewohl, verneigte ſich gegen Albeck, und umarmte Claren, die jetzt alles Andere bei dem Gedanken vergaß, zum Letztenmal in den Armen ihrer einzigen Freundin zu ruhen. Theilnehmend ſahen die Männer ihre Thränen, Worte hatte ſie nicht, aber Ulrike verkürzte den Abſchied, und ſagte lächelnd: man müſſe ſich das Herz nicht ſchwer machen, der Zukunft und eines frohen Wiederſehens gedenken, und keiner bangen Empfindung Raum geben. Reinhold ſtand wie vernichtet, er redete gleich einem Träumen-

den, schwieg in tiefen Gedanken auf die wehlgesetzte Rede der höflichen Elsbeth, und suchte durch seine Blicke Clarens Mitgefühl rege zu machen. Endlich, als nun alle Drei die Straße hinabgingen, und Clara ihnen an der Thür noch so lange nachsah, als ihre Gestalten sichtbar waren; da schien ihr mit diesem Verschwinden Ruhe, Freude und Jugendlust entflohn, und das schmerzlich getheilte Herz zu ewigem Gram verdammt. Sie ging in den Garten zurück, sie setzte sich auf die Bank, und heftete ihre nassen Augen auf die Stelle, wo er gestanden hatte; sie sah ihn noch immer! Ach, es war vergebens, ihm rauben zu wollen, was er besaß; das glühend erwachte Gefühl der ersten Liebe, dieser Flamme, deren kurzer Glanz dem jungen Herzen unauslöschlich scheint — dieser Rose, die selbst früh verwelkt, noch mit schmerzlicher Lust im Kranze des Lebens gehegt wird.

Auf einmal erinnerte sie sich an Ulrikens letzte Worte, und mit bangem Herzklopfen

richtete sie ihren Weg nach jenem Plätzchen, das Ladenberg seinem Freunde vor Kurzem gezeigt hatte. Verstohlen, schüchtern umschauend, zog sie aus der Spalte, unter dem Knie des Steinbildes, ein Papier hervor, hielt es einige Augenblicke in der zitternden Hand, kämpfte eine kurze Minute mit manchem Entschluß, und entfaltete es endlich, unfähig zu thun, was eine leise Stimme gebot. Es war von ihm. Sie überließ sich dem schmeichelnden Gefühl, ihn zu sich sprechen zu hören, denn hat es jemals einen Zauber gegeben, der Gedanken, Entschlüsse, Erinnerungen verwischen, Zukunft und Vergangenheit vernichten, und alle Kräfte der Seele einem einzigen Augenblick zuwenden kann, so ruht dieser Zauber in den Worten der Liebe.

Der Brief war in jener leidenschaftlichen Sprache abgefaßt, die ein ruhiges Gemüth überspannt, unnatürlich, ja strafbar findet,

die jedoch, berauschend wie Sirenenlied, auf ein befangenes Herz wirkt. Zum erstenmal gestand Reinhold seine Gefühle offen; er sagte ihr, es sey ihm unmöglich den Ort zu verlassen, wo sie lebe, er werde in ihrer Nähe bleiben, er werde sie unsichtbar umschweben. Er fragte sie ernst und feierlich, ob keine Hoffnung mehr bleibe, ob sie ihm verloren sey, und deutete dunkel den furchtbaren Gedanken an, daß es vergönnt sey, ein Daseyn zu enden, dessen Verlängerung nur Qual wäre. Um ein Wort des Trostes, um die selige Gewißheit, nicht gehaßt zu seyn, vielleicht nicht allein zu leiden, beschwor er sie mit aller Gewalt der Zärtlichkeit, und erzählte, wie er Mittel gefunden habe, den ungestörten Aufenthalt im Garten des Domküsters zu gewinnen, von wo er leicht vermittelst der Linde herüber kommen, und ihre Antwort an der Stelle suchen könne, die ihm Ulrike deutlich genug bezeichnet habe. — Bleibe die Stelle leer, so möge sie des Un-

glücklichen mitleidig gedenken, und ihm wenigstens eine Thräne nicht versagen.

So war der Brief, und wie unnöthig würde eine Erklärung des Eindrucks seyn, den er machte. Daß er nicht unbeantwortet bleiben konnte, daß das Herz der armen Clara mehr gab, als sie wollte, daß ein zweiter, ein dritter, mit Klagen der Liebe gefüllt, unter dem Schutz eines fremden Grabes von Hand zu Hand ging, und Reinhold bald kühn genug ward, Entwürfe zur Trennung des früheren Bundes zu wagen; wer, dem das Menschenherz nicht fremdes Land ist, wird dieß überraschend finden! Aber, weit entfernt einen Augenblick des Glücks, der Hoffnung zu genießen, erlag Clara dem Gram und den innern Verwürfen. Ihre Nächte waren schlaflos, ihre Tage ohne Ruhe. Jedes freundliche Wort verwundete ihr Gefühl; träumend ging sie umher, träumend arbeitete sie, und ihr bleiches Gesicht ward zum Verräther der gequälten Seele.

Eines Abends, als sie sich früher auf ihr Zimmer begeben hatte, pochte es leise an ihre Thür, und wie sie zu öffnen ging, stand Albeck vor ihr. Darf ich eintreten? fragte er; sie reichte ihm die Hand, und sah mit ahnendem Schrecken in sein Gesicht, das einen tiefen Schmerz nicht verhehlen konnte. Die schönen Züge des edeln Mannes waren, so lange Clara ihn kannte, wie der reine Himmel des dämmernden Mondabends, ernst, ruhig und heiter zugleich, keine Schatten fliegender Wolken verfinsterten sie, wechselnd mit ungleichem Licht; Muth, Festigkeit und Güte malte sich in ihnen, man empfand den Einfluß dieser Stille, wenn man in seine Augen sah. Heute war es anders. Clara bemerkte es wohl, und ihr Bewußtseyn sagte ihr: sie habe seinen Frieden gestört! — Einige ängstliche Minuten vergingen, nachdem Albeck seinen späten, einsamen Besuch, mit der dringenden Nothwendigkeit, sie allein zu sprechen, entschuldigt

hatte. Es ward ihm schwer, die Unterredung zu eröffnen; er zögerte, sagte etwas Gleichgültiges, und versank in Schweigen, während sie, gleichsam als lese sie in seinem Herzen, die Augen nicht wie sonst zu ihm zu erheben wagte. Endlich ermannte sich Albeck, und sagte, indem er ihre Hand ergriff: Erlaubt, liebe Clara, daß ich Euch noch einmal an die Zeit erinnere, die ich mit Recht die glücklichste meines Lebens nennen mag, und an die Worte, mit denen ich Euch ein Herz weihte, das Ihr ewig besitzen werdet. Damals bat ich Euch um Vertrauen, Ihr gabt es mir willig — Clara! besitze ich es noch?

Ja, antwortete sie nach kurzer Pause, wenn Eure Stimme es aufruft, so weigert sich mein Herz nicht, es zu geben, möge es mir noch so schwer werden!

Ich fordere nichts, was Euch betrüben könnte, bestes Mädchen, fuhr er fort, kein Geständniß eines unglücklichen Irrthums,

den ich allein verschuldete. Ihr kennet ja zwischen Liebe und Freundschaft nicht wählen, so lange Eurem Herzen die Liebe unbekannt war. Der Augenblick ist gekommen, wo sie über jene warme Neigung gesiegt hat; wehe mir, wenn ich mein Glück schonen wollte, wo das Eure in Gefahr ist. Nehmt Eure Gelübde zurück. Ihr gabt sie, ohne zu ahnen, welche furchtbare Gewalt die Leidenschaft hat. O möchtet Ihr nur glücklich seyn, möchte das Opfer, das Euer Freund Euch willig bringt, die Zufriedenheit Eures Lebens begründen! —

Es waren Thränen in Alberts Augen, als er diese Worte sprach, und je weniger der feste, starke Mann jemals eine ähnliche Rührung gezeigt hatte, je erschütternder drang dieser Anblick zu Clarens Herzen. Seine Stimme, seine vertraute Gegenwart, die Gewohnheit ihm anzugehören, die geheiligte reine Liebe für ihn, der selbst jenes allmächtige Gefühl nicht geschadet hatte, weil sie

höherer Natur war; alles dieß machte ihr seine Rede zum Todesurtheil. Außer sich, drückte sie seine Hände an ihre Brust, und beschwor ihn, sie nicht aufzugeben. Was Ihr auch ahnen mögt, sagte sie, und wie strafbar ich immer bin, es bleibt dennoch wahr, daß ich ehe Alles verlieren möchte, als Euch. Ich habe vielleicht in dieser unglücklichen Zeit zuweilen gedacht, ich könnte glücklich seyn, ohne Eure Liebe und fern von Eurer Gegenwart, aber dieser Augenblick hat mich belehrt, daß es unmöglich ist. Darum entzieht mir die Hand nicht, die mich wieder auf die rechte Bahn führen mag. Laßt mich Euch mein ganzes Herz öffnen, so weit ich es selbst kenne, und seine ganze Schuld.

Sie erzählte ihm nun unter Thränen und Selbstanklagen, was die vorigen Blätter enthalten, ohne seine edelmüthige Weigerung, sie zu hören, zu beachten. Es schien ihr eine Buße, die sie gern vollzog, ja sie glaubte durch diese schwere Ueberwindung einen Anspruch

auf die Wiederkehr ehemaligen Friedens zu gewinnen. Liebevoll und traurig hatte Albeck ihr zugehört. Habt Dank für Euer Vertrauen, sagte er, und laßt es unsere schönen Träume überleben, wie das Abendroth noch weilt, wann die Sonne geschieden ist. Was Ihr mir sagtet, war mir nicht neu. Reinhold Fabrizius hat mich mit Allem bekannt gemacht. Ueberrascht, ihn, den ich weit von hier wähnte, noch im Umkreise der Stadt zu treffen, war ich nicht ohne Ahnung der Wahrheit, und es bedurfte nur weniger Fragen, um ihm sein Geheimniß abzugewinnen. Er legte sein und Euer Geschick in meine Hand, und er soll sich nicht getäuscht haben. Möge er seine Schuld gegen mich durch Liebe für Euch bezahlen. Daß er arm ist, mag Euch nicht schaden. Ihr wart meine Erbin, ehe ich Euch sah; es wird mir wohlthun, wenn Ihr bei meinem Leben genießt, wovon ich selbst nur wenig bedarf.

Ach, Raimund, rief Clara aus, so wollt

Ihr mich alſo verlaſſen, und wie Ihr mein Herz jetzt kennt, glaubt Ihr nicht an die Mög-lichkeit, es könne ſeine Schuld verſöhnen, und werden was es früher war, die Wohnung der Ruhe und kindlicher Unſchuld? — Aber ſprecht nicht von Glück und Liebe! Es wird kein Augenblick erſcheinen, wo ich wieder glücklich bin, wenn Ihr von mir ſcheidet! So ſtrafbar ich gegen Euch war, ich werde dennoch nie lernen, Euch zu entbehren.

Was Ihr fühlt, meine geliebte Clara, iſt natürlich aber nicht dauernd, erwiederte Ulbeck ernſt. Wer möchte ſeine Hand aus ei-ner Freundeshand losmachen, ohne einen Augenblick zu zögern? Aelter und erfahrner als Ihr, darf mich dieſe ſchöne Regung nicht verführen. — Jetzt noch ein Wort von Eurem Vater. Er muß noch nichts erfahren, wir dürfen die Laſt ſeiner Sorgen nicht häufen. Laßt einige Monate verfließen, und zählt auf mich, wenn es Zeit iſt, ihn für Eure Wünſche zu gewinnen. Ich werde einen Ver-

wand finden, zu reisen. Bleiben kann ich nicht! —— Vergeßt mich nie, aber sorgt nicht um mich. Ich will mein Loos wie ein Mann tragen, und Eures Andenkens werth bleiben. Auf Eure Freundschaft thue ich nimmer Verzicht. Erinnert Euch dessen, wenn irgend eine Sorge Euch drückt, und versprecht mir, Euch nicht zu früh unauflöslich zu binden. —

Clara weinte untröstlich, es war ihr unmöglich etwas zu erwiedern. Die schweren Schläge der Domglocke kündigten die eilfte Stunde an; Albeck stand auf, umarmte Clären lange mit nassen Augen und gewaltsam hervorbrechendem Schmerz, und ging hastig aus dem Zimmer.

Den nächsten Morgen machte Albeck im Familienzirkel die Nothwendigkeit seiner Abreise bekannt, indem er sich auf gestern erhaltene, wichtige Nachrichten stützte. Er stimmte in die Klagen seines alten Freundes und der guten Elsbeth mit unverstellter Trauer

ein, und verſprach ſehr bewegt ein baldiges Wiederſehen. Die blaſſe, zitternde Clara hörte ihn ſchweigend an, und brach in Thränen aus, die der Vater und die Muhme natürlich fanden. Beide mühten ſich nun, den eignen Kummer vergeſſend, die trauernde Braut zu tröſten; ſie ahneten nicht, wie ihre Worte eben ſo viele Dolche in eine wunde Bruſt drückten. Nur Albeck fand den Ton, den ihre Seele harmoniſch zurückgab; was er ſelbſt auch fühlen mochte, er hatte noch Kraft genug, die Leidende aufzurichten. So verfloß der Tag, der letzte eines frohen Vereins, und in der Dämmerung ſchon beſtieg Albeck den Reiſewagen, um eine Stadt zu verlaſſen, die er nur in Trümmern wiederfinden ſollte.

Indeſſen trieb raſtloſe Leidenſchaft den jungen Fabrizius tagelang in der Nähe von Clarens Wohnung umher, ohne daß es ihm gelang, ſie zu ſehen, oder ſich ihr bemerkbar zu machen. Er beſuchte auf dem verſtohlnen, gefährlichen Wege heimlich, wie ein Dieb,

ihren Garten, und fand immer nur seinen eignen Brief an der vertrauten Stelle. Gleichwohl wußte er, Albeck war abgereist, er konnte nicht zweifeln, daß der edle Mann, nachdem, was er durch ihn erfuhr, Claren ihr Wort zurückgegeben hatte, und sein Schicksal stand nun in der Hand der Geliebten. Hatte sie gegen ihn entschieden? Hatte er zuviel gehofft? War sie krank oder bewachten neidische Hüter ihre Schritte? Solche Fragen drängten sich wechselnd in seiner unruhigen Brust, bis selbst der Schatten von Mäßigung verloren war, und er um jeden Preis ihren Anblick suchen wollte. Das stille Haus des alten, finstern Ladenberg, die streng verschloßene Thür, Elsbeths frömmliche Erscheinung, und das Mißtrauen, das er in sie zu setzen begann, machten die Unternehmung schwer, aber sie mußte dennoch gewagt werden. Sein Urlaub war längst zu Ende, er hatte es nicht geachtet, aber jetzt rief ein Bote seines Herrn, des Landgrafen, ihn ins Lager bei Frankfurt.

Es blieb keine Möglichkeit, dem Rufe nicht zu folgen, und eben so wenig konnte er gehen, ohne Abschied, ohne Trost. So war er in der Dämmerung des letzten Abends unschlüssig um die Thür geschlichen, hatte sie wieder verlassen, und kehrte jetzt von Neuem zurück, als es völlig zu dunkeln begann. Die Straße war ganz einsam, während in den übrigen Theilen der Stadt, eines Festes wegen, das die Franzosen begingen, kriegerische Musik auf und ab zog, von einem Haufen Volks begleitet, dem sein Nationalhaß dennoch erlaubte, sich mit dem Unterdrücker zur Freude zu verbinden. Reinhold sah durch die Ritzen der Fensterladen die Unterstube dunkel, dagegen war in einem obern Zimmer, das er als Clarens Wohnung kannte, Licht — er nahm diesen Zufall für ein günstiges Zeichen, ging der Thüre näher, und wollte eben den schweren Klopfer ergreifen, als eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, dicht an der Mauer hin, auf ihn zuschlich.

Zu ſpät, Freund Houget, ſagte der Mann franzöſiſch, hier ſteht ſchon ein Poſten. Hier im Winkel ſeh ich Dich lange ſchleichen, wie die Katze, die den Taubenſchlag brandſchatzen will. Aber Alles iſt ſchon erkundſchaftet. Der ſchwarze Herr iſt auswärts bei einem Schmauſe, und die alte Dame ließ ſich vor einer Viertelſtunde von dem ſteifen, grauen Domeſtiken vorleuchten. Sie ſegelte ihm ſo gravitätiſch nach, wie ein Kriegsſchiff auf den Leuchtthurm losſteuert. — Jetzt geh ich, Bericht zu erſtatten, nimm indeſſen meinen Poſten.

Reinhold ſtand höchſt verwundert, bis an die Zähne vermummt, und ſah dem enteilenden Schatten nach. Dann klopfte er ſchnell an die Thüre, die alsbald von der Magd geöffnet ward, begehrte Claren zu ſprechen, und folgte dem Mädchen mit klopfendem Herzen in die Unterſtube, wohin ſie Jene zu ſenden verſprach. Auch hatte er nur kurze Zeit gewartet, als ſie zu ihm eintrat, überraſcht, erſchrocken, unſchlüſſig, ob ſie bleiben oder ihn

verlaſſen müſſe, die blaſſen Wangen ſchnell mit glühender Röthe übergoſſen, ohne Kraft, der bebenden Bruſt einen Laut abzuzwingen. Hier in der Einſamkeit eines ſchweigenden Abends, ungeſtört, beim matten Licht einer ſterbenden Lampe, von keinem fremden Laut unterbrochen, ſahen ſich die Liebenden zum erſtenmal allein. Zum erſtenmal gewann der Jüngling den Augenblick für ſich zu ſprechen; Liebe und Schmerz, Muth und Hoffnung begeiſterten ihn. Seine klagende Stimme, ſein heißes Flehen, die Ankündigung einer ungewiſſen Trennung, Albecks Entſagung, ja ſein Segen über dem neuen Bunde, vereinigten ſich für ihn. Der theure Schatten des geſchiedenen Freundes wich zurück vor den berauſchenden Liebesſchwüren, aber die Thränen, mit welchen das Mädchen in Reinholds Arme ſank, waren nicht Freudenthränen! Bittres Andenken an das edelmüthige Opfer, das ſie jetzt annahm, banger Vorwurf, den beſten Vater zu täuſchen, und der unheilbare Schmerz

eines entzweiten Herzens, machten sie fließen. Reinhold empfand nichts von dem Allen. Er sah sich am Ziel seines Strebens, sah sich emporgehoben aus dem Abgrund der Sorge zur Sonnenhöhe des Glücks, hinweg über alle kalte Mittelzustände, für welche seine Brust keinen Raum hatte. — Mühsam nur ließ er sich zur Mäßigung, zum Schweigen, zur Geduld bewegen. Er mußte morgen fort, aber er tröstete sich mit der Hoffnung baldiger Rückkehr, er wollte den Nächten die Stunden stehlen, um vielleicht auf flüchtigem Pferde hierher zu eilen; er beschwor Claren, jeden Tag den vertrauten Ort zu besuchen, und dort eines Zeichens seiner Nähe gewärtig zu seyn; er bat sie, auch ihm dort Nachricht bereit zu halten, daß sie lebe, seiner gedenke, ihn liebe. —

Fast eine halbe Stunde mochte so verflossen seyn, das Fortrücken des Zeigers an der Wanduhr mahnte Claren an Elsbeths Rückkehr, die ein Krankenbesuch zu so ungewohnter Zeit

entfernt hatte. Sie trieb Reinhold fort, aber erſt jetzt fiel es dieſem ein, ihr ſein Abentheuer an ihrer Thür mitzutheilen, und mit eiferſüchtigem Ungeſtüm den Namen des Herzogs von Crequi zu nennen. Sie achtete wenig auf ſeine Erzählung, ihre Seele war jetzt von ernſteren Sorgen beſchwert, aber es bedurfte aller unſchuldigen Beredſamkeit ihrer Liebe, um ihn zu beruhigen. Mit einem Schmerz, der ihr ganzes Mitgefühl aufrief, ſchied er endlich, und Clara ſaß lange ſchweigend, das Geſicht in ihr Tuch verhüllt, auf der Stelle, wo ſich ihr Schickſal beſtimmt hatte. Da erſcholl eine rauſchende, volltönende Muſik draußen. Sie ſtand auf, um ans Fenſter zu gehen, durch den halb geöffneten Laden ſchimmern Fackeln ihr entgegen, in deren leuchtenden Kreis ein Corps franzöſiſcher Muſiker ſich vor dem Hauſe aufgeſtellt hat. Leiſe und ängſtlich ſchließt ſie den Laden wieder, die harmoniſchen Klänge, in ſo gewaltſamen Contraſt mit den Empfindungen ihrer Seele,

quälen sie, statt sie zu ergötzen, und die Ahnung, die ihr Reinholds Erzählung ins Gedächtniß ruft, erfüllt sie mit Schaam und Besorgniß. Aber sie sollte nicht in Ungewißheit bleiben; denn beim Beginnen der Musik hatte ein Knabe, eilig und schweigend, ein versiegeltes Blatt abgegeben, das die Unterschrift des Herzogs trug, in pomphaften, schmeichelnden Worten, von Anbetung und Verehrung sprach, und ihr die Töne zueignete, die noch immer die stille Nacht erfüllten. Keine dieser kühnen, unzarten Schmeicheleien konnte in der Brust eines einfachen, deutschen Mädchens etwas Anders als Unwillen erregen; Clarens Herz, so gepreßt, von so mannichfacher Angst gequält, empfand ihn doppelt. Sie vernichtete hocherröthend das Papier, ohne über den seltsamen Schluß nachzudenken, der nahes Unglück weissagte, und des Herzogs mächtigen Beistand verhieß. Der Augenblick war zu reich an Sorge und Qual, um der Zukunft noch einen fürchtenden Blick zu vergönnen.

Der Mond ging jetzt silbern zwischen zerrißnen Wolken auf, und mischte sein weißliches Licht mit der rothen Fackelgluth vor dem Hause. Ein schmetternder Kriegsmarsch wirbelte durch die Gasse, Menschen wogten auf und ab, und in dem tiefen Schatten einer vorspringenden Mauer, stand Fabrizius, die Hölle eifersüchtiger Zweifel im Busen. Dicht in lange Mäntel verhüllt, schritten einige Offiziere durch die Menge, unter ihnen der Herzog, seine Blicke unverwandt nach dem dunkeln Hause gerichtet, wo kein Lebenszeichen kund gab, daß seine feine Galanterie Eindruck mache.

Seh ich recht, sagte er endlich zu einem Gefährten, so erscheint dort am Ende der Straße ein nebeliger Stern, dessen Bahn wir nicht durchkreuzen dürfen, die Leuchte der alten Dame; laß die Leute vorwärts gehen, Houget, wandte er sich zu einem Diener, und zum Schein noch irgend wo Anders einen Augenblick Halt machen. Diese Leibwacht mei-

ner Schönen muß nicht ahnen, was vorgegangen ist.

Sein Befehl wurde augenblicklich vollzogen, und nicht lange, so lag ruhige Dunkelheit wieder über der Gegend; Fabrizius weilte noch, bis Elsbeths Begleiter seiner Herrschaft die Thür geöffnet, und sie vorsichtig wieder verschlossen hatte; er sah die Schatten der verhüllten Männer sich entfernen, warf noch einen Abschiedsblick auf Clarens Fenster, und riß sich aus ihrer Nähe los.

Bei der Seele des heiligen Ludwig, sagte Crequi, ich möchte beinahe das Schicksal bedauern, das dieser sichern, tölpelhaft ehrlichen Menschenklasse wartet, die dort jauchzend hinter unsern Schaaren herzieht. — Aber sie gleichen den Wandervögeln, deren geringes Nest bald wieder zusammengetragen ist, wenn ein Feind es niederreißt. Anders steht es um die Reichen, die beim Gastmahl des Lebens obenan saßen. Sie werden es hart empfinden,

wenn ihr Heerd einstürzt, und der Pilgerstab von aller Haabe allein übrig bleibt.

Ich verstehe Euch nicht, Herr Herzog, antwortete Einer der Andern. Die Bürger dieser Stadt haben viel gelitten, doch wird es, so Gott will, nicht dahin mit ihnen kommen.

Doch, la Riviere, sagte Crequi, Ihr müßt wissen, daß diese Mauern in Kurzem eben so wenig mehr vorhanden seyn werden, als die Mauern von Troja oder irgend einer andern vergeßnen Stätte. Wir werden Befehl erhalten sie zu zerstören, und es wird uns nicht einfallen, über den Befehl zu grübeln.

Unmöglich! rief Jener aus — welche Nothwendigkeit könnte diese Härte rechtfertigen?

Der König wills! entgegnete der Herzog sehr ruhig, ich könnte Euch ein Verzeichniß von hundert Städten und Dörfern vorzeigen, die alle noch verbrannt werden müssen! —

Die Begleiter Crequis, durch Scenen des Kriegs und der Verheerung abgehärtet, fühlten wohl bei weitem nicht so viel bei die-

ser Nachricht, als die staunende Nachwelt, wenn sie jene Raubzüge schildern hört; indessen regte sich doch in ihnen das empörte Gefühl der Menschlichkeit, und sie schritten schweigend in feierlichem Ernst durch die hallenden Straßen der unglücklichen Stadt. Aber welche Feder mochte den Jammer schildern, der unter jedes Dach trat, als am 23sten Mai *) die öffentliche Ankündigung erfolgte: das Interesse des Königs von Frankreich forderte den Untergang der Städte Speyer und Worms. Man gab den Einwohnern nur 6 Tage Zeit, um an irgend einen Ort nach Ober-Elsaß, Burgund oder Lothringen auszuwandern, und bot ihnen 400 Wagen an, ihre Haabe mit sich zu führen. Todesstrafe ward auf den Versuch gesetzt, über den Rhein in deutsche Länder zu gehen. Vergebens flehten Männer, Weiber und Kinder den General Monclas um Erbarmen an; ihre Verzweiflung änderte

*) 1689.

nichts in dem grauſamen Befehl. Selbſt die verſprochnen Wagen wurden zuletzt den Unglücklichen genommen, und die Räuber bedienten ſich ihrer, die eigne Beute zu ſichern. Haufen Soldaten überfielen die Flüchtlinge, und entriſſen ihnen das gerettete Eigenthum. Auf die Zuſicherung: die Domkirche werde verſchont bleiben, bargen Andere die letzte Habe in den ehrwürdigen Mauern, aber treulos opferte Menclas ſie zuerſt dem Feuer, und die Flammen, die dieß Denkmal alter Kunſt verzehrten, leuchteten den Heimathloſen über die Grenze ihrer Stadt.

Indeſſen hatte ſchon vor dieſer Zeit, zu Anfang des Maimonats, die arme Clara ihre vornehmſte Stütze verloren. Ein ſchnelles, ungeahnetes Ende überraſchte den kränkelnden Ladenberg in den Armen ſeiner Lieben, ohne daß er die Trennung fühlen konnte. Die alte Frau und das leidende Mädchen waren nun allein, betäubt von dem furchtbaren Wechſel alles Irdiſchen, im finſtern Gram und

schmerzlichem Vermissen einer theuern, unvergeßlichen Gegenwart. Elsbeths schwaches Alter erlag fast dem Kummer; sie fiel in ein schleichendes Fieber, und ihre Pflege war das einzige Band, das Claren noch mit der Welt zusammenhielt. Ach, nicht nur die stete Wiederholung des schwersten Augenblicks in ihrem Leben, nicht nur der Verlust ihres ersten Freundes drückte sie zu Boden! Sie litt heimlich aber desto qualvoller an dem Bewußtseyn, daß ein Gefühl ihres Herzens ihm verborgen gewesen sey, daß sie die wichtigste Entschliessung ohne sein Wissen, ja gewiß gegen seinen Willen gefaßt habe. Sie wagte es nicht, etwas von der Zukunft zu hoffen; selbst die Vergangenheit war für sie todt, und das liebe Bild des verklärten Vaters erschien ihr nur, um sie an ihre Schuld zu mahnen. — In dieser Stimmung traf die Vereinzelten das fliegende Gerücht von dem Untergang ihrer Heimath, und was überall lauten Jammer erregte, schien

beinahe einen augenblicklichen Troſt mit-
ingen.

Wohl ihm, ſagte Elsbeth, daß er dieſen
nicht ſieht. Ein Engel nahm ihn hinweg,
s Zeit war. Ach, es iſt ſchwer für ein er-
ites Haupt, ſich auf fremder Erde zur Ruhe
legen. — — Die Kinder Iſrael ſprachen
Moſes: Waren nicht Gräber in Aegypten,
du uns wegführen mußteſt, daß wir in
Wüſte ſterben?

Aber, ſagte Clara, die weinende Alte
r umarmend, Moſes antwortete dem Vol-
Fürchtet Euch nicht, ſtehet feſt, und ſe-
zu, was für ein Heil der Herr an Euch
n wird.

Es war, als ob dieſe Worte, die Clara
Beruhigung ihrer Kranken geſprochen hat-
einen wohlthätigen Einfluß auf ſie ſelbſt
en ſollten. Sie ertrug das neue Unglück
dhaft, und ſuchte alles hervor, es der
n Baaſe zu erleichtern. Die freundliche
yſonne ſchien erquickend durch das Fenſter

auf die Trauergestalten, die, eng aneinandergerückt, das Ungeheuere besprachen, und einen Plan für die nächste Zeit entwarfen. Elsbeth drang in Claren, sogleich an Albeck zu schreiben, der über ihren künftigen Aufenthalt entscheiden sollte. Er hatte ihnen beim Abschiede eine Adresse in Straßburg benannt, durch die Nachricht an ihn gelangen könne, aber noch hatte Clara sie nicht benutzt. Antwort von Albeck oder ihn selbst — wollten sie in einer nahen Meyerei erwarten, deren Besitzer dem alten Ladenberg verpflichtet waren, denn Elsbethe Zustand verstattete vorerst keine Reise. Ihre Habe so gut als möglich zu bergen, war jetzt noch die kleinste Sorge; selbst Elsbeth, sonst so fest an den Gütern des Lebens hangend, überließ diesen Theil der Berathung willig dem treuen Bedienten, und einigen helfenden Freunden. — Wie unglaublich, wie mährchenhaft schien der Gedanke, mit welchem sie um sich her blickten, und Alles, der Zerstörung Geweihte, noch ein-

mal in ihre Seele prägten. Die theuern, vertrauten Wände, den Schauplatz der Freuden und Schmerzen, den lieben Garten, wo jeder Baum, jeder Strauch, die Geschichte vergangener Jahre erzählte, die Straßen selbst, durch welche Clarens fröhlicher Kinderschritt leicht und beflügelt eilte. O des entsetzlichen Gedankens, seufzte sie, daß alles dieß ein Raub der Flamme werden soll, die Brüder in die Wohnung der Brüder schleudern! —

Der 31ste Mai vollendete das ernste Trauerspiel, und von einer Sonne zur andern, war die alte Reichsstadt in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Zerstörer weilten auf den rauchenden Trümmern, um Keller und Gewölbe nach verborgenen Schätzen zu durchwühlen. Wachen wurden überall ausgestellt, damit Niemand zurückkehren möge, gesichertes Eigenthum heimlich zu suchen; Gräber wurden erbrochen, und die Todten ihres Schmucks beraubt. — Wie die Blätter des Baums, wenn der Herbstwind sie einzeln ergreift, zerstreute

der Sturm des Schicksals die geflüchteten Bewohner in verschiedene Gegenden, wo glückliche Hausväter, geachtete Familien, Bettlern gleich im fremden Lande, ein Obdach erflehten.

Clara und ihre Baase erreichten ihren gewählten Zufluchtsort schnell, und wurden von den Besitzern, ehrlichen Landleuten, gastfrei aufgenommen. Ein einziges Stübchen, nebst einer kleinen Kammer, in einem abgesonderten Nebenhause, ward ihre Wohnung; das Wirthschaftsgebäude theilten die Eigenthümer mit einer Menge französischer Kriegsleute, deren wildes, wüstes Toben unsere Flüchtlinge zur höchsten Eingezogenheit verdammte. Ueberdieß mußte Elsbeth in den ersten Tagen das Bett hüten; der Abschied von Speyer, von dem Hause, wo sie glücklich war und ruhig alterte, hatte ihre Krankheit verschlimmert, und zu allem Herben der letzten Augenblicke gesellte sich noch ein Verdruß, der die stille Einsamkeit, die sie nun genossen, doppelt

wünschenswerth machte. Der Herzog hatte sich mit beispielloser Kühnheit in den Tagen vor dem Brande zu den einsamen Frauen gedrängt, und indem er vorgab, dem Vater Clarens freundschaftlich verbunden gewesen zu seyn, ihnen seinen Beistand und Schutz angeboten. Er bat sie, sich ihm zu vertrauen, und unter der Hut sicherer Leute, die er ihnen zugeben wolle, vorerst nach Nancy zu gehen, wo Alles zu ihrem Empfange bereit seyn werde. Die einschmeichelnde, heuchlerische Art, mit welcher er sprach, die feine Galanterie gegen die alte Frau, die französische Leichtigkeit, sich einzuführen, sich ohne Einwilligung des andern Theils zum vertrauten Freunde zu machen, hätten vielleicht Elsbeth verführt, wäre nicht der Grund, auf welchem dieß lockre Gebäude ruhte, zu schwankend gewesen. Sie wußte ja, wie Ladenberg die eingedrungenen Fremdlinge gehaßt hatte, und nimmer hätte sie ihnen etwas verdanken mögen, selbst wenn es nicht unter dem Schutz

einer Unwahrheit ihr geboten worden wäre. Clarens Geständnisse vermehrten ihren Widerwillen, und die Kälte, mit welcher sie alle fernere Erbietungen ablehnte. Der Herzog zog sich artig zurück, ohne beleidigt zu scheinen, und Elsbeth hatte nun in der Einsamkeit gute Muße, der armen Clara die schlimmen Folgen jenes leichtfertigen Hochzeitballs vor Augen zu legen, den sie mit dem unheiligen Treiben, der Leute von Sodom und Gomorha zu vergleichen, sich jetzt versucht fühlte.

Eines Abends, als Elsbeth in der Kammer fest schlief, von der treuen Magd bewacht, saß Clara allein im Zimmer, bei einem Geschäft, das alle schwermüthigen Gedanken ihrer Seele weckte. Sie hatte ein Taschenbuch ihres Vaters, nebst mehreren seiner Papiere vor sich, um ein wichtiges Blatt aufzusuchen, dessen Mangel Elsbeth beunruhigte. Clara fühlte, indem sie die Handschrift des Verstorbenen sah, indem sie mit

ehrfurchtsvollem Schauer die Papiere entfaltete, die seine Hand zusammengebrochen hatte, wie wohlgethan es sey, so erschütternde Gegenstände nicht vor die Augen der genesenden Baase zu bringen, und vertiefte sich mehr und mehr in ihre traurige Unterhaltung, ohne das Gesuchte zu finden. Ein ungewöhnliches Geräusch unten an der Hausthür, gedämpfte Stimmen, unter denen sie die, Eines der Ackerknechte unterschied, die im Erdgeschoß wohnten, machte sie aufmerksam; sie horchte, es kamen Schritte die Treppe herauf, es klopfte leise an ihre Thür. Von einem augenblicklichen Schrecken ergriffen, den die Nähe der rohen Soldaten rechtfertigte, raffte Clara die Schriften zusammen, verbarg die Schreibtafel in ihrer Tasche, und unschlüssig, ob sie sich in die Kammer zurückziehen oder die Thür öffnen sollte, gab nur ein Gedanke an Elsbeth ihr Kraft, das Letzte zu wagen. Eben jetzt aber faßte die Hand draußen das Schloß, und der alte Knecht, ihr Hausge-

noß, ſtand vor ihr. Seine Lampe beſtrahlte ſeine rauhen, häßlichen Züge, die er widrig verzog, indem er, die ſpäte Störung entſchuldigend, ſie aufforderte, ihm in die Unterſtube zu folgen, wo der Fremde, dem ſie entgegenſähen, ihrer warte. Er wollte die Jungfer ſo ſpät nicht überfallen, ſagte er mit einem Lächeln, das Clären mißfiel, oder die Frau nicht im Schlafe ſtören, was weiß ichs, drum ſandte er mich. —

Clarens Herz pochte heftig, bei der Gewißheit, daß Albeck da ſey, daß ſie ihn wiederſehen ſolle. Sie hörte kaum was der Mann ſagte, und war weit entfernt, irgend eine Ueberlegung anzuſtellen, bis ſie, ſchon mehrere Schritte von der Thür, die Unachtſamkeit bedachte, mit welcher ſie das brennende Licht bei den Papieren gelaſſen hatte, und ſich raſch umwandte, es zu verlöſchen. Aber mit Erſtaunen fühlte ſie ſich von ihrem Begleiter unſanft feſtgehalten, und nach der Treppe gezogen. Sorgt nicht um das Licht,

ſagte er, es ſoll keinen Schaden thun, ich werde es ſelbſt auslöſchen.

Mein Gott, rief Clara aus, was habt Ihr vor! Laßt mich los, oder ich erwecke das ganze Haus durch mein Rufen.

Es ſollte mir leid thun, flüſterte der Alte grinſend, indem er ein kleines Piſtol hervorzog, wenn ich das Ding da brauchen müßte, um Eure Zunge zum Schweigen zu bringen. Geht noch ein Paar Schritte, ſo ſollt Ihr ſehen, daß Euer Rufen nichts frommt, denn eben ſo wohl mögt Ihr den Rhein in ſeinem Lauf ſtören, als ein wohlbedachtes Unternehmen, das Euch zum Glück führt.

Clara zitterte ſo heftig, daß ihr Führer ſie mehr trug als leitete. Eine laute Stimme in ihrem Innern forderte ſie auf, die Mündung des kleinen Todesboten nicht zu achten, und auf jede Gefahr Lärm zu machen, um einem Schickſal zu entgehen, das ſchlimmer als der Tod ſchien. Aber die angeborne, weibliche Furchtſamkeit ſiegte über dieſe Stimme, und

feſſelte die Töne in der bebenden Bruſt. Wie in einem ſchrecklichen Traume befangen, ſah ſie ſich im Hausflur von vier bewaffneten Männern umgeben, während zwei andere die Unterſtube beſetzt hielten, um ſie jeder möglichen Hülfe zu berauben.

Seyd Ihr toll! rief einer der Soldaten ihrem Führer in geläufigem Deutſch entgegen, wer hat Euch geheißen, die Dame mit Waffen zu ſchrecken? Weher, deutſcher Bär, hättet Ihr ein Haar ihres Hauptes verletzt, ſo hätte jedes Glied an Euch dafür büßen ſollen!

Ihr Herren, erwiederte Jener, das Ding war nicht geladen, ſonſt möcht' ich ſelbſt keine ſo vertraute Bekanntſchaft damit gemacht haben. Es ſollte nur die Stelle einer vernünftigen Ueberredung vertreten.

Madam, wandte ſich der Erſte zu Claren, ich bitte Euch, uns zu folgen. Hüllt Euch in dieſen Mantel, die Nacht wird kühl, und wir dürfen, den erhaltnen Befehlen zufolge,

die Reiſe nicht aufſchieben. Fürchtet nichts, Ihr werdet Eurem Stande und Geſchlecht gemäß behandelt werden. Wir ſind Franzoſen, und werden der Ehre dieſes Namens eingedenk ſeyn. —

Dieſe tröſtliche Anrede ging an der unglücklichen Clara verloren. Sie war in einer Betäubung, die ſie gegen Alles unempfindlich machte, nur mechaniſches Gefühl vermochte ſie, ſich gegen die Anſtalten zu ſträuben, die man machte, um ſie wegzuführen. Sie rief laut um Hülfe, aber der höfliche Befehlshaber des kleinen Trupps, verhüllte unter tauſend Entſchuldigungen ihren Mund, ſchlug den Mantel um ſie her, warf dem alten Knechte eine volle Börſe zu, und öffnete die Hausthür. Der Mond ſchwamm voll und rein am Nachthimmel, ringsum war alles ſtill. Sie ward einige hundert Schritte weit von dem Hauſe ſeitwärts geſchleppt, wo ein verſchloßner Wagen mit vier Pferden beſpannt ſie erwartete; auch ihre Begleiter fanden hier Pferde. Man

unterſtützte ſie ehrerbietig beim Einſteigen, und ſie bemerkte eine feſt eingehüllte Geſtalt auf dem Sitz ſich gegenüber. Hier, Houget! rief der Sprecher franzöſiſch, iſt die Dir Anvertraute. Du biſt hoffentlich mit Etwas verſehen, ſie zu ſtärken, ſie ſcheint halb ohnmächtig. Befolge ihre Befehle genau, ſo weit es möglich iſt.

Houget reichte Claren ein Fläſchchen mit ſtärkender Eſſenz, und bat ſie, es zu gebrauchen, indem er ſich, obſchon ſehr ungeſchickt, ihrer Mutterſprache bediente. Sie dankte ihm franzöſiſch, und beſchwor ihn mit herzzerreiſſenden Klagen, um Rettung und Hülfe.

Ich wollte, Madam, antwortete er, es ſtünde in meiner Macht, Euch zu dienen. Ihr ſolltet das Herz eines alten Soldaten nicht taub gegen das Mitgefühl finden. Aber blickt hinaus, wenn es Euch gefällt, und Ihr werdet die Bewaffneten bemerken, die den Wagen umgeben.

So ſagt mir wenigſtens, in weſſen Ge-

walt ich bin, und welches Schickſal mich erwartet. —

Ich habe Befehl, Euch in Allem zu gehorchen, ſagte er, allein dieſe Frage darf ich nicht beantworten. Aber beim heiligen Dyonisius, Ihr befindet Euch in keiner Gefahr. Es gilt blos eine Reiſe in das ſchönſte Land der Welt, und es wird auf Euch ankommen, dort glücklicher zu leben, als in Euerm rauhen Vaterlande.

Es wäre vergebens, antwortete ſie, mit Euch hierüber zu ſtreiten, ich bin ja in Eurer Gewalt. Aber wenn Ihr menſchlich fühlt, ſo laßt mich meiner kranken Mutter, die um mich ſorgt, Nachricht ſenden, ſie wird vor Kummer ſterben, wenn ich dieß nicht vermag.

Houget ſchwieg lange, endlich ſagte er mit Lebhaftigkeit: ich müßte gewiß auch hiezu Nein ſprechen, aber bei Gott, ich kann es nicht. Ich ehre die Bande des Bluts, und darf nur an mein einziges Kind denken, um

Euch zu verstehn. Laßt uns überlegen, wie es möglich ist.

Clara sah jetzt, beim hellen Lichte des Vollmonds, wie der Wagen die Gegend erreicht hatte, die ehemals ihre Vaterstadt war. Langsamer fuhren sie unter Ruinen hin, in denen der entsetzte Blick des Mädchens sich nicht zurecht fand; sie vergaß alle näheren Sorgen, über den Schmerz dieses Augenblicks, und bedeckte die Augen, um die Verwüstung nicht länger zu sehen. O Gott, seufzte sie, ist das meine geliebte Heimath? Muß ich unter diesen Trümmern nach dem Vaterhause suchen?

Wollte Gott, Madam, sagte ihr Begleiter mitleidig, die alte Stadt stände noch da, und ich dürfte Eure Klagen nicht hören. Ich diente in Frankreichs Heeren, seit ich ein Gewehr tragen konnte, aber so gern ich mein Leben für unsern Ruhm geopfert hätte, mußte ich doch oft den Krieg verwünschen, der so viel Jammer in die Welt bringt. —

Ein Gewirr vieler Stimmen unterbrach Houget, der Wagen hielt an, die Reiter, die ihn umgaben, sprangen von den Pferden. Clara sah einen Trupp Soldaten um ein Feuer gelagert, in lärmender Lustigkeit mit dem Auszapfen eines Weinfasses beschäftigt, während andere bemüht waren, ein Kellergewölbe in der Nähe seiner Schätze vollends zu entladen. Die Reisigen, die zur Bedeckung von Clarens Fahrt gehörten, verlangten laut schreiend ihren Theil an dem Gelag; der Vornehmste von ihnen, brachte ihr einen gefüllten, silbernen Becher, mit der Bitte, sie möge sich, für die übrigen Stunden der Nacht, durch einen Trunk stärken. Sie lehnte es ab, und benutzte die Zeit, um sich her in das wüste Chaos zu schauen. Aber wie ward ihr, als sie in geringer Entfernung die Ueberreste der festen Dommauer gewahrte, und an der uralten, hohen Linde, die ihre Aeste über die Trümmer breitete, den väterlichen Gartenplatz erkannte! — Es war ihr

unmöglich, das vermals Bestehende in ihrer Einbildungskraft wieder herzustellen; sie suchte vergebens die lieben, vertrauten Plätze des Hauses, der Nachbarwohnungen, und wandte sich mit der Bitte an Houget, nur einen Augenblick mit ihr jene Stellen zu besuchen, die noch einen Schatten der Erinnerung trugen. Houget war sogleich willig, sie zu gewähren, er half ihr aus dem Wagen, und folgte ihrem beflügelten Schritt. Schutt und Ruinen machten den Weg beschwerlich; gefällte Bäume, niedergetretene Gesträuder bezeichneten Claren den Boden, der ihr sonst Blumen und Früchte gab. Sie stand unter der Linde still, und sah erschüttert auf das schreckliche Bild, das sich ihr darbot. Schwarze, berauchte Ueberreste friedlicher Strasten zeigten sich unregelmäßig zerstreut, hohe Schuttberge stiegen zwischen ihnen auf; unbrauchbares Geräth, sonst an seiner Stelle von hohem Werthe, lag in Haufen umher, einzelne Bäume, deren junges Laub herbstlich ver-

braunt trauerte, eine öde Fläche, die das Auge nicht erkannte. Das taghelle Mondlicht ruhte auf diesen Trümmern, und warf tiefe Schatten davon auf die Erde, während die rothe Glut, an der sich die zechenden Soldaten wärmten, ihren dunkeln Schein auf die kriegerischen Gestalten warf. Leise flüsterte der Wind in den Blättern der Linde, und das unverletzt gebliebene Steinbild des knienden Ritters weckte tausend Gedanken und Gefühle in der armen Clara, die sich wie ein abgeschiedener Geist gemahnte, der über seiner untergegangenen Heimath in nächtlicher Geisterstunde hinwandelt.

Wenn wir jetzt das Erforderliche besäßen, sagte Houget, so könntet Ihr zwei Worte an Eure Mutter schreiben, die ich befördern wollte, denn die Zecher haben mit der Flasche zu thun. Freilich müßte es in meiner Sprache seyn, damit ich es genau überlesen kann, und blos eine kurze Versicherung Eures Lebens.

Mehr kann ich nicht zugestehn; Niemand in der Welt würde an meinem Platz so viel thun.

Clara zog eilig das Taschenbuch ihres Vaters hervor, schnitt mit einer Scheere, die sie bei sich trug, ein Streifchen Pergament ab, und schrieb einige Worte darauf, die Hougets Vorschrift entsprachen. Aber noch ehe dieß geschah, flog ein Gedanke durch ihren Kopf, auf den sie eine schwache Hoffnung zu bauen anfing; der erste, tröstliche Gedanke seit ihrer Entführung, ja die erste Aeußerung der Thätigkeit ihrer bestürmten Seele. Sie schrieb schnell noch eine kurze Nachricht ihrer Entführung auf einen andern Streif des Pergaments, gab Houget das Erste, und nützte die Zeit, während er las, auch Jenes loszuschneiden, und, obwohl nicht ohne Herzklopfen, in den Spalt zu schieben, der sonst ihre Briefe an Fabrizius empfing. Da sie sich zum Schreiben auf den vorragenden Stein niedergesetzt hatte, so genügte ein Seitenblick, um sie zu belehren, daß das Täfelchen

verbergen genug lag, um nur einem Kundigen sichtbar zu seyn.

Wie schwach nun auch die Hoffnung seyn mochte, Reinhold werde vielleicht einmal diesen Ort der Erinnrung aufsuchen, es war doch immer eine Hoffnung, und sie bedurfte ihrer jetzt, um ihr Schicksal zu tragen. — Nachdem Houget Claren wieder zum Wagen geführt hatte, bemerkte sie, daß er selbst sich unter die Soldaten mischte, und angelegentlich mit einem jungen Mann flüsterte, den sie für den auserwählten Boten hielt. Sie wünschte Segen auf seinen Weg, und dachte mit Wehmuth an den geringen Trost, den Elsbeth durch ihn empfangen sollte. Einen Augenblick später kehrte Houget zurück, die Bewaffneten bestiegen ihre Rosse, und der Weg ging mit verdoppelter Eile weiter. — —

— Es mochten vier Tage seit Clarens Verschwinden verflossen seyn, als Reinhold Abends, beim Beginnen der Dunkelheit, die Gegend der Ruinen umschlich, in den Klei-

dern eines Landmanns, mit ängstlich klopfendem Herzen und scheuer Furcht vor den überall ausgestellten Wachen. Der zögernde Mond war noch nicht herauf, dichte Wolkenmassen bedeckten die Gegend in Osten. Alles ruhte in tiefer Stille, nur zuweilen riefen die Soldaten auf ihren Posten, oder ein einzelner Laut aus der zerstörten Stadt drang abgebrochen in Reinholds Ohr. Da hörte er Tritte ganz nahe, und sein, der Dunkelheit gewohntes Auge erblickte einen Mann in einen Mantel gewickelt, der vorsichtig heranschritt, in seiner Nähe stillstand, und ihn aufmerksam betrachtete.

Guten Abend, grüßte der Unbekannte ihn mit gedämpfter Stimme.

Den gebe Euch Gott, antwortete der Jüngling. Aber da Ihr mit deutscher Zunge redet, werdet Ihr ihn so wenig haben als ich, angesichts dieser dampfenden Ruinen. Doch vielleicht könntet Ihr Euern Gruß zur Wahrheit machen. Helft mir durch die Wachen, von de-

nen der Schutthaufen umſtellt iſt, und ich will Euch für eine große Wohlthat verpflichtet ſeyn.

Was Ihr wünſcht, antwortete Jener, iſt nicht in meiner Macht, wohl aber bin ich entſchloſſen, mir um jeden Preis den Eingang zu verſchaffen. Laßt uns klüglich die völlige Finſterniß erwarten, der Mond kömmt nicht herauf, Gewitterwolken umhüllen ihn. Wißt Ihr genau wo wir ſind? Mich dünkt, an den Baumgruppen dort, erkenne ich die Gegend des Rheinthores, aber Alles iſt mir furchtbar fremd geworden.

Ich glaube, Ihr habt Recht, ſagte Reinhold, wenigſtens ſtehn dort noch Mauern des tiefen Thors, unter denen die Wache umher geht. Könnten wir hindurch kommen, ſo hätte ich nur wenig Schritte bis zu meinem Ziel. Schätze zu ſuchen, bin ich nicht hier. Wißt, in dieſer Stadt wohnte mein Glück, meine Liebe, mein Alles! Ich war fern im Dienſte eines Fürſten, als die Nachricht von Speyers Unglück erſcholl, und ohne Urlaub, auf Ge-

fahr bei Ungnade, auf Gefahr des Lebens
macht ich mich hierher auf. In Verzweiflung
legt ich den Weg zurück, schlich unter man-
cherlei Verkleidungen glücklich durch die feind-
lichen Posten, hatte keinen Plan und keine
Hoffnung, bis man mir diesen Morgen in
der Herberge den schwachen Trost gab, der
Dom sey verschont geblieben und viele Ein-
wohner mit ihrer Habe dahin geflüchtet. Kann
ich dahin gelangen, so wird unter allen dort
Gebliebenen doch Einer seyn, der mir Nach-
richt gibt, wohin der Vater meiner Geliebten
sich gewendet hat, und ich werde ihr fol-
gen, sey es bis ans Ende der Welt.
Laßt Eure Hoffnung nicht fallen, sollte
ihr erster Grund auch Täuschung seyn, sagte
der Andere, mit einer Stimme, die von
Rührung bebte. Es ist dunkel um uns her,
aber ich glaube dennoch, Euch zu erkennen.
Wer Ihr Reinhold Fabrizius seyd, so reicht
mir die Hand. Liebe und Freundschaft haben
ihre Engel, sie führten uns hier zusammen!

„Herr Albeck!“ rief Reinhold, o wohl mir, daß ich Euch finde, ist Alles gut. Ihr wißt, wo sie ist. Euch gab man sicherlich Nachricht.

Hofft nicht zu viel von mir, erwiederte Albeck, macht Euch vielmehr auf traurige Kunde gefaßt. Allerdings kam ein Brief von Claren in meine Hände, der mich über ihren Zufluchtsort belehrte, und meine Gegenwart wünschte. Ihr wißt, ich war ihres Vaters Freund, und hob sie selbst aus der Taufe; diese Rechte blieben mir, als ich alle andern zurückgab, und sie sind noch heiliger, da ihr Vater vor Mondenfrist gestorben ist. Ich säumte nicht, hieher zu eilen, und kam vor wenig Tagen an; aber ich fand nur die alte Baase, fand sie krank und in tödtlicher Unruhe über Claren's Verlust, die kurz vor meiner Ankunft, Nachts aus dem sichern Hause verschwunden, ohne Spur verschwunden war. — Junger Freund, fuhr er fort, als Reinhold mit einem Laut des Schmerzes seinen Kopf auf den Baum lehnte, unter dem

ſie ſtanden — wenn Euch die Nachricht ſchwe
trifft, ſo denkt, daß ich eben ſo fühlte, un
ermannt Euch. Muth und Vertrauen ſin
Sterne in der tiefen Nacht. Clara lebt! —
Ein Streifchen Pergament, das ein unbe
kanter Bote gebracht hat, enthielt von ihrer
Hand die Worte: Ich lebe, und bi
nicht in Gefahr, beruhigt Euch
theure Mutter. Die Schrift iſt fran
zöſiſch, und dieſes, nebſt den Erzählungen
der alten Frau, gibt mir eine Vermuthung,
die meine Schritte leiten ſoll.

Reinhold ſtand noch immer unbeweglich.
Endlich richtete er ſich auf, ſchlug die Hände
vor ſein Geſicht, ſeufzte, ſtieß die Stirn gegen
den Baum, und zeigte einen ſo unmäßigen
Schmerz, daß Albeck ihn vergebens zu beſänfti
gen ſtrebte. Crequi! rief er zuletzt in leiden
ſchaftlicher Haſt, ſie iſt in Crequis Gewalt.
Aus dem ſichern Hauſe verſchwunden, ſagte
Ihr? Wenn ſie nun freiwillig dem zierlichen,
gewandten Franzoſen gefolgt wäre, der kau

ſind Künſte kännte, ſie zu beſtricken. Der ihr Ohr mit Tönen, mit Schmeicheleien, ihr Auge mit kriegeriſchem Schmuck, ihre Seele mit Schlangenberedſamkeit beſtürmt hat. O dieſer Gedanke iſt Höllenqual, iſt tödtendes Gift, und ich kann ihn nicht von mir weiſen.

Und Ihr könnt ihn wirklich denken? fragte Albeck im Tone der höchſten Verwunderung. Es ſind vier Tage verſtrichen, ſeit ich Tag und Nacht über ihr Schickſal ſinne, jeden Umſtand erwäge, hundertmal die lieben Schriftzüge betrachte, die ihre Hand uns zum Troſt zeichnete, aber nicht einmal hat ein ſolcher Gedanke ſich in die reine Trauer meines Herzens gemiſcht. Es wäre Verrath an der heiligen Treue.

O Ihr liebt nicht! rief Reinhold, Ihr habt nie geliebt. Ihr kennt das Feuer nicht, das in mir glüht, Liebe und Ruhe können nicht nebeneinander wohnen.

So gebt ihr Glauben und Hoffnung zu Gefährten, antwortete Albeck. Laßt uns ver-

einigt für Clarens Rettung handeln, die glückliche und die anspruchslose Liebe, was um den Preis ringen. Ich habe die alte Base unter sichern Schutz nach Straßburg gesandt, und verspreche, nur hier, um ein Versprechen zu lösen, das ich einem Todten gab. Wollt Ihr mich in die Stadt begleiten? Horcht, die Wachen werden gewechselt. Laßt uns behutsam vorwärts gehen.

Sie kamen nun zu der halbzerstörten Thorwölbung, wo die Wache langsam hin- und herschritt, ein muntres französisches Liedchen vor sich hin singend. Qui vive! rief der Soldat mit lauter Stimme, als er das Geräusch der Tritte vernahm.

Wehrlose Reisende, antwortete Albeck, die den Eintritt in die Mauern wünschen, dies um eine Pflicht der Liebe zu erfüllen.

Zum Henker! das zu verhindern, bin ich eben da, sagte der Franzos. Niemand soll über die Ruinen. Wir haben selbst Maulwürfe genug, fremde werden eingefangen,

und zur Warnung an die Luft gehängt. Verſteht Ihr mich?

Nicht ganz, erwiederte Albeck. Aber vielleicht könnt Ihr mir eine einfache Erklärung geben. Ein Gelübde ruft mich an das Grab meines Bruders, der in dieſen Mauern ſtarb, ich komme weit her, um es zu löſen, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht hindern. Euer fröhliches Lied hab mir Muth. Wer ſolche Worte ſingt, iſt jung, geſundes, frohen Herzens, und verdient gern einen Segenswunſch.

O was das betrifft, ſagte Jener, ja Herr, da habt Ihr Recht. Ich habe immer lieber ein freundliches Ja, als ein rauhes Nein gehört, und auch geſprochen, und beim Kreuz! Ehre und Höflichkeit ſind in Frankreich nahe Verwandte! Aber wer ſeyd Ihr, wo kommt Ihr her, und wer iſt der Andere?

Mein Begleiter, ſagte Albeck, iſt ein Bauer, der mein Führer zu dem traurigen

Orte seyn will; ich selbst bin ein Handelsmann aus Lausanne.

Nun so mag unsere Frau mein Gebet verwerfen, wo ich einem Schweizen sein Gesuch abschlage! rief der Soldat. Eure Landsleute waren immer mit uns, wenn es für Frankreich galt, und haben einmal einen unserer Könige mit Blut und Leben durch den Feind geschlagen. Dafür soll heute die französische Wache das Gewehr vor Euch strecken. Aber merkts Euch wohl, Ihr kehrt zurück, ehe zwei Stunden vergehn, sonst steht vielleicht ein Schnauzbart hier, der keine Liebeslieder singt, und wo Ihr etwas anders, drinnen treibt, als Beten, mögt Ihr Eure Haut vor Schaden behüten.

Die Beiden säumten nicht lange, die erhaltne Erlaubniß zu nützen, und schritten so schnell vorwärts, daß sie bald nur noch einzelne Töne von dem Liede vernahmen, welches der junge Soldat alsbald wieder angestimmt hatte. Blitze leuchteten ihnen jezt durch

…le wölte, unkenntliche Fläche, über Hügel
…von Trümmern, über eine Saat von Steinen,
…so nichts mehr die Richtung des Wegs bezeich-
…nen konnte, als die Kenntniß der Himmels-
…zeichen, die selbst auf dem Ozean den Pfad
…des Menschen leitet. Nachdem Albeck seinem
…Begleiter erklärt hatte, worauf es ankam,
…zog er eine Blendlaterne hervor, zündete sie
…mit Hülfe eines Feuerstahls an, und verbarg
…sie unter seinem weiten Mantel, bis sie die
…Gebeine des Doms vor sich liegen sahen,
…und nun ihr Ziel nahe wußten. Ein feuri-
…ger Blitzstrahl erhellte die schwarzen Wände
…und Pfeiler, die noch von der alten Pracht
…übrig waren, ein schauerliches Bild der Ver-
…änglichkeit irdischer Werke. Erschüttert blick-
…ten Albeck und Fabrizius in die leere Luft
…hinauf, als wollten sie Kuppeln und Bogen
…des Riesenbaues suchen, die sich noch vor we-
…nig Wochen stolz empor hoben; ein unaus-
…sprechliches Gefühl ergriff sie, als die Fin-
…sterniß ihren Schleier wieder über die enthüll-

Zerstörung sollen ließ. Erst nach einer ern-
sten Pause mahnte Albeck den Jüngling an
die Fortsetzung ihres Werks. Alles war ein-
sam um sie her, und die nahe Mitternacht schien
ihr Beginnen zu sichern, aber wie sie leise um
die Wände der Kirche gingen, und an einer
niedern Stelle herüber blickten, sahen sie eine
Gruppe theils schlafender, theils wachender
Soldaten, deren hellbeleuchtete Gestalten ei-
nem Maler zum Vorbild einer nächtlichen Wa-
che hätten dienen können. Unsere Wanderer
entfernten sich vorsichtig, und kamen nun an
den Platz, wo schwüler Wind die Aeste der Linde
schüttelte, daß ihr Laub klagend flüsterte, als
grüße es die befreundeten Besucher. Blitz und
Donner folgten einander schnell; Albeck stand
einen Augenblick in schmerzlicher Erinnerung
verloren, sein Auge suchte die Stätte ver-
gangenen Glücks. Reinhold war neben dem
unverletzten Steinbilde niedergesunken; we-
niger stark, als der geprüfte Mann; vergeß
er Thränen, und erschöpfte sich in bittern

Klagen, indessen Jener die Leuchte hervorzog, sie mit seinem ausgebreiteten Mantel vor Spähern schützte, und sich anschickte, Ladenbergs letztem Willen gemäß, den geheimnißvollen Stein zu erheben. Aber, als er sein Messer in den Spalt schob, und der Riegel wich, entdeckte er zugleich das Täfelchen, welches die arme Clara vor einigen Nächten hier zurückgelassen hatte. Zitternd näherte er es dem Lichte, und las:

Ich bin ohne Zweifel in des Herzogs Gewalt, mein Weg geht nach Frankreich. Ach, das ist Alles, was ich sagen kann, einen rettenden Freund auf meine Spur zu leiten. Clara L.....g.

Von ihr! rief Albeck, indem er seinen Fund dem Jünglinge reichte. Gott sey Dank für dieß Pfand seiner Güte! Wir wissen nun genug, unser Muth und der Beistand von oben werden weiter helfen.

Engel! seufzte Reinhold, o wie Unrecht that ich Unwürdiger Dir! Herr Albeck, theu-

rer Freund! vergeben Sie mir an ihrer Statt, und nehmen Sie mein Gelübde an. Keine Ruhe, keine Freude wird meine Seele besuchen, bis ich sie gefunden habe. Ich eile, mich frei zu machen, um ihrer Spur zu folgen, und die Liebe wird meine Führerin seyn.

Albeck hatte indessen sein Geschäft fortgesetzt, und den kleinen Familienschatz unter mancher traurigen Erinnerung, in die weiten Taschen seines Mantels verborgen. Er legte den Stein wieder nieder, mahnte Reinhold an den Rückweg, und verlöschte sein Licht. — Lebe wohl! flüsterte Fabrizius, trauter Platz, verschwiegener Freund der heißesten Liebe. Lebe wohl auf lange! Ach, eine süße Ahnung spricht zu meinem Herzen, indem ich diesen geweihten Boden betrete, wo auch sie verweilte, vielleicht mit gleichen Gefühlen! —

Wer spricht da? fragte eine Donnerstimme in ziemlicher Nähe, gebt Antwort, oder ich gebe Feuer.

Albeck faßte Fabrizius feſt, und drückte ſich mit ihm hinter den Vorſprung des Gemäuers. Zwei Männer kamen herbei, ſtrichen an ihnen vorüber, und kehrten fluchend zurück, doch ohne den Platz zu verlaſſen. Kaum gewannen die Beiden ſo viel Zeit, ſich leiſe an der Mauer hinzuſchleichen, bis an die niedre Stelle, von wo ſie früher den Blick in die Kirche gethan hatten. Es blieb ihnen keine Wahl, als hier einen Verſteck zu ſuchen, und als ſie hinübergeſtiegen waren, und im dichten Schatten eines halberhaltenen Pfeilers, ſtillſtanden, zeigte ihnen der bang umhergeſandte Blick ein ſeltſames Gemälde. Seitwärts in nicht großer Entfernung, vor dem Altar, der ſeines Schmucks entkleidet war, lagerten etwa zwanzig Soldaten, wovon einige auf den Stufen hingeſtreckt ſchliefen, Andere mit Theilung der Beute beſchäftigt waren, die man noch ſechs Wochen nach Einäſcherung der Stadt an heiligen und profanen Orten zuſammenſuchte. Die großen Kirchen-

kerzen beleuchteten die Scenen mit langer Flamme, die im Zugwinde hin und her wehte, bläuliche Blitze zuckten wunderlich dazwischen, und enthüllten die fernen Tiefen des weiten Raumes, wo Schutt und Trümmer lagen, und offne Grabgewölbe ihre entweihte Tiefe zeigten. Ein furchtbarer Donnerschlag fiel jetzt nieder; die Augen der ruhenden Krieger richteten sich nach dem Orte, wo Albeck und Reinhold standen, und mechanisch wichen diese weiter zurück, ohne an den Schutz der Dunkelheit zu denken, dessen sie genossen.

Muntres Kanonenfeuer da oben, sagte Einer lachend, während einige sich bekreuzten.

Freole nicht, antwortete ein junger Soldat, Du bist eben nicht rühmlich beschäftigt; was Lebende besessen haben, mag ich wohl selbst als ehrliche Beute zu mir nehmen, aber das Eigenthum der Todten soll meine Hand nicht berühren, zumal in solcher grausigen Nacht.

Possen! sagte Jener. Die Herren brauchen weder Ring noch Kette mehr, und haben

lange genug damit geprängt. Schämt Dich Bertem, Du siehst aus wie eine Nönne im Soldatenwams.

Wird schon anders werden, Parret! rief ein Dritter. Ich war just so Einer, als ich hinter der Mutter Heerd hervorkam, jetzt erschreck ich vor dem Teufel nicht mehr.

Das will ich beschwören, war die Antwort. Du warst der Erste, der Hand anlegte, die silbernen Särge der alten Kaiser zu leeren, und den Gesalbten gar ungestüm eine andere Wohnung anzuweisen. Hättens wohl nicht gedacht, die hohen Häupter, daß sie noch einmal ans Licht der Sonne kämen.

Die Nuß war köstlich! rief eine rauhe Stimme drein, aber der Kern taugte nichts, drum bieten wir uns nur die Schaale aus; ich denke, eigentlich war das bescheiden.

Hier, sagte Parret, so viel Theile als Mahler. Greif zu, Bertem. Wenn Du morgen der Sonne ins Gesicht siehst, weißt

Du nichts mehr von den albernen Träumen der Nacht.

Mag mich unsere Frau behüten, antwortete Bertem. Aber legt mein Theil ehrlich bei Seite, ich will es dem Houget zuweisen, der mir im ersten Handgemenge das Leben erhielt. Der brave Mann muß mit des Herzogs deutscher Dame reisen, und geht leer aus, während Ihr Andern Euch bereichert.

Wohin gehts? fragte Parret.

Vorerst nach Metz, sagte Bertem. Die Großen sind wunderlich. Ich für mein Theil kenne tausendmal schönere Mädchen in meiner Heimath, als diese traurige Deutsche. O Frankreich braucht nichts aus diesem kalten Lande. Frankreichs Sonne, Frankreichs Wein, Frankreichs Liebe und seine Damen, Alles ist feuriger und schöner als hier! —

Reinhold hatte während der letzten Worte seines Begleiters Arm gefaßt, und war im Begriff ihm mitzutheilen, daß er den Namen Houget nicht zum erstenmale hörte, als die

Männer, vor denen sie hieher geflüchtet waren, in den erleuchteten Kreis traten, und von ihrer mißlungenen Verfolgung erzählten. Die Versteckten ergriffen den Augenblick, auf dem vorigen Wege zu entkommen, und schweigend, mit eilenden Schritten, erreichten sie den Ort wieder, wo die Wache noch stand, und sie ohne Weigerung passiren ließ. Erst hier, frei von der Gefahr, überlegten sie die Maaßregeln zu Clarens Befreiung, versprachen einander Nachricht an einem bestimmten Orte, drückten sich die Hände, und schieden, Albeck tief bekümmert, aber männlich gefaßt, Reinhold im Zustande fieberischer Wallung, von den Scenen des nächtlichen Ganges, von Liebe und Schmerz und tausend wechselnden Empfindungen gefoltert.

Clara war indessen mit ihren Begleitern in einem alterthümlichen Schlosse unweit Meaux angekommen, ohne mehr von ihrem Schicksale zu wissen, als was sie gleich Anfangs vermuthen mußte. Die schwarze Außen-

seite des Schlosses, die Einsamkeit seiner hallenden Gänge, die tiefen Fenster, die nur in innere Höfe sahen, und die überladene Pracht der Zimmer, dienten nicht dazu, sie zu beruhigen; sie war eine Gefangene, und betrat einen Kerker. Weitläuftige Gärten, aber verwildert, und wenn gleich von ziemlich entfernten, doch darum nicht weniger beengenden Mauern eingeschlossen, umgaben das finstere Gebäude, und zeigten, wie der ganze Aufenthalt, Spuren früherer Schönheit, die in ihrem Verfall die Seele zu banger Schwermuth stimmten, wie ihre Mahnung der Vergänglichkeit. — Es war Abend, als Clara hier ankam, ermüdet von einer fast ununterbrochenen Reise, und mehr noch erschöpft von Schmerz und Angst. Hougez klopfte lange an der festverriegelten Pforte, ohne daß man einen andern Laut vernahm, als die schweren Schläge, die im Innern wiederhallten, und der einförmige Ton der trüben vorüberfließenden Seine, die die Mauern

des Schlosses umspielte. Endlich nahten schwere, langsame Schritte, ein greiser Mann öffnete das Thor, und leuchtete den Ankommenden durch lange Gänge, in ein grosses, unwirthliches Zimmer, wo Houget sogleich ein Caminfeuer anzuzünden befahl; denn dem Sommer zum Trotz, war es kalt und feucht zwischen diesen Wänden. Dann verließ er Clären, nachdem er ihr alle nöthige Bedienung zugesichert und ein versiegeltes Schreiben seines Herrn übergeben hatte.

Dieser Brief, ein Meisterstück, zugleich der Feinheit als der Schaamlosigkeit, sagte Claren, wie lange der Herzog schon ein Gefühl für sie empfand, das er Liebe nannte; wie er vergebens wünschte, sie auf weniger abenteuerlichem Wege zu gewinnen, und zuletzt beschloß, sein Glück der Verwegenheit einer grenzenlosen Leidenschaft zu danken. Er bat sie — indem er die Ruhe ihres jetzigen Aufenthalts gegen die Gefahren ihres bedrohten Vaterlandes pries, hier zu verweilen, bis er frei genug von

kriegerischen Pflichten seyn würde, um ein Band zu knüpfen, das ihr alle Rechte einer herzoglichen Gemahlin, und der Gebieterin seines Lebens sichern sollte, wenn gleich Nothwendigkeit gebiete, es der Welt zu verhehlen. Die unterwürfigste, zierliche Wendung verhüllte am Schluß den Wunsch, sie möge keinen Versuch wagen, das Schloß zu verlassen, in welchem sie Herrin sey, um nicht die kleine Beschränkung zu erfahren, die er ihrer Freiheit nur ungern auflege. —

Clara hielt das Blatt noch in der Hand, und ihre höher geröthete Wange benetzten Thränen des bittersten Kummers, als die Thür sich leise öffnete, und ein junges, braunes Mädchen freundlich hereintrat, um das Abendessen aufzutragen. Ihre lebhaften, schwarzen Augen blickten, bei dem zierlichen Gruße, neugierig auf die Fremde, und ihr beredter Mund säumte nicht lange, der schweigenden Clara auch Rede abzugewinnen, während sie sehr gewandt den Tisch bereitete, und

mit Erfrischungen besetzte. Clara erfuhr schnell genug, daß die Kleine zu ihrer Bedienung bestimmt sey, Margot heiße, und Hougets Tochter war. Sie schob den Stuhl an den Tisch, dicht neben das lodernde Feuer, nöthigte Claren mit einem Knix, ihn einzunehmen, und blieb trotz allem Zureden neben ihr stehen, sie sorgfältig bedienend.

„Morgen, sagte sie, wenn es Euch gefällt, Mädam, wird Donna Cyrilla Euch aufwarten; die alte Dame lag schon im Schlaf, als ihr ankamt. Aber Ihr wißt nicht, wer das ist, wenn Euch mein Vater die Bewohner des Schlosses nicht genannt hat. Cyrilla ist mit des Herrn Herzogs Großmutter aufgewachsen, hat seine Mutter gewartet, und besitzt hier im Schlosse das Ansehen und die Macht der Herrschaft; sie stammt durch ihre Vorältern aus Spanien — ich glaube gar — die heilige Chatarina mag mich behüten, das Christenthum ist noch nicht alt in ihrem Namen, ihre Urväter waren Mauern, und heidnische Kün-

sie, wenn ich es sagen darf, hat sie von ihnen geerbt. Was meint Ihr, wann sie lange, bevor Ihr ankamt, von einem fremden Gaste wußte und fast genau sagte, wann er erscheinen würde.

Vielleicht, antwortete Clara halb seufzend, gibt es noch andere Möglichkeiten, solche Wissenschaft zu erklären.

Ohne Zweifel, Madam, sagte Margot, aber Ihr werdet anders denken, wenn Ihr die Donna kennt. So hört sie sich gern nennen, und wir fügen uns dieser Schwachheit, wenn gleich meines Bedünkens, Madame oder Mademoiselle nicht unangenehmer lautet. Sie — die alte Frau des Castelans, und ich, wir drei waren bis jetzt die einzigen Frauenzimmer hier, und ich glaube, unser Alter zusammengezählt, mag wohl an 200 Jahre kommen, wozu ich indessen, dem Himmel sey Dank, die geringste Summe liefre.

So schwatzte Margot fort, bis das Abendessen vorüber war, und sie ließ es sich nicht

nehmen, Claren beim Auskleiden und Niederlegen eben so eifrig als bei der Mahlzeit zu dienen. Aber lange nach Mitternacht erst drückte der Schlaf die müden Augenlieder der armen Clara zu. Was für Bilder standen nicht in traurigem Gemisch an ihrem Lager. Alle trübe Erfahrungen der letzten Zeit schienen sie hier vereint erwartet zu haben, nachdem die Betäubung des Schreckens, die Zerstreuungen der Reise, sie auf kurze Zeit verdrängt hatten. Ach, wir können bald den Himmel über uns ändern, Süden mit Norden, Westen mit Osten wechseln, aber wohin könnten wir fliehen, um ein Gefühl der Seele zu bannen. Die schmerzliche Reue, mit welcher Clara sich selbst anklagte, das Bewußtseyn, nicht wahr gegen einen geliebten Vater, gegen die treue Elsbeth gewesen zu seyn, die Ahnung von Albecks Kummer, gaben ihr den traurigen Gedanken, nicht unverschuldet zu leiden, und wehrten der Hoffnung, ihr wohlthätiges Recht zu üben.

Den nächsten Morgen, nachdem Margot Clarens Anzug mit der Sorgfalt einer Französin geordnet hatte, erschien Donna Thekla bei ihr zum Frühstück. Eine kleine, hagere Alte, von gelblicher Farbe, fast schattenartig anzuschauen, in ganz schwarzen, weitfaltigen Kleidern, mit schwarzem Schleier um das bleiche Gesicht. Ihr Gang und ihre Sprache waren gleich langsam und gravitätisch, sie bewegte sich wenig, und ihre großen, dunkeln Augen schienen allein noch Leben und Feuer zu verrathen. Sie sprach geläufig französisch, doch mit fremdem Akzent, und verwebte ihre Rede gern mit geheimnißvollen, dichterischen Bildern, wie unsere Urväter, bei denen der Gedanke noch die Hülle sinnlicher Erfahrungen litt.

Eine Erinnerung, die fast über ein gewöhnliches Menschenalter hinausging, gab Thekla Gelegenheit zu mancherlei Erzählungen, deren Schatz unerschöpflich war, so wenig sie damit sparte. Die Könige, die Prin-

gen Frankreichs, die großen Damen ihrer Zeit, die Helden, die längst in den Gräbern ruhten, beschwor sie herauf, ihre bilderreiche Sprache ward dann feuriger, ihre schwarzen Augen schienen Flammen, sie redete, als wäre Alles vor ihren Augen geschehn, und verwandelte mit seltsamer Begeisterung die Vorzeit in Gegenwart.

Sie war die Frau, deren Gesellschaft Clara von nun an fast immer genoß, und die Eigenthümlichkeiten dieses fremdartigen Wesens reizten wenigstens ihre Aufmerksamkeit, wenn auch ihr Herz unbeschäftigt blieb. Wenn die Tage unter ihren bunten Erzählungen verflossen waren, und die Donna sich früh zur Ruhe begab, verlebte Clara noch ein Stündchen mit Margot, die sie sehr lieb gewann, und ihr Geist erholte sich in dieser natürlichen Unterhaltung von der Anspannung, mit welcher sie Cyrillen beobachtete und ihr zuhorchte. Sie belustigte sich an der abergläubigen Furcht des Mädchens vor der Alten,

ohne sie zerstreuen zu können, denn Margot war überzeugt, daß kein Wort innerhalb des Schlosses erschallen könne, ohne Cyrillen durch dienstbare Geister zugeflüstert zu werden, und kaum hoffte sie, diesem Uebel in außerordentlichen Fällen, mit einem Ueberfluß von Kreuzen auf Brust und Stirn entgegenzukommen. Aber mochte die Alte mächtig und bösartig seyn, wie Margot fürchtete, oder eine gewöhnliche alte Frau, nach Clarens Meinung, sie bezeigte sich immer gefällig gegen ihre Gesellschafterin, und verstrickte das Amt einer Duenna sehr anständig, indem sie sich, wie die aufmerksame Wirthin, gegen einen achtbaren Gast benahm. Alle Wünsche des jungen Mädchens wurden augenblicklich erfüllt, nur nicht Einer sich auf Gemeinschaft außer den Mauern, auf Entfernung aus dem Schlosse, auf Briefe oder Botschaften deuten ließ, waren unübersteigliche Hindernisse ihr entgegen. Spaziergänge im Garten blieben ihr unverwehrt, sie mochte sie in Margots Gesellschaft,

wild die Donna, einem mitternächtlichen Geiſte gleich, den engen Kreis ihres Wandelns nicht überſchritt; aber ſie ſah bald, daß ſie dem Mädchen nicht allein vertraut ward, denn einige Männer waren beſtändig in der Nähe, den lange verwahrloſten Boden zu bearbeiten, oder Heuget geſellte ſich ſelbſt zu ihnen, und Clara, die ſein verhaßtes Amt von ſeinem braven Weſen ſchied, ſah ihn immergern. Die übrigen Stunden des Tags waren kleinen Beſchäftigungen geweiht, wozu alles Nöthige auf jeden Wink bereit war. Margot kannte allerlei niedliche Handarbeiten, von denen Clara in ihrem Vaterlande nichts gewußt hatte, und die ſie jetzt zum Zeitvertreib übte. Sie machten künſtliche Blumen, ſilberne Spitzen und artige Stickereien, zur Verwunderung Cyrillens, denn dieſe beſchäftigte ſich nie anders, als mit leſen in einem lateiniſchen Gebetbuche. Vor allen aber zerſtreute Claren ein Talent, das ſie früher ſchon beſaß, die Malerei. Nachdem ſie Farben und

Pinsel von ihrer gefälligen Wirthin erlangt hatte, richtete sie sich neben Einem der großen Bogenfenster ihre Arbeitsstelle ein, und oft gelang es ihr, bei dieser Beschäftigung ihren Kummer, ihre ungewisse Zukunft, den Schmerz um ihre Lieben auf Augenblicke zu vergessen. Wie ein Blick von dem Wilde weg, in die fremde Umgebung, in den öden, finstern Hof ihres Gefängnisses, die süße Täuschung aufhob, und ihre Augen trübte, so hob die Stimmung ihres Gemüths, wie sie hier nach und nach aus wechselnden Empfindungen hervorging, zitterte ihren Pinsel bei der ersten Arbeit, und Rivecks Züge standen bald in vollkommener Aehnlichkeit auf dem Pergamente. Er schien ihr nahe, während sie sich so mit ihm beschäftigte, seine Augen schienen sie zu trösten, sein Mund Ruhe und Hoffnung in ihre Seele zu sprechen. Entfernung und Unglück hatten die Leidenschaft geschwächt, heimliche Vorwürfe gesellten sich zu dem Andenken an Reinhard, und warfen ihre Schat-

ten über sein Bild; es erblich in dem Nebelschleyer, mit welchem Tage und Wochen seine Frische umzogen, weil kein dauernderer Reiz, als flüchtige Anmuth und jugendliche Täuschung es umschwebten. Denn wie der Ring des Vaters seine Aechtheit vor seinen falschen Brüdern durch sich selbst bewähren sollte, so bewährt sich wahre Liebe durch Zeit und Entfernung vor der täuschenden Leidenschaft, die das Gewand ihrer himmlischen Schwester borgte.

Monate waren vergangen, ohne daß Clarens Furcht vor der Ankunft ihres Räubers in Erfüllung ging, als sie eines Abends mit Cyrillen am Fenster stand, durch die Dämmerung nach den matt schimmernden Sternen schauend. Der Gedanke an die Sommerabende, wo sie mit dem Vater auf der Gartenbank saß, und wie jetzt die Ankunft der Sterne beobachtete, ergriff sie schmerzlich; sie dachte seines Verlusts, seiner Liebe, der zerstörten Heimath, seines unbesuchten Grabes, und

brach in Thränen aus. Cyrilla sah sie mitleidig an, und fragte nach der Ursach ihres Kummers.

Ach, seufzte Clara, ich kann Euch wenig Neues sagen, meine Thränen zu erklären. Ihr wißt ja, ich bin auf fremder Erde — gefangen, von einem Schicksal bedroht, das ich mehr als den Tod fürchte. Meine Heimath ist ein Aschenhaufen, meine Lieben sind todt oder auf immer von mir getrennt. Ist dieß Alles nicht genug, es zu beweinen, so nehmt das Geständniß, daß ein strafbares Gefühl mich zur Verräthérin an Liebe und Pflicht gemacht hat, daß ich selbst mein Glück verscherzt habe, und nie wieder ruhig werden kann.

Eure Zunge redet falsches Zeugniß gegen Euer Herz, meine Tochter, erwiederte Cyrilla, aber sie täuscht mich nicht. Ströme von Thränen waschen die Flecken der Schuld nicht aus, für Irthümer genügt ein reuender Seufzer. Laßt die Vergangenheit ruhig fortschreiten, was sie Euch nahm, gibt sie nimmer zurück.

Beweint Ihr Eure Abgeschiedenheit von Vaterland und Freunden? wißt, sie wird Euch nützen, Wahres vom Falschen zu scheiden! oder fürchtet Ihr die Ankunft dessen, der Euch hieher sandte? Er wird nicht erscheinen.

Wird nicht erscheinen? rief Clara freudig. O Cyrilla, Ihr gebt mir Trost! Habt Ihr Botschaft?

Dort wandeln meine Boten! sagte die Alte, indem sie die Arme gegen die Gestirne empor hob, und ihr Auge leuchtete. Ein Pfeil hat den Adler getroffen, der die Taube verfolgte, er liegt verwundet am Boden, während sie Ruhe in seinem Felsennester fand. — Vielleicht kann ich Euch mehr sagen, wann wir uns wiedersehen. Jene flammenden Lichter, die das Herz des Menschen mit ahnendem Entzücken zu sich ziehen, haben Sprache für mich, ich gehe, sie zu vernehmen.

Clara saß den nächsten Morgen schon an ihrem Arbeitstisch, und Margot neben ihr, als Cyrilla eintrat; sie hatte die halbe Nacht

mit seltsamen Schauer an die Aussprüche der Alten gedacht, und ihrer aufgereizten Phantasie hatte die kleine gespenstische Gestalt so grauenhaft vorgeschwebt, daß sie jetzt beinahe erschrak, wie sie in ihrer schwarzen Hülle dastand. Aber Cyrilla hatte heute nichts von der gestrigen Feierlichkeit. Sie ging hinter Clarens Stuhl, bewaffnete ihr Auge mit der Brille, und betrachtete die Malerei, einen schönen Strauß von Rosen und Lilien mit Wohlgefallen.

Wenn die Blumen Euch freuen, sagte Clara, so nehmt sie von mir an, sobald ich sie vollendet habe, und gedenkt meiner dabei, wie ich sie trauernd hier aufblühen ließ.

Wohl will ich das, erwiederte Cyrilla, denn diese Blumengeister haben, dünkt mich, Euer Schicksal gewebt, wenn ich es richtig las, und sie stehen noch immer unsichtbar an Eurer Seite, während Ihr ihre irdische Gestalt auf dieß Blatt zeichnet.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Clara, aber

es wäre ein anmuthiger Traum, den zarten Kindern der Natur Geist und Seele zu geben.

Alles in der Schöpfung ist beseelt, war Cyrillens Antwort, doch mit blödem Auge gehn die Sterblichen vor den Wundern, die sie umgeben, vorüber. Die Welt wird klüger, verfeinerter, erfindungsreicher, aber die tiefere, kindliche Weisheit früherer Jahrhunderte ist verloren, und wird zu den Träumen gezählt. Selten nur bewahrt noch ein Enkel das Wissen der begrabenen Geschlechter. Hört jetzt was ich Euch von Blumengeistern sagen will.

Gott steh uns bei, flüsterte Margot Clären zu, ich rathe Euch, hört nicht auf sie. Was mich betrifft, so werde ich in Gedanken meinen Rosenkranz beten, und die heilige Rosalia anrufen.

Ihr müßt wissen, begann Cyrilla, als sie sich in den Lehnsessel niedergelassen hatte, daß meine Voreltern aus Spanien stammen, und zwar aus dem unglücklichen, verfolgten

Geſchlecht der Mauren. Unter Philipps des Zweiten Regierung, wo grauſames Wüthen ſie vertrieb, kamen ſie nach Frankreich, um ein zweites Vaterland zu ſuchen. Aber ob ſie auch hier heimiſch wurden, einem andern Glauben ſich zuwandten, obgleich ihre Kinder und Enkel hier das Licht erblickten, wandte doch ihr Blick ſich ſehnſüchtig nach Süden, über die Pyrenäenkette, in das alte Heimathland. Ihrer Kinder erſte Wiegenlieder waren die Weiſen der Väter; die Sagen unſerer Vorzeit lebten im Munde der Mütter für ſie fort; ihre Sitten, ihre geheimnißvolle Weisheit blieb ein heiliges Erbtheil unter uns, das der ſterbende Vater dem Sohn hinterließ. Auch ich empfing es einſt, es ging mit mir durch eine Welt, der ich kaum noch angehöre, und ſinkt mit mir ins Grab.

Im Jahr 1212 rüſtete ſich die vereinte Macht der Könige von Arragon und Caſtilien zum Untergang ihrer mauriſchen Nachbarn. Bei Toledo ſammelte man das chriſtliche Heer

unter der Fahne des Kreuzes; Franken und Deutsche strömten über die Pyrenäen, um für dieß Panier zu fechten. Kühner als vorsichtig, drangen die Christen auf einer Höhe vor, von welcher nur ein schmaler Pfad in einen von Felsen umschlossenen Schlund führt, der die Thäler von Teleza bildet. In dieser Gebirgöffnung lagen die Mauren im Hinterhalt, und das Heer Muhameds bedeckte die Ebene. — Er selbst hielt auf einem Hügel mitten unter seinen Streitern, angethan mit dem glänzenden Leibrock, den der erste maurische Fürst trug, als er sich diesen Boden unterwarf. In der linken Hand hielt er den Koran, mit der rechten schwang er den Säbel, die edelsten Ritter Arabiens umgaben ihn. Schön und schrecklich war er anzuschauen, wie der feurige Comet, vor dem die Sterne erblassen, aber im Buche des Schicksals stand sein Erlöschen! Denn nicht die Gefahren ihres verwegen besetzten Postens, nicht der Mangel an Nahrung und Trank, nicht die

Unmöglichkeit, einen Weg ins Thal zu finden, schreckte die Christen. Wohl wurden einige Stimmen laut, den Rückzug zu rathen, aber Alphons von Castilien hieß sie schweigen; fest glaubend, Gottes Hand werde ihm den Pfad zeigen. Da kam ein unbekannter Mann im schlichten Gewande, und erbot sich zum Führer. Der König und die Schaar der Christen sahen einen Engel in ihm, doch es war nur ein Hirt, der mit seiner Heerde die verschlungenen Gebirgswege durchzog, wo Rosmarin und Quendel duftete. Durch hohle Wege und finstre Schlünde ging der Zug, Felsen wurden erklettert, Abgründe umgangen; schmale, schroffe Pfade, mehr für Gemsen als Menschen gemacht, führten die Krieger ans Ziel. Die Heere standen sich gegenüber; ein Kampf begann, den kein Mund schildert. Wie Welle gegen Welle, Sturm gegen Flamme, wie unterirdische Gluth gegen die alte Rinde der Erde, so kämpften

Menſchen mit Menſchen; die Chriſten ſieg-
ten, und mein Volk unterlag.

Ein chriſtlicher Jüngling, kaum dem Kin-
desalter entwachſen, war bei dem gefährlichen
Wege, den der Hirt anführte, verloren ge-
gangen, ohne daß man ihn vermißte. Ein
Fehltritt, ein kleines Straucheln hatte ihn
vom ſchroffen Pfade in einen Abgrund ge-
ſtürzt, wo er bleich und athemlos lag, wie
eine verwelkte Blume, während ſeine Brüder
Gott für den Sieg prieſen. Ihn fand am
zweiten Tage ein alter Araber, der in den
Gebirgen einſam lebte, als er vor Sonnen-
aufgang die Kräuter zu mancherlei geheim-
nißvollen Säften ſuchte. Er dachte nicht an
den Unterſchied des Stammes und des Glau-
bens, belud ſich mit dem ſtarren Körper, und
trug ihn in ſeine Hütte. Wohl hätte kein
gewöhnlicher Arzt das ſtockende Herzblut wie-
der fließen gemacht, die zerquetſchten Glieder
geheilt, den ausgelöſchten Funken der Bruſt
wieder entflammt. Der Weisheit des Alten

gelang das Unglaubliche. Tränke und Salben, die jetzt Niemand mehr kennt, wunderbar stärkende Bäder, erhielten das fliehende Leben, aber langsam heilten die tiefen Wunden, zögernd kehrte die jugendliche Kraft zurück, und der ungeduldige Kranke war dem Vogel gleich, der vergebens die gestutzten Flügel prüft, um wie sonst über Land und See zu fliegen. Sein wankender Schritt konnte ihn nur mit Mühe in den Garten tragen, der nahe bei der Hütte, von des Alten Hand gepflegt, mit Blumen und Früchten prangte. Weiter sich zu wagen, die rauhen Bergpfade zu betreten, blieb ihm Monate lang unmöglich. —

Die Blumen, welche Ihr vor Euch habt, Rosen und Lilien, blühten wechselnd in den gewundenen Gängen des Gartens; neben ihnen, in ihrem Dufte, verlebte der Jüngling die schwermüthigen Stunden seiner Abgeschiedenheit. Wenn die Sonne aus dem Meere stieg, und den reinen Thau von den

Kelchen küßte, fand sie ihn; er verweilte einsam, während sein Pfleger die Berge durchstrich, bis der Pfeil der mittäglichen Gluth ihn unter das schützende Dach bannte. Auch Abends, wenn der Mond die Blumen besuchte, sah er ihn am Arme des Greises umhergehen, und warf lächelnd sein glänzendes Silber auf die Beiden, Jugend und Alter mit gleicher Schönheit verklärend.

Sieh Vater, sagte der Christ eines Abends, wie das wachsende Grau der Dämmerung mehr und mehr die reiche Farbenpracht des Tages umspinnt. Das frische Grün der Bäume wird zum düstern Schatten, die Rose erlischt, die in der Sonne so herrlich erscheint, nur die schlanke Lilie glänzt durch die Umhüllung. Ihr strahlendes Weiß blickt noch allein aus der Nebeldecke hervor, und der hohe Stengel trägt sie triumphirend, wie eine Engelsgestalt.

Was Du bemerkst, mein Sohn, antwortete Jener, hat einen tiefen Grund. Der

Geiſt der Roſe bedarf des Sonnenlichts zu ſeinem Schimmer, der Geiſt der Lilie erhellt ſelbſt die nächtlichen Dunkel. Lerne ſie kennen, Du verdienſt es, durch den Schleyer der gemeinen Sinnenwelt zu blicken. — Aber folge mir jetzt in die Hütte; der feuchte Mantel der Nacht legt ſich über die Erde, und bereitet ihr das dunkle Lager. Morgen ſollen Deine Augen einen Strahl der mächtigen Flamme ſehen, die den Weiſen umleuchtet.

Während der Jüngling die kurze Nacht verſchlief, miſchte der mänriſche Vater in mitternächtlicher Stunde einen wunderbaren Trank, den er Jenem am Morgen reichte; den Tag wandte er an, ihm ein einzelnes Blatt in dem großen Buche der Natur zu zeigen, deſſen goldene Schrift anfangs die blöden Augen des Neulings blendete. Wie aber der Abend heranſchritt, hieß er ihn hinausgehen unter die Blumen, ohne ihn dießmal zu begleiten. Wer beſchreibt die Wunder, die hier ſein aufgeſchloßner Blick ſah. Zarte Geiſter-

gestalten, von ätherischer Klarheit umflossen, standen an der Stelle der Blumen, und glichen ihnen, wie Geist und Körper sich gleichen. Ueppig schön, in strahlender Schöne, lachend, feurig, in verführerischem Reiz, grüßte ihn der Geist der Rose; seine Seele entbrannte, ein süßer Rausch ergriff sein Herz, seine Pulse schlugen höher, er glaubte sich zum Himmel erhoben. Aber still, freundlich, mit Himmelsblicken, wenn auch ernst, und von minderem Reiz, trat die Lilie ihm entgegen. Ihr Lächeln war reines Wohlwollen, ihr Sternenauge sprach ruhige Würde, unveränderte Milde. Ueberrascht, entzückt von dem Anblick dieser Beiden, hatte der Jüngling kein Auge für das Gewühl, das sie umgab. Das gebückte, unter einem Busch hervorlauschende Veilchen, das gaukelnde Geschlecht der Tulpen, das ihn phantastisch geschmückt, umtanzte, die stolzblickende Kaiserkrone, die tiefsinnende Nelke, gewannen ihm keinen Blick ab. Seine Rechte er-

griff die zarte Hand der Rose, die linke bot er der Lilie entgegen, und ging in ihrem Geleit, bis die Lichter des Himmels erschienen. Da verschwand der reizende Rosengeist, aber die andere Lichtgestalt blieb, und ihr weißer Glanz leitete seinen Weg zu der Hütte, wo er süß träumend auf sein Lager sank.

Wie könnte ich Euch die Art des Umgangs schildern, der nun ununterbrochen den Jüngling beglückte, wie mit irdischem Munde die geistige Verbindung aussprechen, die Beide mit ihm verknüpfte. Jeden Abend, sobald die Schatten länger wurden, und der Sonnenwagen niederwärts lenkte, zeigte ihm seine Gefährtinnen, doch immer sah die Rose mit dem letzten Lichtblick, während die Lilie nur heller durch die Dämmerung glänzte. Zärtlich voll Feuer aber launenhaft, bald schmeichelnd, bald verletzend war die Rose; still sich opfernd, treu und immer gleich die blasse Lilie. Er liebte Beide, er schwankte unstät zwischen ihnen, sein Herz gehörte der Einen,

seine Phantasie zog ihn zu der Andern hin. Pfeilschnell flog indessen die Zeit über seinem Haupte verüber; Tag auf Tag, Woche auf Woche nahm sie mit, und er hörte das Rauschen ihres Flügels nicht, und zählte die versunkenen Stunden nicht mehr.

Sohn! sagte endlich der Greis, vier Monden sind vergangen, seit das Kreuz dort in der Ebene den Halbmond niederwarf. Deines Armes Kraft ist wiedergekehrt, Deine Wunden sind geschlossen; geh zu den Deinen, und aus Dankbarkeit verrathe des Greises Wohnung nicht. Die Geister, denen Du Dich verbandest, werden Dir folgen, wohin Dein Fuß sich wenden mag. Mußt Du aber einst zwischen Beiden wählen, so höre meinen Rath: die Rose kann Dich entzücken, aber nur die Lilie wird Dich glücklich machen. Die Rose begleitet Dich durchs Land der Jugend, und flieht an den Grenzen des Alters, aber die Lilie geht mit Dir hinüber, schmiegt sich enger an Dich, je ärmer Dein Leben wird,

bleibt Dir in der Nacht des Unglücks zur Seite, wie ihr irdisches Bild durch unsre irdische Nacht scheint. Freundschaft heißt die Lilie, Liebe die Rose! —

So sprach der Greis, und seinen Rath wohlerwägend, schied sein Pflegling aus der gastfreien Hütte. — Den Staub des weisen Alten haben längst die Winde verweht, seine Grabstätte kennt Niemand mehr, seine Geheimnisse sind zum Mährchen geworden. Kein Auge erblickt die zarten Wesen, von denen ich Euch unterhielt, aber Freundschaft und Liebe wandeln unter uns, und knüpfen ihre Fäden in das Gewebe unserer Tage. — Hat mir das Buch der Gestirne wahr gerebet, so habt Ihr die Lilie verworfen und die Rose gewählt. Hütet Euch vor den Dornen! — Prüft Euer Herz, Ihr glaubt es schon geheilt, aber noch schwankt es unstät umher, wie das bewegte Meer. Des Schicksals Hand wird es lenken. — Frankreichs Boden wird Euch nicht behalten; diese Mauern, diese

Thore werden sich öffnen müssen, Euch zu entlassen, ehe ihr Herr hier einzieht, denn schwer verwundet vor den Verschanzungen von Bonn seufzt er auf deutscher Erde, wie Ihr in seinem Vaterlande. Hofft indessen auf keine Flucht, sie würde mißlingen. Ein anderes Ereigniß muß die Wahrhaftigkeit meiner Worte ans Licht bringen.

Hier schwieg Cyrilla, erschöpft von der Lebhaftigkeit, mit welcher sie gesprochen hatte; sie sank in den Sessel zurück, schloß die Augen, und war bald entschlummert, wie es ihr oft geschah, wenn ihr Geist den schwachen Körper auf kurze Zeit mit sich fortgerissen hatte. Margot konnte diesen Zeitpunkt kaum erwarten, um ihre Zunge frei zu brauchen.

Nun was sagt Ihr? fragte sie flüsternd, denn ich wette, Ihr habt jedes Wort gehört, während ich mich wohl hütete, meinen Ohren ein Gleiches zu verstatten. — Aber um aller Heiligen willen, nehmt Euch in Acht.

Der Feind lauert uns allen auf, doch wenn ich es sagen darf, ohne Euch zu mißfallen, am meisten denen, die sich aus dem Schooß der heiligen Kirche entfernt haben. Bedenkt nur die sichtbare Vorliebe, mit welcher sie von den verdammten Heiden, ihren Vorfahren sprach, und wie sie den Engel, der gewiß und wahrhaftig ein leibhafter Engel war, zum gemeinen Hirten machte, und wie — —

Aber ich glaubte, unterbrach sie Clara, Du hättest von dem Allen nichts vernommen?

Gewiß, antwortete Margot, ich hörte nicht auf das sündliche Geschwätz, das heißt, ich that mein Bestes, um nichts zu hören. Aber wenn es mir schon nicht gelang, ganz taub zu bleiben, da ich eine geweihte Reliquie bei mir trage, wie muß es Euch ergangen seyn. Wahrhaftig, ich bin besorgt um Euch, und möchte Euch selbst von hier helfen, wenn es vor der Wachsamkeit der Hexe, und ihrer geheimen Dienstbeten — Gott sey bei uns — geschehen könnte.

Clara lächelte über den Eifer des Mädchens, während die herzliche Liebe, die sie ihr schon lange bewiesen hatte, und die sich auch hier so kunstlos aussprach, sie tief bewegte. Von Allem geschieden, woran ihr Herz hing, selbst der leblosen Zeugen ihres glücklicheren Daseyns beraubt, war Margets Anhänglichkeit der einzige Trost, in einer traurigen Gefangenschaft, und die lebendige Fröhlichkeit ihres Sinnes, ein kräftiges Gegenmittel für den stummen Gram in Clarens Brust, den die Einsamkeit grausam schärfte. Bilder der Vergangenheit, stille Betrachtungen ihres eignen Herzens, die uns am sichersten zur Wahrheit führen, Erinnerung an die seligen Tage, wo sie sich mit Albeck verband, und liebevolle Sehnsucht nach der mütterlich gesinnten Elsbeth, erfüllten ihre einsamen Stunden. Sie zog dann das Taschenbuch ihres Vaters hervor, fast das Einzige, was sie von sonst besaß, las jedes Blättchen, nehte es mit Thränen, und glaubte oft die Gegen-

wart des lieben Verklärten zu empfinden, und seiner Verzeihung für ihr Unrecht gewiß zu werden. Hier fand sie auch, unter andern Papieren, die das Buch enthielt, eine Nachricht über ihren kleinen Familienschatz, und den Ort, wo er verborgen war. Sie seufzte — indem der mondhelle Abend, wo sie an jenem zerstörten Platz saß, ihr aufs Neue verschwebte; ach, auch sie hatte dort ein Hoffnungspfand eingesenkt, an dessen Wirksamkeit sie nun nicht mehr glauben konnte. —

Um die Mitte des September trat Margot eines Abends mit geheimnißvoller Miene zu Claren ein, deckte schweigend den Tisch, nahm einen Teller, legte schnell etwas glänzendes darauf, und reichte ihn ihrer Gebieterin hin. Clara erkannte sogleich das goldene Schaustück, mit den Worten: treu ohne Wandel, und dem kenntlichen Gepräge, das sie so oft in ihren frühsten Tagen, auf Elsbeths Schoeß sitzend, betrachtet hatte; sie hielt es erstaunt in der Hand, und sor-

derte von Margot eine Erklärung, wie sie zum Besitz des Goldstücks gelangt sey, oder wem es gehöre. —

Das Mädchen sah sich überall mißtrauisch um, setzte sich dann dicht neben Claren, und erzählte: wie ein deutscher Herr seit einiger Zeit in der Nähe des Schlosses sey, und auf manche Art Eingang gesucht habe, doch immer vergebens. Wie er endlich ihren Vater ausgeforscht, und ihn zu bewegen gewußt hätte, ihm eine Unterredung mit Claren zu gönnen, und Henget seine Tochter gestern gegen Mitternacht mit an die Pforte genommen habe, um alles zu verabreden. Um Euch zu versichern, daß er ein Freund sey, fuhr sie fort, gab er mir das Goldstück; es brannte mir in den Händen den ganzen Tag über, aber ich durfte es Euch nicht zeigen, bis alles sicher war. — Gebe der Himmel, daß es jetzt sicher ist. —

Um Gotteswillen, rief Clara aus, sage mir mehr. Du hast ihn gesehen, wie sah er

aus, beschreibe mir seine Gestalt, seine Stimme, sein Gesicht!

Ja, was sein Aussehn betrifft, sagte Margret, es war es freilich so dunkel, als ich ihn sah, daß es einen von den Wundertränken aus den Erzählungen der Donna bedurft hätte, um meine Augen zu öffnen, wenn ich Euch sein Gesicht schildern sollte. Seine Gestalt war groß und edel, mehr kräftig als schlank, seine Stimme männlich und sehr dringend.

Du beschreibst Einen, sagte Claro nachdenkend, der sich nicht im Besitz dieses Pfandes glaubte. Der es gefunden haben könnte, ist fein und zart gebaut, eine Gestalt, die man eher klein als groß nennen könnte, feurig in jeder Bewegung, seine Sprache ist schnell, seine Worte schildern ein lebhaft bewegtes Gemüth.

Ihr malt ihn genau, erwiederte Margret. Ehrlich, so sehr groß mag ich ihn nicht nennen, will man genau gehen, so möchte

er eben Mittelgröſſe haben, und was die Stärke betrifft, ſo iſt er allerdings zierlich gewachſen, wie Ihr ſagt. Feurig genug war ſeine Beredſamkeit, Ihr mögt es Euch denken, da es ihm gelang, meines Vaters Herz für ſich zu rühren, das ſonſt Eiſen und Stahl in ſeinem Dienſte iſt. Aber was thut es auch, wenn der arme Herr morgen Abend ein halbes Stündchen mit Euch ſprechen darf, in Hougets Gegenwart, und ohne Möglichkeit zur Flucht, denn freilich Euer Entkommen würde des braven Hougets Unglück ſeyn. —

Clara betrachtete das Goldſtück noch immer, ſie hörte nicht was Marget ſprach. Wer war es, der es ihr ſandte? Wer ſollte ſie wiederſehen? Hatte Reinhold ihre Nachricht gefunden und zugleich das Geheimniß ihres Vaters entdeckt? Sollte Albeck davon gewußt haben? Welcher von Beiden war es, der ihr: treu ohne Wandel, in ein fremdes Land gefolgt war, der ihre Spur gefunden hatte, und ſie zu retten ſtrebte? — Umſonſt

nöthigte Marget ſie zum Abendeſſen, es blieb unberührt, und eben ſo wenig genoß ſie dieſe Nacht der Ruhe. Sie hörte jeden Stundenſchlag vom Schloßthurm ſchallen, und ſah den verhängnißvollen Tag mit banger Unruhe anbrechen. Er verging langſam ſchleichend; die Dämmerung kam, es kam die Stunde, wo Cyrilla frühzeitig ihr Lager zu ſuchen pflegte. Clarens Herz pochte, als ſie ihr gute Nacht ſagte, und Marget ſchöpfte freier Athem, wie ſich die Thür hinter ihr ſchloß. Noch drei lange Stunden mußten vorüberſchleichen, ehe der Augenblick erſchien; das Geſpräch ſtockte immer mehr, trotz Margets Bemühungen. Man horchte auf das leiſeſte Geräuſch. — Jetzt ſchlägt es zehn Uhr, ſagte Margot, jetzt iſt Alles ſtill, aber nein — im Hofe läßt ſich Etwas hören. — Schritte tönen durch das Haus. Es iſt wohl der alte Caſtelan, der die Treppe herauf kömmt. Aber das iſt mehr als Ein Schritt! — — Hilf Himmel, welcher böſe Geiſt bringt eben heute

ſolche Bewegung in die ſtille Nacht! Thüren knarren. — Horcht! war das nicht das große Thor, das ſich aufthat? Clara öffnete das Fenſter, es war ſchwarze Nacht, ſie konnte nichts unterſcheiden, und alles ſchien wieder ruhig. Abermals verging eine ſchleichende Stunde. Gottlob, rief Margot nach langem Schweigen, ich glaubte ſchon, irgend eine dienſtbare Eule hätte unſern Anſchlag gehört, und ihrer Gebieterin ins Ohr gekrächzt. Kommt jetzt, daß ich Euch meine Kleider anlege. Die beſten, die ich habe, und die mir ſehr wohl ſtehen, wie ein gewiſſer Jemand meint, ein armer Junge — Gott ſchütze ihn! der da iſt, wo Ihr gern ſeyn möchtet, in Euerm Vaterlande. So — das Tuch über den Kopf, die helle Farbe des Chignons muß bedeckt werden. Seht Euch an, Ihr ſeht allerliebſt aus, aber der fremde Herr wird Euch kaum erkennen.

Großer Gott, wen werde ich finden! ſeufzte Clara leiſe. O Du Lenker der Schick-

sale, zeige mir den, den Du selbst für mich gewählt hast. Du kennst mein Herz und weißt, daß es über die Verirrungen gesiegt hat.

Hier nehmt die Lampe, rief Margot, es ist Zeit, nun wird der Vater den Herrn eingelassen haben. Schreitet getrost die Treppen hinab, dann links, in den bedeckten Bogengang, bis an die letzte Thür, das ist Hougets Wohnung. Niemand wird Euch aufhalten. Ich bleibe hier, bis Ihr zurückkommt. — Wie Ihr zittert. — Aber was war denn das? — Hört Ihr nichts. — Es war, als ob eine Thür sich in den Angeln drehte. — Heilige Rosalia, das ist der schleppende Schritt der Alten! — Nehmt Euern Mantel, um die Masquerade zu verstecken, und setzt Euch nieder.

Kaum hatte Clara den Mantel umgeworfen und sich todtenblaß in ihren Sessel gesetzt, als die Thür aufging, und Cyrilla eintrat. Sie sagte nichts, um den späten Besuch zu erklären, aber als Margot in der Angst von

einer Unpäßlichkeit ihrer Dame sprach, gab die Alte sich die Miene, dieß geahnet, und deshalb ihre Ruhe unterbrochen zu haben. Sie setzte sich neben die zitternde Clara, nahm ihre Hand, prüfte den Puls, zog aus einer großen Sammettasche, die an ihrem Gürtel hing, ein Büchschen hervor, um ihr die Schläfe zu reiben, und befahl Marget, die Kranke sogleich zu Bette zu bringen, indem sie erklärte: sie selbst werde bei ihr wachen. Umsonst wandte Clara alle Beredsamkeit an, um sie zu überzeugen, daß der unbedeutende Zufall schon vorüber sey; sie bestand hartnäckig auf ihrem Willen, zog sich jedoch in einen Winkel des Zimmers zurück, recht als hätte sie den verdächtigen Kleidertausch, der nun sichtbar werden mußte, nicht bemerken wollen. Zugleich gab sie Marget die Weisung: sie möge keinen vergeblichen Weg zu Houget unternehmen, weil er vor etwa einer Stunde, in wichtiger Angelegenheit nach Paris geschickt werden sey, und dann zu sei-

nem Herrn reisen werde. Die Mädchen warfen sich bedeutende Blicke zu, und drückten einander seufzend die Hände. In einer Stimmung, die sich nicht beschreiben läßt, legte sich Clara aufs Bett; sie weinte heiße Thränen in die seidenen Kissen, und verhüllte ihr Gesicht, mit eben so viel Groll, als heimlichem Grauen, vor der kleinen Alten, die noch einmal zu ihr trat, ihr gute Nacht wünschte, und sie bat, sich aller Sorgen zu entschlagen. Ihr habt Euch Eure Krankheit wohl selbst zuzuschreiben, Kind, sagte sie, Ihr kennt die Luft noch nicht, in welcher Ihr lebt.

Clara weinte noch lange, schlief wenig, und stand am Morgen fast trostlos auf. Ihre Schwermuth wurde drückender, nachdem eine schöne Hoffnung vor ihr zerronnen war; Cyrillens Gesellschaft ward ihr peinlich; ihr einziger Freund, der alte Houget, war fern, vielleicht um ihretwillen verläumdet; ihr Retter konnte nicht zu ihr dringen, hatte wohl

den Ort schon wieder verlassen, wo sie lebte. Ach! sie wußte nicht einmal seinen Namen denkbar in ihrem Herzen zu nennen. — So in trauriger Einsamkeit kam die finstere Jahrszeit heran, und verstrich mit ihren kurzen Tagen, denn auch die Stunden der Schmerzen und des Grams sind geflügelt, ob wir gleich wähnen, sie weilten länger als ihre glücklichen Schwestern. Der Januar brachte heilige Gedächtnißfeste mit, die sie wehmüthig beging, aber als die ersten Tage des Februars schon den vollen Frühling einzuführen schienen, konnte ihr kindliches Herz sich der gewohnten Lenzesfreude nicht ganz entschlagen, und auf den balsamischen Lüften, die sie umwehten, schwebte die Hoffnung, die in der winterlichen Oede gestorben war.

Da stürzte einmal früh am Morgen Margret ins Zimmer, Thränen in den glänzenden, schwarzen Augen, aber das Lächeln der Freude in allen Zügen. Sie beugte sich auf

Clarens Hände nieder, die sie küßte und wiederholt an ihre Brust drückte. Ihr seyd frei! rief sie jubelnd aus, ja gewiß, Ihr seyd frei! — Vergebt nur, daß die arme Margot weint, es ist mehr als halb vor Freude. Eine Botschaft an die Donna ist diesen Morgen gekommen, Euch abzufordern; Niemand weiß von wem, aber genug, sie hat sich dem Befehl gefügt, und mir geboten, Euch Eure Abreise anzukündigen, und Euch anzukleiden. Ach, das Letztemal werde ich nun Eure weichen Locken ordnen, und Euch schmücken. Es wird alles wieder so traurig hier werden, als es war, ehe Ihr kamt.

Clara stand wie bezaubert. Wäre es möglich, rief sie aus, indem sie das Mädchen in die Arme schloß — sollt ich wirklich gerettet seyn, meine Lieben wiedersehn, in mein Vaterland zurückkehren dürfen? O, sage mir mehr, Botin des Glücks, daß ich gewiß werde, nicht zu träumen.

Margot erzählte, versicherte von Neuem,

trieb mit Ungeduld zum Ankleiden, wählte und verwarf die Stücke der Toilette, und ergoß sich wechselnd in freudigen Glückwünschen und rührenden Klagen. Bald zog ihr Geschäft ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich, und sie beschaute wohlgefällig mit nassen Augen ihr Werk, bald ließ sie die Hände sinken, und kniete vor Claren nieder, ihr Lebewohl zu sagen. Gerührt von des Mädchens Liebe, schlug ihr Clara vor, sie zu sich zu rufen, sobald ihr Schicksal im Vaterland gesichert sey, und dort schwesterlich für sie zu sorgen. Aber sie schüttelte traurig den Kopf. — Es müßte wohl schön seyn, bei Euch zu leben, sagte sie, aber es geht doch nicht. Die Schwalbe liebt ihr Nest, und die Pflanze sucht die Luft, in der sie leben kann, wie vielmehr muß der Mensch sein Land lieben. Und solch ein Land! — Nein, Madame, Frankreichs Kinder finden keinen Platz in der Welt, wo sie die Heimath vergessen könnten. —

Clara war nun reisefertig, aber sie be-

griff noch immer ihr Glück nicht; taumelnd ging sie an Margots Hand zu der Donna. Die Alte neigte sich tiefer vor ihr, sagte ihr aber nicht mehr als sie schon wußte, und berief sich auf ihre Vorhersagung. Die Zeit ist da, sprach sie, wo ein Wort die Riegel von unsern Thoren schiebt, die Euch bis jetzt verwahrten. Ich wußte es wohl, sie würde kommen. Geht nun in Frieden, und denkt der Lilie und Rose, denn Liebe und Freundschaft haben sich verbündet, Euch zu befreien. Doch nur Eine hat das Ziel erreicht! — Dann legte sie gerührt ihre welke Hand auf Claras weiße Stirn, sprach einen Segen über sie aus, rief zwei fremde, reichgekleidete Diener herbei, übergab ihnen Claren, und entließ sie mit dem Anstande einer Fürstin, die ein Gesuch gewährt hat. Margot begleitete Claren an den Wagen, der im Schloßhofe hielt. Sie schieden unter herzlichen Umarmungen, und als der Wagen fortrollte, sah Clara noch lange nach dem grauen Thor zu-

rück, wo Margot ihr weißes Tuch zum Abschiede wehen ließ.

Die einfache, still erzogene Clara, der achtzehn Jahre wie ein einziger ruhiger Tag in den Mauern des Vaterhauses verflossen waren, hatte seit Jahresfrist so viel seltsamen Schicksalswechsel erfahren, daß ihr ein Rückblick auf diese Zeit oft wie ein buntes Mährchen erschien. Weggelockt aus ihrem Vaterlande, über die Trümmer ihrer Wohnung geführt, unter fremden Menschen gefangen gehalten, mit den Fäden der Theilnahme, der Geselligkeit an sie geknüpft, zu denen sie nicht einmal in ihrer Mundart reden konnte; Monate lang zwischen düstern Mauern beschränkt, war sie nun auf einmal, von der freien Frühlingsluft angeweht, in einer unbekannten Gegend, ehrfurchtsvoll bedient, in prächtiger Umgebung, auf einer Reise, deren Endpunkt man ihr hartnäckig verschwieg. — Ihre Gedanken, bald auf den Räthseln der nächsten Zukunft weilend,

bald zu der lieberollen Margot und der wunderlichen Alten zurückkehrend, waren ihr hinreichende Gefährten auf einer kurzen Reise, die der Wechsel ganz neuer Gegenstände noch mehr verkürzte. Das Ziel war ein prächtiges Schloß, mitten in einem Lustwalde gelegen, dem nur der volle Blätterschmuck fehlte, um das Zauberische des Aufenthalts zu vollenden. Hier ward Clara an den Stufen der breiten Marmortreppe von einem eisgrauen, zierlich gekleideten Mann mit großer Förmlichkeit empfangen, und hinauf in ein prächtig ausgeschmücktes Cabinet geführt, wo Erfrischungen aller Art bereit standen. Der alte Diener bat sie, hier zu verweilen, bis seine Herrschaft ihre Promenade geendet hätte, und entfernte sich dann tiefgebückt und feierlich durch eine entgegengesetzte Thür.

Clara hatte noch nicht lange an dem hohen Fenster gestanden, das eine lange Allee hinabsah, als sie eine verschloßne Sänfte erblickte, und ihr zur Seite einen Mann von

hohem Anſtande zu Fuß, der von Zeit zu Zeit ſich niederbeugend, mit der Perſon in der Sänfte eine Unterhaltung zu führen ſchien, wobei er jedesmal den Hut abnahm, bis das kurze Geſpräch geendet war. Ein Gefolge von Herren und Dienern in glänzender Tracht, hielt ſich in einiger Ferne, und ſo kam der Zug dem Schloſſe näher, wo er Clarens Augen entſchwand. Sie hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn bald ward es in den Zimmern neben ihr laut, durch die der alte Kammerdiener gegangen war; ſie hörte Stimmen, hörte Thüren öffnen und ſchließen, und da ſie glauben mußte, die Dame des Hauſes ſey zurückgekehrt, und wahrſcheinlich in jener Sänfte verſchloſſen, ſo flog ein leichtes Zittern banger Erwartung durch ihren Körper. Jetzt nahen ſich leiſe Schritte, die hohe Flügelthür des Cabinets öffnet ſich, der graue Alte winkt ihr ſchweigend, und mit ungewiſſem Gange geht ſie über die Schwelle. Ein koſtbar ausgeziertes

Zimmer zeigte sich ihr, eine Frau von majestätischem Ansehen erhebt sich vom Lehnsessel und tritt ihr zwei Schritte entgegen, während der alte Diener leise wie mit Geistertritt verschwindet. Clarens schüchterner Blick ruhte nur einen Moment auf der Gestalt der Dame, aber sie glaubt eine Fürstin zu sehen, und unwillkührlich beugen sich ihre Knie tiefer vor der hohen Erscheinung.

Die Frau, vor welcher das junge Mädchen stand, eine der Bedeutendsten, durch ihren Geist wie durch ihre Schicksale, war allerdings mit einem Schimmer von Hoheit umkleidet, der von ihr selbst ausging, und die gesuchte Einfachheit ihres Anzugs wirkungslos machte. Sie war nicht jung, und mochte nie schön gewesen seyn, aber der Ausdruck ihres Gesichts flößte ein Gefühl ein, wie es Schönheit nicht immer hervorbringt. Ihre geistvollen Augen, die sie mit Festigkeit auf denen ruhen ließ, die sie ihrer Aufmerksamkeit würdigte, übten eine seltene

Gewalt über das Gemüth; sie sprachen Herrscherwunsch und Herrscherkraft und tiefe Kenntniß des Menschenherzens aus, aber sie zeigten auch die ernste Erhebung eines großen Geistes, über irdische Größe und irdisches Weh. — Ruhe und Ernst war der herrschende Geist in ihren Zügen, darum bezauberte der Anflug eines angenehmen Lächelns um so mehr, das, wenn sie sprach, ihr Gesicht erheiterte. Ein weites, braunes Gewand, das sie ganz verhüllte, ließ sie eher älter erscheinen, als es sie verjüngte, ein Spitzenschleier legte sich nonnenhaft um ihre Stirn. Aber mochte sie königlichen Glanz königlich verschmähen, er war unsichtbar in ihrem Gefolge, und wenn die Geschichte ihr Bild wahrhaft gibt, so war sie nicht gleichgültig gegen einen Triumph, den sie mit keiner äußern Zufälligkeit theilte.

„Ich hoffe, Mademoiselle, redete sie Clären an, man hat mich nicht falsch unterrichtet, indem man meinen schwachen Einfluß suchte,

um Euch aus eben so seltsamen als unangenehmen Verhältnissen zu befreien. Laßt mich wissen, ob der Machtspruch seiner Majestät unsers Herrn, den ich zu bewirken glücklich genug war, keinen Fehlgriff veranlaßt hat. Heißt Ihr Clara Ladenberg, ist Speyer Eure Vaterstadt, und hat man Euch gewaltsam von dort weg nach dem Schlosse geführt, wo Euch meine Abgesandten fanden?

Ja, gnädigste Frau, antwortete Clara beklommen, es ist Alles wie Ihr sagt. — Möchte eine unbeschützte Fremde Euch doch genug danken können, für die Wohlthat, die ihr durch Euch widerfuhr.

Also wirklich eine gewaltsame Entführung? fragte Jene. Die Geschichte paßt mehr in die Zeiten unserer Väter, als in die Unsrigen, und in der That, wir hatten unsere Zweifel. Der Herzog ist jung, schön und verführerisch, er kennt alle Künste der feinsten Galanterie, und unser Geschlecht hat die meisten Schwächen gegen Männer seiner Art. —

O, gnädige Frau, sagte Clara mit großer Lebhaftigkeit, Ihr habt den Grund dieser Zweifel nicht in Eurem Herzen gefunden. Ihr wißt nichts von solcher Schwäche der Frauen, und — erlaubt mir es zu sagen — ein deutsches Mädchen wird durch die falschen Künste herzloser Galanterie nicht gewonnen.

Die hohe Frau lächelte. Ich wünsche Euch Glück zu solcher Denkart, sagte sie, und mir zu der guten Meinung eines offnen, deutschen Mädchens. Ihr habt Recht, es ist nichts in mir, das leidenschaftlicher Schwäche das Wort redete, oder sie nur zu begreifen vermöchte. Der Ernst hat mich durchs Leben geführt, immer bin ich seinen Eingebungen gefolgt. — Aber Ihr wißt noch nicht, daß Eure Befreiung das Werk eines Freundes ist, der mit unermüdeter Treue für Euch gewirkt hat. Ihr dürft nicht erröthen! Wenn er die Wahl Eures Herzens ist, so habt Ihr mir bewiesen, daß es nur durch wahren Werth gewonen wird. — Man sagt viel zum Lobe

des kleinen, geflügelten Gottes, ich kenne ihn nicht; aber gewiß gibt es eine höhere Liebe, als die seine Fackel entzündet, und diese hat keine Flügel. — Lebt wohl, Mademoiselle, und wenn Ihr in Eurem Vaterlande glücklich seyd, so denkt an die Stunden in Marly le roi, und Franziska von Maintenen! In jenem Zimmer werdet Ihr Euern Freund finden! —

Während Clara schweigend, betäubt von Ueberraschung, und stürmischer Erwartung die Hand der Madam Maintenon küßte, schellte diese dem alten Diener, der die Thür des Cabinets weit öffnete, und die Fremde, tief gebückt, bis über die Schwelle geleitete. Hier nun war ihrem Herzen das heiligste Fest bereitet, denn Albeck trat ihr entgegen. Sein schönes Gesicht glänzte in seliger Freude, er breitete die Arme nach ihr aus, und sie sank an seine Brust. Albeck! — rief sie aus — ja, nun hat Gott alle meine Wünsche erfüllt. Ich bin frei, und bin es durch Euch.

Mein Herz ist Euer, es hat nie aufgehört, Euch zu lieben. Bei dem Andenken meines theuern Vaters, der Irrthum ist verschwunden, der uns auf kurze Zeit trennte.

Laßt uns jetzt davon schweigen, liebes, theures Mädchen, antwortete er mit nassen Augen, und die Zeit unser Schicksal entscheiden. Alles ist bereit, ein Land zu verlassen, wo Ihr so trübe Tage gelebt habt, und die alte Elsbeth freut sich in diesem Augenblick schon der glücklichen Nachricht, daß ich Euch gefunden habe.

Clarens Erzählungen auf der Reise nach Straßburg, wo Elsbeth noch lebte, haben nichts Neues für uns, und eben so wenig wollen wir Schritt vor Schritt den Bemühungen Albecks folgen, der nach ruhelosem Forschen endlich ihre Spur fand, und da alles andere fehlschlug, gleichsam auf einer goldenen Leiter die Höhe erklomm, von welcher ihm Hülfe ward. Er suchte durch verschwenderische Freigebigkeit die Wege zu bahnen,

welche zum Ohr der vielvermögenden Frau führten, die Königin war, ohne es zu heißen, und Ludwig den Vierzehnten klug beherrschte, ob sie es gleich mit seiner Heuchelei zu bedecken wußte. — Im Anfange seines irrenden Ritterfahrt hatte Albeck jeden seiner Schritte zu Reinholds Kenntniß gebracht; Beide suchten das Ziel auf verschiedenen Wegen, aber ein Mittelpunkt führte ihre Nachrichten zusammen, die jedoch lange nur von beständigen Fehlschlagungen sprachen. Nach drei Monaten fruchtloser Mühe wurde Reinhold durch den Befehl seines Herrn gezwungen, nach Deutschland zurückzugehen, und seitdem hatte Albeck nichts von ihm gehört. Ein trostloser Brief meldete damals dem Freunde die harte Nothwendigkeit, ihm sein theuerstes Geschäft allein zu überlassen, und mit dem lebhaftesten Widerstreben verließ Fabrizius den französischen Boden. Er kam bei dem Landgrafen an, und wurde sogleich mit Geschäften überhäuft, die seinen trüben

Gedanken nicht Raum gaben, ſich zu nahen;
ein Sommermonat ging vorüber, ohne daß
er es bemerkt hatte, und nun wählte ihn
ſein Herr zu einer Sendung nach Däne-
mark. Sein Geſchäft, die Reiſe, das fremde
Land, Alles zog das leichtbewegliche Gemüth
von der Vergangenheit ab, und der glühen-
de Schmerz, mit welchem er in den Ruinen
von Speyer, und in Frankreich an Claren
dachte, konnte jetzt beinahe nicht mehr er-
künſtelt werden. Ihr Bild verlor die himmli-
che Glorie, und ſank zu einem hübſchen Mäd-
chenbilde herab, ja es erſchienen hie und da
Schönheiten, die ſein Herz in eine gleiche Be-
wegung brachten. Ein glänzendes Haus hatte
ihn aufgenommen, ſein Geſchäft verzögerte
ſich, er wurde heimiſch in dem neuen Kreiſe,
und unfähig, ohne eine zärtliche Neigung zu
ſeyn, knüpfte ihn bald mehr als Ein Faden
ſeines Antheils an die ſchöne, geiſtreiche Tech-
ter des Hauſes, die das vollkommene Bi-
ſpiel von Claren, ihn wechſelnd anzog und

abstieß. Ihre Kälte reizte ihn, ihre Coqueterie spornte seine Eitelkeit, die Schwierigkeiten, die ihren Besitz umlagerten, entflammten sein heißes Gemüth. Erröthend fand er jetzt, nach beinahe Jahresfrist, in seiner Brust den Schatten der Erinnerung an Claren, und er zwang sich von Neuem, ihr ihre seltsamen Abenteuer als Schuld zuzurechnen, um sich selbst zu rechtfertigen. Ach, ein Jahr, dieser kurze Zeitraum unsers Lebens, kann so viel in dem wandelbaren Menschenherzen verändern! Liebende, die heute mit heißen Thränen schieden, können nach einer Spanne Zeit Einer des Andern Schwelle vorübergehen, ohne den Wunsch, sich wiederzufinden. Eine traurige Erfahrung, die wir spät erst ertragen lernen, und beneidenswerth die Herzen, die es unwahrscheinlich finden, daß Reinhold zu derselben Zeit, als Clara mit Albeck in Straßburg ankam, in Dänemark ein neues Band knüpfte, das durch eine heimliche Weihe seinem romantischen Sinn dop-

pelt anziehend ward. Clara ahnete nichts von dieser Veränderung, aber auch an ihrem Herzen hatte die Zeit ihre Macht geübt; ihr stiller, reiner Sinn, hatte mit Hülfe der Vernunft und des Pflichtgefühls, längst den Sieg über eine Neigung gewennen, die Reinhelds überspannte Heftigkeit leichtsinnig vergaß. Sie fühlte jetzt eine Sicherheit des Glücks, die sie selbst in jenen ersten Tagen ihres Brautstandes nicht kannte, da noch keine Prüfung sie bewährt hatte. Albeck, der edle, treue Freund, sah in ihr Herz, aber er zögerte, eine Stimmung zu nützen, die sein Glück und Reinhelds Verlust war. Erst als er durch heimliche Nachforschungen erfuhr, was wir oben erzählt haben, sprach er seine Gefühle frei aus, und nahm die heiligen Gelübde einer Liebe an, die auf der reinsten Anerkennung seines Werthes ruhte. Elsbeth folgte dem glücklichen Paar in die neue Heimath, und ihre zitternden Arme trugen noch Clarens Sohn zur Taufe.

Aber immer, wenn der Sommer Lilie und Rose nebeneinander blühen ließ, dachte Clara der sinnvollen Erzählung der Donna Cyrillä, und wenn der herbstliche Wind die Blätter zerstreute, freute sie sich, jene schönen Blumengeister vereinigt in ihrem Herzen zu bewahren.

Festgedichte

von

St. Schütze.

Sr. Königl. Hoheit,

dem Erbgroßherzoge von Sachsen-Weimar

zum zweiten Februar 1824.

Maskengruß der Prinzessin Phönix aus dem standhaften Prinzen

(mit einem Zephyrfächel in der Hand.)

Sonett.

Komm, Lenzestag in grauen Wintertagen,
Bleib, kalter Nord, am Pol gefesselt stehn;
Ganz and're Luft soll heut' herüberwehn,
Ein milder Süd mich selbst zum Feste tragen.

Wie funkelnd hier die Blumenwellen schlagen
Rings um Dich her! — Kein Wunder ist geschehn;
Du sollst in Südens Garten Dich ergehn,
Und keine darf der Farben sich versagen.

So ſtrahlt um Dich die volle Gunſt der Sterne
Doch auch dem kleinſten Wölkchen wehrt' ich gern
Dieß Scepter nimm, das ſelbſt die Grille ſcheucht

Du fühlſt ein leiſes Wehn — der Unmuth weicht
Und heiter ſprichſt Du künftig dann vielleicht:
Die Mauren-Fürſtin fächelt mir von ferne.

Lied zu Thaer's Jubelfeier, den 16. Mai 1824

...von ſeinen Schülern.

(Componirt von Herrn Chordirector Häſer.)

Tönet, Lieder, rauſcht ihr Stunden,
Wo vom Kranz des Glücks umwunden,
Segnend Ihn der Kreis umfängt,
Lieb' und Dank in ſel'ger Wonne,
Sternen gleich am Strahl der Sonne,
Still am Blick des Vaters hängt.

Chor.

Welch ein Tag, wo Lieb' und Wonne
So am Blick des Vaters hängt!

Pranget feſtlich, Feld und Weide,
Schmückt Euch mit dem ſchönſten Kleide,
Auen, die Er oft geſchmückt,
Wieſenquellen werdet Lieder,
Bäche ſcherzet hin und wieder,
Daß ſein Auge ſich erquickt.

Chor.

Bäche, Beten, saget wieder,
Wie Er Flur und Land erquickt.

Mag auch fern der Donner hallen,
Regen ſtrömend niederfallen,
Was iſt Sturm und Ungeſtüm!
Seinen Namen hör' ich nennen,
Und, ob Berg und Wald uns trennen,
Wandr' ich doch hinaus mit Ihm.

Chor.

Täglich, ob uns Berge trennen,
Wandr' ich froh hinaus mit Ihm.

Seht, am Hügel tanzt die Herde,
Fried' und Freud' iſt Gottes Erde,

Oed' in Eden umgetauſcht.
Schweifend durch die grüne Weite
Hör' ich, wie manch Kornfeld heute
Wallend Ihm ein Loblied rauſcht.

Chor.

Wallend töne, Feld, daß heute
Ihm ein würdig Loblied rauſcht!

Manch Geheimniß lag verſchloſſen,
Nährend Feuer, felsentſproſſen,
Das dem Meiſter Antwort gab;
Ruhlos trieb Ihn ſein Verlangen,
Auf das Wort des Meiſters ſchwangen
Alle ſeinen Zauberſtab.

Chor.

Seiner Kühnheit folgend ſchwangen
Alle ſeinen Zauberſtab.

Zeigen gab Er Muthgedanken,
Wies der Saat Geſetz und Schranken,
Schuf der Ordnung neuen Lauf;
Trägheit, lagernd an der Pforte,
Floh erzürnt dem Flammenworte,
Und der Tempel that ſich auf.

Chor.

Flammend trafen ſeine Worte,
Und der Tempel that ſich auf.

Durch die Wunderwerkſtatt ſchreitet,
Wo Natur verborgen ſtreitet,
Siegreich unſer Meiſter nun,
Bricht am Feinde Feindesſtärke,
Daß ſie dienſtbar ſeinem Werke
Streitend ſeinen Willen thun.

Chor.

Blinder Kräfte Trieb und Stärke
Muß nach ſeinem Willen thun.

Was dem Todeshauch ergeben,
Ruft Er wieder, gibt zum Leben
Ihm die Fackel in die Hand,
Spornt die Kraft, und dämpft den Willen,
Läßt dem Durſt'gen Labung quillen,
Hauchet Gluth in's kalte Land.

Chor.

Durſt'gem Grund muß Labung quillen,
Gluth haucht Er in's kalte Land.

Wie des Segens nun sich freuen,
Die des Schöpfers Samen streuen!
Höher steigt des Menschen Macht;
Seht vermehrt in reichern Auen
Hütten sich zu Hütten bauen,
Spüret, was sein Geist vollbracht.

Chor.

Thät'ge Lust in reichen Auen
Kündet, was sein Geist vollbracht.

Ausgesöhnt ist Nord und Süden;
Herden wandeln hier in Frieden,
Die ein mild'res Land gebar;
Schimmernd strecken sie Gewänder
Rühmlich über Städt' und Länder,
Silberweiß und sternenklar.

Chor.

Schimmernd laden Prunkgewänder,
Zart wie Seide, sternenklar.

Seht des Webers Schiff sich regen,
Tausend Hände sich bewegen;
Fern hat sie sein Geist berührt.
Nicht die Fabel hat's ersonnen,
Daß das gold'ne Vließ gewonnen;
Unser Meister hat's vollführt.

Chor.

Nicht die Fabel hat's ersonnen;
Unser Meister hat's vollführt.

Drum wie lieblich fern Geläute,
Vater, rief Dein Tag uns heute,
Dich im Siegeskranz zu sehn.
Himmelsfreude Deinem Leben!
Gott laß lange noch im Streben
Ihn voran im Kranze gehn.

Chor.

Laß Ihn lange noch im Streben
Uns voran im Kranze gehn.

Dauernd laß den Eichbaum prangen,
Auch, die liebend an Ihm hangen;
Führe Blitz und Sturm vorbei;
Und willst Du die Seinen zählen,
Laß auch uns im Kranz nicht fehlen;
Alle sind's durch Lieb' und Treu'.

Chor.

'Ja, die einmal Ihn erwählen,
Knüpft des Bundes ew'ge Treu'.'

Jauchzend laßt nun überwallen
Lied und Luſt, und hoch erſchallen,
Dreimal hoch — dem Arzt der Welt!
Hell! ſo tönt's aus allen Fernen,
Weil ſein Name bei den Sternen
Nun den Siegeseinzug hält.

Chor.

Ewig prangſt Du bei den Sternen;
Heil dem neuen Stern der Welt!

Zu Göthens 76ſtem Geburtstag

den 28. Auguſt 1824.

(Componirt von Herrn Chordirector Häſer.)

Die Quelle rauſcht, die Götterſtunde
Tritt freundlich her im Jahreslauf,
Und küßt uns mit dem Purpurmunde
Des Himmels Wonne wieder auf.

Mit Roſen ſchmückt, wie zum Empfange,
Die Wolke ſich im Abendſtrahl;
O das iſt Auge, Stirn und Wange,
Wie's hier die Freude ſchafft im Thal.

Chor.

Die Freude röthet Stirn und Wange,
Die Wolke ſchmückt der Sonne Strahl.

So hat auch uns — und nicht vergebens —
Ein Strahl berührt in Luſt und Schmerz;
Zu Ihm, der Sonne unſers Lebens,
Hebt ſich der Blick, das volle Herz.
So weit auch die Gedanken ſchweifen,
Wir finden uns als Freund und Gaſt;
O laß uns Deine Hand ergreifen,
Da's doch kein Dank in Worte faßt!

Chor.

O laß uns Deine Hand ergreifen,
Da's doch kein Dank in Worte faßt!

Ja, laß uns heute ganz empfinden
In hoher Luſt, wie nah Du biſt.
Wohin? Die Luft wird Dir verkünden,
Wo deutſcher Klang und Athem iſt.

Im Namen aller Dich begrüßen,
Rafft uns empor aus unsern Reihn,
Doch selbst Dich näher zu umschließen,
Laß Vorrecht unsers Herzens seyn.

Chor.

Ja, heute selbst Dich zu umschließen,
Laß Vorrecht unsers Herzens seyn.

Wo Leben Ankergrund erfahren
Zu milderm Schmerz, zu höherm Heil,
Will Freude sich den Kranz bewahren,
Will auch das Auge noch sein Theil.
Wohl lehrt Dein Lieb den Schmerz verhüllen,
Wie Dorn mit Rosen sich besäumt;
Jetzt — laß den Blick die Sehnsucht stillen,
Weil noch des Lebens Becher schäumt.

Chor.

Laß den Blick die Sehnsucht stillen,
Weil noch des Lebens Becher schäumt.

Vorüber stürzet Well' auf Welle,
Der Wand'rer steigt den Strom entlang;
Wir lagern fröhlich um die Quelle,
Entgegen tönt ihm Festgesang.

Er ſucht den Urſprung ſel'ger Tage,
Und heilig dünkt ihn, was er ſchaut,
Und bald, bei ſehnſuchtheißer Frage,
Steht hoch ein Tempel aufgebaut.

Chor.

Im Angedenken ſel'ger Tage
Steht Ihm ein Tempel aufgebaut.

Wohl uns am ſtillgeweihten Orte!
Uns hat nicht Raum noch Zeit getrennt;
Ihm folgt der Geiſt im Klang der Worte,
Der Blick, der Ihn im Blick erkennt.
Ein fröhlich Seyn erfüllt die Herzen,
Ein lebend Bild auf alle Zeit,
Und — heilend nimmt der Wehmuth Schmerzen
Ein Sternentag der Ewigkeit.

Chor.

Ein fröhlich Seyn erfüllt die Herzen,
Ein lebend Bild auf alle Zeit.

Was hier von Ihm das Ohr vernommen,
Es lebt, ein unvergänglich Wort,
Noch fern als Sage wird es kommen,
Noch wandern ſpät von Ort zu Ort.

Nur von des Meiſters Lippe lernen
Gemüthverſtändlich wir ſein Lied;
Doch wer ſich nimmer will entfernen,
Trägt folgſam ſelbſt Ihn im Gemüth.

Chor.

Daß wir uns nimmermehr entfernen,
Tragt ſelbſt Ihn folgſam im Gemüth.

Wie Er des Liedes Anmuth lehret,
Lehrt Er der Eintracht gleiche Luſt;
Wer fremdes Wünſchen von ſich wehret,
Kann andern auch in eig'ner Bruſt;
Wer von ſich wirft die kleinen Sorgen,
Und gründlich lebt, nicht leerem Schein,
Mit klarem Aug', ein heit'rer Morgen,
Kann dieſes Tag's ſich würdig freun.

Chor.

So werfet hin die kleinen Sorgen,
Laßt uns des Meiſters würdig ſeyn.

Das iſt die wahrhaft deutſche Treue;
So, Brüder, reichet Hand in Hand,
Und ſchafft in ſeinem Sinn auf's neue,
In ſeinem Geiſt das Vaterland.

Ein Drängen um des Tempels Stufen
Sucht deutſchen Kern und Herzensſchlag,
O das iſt heimathfrohes Rufen,
So kränzt Ihn ewig dieſer Tag.

Chor.

Stimmt ein in's frohe Heimathrufen;
Hoch ſchall' Ihm ewig dieſer Tag!

Lied

zur ſilbernen Stiftungsfeier der Erholung zu Weimar,

den 16. December 1824.

(Componirt von Herrn Muſikdirector Carl Eberwein.)

Was, Brüder, hälf' uns Geld und Gut,
Die Welt mit allen Schätzen,
Könnt' uns kein heit'rer, froher Muth,
Kein traulich Mahl ergötzen!
Den Becher hoch! rückt nah' heran!
Ein Herz und ein Gedanke!
Verbunden fallet Mann für Mann
Den Sorgen in die Flanke!

Entflamme, Luſt, die Nacht bricht ein,
Die Eintracht lebe! Schließt den Reihn!

Chor.

Entflamme, Luſt, die Nacht bricht ein,
Vertrau'n und Eintracht! Schließt den Reihn!

Nach hohen Dingen tracht' ich nicht;
Auf Ehre will ich halten;
Viel Demuth macht ein feig Geſicht,
Der Ehrgeiz ſtrenge Falten.
Drum bleibt mir mit Gepränge fern,
Es hält die Freude nieder;
Nein, recht aus meines Herzens Kern
Grüß' ich den Kreis der Brüder;
Da kommt mein Blut in ſchnellern Lauf,
Da thut mein ganzes Herz ſich auf.

Chor.

Da kommt mein Blut in ſchnellern Lauf,
Da thut mein ganzes Herz ſich auf.

Nicht Becher braucht's von Oberon,
Zum Feſt nicht Feſtgewande,
Nicht, daß ein Ohm aus Liſſabon,
Ein Schiff aus Peru lande.

Ein Wink, der Freunde Herzlichkeit,
Gleich ſtrahlt das Auge heller,
Und lächelnd löſ't Zufriedenheit
Den Geiſt im dunkeln Keller.
Iſt nur das Herz im rechten Klang,
Stimmt Becher auch und Feſtgeſang.

Chor.

Iſt nur das Herz im rechten Klang,
Stimmt Becher auch und Feſtgeſang.

So recht wie Epheu feſtgerankt,
Und laßt die Eiche brauſen!
Ein Blitz, ein Sturm, die Eiche wankt;
Nein, ſicher will ich hauſen.
Ein Thor, der eitel glänzt und prahlt!
Das Glück, das von den Meinen,
Das von den Freunden wiederſtrahlt,
Nicht ſchimmern ſoll's und ſcheinen.
Die Freundſchaft ächt, die Freude rein!
Das ſoll des Bundes Wahlſpruch ſeyn.

Chor.

Die Freundſchaft ächt, die Freude rein!
Das ſoll des Bundes Wahlſpruch ſeyn.

So steht mein Hüttchen festgebaut,
Von eignem Fleiß gezimmert;
Weich Wetter fern die Wolke braut,
Mich hat's nicht sehr bekümmert.
Ein Nachbar klopft ans Fenster an,
Wenn sich die Kerzen zünden;
Wohl auf! ich weiß schon, ruf' ich dann,
Wo wir die Freunde finden; —
Und lachend wird, was sonst mich plagt,
Hier wie ein flücht'ger Traum verjagt.

Chor.

Ja, was uns drückt und was uns plagt,
Mit Scherz, mit Lachen wird's verjagt.

So komm' ich und so kennt ihr mich
Nun fünf und zwanzig Jahre.
Ihr Stunden, wachet auf, die ich
Im Herzen treu bewahre!
Heut' werbe Lust und Leben kund,
Die hier den Bund geschlossen;
Das ist der Tag, erneut den Bund;
Wo seyd ihr, Festgenossen!
Ach! Mancher blickt auf Wein und Mehl
Herab schon aus dem Nectarsaal.

Chor.

Ja, Mancher ſchon ſtand auf vom Mahl,
Zum Nectar ging ſein Weinpokal.

So ſey ein Friedensgruß gebracht
Euch, die das Loos geſchieden!
Ein Strahl des Lichts kommt durch die Nacht,
Und bringt auch uns den Frieden.
Auf! treibet alle Zweifel fort,
Und was aus Irrthum ſtammet;
Nur Friede ſey das Loſungswort,
Das Licht, das uns entflammet.
Den Becher hoch! in Wein ertränkt
Sey alles, was uns je gekränkt!

Chor.

Den Becher hoch! in Wein ertränkt
Sey alles, was uns je gekränkt!

Hoch leb' ein gutgemeinter Scherz,
Der neuen Scherz entzündet,
Das Lachen auch, das nur ein Herz
Voll Heiterkeit verkündet.
Es ſpiegle tauſendfach die Luſt
Das Leben hin und wieder,
Wie Stimmenſchall aus Vieler Bruſt
Sich eint im Klang der Lieder.

So dachte, der das Fest ersann,
So soll es seyn! drauf stoßet an!

Chor.

Ja, treu und redlich, wie's begann,
So soll es seyn! drauf stoßet an!

O seht! der Freude Silberblick
Ist nun an's Licht gedrungen,
Geläutert strahlt des Bundes Glück,
Erfahrung hat's errungen.
So soll des Herzens Lauterkeit
Kein Wölkchen mehr umschweben,
Gesang und Wein uns gute Zeit,
Ein Zeit der Eintracht weben.
Froh soll das Fest im Silberschein
Noch Muster für das goldne seyn.

Chor.

Komm, fröhlich Fest im Silberschein,
Sollst Muster für das goldne seyn.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Novelle nach dem Italieniſchen des Anton Francesco Grazzini, genannt il Lasca,

von Brauregard Pandin.

Vor Alters kam, wie die Chronik von Pisa meldet, Guglielmo Grimaldi, als ein Vertriebener aus dem genueſiſchen Gebiete, nach dieſer Stadt, nicht viel über zwanzig Jahr alt und mit geringer Baarſchaft verſehen; er miethete ſich eine kümmerliche Wohnung, und auf das ſparſamſte lebend, benützte er ſein kleines Vermögen beſtens, indem er es gegen wucherliche Zinſen auslieh. Dieſer einträgliche Geldhandel brachte ihm, bei ſeiner ängſtlichen Sparſamkeit, nach und nach ſo viel ein, daß er mit der Zeit ein ſehr bemittelter Mann wurde. Ob er nun gleich mehr als wohlhabend und ſchon bejahrt war, ſo verließ er doch ſeine ärmliche Wohnung nicht, welche er jetzt, da ſie ſein Eigenthum

geworden, nur noch lieber gewennen hatte; und weil er seine erwerbene Schätze Niemand anvertrauen mochte, bewahrte er sie in seinem Hause auf das sorgfältigste, und hüthete den Mammon als ein wahrer Harpagen, so daß er bei den Pisanern nichts weniger als beliebt war.

Nun begab es sich eines Tages, daß, als er am späten Abend von einem Bekannten, bei welchem er zu Nacht gespeist hatte, sich nach Hause begab, er plötzlich in der Finsterniß angefallen, und, sey es nun aus Feindschaft oder weil man ihn für einen Andern hielt, über der linken Brust mit einem Dolche verwundet wurde, worauf er seinem Verfolger durch die Flucht zu entkommen suchte. In dem Augenblicke stürzte der Regen bei Donner und Blitz in Strömen herab, und dieß bewog ihn, nachdem er etwa einen Büchsenschuß weit gelaufen war, ganz durchnäßt, in eine offene Thür zu eilen, wo ihm ein großes Feuer entgegenleuchtete. In die-

ſem Hauſe wohnte ein gewiſſer Fazio, ein Goldſchmied, der ſich ſeit einiger Zeit mit der Alchimie abgab, und indem er Blei und Zinn in Silber zu verwandeln ſuchte, einen großen Theil ſeines Vermögens ſchon zugeſetzt hatte. Er war eben bei dem großen Feuer mit Schmelzen beſchäftigt, und hatte, wegen der ſchwülen Gewitterluft, die Thür offen gelaſſen. Wie er nun den Fußtritt des Hineinſtürzenden vernahm, wandte er ſich raſch nach ihm um, den er auf den erſten Blick erkannte, und ſagte: Guglielmo, was wollt ihr hier zu dieſer Stunde und in einem ſo entſetzlichen Wetter? — Hülfe! Hülfe! verſetzte Guglielmo, ich bin überfallen und verwundet, ich weiß nicht von wem, noch weßhalb — und indem er dieſe Worte hervorſtieß, ſank er zu Boden, und blieb regungslos liegen. Fazio, höchſt verwundert und erſchrocken, eilte ihm den Wams aufzunesteln und ihn aufzuheben, mehrmals ihn bei ſeinem Namen rufend, in der Meinung,

es sey ihm eine Ohnmacht angewandelt. Wie er aber sah, daß er kein Glied regte, und die Brustwunde erblickte, aus welcher — ein schlimmes Zeichen! — nur wenig Tropfen Bluts hervordrangen, hielt er ihn für todt, was er denn auch in der That war. Ganz bestürzt und verstört, lief er nun zur Thür, um die Nachbarschaft zu rufen; denn er befand sich gerade ganz allein im Hause, da seine Frau mit den Kindern von fünf und sechs Jahren beim Großvater waren, der sterbenskrank darnieder lag. Weil er aber das Rauschen des strömenden Regens und das Getöse des Donners vernahm, und auf der Straße Niemand erblickte, den er hätte können zu Hülfe rufen, und da er nicht hoffen durfte, daß man sein Geschrei und sein Klopfen hören würde bei diesem furchtbaren Gelärm, so blieb er stehn, und auf einmal sich eines andern besinnend, verschloß er die Thür, und hatte nichts eiligeres zu thun, als den Geldbeutel des Ermordeten zu un-

terſuchen. Er fand darin einiges Kupfergeld, und einen groſſen Bund Schlüſſel.

Bei dieſem Anblick ward der flüchtige Gedanke, das ſeltſame Ereigniß zu ſeinem Beſten zu benutzen, bald zum Entſchluß. — Warum geh' ich nicht ſogleich, ſprach er zu ſich ſelbſt, mit dieſen Schlüſſeln in ſein Haus, wo gewiß keine Menſchenſeele zu finden iſt? Wer könnte mich hindern, alle ſeine Waarſchaften zuſammenzupacken, und heimlich in mein Haus zu ſchaffen? Zu meinem guten Glück ſtröms der Regen vom Himmel, da bleibt jeder gern zu Haus, und überdieß iſt es faſt ſchon Mitternacht, wo alles ſchläft. Ich bin hier in meinem Hauſe ganz allein, und der, welcher den Guglielmo erdolcht hat, iſt ſicherlich entflohn, um ſich zu verbergen, und ſo hat ihn gewiß Niemand hier hereinlaufen geſehen. Wenn ich alſo nur gegen Jedermann zu ſchweigen weiß von dieſem ganzen Vorfalle, wer ſoll denn wohl auf den Gedanken kommen, daß Guglielmo Grimaldi

hier verwundet hereingestürzt und dann an seiner Wunde gestorben seyn? Gott hat ihn mir zu meinem Wohl zugesandt; weiß wer weiß auch, ob man mir glauben würde, wenn ich alles nach der Wahrheit entdeckte? Man glaubte wohl gar, ich hätte ihn ermordet, um ihn zu berauben, und mir hätte es nachher an Muth gefehlt? Wer steht mir dafür, daß man mich nicht fest nehme und vor die Richter bringe? Und wie könnte ich meine Unschuld beweisen? Die Richter sind gestrenge Herren, wo sich auch man sich nicht genug thun kann. Was soll ich also thun? Am Ende ist es doch das Beste, entschlossen das Glück zu versuchen, das, wie man sagt, den Kühnen günstig ist. So komme ich heut oder zum Male aus aller Noth.

Dieß gesagt, machte er sich, einen Regenmantel umgeworfen, einen großen Hut auf dem Kopf, das Bund Schlüssel im Gürtel, und eine Laterne in der Hand, unter Regen, Donner und Blitz, auf den Weg,

und erreichte glücklich das nicht ferne Haus des Guglielmo; schnell war mit dem Hausschlüssel die Thür geöffnet, und nun ging es in das Wohnzimmer, wo ein großer, eiserner Kasten stand. Die Schlüssel dazu waren bald ausprobirt; es fanden sich darin zwei kleine Koffer, wovon der eine mit goldnen Ringen, Ketten, Halsbändern, Edelsteinen und Perlen angefüllt war; in dem andern lagen vier kleine Säcke, ganz voll von Dukaten, und auf jedem war ein Zettel festgenäht mit den Worten: drei tausend wohlgezählte Ducaten. Fazio nahm nun voller Freuden nur den zweiten kleinen Koffer, weil er fürchten mochte, daß die goldnen Zierrathen und die Edelsteine ihn verrathen könnten. Er verschloß hierauf wieder den Kasten, stellte alles an seinen alten Ort, und kehrte dann, die Schlüssel im Gürtel und den Koffer auf dem Kopf, in sein Haus zurück, ohne von Jemand bemerkt zu werden.

Sobald er sich in Sicherheit sah, stellte

er den Koffer in das Zimmer, kleidete sich völlig um, und trug den Todten in den Keller, wo er in der Ecke eilends ein Grab grub. Inzwischen legte er sodann den Leichnam, ganz bekleidet, wie er war, sammt den Schlüsseln, füllte sodann die Grube wieder aus, und warf allerlei Schutt darüber hin, so daß die Stelle ganz unberührt schien. In sein Zimmer zurückgekehrt, öffnete er das erbeutete Schatzkästlein abermals und weidete nun seine Augen an den blanken Goldstücken, die er aus ihren Säcken befreite, und auf dem Tische in all ihrem Glanze vor sich ausbreitete. Er fand den Inhalt genau so, wie ihn die Zettel angaben. Nachdem er sich eine Weile an dem unverhofften Reichthum geweidet, packte er die Ducaten wieder ein, und verwahrte sie in seinem Schrank; die Chatulle aber verbrannte er aus kluger Vorsicht.

Am andern Morgen begab er sich, sobald er aufgestanden war, auf den Markt und auf die Börse, um zu hören, ob nichts über den

Güglielmo verlaute; es war aber weder an dieſem noch am folgenden Tage von ihm die Rede. Erſt am dritten, da der wohlbekannte Alte ſich noch immer nicht auf der Börſe ſehen ließ, fing man an, über ihn allerlei zu ſprechen und zu vermuthen, und weil man Thür und Fenſter ſeiner Wohnung verſchloſſen fand, glaubte Jedermann, es ſey ihm irgend ein Unglück begegnet. Der Freund, bei welchem er zum letztenmal zu Nacht gegeſſen, erzählte, was er von ihm bis zu dem Augenblick wußte, wo er ihn verlaſſen hatte; weitere Auskunft wußte er nicht zu geben. Deshalb ließen die Gerichte mit Gewalt Guglielmo's Haus eröffnen; und als man ihn ſelbſt nicht fand, alles und jedes aber in völliger Ordnung, war man nicht wenig verwundert, und es wurden nun, weil ſich keine Schlüſſel vorfanden, alle Kaſten und Kiſten gewaltſam geöffnet, ihr Inhalt verzeichnet und in Verwahrung genommen. Hierauf ließ man einen Aufruf ergehen, an alle die, welche

etwas Näheres von Guglielmo wissen oder in Erfahrung bringen möchten, und versprach demjenigen eine ansehnliche Belohnung, der über sein Leben oder Tod Anzeige machen würde. Es war aber alles vergeblich, so daß nach Verlauf von drei Monaten, als Niemand eine Anzeige machte und von seinen Verwandten wegen des Kriegs, der jetzt zwischen Genua und Pisa ausgebrochen war, sich keiner blicken ließ, der Gerichtshof den ganzen Nachlaß an sich nahm, worunter sich zu allgemeiner Verwunderung gar kein baares Geld befand.

Fazio verhielt sich mittlerweile ganz ruhig, und war von Herzen froh, daß die Sache so gut ging, als er es nur wünschen mochte. Seiner Frau hatte er wohlweislich von allem Vorgefallenen kein Wort gesagt, und auch den Vorsatz gefaßt, dieß nie zu thun; wohl ihm, wenn er diesem Vorsatze wäre treu geblieben, dann hätte er nicht sich,

sein Weib und seine Kinder ins Verderben gestürzt.

Als nun von dem alten Guglielmo nicht mehr die Rede und er fast ganz vergessen war, sprengte Fazio aus, er habe einige Barren Silber gemacht, und wolle damit nach Frankreich gehn, um sie dort zu verkaufen.

Die Leute lachten über seine angebliche Silbermacherei, denn es war allgemein bekannt, wie er schon zweimal fruchtlos viel Kosten, Zeit und Mühe aufgewandt hatte, und seine Freunde und Verwandte riethen ihm von der weiten Reise ab: habe er wirkliches Silber gemacht, so könne er es eben so gut in Pisa als in Paris verkaufen, und also die Mühe und Kosten der Reise ersparen. Fazio wollte aber von dem allen nichts hören, und blieb fest bei seinem Vorhaben. Er that nun, als fehle es ihm an dem nöthigen Gelde, und verpfändete deshalb eine kleine Landbesitzung für hundert Dukaten, wovon er fünfzig seiner Frau übergab, um

damit bis zu seiner Rückkunft die Wirthschaft zu bestreiten. Das spöttische Gerede der Leute nicht achtend, hatte er sich schon auf einem Fahrzeuge, das nach Marseille bestimmt war, einen Platz gemiethet. Als aber seine Frau dies erfuhr, machte sie ihm unter vielen Weinen die bittersten Vorwürfe, daß er sie mit ihren beiden Kleinen verlassen, und das Wenige, was er von dem verwünschten Silbermachen noch übrig habe, auch noch durchbringen wolle; und sie ermahnte ihn wieder sein Handwerk zu betreiben, das sie bisher so gut ernährt habe. Hazli suchte sie zu beruhigen, und versprach ihr so viel von der Reise mitzubringen, daß sie sich verwundern sollte. Sie wollte aber auf das alles nicht hören, und meinte, es wären nichts als leere Worte, die er nur erdächte, um sie hinterlistig zu täuschen; seine wahre Absicht sey, sie mit ihren beiden Kindern auf immer zu verlassen und der Armuth und dem Elend Preis zu geben. Wie sie nun auf

das beweglichste jammerte, und Tag und Nacht nicht aufhörte, ihm mit Thränen und Klagen zuzusetzen, da wurde Fazio, der sie mehr als sein Leben liebte, im innersten Herzen gerührt; und um das geliebte Weib zu trösten, entdeckte er ihr das Geheimniß mit allen seinen Umständen, führte sie darauf vor den Schrank und zeigte ihr die vier mit Ducaten angefüllte Beutel. Bei dem überraschenden Anblick der vielen Goldstücke war sie wie geblendet, und nachdem sie sich von dem freudigen Schreck erholt hatte, wußte sie sich vor Freude lange nicht zu fassen, scherzte und küßte den Mann einmal über das andere, der ihr nun mit vielen Worten vorstellte, wie nothwendig es zu ihrem Glücke sey, gegen keinen Menschen das Mindeste davon verlauten zu lassen. Sie hatte nun gegen seine Abreise nichts einzuwenden, und er begab sich demnach, nachdem er drei Beutel in einen starken, fest verschlossenen Kasten wohlverwahrt und ihr für den Nothfall

den vierten überlassen hatte, auf das nach Marseille bestimmte Schiff, die vorgeblichen Silberbarren — ein Gemisch von Zinn, Blei und Queckſilber — mit ſich nehmend, trotz allen Einwendungen der Verwandten und der Frau, die ſich ganz treflich ſtellte. Die Piſaner lachten und ſpotteten über ihn, denn ſie waren feſt überzeugt, er habe den Verſtand verloren.

Fazio langte glücklich in Marſeille an, und begab ſich, nachdem er jene Metallmaſſen in's Meer geworfen, nach Lyon, wo er die ſämmtlichen Ducaten gegen Wechſelbriefe auf die angeſehenſten Handelshäuſer von Piſa umſetzte. Nach einigen Wochen kehrte er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo er, kaum angelangt, jedem Bekannten, dem er begegnete, von ſeinem großen Reichthum und Glücke, denn es ſey ihm mit den Silberbarren aufs beſte geglückt, ſie hätten die Probe beſtanden, und ihm nicht weniger als neuntauſend Ducaten eingebracht. Dieſe

Summe ward ihm auch auf die vorgezeigten Wechsel sofort ausgezahlt, und nun war die ganze Verwandtschaft, welche ihn erst einen Erzthoren gescholten hatte, voll Lobes seiner Geschicklichkeit und Klugheit, und die ganze Stadt sprach mit Bewunderung von dem erst verspotteten Alchimisten.

Wie Fazio nun sah, daß alle Welt seinem Vergeben glaubte, wollte er auch seines Reichthums froh werden. Er löste demnach das verpfändete Landgütchen wieder ein, kaufte ein sehr schönes Haus, das seiner Wohnung gegenüber lag, und vier Landbesitzungen, die zu den besten im Pisanischen Gebiet gehörten. In dem neuen Hause richtete er sich auf das Anständigste ein, hielt zwei Bediente, schaffte zwei Pferde an, eins für sich und das andere für seine Frau, mit welcher er nun das angenehmste Leben von der Welt führte.

Sie hatte ihrerseits nur noch einen Wunsch, den sie auch bald erfüllt sah. Auf

ihr vieles Bitten war er es zufrieden, daß sie zur Besorgung der Wirthschaft und seiner, weiblicher Arbeiten eine ältliche Frau nebst deren sechszehnjährigen Tochter, ein Mädchen von seltner Schönheit, in's Haus nahm. Aber mit diesem reizenden Mädchen kam auch das Unheil herein, das all das Glück so schnell zerstörte, als es entstanden war. Fazio, durch das müßige Wohlleben, in das er sich durch das plötzliche Reichwerden versetzt sah, üppig und leichtsinnig geworden, konnte und wollte den verführerischen Reizen des schönen Kindes, das er täglich vor Augen hatte, nicht widerstehn, und bot bei der alten Mutter alle erdenkliche Mittel auf, daß sie die Tochter bewegen möchte, sich ihm ganz hinzugeben. Geschenke und das Versprechen, sie bald gut zu verheirathen, thaten auch bald die gewünschte Wirkung, und er pflog nun eine Zeitlang mit ihr einen verbotnen Umgang, welcher jedoch seiner Frau nicht lange ein Geheimniß blieb. Dieß war keineswe-

ges geneigt, eine ſolche Untreue ruhig zu dulden; ſie überhäufte den Gatten mit den bitterſten Vorwürfen, und ruhete nicht eher, als bis die Alte ſammt der Tochter das Haus geräumt hatten.

Bei dem allen unterließ Fazio nicht, den Verkehr mit dem Mädchen heimlich fortzuſetzen, und da auch dieß ſeiner Frau nicht lange unbekannt blieb, und ſie ihm nur mit noch heftigern Vorwürfen, Scheltworten und Drohungen Tag für Tag zuſetzte, ſo daß er in ſeinem Hauſe keine ruhige Stunde mehr hatte, verließ er daſſelbe gänzlich, und begab ſich auf eine von ſeinen ländlichen Beſitzungen, wohin ihm die Alte mit ihrer Tochter nachfolgte. Hier lebte aber das muntre Kleeblatt ein über die Maßen vergnügtes Leben, zum größten Aerger der verlaßnen Frau, die über die ſchreiende Untreue ihres Gatten ganz untröſtlich war, und ſich in die heftigſten Verwünſchungen ergeß. Als ſie aber vernahm, daß man ihres gerechten Zornes ſpotte, und ſie

als eine von Eifersucht geplagte Thörin verlache, da steigerte sich ihr Zorn zur blinden Wuth, die nach Rache lechzt; und in dieser fürchterlichen Verblendung stürzte sie auf das Rathhaus, und klagte ihren Mann des Betrugs an, vermöge dessen er zu seinem Reichthum gekommen, alle Umstände, die dabei obwalteten, genau angebend. Das Gericht ließ sofort in aller Heimlichkeit den Keller des alten Hauses untersuchen, und da man, der Aussage der Frau gemäß, den verscharrten Leichnam fand, so ward noch in derselben Nacht Fazio an der Seite seiner Buhlerin ergriffen, und vor Tagesanbruch nach Pisa in's Gefängniß gebracht.

Des andern Tages ins Verhör genommen, wollte er schlechterdings nichts bekennen. Als man ihm aber seiner Frau gegenüber stellte, brach er in die Worte aus: Nun bin ich bereit zu reden, und sagte sodann zu ihr gewandt: Meine zu große Liebe zu dir, hat mich hieher gebracht — und hier-

auf erzählte er alles genau so wie es sich wirklich begeben hatte. Die Richter aber, damit nicht zufrieden, suchten ihn zu dem Geständniß zu vermögen, daß er den Guglielmo meuchlings getödtet habe, um sich seines Geldes zu bemächtigen, und da er dieß mit Entschiedenheit läugnete, so setzten sie ihm mit der Folter so lange zu, bis er alles das aussagte, was sie verlangten. Man fällte nun sofort das Urtel, wornach er des andern Morgens sollte mit dem Schwerte hingerichtet werden; und es wurde nun sogleich auf sein Haus und alle seine Besitzungen Beschlag gelegt. Die Frau ward entlassen, und war nicht wenig erstaunt, als die Gerichtsdiener ihr den Eintritt in ihr Haus verwehrten, aus dem sie ihre Kinder und alles Gesinde vertrieben hatten. Sie sah sich aber nicht nur plötzlich verarmt und auf die Straße verstoßen, sondern den Verwürfen und Verwünschungen des Volks und der Verwandten Preis gegeben, die ihren am eignen Manne

se höchst undankbar geübten Verrath weit mehr tadelten und verabscheuten, als seinen hinterlistigen Betrug.

Am andern Morgen wurde die Hinrichtung vollzogen. Die Frau aber gab sich, bald von den schrecklichsten Verwürfen gepeinigt, selbst den Tod. — Se hatte ungerechtes Gut ein Verbrechen nach dem andern herbeigeführt und endlich das ganze Haus zusammengestürzt. Nur die Kinder wurden aus dem Strudel des Verderbens gerettet, durch Fürsorge der Stadt vom Schauplatze des Schreckens entfernt, und in einer wohlthätigen Anstalt zur Tugend und Gottesfurcht erzogen.

Gedichte

von

Agnes Franz.

Der Pilger.

Süße Ferne!
Immer lenket ihre Schritte
Zu der güldnen Berge Mitte
Stolz die Himmelskönigin;
Warum ſtreut mit holdem Koſen
Nur auf Dich die Purpurroſen
Der entzückte Abend hin? —

Süße Ferne!
Kann's der Sonne nicht verdenken,
Will ſie liebend ſich verſenken

In Dein Paradiesesthal!
Zaubermacht iſt Dir gegeben,
Möchte auch hinüberſchweben
Mit dem rothen Abendſtrahl.

Süße Ferne!
Ungehemmt durch lichte Weiten
Darf die Himmelspilg'rin ſchreiten,
Ruhen dann in Deinem Schoos;
Ich nur darf Dich nicht erlangen,
Denn der Sehnſucht dunkles Bangen
Bleibt des Erdenpilgers Loos!

Der Sänger.

I

Hab' das Leben oft beſungen
Kunſtgeübt in mancher Weiſe,
Täglich der Natur zum Preiſe
Iſt Geſang und Spiel erklungen.

Mannichfaltig zogen Lieder
Durch das Herz mir, froh und innig; —
Zu den Sternen blickt' ich ſinnig,
Zu der Erde fröhlich nieder.

— Da, an einem Frühlingsmorgen
Kam ein Hirtenkind gegangen,
Blauen Auges, roth von Wangen,
Unbefangen, ohne Sorgen.

Friſche Blumen in der Rechten,
Nahte ſie, und ſcherzte heiter:
»Singſt Du, lieber Sänger, weiter,
Will ich einen Kranz Dir flechten!«

Ließ mir dieß nicht zweimal ſagen,
Sang vergnügt die ſchönſte Weiſe
Die ich zu des Lebens Preiſe
Je in meiner Bruſt getragen. —

Fröhlich ſang ich, — lächelnd fügte
Sie indeß die Blumenkrone,
Bis ſie hold zu meinem Lohne
Sie um meine Saiten ſchmiegte.

Und ich dankte ſüß beklommen.
Schelmiſch ſah ſie auf mich nieder:
Singſt Du ferner ſchöne Lieder,
Sprach ſie: — werd' ich wiederkommen!

— Lieben wollt' ich unterdeſſen. —
Doch, Gott weiß, wie es gekommen,
Habe alle meine frommen
Alten Lieder rein vergeſſen!

Worte miſchen und Gedanken
Raſtlos ſich in meinen Sinnen;
Bilder durch den Kopf mir rinnen
Wie bei einem Fieberkranken.

Wenn ich Gottes Himmel preiſe:
Muß ich willenlos die Strahlen
Eines blauen Auges malen,
Lächelnd ganz auf ihre Weiſe;

Will ich von der Roſe ſingen:
Wird ein Mädchen draus, das neckend,
Mich mit ſeinem Bild erſchreckend,
Um mich will die Arme ſchlingen.

— Hat ein Zauber mich umfangen? —
Jener Kranz, — daß Gott behüte! —
Iſt das Uebel von der Blüthe,
Von den Blumen ausgegangen? —

Arger Mittel giebt es Viele!
Mags nun in den Schelmenzügen,
Oder in den Blumen liegen:
Hexerei iſt hier im Spiele!

Der Fiſcher.

Ich ſitze am Bache, und ſchaue hinab;
Die Angel liegt ruhig zur Seite.
Es gleiten die Fiſchlein hinauf und herab
Verſchwindend in ſilberner Weite.

Habt Ruhe, ihr Kleinen, habt Ruhe vor mir! —
Durchkreuzet mit güldenen Floßen
Behaglich das weite cryſtallne Revier,
Und ſucht euch die lieben Genoſſen! —

Seitdem ſie geſchieden, ward weich mir das Herz,
Ich könnte kein Würmchen betrüben!
Das Kleinſte der Weſen hat Raum wohl für Schmerz
Und Freude, — wie ſollt' es nicht lieben? —

Ich ſitze am Bache, und ſchaue hinab,
Die Angel liegt ruhig zur Seite, —
Es gleiten die Fiſchlein hinauf und herab: —
— Der Fiſcher blickt ſehnend zur Weite.

Die
seltsame Abendgesellschaft.

von

Brauregard Pandin.

Friedrich August der Erste, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, von seiner Geliebten, der Fürstin von Teschen begleitet, traf in Leipzig, zur Zeit der Messe, mit der Gemahlin des Königs Friedrich I. von Preußen zusammen. Die Königin, welche sich gegen die Fürstin von Teschen sehr herablassend benahm, lud den König zu einer kleinen Abendgesellschaft ein, unter dem Vorwande, daß das Geräusch eines großen Hofes sie belästige. „Ich will aber," fügte sie hinzu, „wenn Sie es zufrieden sind, die Personen bestimmen, welche von der Gesellschaft seyn sollen; Ihre Geliebte wird nicht darunter seyn. Ich möchte Sie gern einmal ohne sie sehn, und Sie ganz allein haben.

Zwar weiß ich, daß Sie mit Ihren Gedanken beständig bei ihr seyn werden, allein das hat weiter nichts zu sagen, denn ich werde Gäste wählen, die sie hinlänglich beschäftigen sollen.“ Der König versicherte, er wolle sich gern ihren Wünschen fügen, und überlasse es ihr ganz und gar, die Personen, welche ihr die angenehmsten wären, auszuwählen.

Die Königin ließ nun die Gräfin Aurora von Königsmark, die Gräfin Esterle und die Frau von Haugwitz, die drei ehemaligen Geliebten des Königs, welche der Zufall und Geschäfte in Leipzig versammelt hatte, einladen. In ihrem Gefolge befanden sich die Fürstin von Hohenzollern mit ihrer Tochter, und die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau. Die junge Prinzessin von Hohenzollern war ein Wunder von Schönheit, aber kaum den Kinderjahren entwachsen, von einem so nüchtern, unschuldigen Ansehn, wie es der König nicht liebte. Die

Prinzessin von Dessau dagegen, nicht minder schön, war überaus anziehend durch ihr liebenswürdiges Benehmen, so daß Friedrich August ihr den Vorzug gab, vor der Prinzessin von Hohenzollern, zu großem Leidwesen ihrer Mutter, die sich geschmeichelt hatte, ihre Tochter werde an dem Könige eine Eroberung machen.

Die Gräfin Esterle suchte von neuem ihre Reize geltend zu machen; man sah, daß sie noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, den König wieder zu gewinnen. Die Frau von Haugwitz war traurig und nachdenkend. Nur die Gräfin Königsmark zeigte sich ruhig und gleichgültig, und deshalb unterhielt sich die Königin mit ihr über die verschiedenartigen Wirkungen, welche die Anwesenheit des Königs auf die Gesellschaft machte. Dieser hatte unterdessen eine lange Unterredung mit der jüngern Prinzessin von Dessau, die ihn so bezauberte, daß es nur von ihr abhing, die Fürstin von

Teſchen gänzlich zu verdunkeln. Sie erwiederte aber die zärtlichſten Betheurungen mit ſtolzer Kälte.

Während der Tafel bemerkte die Gräfin Königsmark gegen die Königin, es fehle, um das Feſt vollſtändig zu machen, nur noch die Fürſtin von Teſchen. Die Königin äußerte, es thue ihr nur leid, ſie nicht auch eingeladen zu haben, worauf die Gräfin meinte, dieß ließe ſich auf gewiſſe Weiſe noch immer thun; es bedürfe nur eines Balles nach dem Eſſen, und die Erlaubniß, daß jede anſtändige Maske ſich dazu einfinden könne. Es ſey als gewiß anzunehmen, daß ſie ſogleich erſcheinen werde. Die Königin fand das Mittel vortrefflich, und ſchlug dem Könige einen Ball vor. Sofort wurde die Muſik beſtellt und die Königin befahl, ohne Wiſſen des Monarchen, dem Hoffurier, anzukündigen, daß die Masken erſcheinen könnten.

Man erhob ſich von der Tafel, und der

König eröffnete das Tanzfest mit der Königin. Nach dem Tanze setzte er sich neben die Prinzessin von Dessau, von deren sprödem Stolze er sich nicht abschrecken ließ. Er sprach zu ihr mit solcher Lebhaftigkeit und so eifrig, daß er drei, als Fledermäuse gekleidete Masken, die ihm nahe genug kamen, um alles, was er sagte, hören zu können, gar nicht gewahr wurde. Eine von diesen Masken, nachdem sie einige Minuten zugehört hatte, wandte sich nun an die Prinzessin mit den Worten: »Was der König Ihnen jetzt sagt, hat er noch diesen Morgen mir gesagt. Trauen Sie ihm nicht, ich beschwöre Sie.« — »Ach, rief der König ganz bestürzt, das ist die Teschen!« — »Fürchten Sie nichts, versetzte die Prinzessin, der König kann reden; aber nicht alle Prinzessinnen gleichen Ihnen.« — Sie stand auf, und der König wollte sich auch entfernen, aber die Fürstin von Teschen hielt ihn zurück, indem sie sagte: »Sie fliehen mich, und heute

früh schworen Sie mir, nie Jemand anders als mich zu lieben.« Der König, wohl bemerkend, daß die Königin ihn beobachtete, war über diesen Auftritt höchst verlegen und sagte zur Fürstin: »Ums Himmelswillen, lassen Sie uns nicht den Fremden hier zum Schauspiel dienen. Man beobachtet uns; Gehn Sie zu Haus, ich folge Ihnen sogleich und Sie sollen sehn, daß ich Sie noch immer liebe.

Die Fürstin von Teschen, ein wenig beruhigt, begab sich fort, und der König war im Begriff, ihr zu folgen, als die Königin von Preußen, dieß bemerkend, ihn ersuchte, einige Contretänze zu tanzen. Nachdem diese eine gute Weile gewährt, sprach sie mit ihm über tausenderlei Dinge, scherzte über seine vielen Liebschaften, und sich stellend, als habe sie die Fürstin von Teschen nicht bemerkt, machte sie sich Vorwürfe, sie nicht auch zum Abendessen eingeladen zu haben. »Die arme Frau, sagte sie, vergeht vielleicht vor Unge-

bald, in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche; Ihre Majestät sollten ihr lieber sagen lassen, daß ich sie abhalte, sie dafür um Verzeihung zu bitten, daß Sie die junge Prinzessin von Dessau liebenswürdiger gefunden haben als sie.«

Diese Scherzreden brachten den König in die größte Verlegenheit; er suchte so gut als möglich zu antworten, aber alles, was er vorbrachte, verrieth seine Verwirrung — und je verlegner er ward, um so mehr setzte ihm die Königin zu. Endlich sagte er: „Mein Unbestand ist in gewisser Hinsicht verzeihlich. Hätte ich eine Frau, oder darf ich sagen eine Geliebte, von der Art, wie Ihre Majestät, so sollte man mir gewiß keine Vorwürfe wegen meines Wankelmuths machen. . . .«

„Wenn Ihre Majestät, versetzte die Königin, mir was Schönes sagen will, so lasse ich den Augenblick die Fürstin von Teschen rufen; doch das geht nicht mehr, der Tag ist angebrochen, die Fledermäuse fliegen nicht

mehr umher. — Kommen Sie, Kommen Sie, Prinzessin, rief sie dann der Prinzessin von Dessau zu, der König von Polen verwechselt mich mit Ihnen.« — Mit solchen Scherzreden hielt sie den König bis um sieben Uhr auf, der dann zur Fürstin eilte, um sie wegen der Prinzessin von Dessau zu beruhigen.

Diese hatte aber auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, daß er bei ihrer Abreise sehr betrübt war. Die Königin von Preußen rieth ihm in ihrer scherzhaften Weise, eine andre Luft zu athmen. »Sie sollten mich nach Oranienbaum begleiten, wo ich bei der verwittweten Fürstin von Anhalt einige Tage zu verweilen denke. Dort haben Sie mehr Freiheit; auf eine Frau und drei oder vier Geliebte haben Sie da keine Rücksicht zu nehmen. — Der König nahm den Vorschlag an, und beruhigte wegen seiner Abreise die Fürstin von Teschen mit dem Vergeben, daß er mit dem Könige von Preußen eine geheime Zusammenkunft haben müsse.

Als er nun in Oranienbaum ankam, empfing ihn die Prinzessin Henriette mit kalter Zurückhaltung. Sie bat ihre Mutter um die Erlaubniß, unter dem Vorwand einer Krankheit, auf ihrem Zimmer zu bleiben, und erzählte ihr alles, was der König mit ihr gesprochen hatte. Die Fürstin versagte ihr aber ihre Bitte, weil sie nicht zweifle, daß sie sich werde würdig genug zu betragen wissen, um ein Ansinnen von sich abzuwenden, das für ihre Ehre so kränkend sey. Die Prinzessin wußte sich nun vom Könige so entfernt zu halten, daß er sie nicht allein sprechen konnte, bei aller Mühe, die er sich die vier Tage über gab, die er in Oranienbaum zubrachte, von wo er endlich an demselben Tage nach Dresden abreiste, an welchem die Königin von Preußen nach Berlin zurückkehrte.

Mancherlei

zur Betrachtung und zum Nachdenken

von St. Schütze.

Leben und Tod.

Die größte Kühnheit begeht die Seele in der Sprache. Auch Dinge, die ſie nicht zu denken, nicht zu faſſen vermag, bezeichnet ſie mit Namen, und ſtellt ſie unter die übrigen Vorſtellungen als Geſpenſter, von denen ſie künftige Offenbarungen erwartet. So wohnt denn in der Sprache nicht bloß das Wiſſen, ſondern auch der Glaube, die Ahnung, woraus Worte wie aus einer unſichtbaren Welt hervorgehen. Aber ſie zeigt dieſe Kühnheit nicht erſt im Hinüberſchweifen zum Reiche der Geiſter, auch das Sichtbare berührt ſie dreiſt mit Worten und bezeichnet die darin verborgenen Geheimniſſe, noch

ehe ſie ſich deutlich kund gegeben haben, ſo daß ſie ſchon aus den Körpern Geiſter heraufruft, die den Menſchen das ganze Leben hindurch anſchauen und fragen müſſen: verſteheſt du auch, was du lieſeſt? Wornach der Gedanke bis an das Ende der Welt laufen ſollte, das ſpricht die Seele bei der nächſten Erſcheinung aus, und ſtatt bei den ſteten Veränderungen und Umſtaltungen zurückzuſchaudern, hält ſie dieſelben in ihrem Mittelpuncte, in ihrem Urſprung feſt, und nennt den innern Zauber, Kraft, wornach ſie nun ſogar, obgleich ſie Unbegreifliches ausſpricht, die Dinge ſondert und unterſcheidet. So mißt ſie endlich die ganze Welt aus, und ſpricht die Worte: Körper und Geiſt, Leben und Tod. Damit behauptet ſie: ſie ſind da! ohne ihren Inhalt noch zu umfaſſen, und ohne zu wiſſen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. — Betrachten wir das Wort Leben; wie vieles iſt darin enthalten! Die ganze Natur

zeigt ſich als ein lebendiger Zuſammenhang, indem ſie nicht nur Kraftpunkte weckt, die ſich geſtalten und auf einander wirken, ſondern bei der ſteten Veränderung und Wechſelwirkung der Dinge ſelbſt auch als ein Ganzes und als etwas Beſtehendes ſich bewährt. Es wäre alſo nur ein Leben da, aus welchem verſchiedenes Leben ſich abzweigt. Aber wie jedes aus der allgemeinen Fülle abzuleiten ſey, wie jedes wieder ſeinen Anfangspunct erhalte, das wiſſen wir nicht zu ergründen — wir blicken in eine unerforſchliche Tiefe. Wir ſtaunen um ſo mehr den großen Zuſammenhang an, da wir alles wieder in ſo naher Verwandſchaft erblicken, ſo daß immer eins ſich wieder in das andere verwandelt, und alles, was Stoff, was Körper, was Element heißt, auf tauſendfachen Uebergängen immer wieder dem Leben dient. Während alles zum Tode hinzuſinken ſcheint, fliehet alles wieder den Tod, und ſucht ihn ganz aus der Welt zu verbannen. Alles be-

lebt ſich aufs neue in neuen Verbindungen. Nichts bleibt einſam und verlaſſen, nichts aus dem Kreiſe der Dinge verſtoßen und verworfen; im Sterben iſt jedes ſchon wieder auf dem Wege zum Leben, ſo daß wir oft nicht einmal wiſſen, was wir noch todt nennen, oder als etwas Todtes betrachten ſollen. So können wir auch aufwärts nicht immer den höchſten Gipfel des Lebens beſtimmen. Beide Zuſtände unterſcheiden wir gar wohl — die aufblühende Blume und die verwelkende, obgleich wir die Endpuncte nicht immer angeben können, und daher auch wohl ſagen: es iſt noch nicht ganz todt, es iſt noch etwas Leben darin. Unterſcheiden wir doch ſogar die einzelnen Steine, die da liegen und verwittern, von jenen, die noch in ihrem urſprünglichen Zuſammenhange wachſen und zunehmen, die geſchichtet durch die Erde ſtreichen und mit Nachbarn und Verwandten in magnetiſcher Verbindung und Wechſelwirkung fortdauern! Was die Luft verarbeitet,

das Waſſer auflöſt und das Feuer gewaltſam trennt, geht über zu neuen Verbindungen, ohne daß wir den Weg verfolgen können. Aber daß viele Dinge auf dieſem Uebergange noch lange verweilen, dafür können wir dem Himmel nicht genug danken, denn wo wollten wir nackt gebornen Menſchen Schutz und Schirm finden, wenn dieſe Dinge auf ihrem Hinwege zum Tode uns Lebenden nicht noch Beiſtand leiſteten! Wie wollten wir uns Häuſer bauen, wenn Holz und Steine ſobald verfielen, wie wollten wir mit Geräthſchaften, mit Tiſchen, Stühlen, Schränken uns umgeben, wenn dieſe getrennten Glieder nicht ſo lange im Scheiden verharrten! Immer im Abſterben oder auf dem Uebergange zum neuen Leben begriffen, halten ſie doch noch ganze Menſchenalter bei uns aus, ſo daß ſie uns unſern Aufenthalt erſt heimiſch machen. Ein künſtliches Gepräge an ſich duldend, ſchauen ſie aus einer Zeit in die andere, erben ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht,

schleppen sich fort von Haus zu Haus, bis sie in irgend einer Hütte unter dem Ruhen den zusammensinken und im Feuer oder an der Luft, wo selbst das Eisen verrostet, ihre Auflösung finden. — Verwunderlich dünkt es uns zwar, selbst dem Stein Leben beizumessen, und doch unterscheiden wir die beiden Zustände Leben und Tod an ihm, und zu einem von beiden muß sich jede Erscheinung bekennen. Indeß werden wir allmählig aufmerksamer auf den Begriff (und die Art) des Lebens; von dem, was im Zusammenhange mit der ganzen Natur nur ein gewisses Leben hat, steigen wir zu den Dingen hinauf, die mehr Selbstständigkeit gewinnen, und auch das Leben in sich, in einem abgeschlossenen Kreislauf von Säften, haben. So sehen wir ein neues Reich vor uns, das wir die Pflanzen nennen, wozu sowohl das Grashalm, das sich nur als Blatt zeigt, wie die Rieseneiche mit Stamm, Krone und Blätter gehört. Alle treiben von

innen wachsend herauf, und haben nicht nur die Eigenschaft, sich von andern Dingen abzusondern, und eine Haut, einen Saft, eine Rinde um sich zu ziehen, sondern das Fremde auch in sich zu verwandeln und sich daraus ihre eigene Haushaltung, Nahrung und Verbrauch zu bilden. Aus der Erde, aus dem Vergang des Lebenden, aus dem Wasser, aus der Luft, aus dem Lichte sogar saugen sie Bestandtheile in sich, die sie in ihre Beschaffenheit umgestalten. Und indem sie sich aus der Nacht zum Lichte hinaufdrängen, wie nach einem vollkommneren Zustande sich sehnend, reinigen und läutern sie das Empfangene, das Verarbeitete zu feinern, geistigern Säften, so daß sie ihr Leben zum Theil in Duft aushauchen, dessen ätherische Theilchen, dem Sonnenreiche sich anschließend, alle Vorstellung von Körperlichkeit, alle Phantasie übersliegen. Wie unaussprechlich zart und doch wie fühlbar berühren die Düfte, welche die Blumen mit

einer neuen Atmosphäre umgeben und aus ihnen, gleich einer Glorie, rings hervorschießen, lange fort unsere Nerven, fast ähnlich dem Lichte, das unser Auge trifft, und das, vom Himmel gesandt, zwischen uns und den Dingen zum leisen Vermittler wird! Für die Farben im Lichte haben wir doch noch einigermaßen Namen erfunden, aber die unendlichen Abstufungen in den Wohlgerüchen, die unsichtbar auf uns zuströmen, wissen wir nicht zu benennen. Und wie der Duft nahe an die Grenzen des Geistes tritt, so steigt nicht selten der Saft und die Frucht der Pflanzen im Menschen schnell stärkend und belebend hinauf in die Werkstatt des Denkens, wo Körper und Geist in so naher Verwandschaft sich vermählt, daß kein Gefühl sie trennen mag. — Um ein Merkliches aber steigert sich der Begriff des Lebens, wenn wir von den wachsenden Dingen, die in der Erde fest wurzeln und sich an den Brüsten der Natur festgesogen haben, zu den

Geschöpfen übergehen, die, losgekettet, freie Bewegung gewinnen, und zu einer Art von Bewußtseyn kommen, indem sie eine Trennung fühlen zwischen ihrem Instinkt und ihren Bedürfnissen, suchen und meiden, streben und fürchten, was nothwendig mit einem Wechsel von sinnlichen Vorstellungen, so gering er auch seyn mag, verbunden seyn muß. So blindlings und so sicher hat der Instinkt sie nicht an das Glück gewiesen, daß sie nur grabezu rennen dürften, und niemals einem Irrthum unterworfen wären, daß sie nicht auch ihre Sorgen, ihre Leiden und Freuden hätten. Ihr Schicksal ist, daß sie in den Kreis ihrer Triebe eingeschlossen sind, und alles, was darüber hinaus liegt, sie nicht kümmert oder Vorstellungen erregen kann. Doch, nachdem wir unter ihnen einen großen Raum zwischen dem dumpfern zu einem hellern Zustande nach den Graden ihrer verschiedenen Vollkommenheit, wornach auch ihr Leben bald weniger, bald

mehr umfaßt, durchlaufen und durchmessen haben, treffen wir auf der Grenze, die aufwärts führt, gleichwohl einen Punct, wo sie, wie die Pflanze, zum Licht hinaufstrebt, mit einer schwachen Ahnung eines vollkommenern Zustandes sich dem Höhern, dem Menschlichen anschließen. Nicht nur der Löwe achtet den Blick des Menschen und fühlt die Nähe des Herrn, auch andere Thiere mit regsamern Vorstellungen vertrauen sich, wenn sie nicht geschreckt, nicht verstoßen werden, gern dem Menschen, hangen mit ihrem Auge an seinem Auge, und überlassen sich gern errathend, prüfend einer Art von Sympathie, von der sie auch beim Menschen, der ja in den sinnlichen Bestandtheilen mit ihnen zusammentrifft, keineswegs ausgeschlossen sind. Ihr Sinn treibt sie eher aufwärts als abwärts, sie suchen, sie lieben zum Theil die Gemeinschaft mit dem Menschen, auch wenn sie nicht der Hunger und der Durst zu ihnen treibt, ja sie können sich so sehr mit ihm befreunden,

daß ſie ihre thieriſche Freiheit und Eigenheit, ſelbſt ihre Gemeinſchaft mit andern Thieren aufgeben. Fertiger, belebter werden ihre Vorſtellungen, wenn wir uns im Kreiſe ihrer Empfindungen mit ihnen unterhalten, und auch ſie thun einige Schritte zu uns hinüber und fangen allmählig an, auch unſere Empfindungen zu theilen. Aber ewig fällt die urſprüngliche Scheidewand, die Vernunft dazwiſchen, ſie ſchauen plötzlich uns wieder durch eiſerne Stäbe an, und der Ausſpruch der Schrift: Jede Kreatur ſeufzt zu Gott! weht ſchaurig an uns vorüber.

Staunend ſehen wir überall, wie verſchieden ſich der Keim des Lebens zum völligen Leben entwickelt, indeß den größten Umfang erfahren wir an uns ſelbſt. Nachdem wir die ganze Stufenfolge empfindend, faſt von den Pflanzen an, in uns durchlaufen ſind, beginnt ein ganz neues — geiſtiges Leben, das, noch nicht geſättigt durch eigene Fülle, ſogar dahin trachtet, das Le-

den der ganzen Welt in ſich aufzunehmen,
und über alle Grenzen der Macht hinaus in
tauſend Weſen tauſendfach zu leben. Nicht
der hellere Verſtand iſt es, der dieſes wirkt;
denn, ſinnlichen Trieben dienſtbar, würde
er nur ein vollkommneres Thier erſchaffen;
der geiſtige Trieb ſelbſt, der kühne, erha-
bene Wille, der die Angelegenheit der Welt
zu unſerer eigenen macht, der nicht für ſich
ſelbſt einen engern oder weitern Kreis be-
ſchreiben will, ſondern die Harmonie des
Ganzen als ein gemeinſames Recht, als den
gemeinſamen Genuß aller Weſen ferdert,
dieſer Wille, dieß innere Geſetz iſt es, was
das Leben des Menſchen ſo hoch, ſo weit
hinausſpannt — mit dem Namen Ver-
nunft iſt dieß Vermögen bezeichnet, dem
zu beſtändigen Boten in jene unendliche Fer-
ne Geiſt und Phantaſie gegeben ſind.
Leben wird neu nach allen Seiten; es geht
auf in der Befriedigung der irdiſchen Wün-
ſche, es verſtärkt ſich im Kampf der Charak-

terſteigungen mit dem höhern Willen, es vollendet ſich im Alleben — oder vielmehr, es ſucht ſich hier zu vollenden; denn auch der Menſch, noch mehr als andere Weſen, ſchließt ſich an eine höhere Sphäre, an den Wirkungskreis einer größern Freiheit, an das Glück eines vollkommnern Zuſtandes an, den er nur erahnet.

Aber laßt uns allmählig aufwärts ſteigen, um uns der verſchiedenen Abſtufungen, der verſchiedenen Fülle und Stärke des Lebens bewußt zu werden. Es gibt zu allerunterſt einen mechaniſchen Zuſtand des phyſiſchen Daſeyns, den wir das Vegetiren nennen, indeß, ob wir uns gleich hier mit den Pflanzen vergleichen, ſo können wir doch nicht ſagen, daß wir uns ihr Leben wirklich verſtellen könnten. Verſtändlicher ſchon wird uns das Leben und das dunkle Selbſtgefühl der Thiere, indem auch über uns Augenblicke des dumpfen, halb ſtarren Bewußtſeyns kommen, wo das Meiſte um uns

her nur wie todte Bilder auf uns wirkt. Und wie oft und wie lange verweilt nicht mancher Mensch, selbst bis zum Vorherrschen dieses Gefühls, auf dieser niedern Stufe! Winden doch selbst manche Völkerschaften sich nur mit Mühe aus diesem halbthierischen Daseyn herauf! — Sind nun auch Triebe und Neigungen zur äußern Thätigkeit belebt, wie verschieden ist auch noch der Grad der Regsamkeit bei verschiedenen Menschen! Während der eine, an der Scholle klebend, täglich in denselben mechanischen Verrichtungen sich kaum auf und ab bewegt, und der nächste Berg, der nächste Wald oder schon der Zaun des Nachbarn ihm die Grenzen der Welt sind, treibt den andern eine unersättliche Begierde des Wissens und des Handelns durch alle Theile der Erde, wo er oftmals wohl Landsleute aber keine Heimath findet. Eben so ist es mit der innern Thätigkeit, mit den Geschäften an Ort und Stelle. Während der eine durch ein Tausendfaches der ver-

ſchiedenſten Dinge vom Morgen bis in den Abend nicht ermüdet, und in der Anordnung irre wird, geräth ein anderer, wenn nur der geringſte Zufall ſeinen gewohnten Gang unterbricht, ſchon außer aller Faſſung. Beinahe bis in's Unbegreifliche geht der Unterſchied des innern und äußern Lebens unter den verſchiedenen Menſchen, ſo daß ſie unter ſich oft kaum eine Aehnlichkeit darbieten, und ein Theil aus dem Schlamm, ein anderer aus dem Lichte geboren, dieſer zur Bewegung, jener zur Ruhe beſtimmt zu ſeyn ſcheint. In der That findet ſich auch in dem Weſen des Menſchen, beſonders des Mannes, eine zweifache Natur, wovon die eine ihn auf einen phyſiſchen Kreislauf hinweiſt, ähnlich dem Vogel, der ſein Neſt baut, und ſich in der Befolgung ſinnlicher Triebe auslebt, die andere aber ihn aus aller Beſchränktheit, wie wenn ſie ihm den Tod brächte (und jede Grenze des Lebens berührt den Tod!) ohne Aufhören und mit unwiderſtehlicher Ge-

walt hinaustreibt, so daß er um ganz entfernte Dinge, die gar nicht zu seiner Lebenserhaltung gehören, sich bemühen, und selbst den größten Theil seines Lebens darauf verwenden muß. Es läßt sich dieß eben so wenig als alles Angeborne erklären. Der Himmel will es einmal, daß kein Winkel der Erde dem Menschen verborgen bleiben soll; er soll alles durchsuchen und durchforschen, und wenn wir dem Vogel auf dem Zweige, dem es nicht so ist, eine Sprache verleihen könnten, so müßte er über dieß sonderbare, endlose Treiben des umherwandernden Menschen, der nicht einmal Flügel hat, lachend seine Verwunderung ausdrücken. Aber es ist so die Bestimmung des Menschen, daß er nicht blos sein Inneres ausleben, sondern auch das Leben der Welt in sich aufnehmen soll. Und das nicht allein; es genügt ihm noch nicht, das Leben der Welt einmal mitgelebt zu haben, er will es für sich zum zweitenmale leben, und es aus sich selbst,

aus eigener Machtvollkommenheit, ganz nach seinen Wünschen, wiederholen, ja die Wiederholung sogar bleibend, und zu seinem Eigenthum feststellen, so daß er sie, so oft er will, zu seiner Lebens- und Geistesnahrung machen kann — kurz, es gelüstet ihn, die Welt noch einmal zu schaffen — und daraus geht ein neues Reich — das Reich der schönen Künste — hervor. Eine eigenthümliche Thätigkeit lernt er dabei in seinem Innern kennen, die ihn zur Begeisterung, zum Entzücken, wie die Andacht zur Seligkeit, führt — lauter Benennungen, welche die höchsten Grade des Lebens ausdrücken. Wie armselig wäre der Mensch, der alles dieß entbehren müßte! So weit ging aber des Himmels Erbarmen, daß er auch auf sinnlichem Wege ihm eine solche Stimmung wenigstens, eine Ahnung des höhern Lebens, das ihn über die Beschränktheit auf Augenblicke hinaushebt, verschaffen wollte — die Traube gab er ihm zu solcher

Erhebung. Wer vermag nun zu ſagen, was alles er in einem ſo frohen Augenblick empfindet! Er wird in einen ganz neuen Zuſtand verſetzt, und indem er auf ſeine kältern Stimmungen hinabſchaut, fragt er ſich ſelbſt, wie zum erſtenmal, was Leben heiße, was Leben ſey; er kommt zu der Erkenntniß, daß ein einziger Augenblick mehr Leben umfaſſen könne, als ein ganzes Jahr. Was aber die Traube für den Leib, das iſt der begeiſternde, entzückende Gedanke für die Seele — dieſer ſchafft die flammenden Gipfel des Lebens. Nach dieſer Höhe trachtet der Menſch, für ſolche Augenblicke lebt er ſein ganzes Leben. Sie ſind ihm Erſatz für die Sclaverei des Körperdienſtes, ſie ſind ihm der Lohn für ſeine Arbeit. Abwärts ſchauen wir in das Gebiet des Todes, wo immer mehr und mehr ſein kalter Hauch uns anweht und unter ſeiner Berührung immer mehr die Empfindung erſtarrt. Wir können uns nicht leugnen,

daß das Leben manches Menschen äußerst arm und dürftig erscheint, wir mögen nun eine Fülle von Empfindungen oder bloßes Wohlbehagen zum Maßstabe nehmen. Auch das letztere, wie wir an uns selbst erfahren, hat seine gar mannichfachen Abstufen — es zeigt sich als ein bestimmtes Lebensgefühl, das sein eigenes Glück in sich trägt. Und es fragt sich, ob hierin die Thiere so wenig bedacht sind, als es uns oft scheint. Wer sagt uns, wie viel die zart beflügelte Ephemere, die nur einen Tag lebt, diesen einen Tag an Lebenswohlseyn empfindet, und ob ein selig-behaglicher Augenblick des Menschen damit in Vergleich kommt!

Es ist aber wohl zu erwägen, daß der Hang und Trieb in die Ferne den Menschen unglücklich machen würde, wenn der Himmel ihm nicht den Vorzug verliehen hätte, sie ohne Schritte, ohne das Ergreifen mit der Hand zu erreichen. Wie wenig kann der Mensch selbst erlangen! Die Verstellung

ist die Biene, die die reichsten Schätze in ihn hineinträgt, womit er so manchen Winter des Lebens überdauern kann. In der Vorstellung durchlebt er die Welt. Schon indem er seinen Stand wählt, wie vielen Lebenskreisen, die ihm freundlich zuwinken, wie vielen andern Beschäftigungen und Freuden muß er entsagen! Mit jeder Bestimmung, mit jeder Beschränkung stirbt der Mensch einem Leben ab, jedes Haus hat seine winterliche Seite, wo der Tod hereinschaut. Wie viele Wünsche, wie viele Bestrebungen, die früh wuchernd ihre Ranken heraufschlagen, muß der Mensch nicht in das Herz hinabdrücken, wie viele Leben, wenn das Schicksal ihn erfaßt, unbarmherzig in sich abtödten, und wie entblättert und entfärbt sich allmählig durch das Mißlingen so vieler Unternehmungen der fröhlichste Wuchs, so daß er zuletzt als ein dürrer Stamm dasteht, an dessen Narben und Furchen man nur die Mühen zählt, womit sein Wollen gegen die Welt

um den engen Raum seines Daseyns gestritten hat!

Dieser Ueberblick vom Leben zum Tode kann nicht ohne Nutzen für uns bleiben. Will uns eine finstere Stunde, wo alle Räder des innern Getriebes stecken, mit Gewalt übermannen, so wissen wir ja, daß wir überhaupt dem Wechsel von guten und bösen Stunden unterworfen sind, daß das Leben nicht in gleichmäßigem Wuchs emporsteigt, sondern nur nach Augenblicken bald stärker, bald schwächer aufflammt; warten wir also die bessere Stunde ab, die gewiß kommen wird, wo wieder ein günstiger Hauch die Flamme anfacht. Und um dem Wankelmuth unsers Glücks und einer gänzlichen Verarmung an frohem Lebensgefühl zu entgehen, laßt uns früh aus den Lebensquellen schöpfen, die ewig fließen. Laßt uns, wenn auch unser eigenes Leben, unsere eigene Thätigkeit uns nur noch schwach erwärmt, deshalb nicht gegen die ganze Welt erkalten; in der Ferne laßt

uns mit andern, die noch frisch, die freier wirken und schaffen, die Früchte des Lebens theilen; Nachrichten, die wir empfangen, Betrachtungen, die wir anstellen, Gespräche führen uns dazu. Wenn durch die düstre Einsamkeit der Tod spricht, laßt uns sie bei Zeiten fliehen — hin zu geselligen Menschen, daß sie das Licht und die Hoffnung in uns aufs neue zünden! O wollten und könnten wir die Freuden eines ganzen Lebens mustern und zählen, so würden wir finden, daß mehr von andern zu uns herüber kam, als von uns selbst geschaffen wurde, und daß die bloße Vorstellung uns weit mehr frohe Stunden bereitete, als Besitz und Wirklichkeit. Diesen Weg durch Vorstellungen laßt uns immer sicherer gewinnen, ein natürlicher Trieb ermuntert uns dazu, eine Ahnung leuchtet uns voran — der forschende Blick sucht die Harmonie der Welt; was unerreichbar scheint, tritt uns in den Gebilden der schönen Kunst entgegen, darauf laßt uns

die Unruhe des Geiſtes und den Trieb des Herzens richten; hier iſt kein Alter, kein Tod, ein ewiger Frühling ſchließt uns in ſeinen reinen Aether, wo der Baum nicht abſtirbt, der Bach nicht verrinnt, die Blume nicht verwelkt. Ja, und indem hier der Sinn von den gröbern Beſtandtheilen des Lebens ſich läutert, verſtärkt ſich zugleich die innere Stimme, das innere Gefühl, das über das Bild hinaus uns empor trägt, und zu dem heiligen Muthe uns begeiſtert, die Harmonie ſelbſt, die wahre, die himmliſche, im Glauben zu umarmen. Das iſt ein Tag der Weihe. Die Glocke ruft, die Orgel tönt; eine höhere Flamme lodert in uns auf — ſelbſt noch an der Grenze des Lebens. Und ſo gibt es keinen Tod mehr; nieder ſtürzt die Scheidewand, vom Leben gehts zum neuen Leben hinüber!

Sitte und Gesetz.

Keine Gesellschaft kann ohne Gesetze bestehen. Diese dienen nicht allein dazu, die natürlichen Rechte und Pflichten der Einzelnen gegen einander abzuwägen, sondern auch vieles Willkührliche zur leichtern Einrichtung der Gesellschaft zu bestimmen, was sich denn nicht immer nach dem inwohnenden Rechte, sondern auch nach dem Zustand der verbundenen Glieder und der äußern Nothwendigkeit richtet, weßhalb manche Gesetzgebung, um einmal in einen rechtlichen Zustand zu kommen, mitunter selbst ungerecht und barbarisch verfahren muß. Das eherne Gesetz reicht aber bei weitem nicht hin, um der Gesellschaft die gehörige Ordnung zu geben; sie müßte sich sonst auf tausend Kleinigkeiten erstrecken, und alle Tage in den gewöhnlichsten Dingen als Schiedsrichter auftreten. Eine stille Uebereinkunft schließt sich hier zur Ergänzung an die Gesetzgebung an.

Sie ist nicht niedergeschrieben und von keinem geboten, und wird gleichwohl von Jedermann streng befolgt. Sitte heißt dieses geheime Gericht, das gleich der heiligen Vehm unsichtbar und überall ist, vor dem jeder sich scheuet, welchem jeder das größte Recht, die unumschränkteste Herrschaft einräumt, welchem jeder, ohne erst über die Forderungen nachzudenken, oder ihnen auch nur Worte und Namen zu leihen, täglichen Gehorsam leistet. Weit fester, als das ausdrückliche Gesetz, wurzelt sie in der menschlichen Gesellschaft, indem sie Gebrauch und Gewohnheit, und so ein innigst eingewebter Bestandtheil des Lebens wird; sie dringt weit tiefer in die Moralität des Menschen ein, indem sie seine Persönlichkeit in den empfindlichsten Theilen — im Gefühl des Werths vor andern berührt. Sie ordnet das gegenseitige Betragen, bringt Willkür und Freiheit in gesetzliche Schranken, und gibt dem Gewöhnlichsten Bedeutung. Wohin sie

mit ihrem Stabe zeigt, da hört ſelbſt die geringſte Sache auf, gleichgültig zu ſeyn, weil ſich ſogleich die Anerkennung des perſönlichen Werthes daran knüpft, die eben, weil ſie ſich nicht nach Zahl und Gewicht ſchätzen läßt, in Kleinigkeiten, wie in einer myſtiſchen Symbolik, einen Maßſtab ſucht. Deshalb miſcht ſich die Sitte auch in Einbildungen, leere Vorſtellungen, und wird zu einem geſelligen Aberglauben, von dem man zuletzt keinen Grund mehr anzugeben weiß. So tritt ſie denn auch als Ueberlieferung herein, die in irgend einem Vorfall einen hiſtoriſchen Urſprung nahm, und immer noch Befolgung findet, wenn die Entſtehung längſt vergeſſen iſt, und der Grund und die Bedeutung längſt aufgehört hat. Doch nimmt ſie auf dieſe Weiſe oft einen heitern Charakter an, indem ſie Feſte und Luſtbarkeiten hereinführt, die, weil ſie nur dienen, das Leben zu ſchmücken, als Spiele und Scherze keiner Bedeutung weiter und doch gewiſſer

Geſetze bedürfen. Gewinnt hier der Gebrauch das Anſehen von Thorheit, ſo ſagt die Freude, daß ſie thöricht ſeyn wolle, und das Auffallende, das Fremde, das ſeine Beziehung verloren hat, trägt nur noch mehr dazu bei. Oft läßt man auch eine Sitte, einen Gebrauch aus Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen noch lange Zeit, wenn ſie gar nicht mehr wirkſam ſind, als leere, todte Formen ſtehen, die dann entweder läſtig fallen; oder wieder zufällig etwas Gutes bringen, oder bei dem Wechſel der Dinge unter veränderten Umſtänden mit Recht neue Belebung hoffen dürfen. Aus dieſem letztern Grunde bereuet man es oft, eine alte Sitte zu früh umgeſtoßen oder auſſer Acht gelaſſen zu haben; das Bedürfniß kehrt wieder, und Mittel und Gelegenheit zu ſeiner Befriedigung iſt dann verſchwunden. Ja oft fühlt man den Nutzen eines Gebrauchs erſt, wenn man ihn aufgehoben hat. Nicht ſelten verbirgt ſich auch in der Sitte eine Weisheit der Er-

fahrung, die nicht sobald eingesehen, und nur gelegentlich erprobt wird. Solche Sitten sind alte Wächter des Rechts und der Tugend, die man erhält wie geharnischte Männer, welche nur auf die Zeit der Gefahr bereit stehen. Auch für das gewöhnliche Leben hat die Erfahrung überallhin, durch die Straßen, durch die Häuser, durch die geheimsten Gemächer solche Sicherungsmittel gegen mancherlei böse Anreizungen gleich einer geheimen Polizei angeordnet, und wenn die Kinder fragen: warum denn nicht? erhalten sie keine Antwort weiter, als: es schickt sich nicht, oder: es ist nicht Sitte, so daß die Tugenden selbst oft mit den Sitten den Namen tauschen — ein Zeugniß der Sprache, das für die Wichtigkeit unsers Gegenstandes gewiß von Bedeutung ist. In dieser Beziehung kann eine herrschende Sitte für eine Stadt, für ein ganzes Land von den wohlthätigsten, wie von den nachtheiligsten Folgen seyn; sie kann dem

Laſter, ja dem ſchändlichſten Leben zur Gelegenheit, zur Entſchuldigung, zur Beſchönigung, zur Sicherung vor aller Strafe dienen, ſie kann allmählig ein ganzes Volk zum Verderben hinreißen. Deshalb iſt die Sitte im moraliſchen Sinne die Luft, die wir athmen, die uns Gedeihen oder Krankheit bringen, und welche ein einziger Menſch verpeſten kann. Hier kommt es weniger darauf an, Geſetze zu geben, als die Sitten zu verbeſſern. Oft beginnt die moraliſche Erhebung eines Volks mit der Abſchaffung eines einzigen verderblichen Gebrauchs. Man erwäge nur, welche geringe Veranlaſſung im Herkommen, in üblicher Anwendung der Stunde — zum Trunk und zu welch einer Reihe von Laſtern dieſer wieder verleiten kann! Die rohe Begierde ſucht und wünſcht einen Vorwand zur Zügelloſigkeit, und von der Sitte hängt es ab, ob ſie ſolchen ihr geben oder nehmen will. Wo aber das Unrecht zur Hälfte erlaubt wird, da kann nach-

het die andere Hälfte weder die Sitte noch das Gesetz retten. Und kommt es zur allgemeinen Versunkenheit, so stürzt die Sitte nach, und man weiß dann nicht mehr, womit man halten, bauen und wieder aufrichten soll. Das eiserne Gesetz der Noth tritt alsdann gewöhnlich zertrümmernd ein, und der tödtende Buchstabe beginnt die Erziehung aufs neue.

In sehr vielen Dingen läßt man aber auch deshalb die Sitte herrschen, blos um einer großen Abwechselung und der Veränderlichkeit zu steuern, und störenden Ungewißheiten überheben zu seyn. Der Mensch neigt schon von Natur sehr zur Gewohnheit hin, und was er zuerst aus freier Wahl und Gründen thut, wird bald eine gewohnte Bewegung und mechanische Verrichtung; ja selbst der allerersten Wahl begibt er sich gern, um die Mühe des Nachdenkens zu sparen, um keine eigenthümliche Neigung darin zu verrathen, um nichts Neues, nichts Auf-

fallendes zu thun, das ſich erſt dem Urtheile anderer unterwerfen müßte. Deshalb wirkt das Beiſpiel ſo überaus mächtig auf den Menſchen, die meiſten verlangen einen Führer, dem ſie ſorglos nachtreten können, und ſo kann man behaupten, daß die häufigſten Regungen und Bewegungen im Leben ihre Namen und Beſtimmung von einem andern empfangen haben, darum iſt das Betragen des Vornehmern, des Höhern ſo wichtig; ſein Beiſpiel iſt eine zweite Geſetzgebung, ja noch wirkſamer und eindringlicher als alles Geſetz, und nicht ohne Urſach leſen wir oft von dem erſten Herrſcher und Begründer eines Staats, daß er dem Volke Religion und Sitten gegeben habe. Dieſe Geſetzgebung darf eigentlich nie ganz aufhören, und ein weiſer Regent weiß es recht wohl, daß ſeine Handlungen, ſeine Gerechtigkeiten Winke ſind, welche wie Zeichen des Himmels durch das ganze Land geſehen und wie magiſche Schriftzüge befolgt werden.

Sein Vorbild prägt die Sitte, oft auch die Sitten ſeiner Stadt.

Zu leugnen iſt es nicht, daß die Sitte mitunter auch ungerecht eingreift in die Rechte anderer, daß Mancher dadurch gegen die übrigen ſehr in Vortheil geſetzt wird, und daß manche Unbilligkeit keinen Grund weiter für ſich hat, als das Herkommen. Das Wort Sitte zeigt ſchon das Feſtſitzende eines ſolchen Herkommens an, und ein Vorrecht umſtoßen wollen, heißt hier oft ſo viel, als die ganze bürgerliche Ordnung erſchüttern, durch den kleinſten Streit den blutigſten Kampf hervorrufen, und mit einem Strohhalme einen ganzen Ort anzünden. Aus Furcht vor ſolchem Unheil haben herrſchende Sitten ſtets große Nachſicht erfahren, und weil doch die Anmaßung im Menſchengeſchlecht nie völlig zur Ruhe kommt, ſo duldet man lieber ein Vorrecht, woran man ſich ſchon gewöhnt hat, als daß man andern neue einräumt. In vielen

Verhältniſſen iſt ein Vorrang unvermeidlich, und weil ihn doch einer einnehmen muß, ſo dient es — ſtatt alle aufzureizen — zur Beruhigung aller, indem ſchon eine Gewohnheitsregel (die Obſervanz) darüber beſtimmt hat.

Unentbehrlich wird die Sitte in vielerlei Geſchäft, wie z. B. im Handeln, wo es die größte Beſchwerde verurſachen, ja oft das Geſchäft ſelbſt unmöglich machen würde, wenn man die Maßregeln erſt von richterlichen Geſetzen entlehnen, und die Sicherheit in buchſtäblichen Vorſchriften ſuchen wollte. Eingeführte und angenommene Gebräuche ſetzen hier für viele wiederkehrende Fälle feſt, was jeder zu thun und zu vermeiden, oder von dem andern zu erwarten habe. Selbſt die oberſte Behörde des Landes muß, wenn ſie hier über Streitigkeiten entſcheiden ſoll, die als Geſetz anerkannte Sitte zur Richtſchnur nehmen, wenn ſie nicht noch mehr Verwirrung in den Streit bringen, und

die beſtehende Ordnung und den innern Zuſammenhang der Handelswelt gänzlich zerſtören will, weshalb denn auch zur richtigern und ſchnellern Beurtheilung vorkommender Abweichungen an manchem Ort beſondere Handelsgerichte angeordnet ſind. Auch bei den Gewerken iſt dieß der Fall; vieles wird nach herrſchenden Gebräuchen geſchlichtet, und wenn ſich hier durch die Sitte etwas Verderbliches eingeniſtet hat, hält es ſchwer, es wieder zu vertilgen und auszurotten. Die Sitte geht weiter, als der Blick ſie verfolgen kann, da jede Gemeinſchaft, jede Stadt, eſt jedes Stadtviertel, jedes Haus, jede Familie ihren abſonderlichen Sitten — in einem ſchwächern Grade wenigſtens ihren Gewohnheiten huldigt. Am wichtigſten bleibt ſie immer da, wo ſie die perſönliche Hochachtung beſtimmt. Welche Ausdrücke, welches Verhalten zwiſchen Kindern und ihren Aeltern angenommen werden, das iſt für Glück und Moralität von den größ-

ten Folgen. Und dieß geht fort durch alle Verhältniſſe, wo perſönliches Anſehn herrſchen und die Achtung bezeichnen ſoll, die man dem Rechte und dem natürlichen Geſetze ſchuldig iſt. — Am ſchärfſten berührt die Sitte in der allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft den Punct der Ehre — hier will ſie auch dem Geſetze nicht gehorchen. Ihr Grunſatz iſt: Aeußeres Unrecht läßt ſich mit Geld, mit Gefängniß abbüßen; eine innere Kränkung aber hat gar keinen Maßſtab. — Sie ſollte eigentlich der Moralität eines jeden, ſeiner Geſinnung und — ſelbſt ſeiner Klugheit überlaſſen bleiben — aber leider hat auch hier oft ſchon im voraus ſich die Sitte zum Geſetzgeber aufgeworfen, unter deſſen Scepter ſich alles nur zu folgſam beugt. Sähe man nicht ſchon an tauſend Fällen, daß die Sitte mächtiger waltet als das Geſetz — an dem immer fort üblichen Zweikampf würde man es erkennen. Kein Verbot, keine Strafe hemmt die mörderiſchen Streiche ſeiner Rache

und ſeiner Genugthuung. Gleichviel, ob der Wahn auf einem Vorurtheil beruht, ob die Art der Ausgleichung alle Vernunft verſpottet — hier gilt es einmal, ſeine Ehre rein zu waſchen, welche in dieſem oder jenem Falle diejenigen, von welchen wir im täglichen Umgang Achtung fordern, befleckt und verletzt glauben. Um einer Ungerechtigkeit zu entgehen, iſt man hier einer andern ausgeſetzt. Der Haß aller Anmaßung und Grauſamkeit ſieht ſich hier ſelbſt zur Grauſamkeit fortgetrieben. Zu ſolcher Tyrannei kann die Sitte ſich erheben. — Iſt nun aber ihre Macht überhaupt ſo groß und ſo einwirkend in die bürgerliche Ordnung, ſo können wir nichts ſehnlicher wünſchen, als daß auch das geſchriebene Geſetz nach ihrem Einfluß trachten und von ihren Wirkungen lernen möge. Dazu können wir alle, wir mögen befehlen oder gehorchen, kräftig beitragen, wenn wir nämlich dem Geſetze gleiches Recht zu verſchaffen ſuchen, damit das

Gebot nicht mehr als eine Laſt, ſondern für eine Wohlthat aller anerkannt, und durch tägliche Uebung und Folgſamkeit die Pflicht uns endlich zur angenehmen Gewohnheit werde. Es iſt das höchſte Ziel eines Staats, das Geſetz zugleich in Sitte zu verwandeln, und nur ein Volk, das ſich ſelbſt um die Ergründung und Vollziehung ſeiner Geſetze, theilnehmend bemüht, darf hoffen, dieſem Ziele mit der Zeit nahe zu kommen! Die Sitte muß das eherne Schild des Gerichts, das Siegel der Gerechtigkeit ſeyn!

Einzelne Bemerkungen.

Man hält die Jugend gewöhnlich für weit glücklicher, als ſie es wirklich iſt, oder als ſie ſich fühlt. Ihr Vorzug iſt, daß alles einen friſchern Eindruck auf ſie macht, daß ſie alles mit poetiſchen Augen — nicht zu ökonomiſchen Zwecken, ſondern blos zur

Luſt betrachtet, und ihr Gewiſſen noch nicht mit dem Schickſal und der Welt in verwickelte Verhältniſſe geräth; aber ohne Noth und Drangſal iſt ſie deshalb doch nicht, und ſie empfindet ſie gerade um ſo mehr, als ſie ſolche nicht regelmäßig bekämpfen und aus dem Wege räumen kann, ſondern täglich als Stöhrungen ihres Glücks dulden muß. Ihre Noth iſt hauptſächlich der Zwang, die Unterwürfigkeit, worin ſie ſich befindet, da ſie ſtets nach dem Willen anderer leben und vieles Läſtige thun muß, das für ſie nicht das mindeſte Intereſſe hat. Faſt die ganze Zeit des Schulunterrichts iſt für ſie ein Treibhausleben, eine Sclaverei, wo ſie, um künftig mit der Welt in Zuſammenhang zu kommen, tauſend künſtliche Dinge lernen muß, welche die Vorwelt im Leben einzuführen beliebt hat. Man muthet ihr einen ſtärkern Zwang zu, als irgend einem andern Alter, weil man weiß, daß ihr heiterer, flüchtiger Sinn es doch überwindet.

Späterhin sieht sie freilich ein, wie nöthig dieß alles war, aber beim Anblick der Schule, wo sie so lange gefangen saß, wird sie doch immer noch ein kleines Grauen verspüren. Jeder Erwachsene ist froh, daß er nicht mehr in der Schule sitzen muß, und wenn man sich nur recht erinnern will, wird man selbst finden, daß man sich in der Jugend keineswegs so glücklich fühlte, wie man es sich späterhin gern einbildet. Der Jugend Zeitrechnung ist beständig: wenn ich nur erst groß bin!

Man behauptet, in der Erziehung müsse recht eigentlich der Kernmensch entwickelt und herausgebildet werden, damit jeder in seiner Eigenthümlichkeit erstarke. Das Heilsame davon ist wahr, wenn man auf den Einzelnen sieht; in Absicht des Ganzen verhält es sich aber doch anders. Hier würde, wenn es wirklich möglich wäre, lauter Kernmenschen herauf zu ziehen, des Kampfes

und Krieges, der ſchon in der groſſen Verſchiedenheit der Naturen liegt, lange kein Ende ſeyn, ſo daß wir ſogar in einen frühern, rohen Zuſtand würden verſetzt werden. Umgekehrt beſteht ein Theil der Erziehung grade darin, die zu ſcharfen Ecken der Eigenthümlichkeit abzuſchleifen, damit jeder beſſer in's Ganze paſſe, worin denn freilich oft zu viel geſchieht. Viel zu fürchten hätte man bei jener Methode in ſo fern nicht, als in den verſchiedenen Naturen ſelten Kernmenſchen angetroffen werden. Viele ſind nur Copien von Copien, und, ſchon von Hauſe aus, nur zu ſehr geneigt, keinen Willen zu haben, ſondern ſich nur nach andern zu richten.

Die Erziehung in der Stadt hat etwas Unnatürliches. Kinder eilen am erſten den Naturerſcheinungen zu, und ein natürlicher Hang treibt ſie an, ſich mit den Dingen

bekannt zu machen. Wie dieß geſchehe, davon hängt es zunächſt ab, ob klare und beſtimmte Vorſtellungen in ihren Kopf kommen. Das Treiben in der Stadt beruht ſchon auf zu künſtlichen und verwickelten Verhältniſſen, als daß die Kinder mit einem ſolchen Wirrwarr einen guten Grund legen, helle Einſicht in den natürlichen Zuſammenhang der Dinge und überhaupt einen klaren Blick in die Welt erlangen ſollten. Es gibt eine natürliche und eine künſtliche Erziehung. Jene müßte auf dem Lande, dieſe in der Stadt beginnen. Der frühe Genuß der Natur läßt auf immer eine Sehnſucht nach ihr zurück, die dann für alle edlere Gefühle, wie die Religion, die Wiſſenſchaften und die ſchönen Künſte ſie gewähren, das Herz empfänglicher macht.

Wer eine chriſtliche Gemeinde kennen lernen will, muß auf das Land gehen. In

der Stadt, wo entweder bei verſchiedenen Kirchen aus verſchiedenen Nachbarſchaften die Leute durcheinanderlaufen oder überhaupt ihre Angelegenheit und ihre Theilnahme wenig an die kirchliche Feier knüpfen, kann man nicht ſagen, daß das zufällige, unordentliche Zuſammenkommen in der Kirche ſchon eine Gemeinde bilde. Die Glieder bleiben ſich zum Theil einander fremd, das Kirchengehen durchkreuzt ſich mit mancherlei Geſchäften und wird dieſen oft untergeordnet. Ganz anders iſt es auf dem Lande. Hier iſt die Kirche der allgemeine Vereinigungspunct und das Höchſte für alle. Man kennt keinen höhern, reinern, geiſtigern Genuß, als den nach der Arbeit der Sonntag dem Dorfe gewährt. Alle Freuden des Geiſtes und des Herzens vereinigen ſich hier in der Andacht, in der Predigt und im Geſang. Was der Städter zerſtreut bald im Theater, bald in Büchern, bald in Zeitungen findet, das trifft hier an einem

Tage, an einem Orte zuſammen. Die Erbauung iſt zugleich Bildung und Vergnügen. Schon der Anblick der verſammelten Gemeinde flößt gröſſere Theilnahme für die einzelnen Glieder ein. Alle Angelegenheiten des Dorfs kommen hier zur Kenntniß Aller. Das Schickſal jeder Familie wird hier ein Theil des Gottesdienſtes. Keine Veränderung, keine Begebenheit eines Hauſes, ſie muß hier den Kranz der Weihe erhalten. So lebt jeder im Glück des andern, und theilt mit ihm ſein Loos. Die Glocke iſt der Herold, die Orgel eine heilige Stimme. Wie ſie es verkünden, wird die Geburt eines Kindes, die Aufnahme in die chriſtliche Gemeinde, jedes Gedeihen und jede Verbindung, die einen Schritt im Leben weiter führt, von jedem mitgefeiert. Wer ſtirbt, iſt nicht blos den Verwandten daheim, er iſt der ganzen Gemeinde geſtorben, und die ganze Gemeinde begleitet ihn auf ſeinem letzten Gange zur geweihten Stätte; es iſt ein Trauertag für

Alle. Und so, wer Erfreuliches erlebt, bringt einen Tag der Freude in das Dorf. Der Sohn aus der Fremde ist nicht blos seinen Aeltern, er ist dem ganzen Dorfe wiedergekehrt. Die Blicke Aller segnen das Brautpaar, das vor den Altar tritt. Kein Hochzeitstag, der nicht in Aller Angedenken lebte! Musik in einem Hause schallt in jeder Hütte wieder. Alles, was sich Grosses zuträgt, geht zur Kirche ein, alles begibt sich unter dem Auge des Herrn. Weder Glück noch Unglück löset dieses Band, unzertrennlich sind die Glieder der Gemeinde.

Entzückend, und zugleich eine gewisse Ehrerbietung einflößend, ist der Anblick einer Jungfrau. Es wird uns dabei zu Muthe, als ob wir in den klaren, heitern Himmel schaueten, wo noch kein Wölkchen das Licht und den Frieden trübt, und noch kein Sturm die Stille unterbricht. Es ist

Frühling um uns her, nur Gesang und Blumenduft berührt uns aus der Ferne, ein frisches Leben lacht uns an in seiner Unschuld. Ja, diese Unschuld ist es eben, die, ruhend in stiller Kraft, wie die Rose in voller Knospe, dem Geräusch und den Gefahren der Welt so nahe, in sich verschlossen und noch durch keinen Widerstreit ihrer sich selbst bewußt, uns jene heilige Scheu einflößt. In ihrer Befangenheit empfinden wir das Heilige, das Reine mit, das noch mit keinem bösen Versatz sich befleckte, das, in des Herzens Freudigkeit zu allem Guten und Edlen geneigt, auch andern nur Gutes und Edles zutraut, und, wohin sich das Auge wendet, alles umher gleichsam weihet und heiligt, so daß das Schlechte von selbst sich davor verbirgt, und niemand es wagen mag, Mißklang in die Seelenharmonie zu bringen. Erfahrung zerreißt diesen Schleier; in Liebe mit einem Manne verbunden, werden die einzelnen Wünsche und Neigungen in Be-

rührung mit der Welt geweckt, gereizt u
allmählig in den allgemeinen Streit mit v
flochten, der die Gemüther um irgend ei
Gutes willen bewegt. Jetzt ist die Zeit,
der Charakter sich befestigen, sich bewäh
muß. Selten wird die Jungfrau noch da
erkannt — es ist eine andere — keine p
phetische Gabe reichte bis hieher; aber n
sie selbst an der Bildung ihres Charakt
theilnimmt, kann man auch erst sagen, d
sie wirklich ist, was sie ist. Eine höhe
geistige Harmonie wird erfordert, die k
schuld bringt sie nicht zurück, nur die Tug
kann sie erringen, und so sehen wir nun
Jungfrau uns ähnlich geworden.

Daß der Mensch in Ideen lebt, erk
nen wir besonders daraus, daß keine Gre
des Lebens, weder rückwärts noch vorwär
ihn hindert, sich mit den Gedanken in
Ferne auszubreiten. Kein Mensch wird sp

chen, wenn er das Schickſal der Welt, das Fortſchreiten in der Cultur und in den Wiſſenſchaften erwägt: noch zwanzig oder dreißig Jahr haſt du zu leben, was darüber hinausliegt, kümmert dich nicht! Vielmehr entzündet ſich der Eifer ſeines Geiſtes noch an der entfernteſten Zukunft, er ſieht es kommen und werden, und wirkt und ſtreitet mit eigenen Kräften dafür, daß es ſo und nicht anders werde. Mag er doch in ſeinen eigenen Angelegenheiten nicht einmal die Grenze beſtimmen; ſeine Entwürfe gehen weit über ſein Abſcheiden hinaus; ja er könnte oft nicht einmal für den nächſten Augenblick ſchaffen, wenn er an das Aufhören denken, und ſeine Zeit zum Maßſtab nehmen wollte. In dem Anſchauen der Welt aber genießt er erſt ſeine volle Freiheit. Weit bleiben hier die Thore der Ewigkeit geöffnet: wie er in die Vergangenheit zurückforſcht, ſo ſchweift er in die entfernteſte Zukunft, nirgend ein Ziel ſich ſetzend. — In den Ge-

danken, in der Seele lebt allein das wahre, das unendliche Leben, Gott und Himmel und Ewigkeit in dem ſchauenden Geiſt.

Vermischte Gedichte.

Der Bader an der Saale.

In einer Stadt an der Saale war
Ein Bader vor alter Zeit,
Der ſchwatzte den ganzen Tag, wie ein Staar,
Und immer gewaltig breit.

Er hatt' einmal in den Krieg geguckt,
Sich zwar nicht dem Feinde genäht,
Doch rühmt' er ſich lügend, als wär's gedruckt
Oft einer beherzten That.

Vom Morgen bis Abend erzählt er die Mähr
Mit bieierner Weitſchweifigkeit.
Den Hörer, der gern ihm entlaufen wär',
Den faßt' und hielt er am Kleid.

Bildſchön war ſein roſiges Töchterlein,
Die blühendſte Dirn' im Ort.
Ihr Reiz zog Freier ins Haus herein,
Sein Mährlein jagte ſie fort.

Auch ward, mit dem Schermesser in der Hand,
Der alte Schnack nicht gespart,
Und wer das Ding unerträglich fand,
Entfloh mit beseiftem Bart.

Dem Tod' auch, der horchend den Kauz umschlich,
Mißfiel der endlose Schwatz.
»Schweig, Staarmatz!« rief er einst ärgerlich,
Und ewig verstummte der Matz.

Drum, wer sich hohlen Geschwätzes befleißt,
Der macht sich übel bekannt.
Er wecket gleichsam des Todten Geist,
Und wird Saalhader genannt.

Langbein.

Die Spinnerin.

Der kunstbefliſſnen Spinnerin
Zu ihrer Wiegenfeste
Weiht ihrer Freunde treuer Sinn
Das nöthige Geräthe.

Ein Mädchen, das nie ſtockt noch ſtutzt
Von trefflichem Geläufe,
Und auf das ſchönſte ausgeputzt
Die maßgerechte Weiſe.

Wir wünſchen nun zuvörderſt Glück
Zum häuslichen Beginnen
Und daß Du jeden Augenblick
Magſt lauter Seide ſpinnen.

So ſpinne, weiſe, webe Dir
Denn ſelbſt das ſchönſte Leben
Nur ſey dabei nicht für und für
Der Einſamkeit ergeben.

Denn ſolche ſtrenge Häuslichkeit
Die hat was zu bedeuten! —
Doch ſtill, wenn's erſt damit ſo weit
Wir ſtehn Dir gern zur Seiten!

Silvio Romano.

An meine Nachbarin im Theater, für einen Veilchenstrauß.

O, Zauberin! mit Deinen Veilchendüften
Bereitest Du mir süßes Himmelsglück,
Umhauchest mich mit jungen Frühlingslüften,
Führst zu genossnen Wonnen mich zurück;
Zum May zurück aus Stürmen des Novembers
Und blätterlosen Fluren des Decembers.

Doch dieß ist nicht das Höchste Deines Könnens; —
Du weißt, ich liebe, weißt, wie ich entbehre,
Wie ich erdulde bittre Noth des Trennens,
Und mich nach Ihr, der Lieblichen, verzehre! —
Da — Deine Anmuth macht mich oft vergessen,
Ob ich bei Dir, ob ich bei Ihr gesessen.

Eckermann.

An die Entfernte.

Wenn Winters man in grünen Tannen gehet,
Beſchienen von des Mittags linder Sonne,
Vor'm Nord geſchützt, der über Felder wehet,
Da glaubt man ſich verſetzt in Frühlings-Wonne;
Doch ſäuſelt erſt der May im Laub der Birke,
Stehn winterlich die Nadelholzbezirke.

So in der Ferne von dem lieben Munde,
Der mich mit Kuß und ſüßem Wort erquickte,
Und im Entbehren jeder ſchönen Stunde,
Die mich mit Liebes-Ueberfluß entzückte,
Wähn' ich bei Mädchen hier in dieſer Weite
Mich oft ſo glücklich wie an Deiner Seite.

Doch dieſer Wahn, worin mein Herz befangen,
Mein glückentwöhntes Herz, wie wird er ſchwinden,
Wenn dieß durch Trennung glühende Verlangen
Erſt Heilung wird in Deinen Armen finden!
Da, in den Reizen, die mich hold umſtricken,
Wie werd' ich da auf dieſe Täuſchung blicken!

Eckermann.

Sonett.

Ein Anderer zu seyn, was könnt' es frommen?
Da sind wir längst, eh' wir uns nur besonnen;
Und was wir sind, hat, eh' wir sind, begonnen,
Uns hat man nicht dabei zu Rath genommen!

Nun sind wir gut, nun übel angekommen,
Verweist hat uns das Schicksal, wie gesponnen;
Und lang wie breit, verloren wie gewonnen,
Wie er gemußt hat Jeder sich benommen.

Drum ist mein Wort, für Jeden, unverfänglich:
Umsonst ist beides, Schämen so wie Grämen!
Vergangne Zeit ist in der Zeit verfallen;

Und lebten wir auch noch so uranfänglich,
Wir müßten doch dem Ganzen uns bequemen:
Nicht unser sind wir, sind im Andern allen.

Silvio Romano.

Aufgabe der Freundschaft.

Euch verdrießt sein ernstes Wesen,
Daß er tadelt, schmerzt auch oft;
Doch — statt ihm den Text zu lesen,
Schaffet selbst, was ihr nicht hofft.
Viel kann *vielen* erst gelingen:
Werd' es nun als Kunst erprobt,
Gelt' es, ihn dahin zu bringen,
Daß er *lacht*, und daß er *lobt*.
Thut, wie ihr als Freunde sollt,
Und ihr habt ihn, wie ihr wollt.
Kann's ein Wunder nur erschwingen, —
Wunder gibt's in allen Dingen.

St. Schütze.

Falſche Rechnung.

Ein kleines Lied von wenig Zeilen
Hat hundert Thaler mir, zugleich ein Amt gebracht,
Spricht Felix, der Poet, wie viele tauſend macht
Mein Epps nun? Ich will doch eilen. —
Er druckt und druckt, doch trifft die Rechnung nicht;
So iſt es wohl nicht wahr, was er vom Liede ſpricht?
O ja — allein — es war ein Hofgedicht.

St. Schütze.

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

62 563

Zu

Goethe's Jubelfeste

in Weimar

den siebenten November

1825.

---

88 40

11 637

Herauf, Gesang, und gieb uns Flügel,
Hinaus zu schweben funfzig Jahr,
Wo dämmernd über Thal und Hügel
Das Licht uns diesen Tag gebar.
Er kommt! durch Herbstesungestüm
Entgegen Ihm, entgegen Ihm!

Chor.

Er kommt! durch Herbstesungestüm
Entgegen Ihm! entgegen Ihm!

Wie trat die Stadt mit Schloſs und Thürmen
So still, so ahnungsvoll hervor,
Wo Milde schon nach Kriegesstürmen
Dem Lied' ein Vaterland erkor!
Nun mächt'ger, wie vom Himmel, fiel
Der volle Klang in's Saitenspiel.

Chor.

Nun mächt'ger, wie vom Himmel, fiel
Der volle Klang in's Saitenspiel.

Ein Zauber hat Sein Herz getroffen.
Nicht mehr hält Ihn das Vaterhaus.
Ein Sänger auch mit frohem Hoffen
Streckt Freundesarme nach Ihm aus.
Seht, wie der Mann, so reich begabt,
Sich nun am Jünglingsauge labt.

Chor.

Seht, wie der Mann, so reich begabt,
Sich nun am Jünglingsauge labt.

Gleichwie der Thau vom Strahl der Sonne,
So ist vom lebensvollen Bild,
Bei Seinem Blick von Glut und Wonne,
Von Liebe ganz Sein Herz erfüllt.
Das Licht, so fern auch seine Bahn,
Dem Lichte bleibt es zugethan.

Chor.

Das Licht, so fern auch seine Bahn,
Dem Lichte bleibt es zugethan.

Wie Stern an Stern auf weitem Meere,
Zog eine neue Welt herauf,
Und flammend durch des Himmels Heere
Sucht' ein Komet der Sonne Lauf.
Da ward die Stadt, von Glanz erhöht,
Ein Leuchtthurm, der am Hafen steht.

Chor.

Da ward die Stadt, von Glanz erhöht,
Ein Leuchtthurm, der am Hafen steht.

Ein Reich der Schönheit ward gegründet,
Das, mit der Wahrheit treu vermählt,
Und mit Natur im Geist verbündet,
Des Himmels Vorbild nicht verfehlt.
Es ging voran, von Kraft belebt,
Und Alles ringt, und Alles strebt.

Chor.

Es ging voran, von Kraft belebt,
Und Alles ringt, und Alles strebt.

Heil uns, die solches Glück erfahren!
Hell leuchtet uns Sein Angesicht;
So lebe, Tag von funfzig Jahren,
Du ewig taggebärend Licht!
O Stadt, erhöht in Seinem Glanz,
Reich' dankbar Ihm den Siegeskranz!

Chor.

O Stadt, erhöht in Seinem Glanz,
Reich' dankbar Ihm den Siegeskranz!

St. Schütze.

Muntere Unterhaltung

von

St. Schütze.

Leipzig, 1829.
Verlag von Carl Focke.

NB. Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden unter keiner Bedingung zurückgenommen.

Muntere Unterhaltung

von

St. Schütze.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Conditorei des Jokus

oder

scherzhafte Bonbons, Früchte und Confitüren

für

spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler.

Eine Auswahl

jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele

aus dem

„Berliner Courier"

und der

„Berliner Schnellpost"

herausgegeben

von

M. G. Saphir.

Sauber brochirt. Preis 1½ Rthlr. oder 2 Gulden 24 Kr. rheinl.

Saphir ist als Humorist und Satyriker zu bekannt und beliebt, als daß diese Auswahl noch einer besondern Empfehlung und Anpreisung bedürfte. — Den zahlreichen Freunden seiner Muse wird sie gewiß sehr willkommen sein.

Muntere Unterhaltung

von

St. Schütze.

Leipzig, 1829.
Verlag von Carl Fede.

So, mein' ich, ging's im Kreiſ hier munter zu;
Und wenn ſich gar noch Hörer fänden,
Geneigt, was ſie in aller Ruh
Gemerkt, für's Leben anzuwenden,
Dann ſäh' der Wirth ſich überreich beſchenkt,
Er fühlte ſich der Glücklichſte im Bunde.
Ein rechter Mann, der handelt, wie er denkt! —
So tretet ein; geſegnet ſei die Stunde!

Die wohlthätige Stadt.

Ein Reisender kam zu einer großen, reichen, betriebsamen Stadt, die er sonst schon besucht hatte, und fand sie diesmal so über die Maßen laut, regsam und fröhlich, daß er sich fast des Todes darüber verwunderte. Glocken schallten, Lieder klangen, Stimmen riefen, Musik ertönte, Equipagen rollten. Es ging in die Kirche, in's Theater, in Concerte, in Declamatorien, zu Schmausereien, zu Bällen, zu Maskeraden, in Kunstcabinette, zu Kunstwerken und Kunststücken, in Lotteriebuden, zu Wachsfiguren, zu Schattenspielen, zu Hundekomödien, zu indianischen Gauklern, zum nordischen Hercules, zu Bereitern und zu wilden Thieren. Ueberall Leben und Freude! Auch wer sich nicht von der Stelle rührte, bekam das Vergnügen in die Hand. Männer liefen durch die Straße, die es gedruckt von Haus zu Haus trugen — Predigten und Romane, Hymnen und Komödien, Arien und Märsche, Reden und Knittelverse. — „Was ist denn der Stadt für ein großes Heil widerfahren, fragte der Fremde, daß ich

sie in so fröhlicher Bewegung sehe?" — „Kein Heil!" gab ihm ein freundlicher Bewohner zur Antwort; „das ist Alles die Folge von einem großen Unglück, das wir vor unsern Augen erlebt haben. Sturm und Donnerwetter und Wolkenbrüche haben eine große Ueberschwemmung herbeigeführt, und durch eine Art von Sündfluth über Aecker, Wiesen, Dörfer, Menschen und Vieh Verderben, Mangel und Elend, Noth und Tod verbreitet. Für diese Unglücklichen geschieht dies Alles. Für diese Unglücklichen schmausen wir, und collectiren, subscribiren und pränumeriren, agiren, declamiren und musiciren. Sie sind es, die uns für die Kunst enthusiasmiren, für das Alterthum animiren, für die Natur exaltiren, so daß wir uns immerfort amüsiren. Für sie wird geprebigt und getanzt. Der Patriotismus ist den Damen in die Beine gefahren, daß sie Nacht für Nacht durch die Säle fliegen und den letzten Athem dran setzen. Doch befinden wir uns nun erst recht wohl, da wir Alles um Gottes willen thun. Nichts als heitere Gesichter, selbst bei den Gelehrten. Wer irgend ein altes Manuscript, eine beräucherte Abhandlung oder ein langes Gedicht liegen hat, das bisher Niemand kaufen wollte, der läßt es bei dieser Ueberschwemmung vom Stapel laufen. Und haben wir auch nicht Zeit, Alles zu lesen — wir setzen unsere Namen davor — Alles zum Besten der Armen!" — „Ei mein Gott! „sagte der Fremde staunend, „wie hatte ich mir den Zustand hier ganz anders gedacht! Ich glaubte, ich würde die Stadt über das große Unglück still und traurig finden,

kein Vergnügen würde mehr ſchmecken wollen, man würde weniger eſſen, weniger trinken, den Ueberfluß von ſich thun, das ſeidene Unterfutter herausſchneiden, ja ſelbſt vom Nothwendigen entbehren, und mit Aufopferung nun ganz für die Tugend leben." — „Die Tugend!" entgegnete der Heimiſche, „ei da würde ſie ſchön ankommen, wenn ſie uns um die ſüße Gewohnheit des Daſeins und Wirkens, um die geſegnete Mahlzeit bringen wollte! Wozu traurig? Wir ſind herzensgute Menſchen und laſſen uns auch rühren, aber wir geben immer lieber nach Tiſche als vor Tiſche. Nein! will die Tugend bei uns Eingang finden, ſo muß ſie ſich an die ſchöne Ausgeberin, an das Vergnügen wenden; dies flinke Weſen hat den Schlüſſel zur Thür, zum Herzen, zur Caſſe. Und iſt man vorher ſchon fröhlich, ſo wird man's durch die volle Hand noch mehr. Wenn nur geholfen wird! Warum ſoll die Tugend nicht mit heiterem Geſicht erſcheinen?" — „So ſo!" murmelte der Fremde für ſich, „geholfen! — Die Tugend mit heiterem Geſicht! — nun — auch nicht übel!"

Der Vogel und der Menſch.

Der Menſch.

O Vogel, der Du zu meinen Füßen hüpfſt, wie glücklich biſt Du! Du kannſt Dich durch die Lüfte

ſchwingen — ich vermag es nur im Traum —; Du biſt gekleidet, wenn Du aufſtehſt, haſt keine Mühe, keine Sorge, und kennſt den Tod nicht.

Der Vogel.

Du irrſt Dich, lieber Menſch. Ich bin ſo glücklich nicht, wie Du denkſt. Zwar durch die Lüfte kann ich fliegen, aber —

Der Menſch.

Nun, iſt das nicht eine Luſt? So frei dahin zu ſchweben! Unſer Luftſchiff, das der Wind treibt, unſere Schnellpoſt mit dem dicken Schirrmeiſter iſt eine wahre Lumperei dagegen.

Der Vogel.

Zum Vergnügen fliegen wir nur ſelten; wir fliegen, weil wir müſſen.

Der Menſch.

Wie das?

Der Vogel.

Du ſchleppſt Alles in Dein Haus, was Du brauchſt, und ſchaueſt dann zum Fenſter hinaus. Wir müſſen beſtändig ſuchen, was wir nöthig haben, jetzt auf der Erde, jetzt in den Geſträuchen, jetzt um die Bäume herum von Zweig zu Zweig, und wenn wir durſtig ſind, müſſen wir oft weit weg fliegen, um eine Quelle oder einen Bach zu finden.

Der Menſch.

Das will auch was Rechts ſagen! Für Euch iſt das ein Katzenſprung. Nun? Was ſträubſt Du Dich?

Der Vogel.

Ich erſchrak, weil Du von Katzen ſprachſt. Wenn Du mit mir reden willſt, mußt Du ſchicklichere Worte brauchen. Hätteſt Du geſagt: wie ein Heupferdchen ſpringt! davor wäre ich nicht erſchrocken. Aber ſo ſeid Ihr Menſchen! Ihr habt gar kein Zartgefühl. In dem Auge eines Vogels iſt mehr Zartes und Feines, als in allen Euren Geſichtern.

Der Menſch.

Ich danke für das Compliment. Aber wir ſprachen eben davon, wenn ein Vogel ſaufen will —.

Der Vogel.

Trinken! willſt Du ſagen; nur der Menſch ſäuft, der Vogel niemals. — Mit dem Trinken nun — wenn der Sommer Alles ausgetrocknet hat, iſt es nicht zum Lachen. Wir wohnen nicht alle an Flüſſen, oder haben Brunnen im Hofe und eine Schenke in der Straße, wie Ihr. Sitzen nun vollends Junge im Neſte, da können wir nicht weit weg.

Der Menſch.

Ach! für den, der fliegen kann, iſt das nur Spaß. Ihr ſchießt ja durch die Luft wie —

Der Vogel.

Vom Schießen rede nicht; ich kenne nichts Gröberes auf der Welt. Nicht allein, daß Euch Zweige am Leibe

wachſen, womit Ihr Alles an Euch rafft, müßt Ihr auch noch ſolche Stangen mit Blitz und Donner Euch zulegen. Wir haben nur den Schnabel, allenfalls noch das Pfötchen. Damit können wir ſo gar viel nicht faſſen.

Der Menſch.

So weit, wie Eure Flügel, reichen unſere Arme doch nicht. Beim Himmel! ſo aus einem Welttheil in den andern zu ſchweifen! Alle Equipagen der Stadt gäbe ich darum.

Der Vogel.

Erinnere mich nicht an das ewige Kommen und Scheiden! Wir gehen immer ſehr ungern daran; und wenn die Mädchen am Brunnen ſingen: Scheiden und Meiden thut weh! ſitzen wir traurig umher, und können uns nicht entſchließen. Nur die kalte Luft zwingt uns allmählig fort.

Der Menſch.

Deſto beſſer reiſt ihr nachher in Geſellſchaft.

Der Vogel.

Ach! die lange Trödelei, ehe wir alle beiſammen ſind, das iſt auch noch ein Leiden. Das ſchleppt ſich fort von Feld zu Feld, von Weinberg zu Weinberg, und wenn wir dann im Fluge zuweilen niederfallen, finden wir oft nichts mehr, und kommen endlich ganz verhungert in der zweiten Heimath an.

Der Menſch.

Deſto größer iſt die Freude, wenn Ihr zurückkehrt. Man hört es an Eurem Jubelgeſchrei.

Der Vogel.

Das ſcheint Dir nur ſo.

Der Menſch.

Da fliegt Ihr mit Liebchen um die Wette, baut Euch ein Neſt, und lebt fröhlich in den Tag hinein.

Der Vogel.

O Menſch, was haſt Du für eine falſche Vorſtellung von unſerm Leben! Faſt Alles will erkämpft ſein. Entweder wir haben Liebchen verloren, was uns häufig widerfährt, oder wir haben noch gar keins. Da müſſen wir erſt lange umher fliegen, und ſchreien und rufen, und treffen wohl mit Andern zuſammen, die auch ſuchen. Was Du für Jubelgeſchrei hältſt, iſt oft nichts weiter als ein kläglicher Liebesjammer, oder Zank und Streit mit den Nebenbuhlern. Da gilt es oft, wer am ſchärfſten beißen, am ſchnellſten im Zickzack fliegen, oder am ſchlauſten ſich verbergen kann; und bei dem Allen muß noch die Sonne des Glücks ſcheinen. Iſt man nun einig, und man will ein Neſt bauen, dann geht die Noth von Neuem an. Will man ſich wo niederlaſſen, und ein Anderer hat denſelben Einfall, ſo gibt es Krieg, und es kommt darauf an, wer den Andern vertreibt. Zu nahe der Wohnung eines Andern darf man ebenfalls nicht bauen. Jeder hat ſein Revier und duldet durchaus keinen zweiten

Herrn darin. Da geht's mit der Stimme an ein Schlagen und Schmettern, daß der Andere ſich ja gehörig entfernt halte. Das weißt Du ja von der Nachtigall, die immer einige leere Büſche um ſich herum haben muß. Und ich, meines Gewerks ein Finke, beſtehe gleichfalls auf hundert Schritte rechts und links. Wo ich ſchlage, darf kein anderer Finke ſchlagen.

Der Menſch.

Ei da führt Ihr ja doch ein Herrenleben; Ihr macht es ganz wie unſere Primadonnen, die auch immer keine Andere neben ſich dulden wollen. Und dabei braucht Ihr euch um keine Garderobe zu bekümmern. Alle Wetter! immer geputzt und immer oben auf!

Der Vogel.

Kein Wetter ruf' herbei. Dabei fühle ich erſt recht meine Leiden. Meinſt Du, daß ich vor Sturm, Hagelſchlag und Regenguß ſo ſicher bin? Wie zittern wir oft bei einem Gewitter! Viele fallen ſogar todt zur Erde. Und die arme Mutter im Neſt, muß ſie nicht dennoch bleiben, und die Jungen beſchirmen? Wie wird ſie überfluthet!

Der Menſch.

Was thut das! Nachher trocknen die Kleider gleich wieder. Ihr braucht ſie nicht auszubeſſern; ſie paſſen für alle Zeiten. Bei uns iſt das ganz anders.

Der Vogel.

O Glücklicher, wie verkennſt Du Dein eigenes Loos!

Wenn Du das Kleid zum Schneider ſchickſt, macht es Dir keine Gliederſchmerzen; uns aber ſchmerzt jede Ausbeſſerung. Und welch ein Vorzug, daß Du die Kleider nach der Witterung wechſeln kannſt! Wir heben in der Hitze die Flügel auf jeden kühlen Regentropfen, und plauſtern uns in der Kälte; Manchem bringt es den Tod.

Der Menſch.

Ach was weißt du vom Tod!

Der Vogel.

Ich kenne ihn, denn ich fürchte ihn. Täglich muß ich den Mörder fliehen, vor Allem Dich, Du grauſamer Menſch. — Aber der Worte nun genug! ich muß fort zur Arbeit.

Der Menſch.

Zu welcher Arbeit?

Der Vogel.

Mich hungert, ich muß Nahrung ſuchen, und muß ſie ſuchen immerfort.

Der Menſch.

O, wie glücklich biſt Du, Vogel, daß Du den ganzen Tag eſſen kannſt! Iſt das nicht auch ein Vorzug? — Doch er hört mich nicht mehr. — Wahr iſt es, ſeine Noth hat er auch, mehr als ich dachte. Und dabei weiß er nicht einmal, ob ſeine Seele in

den Himmel kommt. Den Vortheil habe ich denn doch voraus.

Ueber die Erziehung.

Ein Geſpräch im Vorbeigehen.

Meiſter Hahn.

Wohin, Meiſter Rabe?

Meiſter Rabe.

Zu Biere nach Scheimrode. — Kommt mit!

Hahn.

So früh ſchon? Das geht nicht. Die Kinder zu Hauſe. Man muß doch auch an die Zukunft denken.

Rabe.

Daß ich ein Narr wäre! Was hat man denn von dem lumpichten Bißchen Leben, wenn man ſich immer rackern und plagen ſoll!

Hahn.

Nun, man will doch wenigſtens einen Nothpfennig zurücklegen, daß die Kinder nachher nicht einen ſo ſchweren Anfang haben.

Rabe.

Nein! Meine Eltern haben mir nichts hinterlaſſen, von mir bekommen die Kinder auch nichts. Hab'

ich es mir müſſen ſauer werden laſſen, ſo mögen ſie auch ſehen, wie ſie durch die Welt kommen.

Hahn.

Das iſt aber hart.

Rabe.

Ei was! Ich bin nicht daran geſtorben. Haben ſie es erſt ſo weit gebracht, wie ich, dann können ſie auch ſpazieren gehn. — Kommt immer mit!

Hahn.

Heute nicht. Meine Frau geht über Land. Die Jungen möchten mir zu Hauſe dumme Streiche machen.

Rabe.

Ihr könnt ſie ja nachher durchprügeln. Sich zu ärgern, iſt dann immer noch Zeit. Die Rackers ſchenken es einem doch nicht. Ich halte es ſo: im Winkel ſteht der Braune, und wenn ich komme, zahle ich aus.

Hahn.

Ohne zu unterſuchen.

Rabe.

Wozu? Ihre Streiche laſſen ſie nun einmal nicht; ich weiß ja, wie ich's gemacht habe. Jungen ſind ungezogen und müſſen Prügel haben.

Meiſter Fuchs.

Guten Morgen, Ihr Herren. Sprecht Ihr von der Erziehung?

Hahn.

Freilich. Es iſt davon die Rede, wie man den Jungen Vernunft beibringen ſoll. Ich meine, wie man ſie erzieht, ſo ſind ſie.

Fuchs.

Da ſeid ihr weit links. Was männlichen Geſchlechts iſt, wird auf der Straße erzogen.

Hahn.

Was? Schickt ihr denn Eure Kinder nicht in die Schule?

Fuchs.

Allerdings; was wollte ich denn mit ihnen zu Hauſe anfangen. Lernen müſſen ſie etwas, und wo möglich, recht viel, denn man kann nicht wiſſen, wie ſie es einmal brauchen. Das iſt das beſte Capital, das man ſeinen Kindern hinterlaſſen kann. Aber was die Erziehung betrifft, ſo weiß ich, daß ſie nicht zur Schule können, ohne daß ſie über die Straße, und nicht zurück, ohne daß ſie wieder über die Straße müſſen. Die Straßenjungen haben an der Erziehung viel größern Antheil, als ich und der Präcepter — das könnt ihr glauben.

Rabe.

Da hört Ihr's.

Fuchs.

Wenn ich ſo bei einer Pfeife Taback meine Familie vor mir betrachte, ſo iſt mir's immer, als wenn darüber geſchrieben ſtände: dies Haus ſteht in Gottes Hand!

Hahn.

Aber wenn Eltern doch den Kindern ein gutes Beiſpiel geben!

Fuchs.

Hilft Alles nichts! Die frömmſten Eltern haben oft die gottloſeſten Kinder.

Rabe.

Freilich! Nur unter Zucht und Ruthe muß man ſie halten. Wenn ich nicht fleißig Prügel bekommen hätte, wäre mein Lebstage nichts aus mir geworden.

Fuchs.

Das geht nun, wie es geht. Ihr habt Euch die Sache noch nicht in der Nähe beſehen. Mit dem Menſchen iſt es, wie mit einer Pflanze; es kommt auf die Witterung, auf Sonnenſchein und Regen an. Das hab' ich geleſen, und finde, daß es wahr iſt. Meint ihr denn, daß wir es allein ſind, die die Kinder erziehen, oder der Präcepter oder die Spielcameraden? Proſit! Der Schmied vor der Schmiede, das Mädchen am Bäckerladen, der freundliche Wirth vor der Hausthür, der Soldat vor der Hauptwache, der betrunkene Bettler, der ſchäkernde Bediente, der ſingende Handwerksburſche, der fluchende Poſtillon, das zankende Fiſchweib, der Junker auf ſtolzirendem Pferde, die Köchin, der Prediger, der Hanswurſt, der Müller mit dem Mauleſel, der Fleiſcher mit dem Kalbe, ja ſelbſt der Fleiſcherhund und die Katze, die über die Straße rennt — Alle helfen mit erziehen. Und ſo

wiederum das Glockengeläut, wie die Trommel, die Trompete, wie die Querpfeife, das Vogelſchießen, wie die Chriſtmette, der Wirbelwind, wie die Entenpfütze, große Wäſche, wie Einquartierung, Krieg, wie Frieden, Feuersbrunſt, wie Waſſerfluth, ja das Vergangene ſogar, die Urgroßväter, die Vorfahren bis auf die Kinder Iſrael in der Wüſte hinab — Alle helfen mit erziehen, und es iſt ſchwer zu ſagen, wer das Meiſte dabei thut. Drum — ſo oft meine Kinder aus dem Hauſe treten, denke ich: wie Gott will!

Hahn.

Ich bitte Euch, lieber Meiſter Fuchs, — Ihr macht mich ganz confus. So ſtände es mit der Erziehung?

Fuchs.

Ihr könnt Euch drauf verlaſſen.

Hahn.

Und das ſteht gedruckt? Wo denn?

Fuchs.

Ihr dürft nur die Naſe zum Fenſter hinausſtecken, da könnt Ihr es noch alle Tage auf der Straße leſen.

Rabe.

Ach freilich! Darum eben mache ich mich fort aus dem Wirrwarr und gehe nach Schelmrode. Da wird man erſt wieder ein Menſch.

Fuchs.

Ich habe mir die Kehle ganz trocken docirt, ich begleite Euch, Meiſter Rabe.

Hahn.

Wenn es ſich ſo verhält, bin ich zu Hauſe doch nicht viel nütze, — ich gehe mit.

Alles mit Maß.

Der Kaufmann Wunder kam ganz entrüſtet aus der Kirche, und Thränen ſtanden ihm in den Augen. Was iſt Ihnen denn? rief ihm der Nachbar Roſe entgegen, Sie ſehen ja ganz bewegt aus.

Wunder.

Aergerlich bin ich und gerührt, ich möchte zanken.

Roſe.

Gerührt, und möchten zanken? — Was iſt es denn?

Wunder.

Das muß ich in der Kirche hören! Jetzt, heute erſt!

Roſe.

Was denn? Daß der Caffee geſtiegen iſt?

Wunder.

Nein! Da iſt der Brauer Lebrecht geſtorben.

Roſe.

Ja, der iſt todt.

Wunder.

Daß ich den Mann nicht eher gekannt habe! Ich erinnere mich kaum, wie er ausgeſehen hat; und nun muß ich erfahren, daß es ein ſo ganz vortrefflicher Menſch geweſen iſt, ein exemplariſcher Menſch. Unſer Paſtor Vollmund konnte nicht Worte genug finden, ihn zu rühmen. Mit keinem Menſchen hat er jemals gezankt, allen Nothleidenden hat er geholfen, bei jedem Feuer iſt er der Erſte geweſen, und ſo ein zärtlicher Gatte, ſo ein guter Vater, ſo ein treuer Freund, ſo ein rechtſchaffener Bürger, ſo ein echter Patriot, ſo ein beſcheidener, ſtiller, kluger Mann, ein ſo geduldiger Chriſt — die Thränen traten mir in die Augen, wie ich das Alles hörte. Der Brauer Lebrecht? fragte ich rechts und links. Warum hat man mir denn das nicht eher geſagt? So einen Mann möchte ich gleich umarmen und herzen und küſſen. So ein Mann müßte gar nicht ſterben. Hin möchte ich zu ihm und ihm um Verzeihung bitten, daß ich ihm immer ſo kalt begegnet bin. Wie gern hätte ich ihm meine Achtung bezeigt; aber nun iſt er todt.

Roſe.

Ei, Sie kommen mir beinahe vor, Herr Nachbar, wie unſer Schützenhauptmann, da er voriges Jahr im

Brauhause den König Philipp in Don Carlos von Schiller, spielte, und sich immer auf den Bauch schlug und rief: ich muß ihn wieder haben, diesen Todten! — Beruhigen Sie sich, lieber Herr Wunder; dieser Braumeister Lebrecht war nichts mehr und nichts weniger als ein schlichter, ordentlicher Bürgersmann, wie es Hunderte in der Stadt gibt, klug genug, um kein schlechtes Bier zu brauen, und nicht einfältig genug, um keinen Profit zu nehmen. Er hat es mit seiner Frau gehalten, wie wir, hat die Kinder in die Schule geschickt, wie wir, hat seine Rechnungen bezahlt, wie wir, und wenn ihm Einer etwas nicht recht gemacht hat, hat er gebrummt wie wir, und es hat eben so geklungen. Wohlthätig war er und ganz vernünftig dabei, den er ließ das Bier, das er nicht los werden konnte, nie ganz sauer werden, sondern hat es, so wie es nur ein wenig säuerlich wurde, gleich nach dem Armenhause geschickt. Bei jedem Feuer ist er immer am meisten erschrocken gewesen, und hat auch am meisten geholfen, weil er in der Stadt die meisten Gelder ausstehen hatte und besorgt war, das Feuer möchte ihm wenigstens die Zinsen wegfressen. Patriot war er von den Lieferungen her, die ihm ein schönes Geld eingebracht haben. Ein treuer Freund war er auch, denn alle Freitagabende konnte man ihn im schwarzen Bär mit dem Bäcker Stritzel sitzen sehen, wie sie zusammen Solo spielten, und ich habe nie gehört, daß Einer den Andern betrogen hätte. War es eben glatt, so faßten sie sich einander an, wenn sie

nach Hauſe gingen. Auch war er ſonſt ganz ordentlich, zog den Strumpf nie verkehrt an, ließ den Rock zur rechten Zeit wenden, und ſchlachtete die Schweine nicht eher ein, als bis ſie fett waren. Einen chriſtlichen Lebenswandel hat er auch geführt: wenn es ausgeläutet hatte, nahm er die Handſchuh und ging in die Kirche, und des Nachmittags führte er ſeine Frau um die Stadt. Ein rechtſchaffener Bürger war er nicht minder, denn über die Abgaben beklagte er ſich niemals, weil es doch nichts geholfen hätte. Proceſſe hat er nicht geführt, wegen der Unkoſten. Von Raub, Mord, Ehebruch, falſchem Eid, und wie die Geſchichten alle heißen, iſt in ſeinem Leben nichts vorgekommen, ſolche Grobheiten hat er ſich nie zu Schulden kommen laſſen; er fing ſeine Sache immer ſo fein an, daß Keiner ihm etwas nachſagen konnte. Somit iſt er denn geſtorben als ein ehrlicher Mann.

Wunder.

Was? Weiter nichts? Und davon kann der Paſtor einen ſolchen Lärm machen?

Roſe.

Lieber Herr Wunder, wenn die Menſchen todt ſind, nehmen ſie ſich immer etwas beſſer aus. Laſſen Sie deßhalb nur den Brauer Lebrecht ganz ſtill im Grabe ruhn. Umarmen Sie mich, wenn Sie wollen, oder ſich ſelbſt, oder den Fleiſchermeiſter Grimmig, der da eben die Straße heraufkommt. Es iſt Einer ſo gut wie der Andere.

Wunder.

Ich bin ganz erſtaunt. Einem ſo etwas weiß zu machen! Schade um das ſchöne Lob. Es klang gar zu ſchön.

Roſe.

Das wird nicht verloren gehen; ſicher hat der Paſtor eine Abſchrift davon, und braucht es wieder, wenn Sie ſterben, was Gott noch lange verhüten wolle.

Wunder.

Danke, lieber Nachbar.

Roſe.

Ja wohl ſind's wunderliche Menſchen. Erſt, wenn einer todt iſt, ſuchen ſie alle Tugenden an ihm auf, und dichten gar noch einige hinzu, um ſich ſeinen Verluſt nur recht groß vorzuſtellen. Warum macht man es denn mit den Menſchen nicht, wie mit dem Jahreswechſel? Um ein vergangenes Jahr kümmert man ſich wenig, wo man doch vielleicht denken könnte, man hätte es nicht recht gekannt, nicht recht genützt. Was muß ſo ein altes Jahr ſich nicht Alles nachſagen laſſen! Da war es bald zu kalt, bald zu warm; bald zu trocken, bald zu naß; bald zu theuer, bald zu wohlfeil. Das nachfolgende iſt dafür immer ein liebes neues Jahr, das früh die ſchönſten Artigkeiten zu hören bekommt. Das ſoll Geſundheit, langes Leben, Fried' und Einigkeit, und ſogar die ewige Seligkeit bringen. Und da laufen ſie zu einander, ſich ihre Herrlichkeiten einander vorzuſpiegeln und groß Auf-

hebens von ihm zu machen. Ob ſie daran gerade klug thun, weiß ich nicht; aber — wer ſich das alte aus dem Sinn ſchlägt, thut recht daran. Hin iſt hin!

Wunder.

Still, ſtill, lieber Nachbar! Verſündigen Sie ſich nicht. Es iſt doch auch ſchön, etwas Verlornes zu bedenken und etwas Vergangenes zu betrauern, und ich mache es mit dem alten Jahre eben ſo. Wenn die letzte Nacht kommt, und die Glocke zwölfe ſchlägt und die Muſikanten vom Thurme blaſen, ſitze ich ganz ſtille zu Hauſe, krieche in einen Winkel zuſammen und betrachte den Lauf der Welt. Es iſt doch ſchauerlich, wie die Zeit ſo vergeht!

Der Eſſer nach Gall'ſchen Principien.

Zwei ſaßen und ſchmauſ'ten, der Eine glatt und rund und wohlbehaglich, der Andere ſchlank und ſchmächtig und mit finſterer Stirn. Wenn Jener ſich öfters athmend zurück warf, und ſchmunzelnd die Wänglein bis nahe zu den kleinen Augen hinaufzog, ſo hing Dieſer den Kopf auf die linke Seite, und zeigte, wenn er über die Schüſſel weg ſah, faſt drei Viertel vom weißen Augapfel, woraus man nach aller Erfahrung

und Philoſophie gleich ſchließen konnte, daß der Eine ein Eſſer von Profeſſion, und der Andere ein Verliebter ſei. Und ſo verhielt es ſich denn auch.

Ihre Unterhaltung fiel — wie zwiſchen Wind- und Waſſermüller — ſehr dürftig aus, weil der Eine mit ſeinen Gedanken gleichſam auf dem Berge, und der Andere unten in der Tiefe hauſ'te. Alles, was der Waſſermüller von ſich hören ließ, war — bei der Suppe: „nun keinen Löffel mehr!" beim Vorgericht: „nun keinen Biſſen mehr!" beim zweiten Gericht: „nein, nun kann ich auch kein Bißchen mehr eſſen!" und das ſo fort bis zum Fiſch und Braten. Der Windmüller hörte die Endreſultate ſeines Magens immer mit großer Aufmerkſamkeit an, der weiße Augapfel wurde vor Verwunderung immer größer, und endlich öffnete er den Mund und ſagte: „wie oft muß ich das von Dir hören! Immer ſchwörſt Du ſatt zu ſein, und niemals hältſt Du Wort." — „Ja, Du kannſt mir glauben, Freund," entgegnete der Waſſermüller, „von der Suppe konnte ich keinen Löffel mehr eſſen, nach dem Fleiſche war ich völlig geſättigt, und nach dem Fiſche ohne allen Appetit, aber ſo wie ein neues Gericht auf den Tiſch kommt, iſt mir wieder ganz anders zu Muthe." — „Hm, das iſt doch ſonderbar," ſagte der Mann vom Berge. — „Ja," erwiederte Grundmann, „ich habe darin ſo mein eigenes Syſtem, laß mich nur noch eine Weile, ſo will ich Dir's erklären." Er ließ ſeine Mühle noch einige Zeit gehen, dann legte er Meſſer und Gabel nieder und ſagte: „Freund, haſt Du Gall gehört?" — „Ja,

das hab' ich," antwortete Jener. „Nun, ſo wirſt Du wiſſen," fuhr er fort, „wie er uns das Daſein verſchiedener Organe bewieſen hat. Wir können in der einen Sache ermüdet ſein, und immer zur andern noch Luſt und Kraft haben. Meine Herren, ſagte er, nicht wahr, wenn ſie Rechnungen, wenn ſie ein Protokoll oder ſonſt ein trockenes Geſchäft geführt haben, und ihr Geiſt ſchon ganz ermüdet iſt, dann können ſie noch einen Dichter leſen oder in ein Schauſpiel gehen? Wenn ein Mathematiker durch Cirkel und Triangel, wenn ein Philoſoph durch logiſche Schlüſſe ganz erſchöpft iſt, dann kann er noch einen Roman in die Hand nehmen oder eine ſchöne Muſik hören. Wenn wir die Muſik bis zum Ueberdruß gehört haben, dann können wir noch ein vernünftiges Geſpräch führen. Und doch iſt es derſelbe Geiſt, der dies Alles thut. Was folgt alſo daraus? Der Geiſt muß für dieſe verſchiedenen Dinge auch verſchiedene Organe haben! Wenn das eine ermüdet iſt, ſo iſt das andere noch friſch und munter. — Und ſiehſt Du, Freund, mit dem Eſſen geht es mir accurat ſo. Oft glaube ich bei einem Gericht keinen Biſſen mehr eſſen zu können, und kaum kommt ein neues, ſo regt ſich wieder der Appetit. Und gleichwohl iſt es doch derſelbe Magen, der Alles aufnimmt, derſelbe Gaumen, der Alles ſchmeckt. Es folgt alſo ganz natürlich, daß ich und wir Alle für die Speiſen verſchiedene Organe haben müſſen, die da machen, daß wir, von der einen Speiſe geſättigt, immer wieder mit Vergnügen eine andere genießen; Or-

gane für die Krebsſuppe, Organe für das Hamburger Rindfleiſch, Organe für märkiſche Rüben, für Aal in Eſſig, für junge Hühner, für Pudding, für gebratene Lerchen, für Caviar, Trüffeln, Sardellenſalat, und endlich noch für Gebackenes von mancherlei Art. Nun glaube ich freilich, daß nicht alle Menſchen mit denſelben Organen oder nicht in gleicher Stärke damit verſehen ſind (es iſt wie mit den Organen der Seele), aber mir hat nun gerade die Natur ſolche in einer großen Anzahl verliehen, und ich habe ſie auch ſo ziemlich ausgebildet, ſo daß ich nach dem eilften Gerichte Dir nicht rathen möchte, mir noch ein zwölftes vorzuſetzen, ohne einem neuen Organe auf die Spur zu kommen. Wie viele deren ſind, wiſſen wir bis jetzt noch nicht, aber wir können mit der Zeit wohl noch manche glückliche Entdeckung machen."

„Gut!„ ſagte der Andere, „ſo hätte ich auch nicht übel Luſt, daſſelbe Syſtem auf mich anzuwenden, und Dich zu fragen, wie Du Dich noch länger verwundern kannſt, wenn ich bald nach dieſer, bald nach jener Holden verlange. Jetzt entzückt mich eine ſchmachtende Blondine, aber bald verſpür' ich eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen ſie, und eine feurige Brünette zieht mich an. Bald begehre ich das geiſtreiche Geſpräch der kleinen Annette, bald die ſtille Sanftmuth der erhabenen Clotilde. Heute lockt mich der lachende Scherz der Clorinde, morgen der tiefſinnige Blick von Laureten. Ich würde aus mir ſelbſt nicht klug werden,

wenn ich nicht aus dieſer wechſelnden Luſt auf verſchiedene Anlagen ſchließen müßte."

„Thue das, Freund," ſagte Grundmann, indem er ein Glas Lacrymä-Chriſti hinunterſtürzte. „Jetzt zum Johannisberger, und dann zum Ungarſchen Ausbruch. Gib Acht, Freund, mit dem Wein wird es ſich eben ſo verhalten. Es lebe die Gall'ſche Philoſophie! Nur immer hübſch dreiſt und entſchieden! — Es iſt nichts auf der Welt, was ſich nicht demonſtriren und beweiſen ließe. Der Verſtand iſt wie Zugleder. Alle Lehrbücher gebrauchen davon.

Wie ein Handſchuh nach der Hand,
Zieht und dehnt ſich der Verſtand. — Schenk' ein!"

Die Ehemänner und die Hageſtolzen.

Dieſer Betrachtung müßte eigentlich die über die Ehe vorangehen, aber das iſt ein langes Kapitel. Ganze Bücher ſind darüber geſchrieben, und des Guten iſt darin ſo wenig vergeſſen worden, daß man auch wohl einmal Luſt bekommen könnte, vom Gegentheil zu ſprechen. „Nach Freiheit ſtrebt der Mann," und er würde es ein wenig zu ſehr, wenn ihm nicht durch die Ehe ein Dämpfer aufgeſetzt würde, weßhalb auch der populäre Kotzebue nicht ganz Unrecht hat, wenn er

ſagt, es würde keine (oder nicht ſo viele) Kriege in der Welt geben, wenn man alle Menſchen verheirathen könnte. Aber auf der andern Seite wird auch oft zu viel gedämpft, und der Feuereifer für die Welt leidet nicht ſelten darunter. Etwas Nachtmütze iſt bei jeder Ehe, und man kann in dieſer Hinſicht die Beweibten von den Unbeweibten gar bald unterſcheiden. Die letztern blicken freier um ſich, die erſtern ſtecken in Rückſichten, ſind duldſamer, nachgiebiger. — Des Mannes erſte Beſtimmung iſt, in die Welt einzuwirken und als Theil dem Ganzen nützlich zu ſein, und die Ehe kann nur in ſofern alles Lob verdienen, als ſie mittelbar dazu beiträgt, was ſie denn auch in der Regel thut. In allen andern Fällen aber muß man die Poſaune anhalten. Nicht ſelten thut die Ehe in das Leben einen fürchterlichen Einſpruch und hindert den Mann an Erreichung ſeiner Beſtimmung. Wie oft ſchlägt ſie einen Jüngling mit den beſten Hoffnungen nieder! Kaum hat er mit dem herrlichſten Talent ein Paar Schritte vorwärts gethan, ſo meldet ſich die Liebe. Er heirathet, und eine Geige fällt nach der andern vom Himmel herab. Er denkt nicht mehr daran, die Welt einreißen zu wollen, er läßt die alte gehen, wie ſie will. Frühere Unternehmungen gibt er auf, er hat nicht Muth, nicht Geld dazu. Statt ſein Talent auszubilden, greift er zu den nächſten Arbeiten, die ihn ernähren. Er iſt in ein Joch geſpannt, pflügt den Boden, klebt an der Scholle, die ſchönſten Ausſichten verſchließen ſich, er ſchließt ſie ſelbſt. Wie

ſchade iſt es um den jungen Mann! hören wir nun ſagen; was hätte nicht Alles aus ihm werden können, wenn er nicht — oder nicht ſo bald, oder nicht die Perſon geheirathet hätte! Traurig liegt das Schiff in der Bucht, es ſpannt die Segel nicht mehr; der Wind rauſcht vergebens darüber hin, die Woge winkt vergebens; nur Ebbe und Fluth ſchaukeln es im engen Raum noch ein wenig auf und ab, und der Sturm bringt es in einige Bewegung — von außen her etwa ein Türkenkrieg, ein Erdbeben von Liſſabon, oder wenn die Trommel zur Einquartierung gerührt wird, oder ein Friedensſchluß kommt mit wohlfeiler Butter. Und ſollte der Beſchränkte ſich ſelbſt noch glücklich fühlen, man wird ihn doch beklagen, weil er die rechte Bahn nicht betreten, nicht fortgeſetzt, nicht alle Kräfte, die in ihm liegen, aufgeboten hat, weil er der Welt nicht wird, was er ihr werden ſollte. Denken wir nun vollends noch der andern, auch nicht ungewöhnlichen Fälle, wo die Lebensgefährtin gar nicht von der Beſchaffenheit iſt, daß ſie des Mannes Wirkſamkeit für die Welt befördern kann und mag, wo der Mann, der vorher gegen Gewalt und Unrecht Felſen aufthürmte, nicht einmal mehr das Herz hat, ſeiner eigenen Frau zu widerſprechen —, ſo müſſen wir bekennen, daß aus der wohlthätigen Nachtmütze des Eheſtandes ſich auch — wie aus einem ewigen Frieden — nicht geringe Nachtheile erzeugen.

Dies und manches Andere führt denn auch Kennzeichen herbei, wornach Verheirathete und Unverheira-

thete gemeiniglich ſchon auf den erſten Blick unterſchieden werden. Aber auch eine Geſellſchaft von Hageſtolzen im Gegenſatz der Ehemänner erkennt man ſehr leicht. Unter Hageſtolzen ſind hier ſolche Männer zu verſtehen, die ſchon ein geſetztes Alter erreicht und den Gedanken zu heirathen ſo ziemlich aufgegeben haben, weßhalb man ihnen auch oft, und nicht ſelten zu früh, den Namen der alten Hageſtolzen gibt. Eine Geſellſchaft von ſolchen Hageſtolzen nun verräth ſich folgender Geſtalt. Erſtlich ſind ſie übermäßig für ihre Geſundheit beſorgt und auf die Pflege ihres Leibes bedacht. Es iſt auch nicht leicht einer, der nicht einigen Grund zur Beſorgniß in ſich verſpürte, mag er ſich das Uebel nun durch ein ſtrenges oder durch ein leichtſinniges Leben zugezogen haben; da iſt ein wenig Gift, das ihn zwickt, ein wenig Rheumatismus, das wiederkehrt, ein wenig Kopfſchmerzen, das mit dem Magen proceſſirt, ein Phlegma, das ihn zu früh beläſtigt, oder ein hypochondriſches Weſen, das die Munterkeit des Geiſtes ſtört. Wenn das beſprochen iſt, und Jeder ſeine Klage vorgebracht hat, dann werden die vorzüglichern Speiſen gemuſtert, die Gerichte aus der Vergangenheit und aus der Zukunft, und was einem Jeden zur beſſern Pflege noch anzurathen ſein möchte. Nebenbei fällt auch wohl die Geſchichte von einem liebenswürdigen Hunde oder ſonſt einem treuen Thiere vor. Dann aber kommen die Frauenzimmer daran, wie eine gute Frau beſchaffen ſein müſſe, wie man dergleichen ſo ſelten finde, und wie eigentlich Keiner ganz zu trauen ſei — und bei

der letzten Flasche, welche merkwürdige Erfahrungen Jeder selbst mit ihnen bereits gemacht habe, woraus denn der Schluß gezogen wird, daß man am besten thue, nicht zu heirathen. Indeß muß dieser Schluß doch immer noch keine Ueberzeugung geben, weil man in der nächsten Versammlung das Kapitel abermals in Betrachtung zieht, und so fort, so lange noch einer von ihnen bei Tische seinen Platz einnimmt. Man kann demnach auch ganz dreist darauf wetten, daß keine Gesellschaft von Hagestolzen aus einander geht, ohne den kitzlichen Punkt des Heirathens und der Treue der Frauen berührt zu haben. Hierdurch besonders unterscheiden sie sich von den Männern, die dergleichen gern mit Stillschweigen übergehen. Bringt man das Gespräch auf eheliche Verhältnisse, so sieht man gleich, wer verheirathet ist und wer nicht. Die Blicke der Verheiratheten gehen gewöhnlich auf den Teller; Keiner mag davon sprechen, weil Jeder sich zu verrathen fürchtet. Die Blicke der Andern erheben, erheitern sich, theils mit Wißbegierde, theils mit der Hoffnung auf einen neuen Trost für das eheloſe Leben, je nachdem sie in den Jahren vorgerückt sind. Diese werden lauter und fröhlicher, jene ernster und stiller, wenn sie nicht etwa wie die Weisen lächeln. Wer gern von seiner Frau spricht, wird meist für etwas einfältig gehalten. Der Hagestolz versichert sehr oft, daß er nicht heirathen werde, aber er hat es nicht gern, wenn ein Anderer dies von ihm sagt, weil er sich doch den möglichen Fall noch gern vorbehalten möchte, und er nicht gern

denken mag, daß es damit zu ſpät ſei. Er überredet ſich auch wirklich vergebens, daß er nicht heirathen wolle; er fürchtet ſich nur davor; und ſelbſt, wenn er endlich den Gedanken aufgeben muß, verliert er doch noch immer nicht das Intereſſe dafür. Zuletzt wird ihm zu Muthe, als wenn er etwas verſäumt hätte, als wenn er in einem nicht ganz natürlichen Zuſtande lebte, und als wenn er von der Vorſchrift des Weltſchöpfers abgewichen wäre. Das Gefühl einer oft wiederkehrenden Unzufriedenheit iſt auch mit den beſten Gründen nie ganz zu beſiegen, und es ſcheint, daß die Natur hiermit ihr Recht behaupten wolle, indem ſie gemeint hat, daß ſich Alles paaren müſſe. — Aber — wenn nun ein Hageſtolz ſo geplagt, und auf der andern Seite der Verheirathete ſelten ganz glücklich iſt, — Frage: was ſoll ein Vorſichtiger thun, und was ſoll man einem Manne rathen, der alle Mittage in Berlin bei Jagor ſpeiſt? — Antwort: er ſoll heirathen, wenn er kann! — Um glücklich zu werden? — Das eigentlich ſo geradezu nicht; ſondern, um die Beſtimmung der Natur zu erfüllen, welche ihm das Heirathen als eine Aufgabe für das Leben gegeben hat, die er löſen ſoll. Wenn er nicht heirathet, iſt gewiß, daß er nicht ganz glücklich iſt; — aber wenn er heirathet, kann er es doch vielleicht noch werden. Mehr bringt man mit aller Weltweisheit nicht heraus, und wenn ſich auch deßhalb alle Hageſtelzen des Erdkreiſes dreimal in der Woche verſammeln wollten.

Die Kunſt, alte Jungfern zu erziehen.

(Eine Skizze.)

Wenn in der Erziehungskunſt ein Theil der Mütter darauf ausgeht, ihre Töchter ſo zu bilden, daß ſie durch ihr Betragen gefallen, und dadurch das Herz, die Liebe eines Mannes und endlich den Mann ſelbſt gewinnen; ſo ſind dagegen andere Mütter gleich von Hauſe aus darauf bedacht, ihre Töchter ſo zu erziehen, daß ſie alte Jungfern werden müſſen. Sie könnten dabei als Grund angeben, daß das Gefallen leicht in Coquetterie ausartet, und alſo zur Sündhaftigkeit verleitet, wenn ſie nicht wichtigere Dinge vor Augen hätten, als z. B. ihre eigene Jugend, die ſonſt fürchten müßte, bald Großmutter zu werden, ihre eigene Schönheit, die ſelbſt noch Verehrer braucht, Kleid und Stand und eine reichbeſetzte Tafel, welche die Mitgift und Ausſteuer der Kinder nicht gut entbehren können. Und da überdies bei der Seltenheit der Männer (beſonders im Kriege) die Gefahr ſehr groß iſt, gar keinen zu bekommen, ſo ſcheint es weit edler und klüger, ſich zu dem Wunſche zu erheben, gar keinen zu wollen.

Wenn denn alſo eine Mutter tauſend Gründe haben kann, ihre Töchter zu alten Jungfern zu erziehen, ſo fragt ſich, wie ſie ſolches am beſten anzufangen habe.

Das erſte Mittel iſt ohne Zweifel die Dumm-

heit und Schüchternheit, worin die lieben Kinder auf alle Weiſe ſo lange als möglich zu erhalten ſind. Madam muß ihnen vor einer Geſellſchaft fremder Perſonen ſo bange machen, daß ſie immer glauben, bei dem Eintritt in dieſelbe im Angeſichte eines öffentlichen Gerichts zu erſcheinen, und daß ſie nie mehr als drei Worte zu ſprechen wagen, wobei ſie ſich jedesmal vornehmen, künftig lieber zu Hauſe zu bleiben. Sobald ihr Stimmchen hörbar wird, muß gleich der flammende Blick der Mutter zu ihnen hinfliegen, mit der ſtillen, zornigen Bitte, doch ums Himmels willen nichts Ungewaſchenes hervorzubringen. Kommen ſie nach Hauſe, ſo muß gleich in der erſten Scene häuslicher Glückſeligkeit über ihr Betragen die ſtrengſte Prüfung angeſtellt werden, damit ihre Einfalt ſich noch mehr durch Muthloſigkeit und Furcht vor Strafe befeſtige. Dadurch bekommen ſie zugleich ein unzufriedenes Anſehen, welches ſie von Tage zu Tage nur noch häßlicher macht und einem etwanigen Liebhaber wie ein dunkler Orakelſpruch oder wie eine Kalenderſprache vorſchwebt, woraus er nach Belieben Grillen, Launen, Eigenſinn, Hypochondrie oder gar Tücke und Bosheit herausleſen kann. — Will auch eine ſo erzogene Tochter einmal aus der Ferne her auf Liebe und Gefälligkeit hindeuten, ſo wird ſie doch durch ein zu viel und ein zu wenig bald ſo räthſelhaft werden, daß ein Liebhaber bei der öftern Ungewißheit, ob er bleiben oder ob er gehen ſolle, wenigſtens das Wiederkommen vergißt. Mangel an Ausdruck gilt für Mangel an Verſtand,

und ſo heißt es dann, Mamſell habe das Pulver nicht erfunden. Sollten nun ja noch einige Verſucher nahen, ſo ſind das nur leichtfüßige Spaßmacher, die in ihren Fragen durch Dreiſtigkeit und in ihren Sentenzen durch Kreuz- und Querſprünge ihre Verwirrung ſo vermehren, daß ſie auf immer hinter ihr Nähpult zurückkehrt, wo ſie denn auch ſitzen bleibt.

Von der andern Seite bietet ſich zur Erziehung alter Jungfern als Mittel dar — Stolz und Eitelkeit, worin man die Töchter bei Zeiten beſtärken muß. Wenn Madame einmal beſchloſſen hat, ſich nur in den Reizen ihrer Kinder zu ſpiegeln, ſo muß ſie auch durch den ausgehängten Schmuck zeigen, daß es ihre Götzenbilder ſind, und im Anſchauen öfters ausrufen: o wie ſchön iſt mein Jettchen! Bei einer häuslichen Muſterung muß ſie immer finden, daß ſie Alles beſſer haben, beſſer können, beſſer ſagen, beſſer wiſſen, beſſer und geſchickter angreifen als alle andere Menſchenkinder. Sie muß ihnen die Ehre ihrer Familie ſo einprägen, daß es ihnen ein Leichtes wird, in ihrer eigenen kleinen Perſon die Würde ihres geliebten Vaters darzuſtellen, ſo daß es immer ausſieht, als wenn ſie ſelbſt Bürgermeiſter, Präſident oder geheimer Rath wären, welches ſie zu vielen tauſend Thalern anſchlagen müſſen, ſollten ſie auch nach dem Tode ihres Vaters für ſich keinen Heller haben. Dem gemäß müſſen ſie auch in den Moden gehörig ihren Geſchmack zeigen, und immer durch ihren Anzug zu erkennen geben, daß ja kein Mann wagen ſolle, wenn er nicht

recht reich ſei, auf ihre Hand Anſpruch zu machen, wobei ſie durch öftere Erwähnung ihrer ſüßen Gewohnheiten und ihres köſtlichen Lebens, mit einem Seitenblicke auf niedere häusliche Verrichtungen, ihm vollends alle Hoffnung auf Häuslichkeit benehmen müſſen. Die größte Ehrenerweiſung, die ihnen in der Geſellſchaft widerfährt, müſſen ſie als eine bloße Schuldigkeit betrachten, und zu Hauſe, wenn alle übrigen Frauenzimmer der geſtrigen Verſammlung gemuſtert werden, muß die Mutter immer bemerken, wie unter allen ihre Töchter die geehrteſten und die ſchönſten geweſen. Läßt ein Mann Freiersabſichten blicken, ſo muß Jettchen ihn über die Naſe anſehen, und ihm wenigſtens vorläufig zu erkennen geben, daß man nicht wiſſe, wo er hindenke. Am beſten iſt es, wenn gerade in der Gegend ſich ein Prinz aufhält, der die Gnade hat, einmal mit der Mamſell zu tanzen. Dies überhebt ſie nachher aller weitern Mühe, und ſie kann dann mit völliger Gemüthsruhe auf die Ewigkeit des alten Jungfernſtandes los gehen.

Indeß iſt Unhöflichkeit und Liebloſigkeit als ein drittes Mittel auch nicht zu verachten. Die Mutter muß zu ihrer Tochter ſagen, daß es unſchicklich ſei, die Höflichkeit eines Mannes auf irgend eine Weiſe zu erwiedern, oder ſich ſo zu betragen, daß es ſcheine, alle wolle ſie ihm gefallen. Nein, ihren Triumph muß Töchterchen darin ſetzen, einen Liebhaber recht tüchtig an- und ablaufen zu laſſen, und gegen Galanterie muß ſie ſich mit ſcharfem Witze bewaffnen.

Macht ſie ja ein freundliches Geſicht, ſo muß wenigſtens noch ein ſpöttiſches Lächeln darin liegen, welches ſagt, daß man die Männer allenfalls dulden wolle. Wäre ſie artig, ſo könnte man denken, ſie hätte es nöthig; betrüge ſie ſich mit Anmuth, ſo könnte man meinen, daß es ihren Reizen an Macht fehle. Einen Schwarm von Verehrern darf ſie allerdings wohl hinter ſich her führen, nur muß ſie ſich dann zu Hauſe mit Mamma über ſie luſtig machen. Jemanden zu lieben oder gar ſich zu verlieben, muß ſie äußerſt lächerlich und abgeſchmackt finden. Gefühl und Zärtlichkeit muß ſie gar nicht leiden können und nur für Schwäche halten. Die Jungfrau iſt nicht *mehr* in Gefahr, als wenn ſie *empfindet*. Es bleibt deßhalb ſelbſt gefährlich für ſie, in die Kirche zu gehen; Religion ſteht mit der Liebe in ſo naher Verbindung, wie der Blitz mit dem Wiederſchein. Bälle darf Mamma ſchon eher erlauben, denn jede Woge ſchwemmt hier einen neuen Liebhaber hinweg; am wenigſten ertrinken die, welche im Wechſel der Gefühle ſchwimmen. Und wenn das Töchterchen ſonſt die übrigen Mittel gehörig anwendet, ſo kann ſie ja dem Tanze bald ruhig zuſehen. — Zum Schluſſe könnte man noch einige (oder am liebſten recht viele) *Abenteuer* anrathen; allein ſtatt Anſprüche auf den ehrwürdigen alten Jungfernſtand zu begründen, haben ſie häufig einen Mann herbeigeführt, und dies iſt ja eben das, was Mamma durch das Betragen ihrer Tochter gerade verhindern will. Weit ſicherer iſt dafür *Läſtern* und *Afterreden*,

welches man als das letzte Präservativ bis an's Ende empfehlen kann.

Gut und sanft.

Eine gute, sanfte Frau, ein gutes, sanftes Mädchen — hören wir oft sagen. Gehört denn Beides nothwendig zu einander? — Es wäre ein Frevel, ganz unbedingt zu behaupten, daß nicht auch ein Frauenzimmer von nicht sanftem Charakter gut sein könne, indeß — da Sprache und Sprachgebrauch gewöhnlich Resultate vieler Erfahrungen sind und oft sogar reine Lebensweisheit enthalten, so müssen wir doch vermuthen, daß diese Verknüpfung ihren Grund habe und dürfen sie für nichts Gleichgültiges ansehen. Gewiß ist wohl, daß die Männer von den Frauen am Ersten Sanftmuth fordern, welche Eigenschaft jedoch die Lebhaftigkeit nicht ausschließt; es kann eine Frau lebhaft und doch sanft sein, weil auch ein vorzüglich empfänglicher Sinn eine große Regsamkeit des Gemüths erheischt. Sanftmuth ist aber deßhalb hier das erste Erforderniß eines guten Charakters, weil das weibliche Geschlecht mehr zur Folgsamkeit, als zum Herrschen und Selbstwollen von Natur und Schicksal bestimmt ist. Sich in den Willen eines Andern zu fügen, seine Gedanken und Vorsätze

ausführen zu helfen, ihm bei seinen Unternehmungen beizustehen, sich seinen Wünschen anzuschließen — dies Loos folgt dem weiblichen Wesen schon von Hause aus, da sie nicht nur ihren Eltern gehorchen, sondern auch gegen Brüder und Verwandte Nachgiebigkeit üben müssen. Ueberdies weisen auch ihre natürlichen Anlagen sie gewöhnlich nur auf Dienstleistungen hin, die sich den Ideen, den Zwecken Anderer unterordnen, die nicht selbst auf Erfindung und Anordnung eines Ganzen gehen, sondern die Ausführung desselben nur erleichtern, nicht das Nothwendige festsetzen, sondern es zum bessern Gebrauch für das Leben nur bequemer zurichten, schmücken und verschönern, so daß das weibliche zum Männergeschlecht sich verhält, wie Anmuth zur Kraft. Zu einer solchen Ergänzung, Unterwerfung und Hingebung wird aber ein sanftes Gemüth immer besser taugen, als ein selbstständiges, hartnäckiges, eigenwilliges, widerstrebendes. Der Frauen Schicksal würde hart und grausam zu nennen sein, wenn nicht Alles durch die Liebe wieder ausgeglichen würde. Diese ist ihnen, mehr als den Männern, ein angebornes Bedürfniß des Herzens, erweckt von Anfang an den Wunsch, den Trieb in ihnen, zu dienen und zu helfen, und erhält die Neigung lebendig, ihr Glück in dem Glück eines Andern zu finden. Haben sie nun einem stärkern Wesen sich angeschlossen, so macht die Liebe, daß ihnen die Folgsamkeit gar kein Opfer mehr scheint, daß sie dabei keinen Schmerz der Entsagung mehr fühlen, ja, daß sie den Willen eines Andern, mittlerweile, daß sie ihn thun,

für ihren eigenen halten. Deßhalb denkt man ſich auch unter einem ſanften Herzen zugleich ein liebevolles. — Selbſtbeſtimmung und Selbſtthätigkeit iſt mehr eine angeborne Eigenſchaft des Mannes, als welcher recht eigentlich zum Handeln, zum Beherrſchen der Naturreiche berufen iſt. Hier wird man es denn auch für kein großes Lob halten, wenn man ſagt: es iſt ein guter, ſanfter Mann. Im Gegentheil wird hier Muth und Feuer vorausgeſetzt, und ſogar Ungeſtüm und Leidenſchaftlichkeit ſeinem Geſchlechte zu Gute gehalten. Wollte dieſem nun ein weibliches Weſen ebenfalls mit Heftigkeit ſich entgegenſtellen, ſo würde es einen ſchlechten Klang geben; vielmehr muß ſie mit ſeiner Heftigkeit große Geduld haben können, und dazu gehört vor Allem wieder Sanftmuth. Frauenzimmer mit einem vorherrſchend thätigen Verſtande können freilich zur Ausführung eines Geſchäfts und in mancher mißlichen Lage ganz vortrefflich ſein, aber deßhalb ſind ſie nicht gerade auch immer zum nähern oder vertrautern Umgang für die Männer die willkommenſten, und zu einem Herzensbündniſſe nicht immer die tauglichſten. Sie gebieten Hochachtung, aber erwecken nicht leicht den Glauben zärtlicher Anhänglichkeit, und verſcheuchen ſomit die Liebe. Noch darf nicht unbemerkt bleiben, daß eine Eigenſchaft echter Weiblichkeit darin beſteht, zunächſt dem Gefühl zu folgen, dem Gefühle zu vertrauen, das auf eine bewundernswürdige Weiſe oft beſſer, als alles Wiſſen zum Ziele führt. Dies Gefühl iſt indeß auch dem Wechſel der Stimmungen ausgeſetzt, und wenn ſolche

nun immer mit Heftigkeit ſich äußern ſollten, ſo würden ſie die Gefahr, zu irren und zu fehlen, anſehnlich vermehren, da ihnen feſte Grundſätze des Verſtandes weniger, als den Männern, zu Hülfe kommen, oder von ihnen weniger Gehör finden. Eine ſolche Gefahr kann denn alſo nur durch Sanftmuth ſich vermindern, die das Gemüth mit Geduld bewaffnet, eine böſe Stimmung zu ertragen, und, ohne ſogleich zum Handeln zu ſchreiten, eine beſſere Stunde abzuwarten. Ueberhaupt wird das Gute, das Rechte für Augenblicke nicht ſelten durch Gefühle ſchwankend; dagegen iſt es der Verſtand, der unter wechſelnden Zuſtänden das Bleibende, für immer Gültige feſtſtellt, und daher auch den Namen Verſtand führt. Hiermit ſoll der Mann als Rathgeber der Frau zur Seite ſtehn. Die ſanfte Frau aber wird eher in das Nöthige, Unvermeidliche ſich fügen und ſelbſt da, wo Gründe ſie nicht überzeugen können, den Verſicherungen des Wohlmeinenden glauben, während eine heftige Frau auch ſelbſt den Gründen, die ſie einſieht, nicht nachgibt, und lieber augenblicklichen Aufwallungen folgt. Hier ein kluger, verſtändiger Mann — dort eine gute ſanfte Frau — ſo iſt das Lob für Beide recht, ſo gehören ſie zuſammen.

Bildungsmittel.

Es iſt merkwürdig, wie der Menſch ſich an die Tugend anklammert, und welche Mittel er alle anwendet, um ſich aus der Thierheit emporzuringen, ſich über Leidenſchaften zu erheben, und böſe Anfechtungen abzuwehren. So legt er, gleich vorſichtigen Völkerfürſten, niemals die Waffen nieder, und geht ſtets angethan mit dem Harniſch der Gerechtigkeit, indem er weder dem Frieden, noch ſich ſelber traut. Nicht der großen Gebäude wollen wir hier gedenken, die er errichtet hat, um die Schätze der Weisheit, die aus fernem Orient zu ihm gekommen ſind, lebendig und friſch und unverfälſcht aufzubewahren, nicht der lauten Ermahnungen, der Gebete und Lieder und Orgeltöne, womit er ſeinem Herzen Muth einſpricht, nicht der hochaufgebauten Thürme, die ihm recht ſichtlich den Weg zum Himmel zeigen müſſen, nicht des Geläutes und der Betglocken, womit er ſeine Beſtimmung ſich öfters zuruft, nicht der Schulen, in welche die Kinder getrieben werden, um ſchnell in die Formen hineinzuwachſen, in die allmählig die Vorwelt ſich hineingedacht und hineingelebt hat, auch der Züchtigung nicht, womit manche Lehre ihrem Gedächtniſſe eingegraben wird; überall ſind der Mittel noch viele, womit das Erlernte im Leben nachgetragen und das Gute dem Menſchen, er mag arbeiten oder ſpatzieren gehen, vorgehalten wird. Die Großmutter erneuert es ihm bei jedem Abſchiede, der Freund ſchreibt es ihm in das Stammbuch, die Currende plärrt es ihm die Straße

herauf, Chorschüler umstellen damit sein Haus, der Bettler gibt es für jeden Pfennig, der Nachtwächter schreit es noch durch die stocksinstere Nacht, der Postillon bläs't es von der Landstraße her, der Wächter vom Thurm, der Musikant vom Rathhause. Und ihr seid noch nicht tugendhaft? möchte man da fragen. Aber die Vorsicht geht noch weiter. Der Knabe, der schreiben lernt, übt seine Feder an irgend einer Tugend. Fromme Sprüche reden von den Wänden zu ihm. In jeder kurzweiligen Geschichte wird ihm ein Opfer vorgepriesen und eine Palme gezeigt. Schenkt man ihm ein Bild, so ist es ein Heiliger mit einem Leberreim. Der Staar, den man ihm kauft, muß ihm den Anfang eines Liedes vorpfeifen. Selbst die Pfeffernüsse auf dem Kuchen, die Sämereien auf dem Beete im Garten müssen noch einen Spruch oder ein heilsames Symbol bilden. Wo er sitzt und liegt, erinnert ihn ein Herz an die Menschenliebe, eine Lyra an die schönen Künste. Die Schwester stickt es ihm auf die Brieftasche, und, tritt er hinaus in das rauhe Leben, auf den Tabacksbeutel. Nicht genug, auch die Tabacksdose, die Cigarrenkapsel muß ihm ein Gebetbuch, Gesangbuch oder Taschenbuch vorspiegeln. So bildet und bessert Alles auf den Menschen los, und zeichnet ihm die Wege vor, die er wandeln soll. Meint er in einer schönen Anlage frei umher zu irren, so stellt sich plötzlich ein alter Fels ihm entgegen, der irgend einen Vers auf ihn zu gesticulirt, eine Einsiedelei, die ihn mit einer Inschrift über irdische Vergänglichkeit bedient, eine Mooshütte, die ihn Genüg-

ſamkeit, eine Grotte, die ihn Verſchwiegenheit lehrt. Und denkt er einen kürzern Weg über den Kirchhof zurück zu nehmen, ſo ruft ein todter Stein: ſteh ſtill, Wanderer! und ſendet ihm irgend einen Spruch nach. Aus jedem Grabe ſteigt ein Reſultat des Lebens. Wie von Geiſtern ſieht er ſich umringt. — Und er könnte noch ſtraucheln? Kaum denkbar. Zu ſehr hat die Zeit der Vorbildung für ihn geſorgt, überall Klugheit und Weisheit ihm zur Hand gegeben. Was Andern vor ihm vielleicht unzählige Jahre des Nachdenkens und der Leiden gekoſtet hat, — in wenig Worten iſt es ihm — auf einer Kleiderbürſte ausgeſprochen, oder läuft am Rande einer Schüſſel, eines Tellers hin, oder er drückt es mit einer Taſſe an den Mund. Was Nachforſchung und Kunſt vielleicht erſt Jahrhunderten abgewonnen hat, fließt für ihn auf Kleid und Teppich über, lächelt ihn müßig von einer Schale, von einer Spielmarke, von einer Spielkarte an, oder ſteigt auf ſeiner Tafel zu einem Luſtgebilde von Zucker auf. Troja mit allen Göttern geht ſüß über ſeine Lippen; bärtige Philoſophen ſchauen mit ſprechenden Zügen von den Paſten ihn an, die er verſchlingt, und das Papier, das ſie verhüllte, läßt noch einen Denkſpruch von ihnen in ſeiner Hand zurück. Selbſt der Becher, den er erhebt, ſtrahlt ihm nicht ſelten ein weiſes Vorbild oder ein bewährtes Sprichwort zu. — Ob er es gewahr wird? — Er leert ihn, füllt ihn wieder, und leert ihn abermals. — Iſt es wohl möglich noch, daß er roh und toll und unſittlich den Zweck des Lebens verfehlt, da die Mittel, Kopf

und Herz zu bilden, so sorgfältig ihn hüten, und so sanft, so gelegentlich zart ihn berühren? Kaum ist noch ein Augenblick zur Thorheit ihm übrig gelassen; zeigt sich eine Lücke, so sind Gedanken und Gefühle Anderer gleich bereit, sie zu füllen. Ja die ganze Welt hat sich, scheint es, jetzt mehr als je, zum erfinderischen Wetteifer verbunden, um, Klein und Groß, an dem fortschreitenden Bildungsbau der Menschheit zu arbeiten. Nicht Lehrer und Gouvernanten allein, auch die Friseurs werden künftig mit in das Werk eingreifen. Dazu hat ein sinnreicher Haarkräusler kürzlich zu Paris das Beispiel gegeben, denn in den sonst leeren Haarwickeln reicht er den Schönen kluge Wahlsprüche dar, witzige Einfälle, Rathschläge, Anekdoten — Nahrung für Geist und Herz. Die Lebensweisheit ist so in den geschäftigsten Händen, die Schönheit durch Tugend gesichert.

Verwechselungen.

Diese sind so häufig in der Welt, daß man beinahe fragen möchte, was nicht Verwechselung sei, da man fast immer Eins für das Andere setzt und die Dinge selten rein von einander scheidet. Trägt doch der Mensch sich selbst in die ganze Natur hinüber, die

er nur als einen größern Menschen betrachtet, dem er bald bösen, bald guten Willen Schuld gibt und den er auch in der Sprache so behandelt. Nicht König Xerxes allein ließ das Meer peitschen, um demselben seinen Zorn auszudrücken, sondern jeder Hans und Kunz, jeder Gnädige und Ungnädige, der vielleicht seinem Diener oder sich selbst einen Schlag versetzen sollte, schlägt die Thür oder wirft den Sessel, was doch wirklich noch mehr sagen will, als wenn Kinder (wie Xerxes) das abstrafen, woran sie sich eben wehe gethan haben. Da ist es denn auch kein Wunder, wenn der Mensch in und mit sich selbst solche Verwechselungen begeht, seinen Rock, Uniform, Perrücke für seine eigene Person ansieht, das, was er thut, seinen Augen und seinen Händen beimißt, und nicht nur Lunge mit Beredtsamkeit, sondern auch Magen und Herz verwechselt, so daß er das, was er verspeist hat, für Gedanken und Empfindungen, die aus ihm sprächen, Punsch für Patriotismus, Reispudding für Melancholie, Sauerkraut für düstere Ahnungen hält und nach geistlichem Trost in einem Buche greift, wo er nach der Apotheke schicken sollte. So wird denn auch der Arzt oft für die Verdauung gerufen, wo er eine kranke Seele zu curiren hätte. Die sich um die Gunst der Menschen bewerben, machen sich nicht selten solche Verwechselungen zu nutze und wenden sich, um an das Herz zu gelangen, an den Magen, legen in der Schüssel einen gutmüthigen Charakter an den Tag, hören zu, um für unterhaltend zu gelten und bücken sich, damit der Andere größer werde.

Daß man oft die Schale für den Kern nimmt, ist bekannt. Mancher Liebhaber läßt sich schön ausmeublirte Zimmer, ein Schloß, ein Rittergut, einen Garten, einen Weinkeller, ganze Heerden Vieh antrauen und anvermählen und bildet sich ein, er habe ein liebenswürdiges Mädchen geheirathet. Jener hat Lebensweisheit mit einem Schiffe überkommen, und der Wind, der es verschonte, hat ihn plötzlich zu einem klugen Manne gestempelt, ein Dritter wird ehrwürdig durch den Stuhl, worauf er sich setzt, oder rechnet das Athemholen vieler Jahre für Verdienste *). — Am ärgsten sind die persönlichen Verwechselungen. Der Diener spricht klug wie sein Herr, geht stolz wie sein Herr, antwortet grob wie sein Herr, ißt, trinkt, spielt wie sein Herr und macht endlich auch Schulden wie sein Herr, so daß sein Herr zuletzt selbst warnen muß, ihm durch den Diener kein Geld mehr zu borgen. Ein Kammermädchen, das ihre Herrschaft oft angezogen hat, bewegt mit der Zeit Mund und Arme gern wie ihre Herrschaft. Die Mißlichkeit eines Processes ist auf dem Gesichte des Gerichtsdieners zu lesen, der sie den Herren Räthen abgenommen hat, und sie nun den Klagenden zum schnöden Bescheid gibt. Eine Schildwach an

*) So wurde über den Vorsteher einer Anstalt immer geklagt: er wirke wenig, passe nicht zu dem Amte; als er aber 50 Jahre nicht dazu gepaßt hatte, erhielt er einen Orden, und sein Jubiläum wurde 8 Tage lang gefeiert.

der Königsburg, besonders bei großen Festen und wenn das Volk neugierig gegenüber steht, fühlt sich als König, sie unterscheidet sich erst wieder, wenn sie hungrig und durstig wird. Mancher ist von der Jungfrau von Orleans entzückt, hingerissen, und merkt lange nicht, daß er sich nur in die Schauspielerin verliebt hat. Ein Anderer glaubt Käthchen von Heilbronn zu heirathen und hat nachher doch nur eine Käthe zur Frau. Sehr verzeihlich ist es, wenn sich ein Schauspieler mit seiner Rolle verwechselt; er schreitet vier Wochen lang einher als Wallenstein, geht auf das Caffeehaus als Wallenstein, und sein Blick commandirt die großen Heere noch immer fort, wenn er längst schon vom Commando abgesetzt ist. So trägt denn auch nicht selten der Dichter die Fürsten im Kopfe mit sich herum, die er auf dem Papiere geschaffen hat, und übernimmt zärtlich das Loos seiner Liebenden an seiner eigenen Person. Ihm nach thut es der Uebersetzer, der selbst in das Werk eines Autors mit hinüber schifft und am andern Ufer nicht mehr weiß, auf wessen Gedanken er einher gefahren ist. Schlimmer ist es, wenn der Wirth sich für den Gast hält und auf sich selbst loszehrt, noch schlimmer, wenn der Schuldner sein eigener Gläubiger wird, und bei der Unordnung über sich herfällt und sich selbst ausplündert. — Schwerlich können wir uns vorstellen, mit welcher Empfindung ein Regimentsschneider eine Wachtparade ansieht, und ob nicht die Phantasie seine Seele beschleicht, daß die Soldaten ihm gehören. Es kommt auch wohl immer darauf an, wer den meisten

Antheil an der Erscheinung hat, und jener von der Weißenthurn geschilderte „vom Schneider eben fertig gewordene Cadet" ist gewiß kein ungegründeter Witz. Wer den Andern nicht ganz mit sich vertauschen kann, sucht wenigstens oft theilweise seiner habhaft zu werden. Z. B. wenn ein Prinz oder ein Held zur Stadt einreitet, so hat sich schnell die Menge in ihn getheilt; die Barbiere hangen an seinem Bart, als ob er ihnen zum Rasiren übergeben wäre, die Friseure nehmen von seinem Haar Besitz, die Schuster fordern die Füße zum Maßnehmen, die Tuchhändler erbitten sich das Zeug von seinem Leibe und stellen seinen Rock unter die feinen Tücher ihres Ladens, die Aerzte schätzen an Wuchs und Farbe, an welcher Krankheit er sterben werde, Frauen und Jungfrauen vergleichen ihn mit ihren Männern, Liebhabern, Vettern, Honoratioren der Stadt, und bringen ihn dadurch ganz nahe. Den Helden sieht das freilich nicht an, der ist unterdeß vielleicht wieder ein ganz Anderer, als der er wirklich ist. Stammt ein junger Mensch von einem berühmten Vater ab, so muß er sich auch wohl gefallen lassen, für diesen zu haften. Hat der Schlachten geschlagen, so soll er wieder dergleichen zum Besten geben. Hat jener Verse gemacht, so erkundigt man sich auch bei ihm darnach: man verlangt durchaus, daß der Geist des Vaters auf ihm ruhe, und ist das nicht, so ist man im Stande, ihm gar keinen Geist zu lassen. In der That — das ist, um aus der Haut zu fahren, und der Sohn hätte wohl Recht zu sagen: was geht mich mein Vater an,

ich bin ja wieder ein Anderer! — Indeß — oft iſt es auch gar bequem, ſich in die Verwechſelung zu fügen, und es gibt viele Kinder, welche glauben, daß ſie die Eltern ſind. Der Sohn von einem Parlamentsrathe tritt lauter auf, und Wirth und Kellner rennen ſich die Köpfe ein, ihn zuerſt zu bedienen. Und das will noch nichts ſagen; bildet ſich doch Mancher ein, er habe vor tauſend Jahren einen Lindwurm erſchlagen, und trägt noch jetzt den Spieß davon, beſonders wenn er zu Tiſche geht, an ſeiner Seite. Nicht ſein Ahnherr hat die Kaufmannsgüter überfallen oder die Räuber verjagt, oder eine Burg erbaut; nein, er iſt es noch immer ſelbſt, der das gethan hat, und man iſt ihm noch dieſelbe Erkenntlichkeit ſchuldig. — Wie der Credit in den Banken von dem Einen auf den Andern überſchrieben wird, ſo geſchieht es nicht ſelten mit den Verdienſten, ſo daß einer vom Stuhl aus Eroberungen machen, und faſten und ſich kaſteien kann, ohne von der Mahlzeit aufzuſtehen. Das geht rückwärts und vorwärts. Oft aber verrechnet man ſich gar ſehr dabei. Schon manche Tochter — dies Beiſpiel darf hier nicht fehlen — hat ſich mit dem Vater verwechſelt, und im Ernſt gemeint, daß die Liebhaber in ihr den Oberrechnungsrath, den Staatsrath, den geheimen Rath heirathen ſollen, und begreift auch ſelbſt nach dem Tode ihres Vaters nicht, wie man zögern könne, ſich — in ihrer Perſon — um den Hochſeligen zu bewerben. Manche wollen Geld mit Ehre, und wieder Andere Ehre mit Geld verwechſelt wiſſen, ſo daß man ein

Band für Goldbarren oder dieſe für jenes anſehen ſoll, aber die Rechnung trifft nicht immer zu. Beide präſentiren in ihrer äußern Haltung einen Wechſel, worin Platz für eine große Summe gelaſſen iſt. — Am Erſter darf wohl noch eine Frau ſich mit ihrem Manne verwechſeln, da beide ja eins, und alſo ſchwer zu unterſcheiden ſind. Die Deutſchen haben dies auch von je her eingeſehen, und ſind immer gegen die ſchönern Hälften ſo gerecht geweſen, ſie im hohen Rath mit hinaufrücken zu laſſen. Darum wird eine Frau, mag ſie vor dem Heerd oder vor dem Spiegel ſtehn, ohne Weiteres — Stadtſecretairin, Stadtſyndicuſſin, Juſtizräthin, Bürgermeiſterin genannt. Und Jedermann weiß recht gut, daß, wenn er bei dem Herrn Rath etwas zu ſuchen hat, er auch bei der Frau Räthin vorſprechen müſſe. — Endlich und zuletzt, wenn das ganze Leben mit Verwechſelungen hingegangen iſt, muß es gegen ein anderes vertauſcht werden — vertauſcht! der Himmel gebe nur, daß nicht auch hier eine Verwechſelung Statt fin[illegible]

Aufrichtiges Heirathsgeſuch.

Da Viele ſich jetzt eine Gattin durch fliegende Blätter ſuchen, will ich, ſolches zu thun, auch ſo frei

ſein. Ich wohne auch einſam, und kenne auch wenig Frauenzimmer. Ich bin auch ein gebildeter Mann und in den beſten Jahren, und möchte auch gern eine Geſellſchafterin und Lebensgefährtin haben. Ich habe auch eine große Wirthſchaft und brauche auch eine Hülfe. Ich wünſche auch, daß meine Frau jung und hübſch, daß ſie ebenfalls geſund und gebildet, daß ſie ebenfalls heiter und gutmüthig, daß ſie ebenfalls ſittſam und tugendhaft ſein, daß ſie ebenfalls die Wirthſchaft verſtehen, und daß ſie mir ebenfalls einige Tauſend Thaler zubringen möchte. Iſt ſie gerade nicht ganz jung, ſo laſſe ich mir auch ein geſetzteres Alter gefallen, iſt ſie nicht gerade zu hübſch, ſo wird ſie doch wenigſtens angenehm ſein, auf die feinſte Bildung will ich nicht durchaus beſtehen, wenn ſie nur ſonſt verſtändig iſt, eine Menge von Sittſamkeit verlange ich eben auch nicht, wenn ſie nur ſonſt mit Anſtand ſich beträgt, und verſteht ſie die Wirthſchaft nicht ganz, ſo kann ſie vielleicht darin mit der Zeit noch zulernen, aber als nothwendig zu unſerer Glückſeligkeit muß ſie einige Tauſend Thaler Vermögen beſitzen. Weil ich denn alſo ſo viel von den Vollkommenheiten nachlaſſe, ſo wird wohl kein Menſch in der Welt mir verdenken, daß ich um ſo beſtimmter zugleich eine Frau und dieſe letztere Eigenſchaft ſuche, da mir ja doch, wollte man auch die Beſcheidenheit noch weiter treiben, eine Wahl zwiſchen dieſen beiden nicht geſtattet wird.

Aber ich hoffe um ſo mehr Zutrauen zu verdie-

nen, als ich das, was Andere nur denken, frei heraus ſage.

Meine Adreſſe iſt in der Intelligenz.

Der Tod, ein Friedensſtifter.

Das iſt er auf ſehr verſchiedene Weiſe. Wenn Zwei eben noch recht tüchtig auf einander zuhauen wollen, ſchlägt er dem Einen das Schwert aus der Hand, und der Andere haut in den Wind, oder beugt ſich vor der blaſſen Erſcheinung. Eben ſo löſcht er den Grimm von ganzen Familien, von bewaffneten Heeren aus. Erſt Waffenſtillſtand, dann Frieden. Eben ſo ſchlichtet er aber auch den innern Streit. Wenn Zweifel und Sorgen ſich bekämpfen, und das Herz zum Schlachtgefilde machen, tritt er mit dem Pulsſchlag ein und gebeut Ruhe: die Müden ſammeln ſich auf dem Kirchhof, die Lüfte ſäuſeln über ihnen, und von oben fällt ein heiteres Licht — Ausgang des Kampfes! Aber nicht allein der Tod ſelbſt, der den Frühling hinter ſich her führt und Ruinen zur Auferweckung anweht, auch ſchon die Furcht vor dem Tode iſt ein Friedensſtifter. Wer auf einer neuen Laufbahn die ganze Welt verbeſſern, den Himmel ſtürmen möchte, Berge auf Berge thürmt, gebietet dem unruhigen Blute, wird ſtiller,

wenn der Tod aus Falten und Runzeln, von einem blaſſen Geſichte, aus einer magern Geſtalt ihn ſchreckhaft anſieht. Du wirſt es doch nicht erreichen, ſpricht dann der Menſch zu ſich, du gehſt nur darüber zu Grunde. Wer Bosheit und Trägheit und Dummheit zu Paaren treibt, bald das Licht, bald die Geißel, bald die Fahne ergreift und Unfolgſame oft mit der Flamme ſeines Eifers verzehren möchte, ſchöpft Athem und ſetzt ſich nachdenklich auf einen Stein, wenn Todesgefahr ihm ganz nahe um den Nacken ſauſ'te oder ein Stich in der Bruſt ihn an die Sterblichkeit erinnert. Es iſt nicht auszuſtehen, das dulde ich nimmermehr! hören wir oft Menſchen ſagen, die mit ihrer Umgebung, ihrer Lage oder ihrem perſönlichen Zuſtande in peinlichem Unfrieden leben. Aber wenn ſie eine Weile widerſtrebt, ſchlafloſe Nächte, Uebelbefinden oder eine Krankheit ſich zugezogen haben, halten ſie inne, gehen mit ſich zu Rathe, merken, daß ſie durch Ungeduld wohl gar noch Schlimmeres — ſie meinen den Tod, den ſie aber nicht nennen — herbeiführen möchten, und werden allmählig ſanfte, geruhige, friedfertige Menſchen. Oft glauben ſie ſchon einen geringen Schmerz nicht ertragen zu können, aber er darf ſie nur ernſtlicher anlaſſen und in die nächtliche Farbe hinüber ſpielen — gleich fühlen ſie, daß ſie ihn allerdings wohl noch erleiden möchten, wenn er ſich nur mit dem Leben vertrüge — und ſo übernehmen ſie — je näher der Tod rückt — die Bürden immer geduldiger, zanken nicht und ſchlagen nicht. Beſonders in ganz engen Verhältniſſen, der Abhängigkeit,

des Gehorsams, der Blutsverwandtschaft, zumal in mancherlei Ehen, gibt es keinen bessern Friedensstifter als den Tod — nämlich die Furcht vor dem Tode. Erst suchen Zwei durch Gründe eins zu werden, dann kommen Bitten und Versprechungen daran, sodann Drohungen, endlich feindseliges Verhalten. Wer noch in den ersten, frischen Anregungen seiner Wünsche und Neigungen lebt und sich in seinem Willen stark fühlt, bedenkt nicht erst, daß Zwei eigentlich nie eins, sondern immer Zwei sind, er stürmt rasch und wild darauf los, als wenn sich die Eintracht von selbst ergeben müßte. Nimmt nun der Andere einen ähnlichen Anlauf, so setzt es ganz artige Kopfstöße, allein der Kopf fängt an zu schmerzen, der Aerger jagt die Galle in das Blut, das Essen bekommt nicht, der Schlaf geht in schlechte Träume über, das Gemüth wird beunruhigt, die Gesundheit erschüttert, — wenn man eben ausgezankt hat, schaut der Tod zur Thür herein — man geht in sich, denkt, daß man sich so das Leben nur verbittert, läßt ab von strengen Forderungen, gibt nach, findet sich in einander, um nicht mit einander unterzugehen — und so wird der Tod, der sich immer ganz leise im Hintergrunde zeigt, ein Friedensstifter. Und in gutem, wie in schlimmen Verhältnissen ist er dazu berufen. An Gelegenheit zum Unfrieden fehlt es im Leben nie; und so oft der Angriff etwas heftig kommt, sieht der Mensch nach seinem Capital, nach seinem Leben zurück und fragt: werde ich auch damit ausreichen? opfere ich hier nicht zu viel? Man mißt in Gedanken die Schritte

zum Tode und läßt den Andern ruhig seinen Weg gehen. Endlich wird eine wahre Weltweisheit, ein Christenthum daraus; man erkennt die Verschiedenheiten der Naturen, das Recht der mancherlei Charaktere, die Unmöglichkeit vieler gewünschter Dinge, selbst die Nützlichkeit von manchem Bösen, und wandelt als ein versöhnliches Gemüth, das zuletzt gar seinen Feinden vergibt, voll Nachsicht gegen Fehlende, voll Langmuth gegen Säumende, voll Sanftmuth und Geduld gegen Andersdenkende, voll Fassung und Standhaftigkeit gegen die streitende Welt immer ruhiger, immer friedfertiger — immer langsamer dem Ziele zu. So geht der Tod im ganzen Leben hinter dem Menschen her, und ruft: Friede! Friede!

Das ist ein Seehund.

Was dieser Ausdruck, der zuweilen im gemeinen Leben halb schimpfend, halb scherzend gebraucht wird, sagen wolle, das wird erst klar, wenn man liest, wie die Seehunde sich betragen, indem sie am Ufer des Meeres auf Weibchen lauern. Im Frühling erscheinen sie in Haufen zu Hunderten, die männlichen voran, und so wie sie ankommen, ordnen sie sich in drei Reihen am Ufer hin, doch weit genug, um nicht von den

Wellen erreicht zu werden: ſie liegen alle mit dem Kopfe nach dem Waſſer zu; der, welcher ihm zunächſt liegt, hat den Ehrenplatz; ihn zu gewinnen und zu bewahren, koſtet oft blutige Kämpfe, ſo daß er zuletzt der Größte und Stärkſte bleibt. Die Beſiegten ziehen ſich in die zweite Reihe zurück; allein auch hier erwarten ſie neue Kämpfe, und wenn ſie unterliegen, müſſen ſie in der dritten Reihe Platz nehmen. Dieſe Streitigkeiten ſcheinen aber ihren Urſprung nicht ſowohl im Ehrgeiz, als in der Liebe zu haben; denn ſobald die Weibchen, welche den Männchen folgen, an's Land gehen, ſo ſtürzen die vorderſten Männchen auf ſie los und entführen ſie nach den Plätzen, die ſie erſtritten; allein ehe ſie des alleinigen Beſitzes ihrer ſchönen Beute froh werden, müſſen ſie oft dieſelben noch gegen ihre Nachbarn vertheidigen, und zuweilen geſchieht es, daß in der Hitze des Kampfes die Heiene, die ihn erregt, von einem der Hintermänner ergriffen und nach der dritten oder vierten Reihe gebracht wird.

Alſo — wer auf eine gewiſſe Weiſe dem Andern verdrängt, oder einen Vortheil wegſchnappt, das iſt ein Seehund.

Mittel, Andere kennen zu lernen.

Mit dem Begriffe des Kennenlernens wollen wir es hier ſo genau nicht nehmen, denn weſentlich und

vollſtändig kennen wir nichts in der Welt, ſondern Alles nur in Vergleich und Beziehung, und wenn wir wiſſen, wozu etwas uns dienen kann, ob eine Sache zum Zugpflaſter und ein Menſch zum Zuchtmeiſter, ob ein Kraut zum Aetzen und eine Perſon zum Schreiber, Hefen zur Gährung und ein Mädchen zur Köchin paßt, ſo ſind wir, wenn wir dergleichen gerade brauchen, ſchon zufrieden, und ſprechen: das kenn' ich recht gut! Bei dem Kennen einer Perſon denkt man ſich gewöhnlich nur, ob man ſich eine beſtimmte Vorſtellung von ihr machen könne. In der Abweſenheit kommt man nach bloßen Ueberlieferungen nicht leicht damit zu Stande, man will den Menſchen ſehen, ſprechen, und hat man ſich den Andern auch nur ebenhin gemerkt, ſo ſagt man, man habe ſeine Bekanntſchaft gemacht. Eigentlich ſollte man den Menſchen freilich wohl aus ſeinen Handlungen kennen lernen, aber dazu iſt nicht immer Zeit, dazu fehlt es oft auch an Gelegenheit; es fällt ſelten etwas vor, worin der Menſch ſeine ganze Geſinnung offenbaren könnte. Deßhalb nehmen wir das Geſpräch zu Hülfe, wir hören, wie der Menſch denkt, und ſchließen daraus, wie er in dieſen und jenen Fällen handeln würde und worin wir uns auf ihn verlaſſen dürfen. Beim Anblick ſeiner Perſon, bei dem Ton ſeiner Stimme, bei ſeinen Mienen und Bewegungen prägt ſich erſt recht ein Bild von ihm ein, mit vielen feinen Zügen, deren wir uns bei Gelegenheit erſt deutlich bewußt werden, die wir aber auch unentziffert im Gefühl als einen ungezählten Schatz mit uns herum

tragen, woraus ſich der ganze Menſch entwickeln läßt. Einzelne Handlungen können uns ſelbſt in unſerer Anſicht irre machen. Thut einer einmal etwas auffallend Gutes, ſo heißt es bei ziemlicher Gleichgültigkeit: o, es iſt doch ein recht braver Menſch! und läßt einer etwas Schlechtes gegen uns ausgehen, ſo ſprechen wir mit Ingrimm: nun kenn' ich den Menſchen, nun kenn' ich ihn auf mein ganzes Leben! Und in beiden Fällen können wir uns doch geirrt haben, da wir nicht wiſſen, ob eben die Handlung aus ſeinem innerſten Weſen hervorging. Darüber verbrechen wir uns aber in der Regel nicht ſehr den Kopf, ſondern wir gehen nach dem, wie man gewöhnlich zu handeln pflegt, und um nicht in der Rechnung ſelbſt zu kurz zu kommen, leiten wir ſo viel als möglich aus dem Eigennutz her. Das iſt zugleich eine Art von Vergeltung, weil wir wiſſen, daß es Andere mit uns nicht beſſer machen. Wie viel Ungerechtigkeiten auf dieſe Weiſe begangen werden, das weiß der Himmel, und wird es dort oben aufgeſchrieben, ſo wird das Verzeichniß davon wahrſcheinlich ein ſo dickes Buch betragen, daß die dickſten und gelehrteſten Quartanten auf der Erde dagegen nur als Taſchenbücher zu betrachten ſind.

Das ſoll uns jetzt aber nicht weiter kümmern; wir wollen wiſſen, wie man die Bekanntſchaft eines Andern am ſchnellſten und bequemſten machen könne. Man hat dazu das Reiſen vorgeſchlagen, und es iſt wahr: da Wind und Weg und Wetter, und Wirth und Wein nicht immer dieſelben ſind, ſo bleibt auch

der Reiſende nicht immer derſelbe, er verräth ſich und wir bekommen von ſeinen Launen, Sitten und Grundſätzen bald zu koſten. Und wir ſelbſt, da wir ihm nicht ausweichen, nicht aus einem entfernten Winkel mit dem Löffel bis zu ſeiner Suppe reichen, und, in ein kleines wandelndes Stübchen, den Wagen, eingeſperrt, höchſtens den Kopf verſchieden drehen können, wir haben ebenfalls die beſte Gelegenheit, uns in unſerer Eigenthümlichkeit, ſchmunzelnd oder brummend, zu bewähren. Es iſt faſt zum Lachen, wenn man zwei Reiſenden begegnet, die ſich mit der Zeit ſchon ſo verbiſſen haben, daß der Eine auch gar nichts mehr zugibt, was der andere behauptet, ſo daß nun wirklich Jeder in der Werthſchätzung ein anderes Wetter, einen andern Weg, andere Wälder und Wieſen, andere Wirthshäuſer und überhaupt eine andere Welt hat, und der Eine merkwürdig findet, was der Andere miſerabel nennt.

Da demnach durch den Reiſewagen die Eigenſchaften des Menſchen ſo herausgerüttelt und geſchüttelt werden, ſo glauben auch ein Paar eben am Altar getraute Liebende ſogleich dahinter zu kommen, was am Andern ſei, wenn ſie augenblicklich eine kleine Reiſe nach dem Kiſſhäuſer oder nach dem Blocksberg anſtellen. Aber dieſe verrechnen ſich gewaltig. Sie können nicht einmal erfahren, was der Andere gern iſt. Liebchen, was wünſcheſt Du — nein, was wünſcheſt Du? heißt es da? Mir iſt Alles recht. Und Beide ſind im Stande, aus zärtlicher Beſorgniß gerade das zu fordern, was keiner von Beiden gern hat, das zu thun, was Keiner

mag, und dabei zu verſichern, daß es ihnen den größten Genuß gewähre. Und ſie haben darin recht, ihr Genuß iſt, dem Andern zu Gefallen zu leben, den Andern zufrieden zu ſehen, und wie geſchickte Köche mit einer gehörigen Portion Gewürz alles ſchmackhaft machen können, ſo geht es ihnen mit ihrer Reiſe! ſie thun zu Allem ſo viel von ihrer Liebe hinzu, daß Alles köſtlich ſchmeckt, aber dabei lernen ſie weder die Welt, noch ſich kennen. Sie kommen höchſtens mit verſtelltem Magen-krank zurück, und ſind übrigens mit ſich und der Reiſe vollkommen zufrieden. Freilich, wenn ſie nach einigen Jahren dieſelbe Reiſe erneuern, kommt ihnen die Gegend ganz anders vor; die Berge ſind noch dieſelben, aber Keiner thut dem Andern Zucker hinzu oder ſorgt dafür, daß ein fächelnder Zephyr herüberwehe.

Das iſt indeß nur eine Ausnahme. — Andere, die ſich noch gar nicht kennen und auch nicht vor lauter Liebe ſich ſchon zu kennen *glauben*, können auf der Reiſe ganz herrliche, bittere, ſüße und gemiſchte Bekanntſchaften machen. Allein — Niemand wird läugnen, daß dieſes Mittel ſehr umſtändlich, beſchwerlich und koſtſpielig ſei. Die Deutſchen ſind daher auf eine leichtere und angenehmere Methode verfallen, und haben ihre weiſen Einſichten darüber auch bereits in ein Sprichwort niedergelegt, indem ſie ſagen: ich kann nicht eher Freundſchaft mit dir ſchließen, als bis ich einen Scheffel Salz mit dir gegeſſen habe. Alſo ihr Mittel, ſich kennen zu lernen, iſt: *ſie eſſen mit einander*. Da ſie es dabei nicht immer auf Freundſchaft ange-

legt haben, ſo ſind ſie auch gerade nicht an das Salzfaß gebunden. Eine Flaſche Champagner thut es auch, ſagt der populäre Kotzebue, und ſo eſſen und trinken ſie denn auf einander los, bis ſie in die Bekanntſchaft tief hinein gerathen. Man kann eine Mahlzeit ebenfalls eine Reiſe nennen, nur daß dieſe darin kurz zuſammengefaßt wird; es geht in wenigen Stunden durch alle Launen und Stimmungen hindurch. Man macht Complimente, man ſetzt ſich, vielleicht ohne auch nur den Namen vom Andern zu wiſſen, das iſt die Abreiſe, und daß man dabei zuerſt vom Wetter ſpricht, iſt ſehr natürlich. Jetzt wird es ein wenig helle, die Sonne geht herauf, d. h. die Suppe kommt; man ſchweigt einen Augenblick ganz und überläßt ſich der herrſchenden Kälte und zunehmenden Wärme beim Sonnenaufgang ohne Zwang. Drauf verſetzt man ſich in eine gewiſſe Spannung, indem ein Jeder ſich bemüht, etwas Vernünftiges zu behaupten, womit die Bekanntſchaft ſich Bahn bricht. Da es aber nach einigem Geplänkel, wer der Klügere ſei, allmählig das Anſehn gewinnt, als ob Einer oder der Andere des Wortes ſich ganz bemächtigen wolle, ſo ſteigt die Unterhaltung zu einem wetteifernden Kampfe, bis es wirklich Einigen gelungen iſt, Andere niederzuſprechen. Mittlerweile iſt von innen herauf immer mehr Aufmunterung gekommen, eine Schüſſel iſt nach der andern, ein Glas nach dem andern geleert. Und ſo wird die Gegend, die man gemeinſchaftlich durchreiſ't, immer reizender, das Wetter immer ſchöner und der Reiſeverein immer luſti-

ger, bis Alle ſich den Pforten des Paradieſes nähern und auf eine grüne, geräumige Wieſe gelangen, wo Geiſt und Laune und zufriedenes Selbſtgefühl ganz nach der Luſt eines jeden Herzens ſich muthwillig auf- und abjagen, ſich mit Blumen werfen oder mit Dornen kratzen. Ei, da kann man ſchon einander kennen lernen! es ſind Bewegungen und Veränderungen, wie ſie keine Eilpoſt ſo ſchnell verſchaffen kann: da thut ſich wie bei einem Wechſel von Tages- und Jahreszeiten, wie auf einem Wege durch Berg und Thal, vom Zwang bis zur Freiheit mancherlei Stimmung, Urtheil und Neigung, Hoffnung und Weltanſicht kund, ſo daß Jeder inne wird, was er am Andern hat, oder auf gewiſſe Fälle haben könnte.

Die Berliner machen es daher ganz geſcheut, wenn ſie, um ſich über etwas zu verſtändigen, mit einander eſſen. Brüder einer Provinz, die nur auf der Landkarte zuſammen gehören, beſtellen einen runden Tiſch zu ihrem Eiland, wo ſie bei Liebfrauenmilch ſich als Landsleute erkennen. Ja, man wagt ſogar, auf dieſe Weiſe Bekanntſchaften rückwärts zu machen, indem man ſich in eine Zeit hinein ißt und trinkt, wo man ſich vor funfzig Jahren gekannt hat. So ſammeln ſich alte Räthe, um wieder Studenten zu werden. Die Wiedervereinigung hält aber verteufelt ſchwer, weil man nicht weiß, ob man von oben herunter oder von unten herauf bauen ſoll, und in der Mitte geht es wie in einem Drama zu, das nach einem Roman verfertigt iſt: es muß gar Vieles mit Erzählung ausgefüllt werden, das mit dem

Gegenwärtigen doch nur in ſchwachem Zuſammenhange ſteht. Daher ſehen die alten Herren einander groß an: wenn der Eine rechts geht, ſo geht der Andere links, ſie ſuchen ſich bald unter Frau und Kindern, bald auf dem Büreau, bald in der Gevatterbude auf, treffen ſich nicht und können gar nicht recht zuſammen kommen. Es wäre faſt beſſer, wenn ſie das Alte lieber ganz vergeſſen, und mit der Bekanntſchaft wieder von vorn anfangen, mit der neueſten Geſchichte des Tages an den gedeckten Tiſch anknüpfen könnten. Sie fühlen nur zu deutlich: mit einer Mahlzeit laſſen ſich die vielen verſäumten Mahlzeiten nicht einholen. — Aber man ſieht hier aufs Neue, daß man, um einander kennen zu lernen, oder in guter Bekanntſchaft zu bleiben, mit einander eſſen müſſe.

Wäre über dieſes herrliche Mittel nur irgend ein Zweifel, ſo ſollte man, um darüber völlig in's Klare zu kommen, die Brauchbarkeit deſſelben öffentlich zur Preisfrage aufſtellen; aber auch das iſt nicht nöthig, denn eine ganze Akademie hat ſchon darüber entſchieden, indem wir in officiellen Zeitungen ausdrücklich geleſen haben, daß in München bei Errichtung der Univerſität faſt alle Mitglieder des neuen Lehrperſonals zu einem Mahle ſich verſammelten, das eigens in der Abſicht veranſtaltet wurde, um ſich gegenſeitig kennen zu lernen.

Alſo! was braucht es weiter Zeugniß.

Schreckliche Folgen einseitiger Kenntniß des weiblichen Geschlechts.

Täuschungen gehen besonders da vor, wo vorzüglich Neigung und Phantasie aufgeregt und in Thätigkeit gesetzt sind. Und dies ist am meisten im gegenseitigen Verhältniß beider Geschlechter der Fall, daher auch in der Vorstellung des Einen vom Andern, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen, der häufigste Irrthum, der größte Selbstbetrug Statt findet. Viele sehen in dem weiblichen Wesen nur Engel des Lichts, und empfinden erst ihre irdischen Bestandtheile, wenn diese sich als eine Last ihrem Leben anhängen; sie haben von ihren Schwächen und Fehlern keine Ahnung, als bis sie zu ihrem Nachtheil damit bekannt werden. Ihnen gegenüber rühmen Andere ihre Erfahrungen, und behaupten, das weibliche Geschlecht vollkommen zu kennen, wenn es ihnen gelungen ist, Viele davon nach ihrem Willen zu lenken. Und von diesen Prahlern und Irregeleiteten soll hier eben die Rede sein. Es sind gewöhnlich die Leichtsinnigen, Unstäten, Gewissenlosen, Liederlichen, kurz, die Schlechtesten, wenn auch vielleicht die Schönsten und Gebildetsten ihres Geschlechts. Indem sie sich nach dem, was sie selbst erlebt haben, einen Begriff vom weiblichen Geschlecht bilden, glauben sie am meisten von allen Irrthümern in Beurtheilung desselben entfernt zu sein, und doch ist ihre Kenntniß gerade die allermangelhafteste, die allerbetrüglichste, weil sie nicht

allein einſeitig, ſondern bei dieſer Einſeitigkeit zugleich unwahr iſt. Einſeitig iſt und bleibt ſie, weil ſie ihre Aufmerkſamkeit nur auf die Verführbarkeit der Frauen und Mädchen gerichtet haben, und ſie hier neben der Sinnlichkeit und Eitelkeit die edlern Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens ganz überſehen und wohl gar für bloße Verſtellung halten. Unwahr iſt ſie, indem ſie das, was ſie an Einzelnen erlebt haben, dem ganzen Geſchlechte zuſchreiben. Schon ein Blick auf den mythiſchen Kreis der Alten könnte ſie von dieſer Einſeitigkeit belehren, indem ſie neben der Venus auch eine Diana, eine Juno, eine Minerva aufgeſtellt finden. Sie merken es nicht, daß ſie doch nur immer mit dem ſchwächern Theile des weiblichen Geſchlechts bekannt wurden, und daß die Verführten bei aller ſcheinbaren Verſchiedenheit ſich doch einander ſehr ähnlich ſehen, daß ſie nämlich zu den leicht Verführbaren, zu den Sinnlichreizbarſten gehören. Wo ſie ſtreng zurück gewieſen werden, halten ſie ſich bei Betrachtungen, um Tugenden zu entdecken, an die ſie nicht glauben, gar nicht auf, und bemühen ſich keineswegs, weſentliche Unterſchiede in den Charakteren kennen zu lernen; und überwinden ſie mannigfache Schwierigkeiten, ſo dient dies nur dazu, ihr Vertrauen auf ihren eigenen perſönlichen Werth, auf ihre Kunſt zu gefallen, auf ihre Klugheit, Feinheit und Gewandtheit noch zu verſtärken und ihre Dreiſtigkeit wohl gar zur ſchamloſen Frechheit zu ſteigern, ſo daß ſie ſich nun keine Mühe mehr verdrießen, ſich durch nichts bei ihren Eroberungen mehr

abſchrecken laſſen, über keine Beſchämung mehr erröthen und zuletzt auf jeden Erfolg ihrer Bemühungen mit der größten Sicherheit rechnen. Wie Jemand auf die Macht, die er über weibliche Herzen ſich zuſchreibt, ſogar einen ſchrecklichen, verbrecheriſchen Plan bauen könne, davon enthält die Zeitſchrift für die Criminalrechtspflege von Hitzig, aus der man überhaupt eine vielſeitige Kenntniß der menſchlichen Natur ſchöpfen kann, ein ſchauderhaftes Beiſpiel. Ein vornehmer, gebildeter Mann von einnehmender Geſtalt, der ſchon mehrere Mädchen getäuſcht und mehr als eine Frau verſtoßen hatte, befand ſich bei dem Beſitz verſchuldeter Güter in Geldverlegenheit, aus der er am beſten durch eine reiche Heirath ſich befreien zu können glaubte. Dazu ſchien ihm eine junge, hübſche Frau, die er kürzlich kennen gelernt hatte, die paſſendſte Gelegenheit darzubieten. Zwar hatte ſie ſich eben erſt verheirathet, zwar war ihr Mann ſein Freund, zwar lebten Beide höchſt glücklich und die Frau hatte nicht das mindeſte Wohlgefallen an ihm, dem Hausfreunde, bezeigt, dennoch — dennoch beſtimmte er ſie in ſeinen Gedanken zu ſeiner künftigen Gattin. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß ſie ſeinen Werbungen Gehör geben werde, wenn — nur erſt ihr Mann todt ſei. Dieſen hielt er für das einzige Hinderniß, das ſeinem Glück entgegen ſtehe, und er beſchloß ohne Weiteres, ihn aus dem Wege zu räumen. Alles wurde dazu mit kalter Ueberlegung berechnet und vorbereitet. Der Apotheker, ein guter Bekannter von ihm, mußte ihm Arſenik für

die Ratten auf seinem Gute liefern, seine Wirthin, bei der er in der Stadt wohnte, ihm einen besondern Topf kaufen, und er stellte sich selbst an den Heerd, das Gift zu verkochen, indem er einen Versuch mit einem Düngungsmittel vorgab. Darauf wurde der gute Freund, der Mann der hübschen, reichen Frau, in eine Restauration zum Frühstück eingeladen, unter dem Vorwande, ein Geschäft mit ihm zu verabreden. Ein besonderes Zimmer ist dazu bestellt. Der Gast kommt und wird mit einem Glas Rum empfangen. Darauf folgt eine Flasche Bordeaux zu Beefsteak mit gebratenen Kartoffeln und Aal à la Tartare. Aber gleich nach den ersten Bissen verspürt der Gast ein Uebelbefinden, das bald in ein erschreckliches Erbrechen übergeht. Jetzt führt der Freund ihn zu seiner Frau mit den Worten zurück: „hier bringe ich Ihnen einen Patienten.“ Sie will zu einem Arzt schicken, aber er widerräth es. Endlich geschieht es doch, wiewohl vergebens. Um 6 Uhr ist der Mann todt. Die Umstände glichen denen einer heftigen Gallenruhr. Darauf mochte der Verderber gerechnet haben. Und nun, so groß auch der Schreck, der Schmerz der Frau war, begann er — von Stund' an — seine Bewerbungen. Ihr eigener verlassener Zustand sollte dazu die Einleitung geben. Er nahm sich ihrer Noth an, besorgte ihr eine andere Wohnung und wünschte, daß sie ihn als ihren Bruder betrachten möchte. Er suchte Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, benutzte ihre Bestürzung, sie zu küssen, und begegnete ihrer kalten Erwie-

derung mit den Worten: das war kein Schweſterkuß! Auch wollte er Aehnlichkeit finden zwiſchen ihrem Schickſal und dem ſeinigen, um allmählig dem Gedanken Eingang bei ihr zu verſchaffen, daß ſie für einander beſtimmt wären. In Geſellſchaft behandelte er ſie mit der größten Aufmerkſamkeit, erzählte Geſchichten, um ſie zu zerſtreuen und war auf alle Weiſe gefällig, bis ſie, ſeine Abſicht merkend, ihn mit den deutlichſten Zeichen einer beſtimmten Abneigung gänzlich zurück wies. — Mittlerweile hatte der plötzliche Todesfall großes Aufſehen erregt und mancherlei Gerüchte hervorgebracht: es entſtand der Verdacht einer abſichtlichen Vergiftung, und der gefällige Hausfreund wurde in Unterſuchung gezogen. Mit chemiſchen ſowohl als mit juriſtiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, führte er ſeine Vertheidigung ſo geſchickt, daß er für jeden Umſtand eine Deutung, eine Auslegung wußte, dennoch gerieth er in Widerſprüche und ſein ganzes Verhalten kam an den Tag. Aber er hütete ſich wohl, zu geſtehen, und da man bei dem Ermordeten im Magen ſelbſt keinen Arſenik mehr vorgefunden hatte, ſo konnte nach den Geſetzen die Vergiftung nicht als erwieſen angenommen werden, und der Schändliche wurde, nicht ſowohl wegen des Verbrechens, als weil man ein gefährliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft in ihm erkannt hatte, nur mit funfzehnjähriger Gefangenſchaft beſeitigt. —

Nun fragen wir, ob dieſer zu einem vollkommenen Weltmann gebildete Böſewicht wohl einen ſo abſcheulichen Plan entworfen und ausgeführt haben würde,

wenn er mit einſeitig erlangter Kenntniß vom weiblichen Geſchlecht nicht des feſten Glaubens geweſen wäre, daß er jede Frau, von welchem Charakter ſie auch ſein möge, ſelbſt unter den ungünſtigſten Umſtänden für ſich gewinnen, zu ſeinen Abſichten leiten und verführen könne. Das ganze Unternehmen der abſcheulichſten Mordthat war rein auf dieſe Ueberzeugung — auf dieſen Irrthum gegründet.

Der verdrießliche Enthuſiaſt.

Da ſitze ich nun an dem alten Weidenſtumpf und brumme. Iſt das auch ein Leben, wenn man ſich anzieht, ißt und trinkt, die Nachbarn grüßt, und ſich als ein Rad in die Maſchine ſtellt? Etwas muß der Menſch haben, was ihn erhebt, worüber er auffahren, aufflammen, aufjauchzen kann. Du arme, elende, magere, froſtige Zeit! Worüber könnte man denn jetzt wohl noch jubeln und ſchwärmen! Alle Tedeums ſind abgeſungen, und von allen Liedern iſt keins weiter übrig geblieben, als: So ſchlend're ich denn die Welt hinan! Nichts, was allgemein ergreift, nichts, was die Seele bis in den Grund erſchüttert. Wie das Meer will auch der Menſch ſeinen Sturm, daß er merke, welch ein Geiſt in ihm iſt. Himmelan will er, um von der

Ewigkeit zu koſten. Erfaßt ſie ein Augenblick nicht, ein langes, träges Leben wird ſie nimmer ermeſſen. Wenn ich ſo zurückſchaue — ſchöne Augenblicke gab es. Thorheit, Glückſeligkeit — gleich viel! Wo ein Feuer aufging, da rannt' ich drauf zu. Ach! ſonſt gab es noch Flammen. Gleich von der erſten Liebe that ich einen ſtarken Trunk. Ich wußte nicht mehr, ob ich im Himmel oder auf Erden war. Der Himmel ging auf Erden wieder auf; ich taumelte zwiſchen Sternen, pflückte den Mond wie ein Vergißmeinnicht, und griff nach allen Strahlen, bis ich — auf der Naſe lag. Fall und Schmerz! Es ſoll nicht immer ſort ſo ſein. Aber ich flog wieder auf wie eine Biene, wie ein Schmetterling. Ich hörte die Freunde ſingen, ich gab Antwort wie ein Echo — fuhr über den See — über Land — es war eine herrliche Zeit! Aber die Fauſt ballte ſich, der Kopf war wüſt und leer, nach Thaten durſtete das Herz. Geſchrei erhob ſich, das an die Wolken ſchlug. Ein krachender Einſturz! Flammen ſtiegen auf, die Gedanken ſchienen. Ein fernes Erdbeben, das bis unter meine Füße zitterte. Unruhe ſpürte ich da durch den ganzen Körper, die Hände zeichneten durch die Luft die Thaten, die ich nicht thun konnte. Ich glaubte mich gebunden, da ich von Freiheit hörte. Schwärmend, träumend war ich auch in der Ferne mit dabei. Mehr noch als die Raſerei der Liebe trug's mich empor. Es war ein Wahn, der allgemein begeiſterte, Alle mit ſich fortriß. Ueber Abgründen ſchwebte ich. Schreckliches Erwachen! Bilder ſah ich an der

Wand, von Feuersbrünſten blutig hingezeichnet. Schauder ergriff mich. Welch ein Erglühen zuvor, welch dumpfes, kaltes Erſtarren zuletzt! — Doch auch eine Nachtſeite gibt es für die Begeiſterung, um hinabzufahren in Zorn, Haß und Ingrimm, und als Rieſe ſich zu fühlen in Schmach und Elend. Der gährende Umſturz warf ſeine Trümmer, ſeine Feſſeln, ſeine Kerker über uns. Eingeſcharrt lag ich wie ein Samenkorn; es brütete in mir — ich wuchs und ſchwoll, wie ein neugeborner Halm ſprang ich hervor, eine Fahne tragend, worauf Recht und Gerechtigkeit geſchrieben ſtand. Mir nach! mir nach! ſchrie es von allen Seiten. Dem Unterdrücker galt es. O ſelige Zeit des Jauchzens und der Thränen! Wie Blitz an Blitz zuckten die ſchönen Augenblicke. Da fühlte ich, was das Leben heißt, in ſeiner Höhe und in ſeiner Tiefe. Welch ein Lobgeſang! welch ein Friedensfeſt! Das Wort war erfüllt: Seid umſchlungen, Millionen! Eine Umarmung der Völker! — Noch lange, lange konnte ich mich nicht finden, mich nicht faſſen. Unruhig, von Liebe bewegt, vom Strahl eines höhern Lichts getränkt, ſtürzte ich hinaus in die friedlichen Thäler — ein neuer Himmel ſollte werden und eine neue Erde. Hand ward an's Werk gelegt, gemeinſam bauete die Eintracht. Aber ehe noch das Gebäu emporſtieg, verwirrten ſich die Sprachen. Der Eine ging hierhin, der Andere dorthin. Trennung! rief der Donnerer aus den Wolken; Verſchiedenheit iſt euer Loos. Immer kleiner, immer enger ward der Kreis; doch gab es daheim

noch zu bauen — Großes und Kühnes. Noch einmal loderte die Begeiſterung auf; mein Eifer war wieder friſch, meine Gedanken ſchwärmten im Staatsgebäude bis zum Giebel, aber als ich zurückſchauete, ſah ich die Hände laß werden, und Einen nach dem Andern kalt und träg zurückſchleichen in ſein eigenes düſteres Haus. — Gibt's denn keine Sonne mehr, die uns vereinigen, keine Flamme mehr, die mich erwärmen kann? — Ausgewandert bin ich im Geiſt nach Amerika, auf meinem Antlitz wetterleuchtete der Streit um ein neues Sein, ruhiger ward der Blick, müde dann, in ſo weite Ferne zu ſchauen! Ich ſchloß näher an ein fremdes Schickſal mich an, ſchritt in Spanien vor und zurück, ſtürzte in England mich in manches Getümmel, und ſchwebte dann mit einer neuen Morgenröthe im Geſicht über Griechenland, aber das Auge, vor langem Erwarten, ward ſtumpf und ſtarr. — Iſt denn nichts mehr, das die Lebensgeiſter aufrüttelt, mich zum Liebenden wieder verjüngt? Ihr Städte, ihr Länder alle um mich her, was iſt es, das euch noch beſeelt, das euch geſammt aufregt? Zeit, nenne mir deinen Götzen, Volk, nenne deine Freude mir, daß ich noch einmal mit euch ſchwärme, mit euch frohlocke! — In die Kirche trat ich, da rührte ein kalter Hauch mich an. Zur Kunſt ging ich, faßte nach Bildſäulen, wand italieniſche Blumenkränze mir um die Bruſt, wiegte in ſpaniſche Düfte mich ein, nichts war von Beſtand, altdeutſch wuchs mir das Haar — das Herz, die Zeit ward immer kälter. Iſt kein Weltgedanke, kein Gluth-

gefühl, kein allgemeiner Freudenwirbel mehr, mich aufzunehmen? — Still, es rauscht — ja! Das Meer wallt wieder auf. Ein Jauchzen vernehm' ich. Die Städte hallen auf in neuem Jubel. Zusammen strömt das Volk. Es gibt noch ein Entzücken. Viele Stimmen rufen es aus. Welch ein feierlicher Aufzug! jagende Reiter, die Kränze schwingen, wandelnde Chöre mit Musik und Gesang, Knaben, Jünglinge, Männer und Greise, die den Weg mit Blumen, mit Lorbeeren bestreuen, Lieder auf Sammet und Seide gelagert, Perlen und Spangen und Purpurgewänder, strahlend von Silber und Gold, für eine Königin erwählt, ein Herold voran, der einen Ehrenkranz, ein Diadem, eine funkelnde Krone in den Händen trägt, würdig der erhabensten Stirn. Die Augen voll Sonnengluth, die Hände zitternd, die Töne bebend. Einer dem Andern zuvoreilend. Ob man auch mit Glocken läutet? Wer ist es? Wer naht? Für wen dieser Aufstand, dieses festliche Gepränge? Für welche Göttin dieses Jauchzen, dieses Frohlocken, dieses Freudeflammeln, dieses Erbeben der trunkenen Seele? Wer — wo ist der neue Stern, daß ich auch komme und ihn anbete? — Welche schwebende Gestalt! Wohin führt sie die tobende Menge? Zu welchem Tempel begleiten sie die ehrwürdigen Priester? — Wie? In's Schauspielhaus kehrt die neue Zeit ein? Ha! Dort soll ich das Verlorne wieder finden, meine Liebe, mein Hochgefühl, mein Spanien und mein Griechenland? Ist das denn also der einzige Ort, wo noch die Begeisterung lebt,

wo noch die Freude raſt? — Ja, es iſt ſo. — Ob ich aufſtehe? ob ich hingehe? — „Alter, was zögerſt Du?“ fliſtert es neben mir. „Wärme Dich an der Sonne, die eben ſcheint.“ — Wohlan! Ich erhebe mich, ich erkenne den Tag und die Stunde. O du Weltbegebenheit! Es iſt doch etwas, das uns vereinigt. Mögeſt du denn Gott danken, freudenloſes Volk, daß Schönheit und Kunſt dich noch beſeligen kann. Freilich! freilich! Unbeflügelte, armſelige, herzloſe Zeit, was fingeſt du an, wenn Dir Gottloſen nicht noch eine ſolche Göttin, mitten im trägen Laufe des Jahrs nicht noch ein Feſttag, wenn Dir es nach ſechs froſtigen Tagen nicht endlich noch — Sonntag würde!

Frommer Spaziergang.

Es war ein Frohnleichnamsfeſt, und der Ort — ein böhmiſches Bad — belebter als ſonſt. Der Aufzug hatte nach der Kirche ſich zurückgewandt, und geputzte Leute, mit Zweigen, mit Blumen, zerſtreuten ſich darauf durch die Straßen der Stadt. Ein heiterer Nachmittag rief mich auf die Berge. Die Pfade unter mir führten bald hier, bald da Wanderer aus dem Thal herauf, nach der frommen Andacht — ſo meinte ich — weltliche Fröhlichkeit ſuchend. Aber,

welche bunte Menſchenſchar iſt dort auf dem Kirchhof verſammelt, beweglich wie ein blühendes Mohnfeld, das ein leiſer Wind berührt. Ein heiteres Glockengetön ſchwingt ſich durch die Luft, ruhet und ſchwingt ſich im Dreiklang auf's Neue. Aber ernſter wird die Scene. Tief unter mir erwacht Grabgeſang. Chorknaben in weißen Gewändern treten hervor, Wachskerzen wandeln vor einem erhabenen Kreuze, unter dem Geiſtliche ehrwürdig ſich beugen, ein ſchwarzbehangener Sarg folgt, über ſich tragend den Troſt der Kirche, Trauernde ſchreiten langſam nach, im Gewand der Nacht, das Geſicht auf das weiße Thränentuch geſenkt, ihnen ſchließt ſich an, freieren Ganges, eine endloſe Reihe theilnehmender Freunde, Nachbarn, Mitbürger, Feiernde des Tages in ihrem feſtlichen Schmuck, Greiſe, Männer, Jünglinge, Kinder, ſpäter eine Schar andächtiger Mütter, ſtattliche Bürgerinnen, geputzte Jungfrauen, mitempfindende Weſen jedes Alters und jedes Standes; der Geſang zieht ſich ſchon den Berg hinauf, wird ſchon in die Stimmen der Entgegenharrenden aufgenommen, und noch immer entwickelt ſich aus der verborgenen Straße der wandelnde Zug. — Welch ein bedeutender, wichtiger Mann muß geſtorben ſein, dem noch ſo die ganze Gemeinde anhängt! Hat er die Stadt gegen Feinde geſchirmt? Hat er ſeinen Bürgern Recht geſprochen? Hat er die Armen verſorgt! Hat er der Kinder Wohlfahrt durch eine Schule geſichert? Wer iſt der Mann, der ſo allgemein geachtet, ſo geliebt war, dem Alle ſo begierig folgen, als wollten ſie mit

ihm aus der Welt gehen? — Ich frage einen Mann, der mir nachkam, der auch hinabschaut. — „Eine Frau wird dort begraben," gibt er zur Antwort. — „Eine Vornehme gewiß. Ist es die Frau Bürgermeisterin!" frage ich weiter, „die Frau des Stadthauptmanns, eine Acciseeinnehmerswitwe, eine Mauthbeamtengattin?" — „Nein!" erwiedert der Mann ganz kalt; „es ist eine arme Weibersfrau." — „Wie?" staune ich ihn an; „war sie so beliebt, hatte sie eine so weitläufige Verwandtschaft, daß sie ein so ansehnliches Gefolge bekommt? Oder was that sie sonst, daß man ihr so große Ehre erweist? Es ist ja wohl die halbe Stadt, die ihr auf den Berg zum Kirchhofe nachgeht." — Jetzt ward sein Gesicht, wie halb verwundert, ein wenig freundlicher, und er sagte erklärend mit der Miene heitern Gleichmuths zu mir: „Das kommt blos daher, weil heute Festtag ist. Da gehen die Leute spatzieren, und folgen, weil sie eben nichts zu thun haben, der Leiche."

Damit war das Räthsel gelöst. Es war also ein Spatziergang, den die Leute machten. Die Erholung, die Zerstreuung, die Ergötzung, die sie draußen auf den Bergen suchten, fanden sie in dem Leichenzuge, in dem feierlichen Gesang, in dem Gedanken an die Ewigkeit, in der freiwilligen Verbrüderung, in so zahlreicher Versammlung auf dem Kirchhofe. So enge hat sich die Religion mit ihrem Leben verflochten, daß das, was andere Gottesdienst nennen, ihnen Lust und Freude wird, womit sie die müßigen Stun-

den füllen und die ernste Welt auf's Neue ſchmücken. Und eben ſo, wenn ſie zur Kirche eilen, iſt es nichts Finſteres und Herbes, was ihnen aufgezwungen wird — es iſt der heitere, vergnügliche, beſſere Theil des Lebens, dem ſie ſich zuwenden, es ſind die ſchönſten geſelligen Stunden.

Freilich! mit ſolcher Milde, mit ſo willkommenem Reiz ſoll uns die Religion anblicken. Thront lehrender Ernſt zugleich in ihrer Mitte, ſo iſt damit ein Höchſtes erreicht. —

Welch ein Abſtand, wenn man dagegen anderswo ſchon am ſtillen Vormittage des Sonntags auf der Kegelbahn die rollende Kugel, oder unter der Kirche die Müßigen beim Kartenſpiel in der Schenke verſammelt findet — welch ein Anblick widrigen Gefühls!

Glaub' und Lehre.

Welche angenehme Ueberraſchung, wenn uns in einer wilden, rauhen Gegend auf einmal eine freundliche Kirche entgegen ſieht! Sie iſt wie ein Blumengarten in der Wüſte, der die Pflege unſichtbarer Hände verräth. Haben die Berge den Gedanken zu dieſer heitern Scene eingegeben? Sind es die Bewohner des Waldes, die dieſen Zufluchtsort der Seele, dieſen Bau

des Troſtes zuſammentrugen! Wer warf das Licht in dieſe Wildniß? — Der Sturm, der durch die Tannen rauſcht, hat ſich in Melodie verwandelt, hat ſich zu den Stimmen der Menſchen geſellt und wandelt mit ernſter Majeſtät wie ein Schwur des Himmels über ihren Häuptern. Welch ein freudiger, ſelig froher Zuſammenklang aller Herzen im aufwallenden Geſang! Welche Ruhe ſtrebſamer Kräfte, welches Verſinken in ſich ſelbſt, welches Sinnen, welche Hingebung, welches Hoffen! Sie gehören ſich ſelbſt nicht mehr, ſie gehören einem Andern. Etwas Höheres ſuchen ihre Gedanken, ihre Gefühle. Der Mißlaut des Lebens iſt verklungen. Zum Frieden haben ſich alle Wünſche ausgeſöhnt, verſtummt iſt der Streit der irdiſchen Triebe, gelöſ't ſind von der Sorge die geſpannten Nerven, ſanfter blickt das Auge, die Rohheit hat ſich in Milde, der Zorn in Gelaſſenheit verwandelt. Welche Veränderung iſt mit ihnen vorgegangen? Sind es dieſelben Menſchen nicht mehr, deren rauhe Sitte uns zuvor zurückſchreckte, deren harter, ungebildeter Sinn uns fern von ihnen hielt? Wer hat dies Wunder an ihnen bewirkt? — Es iſt die Religion, es iſt der Glaube: es iſt die Erleuchtung, die Hülfe von oben, die ſich ihrer angenommen. Es iſt das Gefühl der Abhängigkeit von einem höhern, mächtigern Weſen, das ſie fürchten, wenn ſie die Ordnung hindern in ſeinem Reich, dem ſie vertrauen, wenn ſich ihr Pfad verſtrickt, dem ſie mit ganzer Seele ſich übergeben. Indem ſie nun zu Allem, was ſie thun, eine höhere

Verbindung ſuchen, reihen ſie ſich ſelbſt zu Mitgliedern einer größern Weltordnung und machen ſich zu Dienern eines heiligen Willens. Indem ſie ſtreben, fühlen ſie ſich geleitet, wandeln ruhig weiter und hoffen auf einen heitern Ausgang — ſo ſchreiten ſie der Ewigkeit zu. — Wie aber konnten ſie mit ſo befangenem Verſtand, mit der Rohheit ihres Weſens ſo viel Troſt und ſo hohe Gedanken erfaſſen? Wie kamen ſie ſo ſchnell zu einer ſolchen Einſicht, zu einer ſolchen Weisheit? Gingen ſie auf den Bergen umher und dachten: der dieſe Berge ſchuf, muß mächtiger ſein als ich? Sprach eine rieſelnde Quelle zu ihnen: es iſt der Vater, der dich tränkt, der die Quellen leitet wie die Adern deines Bluts? Und als ſie den Blitz ſahen, meinten ſie, der ſende ihn, der das Licht geſchaffen habe und die friedlichen Sterne? — O wie viele Lebensalter hätten ſie gebraucht, bis zu dieſer Höhe ſich ihr Blick erhoben, bis zu dieſer Umfaſſung der Gedanke ſich erkühnt? Und hätten ſie angſtvoll Nächte gegrübelt und Schlüſſe auf Schlüſſe gebaut, nimmer hätten ſie den Pfad bis zu der Welt Grenze gefunden, nimmer wären ſie hinabgeſtiegen bis zu dieſer Weisheit Tiefe. Ehe ſie noch dachten, erwachte in ihnen das Gefühl von etwas, das außer ihnen, das über ihnen waltet. Gott gab es ihnen mit auf den langen Weg, da ſie in die Welt traten, daß ſie in dem Irrſaal ſich fänden. Aber es war nur ein ſchlummernder Keim, der Allvater ſchlug an ihre Bruſt, ihn zu wecken — durch den rollenden Donner, durch den verheerenden Sturm, durch die ſtürzenden Ströme, durch Lenz und

Morgenröthe, und — durch des Feindes Macht, der von außen, der im eigenen Innern entgegenkämpft, durch eigene Leiden und Schmerzen. Immer mehr erglimmte der Funke, immer näher trat die Ahnung, der Glaube dem Lichte, das Gewiſſen ſprach zum Geiſt, und zu Gedanken ward das Pochen des Herzens. Nun ergriff auch der Verſtand die Fackel und leuchtete dem dunkeln Triebe voran, leuchtete durch die Wälder, durch die Meere, durch alle Strömungen der Kräfte bis zu dem gemeinſamen Urquell aller Dinge. Feſt ſtand nun der Schluß: wie groß und mächtig muß der ſein, der dieſe Berge geſchaffen hat! Wie ſein Reich ſich nicht ſelbſt zerſtört, biſt auch du unverloren in ſeinem Reich. Der Glaube frohlockte, da er dieſes Licht ſah, da er dieſe Stimme vernahm; zwei Wanderer — Glaub' und Verſtand — reichten einander nun die Hände, Einer bekräftigte dem Andern das Ziel der Reiſe, immer wieder ſchaut der Führer auf die Mahnung, auf die Weiſung deſſen zurück, der ihn antreibt, und immer feſter und muthvoller betritt der Glaube den hellern Weg. Da Beide nun ſo friedfertig mit einander wandeln, wer mag ſagen, wer Herr und wer Knecht ſei! Brüder ſind ſie geboren, und das Licht, das ſie einander anfachen und erhellen, ein Geſchenk iſt es höherer Güte. So mag auch Keiner ſich ſtolz über den Andern erheben und ohne den Andern ſich frei dünken — frei und gerettet, für ſich gefahrlos beſtehend. Töne deßhalb, frommer Geſang mit des Orgels Grundtönen, des Himmels ernſter Zuverſicht — ſteig' her-

auf, Lehrer des Volks, erhebe das Licht und leuchte hinab in das Herz der Andacht — höhere Weisheit wogend verstumme dann in Gebet — töne wieder, selig wieder, frommer Gesang! Zwischen Himmel und Erde unverständliche Worte lallend, breite nun das Wunder aus, das sich hier begeben hat, heilige Kirchenglocke! Beruhigt kehren sie in die friedliche Wohnung zurück. Sonntägliche Stille wacht um das Haus.

Ueber den guten Mann.

In dieser superklugen Zeit, wo so Vieles vor lauter Scharfsinn und Sucht, etwas Neues zu entdecken, ist herabgewürdigt oder auf den Kopf gestellt worden, hat auch der gute Mann die Ungerechtigkeit erfahren, verkannt, verachtet und mit Leuten verwechselt zu werden, die ihm kaum ähnlich sehen. Dreimal hat man ihn verlassen, aus dreierlei Gründen. Einmal sagte man, er wäre ein gutmüthiges Geschöpf, mit dem Alles anzufangen wäre, und auf den man sich gar nicht verlassen könnte; zweitens, er wäre langweilig, und drittens wäre es gar kein Verdienst, gut zu sein, da Jeder im Grunde gut wäre; Alles käme vielmehr darauf an, daß Jemand einen recht entschiedenen,

einen tüchtigen, intereſſanten Charakter hätte. Dieſer letzte Grundſatz hat ſeinem Anſehen am meiſten geſchadet. Schon der ſelige gottloſe Bahrdt hat den Teufel vertheidigt und ihn in Schutz genommen. Das war aber noch gar nichts; jetzt zweifelte man ſogar an ſeiner Exiſtenz, und man war nur nach etwas Pikantem begierig, nach recht kräftigen Menſchen, die einen unbeſiegbaren, unabänderlichen, unerweichlichen, ſtarren, ſtrengen, durchdringenden Willen hätten. Ein gutes Herz verlangte man gar nicht mehr, ſondern nur einen feſten Charakter. Aber es währte nicht lange, ſo kam der Neuſüchtige von ſeiner Reiſe wieder zurück und war ganz erbärmlich zugerichtet. Er ſetzte ſich weinend hinter den Garten und ſagte: „ach! wenn doch der gute Mann da wäre!" Sein Haar war zerrauft, ſein Kleid zerfetzt, das Pikante war ihm bis auf die Haut gedrungen. Es hatte Zank, es hatte Streit, es hatte Schlägerei gegeben. Der Charaktermann hatte wirklich einen recht feſten, eiſernen Willen gezeigt, er hatte wirklich ſeinen Vorſatz durchgeſetzt, er hatte wirklich mit rechter Kraft gehandelt, er hatte wirklich ſein Recht behauptet; aber dennoch war ſein Bewunderer nicht mit ihm zufrieden, denn er hatte auch ihm ein Recht ſtreitig gemacht, hatte ſein Eigenthum nicht reſpectirt, hatte weder ſeine Klagen, noch ſeine Anſprüche gelten laſſen, kurz, hatte ihn gar nicht angehört. Jetzt verlangte er nichts mehr, als den guten Mann zu ſprechen, gegen den er ſein Herz ausſchütten könnte, der ihm ein wahres Labſal ſein ſollte. — Warum fragſt

du gerade nach diesem, was hältst du von ihm? Siehst du nun ein, daß gut sein doch etwas Großes bedeute? Glaubst du nun, daß auch ein böser Wille einen großen Unterschied unter den Menschen ausmache? Was nennst du nun den guten Mann? Nicht den schwachen, der sich leicht überreden, und von jedem Eindrucke bestimmen läßt. Diesem gehst du gern vorbei, weil deine Sache bei ihm in schlechten Händen sein würde, indem leicht wieder ein Dritter, ein Vierter käme, der ihn gleich wieder herumstimmte, und an den er dich verriethe. Nein! unter dem guten Mann verstehst du einem wohlwollenden, unparteiischen Mann, der allen Menschen wohl will, aber auch will, daß das Rechte geschehe, der nie sein Interesse (Eitelkeit, Stolz, Eigennutz) bei der Beurtheilung in die Angelegenheit eines Andern mit hinüberwirken läßt, sondern mit reinem Gemüth sich in den Zustand eines Andern versetzt, und theilnehmend an seinen Wünschen mit Klarheit unterscheidet, was darin recht und thunlich sei. Alle Leidende, Irrende, Fehlende, Schwankende flüchten sich zu ihm — sie wissen, daß er ihrem Herzen, ihrem Naturell Gerechtigkeit widerfahren läßt, und das Gute, das sie in sich fühlen, zum deutlichern Bewußtsein bringen wird. Ihn fliehet der Böse, der Schlechte, der vorsätzliche Betrüger, wohlwissend, daß er bei ihm keinen Vorschub finden werde. Aber alle streitende Parteien kann man von Zeit zu Zeit bei ihm antreffen. Er hört Alle mit gleicher Gelassenheit, mit gleicher Theilnahme an, und weil in jeder wahren Em-

pfindung auch ſchon das Urtheil liegt, ſo wird es ihm leicht, Rath zu ertheilen und das Wort der Entſcheidung zu ſprechen. Gerechtigkeit, mit Liebe und Schonung verbunden — das iſt es, was wir in ihm ſuchen; das iſt es, was unter den hin- und widerſtreitenden Charakteren ihn zu einem göttlichen Vermittler, ja im Kreiſe ſeines Wirkens zu einem Statthalter Gottes macht. Einen größern Geiſt, größern Verſtand, mehr Kenntniſſe, mehr Unterhaltung fänden wir wohl bei Andern, aber was ſind ſie ohne Gerechtigkeit, ohne Unparteilichkeit, ohne Herzlichkeit, ohne Wohlwollen? Die Unſchuld hat ihren eigenen Verſtand, die Friedfertigkeit hat ihre eigene anziehende Kraft. Es iſt, als ob ein ſolches Herz mehr für uns als für ſich ſelbſt geſchaffen wäre; es öffnet ſich unſern Vorſtellungen, es erwartet unſere Empfindungen, um in und mit uns zu leben. Wir rühmen nicht an ihm die Gabe der Unterhaltung und des Witzes, und doch lieben wir ſeinen Umgang, und doch ſind wir gern bei ihm und die Stunden verfliegen uns ſchnell. Er wird ernſt bei unſern Gedanken und Sorgen, heiter bei unſerm fröhlichen Muth; lächelnd empfängt er jeden Scherz, ſein Vertrauen bringt unſere Einfälle, unſern Witz, unſere Laune erſt zur Geburt, und gleichwohl haben wir Ehrfurcht genug, um nichts Unwürdiges zu ſagen. O wie wird uns das Herz ſo leicht in ſeiner Nähe, wie erweitert unſer Blick, wie frei alle unſere Gedanken! Er iſt uns eine Inſel im Weltmeer, ein friedlicher Hafen im Sturm. Sein Blick verſöhnt uns wieder mit dem Geſchick, ſein Troſt

mit der Welt. — So gib, o Gott, daß, so oft ich auf der großen Wechselfluth von Charakteren mich hin und wieder treibe, ich immer wieder finde den guten Mann, deinen Engel des Friedens.

Schreiben eines deutschen Dichters an das Publicum.

Da ich gern meine gesammten Werke herausgeben möchte, so zeige ich hiermit an, daß ich gestorben bin, (was Keiner so gut wissen kann, wie ich selbst), und erinnere das Publicum, daß es jetzt der rechte Zeitpunkt ist, lebhaft zu verlangen, daß meine Werke gesammelt, in Verlag genommen, und neben einander im Schrank für die Nachwelt aufgestellt werden. In meinem Pult befinden sich auch noch ungedruckte Schriften, die eigentlich schon längst hätten gedruckt werden sollen, die man bei diesem günstigen Umstande alle — manche in reinlicher Abschrift, andere mit dem ersten Ausbruch des Gefühls unter Rechnungen geschrieben, noch andere auf Papierschnitzel hingeworfen — Alle, sage ich, sorgfältig hervorsuchen und zum splendiden Druck befördern kann. Ich war erst ungewiß, ob ich mich nicht auch um ein Denkmal bewerben und in einen Fluß springen sollte, aber ich habe es sein

laſſen, theils, weil ich dazu noch zu wenig Verzweiflung und zu viel Religion, theils weil ich Waſſer genug in meinem Leben getrunken habe. Ich hoffe, dem Publicum wird deßhalb an der Größe meines Verluſtes doch nichts abgehen, und die Theilnahme ſchon hinreichen, um auf meine Werke zu ſubſcribiren oder zu pränumeriren, ohne auf dem Sprung zu beſtehen. Bei der Gelegenheit hoffe ich auch in die politiſchen Zeitungen zu kommen, und aus der kleinen Schrift, wo ich lange genug geſtanden habe, in die große hinaufzuſteigen, allwo die franzöſiſchen Gelehrten ſtehen und die pariſer Schauſpieler, wenn ſie den Schnupfen haben. Sollte dies aber Schwierigkeit finden, ſo läßt es ſich vielleicht machen, daß ich in eine franzöſiſche Zeitung — wenn auch etwas undeutſch — eingeſchwärzt werde; die Deutſchen werden mich dann ſchon überſetzen. Bei den Vornehmen werde ich dann auch, wenn mich der Bediente franzöſiſch hereinträgt, durch die Sprache ebenbürtig gemacht, ſicherlich mehr Eingang finden.

Ein Bild von mir hinterlaſſe ich nicht, aber man kann doch eins vordrucken, wenn es auch nicht getroffen iſt; denn ein Buch ohne Kupfer hat einmal kein Anſehn. Man muß ſich nur nach einem ſchriftgewandten Ausleger (einem Prieſter des Hermes, des als Bote geflügelten Gottes, des Aufſchließers aller ſprachlichen und anderer Schätze) geziemend umthun, der die geiſtreichen Züge in meinem (vorgedruckten) Geſichte aufſucht, ſie den Leuten auslegt, und die völlige

Uebereinſtimmung derſelben mit meinen Schriften beweiſt.

Nach meinem Leben wird man auch wohl fragen. Man kann es anhängen. Aufgezeichnet habe ich zwar nichts, aber das Leben eines deutſchen Dichters iſt ſo leicht, daß es Jeder beſchreiben kann. Ich will den Beſtand gleich herſetzen. Ich bin von ziemlich armen Eltern geboren. Man glaubte Talente in dem Knaben zu entdecken. X. und Y. unterſtützten mich, ich ging in die Stadtſchule, dann auf die Univerſität. Wie ich mich ſollte examiniren laſſen, machte ich Verſe. Freunde baten mich um des Himmels willen, ſie doch ja herauszugeben. Zu Geburtstagen ließen ſich meine Verwandte den Spaß noch gefallen, wie aber ein allgemeiner Lärm entſtand, daß ich ein wirklicher Dichter, ein geborner Dichter ſei, bekamen ſie alle die Angſt. Die bei den Arabern übliche Gratulation ward ganz und gar verbeten; ich ſollte mich nicht auf ſo brodloſe Künſte legen. Je mehr ſie aber ſchalten, deſto größer wurde meine Luſt zu dichten. Endlich ſchlug ich mich durch die proſaiſche Familie glücklich hindurch, und mit Ausſichten auf das Himmelreich lebte ich der Poeſie. Erſte Periode: ich werde ſehr gelobt und viel zum Thee eingeladen. Zweite Periode: man findet allerhand an mir auszuſetzen. Dritte Periode: man thut mir ganz und gar Unrecht. Reſultat: verdrießlich — Arbeit ohne Luſt — leere Caſſe. Ich war in meinem Glücke ſchon einmal ſo weit, daß ich ein Glas Wein trinken konnte, wegen des Abſatzes meiner Schriften,

aber die vorsichtigen deutschen Obern fürchteten, es möchte für so einen armen Menschen wie ich, zuviel werden und ließen es — durch Nachdrucker — geschehen, daß mir der Wein im Keller wieder entzogen wurde. Klingt es nun vor meinen Ohren, so weiß ich nicht, ob es die Stimmen der Nachwelt oder die Gläser derer sind, die meinen Wein trinken. Nur meine Weinlieder kommen noch zuweilen an wohlbesetzte Tische, ich nicht.

Großes Lob habe ich bei den Deutschen erlangt, aber um ein einstimmiges mit Gott zu erleben, blieb mir weiter nichts übrig, als zu sterben. — Woran ich gestorben bin? Ich glaube, an Erkältung und an verdorbenem Magen; denn da ich beständig aus der Poesie in die Prosa mußte, bald bis zur Sonne erhoben, bald wieder in den tiefsten Abgrund geschleudert wurde, so kam ich bei der veränderlichen Temperatur aus dem Katarrh gar nicht heraus, und ging, ohnehin schon dazu geneigt, durch alle mögliche Fieber, hitzige und kalte, gallichte und nervöse, wozu denn auch der Magen, dessen Kräfte erst übermäßig angestrengt, dann wieder ganz verkannt wurden, wohl reichlich das Seinige beitrug. Früher hätte ich auch recht gut an der Windkolik sterben können, aber es hat nicht sein sollen. Also, liebes Publicum, da nun durch meinen Tod alle Hindernisse, die mir noch entgegenstanden, Tadel, Neid, Geringschätzung, Wankelmuth, Trägheit, Ueberdruß, aus dem Wege geräumt sind, bitte ich Dich: bringe darauf, daß alle meine

Werke gesammelt und heraus gegeben werden, und — ſubſcribire! Du kannſt verſichert ſein, daß ich, Hun- ger und Durſt vergeſſend, an Deinem Namensverzeich- niß mich gewaltig erholen, und höchſt wahrſcheinlich vor Freude noch im Grabe, oder auf welcher Station ch mich gerade auf dem weiten Wege zur Ewigkeit efinde, mich herumdrehen, und nach Verhältniß mei- er neuen Umſtände Dich ſegnen werde. In dieſer üßen, einzigen und letzten Hoffnung erſterbe ich als

Dein

wohlgeprüfter und bewährter
Ambroſius,
weiland berühmter Dichter der deut- ſchen Nation.

Politik der Poeterei.

(Skizze.)

Wenn ich an dieſe Stelle komme, ſagte ein Can- at der Theologie, dann ziehe ich das Schnupftuch; Leute denken, ich weine, und meine Rede macht hr Eindruck. Der Schelm! dachte ich, und ich hätte en Haß auf ihn geworfen, wenn es nicht ſonſt ein er Menſch geweſen wäre. Aber dabei fiel mir ein,

daß jede Kunst wohl ihre Politik, d. h. gewisse Kunstgriffe habe, wodurch der Werkmeister von seinem Producte den größtmöglichsten Vortheil ziehet. Auch die Poesie, denk' ich, hat ihren politischen Theil, den ein Dichter zu einer Zeit, wo Jedermann die Politik studirt, nicht außer Acht lassen darf. Ja, da die ganze Dichtkunst zwischen Sein und Schein schwebt, so könnte man sogar ein dickes Buch schreiben über die Kunstmittelchen, die ein Dichter anwendet, um den größten und besten Eindruck hervorzubringen, und es ist gewiß, daß jeder Dichter sich bei der Arbeit eine Menge kleiner Regeln und Vortheile merkt, die er gebraucht und durch die er den Leser gewinnt, welche aber die Koryphäen der Poesie gewöhnlich für sich behalten. Eine politische Schauspielkunst von Kotzebue, ganz in seinem Sinne verfaßt, müßte sehr interessant und lehrreich sein. Weil aber von da an, wo man den stärkern Reim auf den schwächern folgen läßt, durch alle Wortfügungen und stille Anordnungen hindurch bis zur Wahl des Stoffs und der Farbenmittel, wodurch man die Zuschauer und Leser reizt, bis hin zur ganzen Darstellungskunst (Vortrag, Einkleidung u. s. w.) die Betrachtung endlich in das Wesen der Kunst selbst und in eine Lehre der Phantasie sich verlieren würde, so lassen wir diese Halbseite des Gegenstandes für die Theoretiker und Philosophen gleich links am Wege liegen, und betrachten lieber das Betragen eines Dichters außer seinem Werke, was wir nach Zurücklassung der innern, die äußere oder die persönliche Politik nennen wollen.

Alſo, Hans Chriſtoph, der du dich zur Poeſie an-
geſpornt fühleſt, der du aber nicht denkſt, die Kunſt zu
treiben um der Kunſt willen, der du nicht daran deine
ſtille Freude haben willſt, der du vielmehr nach langer
Vorübung mit deinen Schöpfungen gern ſo bald, ſo
ſchnell, ſo weit und ſo ſehr als möglich bekannt und
berühmt werden, und nicht erſt die wallenden Saaten
der Unſterblichkeit auf deinem Grabe abwarten, ſondern
gleich die zeitliche Ehre auf der Stelle wegernten möch-
teſt, du fragſt, wie habe ich es anzufangen, daß ich
meine Abſicht erreiche. Du trittſt, nachdem du das
Tanzen, Reiten, Spielen, Jagen hinter dir haſt, in
einem feinen Tuche, das Manuſcript in der Taſche,
hervor, und beſchaueſt die Wege, die Häuſer, die Palläſte.
Es entſteht zunächſt die Frage, ſollſt du auf einmal
als ein glänzendes Meteor erſcheinen und Alles in Stau-
nen ſetzen, oder ganz leiſe dich in die gute Meinung
der Menſchen einſchleichen, ſollſt du zwiſchen Thee und
Zwieback, zwiſchen Schmaus und Nachtiſch dich hören
laſſen, oder völlig unbekannt gleich von außen auf die
Geſellſchaft herabdonnern. Damit iſt nun eine zweite
Frage verbunden, nämlich, da doch alle Zölle und Ein-
gänge zum Publicum beſetzt ſind, ſollſt du nicht gerade-
zu an einen berühmten Dichter dich wenden, und dir
von ihm ein Lob oder ein Zeugniß ausfertigen laſſen? —
Die Zeiten ändern ſich, Hans Chriſtoph; zu Beidem iſt
nicht ſehr zu rathen. Unſere großen Dichter legen ſich
nicht gern auf Prophezeiungen, beſonders, ſeit einige
von nicht haben eintreffen wollen. Haſt du aber ſchon

einiges Aufſehen in der Welt gemacht, dann kannſt du immer vor ihnen erſcheinen, ſie werden dich als einen Verehrer ihrer Poeſie gern ſehen, auch deine Producte als Opfer willig empfahen. Bei der Gelegenheit nun ſchnappſt du einige Ausdrücke, ein Urtheil über dich oder ein Lob weg, das du gelegentlich wieder in einer Theegeſellſchaft fallen läßt oder deinen Freunden mittheilſt, damit ſie ſchriftlich eine Parentheſe damit ausfüllen können. Heißt es nun: der große X und der große Z ſchätzen ihn; ſo wird das allerdings auf das Publicum, das ſich nicht gern ein Urtheil anmaßt, großen Eindruck machen, und du haſt ſchon halb und halb dein Spiel gewonnen; die Zollinſpectoren (die Buchhändler) laſſen dich um ſo ſchneller durch, und die andern, Vorſteher von Theatern, von kritiſchen Inſtituten, von Journalen, von Almanachen, nehmen dich um ſo williger auf. Das Urtheil eines Kenners iſt allerdings ſehr viel werth, aber hier kommt es nicht auf die eigene Anwendung, ſondern auf die Verbreitung deſſelben an. Und du wirſt daher auch wohl thun, Stellen aus berühmten Autoren fleißig im Munde zu führen, theils, weil es ſo bequem iſt, damit eine Unterhaltung oder für deine Sätze einen Beweis zu führen, theils, weil es Anſehen gibt wie ein Gevatterſtand mit vornehmen Leuten, und wenn du oft von Shakeſpear ſprichſt, ſo klingt das beinahe, wie Shakeſpear und ich! und gute Leute verwechſeln euch Beide endlich mit einander. — Das plötzliche Auffliegen mit einem Producte, nebſt Pauken und Trompeten dabei, iſt aber deßhalb nicht anzurathen, erſtlich, weil die

Welt jetzt mehr zu thun hat, als nach einer solchen Rakete zu gucken, und zweitens, weil das Publicum olche Feuerwerke schon gewohnt ist. Dabei hast du och zu bedenken, ob du die Erwartung nicht mehr annen, als befriedigen wirst. Und ist dies letztere ch, so mußt du doch nachher aus deinem Vorrathe ch immer nachschießen können, wenn dich die Leute itten im Triumphe sollen fallen lassen; denn die Gunst s Publicums ist nicht der ewigen Sonne (wiewohl auch se sich Sommer und Winter erlaubt), sondern einem indofen zu vergleichen, der nur wärmt, so lange man ßig nachlegt. Ja, wenn ein Dichter recht politisch will, so verläßt er sich auch auf den größten Ruhm t, sondern legt aus seiner Blüthezeit gleich Einiges das Alter zurück, oder sorgt nach der Ernte gleich der für die Aussaat des Winterkorns.

Dies führt mich auf eine neue Regel, lieber Chri- h: nämlich, daß man das Publicum nicht zu sehr einmal überschütten, und sich nicht allenthalben zum en geben müsse. Dies ließe sich zugleich mit der schreiberei verwerfen, die kein gutes Zeichen ist, wenn nicht blos von der Politik die Rede wäre. Beim licum ist immer dreierlei zu betrachten: erstlich der beutel, zweitens der Magen und drittens der Appe- Wollten wir jedes besonders erwägen, so würde auf lange und kurze Waare, auf Taschenformat, Moden in Styl und Titeln und viele andere Dinge n. Nur in Absicht des Appetits, Christoph, merke daß wenn du auch die schönsten Speisen bereiten

kannſt, du doch nicht zu viel auf einmal, oder zu lange davon vorſetzen oder wenigſtens mit den Brühen abwechſeln mußt. Denn der Gaumen verträgt nun einmal dieſelbe Sache nur eine Zeit lang, und die größten Köche aller Jahrhunderte müſſen ſich das gefallen laſſen. Klug, wie du biſt, wirſt du der Welt ſchon ihre Launen und Stimmungen, und der Zeit ihre Bedürfniſſe abmerken. Bald will ſie in den Lockungen ſinnlichen Reizes ſchwelgen, bald in der Einfachheit ſich wieder ernüchtern, bald will ſie philoſophiſch, bald ſittlich unterhalten ſein, und wenn ſie eine Zeit lang den Freigeiſt geſpielt hat, bekommt ſie wieder Anwandlungen von Religioſität, wohl gar von Myſtik. Du wirſt ſchon ſehen, wo der Wind herkommt, und immer zur rechten Zeit in die Melodie der alten Leier eingreifen.

Dabei wäre es freilich gut, wenn du dich an große Männer anſchließen, Partei machen, und auf die Blätter, auf die Schriften Anderer mit Verachtung herabblicken könnteſt! Journale und Almanache müßten eigentlich für dich zu klein ſein, außer wenn ein berühmter Name davor ſtände. Da aber das Imponiren mit dem Mantel des Großpapa's nicht mehr gelingen will, ſo rathe ich dir doch, es mit keinem einzigen Blatte zu verderben, und lieber da, wo du wohnen willſt, mit bauen zu helfen, ſollteſt du auch mit der Mauerkelle jährlich nur einige Schläge thun. So auch iſt das Recenſiren dem kleinen Kobolde von Genie nicht ſehr zuträglich, aber die Politik lehrt, daß es klüglich ſei, ſich mit allen literariſchen Inſtituten in

erbindung zu ſetzen. Man kann nicht wiſſen! das
Wort Inſtitut klingt freilich gefährlich, und ſieht aus,
ie ein unerbittliches Räderwerk, aber da in allen
aktiſchen Dingen aus Ideen Begriffe und aus Be-
iffen Menſchen werden, da ſogar — um nach mei-
r Politik auch aus berühmten Büchern zu citiren —
elheid in Götz von Berlichingen nicht ohne Wahr-
einlichkeit behauptet, daß die Stellen um der Men-
en willen da ſind, ſo bitte ich dich, dergleichen wohl
Obacht zu nehmen. Die Befreundung iſt in der
litik ein Hauptcapitel, und obgleich die Gelehrten
einer Republik leben, ſo wiſſen wir doch, wie es
der Freiheit des engliſchen Parlaments ſteht. Ver-
ffe dir ſo viel Stimmen darin, als du kannſt.
rſchen heißt dienen. Wie du mir, ſo ich dir!
e Hand wäſcht die andere! Wie man in den
ld hinein ſchreit, ſo ſchreit es wieder heraus! Lau-
Goldkörner für dich. — Es gibt gewiſſe Verbin-
gen unter den Gelehrten, die man Spitzbuben-
undſchaften nennen möchte, Verbrüderungen von
en, die ohne ausdrückliches Verſprechen es unter
als Grundſatz angenommen haben, ihre Schriften
nder zu recenſiren, zu empfehlen, zu loben, die
ches Unternehmen gemeinſchaftlich verabreden, und
rlich dagegen den dritten Mann ſpielen. Solche
zbubenfreundſchaften, mein lieber Chriſtoph, ſind
herrliche Sache; ſie liegen der Ehrlichkeit eines
Herzens ſo nahe, und ſind doch mit ſo vieler
lkhaftigkeit verbunden; ſie machen die ſchwerſten

Arbeiten zur Luſt, zum Scherz, zur Schäkerei. Suche deren ſo viele auf, als du nur habhaft werden kannſt. Mehrere müſſen es ſein, recht viele. Dann kannſt du, wenn du willſt, dein Lob zu gleicher Zeit in allen vier Winden vernehmen und Alles um dich her über den allgemeinen Beifall, der dir zu Theil wird, in ein ehrfurchtsvolles Staunen verſetzen. Aber wehe dir, ſollteſt du eine von dieſen Verbindungen überſehen haben! Ein Ungewitter zieht alsdann dem Winde gerade entgegen, und je lauer der Süd, deſto ſtärker die Schläge. Ueberhaupt iſt zu merken, daß Lob leicht Neid und Tadel, Nachſicht Strenge hervorbringt, deßhalb rathe ich dir, dem Publicum anfangs davon nur ganz kleine Portionen beizubringen, und fällt der Trank zu ſüß aus, lieber gleich einiges Bittere hinzuzumiſchen, mit andern Worten: wenn deine Freunde zu gütig ſind, mußt du ſelbſt von Zeit zu Zeit einigen Tadel über dich ergehen laſſen, um deine Feinde dadurch zu entwaffnen, und ſtärkern Schläge von dir abzuwenden. Dies iſt nöthig, lange du nicht die vier Winde in deiner Gewalt haſt.

Ein ausgebreiteter Briefwechſel iſt für einen Gelehrten ein Speditionshandel, der mit dem Hin- und Herbefördern von Willens- und andern Meinungen immer ſeine guten Speſen abwirft; aber zuweilen wirſt du doch wohl nicht umhin können, deine Telegraphen ſelbſt zu bereiſen, ſie auszubeſſern, die Figurirbalken auf's Neue einzuſchmieren, neue Zeichen zu verabreden oder den Maſchinenmeiſtern ein Trinkgeld zu geben. Du

entdeckst dabei neue Plätze, wo sich ebenfalls Fernschreibemaschinen bequem errichten lassen, und verschaffest dir dadurch in deinem Winkel tausend Augen.

Ueberhaupt: mache so viele Bekanntschaften, als irgend möglich! Eigentlich sollte man wohl den Dichter mit einer Nachtigall vergleichen, die gern in der Nähe der Menschen, doch in einem dunkeln Gebüsche sitzt. Sonst erforderte sogar die Politik, den Schein davon zu beobachten. Man zog einen Flauschrock an, nahm einen Knotenstock in die Hand, und ging in den Wald. An jedem Bache blieb man stehn, auf jeden Felsen streckte man sich hin. Da glaubten die Leute Wunder was da gedichtet würde. Der Wanderer hemmte seine Schritte, der Hirt (siehe Gotter's Gedichte) staunte von fern den Dichter an, wie er heimlich auf Lieder dachte. Jetzt aber ist es damit anders. Man wird im Walde eher einen Wilddieb, als einen Dichter vermuthen. Damenhäupter sind jetzt der Wald; die sprudelnde Quelle die dampfende Theemaschine, das Rauschen der Bäche die klirrenden Tassen und der Waldgesang das Gespräch freundseliger Menschen. Dahin richte, Freund, von Stadt zu Stadt mit deinen poetischen Gaben deinen Lauf, leihe den stummen Worten Ton und Geberde, deinen Liedern Klang und Stimme, führe den todten Buchstaben in's Leben zurück; — lies, ruft ein französischer Autor unaufhörlich dem neugebornen Prinzen zu, lies, sag' auch ich, Christoph, lies! vom rechten zum linken Ohre dich wendend. Erst ein hörendes Publicum, und

dann ein leſendes! das iſt jetzt die Ordnung der Dinge. Und ſehr natürlich: unſere Haut iſt uns näher als unſer Kleid, der Rock näher als die Decke des Zimmers, das Haus näher als die Stadt, und die Stadt wieder näher, als die Grenzen des Landes. Sollen nun dieſe Grenzen uns berühren, ſo müſſen ſie zu uns kommen. Heißt es aber: der Mann war bei uns, ſo wird man auch ſchwerlich unterlaſſen können, ſeine Schrift zu leſen, beſonders wenn es ſchon von außen darüber ertönt; das wirkt zurück wie ein elektriſcher Schlag. Wir ſuchen in der Schrift den Mann, den wir kennen, in dem Neuen das Bekannte, im Grunde uns ſelbſt. Deßhalb rathe ich dir auch nicht, mein lieber Chriſtoph, den Sonderling zu ſpielen, es ſei denn, daß es geſchehe, um auf eine geiſtreiche Weiſe Andere zu amüſiren. Hier gilt die Regel, von Andern verſchieden zu ſcheinen, und ihnen doch wieder ſo ähnlich zu ſein als möglich. Das Eine macht intereſſant, das Andere liebenswürdig. Sehnſucht foltert, Mangel betrübt; ohne dieſe aber lieben wir uns nur ſelbſt. Alſo ſöhne Andere aus mit der Natur, ſei wie ſie, iß und trink und tanze und ſpiele mit ihnen, damit ſie bei allem Schein von Geiſteshoheit, den du dir geben mußt, doch immer mit dir in gleicher Sphäre zu ſein glauben; das wird dir, wenn du einige Zeit gereiſt biſt, gewiß ein ſehr großes Publicum erwerben. Aufſtrebend ringe nach Gleichheit, aber die Freiheit laß unten an den Stufen. Idealität iſt ein ſtiller Wahn des Dichters, Gleichheit der Glaube des Zeitalters.

hätteſt du doch mit mir dieſes Frühjahr die Predigt
r die Auferſtehung gehört! Der Mann ſchilderte
s ſo menſchlich, daß ich nachher auf der Tabagie
ner dachte, der Heilige, von dem die Rede war,
rde kommen und mit uns eine Pfeife Taback rau-
n. Das iſt ein Pulsſchlag, woran du merken kannſt,
ſich das Zeitalter befindet. Darum miſche Waſſer
er den Wein, und tauſche Klugheit ein für die
rödigkeit des Rechts, damit die Andern dich ernten
n auch da, wo du nicht geſäet haſt. Mit Politik,
iſcher Chriſtoph, wird deine Eitelkeit ſchmauſen, wo
deine Ruhmſucht faſten würde.

---

eber das Leben in der Wahrheit.

Nur in der Wahrheit iſt Leben, im Uebrigen iſt
Tod. Laßt uns nicht erſt unſere Neigung zur
kür hinter der Frage verbergen: was iſt Wahrheit?
rn bei ſtiller Uebereinſtimmung unſerer Gemüther
leich den Irrthum, den Schein, die Falſchheit und
Bosheit entgegenſtellen.

Jedes Leben ſtrebt nach Uebereinſtimmung mit und
r Natur. Nach einem höhern Vereinigungspunkte
alles Handeln und Sein. Der Irrthum iſt nur
mweg zum Ziele, und er macht an und für ſich

ſchon einen Theil des Handelns aus. Wenn gleich Alles klar vor unſern Sinnen läge, würde es weniger zu denken und zu ringen geben; und in ſo fern die menſchliche Freiheit in einer Wahl der Dinge beſteht, müſſen wir auch — zur Ausübung unſerer Freiheit — irren können. Der Irrthum iſt nur ein Verwechſeln, ein falſches Schätzen und Unterordnen der Dinge. Aber wer weiß es nicht, daß wir in uns immer mehr und mehr Leben und Gedeihen fühlen, je höher wir zum Lichte der Erkenntniß hinaufſteigen, je klarer wir zum Bewußtſein deſſen kommen, was in und außer uns iſt. Mit jedem Rückblick auf einen Irrthum bereuen wir die Zeit, die wir damit verloren haben, wir ſchämen uns öfters ſogar der Freude, die wir dabei empfanden, und wagen es nur ſelten, es Jemandem wieder zu erzählen. Wir kommen uns in Rückſicht der Vergangenheit vor, wie noch ungeborne Kinder, wir nennen es eine Finſterniß, worin wir wandelten, ein Gefängniß, worin wir ſaßen, Feſſeln und Bande, worin wir gehemmt und gehalten wurden. Und das iſt die Bedingung der menſchlichen Natur, daß wir wie Pflanzen aus dem kalten finſtern Boden uns aufringen, aus der Nacht an das Licht hervortreten und zur Sonne hinauf uns erheben. Wir eſſen und trinken, wir ſaugen die Kräfte der Erde an uns, aber wir fühlen uns dann erſt im vollen Leben, wenn wir ſelbſt Blüthen und Früchte treiben, und wir die Vergangenheit zur Gegenwart, wie Mittel zum Zweck und uns zum Ganzen wie Stufen zu Gottes Tempel betrachten können.

Das Leben des Geiſtes iſt ein Blick hinab und hinauf, rückwärts und vorwärts, der Umblick von einer rungenen Stufe. Die ſcheinen uns in einen Todesſchlaf verſunken, welche in der Finſterniß ruhen und cht weiter ſtreben. Und ob wir ſie gleich nicht imer für unglücklich halten, ſo ſind wir doch geneigt, nen zuzurufen und ſie aus dem Schlafe zu erwecken, eil wir überzeugt ſind, daß nur am Lichte das Leben deiht, das Leben nur in der Wahrheit iſt. — Nicht inder bedauernswürdig erſcheinen uns die, die nicht r auf einem großen Umwege, ſondern auf einem enbar falſchen Wege ſich befinden, und einen Ausng ſuchen, wo ſie ihn nimmer erwarten können. Wir nnen ſie irregeleitet, verblendet, im beſtimmten Falle natiker, Raſende, die ſich in's Verderben ſtürzen. ir ſehen hier wieder, daß nicht das ſchon das rechte en ſei, was in bloßer Regſamkeit beſteht, ſondern s zugleich Genuß und Freiheit und einen Umblick ährt, der Einzelnes in Verbindung betrachtet und gegenwärtigen Augenblick einer Ewigkeit anſchließt. weiter der Blick hinausſchaut, deſto höher kann die Freude erheben, und wenn wir oft Glück und ude das Leben ſelbſt nennen, ſo muß es — wie eine höhere Wahrheit gibt — auch ein höheres Leben n. Und dieſes lebt nicht in der Zeit, ſondern in und Ewigkeit zugleich. Das letzte völlige, unbare Leben iſt die ganze Welt im ewigen Zuſamhange, wie ſie vor Gott erſcheint; und ganz in der hrheit, in dem höchſten Daſein leben, heißt eben ſo

viel, als in Gott leben. Da aber Irren das allgemeine menſchliche Loos iſt, ſo ſind wir im beſtändigen Abfall von Gott, und bedürfen einer beſtändigen Erlöſung. Indeß gibt es einen Irrthum, der nicht allein Nachſicht, ſondern noch Achtung verdient, es iſt der, welcher im Glauben an das Höchſte handelt, und dieſes in einem andern Gegenſtande oder in einer andern Idee zu finden wähnt. Nicht nur die Fanatiker gehören hierher, ſondern alle, die ſich einer Sache oder einem Syſtem ohne rechten Grund aufopfern. Ihr Leben kann deßhalb kein wahres Leben genannt werden, weil ſie ſchon den Keim der Zerſtörung in ſich tragen, indem der helle Tag doch einmal herauf kommen muß, bei deſſen vollem Sonnenſchein ſie vergehen.

Der Irrthum gibt ein unvollkommenes, krankhaftes, nur geſriſtetes, zu früh verrinnendes Leben, aber die Falſchheit und Bosheit gibt den Tod. Ein Anderes iſt es — aus Irrthum eine Unwahrheit ſagen, ein Anderes — lügen; jenes geſchieht unbewußt in beſter Meinung, dieſes mit Bewußtſein und Vorſatz. Irren iſt menſchlich, Lügen teufliſch. Jede wiſſentliche Sünde iſt eine Lüge, ein Verrath, den wir an uns und an der Menſchheit begehen. Da aber Sünde der Leute Verderben iſt, ſo iſt es an ſich klar, daß in ihr nicht das Leben ſei, ſondern daß ſie den Tod gebiert. Die Sünde ſtrebt der Harmonie des Ganzen und dem Wohlſein und dem Gedeihen des Einzelnen im Ganzen entgegen. Jedes Laſter iſt ein aufgehobenes Gleichgewicht, ſowohl im Menſchen als in der Welt Da es zum

Verderben fortreißt, so können wir unmöglich annehmen, daß darin das rechte Leben sei. Es lodert auf wie eine Flamme, die, wenn sie ihren Raub verzehrt hat, nichts ist. Einseitig, zwecklos, ohne Anerkennung des höhern Ziels handelt und genießt es nur auf Unkosten der allgemeinen Wohlfahrt, zerstört um sich her und vernichtet endlich sich selbst. — Es sind hier aber noch zwei Fälle möglich — entweder handelt das Laster in der Lüge und in dem Irrthum zugleich, oder in der Lüge allein. Ja manches Laster sieht sogar der völligen Blindheit ähnlich, indem es, vom rohen Instinct getrieben, vernunftlos, ohne Bewußtsein seiner That, dem Raube sich entgegenstürzt. Wir sehen hier ein wildes verheerendes Element, vor dem Alles flieht, das man mehr als ein Unglück, als eine Strafe Gottes, denn als die Kraft einer menschlichen Handlung betrachtet. Zum Leben gehört Bewußtsein und Freiheit; wir können also von einem solchen Wesen, das blind nach einem Triebe sich regt und bewegt, und mehr fortgerissen wird als handelt, unmöglich glauben, daß es im rechten Leben sei, und dessen auch innerlich recht theilhaftig werde. Daß es Andern zum Verderben gereicht, ist klar. Ja es kann in einem solchen Wesen sogar noch eine bewundernswürdige Naturgröße sichtbar sein, ohne daß wir in ihm das rechte Leben und Gedeihen finden, gleich einem reißenden Strome, dem wir Macht und Kraft, aber kein Leben und keine Freude beimessen. Gewiß ist es aber, daß von Anbeginn der böse wie der gute Samen in die menschlichen Herzen

ausgeſtreut iſt, und alle Philoſophie und alle Geſchichte bringt über den Menſchen weiter nichts heraus, als daß ein ewiger Kampf beſtehe zwiſchen dem Guten und Böſen, zwiſchen Himmel und Hölle, und daß in der Beſchaffenheit der Welt ſich zwei handelnde Grundweſen offenbaren, die wir Gott und Teufel nennen. Davon ging alle morgenländiſche Philoſophie aus, dahin wird alle abendländiſche zurückkehren. Das Böſe iſt in der Welt um des größern Kampfes willen, und damit — eine Tugend ſein könne. Unſer Durchgang durch die Welt iſt eine Reiſe zum Himmel, auf der wir nicht allein irren, ſondern auch oft angefallen werden. Aber nur auf dem rechten Wege, mit dem höchſten Ziele im Auge, fühlen wir das rechte Leben, und das wahre himmliſche Wohlſein.

Aller Kampf und Streit um uns her, mündlich und ſchriftlich, iſt um der Wahrheit willen, von der wir allein Gedeihen hoffen. Irrthümer werden beſtritten, Dunkelheiten aufgehellt, Einſeitigkeiten beleuchtet, Mängel und Unvollkommenheiten ergänzt — Alle bauen und beſſern an einem großen Gebäude — dem Tempel der Wahrheit. Leichter, mit weniger Aufwand von Kräften möchten wir ihn vielleicht vollenden, wenn es bloße Irrthümer gäbe, und der böſe Wille nicht ſo viele Hinderniſſe in den Weg legte und das Erbaute wieder einzureißen ſich nicht erkühnte. Dieſer böſe Wille entweder böſe an ſich, oder nur eine Verdunkelung des Gemüths durch Neid, Ehrſucht, Habſucht u. ſ. w., miſcht ſich in alle Angelegenheiten der Welt, in alle

Geſchäfte, in alle Verhältniſſe des Lebens, ja ſogar in das Gebiet der reinen Erkenntniß. Man hat in neuern Zeiten oft behauptet, daß das Privatleben und der Charakter eines Mannes nichts mit ſeinem Amte, mit ſeiner Wiſſenſchaft, mit ſeiner Kunſt zu thun habe. In der That! ein ſehr gewagter Satz. Wir können die Möglichkeit für einzelne Fälle zugeben, aber ſind wir auch jemals und für jeden Augenblick gewiß, daß der falſche, unredliche Charakter nicht in das Geſchäft, auf den Urtheilsſpruch, auf die Geſtaltung einer Wiſſenſchaft, in das innere Weſen eines Kunſtwerks hinüberwirke. Das Kunſtwerk — ob es gleich ſeinen Kreis für ſich zieht, und ſich noch am meiſten von der Welt und von der Perſon des Künſtlers abſondert, — wird es nicht noch von ſeinem Geiſte, von ſeiner Geſinnung einen leiſen Hauch bekommen, das in das feinſte Leben übergeht? Je mehr Wahrheit, je mehr Lauterkeit, je mehr Göttlichkeit im Künſtler wohnt, deſto leichter wird es auch aus dem Leben ſeines Gebildes wiederſtrahlen, und ſo wie in der Wahrheit nur das rechte Leben iſt, ſo iſt auch nur in ihr allein die wahre Schönheit und Harmonie. — Und wie können wir, da die Gedanken des Menſchen immer unter dem Einfluſſe des Gemüths, der Neigungen und Wünſche ſtehen, mit Zuverſicht glauben, daß jede ſeiner Amtsverrichtungen nur ein reines, lauteres, unbeſtochenes, ungekränktes Geſchäft des Verſtandes ſei, der unter allen Umſtänden ſtrenge Gerechtigkeit verwalte und ausübe, ohne daß der Handelnde ſelbſt in Abſicht des

Charakters für einen rechtschaffenen Mann gelte! Trunkenheit, Spielsucht, Ehrgeiz, Wollust, Wucher setzen sich mit ihm zu Gericht, und sind oft nur gehemmt und zurückgehalten, wie verborgene Räuber, die auf den Augenblick warten, wo sie hervorstürzen können, um in der Wahrheit das Leben zu verletzen. — Derjenige Dichter oder Künstler, der, nur von Eitelkeit geleitet, den Beifall und das Aufsehen bei der Menge mehr liebt, als die Würde und die Göttlichkeit seiner Kunst, wird auch dafür sorgen, sein Werk mit Flimmer und Flitter zu behängen, und ihm lieber den blendenden Schein, als das rechte Leben, den Athem der Natur, zu verleihen. Mit der Unlauterkeit seiner Gesinnung trübt er den Himmel seiner Werkstätte, und muß zu erkünstelten Reizen seine Zuflucht nehmen, die nur auf Augenblicke bestehen und beim Aufgange der immer wiederkehrenden Wahrheit erfalben und erbleichen. — Selbst bei den höchsten und reinsten Wissenschaften wirkt die Unwahrheit des Charakters nachtheilig für die Harmonie der Erkenntniß. Der Eitle, der Stolze will mehr zu sagen scheinen, als er wirklich sagt, und nicht genug, daß er der Wahrheit einen falschen Glanz gibt, der ihr Fortwirken und ihr Eingreifen in die Erkenntniß Anderer erschwert, der verschmäht auch die Gelegenheit nicht, ein eitles Nichts stattlich auszuschmücken, und bei stiller Ueberzeugung eine wirkliche Lüge zu sagen, sich innerlich freuend, wenn sie nur schön klingt. Durch eine solche Sophisterei und Lügenhaftigkeit verderben viele neuere Schriftsteller die

beſten Producte ihres Geiſtes, die nun nicht eher fortwirken können, als bis Andere ſich finden, die das Gute vom Falſchen ſondern, und die gefangene Wahrheit wieder in Freiheit ſetzen. Mehr hätten ſie wirken und ſchaffen können, wenn ſie ehrlich und rechtſchaffen geweſen wären! Ja wo finden wir wohl den redlichen Geiſt, der bei Aufſtellung eines Syſtems ſelbſt auf die Lücken und Mängel aufmerkſam machte, wo andere noch ergänzen und fortbauen können, und der ſelbſt den Weg anzeigte, wie er zu dieſer Erkenntniß gelangt und vom Kleinen zum Großen allmählig hinaufgeſtiegen ſei. Statt deſſen ſchließt man den Eingang hinter ſich zu, und ſtellt und ordnet Alles ſo, daß das Gebäude ein Zauberſchloß ſcheinen muß, damit der Erbauer für einen Hexenmeiſter gelte. — Auch im Leben rühmt man die Conſequenz über die Gebühr, da ſie doch oft die Verkehrtheit noch vollendet. Nach einem begangenen Fehler beſchließt man nicht ſelten, noch zehn zu begehen, blos um conſequent zu ſein. Weit natürlicher wäre es zurückzukehren, den Fehler zu verbeſſern, und die eigentliche wahre Harmonie wieder herzuſtellen, von der man ſich nur allein Dauer und Gedeihen verſprechen kann. Jede Conſequenz muß einen höhern Vereinigungspunkt haben; iſt der angenommene ungültig, unrichtig oder zu gering, ſo taugt das ganze Syſtem nichts, und ſtatt länger darauf zu halten, werden wir beſſer thun, mit einer Veränderung der Maßregeln einmal recht inconſequent zu handeln, um aus den anſcheinenden Widerſprüchen nachher eine deſto beſſere und

vollkommnere Harmonie herzuſtellen. Eine enge, kleinliche Conſequenz gibt einen beſchränkten Zuſtand.

In einer ſolchen Lage befinden ſich auch die, welche, ſtatt der Wahrheit, der Politik folgen, und immer, weil ſie nach Parteien und Verhältniſſen ſich richten, ſo und nicht anders handeln und ſprechen dürfen. In dieſen Feſſeln zu leben, iſt beſonders das Schickſal der höhern Stände, die in Verbindung mit Andern und in einer hohen Abhängigkeit darauf Verzicht leiſten müſſen, ſich den Gefühlen ihres Herzens zu überlaſſen, und in ihren Worten das innerſte Leben ihrer Seele zu offenbaren. Ein kalter Verſtand bewacht ihre Lippen, und gibt ihnen die Worte zu ihren Empfindungen. Das Gute, das Schöne, das Vortreffliche kann nur dann gelobt werden, wenn der, welcher es übt, kein Gegner ihres Kreiſes, oder wenn nicht ſchon von oben her über ihn geurtheilt iſt. Ein Suchen und Fliehen, ein Kommen und Gehen, ein lautes Lobpreiſen, ein ſtilles Verachten wechſelt nicht nach der Beſchaffenheit des Mannes und der Sache, ſondern, je nachdem es die Umſtände erfordern. Ja, es gibt hierbei auch etwas allgemein Herrſchendes, das ſich über eine ganze Stadt, über eine ganze Provinz erſtreckt; aber es iſt nicht die Wahrheit, ſondern der Ton, die Sitte. — Welch ein Leben nun iſt das, wenn das Herz, das immer nicht erſterben will, alle Augenblicke in ſeiner Empfindung unterbrochen, zurückgewieſen, abgeſtumpft und allmählig abgetödtet wird! Hier ſind die Leidenſchaften, die unaustilgbaren, noch

Wohlthat, denn ſie regen von Zeit zu Zeit den Menſchen wie Stürme das todte Meer auf, und beleben die Glieder der Maſchine wieder mit heißen Wünſchen und eigener Strebekraft. — Aber nach Aufhebung der freien Thätigkeit des Herzens kann der Menſch das verlorne heilbringende Leben (das nur in der Wahrheit wohnt) nicht wieder gewinnen, ſondern muß ganz, in dem Gewebe der Klugheit, ſeinen Neigungen anheim fallen. — Wie hier die fortwährende Kränkung der Natur das rechte Gedeihen ſtört, ſo können wir auch allen denen nur ein halbes Leben beimeſſen, die nur um den Schein der Wahrheit bemüht ſind. Die Kraft ihres Willens und das angeborne Talent iſt zu ſchwach, als daß ſie der beſſern Erkenntniß nachkommen könnten. Sie beſtimmen ſich ſelbſt zum Nachahmen, zum Nachſprechen, aber indem ſie beſſer und klüger ſcheinen wollen, als ſie wirklich ſind, und indem ſie ſich Gedanken und Empfindungen anzueignen ſuchen, die ſie nicht ganz faſſen und durchdringen, erinnern ſie ſich bei dem innern Halbgenuſſe, den ſie ſich bereiten, immer ſelbſt an das Ganze und Vollkommene, das ihnen fehlt, und ſtören ſich ſelbſt noch in dem Genuſſe des Wenigen, was ſie ganz genießen könnten, wenn ſie das Gedeihen des Lebens auf ihrer eigenen Kraft beruhen ließen. Mit dem Schein des Beſſern halten ſie ſich täglich vor, was ſie beſitzen möchten und ſollten, und nicht beſitzen. Eine allgemeine Erkenntniß ſagt ihnen, was ſchön, was löblich ſei, was erwartet, was erfordert werde. Halb glücklich, daß ſie doch wenigſtens für das

angesehen werden, was sie nicht sind, schweben sie zwischen stetem Genießen und Entbehren, und ein beständiges Bedürfniß für sie bleibt die Höflichkeit Anderer, die es mit der Wahrheit so streng nicht nehmen. So entsteht nach Maßgabe der höhern, unerreichbaren Forderungen in der Gesellschaft der Gebildeten eine gewisse stille Verabredung über Zeichen und Worte und Sitten, womit man auf das Bessere als vorhanden hindeutet, ohne um die Wirklichkeit sich weiter zu bekümmern. Die Einsicht geht der Kraft der Ausübung weit voraus. Der Schein ist von einer gewissen Vollkommenheit entlehnt, die man wirklich zu erreichen längst aufgegeben hat. Ja, wenn man auf die Bestandtheile sieht, woraus der gute Ton der Gesellschaft ursprünglich zusammengesetzt ist, so könnte man ihn den höchsten Versuch einer vollkommenen Idylle nennen. Die größte Unschuld der Sitten verbindet sich hier mit der feinsten Bildung des Geistes, die Anmuth des Körpers mit der Schönheit der Seele, Wohlklang herrscht in den Reden, Heiterkeit auf allen Gesichtern, und ohne alle Störung von eigennützigen Neigungen und Wünschen scheinen Alle in der größten Friedfertigkeit nur Liebe und Freundschaft gegen einander auszuüben. Ja, man will für sich nichts sein, Alles nur für den Andern, man wagt kaum vor dem Wunsche nach Einigkeit eine andere Meinung haben, man hat kein Verlangen weiter, als dem Andern zu gefallen, und ihm den Glauben an seine Vortrefflichkeit zu erkennen zu geben, man wünscht nur das Unbedeutendste und bittet darum,

nd fühlt ſich durch die geringſte Gefälligkeit ſchon un-
usſprechlich glücklich, wogegen man dem Andern Alles
n den Augen abſieht, und jedem Wunſch mit ganzer
Seele huldigt. — Wer ſagt noch, daß das Paradies
erloren gegangen ſei! Hier finden wir es wieder. —
Iſt es aber nur leerer Schein und äußerlich ſchöne Manier,
wie weit beſſer muß uns werden, wenn wir wirklich
Menſchen finden, die von wahrer Freundſchaft gegen
ns erfüllt ſind, die uns wirklich achten und lieben, die
lederherzig uns gern einen Dienſt erweiſen möchten,
ie mit zarter Schonung auf die Wünſche unſers Her-
ens lauſchen, die wirklich geiſtreich und begeiſtert über
as Göttliche im Leben und in der Kunſt ſich verneh-
nen laſſen, denen wir gern vertrauen, gern unſere
nnerſten Empfindungen, unſere kühnſten Gedanken mit-
heilen, und denen wir gern beſſere Einſicht verdan-
en. Wem die Geſellſchaft und der Umgang ſolcher
Menſchen zu Theil wird, der iſt wirklich an die Quelle
er Wahrheit gelangt, und kann Waſſer des Lebens
chöpfen. Mögen jene, die auch im Mondenſchein Ge-
eihen hoffen, immerhin ſich leidlich glücklich fühlen,
eſſer iſt es doch, an das Licht des Tages zu treten,
o die Pflanzen friſcher und ſtärker gedeihen, und hier,
m des Einklangs willen mit der Natur — der ewi-
en Schöpferin — ſelbſt Wind und Wetter nicht zu
chten. — Und wie können wir jemals den Verluſt,
en Untergang der Wahrheit fürchten, da ſelbſt der
rößte Böſewicht bei dem ſchändlichſten Beginnen ſeine
Kniee vor ihr beugen, und in der Lüge ſelbſt ſie um

Beiſtand anflehen muß, womit er ſich und ſein Thun im Voraus ſelbſt vernichtet, und eingeſteht: nur in der Wahrheit iſt ewiges Leben und Gedeihen. Fragt nach den Gründen ſeiner Laſterthat, und er wird euch eine Tugend nennen; fragt nach der Abſicht ſeines ſträflichen Beginnens, und er wird vom Wohl ſeiner Mitmenſchen reden. Weil er ſich ſelbſt als zu ſchwach bekennt, das höchſte Leben in der Wahrheit zu erringen, ſo befriedigt er ſein Bedürfniß durch Aufſtellung eines Scheinlebens, das ohne Uebereinſtimmung mit der großen Harmonie der Natur ſchon den Todtengeruch an ſich trägt. Der Wahrheit ſingt er ein Loblied, ohne es zu wiſſen, denn ſo ſehr iſt ſie von unvertilgbarer Würde, daß ſie durch Lüge und Verſtellung hindurch noch ihren Triumphzug hält.

Lord Byron's Ende.

Die meiſten Menſchen ſterben nicht an Uebeln des Leibes, ſondern an ihrem Charakter, die am Ehrgeiz, jene am fröhlichen Sinn, andere am Zorn, wieder andere an der Nachgiebigkeit. Leicht iſt es in der Portion verſehen, ein kleiner Umſtand wird nicht beachtet, Kraft und Muth nicht abgewogen, — die Neigung wird unſer Schickſal. So hat ſich Lord By-

ron, der unbeugſamſte Dichter, der je gelebt, den Tod angetrotzt. Um die Strapazen des Krieges zu ertragen, ſtarb er vorläufig daran. Er wollte, ſobald er die Feder niederlegte, ſogleich ein abgehärteter Soldat ſein. Bei der Ueberfahrt nach Griechenland hatte er, wie Graf Gamba erzählt, mehrere Nächte ſeine Kleider nicht ausgezogen, auf dem Verdeck geſchlafen, immer die Strapaze geſucht; er ſchwamm zur Uebung eine halbe Stunde im Waſſer herum, aß nichts als Gemüſe, Fiſche und Käſe, verfiel durch Anſtrengung in Convulſionen; und kaum, daß er ſich beſſerte, ſo forderte er auf's Neue den Tod heraus, um, wo möglich, noch vor blutigen Gefechten ſich mit ihm abzufinden. Schon krank und elend ritt er in dem ſchlechteſten Wetter aus, und wie er von einem ſtarken Regen tüchtig durchnäßt war, verſchmähte er es, raſch heimzureiten, ſondern wollte lieber langſam auf einem Boote nach Hauſe fahren. Er wollte ſich im Erkälten üben, um es nachher zu können. „Da würde ich einen ſchönen Soldaten abgeben," ſagte er, „wenn ich mich um ſolche Kleinigkeiten kümmern wollte." Um nicht zu ſterben, iſt er gar geſtorben. Fieber und rheumatiſche Schmerzen ſchüttelten ihn. Der Arzt rieth zu einem Aderlaß, aber er fürchtete, daß dieſer dem kriegeriſchen Tode etwas von ſeinen Rechten entziehen möchte. „Es ſind mehr Leute an der Lanzette geſtorben," ſagte er, „als an der Lanze." Endlich mußte es doch geſchehen. Er konnte nicht ſchlafen, — die Krankheit ging in Hirnentzündung über. Erſt wenige Augenblicke vor ſeinem

Tode glaubte er an ſein Ende. „Armes Griechenland!“ rief er nun aus, „arme Stadt! — meine armen Leute! — warum wußte ich das nicht früher! — meine Stunde hat geſchlagen.“ — „Ich will nun ſchlafen,“ waren ſeine letzten Worte; er wandte ſich, lag in einer langen Betäubung, öffnete dann ſeine Augen, und — verſchied. — So lernen wir an ſeinem Beiſpiel, daß auch der Klügſte nicht klug genug iſt, ſeinen Willen den Naturgeſetzen, ſeinen Charakter dem Schickſal unterzuordnen. Er erinnert uns daran, daß auch wir meiſt — ſchon von Jugend auf — den Tod in unſerm Herzen tragen.

Die Welt will betrogen ſein.

Dieſe aus dem Lateiniſchen entlehnte, ſprichwörtliche Redensart hört man am meiſten von Gelehrten, auch wohl von Buchhändlern und Kaufleuten gebrauchen, wenn ſie entweder die Welt geradezu über's Ohr hauen oder ihr etwas weiß machen wollen. Zum Glück iſt ſie noch nicht unter das Volk gekommen, das, wenn auch nicht minder dreiſt, doch nicht ſo aufgeklärt im Betrug iſt, ſich mit geringerer Lebensweisheit behilft, als da iſt: Klimpern gehört zum Handwerk! Von dem weitern oder engern Gewiſſen der gebildeten Leute hängt

es ab, welche Ausdehnung ſie der oben genannten einträglichen Redensart geben, ob ſie damit einen offenbaren Betrug ſpielen oder nur eine kleine Täuſchung bedecken wollen. Auf jeden Fall bleibt es für die Moralität gefährlich, oft davon Gebrauch zu machen, und ein ſtreng Rechtſchaffener enthält ſich derſelben lieber ganz. Indeß, von ſprichwörtlichen Sätzen iſt man doch nicht gewohnt, daß ſie geradezu Unrecht lehren oder Unwahrheiten enthalten; es fragt ſich alſo auch hier, ob nicht etwas Wahres, etwas Erlaubtes darin ausgeſagt werde. Und in der That! es iſt ſo; der rechte Sinn des Satzes ſteckt in dem Worte Welt. Damit kann nicht Jedermann gemeint ſein, denn wer wird wohl behaupten, daß Jedermann betrogen ſein wolle. Im Gegentheil! Das Wort Welt deutet vielmehr auf den gemeinen Lauf der Dinge, auf eine ſchwache Seite der menſchlichen Geſellſchaft, auf Gebräuche und herrſchende Vorurtheile hin, und das Sprichwort ſagt nun, daß man ſich darnach bequemen müſſe, wenn man nicht ſeines Vortheils ganz verluſtig gehen wolle. Es erlaubt nicht geradezu einen Betrug in der Sache ſelbſt, wie etwa falſches Geld oder ſchlechte Waare, ſondern es ſetzt von unſerer Seite die Rechtlichkeit voraus und geſtattet nur, daß wir in Rückſicht des Andern die Sache ſo erſcheinen laſſen, wie er ſie am liebſten hat, weil es doch nicht in unſerer Gewalt ſteht, ihm die rechte Anſicht beizubringen, und wir mit der Wahrheit ihn von der Wahl des Guten nur wegſcheuchen würden. Hier allein gilt

der Satz: die Welt will betrogen ſein! d. h. wir müſſen um des Rechts, um des wahren Vortheils willen für uns und Andere hier eine Verſtellung anwenden oder für einen Schein ſorgen. Wenn es durchaus Pariſer Stickerei ſein ſoll, und der Kaufmann weiß, daß ſeine Waare jene völlig erreicht, ja daß er dergleichen ſelbſt nach Paris liefert, ſo darf er auf die Frage: iſt ſie auch von Paris? nicht zur Antwort geben: nein, ſie iſt hier aus dem Orte. Selbſt wenn er ſagte: meine Waare iſt beſſer, iſt wohlfeiler, oder, es iſt dieſelbe, denn ich liefere ſie nach Paris — würde doch Alles nichts helfen, der Käufer würde den Rücken wenden, und würde nun erſt betrogen werden, indem er bei einem Andern theurer kaufte, aber nicht beſſer. Alſo antwortet er lieber: aufzuwarten, die Stickerei iſt von Paris. Eine Lüge bleibt es immer, aber der Betrug geht nicht auf die Sache, nur auf den Namen, auf den Schein. — So würde oft auch ein geiſtiges Product mit den trefflichſten Eigenſchaften, die es beſitzt, dem Publicum ſchlecht empfohlen werden, wenn man ihm gerade dieſe und nur dieſe nennen, und nicht vielmehr die Seite vorkehren wollte, in die es gerade vernarrt iſt. Es findet, was es ſucht, aber es findet noch weit mehr, noch weit Beſſeres, das man ihm doch verſchweigen mußte, um es durch die falſche Vorſtellung, die es damit verbindet, nicht vom Ganzen abzuſchrecken. So kann oft ein ganzes Volk zum Guten nur durch Scheingründe bewogen werden, während es den wirklichen kein Gehör gibt. Alſo da, wo wir durch herr-

ſchende Vorurtheile genöthigt ſind, das Gute unter einem falſchen Schein einzuführen, nur da dürfen wir bei feſter Ueberzeugung unſerer Redlichkeit ſprechen: die Welt will betrogen ſein!

Erſter Unterricht im äſthetiſchen Urtheil.

Mutter.

Liebe Tochter, ich habe bemerkt, daß Du im heater in den Zwiſchenacten immer ſo ſtille biſt, und, e es ſcheint, nichts zu ſprechen weißt.

Tochter.

Ja, wenn das Stück mir gefällt, was ſoll ich weiter ſagen?

Mutter.

Das iſt ſchon Unrecht: ganz gefallen darf Dir Stück nie, oder Du mußt wenigſtens ſprechen: es ſeine Longueurs.

Tochter.

Nun, das will ich wohl ſagen, aber was dann?

Mutter.

Iſt es ein Luſtſpiel, ſo darfſt Du mit einiger Zierlichkeit lachen, ſo viel Du willſt, doch gleich nachher mußt Du äußern: es iſt dummes Zeug, aber lachen muß man doch.

Tochter.

Wenn es nun aber kein dummes Zeug iſt?

Mutter.

Das zu unterſcheiden kommt uns nicht zu, und würde in unſerm Munde nur pedantiſch klingen. Wiſſen doch ſelbſt die Gelehrten noch nicht einmal, worüber wir eigentlich lachen. Genug, Du mußt klüger ſein, als der Verfaſſer, und beſonders feiner und gebildeter erſcheinen, als der große Hauſe, mit dem Du eben gelacht haſt. — Kannſt auch zuweilen das Wort fallen laſſen: gemein! Und dann etwa: Es würde unerträglich ſein, wenn es nicht unſer Z. ſpielte. Er ſpielt es doch allerliebſt. Vorausgeſetzt nämlich, daß es ein junger, hübſcher, allbeliebter Schauſpieler iſt. Sonſt ſprichſt Du: er outrirt, er macht Caricatur daraus, er zieht es in's Gemeine; pfui! abominabel! und dergleichen.

Tochter.

Gut, das will ich mir merken. Ich fühle ſchon, daß ich das öfters werde brauchen können. Und wird ein Stück ziemlich gut aufgenommen, ſo zucke ich ein wenig die Achſel und ſpreche: es iſt ſo ſo!

Mutter.

Nein, da ſagſt Du: i nun — einmal ſieht man das Ding wohl! Ja, Du kannſt dies auf jeden Fall ſagen, Du wagſt dabei gar nichts.

Tochter.

Alſo! einmal ſieht man das Ding wohl.

Mutter.

Iſt das Stück von Kotzebue, ſo mußt Du vielerlei einzuwenden haben.

Tochter.

Vielerlei gleich? Das wird mir ſchwer werden.

Mutter.

Sprich wenigſtens: es iſt ſehr unwahrſcheinlich! oder: das habe ich kommen ſehen. Und willſt Du loben, ſo ſag': das muß man doch dem Kotzebue laſſen: im Dialog iſt er nicht übel; oder: witzig iſt Kotzebue, das kann man nicht läugnen. Hüte Dich aber, gleich zu weinen, wenn er es haben will. Dadurch mußt Du Dich von gewöhnlichen Zuſchauern unterſcheiden. Merke nur auf ehrwürdige Perſonen und halte an Dich, ſo lange Du kannſt.

Tochter.

Das will ich thun, aber es wird mir ſauer werden.

Mutter.

Ueberhaupt iſt das viele Weinen nicht mehr Mode.

Das war nur ſonſt. Ein Gebildeter muß ſich von keinem Gefühl hinreißen laſſen, das iſt gemein. Ueber Alles muß er zu ſcherzen wiſſen. Ein wenig Spott, ein wenig Satyre kleidet nicht übel.

Tochter.

Iſt das nicht gottlos? Und kann dadurch nicht zuletzt das Gefühl verloren gehen?

Mutter.

Sei unbeſorgt! die Männer — ich wollte ſagen — unſer Herz, die Verhältniſſe, das Schickſal ſorgen ſchon dafür, daß wir nicht ſo bald zu empfinden aufhören; nur müſſen wir uns früh gewöhnen, Andern nichts davon merken zu laſſen. Inwendig mag es kochen. Leidenſchaften ſchicken ſich für gebildete Menſchen nicht — wenigſtens nicht vor den Augen der Welt.

Tochter.

Nun gut, ich will mich verſtellen. Indeß — zuweilen möchte ich doch auch recht lebhaft mich freuen, außer mir oder entzückt ſein. Darf ich das nie?

Mutter.

O doch! Wenn ſich eine weltberühmte Künſtlerin oder ein allgemein bewunderter Künſtler hören läßt. Oder, wenn ein anerkanntes Meiſterſtück auf die Bühne kommt; z. B. wenn ein Stück von Shakeſpear gegeben wird, da darfſt Du Dich ohne Bedenken dem leb-

haftesten Gefühl überlassen, und unbedingt die höchsten Ausdrücke des Entzückens brauchen, als da ist: wunderschön, deliciös, meisterhaft, unvergleichlich, göttlich, zum Küssen, nichts Schöneres auf der Welt und dergleichen. Indeß Worte reichen hier nicht hin, man muß es auch durch Mienen, durch Töne zu erkennen geben, die das Unaussprechliche nur andeuten, als da ist, ein stilles Seufzen, ein Wonnestöhnen, ein Blick zum Himmel, eine Neigung des Kopfs auf die linke Seite, ein Händefalten und dergleichen.

Tochter.

Den Kopf auf die linke Seite, warum gerade auf die linke?

Mutter.

Sonderbare Frage! Vielleicht, weil das Herz auf der linken Seite sitzt, ich weiß es selbst nicht recht, aber ich habe immer bemerkt, daß bei einem Trauerspiel von Shakespear oder Göthe in einer langen Reihe von Damen die Köpfe alle nach der linken Seite hingen, und ich habe dann meinen auch immer so gehalten. Ja, versuch' es einmal, den Kopf auf die rechte Seite zu legen, ob es nicht keck, unternehmend, ob es nicht wie ein Fragezeichen aussieht. Gottlose Beobachter haben überhaupt die Bemerkung gemacht, daß wir Frauenzimmer Alles, Kleider, Tücher, Shawls, von der rechten nach der linken Seite legen, wo das Herz liegt, während die herzlosen Männer ihr Kleid

von der linken nach der rechten Seite ziehen. — Dem sei nun, wie ihm wolle, bei gefühlvollen Stellen mußt Du den Kopf auf die linke Seite neigen und wirst es auch schon von selbst thun. Fällt der Vorhang, so ist ein langes Aufathmen wie aus einem schweren Traume, wenn man nicht wie unsinnig klatschen will, immer das schönste Zeichen des Beifalls. Kommt es nun zu Aeußerungen, so mußt Du zu verstehen geben, daß Du hier das Schöne ganz besonders empfändest, daß dies oder das eine Lieblingsstelle für Dich, daß eben dies himmlische Trauerspiel Dein Favoritstück, daß der Verfasser Dein Lieblingsdichter sei, und daß Du mit ihm sympathisirst. Du glaubst nicht, was das für ein geistreiches Gesicht gibt und wie das die Mienen eines Frauenzimmers verschönert. Auch ist bei einem berühmten Dichter nicht eben nöthig, daß uns etwas auffällt, oder daß wir etwas unnatürlich finden — am wenigsten darf man sagen, daß man etwas nicht begreife, hörst Du wohl? um's Himmels willen nicht! Man enthält sich hier lieber alles Tadels, und hält sich an die Schauspieler. Hat man eine Rolle schon von einem Meister gesehen, so bedauert man, wenn der heutige Schauspieler auch noch so gut gespielt hat, Alle die, welche damit zufrieden sind, und jenen Meister zu bewundern nicht das Glück hatten. — Willst oder kannst Du aber nicht vergleichen, so ist es hinreichend, wenn Du sagst: der Schauspieler hat den Charakter nicht recht aufgefaßt oder hat ihn nicht recht genommen.

Tochter.

Wenn aber der Charakter ganz natürlich und einfach ist —?

Mutter.

Es thut nichts; man stellt sich wenigstens, als ob er verschieden aufgefaßt werden könnte, und zu einer geistreichen Unterhaltung ist das genug. — Rührt das Trauerspiel von einem nicht ganz anerkannten Dichter her, und man findet doch Gefallen daran, so sprichst Du: es hat doch eine schöne Diction! Damit kommst Du durch. — Spielt die Gesellschaft nicht übel, ohne daß einer auftritt, der furore macht, so lobst Du das Ensemble — das ist so Sitte. — Bei einer Oper sagst Du jedesmal: die Musik ist schön, aber der Text ist doch ganz erbärmlich.

Tochter.

Wenn der Text aber nun gut ist?

Mutter.

Das ist er selten, und mißlich bleibt es auf jeden Fall, ihn zu loben. Ich habe noch immer sagen können: die Musik ist gut und der Text schlecht. Nach Du es auch so, und zeig Deine Delicatesse durch den Mundwinkel an. — Liebe Tochter, so urtheilt man im Theater, und wenn Du von dem, was ich Dir heute gesagt habe, nur den kleinsten Theil anwendest, so wirst Du künftig in den Zwischenacten auch schon zu reden und so gut wie jede Andere zu

urtheilen wiſſen. Nur nicht etwa die Beſcheidene geſpielt! das bitte ich mir aus.

Ueber die Bildung geſelliger Mittheilung.

Da das Leben des Einzelnen durch das Leben Anderer bereichert, erweitert, ja beflügelt wird, ſo iſt gegenſeitige Theilnahme und Mittheilung eben ſo heilſam als natürlich. Die geſellige oder geſellſchaftliche unterſcheidet ſich aber von der freundſchaftlichen noch durch eine gewiſſe Bildung, die bei der letztern nicht immer vorausgeſetzt wird. Dem Freunde können wir Alles mittheilen, was uns betrifft, denn er iſt unſer zweites Ich, der Geſellſchaft aber nur das, was auf ein allgemeineres Intereſſe Anſpruch machen kann. Dies allgemeinere Intereſſe verliert ſich zuletzt in einer Geſellſchaft, die nicht ſowohl um der Freundſchaft, als um der Unterhaltung willen ſich verſammelt, in die ganz allgemeinen Rückſichten des menſchlichen Geiſtes, ſo daß Jeder aus ſeinen Erfahrungen nur das mittheilen kann, was den Menſchen als Menſchen berührt oder was die allgemeinen Geſetze im Lauf der Dinge angeht. Dadurch wird denn der Geiſt allmählig von

ſelbſt auf das hingerichtet, was in der Welt mehr um des Ganzen, als um des Einzelnen willen wichtig iſt. Da ſich dies unbewußter Weiſe dem Geſichtspunkte nähert, womit Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt die Welt in Betrachtung ziehn, ſo folgt ſehr natürlich, daß eine ſolche Unterhaltung eben ſowohl Bildung gibt, als Bildung erfordert. Sie entfernt ſich aber von jener Richtung wieder dadurch, daß ſie, weil die Geſellſchaft ſich nur ergötzen will, daſſelbe Ziel nicht weit und ernſtlich verfolgen darf, und daraus ergibt ſich denn von ſelbſt — der erſte Vorwurf geſellſchaftlicher Bildung — Oberflächlichkeit. Wer weiter keine Bildung erlangt hat, als dieſe, oder dem Einfluß derſelben zu ſehr ausgeſetzt war, der wird den Folgen der Gewohnheit, Alles nur flüchtig und obenhin zu betrachten, nicht leicht entgehen, und den Ernſt der gründlichen Unterſuchung und des tiefern Nachdenkens nur mit Mühe oder ungern wieder gewinnen. Auf dieſe Weiſe kann alſo eine große Geſelligkeit ſelbſt Schaden bringen. Man darf nur ein Aeußerſtes davon annehmen, und ſich denken, daß Jemand alle Tage — und wohl gar vom Morgen bis in den Abend — in Geſellſchaften zubrächte, ſo wird jeder gleich fühlen, daß man einem ſolchen Geiſte, einem ſolchen Charakter eben nichts Großes, nichts Ausgezeichnetes zutrauen könne. Es gilt daher für eine ganz bekannte Sache, die Franzoſen für die oberflächlichſte Nation zu halten, ſo wie ſie die geſelligſte iſt.

Es gibt aber noch ein zweites Uebel, das die gesellige Unterhaltung leicht herbeiführt, dies ist — Unwahrheit oder Mangel an Wahrhaftigkeit und naturgemäßer Treue. Da nämlich die gesellschaftliche Bildung auf das Allgemeinere im Lauf der Dinge Rücksicht zu nehmen hat, so bestrebt sich Jeder etwas Merkwürdiges zu sagen, theils um einen natürlichen Trieb nach Außerordentlichem und Idealem zu befriedigen, und dadurch die Alltäglichkeit zu unterbrechen, theils, um vor der Gesellschaft unterhaltend und geistreich zu erscheinen. Nicht geringen Antheil hat auch die Flüchtigkeit daran, indem Keiner dem Andern Zeit läßt, etwas genau aufzufassen und anzugeben, und der Andere besonders, wenn äußere Belebung oder eigene Geschwätzigkeit dazu kommt, in demselben Bestreben ist, etwas Merkwürdiges zu sagen. Da nun der Tag nicht immer etwas Merkwürdiges bringt, so sucht man dies durch die Einkleidung zu ersetzen, und bemüht sich, etwas entweder durch eigene Ansicht aus dem Alltäglichen in's Ungewöhnliche zu erheben oder es dreistweg auf historischem Wege als merkwürdig mitzutheilen, wie wenn es sich wirklich so zugetragen hätte. Es geht also an ein Verschönern, Ausschmücken, Verstärken. So lange man sich dabei noch bewußt bleibt, daß es hier mehr um die Unterhaltung, als um die Wahrheit zu thun sei, ist der Schade noch gering; allein die Sache selbst wird leider nur zu oft mit der Darstellung verwechselt, Jeder gibt sich das Ansehn, als ob er die Wahrheit rede und würde es sehr übel nehmen, wenn

n daran zweifeln wollte, ja er ſelbſt glaubt zuletzt
chſtäblich daran, indem er bald ſeine Vorſtellung und
nkleidung von der Sache nicht mehr unterſcheidet,
o nicht mehr weiß, wie viel er zur Ausſchmückung
zufügt. Da nun die mancherlei Mittel und Vor-
le, womit man eine Sache in ein günſtiges Licht
en, die Aufmerkſamkeit erregen, ſpannen und über-
hen, und auf den Zuhörer großen Eindruck hervor-
gen kann, keinem der Mitglieder der Geſellſchaft
z verborgen bleiben, ſo geht denn freilich aus dem
figen Zuſammenſein dieſer Art eine geſellſchaftliche
dung hervor, wie ſie wohl eben nicht ſehr zu loben
zur wahren Bildung zu empfehlen ſein möchte.
l das Gewöhnliche nicht wirkt, ſo ſpringt Alles
h in das Wunderſchöne, in das Göttliche
, oder ſinkt zum Unerträglichen, Unausſtehlichen
b; jeder will Außerordentliches ausdrücken. Dies
nt aber mit jener ſchon oben berührten oberflächli-
n Bildung vollkommen überein, denn es iſt weit
rer, eine Erſcheinung genau aufzufaſſen, eine Ei-
hümlichkeit beſtimmt und nach ihren Abſtufungen
geben, als ſie bequem oder im Feuer der Uebereil
auf den Gipfel zu ſtellen. Wer ſich gewöhnt,
Sache ſo zu ſchildern, der wird auch bald ge-
t ſein, ſie ſo zu ſuchen. Darunter leidet die
ickelung der geiſtigen Kräfte. Erſchlaffung tritt
ie Stelle der Anſtrengung. Statt gründlich zu
en und zu unterſcheiden, genügt ein täuſchendes
l der Einbildungskraft. Und eben ſo wird auch

der Scharfsinn gespart, wenn es gilt, für die Sache den rechten Ausdruck zu finden, nicht zu viel und nicht zu wenig, und gerade das Rechte zu sagen. Das Wahrscheinliche wird der Wahrheit vorgezogen. — Hier sollte die Bildung eigentlich erst ihren Anfang nehmen, denn bei dem Schwanken der Dinge eröffnet sich für die Erörterung ein weites Feld, wo Jeder der Gesellschaft seinen Beitrag liefern und in schnellen Wechselschlägen das Getroffene noch schärfer treffen könnte — eine wahre Ergötzung des Geistes! — ohne daß eine Wiederholung des Bekannten zu befürchten nöthig wäre. Noch gibt es einen Ausweg. Statt die Wahrheit durch falschen Schmuck zu entstellen, sollte man lieber ganz auf sie verzichten, und sich gleich dem Scherz überlassen — eine würdige Bestimmung der Gesellschaft —, wo die Sache nur zur Unterlage dient, um zu eigenen Einfällen zu reizen, und die Phantasie in wechselnde Vorstellungen zu versetzen, die im Reiche der Möglichkeit doch wieder eine Wahrheit suchen. — Es ist merkwürdig, daß man in den schönen Künsten die nämliche Ausartung gewahr wird, da man häufig bei dem Streben, nur recht viel Wirkung hervorzubringen, dem Werke ebenfalls einen falschen Schmuck anhängt und ihm Reize andichtet, die nicht mit der Natur übereinstimmen. Auch hieraus läßt sich schließen, daß die gesellschaftliche Bildung mit den schönen Künsten in gleicher Richtung liegt. Aber das Unheil ist auf beiden Seiten sehr groß, indem wir bei der unechten Beschaffenheit, statt der Natur durch Bildung näher

u kommen, nur von derselben immer mehr entfernt
verden, und ein trügliches Verständniß, ein an Ueber-
eizung verwöhntes Gefühl, und unkräftigen, falschen
Sinn zu eigen erhalten, der mit der unsichern Treue
es Worts unfehlbar auch auf die Treue im Handeln
icht nachtheiligen Einfluß ausüben kann.

Gemeinheit.

Die Gemeinheit muß doch in der That größer
in, als man gern glauben mag. Das sieht man
gen an den Zeitschriften. Alles schmäht, wenn darin
ne Schlechtigkeit verkommt, und doch greift man
rnach, und räth seinem Nachbar, es doch auch zu
en. — Was hat man nöthig, sich darüber zu er-
ern? Das Schlechte auf dem Papiere ist gar
cht vorhanden, wenn man es nicht lies't. Der
uter hat gerade gewollt, daß man viel darüber
echen soll, warum thut man ihm den Willen?
an bedenkt nicht, indem man sich über ihn zu erhe-
n glaubt, daß man sich von ihm regieren und leiten
t. Warum muß gerade eine Scharteke die Gesell-
aft in Bewegung setzen? Weiß man nichts Besseres
sprechen? Braucht man für das Gute, das man
zt, einen so niedrigen Maßstab? Kann man
Edle nicht an einer reinern Flamme entzünden?

Gibt es für den Eifer nicht etwas Würdigeres, für den Zorn nicht etwas Wichtigeres, für den hitzigen Anlauf nicht etwas Höheres? — Und sofern man in dem Schlechten nur nach den Perlen des Witzes sucht, warum holt man sie aus dem Kehricht hervor? Kann man sie wohl berühren, ohne sich selbst ein wenig zu beschmutzen? Gibt es nicht reinere, ohne diesen Beirath, die mit hellerem Glanze entzücken, und womit man seinen eigenen Schmuck vermehren kann? Oder glaubt man, der Witz könne nur aus solchem Schmutz, aus solcher Bosheit hervorgehen? — O wie stumpfsinnig muß der Geschmack sein, wenn man ihn nur in solcher Beimischung liebt, wie sehr muß man sich selbst im Scherz verwöhnt oder sein Gemüth herabgewürdigt haben! Fühlt man sich selbst vielleicht heimlich versucht, eben so seinen Witz gegen Andere auszulassen, so seine Schadenfreude auszudrücken, so mit heimlichem Stich zu verwunden, seinen Neid zu bewaffnen, seiner Eitelkeit Glanz zu verschaffen, seinen Haß zu befeuern, seinen Stolz zu beschwingen, so seinen Durst nach Rache zu stillen, Spitze gegen Spitze zu bieten, so seinem Uebermuth in der Frechheit gütlich zu thun oder seinem Mißmuth in der Schande Anderer Nahrung zu reichen? Ist es nicht vielleicht nur eine Erlösung von dem Zwange, welche die Sitte der Gesellschaft auferlegt, wenn man das ganz dreist hervorbrechen sieht und mit Worten benennen hört, wozu man selbst schon heimliche Anwandlungen verspürte? — Aber, wo ist hier Befriedigung, wo ist hier Sättigung, da man

den innern Feind, den man bekämpfen sollte, nur immer mehr stärkt und nährt? Ist eine solche Unterhaltung, ein solcher Antheil am Schlechten wohl der Weg zur Freiheit, zur Erhebung, zur Bildung, zur Geselligkeit, zur Fröhlichkeit?

Mittel zur Erheiterung *).

Da die Dinge verschiedenen Eindruck auf uns machen, so müssen auch die Stimmungen sehr verschieden sein, die nach und nach in uns entstehen. Aber es ist nicht genug, daß wir oft durch das Unwillkommene **verstimmt** werden, auch das Gute, die Freude selbst bringt uns — durch Uebermaß, Ueberdruß, Abspannung — nicht selten eine schlechte Gemüthsverfassung, eine böse Laune, Mißmuth oder gar Melancholie. Dies Uebel so schnell als möglich wegzuschaffen, **ist eine große Aufgabe für das Leben.** Jeder befolgt hierin sein eigenes System. Es geht damit, wie mit den Zahnschmerzen, wogegen es eine Menge Mittel gibt, ohne daß wir uns auf ein

---

*) Mag Jeder davon **die** Mittel für sich anwenden, die ihm heilsam und ersprießlich sein können.

einziges ganz verlaſſen können. Einer fragt den Andern um Rath, aber was dem Einen hilft, iſt dem Andern oft wirkungslos oder wohl gar ſchädlich. Einige glauben homöopathiſch, das Uebel laſſe ſich nur durch ein Gleiches heilen. Wer durch viele Zerſtreuungen leer und arm wird, ſucht gegen das Gefühl der Leerheit Schutz in neuen Zerſtreungen, und — vermehrt und verſtärkt dadurch nur das Bedürfniß der Arznei. Er bedenkt nicht, daß es für den Menſchen eine Unmöglichkeit iſt, alle Tage Feſttage zu haben und nur immer gemächlich in Freude zu ſchwimmen. Wenn verſchiedene Neigungen und Kräfte Beſchäftigung verlangen, ſo muß darunter nicht blos Ergötzung, ſondern auch Anſtrengung verſtanden werden, um die Freude nicht blos vorüberſchwinden, ſondern auch kommen zu ſehen, und ſich durch Annäherung allmählig in ihren Beſitz zu bringen, was von ſelbſt Abſtufungen und Mannigfaltigkeit gibt. Das beſte Mittel gegen das Gefühl der Entbehrung wird hier gerade die gefliſſentliche Entbehrung, die den Appetit ſchärft und das Gute deutlicher macht, und vor Allem anſtrengende Arbeit ſein. Arbeit, die an Einzelnheit feſſelt, iſt auch ein Mittel, die Träume los zu werden, die oft mit anmaßlicher Forderung eines idealen Zuſtandes ſich in ein weites, unbeſtimmtes Meer von Wünſchen verlieren, wo der Menſch bald nicht mehr zu ſagen weiß, was ihm eigentlich fehle, und wo er, weil Nichts ihn erfreut, Alles zu entbehren glaubt. Ein ſolcher Mißmuth wird nur in den höhern Ständen angetroffen.

Die arbeitende Classe, die, ohne viel zu denken und zu sorgen, nur von einem Geschäft zum andern übergeht, kennt ihn nicht, und geht immer heiter dem Tag entgegen. Größere Bildung vermehrt zwar die Mittel, sich zu beschäftigen, aber auch das Bedürfniß derselben. Langeweile ist nicht selten in ihrem Gefolge. Je höher sich Jemand aufschwingt, desto mehr hat er die Tiefe zu befürchten, zu der er bald wieder herabsinkt. Hier ist kein besserer Rath, als weniger zu denken und mehr zu thun. Ja es scheint eine Beschäftigung mit beschränkten Dingen mitunter nöthig zu sein, um das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist wieder herzustellen. Und je höher Jemand den Flug nimmt, desto besorglicher muß er nach dem Plätzchen sich umsehen, wo er jedesmal sich niederlassen kann. Denen, die in hohen Gedanken leben, wird es gerade am schwersten, sie mit der Freude an gewöhnlichen Erscheinungen zu verbinden, und doch wird dies nöthig sein, weil auf Erden nicht immer Nektar gereicht werden kann. Am allerschlimmsten — noch schlimmer als alle Denker, Schwärmer und Grübler — sind unstreitig die daran, welche die Natur selbst zum höchsten Aufschwung, zum geistigsten Freudengenusse bestimmt hat, d. h. die Humoristen. Sie sind schon geplagt, indem sie, in ein buntes Gemisch von Temperamenten zur Anregung Anderer, zur Erhellung einer trüben Verworrenheit hinein geworfen, oft auf ganz unempfängliche Nachbarn treffen; und sodann haben sie mit sich selbst die größte Noth, wenn sie nämlich von dem Gipfel der Begeisterung, wo die

ganze Welt ihnen als ein göttlicher Scherz erscheint, in die ernstere Stimmung, in die nächtliche Hälfte ihres Humors zurückkommen, wo ein kalter, oft bitterer Gleichmuth ihnen die Empfindung aufdringt, daß eben Alles nichts sei, so daß jener Scherz sich wider sie kehrt. So unvermeidlich es ist, daß Humoristen zuweilen an Schwermuth leiden, eben so schwer ist es, ihnen in solchen Augenblicken zu helfen. Man kennt die Anekdote, wie ein trübsinniger Mensch zur Heilung vom Arzt zu dem Spiel eines berühmten Komikers hingewiesen wurde, und er traurig zur Antwort gab, ach! der bin ich selbst! Ihm wie allen andern Menschen in besonders trüben Stimmungen kann man nichts Anderes rathen, als — in Geduld eine bessere Stunde abzuwarten, und sich ein- für allemal fest einzuprägen, daß solche im Wechsel der Stunden nie ausbleibt.

Aber, wie ein zu freies Umherschweifen mit Blick und Phantasie Mißmuth und Langeweile erzeugen kann, so ist dies auch nicht selten in einem beschränkten Zustande der Fall. Indeß, wie eine dumpfe Stimmung demselben weit natürlicher ist, und im ganz gewöhnlichen Lauf der Dinge entsteht, so ist sie auch leichter zu entfernen. Das Gefühl der Beschränktheit als Folge eines blos mechanischen Lebens hat etwas Drückendes. Man kann demselben aber auch bald entrinnen, theils durch bloße äußere Veränderung, theils durch Erhebung zum Allgemeinen. Wer sich völlig müde gearbeitet hat, bedarf keines Vergnügens, sondern der bloßen Erholung. Einem solchen ist es schon hinrei-

end, ſich vor die Thür zu ſetzen, auf das Gewühl der
Menſchen hinzuſtarren, oder auch nur in's Blaue hin-
s zu ſehen; aus der Luft ſelbſt kehrt ihm ſchon der
ſche Lebensmuth wieder zurück. Wer ſich eingeengt
hlt, darf ſeine Umgebung nur einmal mit Andern
tauſchen, an einen andern Ort, unter andere Men-
en ſich begeben, und ſogleich gewinnt er die Zufrie-
heit mit ſeiner Lage wieder. Es wird oft eine
uelle des Mißmuthes, wenn einer zu viel an ſich
ſt denkt. Er muß ſich um die Begebenheiten An-
er bekümmern, ſich von dem Schickſal Anderer un-
halten, und er wird dann auch alsbald ſich freier
len. Oft iſt es nur das Nächſte, was ihm ver-
rren ſcheint; wenn er aber ſeine Blicke aufhebt zum
oßen, Ganzen, ſei es politiſch, ſei es religiös, und
größern Ausgleichungen ſtreitender Kräfte ſich be-
ſtigt, dann wird ſein eigener Standpunkt ihm deut-
er, heller und heiterer erſcheinen, und er gar bald in
er Lage ſich wieder zurecht finden. Der meiſte Zwei-
und das meiſte Mißvergnügen entſteht durch Ver-
elungen mit dem moraliſchen Theil der Welt, die
ſelten recht handelt und deren Kleinlichkeit uns oft
elt. Dagegen gibt es kein beſſeres Mittel, als
in einen Zuſtand zu verſetzen, wo die Rückſicht auf
al ganz ausgeſchieden iſt, und dies iſt — die freie
ur, die nichts von Zurechnung, nichts von den
deln und Schwächen der Menſchen weiß, und un-
mmert um ihren böſen oder guten Willen immer-
nur Leben wirkt und ſchafft. Ihr Anblick, ihr

Genuß heilt von allem Weltkummer, von aller Kränkung, vom allem Zorn. Schon, indem wir uns hier des Gedankens an moraliſch ſtreitende Kräfte entſchlagen, athmen wir eine reinere Himmelsluft. Auch der Genuß der ſchönen Künſte und fromme Andacht gewährt uns dieſe Befreiung. — Was uns aber noch vorzüglich das Leben trübt, iſt feindſelige Geſinnung gegen Andere. Indem wir ſie nähren, vergiften wir uns ſelbſt. Wir müſſen ſolche ſobald als möglich los zu werden trachten, es ſei durch Entſchuldigung Anderer oder durch Vermeidung ihrer oder durch eine Selbſtüberwindung, die das Räthliche thut, ohne ſich lange böſen Empfindungen preis zu geben. Dieſem ganz nahe liegt noch ein anderer Grund des Mißmuthes, und dieſer iſt ein — liebeleeres Herz. Wir werden den größten Plagegeiſt der böſen Laune, den Satan ſelbſt aus unſerm Leben entfernen, wenn wir mit allem Fleiß darauf bedacht ſind, Andern von Zeit zu Zeit Liebes und Gutes zu erweiſen. Ja wir können auf der Stelle den nächtlichen Flor der dunkeln Stunde zerreißen, wenn wir friſch weg uns zu irgend einer wohlthätigen Handlung entſchließen. Der Handlung folgt gar bald die Empfindung, der erſtarrte Buſen erwarmt und unſer Herz ſchlägt wieder fröhlich.

Ueber das Wiederſehen nach dem Tode.

Der Glaube an das Wiederſehen jenſeits mag allerdings oft großen Troſt gewähren, aber nicht ſelten wird er auch für das Leben, für Pflicht und Tugend verderblich, beſonders jetzt, wo man die Scheidewand oft ſo leichtſinnig, ſo gewiſſenlos überſpringt. In der Poeſie iſt es faſt herrſchend geworden, den Tod als das ſüßeſte Mittel für die Leiden des Lebens zu empfehlen, ſo daß Viele keinen Schmerz mehr ertragen wollen, und, wenn irgend etwas nicht nach ihrem Kopfe geht, gleich zum Sprung nach Jenſeits ſich bereit machen. Beſteht das Unglück nun gar in dem Verluſt eines Geliebten, ſo glauben dieſe modernen Frömmlinge vollends, ſie wären den Lebenden nichts mehr ſchuldig, und könnten jeden Augenblick ſich in die Arme des Geliebten hinüber ſtürzen. Daß man ſich dort gleich wieder finde, daß man hinfort das herrlichſte Leben mit einander führen werde, daran iſt gar kein Zweifel, darüber wird häufig eben ſowohl auf der Kanzel als auf der Bühne geſchwärmt. Aber ſo geſchwärmt wird in der Bibel *nicht*, denn wenn ſie auch nicht die Hoffnung zum glücklichen Wiederſehen, zum fortgeſetzten Umgang uns hinwegnimmt, ſo erklärt ſie doch ausdrücklich, daß fernere Gemeinſchaft nicht auf irdiſchen Verhältniſſen, ſondern auf Seelenverwandtſchaft beruhe. Da gilt kein Freien, und es kann Einer

hier sieben Frauen gehabt haben, ohne daß ihm dort eine einzige gehört. In der Welt freilich glaubt man oft, besonders in augenblicklichen Stimmungen, sich einander sehr ähnlich zu sein, während man doch im Wesentlichen vielleicht himmelweit von einander verschieden ist. Leidenschaft verblendet, Sinnlichkeit täuscht, äußeres Wohlsein bestrickt. Schon wenige Jahre führen oft eine ganz andere Einsicht herbei, — wie vielmehr jener entfesselte Zustand in der Ewigkeit! In der ersten Liebe glaubt der Jüngling ohne die Geliebte nicht leben zu können, und doch empfindet er oft in kurzer Zeit ganz anders. Soll man nun solchen Täuschungen mit den schmeichelhaften Bildern des Wiedersehens — ganz nach dem Wunsch des eigenen Herzens — noch zu Hülfe kommen, damit Beide, wenn sie sich hier nicht gleich besitzen können, nur zu sterben wetteifern? Hat die Religion für den Schmerz des Entbehrens keinen andern Trost, zum Ausharren keine bessern Gründe? Soll die Lehre der Tugend und Pflicht, das Band, das uns an die Harmonie der ganzen Welt knüpft nicht mehr gelten, als jenes Phantom, jene unklar gedachte Hoffnung, jenes ungeläuterte Wünschen und Sehnen? Leidenschaft und unsäglicher Schmerz mag zuweilen wohl die Flucht aus der Welt — menschlicher Weise — entschuldigen, aber billigen kann sie die Religion nimmermehr, ja diese Flucht ist ein Beweis, wie wenig Religion in den Ungeduldigen wirksam ist, wie wenig sie der höhern Stimme achten! Um so eifriger sollte man aber mit bestimmtern Wahrheiten dagegen

kämpfen und die ernste Gotteslehre nicht herabwürdigen, um nur süßen Trost zu verleihen, so auf's Ungewisse der Phantasie zu schmeicheln. Bedauern nur können wir jenen Jüngling, nicht als einen Geretteten preisen, der bei einem schauderhaften Unglück in Ostende, da die Feuergewalt des auffliegenden Magazins auch seiner Geliebten das Leben gekostet hatte, nach Hause rannte und sich ohne Weiteres mit einem Pistolenschusse das Leben nahm, zu Zeugen seiner Verzweiflung folgende Zeilen zurück lassend: „Diese schreckliche Begebenheit überlebe ich nicht; ich gehe zu meiner Rosamunde in das Land der Seligkeit. Lebet wohl, Freunde, lebet wohl, ohne meine Angebetete kann ich nicht leben." — Hier der Schmerz der Trennung, dort die Hoffnung des Wiedersehns ihm von Kanzelrednern und Dichtern so herrlich vorgespiegelt — wie konnte er da noch schwanken! — Ob sie ihm wirklich für die Ewigkeit bestimmt, ob die Wiedervereinigung so gewiß war? wer hat darnach gefragt, wer so zu zweifeln ihn gelehrt? — Hier ist eine große Lücke in der Erziehung und im Religionsunterricht!

Die Verehrung des Großen.

Es ist Bedürfniß für den Menschen, sich immer an Größern, dem Höhern anzuschließen, und dem Her-

zen ein Vorbild zu wählen, dem man in Gedanken nachgehen kann, so daß man oft ein ganzes Jahrhundert einem Einzigen liebend und verehrend folgen sieht. Hierin erkennen wir die Bestimmung zu etwas Edlerem in der menschlichen Natur, ja, wenn wir dem Aufstreben weiter nachblicken, zum Göttlichen selbst. Des Menschen höchster Gedanke ist Gott, mit dem er — bald bewußt, bald unbewußt — sich zu vereinigen trachtet, denn wenn ihm die Grenzen immer mehr erweitert würden, so würden die Schwingen des Geistes eher keine Ruhe finden, als auf dem höchsten Standpunkt der Freiheit, auf dem Gipfel alles Seins, wo ein Ueberblick das Ganze genießt, ohne ein Bedürfniß zu fühlen. Da dieser Punkt so weit von uns entfernt liegt, so spähen wir umher, wo besonders ein Strahl des Lichts das Irdische erhellet, und uns im gebrochenen Schimmer ein Abbild des Vollkommenen angedeutet hat; auf ihm ruhet das Auge mit Wohlgefallen. Je nachdem nun ein Mensch mit Kraft ausgerüstet, der Wunsch geläutert und die Sehkraft gestärkt ist, sieht und schafft sich Jeder diesen Lichtpunkt des Lebens, dies leuchtende Vorbild, das ihm in gemessener Entfernung vorschwebt und bei verschreitender Ausbildung sich immer höher stellt. Einmal im Leben — in der Liebe, der angebornen Begeisterung — ist es indeß einem Jeden verliehen, alle Perioden zugleich zu durchfliegen und die ganze Schöpfung als den Aufbau zur ewigen Harmonie, zum seligsten Sein zu empfinden, aus welchem alle Schatten und Hemmungen verschwunden sind. —

Bei dem Mancherlei, was im Menschen liegt, ist es allerdings eine Wohlthat, daß ihm durch innere und äußere Umstände eine Bestimmung, ein Wirkungskreis, ein Geschäft angewiesen wird; indeß ist es doch auch nicht zu läugnen, daß mit jeder Beschränkung, jeder Entschließung zu einer gesonderten Thätigkeit, jeder Einschreitung in ein bestimmtes Verhältniß ein Mensch im Menschen abstirbt, ein Werdendes aufhört und Vieles als Keim zurückbleibt, das sich ewig nach dem Lichte sehnt. Da demnach keinem Menschen vergönnt ist, sich ganz auszuleben, so gibt es auch kein anderes Mittel, dem täglichen Tode zu entrinnen, als jenem Leben zuzueilen, das wir im Geiste mit andern Geistern fühlen. Dies ist das Leben in der Vorstellung, das über die Wirklichkeit, über unsern Zustand weit hinaus sich erstreckt, und zu unermeßlichen Regionen leitet, die wir ohne diese Macht der Vorstellung und ohne das höhere Streben in uns nie berühren würden. So versetzen wir uns in ein vielfaches Handeln und Wirken, und in eine Thätigkeit, die der unsern ganz fremd ist, ja wir handeln nicht nur in dem Geiste eines Andern, sondern empfinden und genießen auch in seiner Seele, daß der Beschränkte, vom Geschäft kaum Losgekettete nichts Schöneres kennt, als über sein Gemäuer, seine Stadt, sein Land hinweg in das Gebiet eines Höhern und Mächtigern oder aber auch nachbarlich in die Seelen anderer Menschen wie in fremde Werkstätten zu schauen. Da wird er in Gedanken ein Krieger, der nach Heldenthaten ringt, ein Seefahrer, der neue

Küſten entdeckt, ein Kaufherr, der Waaren auf Waaren thürmt, ein Luftſegler, der den reinern Aether durchſchifft, ein Bergmann, der mit ſeinem Lämpchen zu Gold und Silber niederſteigt, ein Staatsverweſer, der Länder in Provinzen theilt, ein Erfinder, der Maſchinen auf- und abklimmt, ein Künſtler, der mit Klang und Bild neues Leben zaubert, oder ein ruhiger Pfarrherr, von ſeinen Kindern umringt. Die Gefahren Anderer mitzubeſtehen, begibt er ſich in die vielfach bekämpfte Seele des Ehrgeizigen, des Habſüchtigen, des Herrſchbegierigen, des Hartherzigen, des Mitleidigen, des Verfolgten, und macht ſich ſelbſt die Aufgabe mancher Verſuchungen, ſagt, wie er hier ſprechen, dort handeln würde, und ſucht einen Ausgang für tauſend Leiden. Indem er Andere zu begreifen, zu verſtehen, zu durchſchauen trachtet, verläßt er ſeine eigene Behauſung und ſchreitet durch ein fremdes Gebiet. So bildet er ſich vielfach aus und erweitert ſein Leben; zumal die unterdrückten Keime früherer Anlagen regen ſich und wachſen wenigſtens in der Vorſtellung herauf, Ahnungen werden Gedanken und vergebliche Wünſche ſpiegeln ſich in Anderer Glück. Welche Fülle von Gütern, welch ein Gebrauch von Dingen, die er mit keinem Finger berührt! Wie wenig erlangt der Menſch, und wie Vieles beſitzt und genießt er!

Aber um ſich nicht durch den bloßen Wechſel von Zuſtänden zu verwirren, wird er vor Allem nach Lichtpunkten ſich umſehen, die ihm den höhern Sinn des Lebens offenbaren und ihm eine größere Freiheit ſichern.

Und dieſes offenbarende Licht erſcheint ihm eben in den hervorſtechenden Geiſtern, in welchen die Natur ſelbſt urkräftig hervortritt, denen das Loos der Sterblichkeit am wenigſten vom Menſchen abgedungen hat, die durch vielverſchlungene Labyrinthe mit Ruhe, mit Sicherheit ſchreiten, die mit Leichtigkeit die allgemeinen Geſetze finden und anwenden, wodurch die verſchiedenſten Dinge harmoniſch ſich fügen und zu einem Zwecke gehorchen. Ob Held, ob Volksregierer, ob tiefeindringender Philoſoph, ob ſchaffender Künſtler, gleich viel, in ihm wird ein Höheres erkannt, das die größere Freiheit und Vollkommenheit uns ahnen läßt, zu der wir Alle geboren ſind. Was iſt nun natürlicher, als daß Alle, welche die Erſcheinung berührt, von Staunen ergriffen werden, mit Ehrfurcht ſie umringen, mit Liebe ſich ihr vertrauen und ſie als ein göttliches Geſchenk verehren! Es iſt das Schöne, das Herrliche, das ſo ſelten auf Erden gedeiht und das uns in dieſen Heroen zu Theil wird. In und mit ihnen genießen wir unſere eigene beſſere Beſtimmung, verlaſſen die drückenden Schranken und ſchweben zu einem fröhlichern Daſein empor. Sich ihrer nicht freuen, hieße ſein eigenes Herz der göttlichen Vorrechte berauben. Wie ſelbſt die Begeiſterung über ſie kam, ſchwingt ſich die Begeiſterung ihnen nach. — Und dennoch folgen nicht Alle. Etwas Böſes im Menſchen kämpft oft wider das Gute. Der Sklave gewinnt ſeine Feſſeln lieb, und es verdrießt ihn, daß er in einem Andern Vorzüge und größere Freiheit anerkennen ſoll. Was er ſelbſt nicht ſein kann, läug-

net er auch an Andern, daß Niemand herrſchend neben ihm ſtehe, der ſeine Kleinheit überrage. Er tröſtet ſich nicht eher, das Beſſere nicht zu beſitzen, als wenn es auch kein Anderer hat. Schwer wird ihm, an das zu glauben, was ihm verſagt iſt. — Aber auch dieſer Unmuth verräth ſchon die Achtung des Höhern. Thor, der ſo ſich ſelbſt verkennt, ſich und ſeinen Zuſtand nicht unterſcheiden, über ſeine Beſchränktheit mit einem freien Aufblick zum Höhern ſich nicht erheben, und zu dem vielen Guten, das er zu beſitzen meint, nicht noch viel mehr gewinnen will. Wird er nicht gewahr, daß auf den verſchiedenen Stufen derſelbe Geiſt waltet, will er in dem, der voranſchreitet, ſeinen Führer verkennen? Will er mit Fleiß die Bürde, die ihm das Schickſal auflud, ſich noch drückender machen? O wie viele wandeln traurig neben ihm, die von Sorgen ſo niedergehalten, von Verhältniſſen ſo eingezwängt, von der Laſt des Lebens ſo gebeugt werden, daß ſie faſt nie der Blick zur höhern Freiheit emporträgt! — Welche Erleichterung für das menſchliche Herz, wenn im Schaffen des mächtigen Geiſtes ihm ſeine eigene Beſtimmung wieder bewußt wird!

O ſelig, wem die Bande fallen,
Wär's auch nur einen Augenblick,
Er überſchreitet ſein Geſchick,
Und Einem folgt er gern vor Allen;
In ihm erfreut, wer freudig ſchafft,
Sich der Vollendung eig'ner Kraft.

Erinnerung, die Verehrung des Großen betreffend.

Was hier über die Verehrung des Großen gesagt ist, mag wahr sein, aber es geht damit nicht so schnell; es gibt dabei manche Bedenklichkeit und manche Verdrießlichkeit. Für's Erste, um das Große zu verehren, muß man es schätzen können, und dazu gehört ein wenig viel. Das Große begegnet uns nicht alle Tage, und kommt es, so zieht es uns die Augenbraunen gewaltig in die Höhe — es macht Anstrengung. Hat man nicht Geist genug, so muß man wenigstens Gefühl dafür haben, und das ist wieder eine Gabe der Natur. Und empfindet man es auch, so sollte man es doch noch nicht aussprechen wollen; denn da ist man gleich in der größten Gefahr, den schönsten Unsinn zu sagen. Allein gesetzt auch, man träfe es mit dem Ausdruck noch so ziemlich, so geräth man doch damit sehr leicht in die widrigsten Dissonanzen hinein, so daß man lieber stumm und taub sein möchte, und blind dazu. Denn — sieht man sich um, Himmel! welche Nachbarn! z. B. bei einem großen Dichter. Nachtmützen verdrehen beim Shakespear die Augen, die wohl besser thäten, wenn sie den Vater Martin läsen. Empfindsame Seelen thun so apart, als wenn sie mit dem Britten an einer Brust gelegen hätten. Sie lächeln, wo sie erröthen, und jubeln, wo sie in Ohnmacht fallen sollten. Die Geheimnißvollen sind noch unausste-

licher, die unſchuldigſten Worte foltern ſie mit Accenten, daß man dabei Blut ſchwitzen möchte. Und nun dazu das Chor der Gläubigen, denen ſchon im Voraus alle Sünden vergeben ſind, die mit derſelben Miene Alles göttlich finden, mit welcher ſie nachher rufen: Marqueur, was bin ich ſchuldig? Was ſie Lieblingsſtellen nennen, ſind Gemeinplätze, die Jedermann auswendig kann. Die ſich nicht recht ſicher fühlen, loben oft geradezu das, was ihnen nicht gefällt, um ſich nur keine Blöße zu geben — Dickhäutige übernehmen die zärtlichen, Zartgeſinnte die kriegeriſchen Stellen, fromme Seelen die Flüche, jungfräuliche die Zweideutigkeiten, Haſenfüße die Mordthaten — und Alle zeigen ſich als Helden. Sie geben ſich eine Ohrfeige nach der andern, und ſagen, Shakeſpear hat Recht. Das mag ſein, aber ob ſie es einſehen, iſt eine andere Frage. In ihren Reden, ihren Schriften könnten ſie ſich öfters eben ſo gut auf den Eulenſpiegel, als auf große Dichter berufen, aber ſie gebrauchen dieſe wie Gewehre, womit man exercirt, oder wie eine Uniform, womit man ſich ein beſſeres Anſehen gibt. — Wenn ich ſo loben höre, vergeht mir alle Luſt dazu. Bei einer ſolchen Verehrung wird mir ſchlimm. Und macht ein ſolches Weſen bei Seliggeſprochenen uns ſchon Leibſchmerzen, ſo iſt es bei Lebenden noch weit ärger. Welche Menſchen drängen ſich da zuſammen! Und was iſt der Beweggrund? Eigenliebe! — Neugierde, Eitelkeit, Eigendünkel führt einige Dutzend, wahre Liebe und Verehrung zweie, dreie herbei. Da reiſ't Einer von Leip-

zig nach Frankfurt und will, weil er die Merkwürdigkeiten an der Landstraße in Augenschein nimmt, nun auch den großen X gesehen haben. Ein Anderer hat sich zwar um seine Schriften wenig bekümmert, aber man lobt sie und er hört, daß der berühmte Mann aus seinem Orte sei, gleich nimmt er sich seines Ruhmes an, und spricht: Gott erhalte uns die Ehre unsers Vaterlandes! Auch die Einfalt kann ehrwürdig erscheinen, das Herz gibt ein Recht dazu; hier indeß muß uns ein solches Schafsgesicht allen Appetit verderben. — Endlich ist auch noch schwer bei den angehenden Genies durchzukommen, die auf Worte des großen Mannes lauern, welche klingen, als wenn sie solche gesprochen hätten oder die ein Brummen oder Kopfnicken gegen sie sorgfältig auffangen, um sich nachher vor der Welt damit als Geistesverwandte auszuweisen. Beständig umringen ihn die Getreuen schlechthin, die als Verzauberte schon todt sind, weil sie sich auf jedes Wort des Meisters todtschlagen lassen. Wer sollte da noch mitsprechen wollen, wer da noch sich unterstehen, auch entzückt zu sein oder wohl gar etwas von Verehrung sich merken zu lassen! — Es geschieht ihr ganz recht, wenn sie dir Uebelkeit verursachen. Warum drängst du dich hinzu? Das Aufsehen ist für den großen Haufen und es sind vornehmlich die Dreisten, welche die ersten Plätze einnehmen. Ehrfurcht tritt schüchtern zurück, tiefes Gefühl hat keine Worte, himmlische Freude hat an sich selbst genug. Trifft du mit ihm, dem Bewunderten, bei dir im Herzen zusammen,

so sei glücklich in der Stille und pflege sein; näher kannst du ihn nicht berühren, mehr ihn nicht besitzen, inniger ihn nicht dein eigen nennen. Es ist der Tempel des heiligen Schweigens, wo die Verehrung wohnt.

Leidenschaft.

Wie manches Wort geht über unsere Zunge, ohne daß wir es recht verstehen, recht empfinden! Denn es ist die Erfahrung eines ganzen Menschengeschlechts in eine Sprache niedergelegt, wovon wir nur den geringsten Theil selbst berühren und wogegen wir uns meist nur als entfernte Zuschauer verhalten. Zwar bekommen wir eine Ahnung von Allem, was aus dem Menschen hervorgeht, weil als menschlicher Antheil ein Anfang davon in uns liegt, aber dieser ist oft so schwach, so wenig im Keim erstarkt und so vielfach von den auferzogenen Wünschen überflügelt, daß wir auch kaum sagen können, wir empfänden das, was Andern innerlich begegnet, doch wenigstens in einem geringern Grade. Wir irren uns, wenn wir meinen, mit diesem so ganz geringen Grade stufenweis einen Andern auszumessen. Keine Berechnung führt zu der Höhe, die das Besondere in Andern erreicht hat; es will mit Gefühl erfaßt, lebendig erkannt sein. Mittlerweile

brauchen wir jedoch das Wort, das die Sache bezeichnet, und reden damit wie von bekannten Dingen. Ja, das Wort selbst wird uns oft so sehr zu einer gewohnten Sprechweise, daß wir auch hierin das Bedeutungsvolle nicht beachten, welches uns als ein Zeugniß der tiefsten Erkenntniß ein Geheimniß aufschließen sollte. So geschiehet es mit dem Worte Leidenschaft, das Jeder in den Mund nimmt, ohne sich ganz das Furchtbare vorzustellen, das er damit ausspricht. In den wenigsten Menschen wüthet zum Glück eine wirkliche Leidenschaft; es bleibt bei Aufwallungen, bei heftigen Anregungen der Affecte, bei den lebhaftern Aeußerungen der Triebe, die nöthig sind, um den Menschen in Bewegung zu setzen. Darnach versteht man nun auch unter dem Worte Leidenschaft, wenn man es von einem Andern gebraucht, gewöhnlich nichts weiter, als Mangel an Mäßigung, Mangel an augenblicklicher Selbstbeherrschung, ein unbesonnenes Zuviel, womit er sich schade. Man läßt ihm dabei immer noch die Zügel in der Hand, und meint, er könne und müsse sie wieder anziehen; aber — ein viel zu schwaches Bild! der Zügel ist seiner Hand schon entfallen, er wird von wilden Rossen durch's Unwegsame fortgerissen, zu einem Abgrunde fortgeschleudert, dem er, wenn er aufzublicken wagt, selbst entgegen schaudert. Freilich sind zweierlei Zustände bei der Leidenschaft zu unterscheiden: entweder besteht sie darin, daß sie ihn nur zuweilen übermannt, wie z. B. beim Jähzorn der Fall ist, wo er auf Augenblicke zu einem wilden Thiere wird, deßgleichen bei

der Grauſamkeit, die, wenn die Wuth ihn anwandelt, ihn zu einem blutgierigen Wüthrich umſchafft, worauf wieder Beſinnung, vielleicht ſogar Reue eintreten kann; oder die Leidenſchaft iſt eine fortwährende Beherrſchung des Willens, die Züchtigung, Peinigung, Mißhandlung eines Sklaven, der ſich ihr einmal unterworfen, und nun zu widerſtreben, weder Muth noch Kraft hat. Hier erhält die Leidenſchaft erſt ihre volle Bedeutung. Zum ſprechendſten Symbol eines ſolchen Zuſtandes kann uns der Trunkenbold dienen, dem Berauſchung zum krankhaften Bedürfniß geworden iſt. Ihm iſt die Begierde nicht mehr Luſt, ſondern Pein, ein Stachel, der ihm keine Ruhe läßt. Wie ihm, ſo ergeht es dem Sklaven ſinnlicher Ausſchweifung, der den Trieb, durch Unmäßigkeit verwöhnt, zum Herrn über ſich geſetzt hat, ſo daß noch in halb ſchon zerſtörtem Körper jede aufglimmende Kraft ihn zum Opfer fordert *). Wie er, ruchlos, iſt auch der Spieler, der immer wieder zu dem Wagniß aufgereizt wird, das ihn — verderben ſoll. So Jeder, den die höchſte Ausartung einer Neigung, eines Affects zu einem Vernunftloſen gemacht hat. Sie ſehen ihr Unglück, aber ſie glauben an keine Errettung mehr und in Verzweiflung oft endigt ihr Leben. Wie ſo wahr iſt alſo der Ausſpruch, der in dem Worte unſerer Sprache liegt, das

*) Wir ſehen Liederliche elend dahin ſchwinden, die nichts erretten kann, weil jeder Ueberreſt und jede Erneuerung von Kraft ſie immerfort zur Begierde hintreibt.

ein ſolches Begehren und Thun nicht mehr ein Handeln, ſondern — Leidenſchaft nennt!

Ueber die Täuſchungen des Temperaments *).

Wie ſchwer es iſt, aus ſich ſelbſt klug zu werden, darüber wäre viel zu ſagen. Für diesmal wollen wir weder von den höhern Beziehungen des menſchlichen Werths, noch von einer Vergleichung der Menſchen unter ſich, noch von der Würdigung der Eigenſchaften unter einander im Menſchen ſprechen, ſondern nur in Erwägung ziehn, wie leicht der Menſch die Dinge mit ſich ſelbſt verwechſelt. Dabei braucht nicht erſt von beſondern Verirrungen die Rede zu ſein; ganz vernünftige Menſchen ſind ſchon in dem Falle. Alle handeln nach Gründen; aber Himmel! wie verſchieden finden ſie ein und dieſelbe Sache! Wenn der Eine ſpricht: es iſt abſcheulich, es iſt nicht auszuhalten! ſo ſagt der Andere: es geht wohl noch an, es iſt gar nicht übel! oder gar, was der Eine unausſtehlich nennt, das findet der Andere allerliebſt. Wir können ſogar gleiche Einſicht, gleiche Bildung, im Allgemeinen auch gleiche Bedürf-

*) Zur Selbſterkenntniß ein ſehr wichtiges Capitel.

niſſe annehmen. Dennoch geberden ſich die Menſchen dabei ſo verſchieden. Was iſt es nun, das ſolche Abweichungen in der Empfindung, ſolche Widerſprüche in der Würdigung der Umſtände, in der Ertragung des Schickſals u. ſ. w. hervorbringt? — Es iſt hauptſächlich das Temperament. Als eine wunderſame Gabe der Natur iſt es einem jeden Menſchen angeboren, doch eine Gabe kann man es nicht ſowohl, als vielmehr eine Beimiſchung nennen, die zum Gegebenen erſt hinzukommt, zu den Lebensgütern gleichſam die Brühe, die Allem einen gewiſſen verwandten Geſchmack gibt, von welchem wir aber nachher nicht ſagen können, ob er mehr in der Sache oder auf unſerer Zunge ſeine Entſtehung habe. Dieſe durchſchmeckende Beimiſchung hat ſich auf das Hartnäckigſte angehängt und alle unſere Eigenſchaften durchdrungen. Geſinnung und Grundſätze können wir ändern, Gewohnheiten, Fehler, ſelbſt Laſter können wir ablegen, nur unſer Temperament nicht. Wir können es höchſtens etwas mäßigen und mitunter ſeine Aeußerungen aus Furcht oder Klugheit zurückhalten, aber es in uns ſelbſt zu verändern, iſt ganz unmöglich. Das Temperament gibt uns gleich mit der Geburt Tact und Tempo an, in welchem wir durch das Leben marſchiren ſollen; es iſt der Pulsſchlag, der uns überall hin begleitet, der innere Gang, das geheime Schrittmaß, wornach der Geiſt denkt und das Herz empfindet. Ja noch mehr: mit dem Tact iſt auch eine Melodie verbunden, wornach ſich Alles an uns vorüber bewegt, ja wornach die ganze Welt

ſich dreht. Dem Einen geht Alles munter und luſtig zu, dem Andern will im ſchweren Schritt nichts von der Stelle. Der Eine glaubt, ihm werde friſch zum Tanze aufgeſpielt, während der Andere nur Trauermuſik hört. Oder mit einer andern Vergleichung: Jeder hat ſein Lieblingscolorit, womit er die Welt ſich malt, der Eine läßt die Umgebung durch heitere Farben ſchimmern, der Andere aus der Nacht ſie hervordämmern, der Eine macht das lebhafte Roth zum Herrſcher des Bildes, der Andere wählt ſich eine ſanftere Harmonie. Durch dieſes allmählige Abweichen vom Sonnenglanze des Lebens entſteht unter den Menſchen die ſchönſte Verſchiedenheit, die unſchuldigſte Mannigfaltigkeit, wornach Alle ſtreiten und Alle Recht behalten. Hat der Luſtige nicht Recht, wenn er lacht, und hingeht, wo es zu lachen gibt? Iſt es Unrecht, wenn der Sanftmüthige das Geräuſch flieht, und den Beſitz ſich ſtill und eben ſchafft? Soll man den Feurigen tadeln, wenn er, emſig, das Werk raſch gefördert wünſcht? Darf der Ernſte nicht tiefer in eine Sache eindringen, als wir ſelbſt dazu Luſt haben? Wollen wir dem Gemächlichen ſein Polſter entziehen? Wohl! mag Jeder ſehen, wie er die Außenwelt mit ſich in Uebereinſtimmung bringe. Mag Jeder handeln, wie die Natur ihn treibt. Möchte denn aber auch nur Jeder in dem, was er wählt, ſich erkennen, und das, was in ihm iſt, nicht für etwas halten, das ihm von außen begegne. Allein — hier ſchleichen die größten Täuſchungen ſich ein. Es iſt Niemand, der nicht be-

hauptete, daß nur die Sache ihn ſo zu handeln bewege. Wer gern zankt, ſieht überall Veranlaſſung dazu, und hört nicht auf zu zanken. Der Trübſelige klagt nur und hört nicht auf zu klagen, und er beweiſ't uns, daß er Unglück habe. Der Empfindliche fühlt ſich überall gekränkt und beleidigt, und glaubt wirklich, daß ihm überall Unrecht geſchehe. Alle häufen Gründe auf Gründe, und es klingt in der That ſehr wahrſcheinlich, was ſie behaupten. Aber ihr Verſtand iſt durch die eigene Empfindung, durch die Stimmung verdunkelt, womit ſie die Dinge in ſich aufnehmen. Tauſende weichen ſo im Urtheil von einander ab. Der Eindruck des Gegenſtandes bleibt immer derſelbe, aber das Temperament hat der Seele eine Grundſtimmung gegeben, wornach die Empfindung, mit welcher der Eindruck empfangen wird, ſich ſtets verändert und bei dem Einen dieſe, bei dem Andern jene Farbe annimmt. Das nun muß uns mißtrauiſch gegen uns ſelbſt machen. Wir ſehen, daß der Menſch das Temperament vom Gegenſtande nicht rein abziehen, die Stimmung nicht von der Sache ſcheiden kann. An Andern ſehen wir es. Indem wir ſie kennen, wiſſen wir auch, was wir von ihrem Urtheil, ihrem Benehmen zu halten haben. Wir ſprechen: es iſt ihre Art ſo! Wer ſagt uns ſelbſt aber, wenn wir zürnen, daß der Grund ſo wichtig ſei, als wir glauben, wenn wir uns betrüben, daß wirklich eine Laſt zu ſchwer zu tragen ſei. Wer lehrt uns die Augen, mit welchen wir die Welt anſehen, wer lehrt das innere Maß uns ken-

ten, wornach wir hoffen und fürchten, wer sondert von unserm Urtheil die Stimmung, die daran Theil hat, wer zeigt uns den Grad der Verdunkelung unsers Sinnes, wer sagt uns, wieviel in unserm Gefühl völlige Wahrheit, wie viel davon Antheil des Temperaments sei!

Ueber die Erlaubniß des Nachdrucks.

Der deutsche Gelehrte ist, wie bekannt, ein armer Teufel. An sich nicht sehr begünstigt, kann er auch von seinen Werken nie den Gewinn hoffen, den seines Gleichen in England oder Frankreich findet, wo eine Hauptstadt, ein Ton, ein Geschmack sich gleich für eine Schrift entscheidet, und im Fall des Gelingens gleich einen großen Absatz herbeiführt. Und sollte ihm ja einmal begegnen, daß er im Stande ist, die aus einander laufenden Sehnen und Nerven von Deutschland zu einem Körper anzuziehen, so erfüllt sich an ihm das Sprichwort des Volks: wenn es Ducaten regnet, hat er keine Schüssel; die Nachbarn fangen sie auf. Oder mit andern Worten: wenn ja einmal ein Werk von ihm allgemeinen Beifall und ein großes Publicum findet, so ist es in irgend einem Winkel des

Reichs erlaubt, den goldenen Regen durch Nachdruck von ſeinem Hauſe abzuleiten, und irgend einem Müller, der romantiſch hinter einem Gebüſch wohnt, den Weiher damit anzuſchwellen. Deßhalb hört man denn auch ja zuweilen den Ausruf: ein Dieb! ein Dieb! aber Niemand achtet darauf, und der Dieb ſchreit ſelbſt mit. Der deutſche Gelehrte darf und ſoll nun einmal nicht reich werden: es liegt etwas Unſchickliches darin, daß er, der mit geiſtigen Dingen verkehrt, auch irdiſche Güter beſitzen ſoll, und ſchon die Lateiner ſagten: ein voller Magen ſtudirt nicht gern. So iſt es auch ſchon eine ganz hergebrachte Sache, wer einen dicken Bauch haben darf, und wer nicht. Der Amtmann darf einen dicken Bauch haben, der Bürgermeiſter, der Platzmajor, der Banquier, der Hofmedicus, der Schenkwirth, der Obermarqueur in einem Hotel, der Prälat, der Paſtor ein wenig, der Schulmeiſter gar nicht, eben ſo wenig der eigentliche Gelehrte, noch weniger der Dichter. Zuletzt kommen die Schneider, die in der Phantaſie ganz dünne verbleiben. Nach dieſem dunkeln, romantiſchen Gefühle iſt denn auch gleich, wenn das Maß des Gelehrten ſich aufhäufen will, ein Anderer da, der es abſtreicht, und die Worte dazu ſpricht: bis hierher und nicht weiter! Alle andere Stände dürfen mit ihrer Handtirung ſo viel erwerben und gewinnen, als ſie eben können und je nachdem der Wind weht: auf Regen und Sonnenſchein, auf Waſſersnoth und Feuersbrünſte, auf Hunger und Durſt, auf Verlangen und Furcht, auf

Uebermuth und Feigheit, auf Weisheit und Thorheit, auf Geistesstärke und Schwachköpfigkeit, auf den Appetit jeder Art dürfen sie speculiren, und Niemand schreibt ihnen das Glück oder den Profit vor, schaut, ihnen über die Schulter und spricht: du, was drüber ist, gehört mir. Nur der Gelehrte und sein Verleger darf nicht unmäßig gewinnen. Und ohne weiter zu fragen: wem denn nun wohl das, was er zu viel hat, gehören könne? heißt es hier! nehmt, greift zu, — gebrauche davon, wer Lust hat! Also hier allein gibt es mitten auf dem festen Lande noch Inseln, die keinen Herrn haben, mitten unter den vertheilten Gütern noch Districte, die Jedermann sich zueignen und zu Geld machen darf. Also hier allein ist es erlaubt, zu ernten, was man nicht gesäet, Früchte von Bäumen zu brechen, die man nicht gepflanzt hat, und einen Nachschlüssel zum Geldkasten eines Andern anzuwenden. Ist doch vielleicht der Diebstahl schon mit Unkosten verbunden: man hat die Diebesleiter nicht umsonst, Axt und Dietrich kosten Geld, und zum Einsammeln muß man selbst Körbe mitbringen. Auch stiehlt man vielleicht nicht allein für sich, sondern um zugleich Andern damit Gutes zu erweisen. Man ist vielleicht damit ein Wohlthäter der ganzen Menschheit, man will nichts weiter als helfen und nützen, das Heilsame nur schneller verbreiten. So sieht am Ende das Nehmen gar nicht mehr aus wie ein Diebstahl — es ist ein Befördern, ein gehen heißen. — Und überdies sind es ja nur Gedanken, die man weiter leitet. Darf

man ſich die Gedanken eines Andern aneignen, warum nicht auch zueignen? — Verdammter Unterſchied von Worten, der einen faſt ſtutzig machen könnte! Sich aneignen kann man nur etwas Geiſtiges, das wieder in Geiſt übergeht; aber zum Zueignen gehört etwas Körperliches. Hat denn der Gedanke einen Körper? — der gedruckte allerdings. Er hat Papier und Druckerſchwärze. Ja er hat ſchon einen Körper, noch ehe er war; denn der Gelehrte, um ihn zu bekommen, mußte eſſen und trinken, ſich kleiden und zu Bette gehen, und vielleicht viele Jahre hindurch, während der Magen immer verdauete, ſich den Kopf zerbrechen, und mit dem Verſtande viele Meilen weit die beſchwerlichſten Wege machen, um den heilſamen Gedanken aufzufinden. Soll er nun nicht die Vortheile genießen, die er ſich eben dadurch verſchaffen kann? Gedanken ſind ſein Fleiß und ſein Capital; ſoll ein Fremder dazu ein näheres Recht haben, als ſeine eigenen Kinder, oder eben ſo viel Recht, als er ſelbſt? Ja, was er auch gewinnen mag, er wird gegen den ungebetenen Handlanger ſeiner Güter, der nur Handgriffe, und nicht den Kopf braucht, und der nicht erſt mit demſelben die Wege, die er gekommen iſt, zurückreiſ't, zuverläſſig den Kürzern ziehen, da dieſer das blos Genommene, ſchon Zubereitete wohlfeiler hat und wohlfeiler geben kann, als er und ſein Vermittler. Warum will man nun lieber den in Schutz nehmen, dem die Sache nicht gehört? Eben deßhalb, weil auch Andere Vortheil davon ziehen? Kann aber der Vortheil

jemals ein Grund gegen das Recht sein? Indeß — dieses Recht will man eben noch nicht allgemein dafür anerkennen. Also — die Gedanken des Gelehrten, die er räumlich und körperlich seinem Verleger übergibt, sollen wirklich nicht für sein Eigenthum gelten, auch nicht bedingungsweise dem Verleger gehören? — Darüber haben sich die Deutschen nun schon Jahrhunderte den Kopf zerbrochen, und ihre Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat noch nicht erlaubt, darüber zu entscheiden. Die Schwierigkeit liegt in der Eigenthümlichkeit der Sache, die für sich gewürdigt werden müßte, und alle Erklärung besteht leider nur darin, daß man zu dem Neuen etwas Aehnliches aufsucht, um es daraus zu entwickeln, oder daß man es einem Gesichtspunkt unterordnet, worunter schon andere Dinge stehen, deren Beschaffenheit und Schicksal nun über die Behandlung des Neuen entscheiden soll. Auf diesen Gesichtspunkt kommt also Alles an. Die Erfahrung bietet keinen dar, der hier völlig angewandt werden könnte — Verbreitung des Gedankens durch den Druck läßt sich mit keiner andern Sache in der Welt vergleichen. Dennoch haben den grübelnden Deutschen manche seltsamen Dinge dazu herhalten müssen. Man hat die Gedanken für Samenkörner halten wollen, die Jeder, der sie bezahlt hat, weiter verpflanzen dürfe. Man hat sie sogar den amerikanischen Kartoffeln gleich gestellt, die, einmal entdeckt, auch von Jedermann zur Vervielfältigung angebaut und allgemein verbreitet werden müßten. Eine neue Idee hat man wie eine neue Erfindung be-

trachten wollen, worüber der Erfinder nur eine Zeit lang ein Privilegium ausüben dürfe. Und so hat man noch viel Aehnliches genannt, das aber immer dem Geschäft des Drucks nicht gleich kommt. Indeß — wo Gut und Gewinn Statt findet, sollte doch auch ein Gesetz sein, das darüber waltet. Es ist betrübt, wenn die deutsche Gründlichkeit nicht erlaubt, früher etwas zu bestimmen, als bis man Alles haarklein abgemessen und abgewogen hat, und wenn dies nicht geht, die Sache ihrem Schicksal zu überlassen. Mittlerweile mag denn also der Gelehrte immerhin beraubt werden, sintemal und alldieweil man doch so eigentlich noch nicht weiß, was und wieviel ihm gehört und gebührt. Weh dem Armen! Warum muß er es gerade sein, der unter dieser Ungewißheit der Richter, unter dieser Unergründlichkeit des Gegenstandes, unter dieser Unzulänglichkeit der Erklärung leiden soll! Warum soll er gerade mit Hab' und Gut ohne Gesetz und außer dem Gesetz leben? Ist nicht auch sein Leben, seine Person vogelfrei, wenn es seine Werke sind, da diese ihn ernähren sollen? Oder will man geflissentlich Mißbräuche mit der Sache selbst verwechseln, und diese lieber gar nicht gelten lassen, um nur jene nicht zu gestatten? Das hieße Kopfschmerzen durch das Schwert curiren, und die Füße ändern statt der Schuhe. — Das Gute, das aus dem Ganzen des Druckgeschäfts hervorgeht, wird immer bei Weitem einzelne Nachtheile überwiegen. Selten wird ein Werk mit übermäßigem Preise sich geltend machen, das nicht dadurch schon von selbst an-

dere Speculanten herbeilockt, die die Vortheile abzuleiten wissen. Der höchste Gewinn ist es eben, der auch zu geringerem die Kräfte in Bewegung setzen muß. — Selbst in einem Lande das nur durch wohlfeilen Nachdruck sich unterrichtet, würde die innere Literatur weit eher aufblühen, wenn Jener den rechtmäßig, aber theurer zu verkaufenden Werken weichen müßte, denn welchen Sporn müßten nun die inländischen Gelehrten in dem zu hoffenden Gewinn finden! Immer lockt Preis und Käufer den Verkäufer, und das Bedürfniß führt den Bedarf herbei. — Und wo ist denn nun das große Unglück, das durch unbeschnittenen Buchhandel entstände? Werden etwa die Gelehrten übermäßig reich davon? Und selbst ihre Verleger — wenn diese auch ein besseres Loos trifft, da in allen Dingen der Handel den meisten Vortheil zieht — wie Viele gibt es denn unter den vielen Hunderten in Deutschland, die sich großer Reichthümer zu rühmen hätten? Ohne Kraft und Leben ist jeder Handel, der nicht auf irgend eine Weise die Möglichkeit eines großen Gewinnstes vor Augen hat. — Und fehlt es in Deutschland etwa an Verbreitung der Wissenschaften, an vielseitiger Mittheilung durch den Druck, daß man dazu noch den Nachdruck müßte zu Hülfe nehmen? Sind wirklich solche Hemmungen, solche Stockungen da, so daß man das Gute und Nöthige Jedermann Preis geben, und alle Schranken des Marktes einreißen müßte? Ist nicht der Druck an sich schon eine große Wohlthat, und sorgt er nicht schon

auf eine bewundernswürdig leichte und ſchnelle Weiſe für Belehrung und Aufklärung nach allen Seiten?

Warum in aller Welt haben denn die Franzoſen über das literariſche Eigenthum durch Geſetze entſcheiden können? Etwa deßhalb, weil ſie überhaupt auf das Literariſche aufmerkſamer ſind und größern Werth darauf legen? Etwa deßhalb, weil ſie das Wiſſenswerthe nicht in den Lüften ſuchen, ſondern es zu einem Theile des Lebens machen? Oder deßhalb, weil ſie ſich nicht zu lange über eine Sache den Kopf zerbrechen, weil ſie lieber handeln als grübeln mögen, und wo es auf Ausführung ankommt, überhaupt anſtelliger ſind als die Deutſchen? — Leider iſt es ſo, und wir müſſen auch hier uns wiederholen, daß der Deutſche ſinnreicher iſt, Erfindungen zu machen, als geſchickt, ſie anzuwenden, daß er lieber etwas tiefſinnig ergründet, als daraus praktiſche Reſultate und — Vortheile zieht, daß er lieber berathſchlagt, als bewerkſtelligt, daß er tauſend Zweifel und Bedenken erhebt, wenn es einen Entſchluß gilt, daß er lieber durch Unterlaſſung ſündigen mag, als einen Fehler begehen, und daß er beſonders den Augenblick fürchtet, wo ſein Gedanke ſich in eine beſtimmte Form veräußern, ſich verkörpern und begrenzen ſoll. Deßhalb macht auch die Form noch immer für ihn einen eigenen Nothſtand aus, und Umſtändlichkeit heißt der Weg, auf welchem man ihr mit geſetztem und ſcheuem Ernſt zu genügen trachtet. —

Indeß — die Hoffnung auf ein ſicheres Ei-

genthum hat man den deutschen Gelehrten immer noch gelassen, denn bei fortwährenden Klagen hat man ihr Recht von Zeit zu Zeit immer wieder in Erwägung gezogen, und auch jetzt ist der deutsche Bundestag zuweilen mit dieser Angelegenheit beschäftigt. Ja man hat sogar dafür eine eigene Commission niedergesetzt, die wirklich schon ein Eigenthumsrecht der Schriftsteller und Verleger anerkennt, und auch zehn bis funfzehn Jahr nach dem Tode des Verfassers noch seine Erben daran will Theil nehmen lassen. Doch alle Stimmen haben sich darüber noch nicht vereinigen können, und auf's Neue haben sich Zweifel gegen jenes Recht erhoben. Nur Beschränkung des Nachdrucks ist angerathen worden, aus Gründen der Sittlichkeit und des allgemeinen Nutzens; denn es scheine unedel und unbillig, daß ein Dritter sich den Vortheil einer Unternehmung zueigne, deren Wagniß der Andere sich unterzöge. Aus Furcht vor Nachdruck würde vielleicht manches gute, aber keinen schnellen Absatz versprechende Werk gar keinen Verleger finden. Um jedoch unbillige Preise von Seiten der Buchhändler zu verhüten, sei der Rath, den Nachdruck einer Schrift sechs Jahre nach der Erscheinung zu verstatten.

Bei einer so schwierigen Sache, die schon so viele Fragen veranlaßt hat, sind vielleicht noch folgende Fragen erlaubt:

Darf Erfolg und Nutzen, auch wenn sie

auf daſſelbe Reſultat hinweiſen, über das Recht entſcheiden?

Iſt es blos unedel und unbillig, ſich den Vortheil eines Andern zuzueignen, nicht geradezu unrecht? Setzt Unbilligkeit nicht ſchon ein Recht voraus, und wo iſt dies für den Nachdrucker? Paſt der Ausdruck nicht vielmehr für den Verleger, der zu hohe Preiſe macht? Iſt aber Unbilligkeit zunächſt ein Gegenſtand der Geſetze? Und dürfen dieſe, um ſie zu verhüten, das Recht ſelbſt angreifen? Endlich: wenn der Nachdruck im ſechsten Jahre noch ein Raub iſt — iſt er es nicht auch im ſiebenten, im zehnten? Und warum ſoll der Gelehrte ſein Eigenthum nicht auch auf ſeine Nachkommen vererben dürfen? Etwa, weil alsdann der Gewinn zu groß ſein würde, den er von ſeinen Schriften zieht? Kann der Vortheil ein Grund ſein, das Eigenthum zu beſchränken, und Andern darauf ein Recht geben, die es nicht haben? — Sind ſechs Jahre für bedeutende Werke ſchon eine lange Zeit? Müſſen Schriftſteller und Verleger ihre Rechnung nicht auf eine weit längere Zukunft machen? Bringt überhaupt der Denkende, der Schaffende dem Werden und Wirken ſeiner Gedanken nicht ſein ganzes Leben zum Opfer?

Doch über alle dieſe Fragen dürfen wir uns jetzt mehr als jemals beruhigen, da dieſer Gegenſtand in der Erwägung hoher Richter jetzt mehr als jemals dem Ziele näher gerückt iſt, und der deutſche Gelehrte — falle die Entſcheidung wie ſie wolle — doch für die

Zukunft eine gröſsere Sicherheit ſeines Eigenthums, eine geſetzlichere Begünſtigung ſeines Erwerbs und eine immer mehr zunehmende Erleichterung ſeines Zuſtandes, alſo Wachsthum ſeines Glücks hoffen darf.

Nachſchrift.

Wie bekannt, hat Preußen, das um Wiſſenſchaft und Recht ſich ſchon ſo große Verdienſte erworben, neuerdings mit mehrern einzelnen Regierungen Deutſchlands ſich zum Schutz des Schriftſtellereigenthums verbunden. So lange freilich nur noch ein Winkel übrig bleibt, wo das Geſetz nicht hinreicht, iſt die Hülfe unvollkommen; doch — wir dürfen hoffen.

Welche Richtung nimmt die Zeit?

Unſtreitig wendet ſie ſich mehr zum Leiblichen als zum Geiſtigen, mehr zum Reellen als zum Ideellen. Und ſie hat Grund dazu. Nach dem Kriege gab es zu bauen und zu beſſern. Und ſo iſt denn Jeder bemüht, ſeinen häuslichen Zuſtand bequemer einzurichten. Nach dem Nothwendigen kommt das Wünſchenswerthe, das Gefällige, das Ergötzliche — und damit eröffnet

ſich ein weites Feld. Neue Häuſer erheben ſich, an das Haus ſchließt ſich ein Hintergebäude, der Acker muß einen Theil zum Garten hergeben, Zimmer reihen ſich an Zimmer, das Hausgeräth erſteht in neuen Formen, der Schmuck verbreitet ſich in edlern Stoffen, die Zierde in höherm Glanze. Aber wo iſt das Geld? hört man fragen. — Es rührt und regt ſich eben im Umtauſch, in der Befriedigung gegenſeitiger Bedürfniſſe und Wünſche. Es ſammelt ſich nicht — es geht raſch in die Dinge über, worin es jetzt weiter und breiter und glänzender erſcheinen kann, als ſonſt. Der Groſchen wartet nicht erſt auf den Thaler, der wohlfeile, der ſchöne Kauf lockt ihn fort — der Wagen rollt daher, noch ehe die Hunderte voll ſind. Der reichliche Hafer trieb die Pferde heran. — Fleiß und Gedeihen fördern ein Gericht mehr auf den Tiſch. Die Wolle iſt feiner, die Seide verwebt ſich billiger, man kann dem Schönen nicht mehr ausweichen, der Geſchmack bildet ſich wider Willen. So angenehm nach außen beſchäftigt — wer könnte ſich da dem Nachdenken ergeben! Soll die Muſik nicht auch ſchmeicheln? Soll das Theater uns rauh anlaſſen? Man will ergötzt, man will zerſtreut ſein. Schwelgen wollen die Sinne. Herbei, was uns dieſe Seligkeit verſchafft! Dorthin den letzten Heller! Dorthin entladet das volle Herz! Soll denn ja noch gedacht werden, ſo erforſcht, wie man dem Boden noch mehr Halmen, den Kräutern zum ungeſtörten Genuſſe noch heilſamere Tränke, der ganzen Natur zu bequemern Tagen einen noch größern Gehor-

ſam, zum Leben einen noch längern Athem abgewinnt. Nehmet die Winde zu noch ſchnellerem Geſpann, leihet Rieſenarme aus den Wolken, zwinget die Luft zum Träger eurer Laſten und den laſtenden Körper ſelbſt, der zur Erde will, zum Boten eures Willens. So könnet ihr noch gemächlicher ruhn, behaglicher zuſchauen und länger eſſen und trinken. Und daß ihr des edlen Erwerbs gewiß ſeid, und nichts euren Frieden unterbreche, ſoll das Denken auf Mein und Dein ſich richten und wie Alles im Staat zu Erreichung eures groſſen Zwecks ſich ordnen und fügen. Der hohe Rath hält Gericht, die Polizeiwacht, das Brauhaus dampft, die Mühle klappert am rauſchenden Wehr, der Backofen glüht, der fette Ochſe wird zur Schlachtbank geführt, in die Küchen leert der Markt ſein Füllhorn, dicke Fäſſer Weins wandern in den Keller, Webſtühle raſſeln, Geſellen ſchneidern bis zum Kirchengeläute, Schmiede hämmern und pochen, der Fleiß lärmt durch die ganze Stadt. Alles iſt auf's Beſte beſtellt, was gäbe es da noch zu denken? — Wie die Welt entſtand? Wie die Elemente ſich bekämpfen? Ob ſich Weisheit verbirgt hinter dem Streit der Kräfte? Was über die Sterne hinaus lebt? Ob Alles in einem Auge ſich ſpiegeln mag. Ob alle Spuren des Verſtandes ein ewiger Verſtand zuſammenfaßt? Was in den Tiefen des eigenen Herzens verborgen liegt? Wohin die Sehnſucht treibt, was die Wehmuth bedeutet, welch Geheimniß die Ahnung offenbart, welch hohen Sinn die Sprache des Gewiſſens verräth? Ob es über das behagliche

Leben hinaus noch andere Bedürfniſſe, noch eine höhere Beſtimmung gibt? Andere haben darüber gedacht. Die Kirche ſteht nicht umſonſt da, und wir gehen auch hinein, wenn der Redner zu ſprechen weiß, und geben Beifall ſeiner Rede, wenn ſie nach unſerm Geſchmack iſt. Auch unterhält uns wohl ein theologiſcher Streit, wir nehmen Theil daran, doch wir ereifern uns nicht. Sollen wir hier noch ſchwärmen? die Zeit iſt vorbei. Andächtlern überlaſſen wir das. Oder ſollen wir gar noch philoſophiren, höhere Wahrheiten ergründen? Das verlernten wir, ſeit die Philoſophie ſo hohen Flug nahm. Keine Syſteme mehr! Wir ſind ihrer ſatt!

Belehrung nehmen wir noch an, wir folgen gutem Rath in natürlichen Dingen, nur beſondere Erhebung über das behagliche Sein, Begeiſterung fordere man nicht. Noth und Krieg und manche Erwartung haben uns die Köpfe erhitzt — wir ſind zur Beſinnung zurückgekehrt. Hohes zu begehren, haben wir keine Luſt mehr. Was uns die Vergangenheit geraubt, ſoll uns die Gegenwart wieder erſtatten — genießen wollen wir. Rath wollen wir hören, wie wir unſer Leben, unſern Staat, unſer Haus noch beſſer einrichten; wir wollen auch den Armen geben, Gutes ſchaffen und wirken, ſo weit es ſich mit unſerem Glück verträgt, alle Tugenden unſern Kindern empfehlen, alles Höhere laſſen in ſeinem Werth, nur — Begeiſterung fordere man nicht.

Träumereien.

Wie sehr in Deutschland in der neuern Zeit wieder der Magnetismus mit allen seinen Ausartungen und Spielereien ausgebrochen war, ist bekannt. Der Krieg kam und rief die Germania bei Namen, da that sie einen tüchtigen Fall, und man glaubte nun, sie würde erwachen und das wirkliche Hellsehen anfangen. Aber so schnell muß es damit doch wohl nicht gehen, denn wie in dem großen Gasthofe zu den Freiwilligen, im Allgemeinen Anzeiger, vor nicht gar langer Zeit erzählt wurde, hat sich erst noch in unsern Tagen mit dem magnetischen Schlaf folgender sehr merkwürdiger Vorfall zugetragen. Die Dienstmagd eines Cantors fing, wenn sie Morgens aufstehen sollte, erst recht an zu schlafen. Das ereignet sich zwar mit vielen Andern auch; aber diese hatte den magnetischen Schlaf, und, statt die Stube zu fegen, las sie die Liturgie, die 50 Schritte von ihr in der Kirche lag; denn sie konnte nicht nur durch ein Bret, sondern durch dicke Mauern sehen und zwar ohne die Augen aufzuthun. Ihr prophetischer Magen sagte nicht blos, was es auf dem Thurm geschlagen habe, und wie lange es noch bis zu Mittag hin sei, sondern er that auch denen, die aus dem Hause gingen, pünktlich zu wissen, ob unterdeß Hans oder Katharine in der Schinkenkammer oder beim Buttertopf gewesen u. s. w. Dem lieben unerschrockenen Vieh sagte sie — besonders wenn

eine Seuche im Dorf herrſchte — den Tag vorher, da es erkranken, wenn eine Gemeindekuh ſchlechtweg krepiren, oder das Leibroß des gnädigen Herrn zu einer beſſern Weide hinüber ſterben würde. Das ſchönſte aber war, daß ſie einen vergrabenen Schatz anzeigte. Von einer alten zerfallenen Burg zeugte in der Nähe noch ein Wall, darunter lag er. Sogleich kamen zwölf Männer aus dem Dorfe und gruben auf der Stelle, wo ſie mit dem Finger hinwies. Sie bildeten, wie die Engländer bei den mexicaniſchen Goldgruben, einen förmlichen Verein, doch nur auf die Actien ihrer Fäuſte, und wer nicht zu ihnen gehörte, hatte blos die Erlaubniß, zuzuſehen und ſie zu beneiden. Einer, der hier noch hätte zweifeln wollen, wäre von den Arbeitern, die immer ihr Werk mit Gebet anfingen, gleich mit dem Spaten an den Kopf bedient worden. Schon war eine Woche gegraben, man ſah noch nichts; noch eine, noch zwei Wochen ſetzte man daran, und ſo oft es einen Klang in der Erde gab, ſpitzten Alle andächtig die Ohren. Endlich wurde es ihnen ach! ganz gelb vor den Augen; und — wenn nicht Hexerei im Spiel war, lag da nichts anders als — gelber Lehm vor ihnen, der aus der unterſten Tiefe hervor kam. Sie machten Halt, und holten einen langen Athemzug. Das Mädchen aber war unterdeß aus ihrem magnetiſchen Schlaf zurückgekehrt, und ſchlug, da man ihr von der Schatzgräberei erzählte, eine große Lache auf, wie die Leute ſo dumm ſein könnten, zu glauben, was ſie in ihrer Geiſtesverwirrenheit geſprochen habe. Als

ehrlich war sie. Die Leute sahen sich ganz verblüfft einander an, und ärgerten sich so sehr, daß sie vergaßen, das Loch, wo sie ihren Verstand gelassen hatten, wieder zuzuwerfen. Und so ist denn ein Denkmal ihres Irrthums zurückgeblieben, das man noch jetzt — bei Insburg im Bodethale, drei Meilen von Magdeburg — sehen kann.

Man sagt, eine Staffete sei damals nach Berlin eilt, mit der Nachricht: es sei nichts mit dem Magetismus der Art, sie möchten aufwachen! Aber aus nem so süßen Schlummer erwacht man nicht so gern, icht so bald, nach dem Schlafe kommt erst das Träumen, jedoch, wie man bei einer so aufgeklärten, gebilten Stadt wohl denken kann, nicht das gemeine, sondern das mystische Träumen. Behutsam verhängt man ßhalb die Fenster, damit das Licht nicht so schnell reinbreche; Versammlungen werden gehalten in anchtigem Halbdunkel, um — weil denn doch der gehnliche Weg zum Himmel, durch Handeln und Dulen, zu weit, zu beschwerlich ist — gleich mit dem nern Auge sich geradezu in den Mittelpunkt des himmhen Reichs zu versetzen — eine Art von Hintertreppe, f der man ansehnlich näher geht, und wo nur ein waches Lämpchen brennt. — „Wie leben wir?" fragte lich ein Wanderer am Thore. „Etwas Noth, antrtete der Wächter, „etwas Liederlichkeit, etwas Leert im Kopfe — aber das thut nichts, dagegen hilft einziges Mittel, die Mystik. Vorher lebten wir glücklich, jetzt leben wir glückselig." — „Also nicht

mehr Philoſophie und äſthetiſche Vorleſungen?" fragte der Wanderer weiter; „nicht mehr Kunſt und Theater und das Raiſonniren darüber?" — „Das wohl auch, entgegnete der Wächter, aber es zieht nicht mehr alleinig, es befriedigt unſere höhern Bedürfniſſe nicht. Durch Kritik und thieriſchen Magnetismus haben wir, die Angeſtrengten, es bis zu einer großen Gleichgültigkeit gegen ſolche irdiſche Dinge gebracht, und das Wort Aufklärung iſt uns jetzt ein wahrer Gräuel. Die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, iſt die: „Einſicht in das Nichts, und herzliche Verachtung Alles deſſen, was uns erhaben ſchien und wünſchenswerth." Träum' ich oder wach' ich! ruft jetzt Alles aus, da die Erleuchtung über uns gekommen." — „Freund, Ihr träumt!" verſetzte der Wanderer. — „Ich will nicht ſtreiten," erwiederte der Wächter, „vorläufig kann ich Sie nur bedauern. Weil Ihnen die Sonne auf die Naſe ſcheint, glauben Sie, es ſei heller Tag; indeß bitte ich Sie, Mann aus der Provinz, der Sie wahrſcheinlich zum Landtag reiſen, die gute Stadt, die viel gelitten hat, und die jetzt ſo ſchön träumt, durch Ihr Geſchrei von Sonne und Landluft, bevor es dem Herrn dort oben gefällt, nicht unſanft zu wecken."

Ueber das verschiedene Zusammentreffen gleicher Charaktere.

Gewöhnlich nimmt man an, daß ein freundschaftliches Verhältniß durch gleichgesinnte Charaktere besteht, und man kann dies auch als Regel gelten lassen, denn es werden sich nur die einander suchen, die sich einander verstehen und mit gleichen Neigungen sich zu einem gemeinsamen Genuß oder zu einer gemeinsamen Handlung verbinden können. Dabei kommt es nicht nur auf die moralischen Grundsätze, den Hauptbestand des Charakters, sondern auch auf Temperament, Bildung und Ansicht der Welt an. Wer es lustig liebt, wird sich auch nach einer lustigen Gesellschaft umsehen, der Weintrinker wird wieder zu Weintrinkern sich halten, wer mit sanftem Gemüth gern den stillern Freuden der Natur oder der milden Erheiterung eines traulichen Gesprächs sich hingibt, wird die lärmenden Ausbrüche eines lebhaftern Temperaments meiden und Freunde ruhiger Theilnahme zu seinen Genossen wählen; wer gern auf eine feinere oder geistreichere Weise sich unterhält, wird zu Personen von ähnlichem Ton und ähnlicher Geistesrichtung sich wenden, und so wird auch der, welcher die Welt aus einem höhern Standpunkt betrachtet, die vorziehen, die mit ihren Gedanken in gleicher Sphäre leben. Indeß werden wir bei dem allen doch gewahr, daß auch die Extreme nach einander verlangen, nämlich, wenn sie nicht zu weit aus

einander liegen; ſie begehren einander als Ergänzung ihres eigenen Weſens: der Sanftere bedarf des Lebhaftern, der Kleinmüthige des Muthvollen, der Unruhige des Geſetztern u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe kommt die Welt, die ſonſt in Parteien aus einander fallen würde, wieder zuſammen. Ja die Natur hat es bei dem Bedürfniß nicht bewenden laſſen, ſondern einen noch viel mächtigern Trieb dem Herzen eingepflanzt, der weit über das Bedürfniß hinaus geht, ſo daß ſelbſt das Unerreichbare ein Verlangen einflößen kann und nicht ſelten die größte Gewalt über die Herzen ausübt. Dies hat denn allerdings nicht immer das Glück von zwei Perſonen, wohl aber eine weit größere, kühnere Verbindung der ganzen Welt zur Folge, deren Elemente, ſtets mit einander ſtreitend und ſich verſöhnend, dadurch in die mannigfachſte Berührung geſetzt werden, und zu den wunderbarſten Begebenheiten einen Schauplatz bis in's Unendliche eröffnen. Die Verbindungen gehen zuletzt bis in's Räthſelhafte, ſo daß wir die Anziehungskräfte, die dabei wirkſam ſind, nicht immer auffinden, und den Grund der Vereinigung nicht immer entdecken können. Nicht nur in ehelichen Verhältniſſen gibt es ſolche Räthſel, ſondern wir treffen oft auch im gewöhnlichen Umgange auf Menſchen, die, einander immer widerſtreitend, in beſtändigem Unfrieden zu leben ſcheinen, und doch nicht von einander laſſen können. Von dergleichen an einander gezauberten Menſchen kann man auch nicht ſagen, daß ſie in Harmonie leben, ſondern nur, daß ſie beſtändig dar-

nach· trachten und gläubig daran bauen, aber auch, daß ohne dieſes ſtete Verſuchen, ſich zu verſtändigen und auszugleichen, ihnen das Leben leer ſein würde. Iſt uns Allen doch die ganze Welt nicht als ein Feſt des Friedens angewieſen, ſondern als ein Weg dahin. — Indeß, wenn ſich uns auf dieſe Weiſe auch öfters bemerklich macht, daß Harmonie mehr auf gegenſeitigem Bedürfniß als auf Gleichheit der Geſinnung beruht, ſo dürfen wir deßhalb doch noch nicht annehmen, daß Eins dem Andern ſchon der Natur nach widerſpreche, indem Beides ſich vielmehr, nach obigen Beiſpielen, gar oft mit einander verträgt, ſondern wir haben nur die beſondern Fälle zu unterſcheiden, wo gleiche Eigenſchaften der Perſonen einander ausſchließen. Einerlei Liebe kann nur zuſammenführen, wenn die Sache, welche Mehrere genießen wollen, theilbar iſt, wie dies bei vielen Vergnügungen zutrifft. Wird aber daſſelbe, das nur Einer beſitzen kann, von Mehrern begehrt und perſönlich erkämpft, ſo iſt der Unfrieden da. So können eitle, ehrgeizige, ſelbſt habſüchtige Menſchen mit einerlei Grundſätzen und Neigungen recht gut auf lange Zeit freundſchaftlichen Umgang pflegen, denn ſie harmoniren ja innerlich ganz vortrefflich und verſtehen ſich gar wohl, bis — ein beſtimmter, untheilbarer Gegenſtand ſie entzweit, den zwei oder wohl gar Mehrere zugleich beſitzen möchten. Eben ſo entſteht auch Eiferſucht und Neid nur bei Perſonen von ähnlichen Verhältniſſen. Immer wird da, wo Eintracht auf einerlei Fehler ſich gründet, Gemeinſchaft ohne Störun-

gen, ohne Beleidigungen nicht lange Statt finden können, doch ist die Aehnlichkeit selbst wieder der Grund, daß sie trotz unangenehmer Berührungen oft wieder zur Verbindung zurückkehren.

Ganz und immer ausschließend ist dagegen die Gleichheit der Gesinnung, wenn diese nicht blos eine Sache, sondern unmittelbar die Person betrifft. So gibt es zweierlei Egoisten, solche, denen es nur um Vortheile, und andere, denen es um ihre Persönlichkeit zu thun ist. Die Erstern, entweder schon im Besitz des Vortheils, des besten Platzes, des schönsten Genusses u. s. w., oder heimlich bemüht, nur für sich zu sorgen, erscheinen noch als leidliche Nachbarn. Entweder verhalten sie sich ganz ruhig, und haben gegen unsere Eigenheiten, wenn sie nur nicht in ihr Gebiet eingreifen, gegen unsere Forderungen und Klagen gar nichts einzuwenden, weil sie sich im Genuß nicht gern stören lassen und weil unser Zustand ihnen gleichgültig ist, nebenbei auch wohl aus Furcht, ihre Vorrechte möchten angefochten werden; oder sie sind die artigsten, gefälligsten Menschen von der Welt, in Worten, kleinen Handleistungen und Anerbietungen, und besonders in Allem, was wir sagen, sehr beipflichtend, während sie in der Stille einen Vortheil nach dem andern sich zusichern, mit ganz unschuldiger Miene das Beste sich zueignen, noch ehe wir daran dachten, und auch das Geringfügige mit Benutzung des günstigen Augenblicks, nicht unbeachtet lassen. Ihren Egoismus merken wir vielleicht erst hintendrein und lachen darüber. Lästiger

nacht ſich aber der perſönliche Egoiſt. Er will der Erſte ſein in Wort und That, er will uns nur von einer Perſon unterhalten, von ſeinen Verdienſten, von ſeinen Vorzügen ſprechen, und wenn wir ihn nur ruhig anhören und bewundern, ſo überläßt er uns äußere Vortheile gern. Der unglücklichſte Menſch iſt er aber, wenn er mit einem zuſammentrifft, der auch gern von ſich und nur von ſich erzählen möchte; dieſen findet er unausſtehlich, und, kaum hat ein ſolcher den Rücken gewandt, ſo äußert er ſeine große Verwunderung, wie Jemand ſo unbeſcheiden ſein und nur von ſich reden, wie er verlangen könne, daß ein Anderer ihm bei Dingen zuhören ſolle, die ſich täglich im Leben zutragen, ja die ihm ſelbſt ſchon unzählige Mal vorgekommen. Und um ſeinen Satz zu beweiſen, fährt er auf der Stelle fort, Beiſpiele der Art aus ſeinem eigenen Leben anzuführen, ſo daß er bald, eine Geſchichte an die andere knüpfend, die nämliche Rolle weiter ſpielt, ohne dies zu merken, und ohne es im mindeſten zu ahnen, daß ſeine Verwunderung nun ganz auf ihn paßt, nämlich, wie man immer nur von ſich ſprechen und ſo Alltägliches breit und wichtig behandeln könne. Daſſelbe Schauſpiel hat man, wenn ſich zwei Schwätzer nahe kommen. Sie ſuchen ſich einander das Wort wegzufangen, und, geht das nicht, ſo gerathen ſie in die peinlichſte Unruhe, flüchten ſich dann zu uns, und verwünſchen und verfluchen den Schwätzer, der keinen andern zu Worte kommen laſſe, ohne zu bedenken, daß ſie uns nun in dieſelbe Qual verſetzen. — Frei-

lich! solche Eigenheiten, die persönlich ausschließen, können bei der größten Uebereinstimmung der Gemüther nie zu einer Harmonie, wenigstens zu keiner geselligen Gemeinschaft führen, obwohl sonst als Regel fest steht, daß die erste Grundlage der Freundschaft innere Uebereinstimmung ist.

Sitte und Gesetz.

Die Sitte ist zwar nur ein stilles Uebereinkommen der menschlichen Gesellschaft über gewisse Handlungsweisen, aber sie wird nicht minder streng beobachtet als das Gesetz, ja oft noch strenger, eben weil sie freiwillig ist, und nicht blos äußerlich, sondern auch in der Gesinnung lebt und immer im Voraus auf die Zustimmung der Menschen zu rechnen hat. Es ist auch weit schlimmer, eine Sitte als ein Gesetz zu übertreten; bei dem letztern kann man sich doch noch mit einer bestimmten Strafe abfinden, bei der erstern aber ist das Ende von den Nachtheilen der Uebertretung nicht leicht abzusehen und das Uebel noch lange im Stillen fortwirkend, so daß wir oft noch die Ungunst der Menschen verspüren, wenn wir die Veranlassung dazu längst vergessen haben. Ein Gesetz kann man mit einem Federstrich aufheben, nicht so eine Sitte; denn man kann

dabei nicht mit Zwang verfahren, man hat es mit der freien Entschließung jedes Einzelnen zu thun, man hat mit Gesinnungen und Vorurtheilen, ja mit Angewöhnungen zu kämpfen, die mit der Zeit schon fest gewurzelt sind. Gleichwohl sind in gewissen Dingen, im Leben wie im Gang der Geschäfte, Sitten als stillschweigende Vorschriften unentbehrlich, da das Gesetz nicht überall hinreicht, nicht alle Möglichkeiten im Voraus bestimmen kann, und zu barbarisch, zu eisern in den freien Willen des Menschen eingreifen würde, wenn in allen Verhältnissen für Recht und Pflicht immer gleich die Wage und das Schwert vorhalten wollte. Es ist oft auch weit bequemer, sich nach bestimmten Gebräuchen zu richten, als ein geschriebenes Gesetz zu ändern. Handel und Wandel könnten ohne Sitten, die Allen zur Richtschnur dienen, gar nicht bestehen; sie sind eine wohlthätige Ergänzung der Gesetzgebung, wo das Gesetz kann oft selbst nicht über die Sitte hin-, muß sie oft als verpflichtend anerkennen, und bei Gründung eines Staats auf solche als das Ergeb- der Culturbeschaffenheit Rücksicht nehmen, ja, so als möglich, sich damit verbinden. — Gleichwohl das Gesetz, als auf allgemein gültigen Vernunftden beruhend, auch nicht selten die Verpflichtung, chenden Sitten geradezu entgegen zu streben, beson- wenn diese noch aus rohern Zeiten oder aus gen Zuständen herrühren, und mit der spätern Cul- und Lebensweise nicht mehr übereinstimmen. Das lendste Beispiel hiervon gibt das Duell, die be-

dingte Selbſtrache, die wegen verletzter Ehre auf Tod und Leben ficht. Die Geſetzgebung findet dieſe blutige Selbſthülfe, welche die Rechtsforderung nach Maßgabe früherer Gewaltherrſchaft übertreibt, für eine Zeit, wo Jedem rechtlicher Schutz verliehen iſt, nicht mehr paſſend und hat ſie daher in allen Ländern verboten. Deß ungeachtet aber verharrt die Sitte hartnäckig darauf, und man wagt eher das Geſetz, als dieſe zu übertreten. Ehe ſich die Meinungen der Menſchen nicht ändern, worin dieſe Sitte Wurzel gefaßt hat, ehe wird es auch dem Geſetze nicht gelingen, dieſe wegzuſchaffen und zu vertilgen. Die rechtliche Verbeſſerung muß hier von freien Entſchließungen und von Beiſpielen muthvoll ausgezeichneter Männer, die eine Selbſtaufopferung nicht ſcheuen, als etwas Gewagtes ausgehen, bevor ſie Nachahmung und mit derſelben allmählig Anerkennung des öffentlichen Geſetzes hoffen darf. Bis jetzt herrſcht die Sitte noch mit einer ſolchen Strenge, daß es weit gefährlicher iſt, ein Duell auszuſchlagen, als es anzunehmen. Deßhalb verdient als ein Beiſpiel von gröſſerm Muth Folgendes, das ſich kürzlich in England zutrug, hier einer Erwähnung.

„Ueber einige Damen" — die Veranlaſſung ſcheint alſo ganz ritterlicher Art — „geriethen zwei engliſche Capitaine bei einem Gaſtmahle in Streit, und den andern Morgen ſchickte der eine dem andern eine Herausforderung zu, worauf dieſer aber folgende Antwort gab: Mein Herr! Ich ſchätze mich glücklich, als Zeugen meines Muthes die Officiere und Soldaten auf-

führen zu können, welche mein Betragen bei Vittoria, Toulouse und Waterloo gesehen haben. Sie mögen immerhin diese Ablehnung Ihrer Herausforderung bekannt machen, und mich der Feigheit beschuldigen; allein ich bin vollkommen überzeugt, daß Niemand mich deren fähig halten wird. Der Gegenstand unsers Streites war eine Lumperei; (das mußte er freilich am besten wissen!) das Blut eines Kriegers muß für edleren Gebrauch aufgespart werden. Die Liebe ist blind, die Rache niedrig und der Geschmack eigensinnig. Man bedenke, daß Mord, obwohl mit einer falschen Darlegung der Ehre geschmückt, Mord bleibt und (zu Gott) um Rache schreit."

Ehre und Vergnügen.

Beide offenbaren sich unter den Menschen als zwei glänzende Zielpunkte des Strebens, und selten, daß einer auf eins von Beiden ganz verzichten möchte. Gleichwohl treten sie sich einander oft in den Weg, um sich einander Abbruch oder vernichten sich ganz. Das Trachten nach Ehre erhöht und schärft sehr bald die Aufmerksamkeit auf die äußern Zeichen, womit von der Welt ein Vorzug anerkannt wird, und erweckt,

wenn auch nicht immer die kleinliche Eitelkeit, doch desto gewisser die Eifersucht, womit errungene Rechte gegen Andere bewacht, Ansprüche behauptet und nach Maßgabe dessen, was Andern widerfährt, neue Rechte gefordert werden. Dies führt aber auf jeden Fall eine Spannung der Seelenkräfte herbei, die, so wohlthätig sie auch für das praktische Leben werden mag, für Gemüth und Phantasie nachtheilig wirkt, indem sie die Fähigkeit schwächt, sich frei seinem Gefühl zu überlassen und sich den Einwirkungen des höhern Weltgeistes hinzugeben. Das Aeußerliche, Sichtliche, Gegenwärtige, das dabei zu sehr Geist und Sinne beschäftigt, hemmt die Aussicht in den entfernten Hintergrund — ja in das Endlose, wohin die Freude des ganzen Menschen seinen Flug nimmt. Fröhlichkeit ist ein begeisterter Zustand, der, wie die Liebe, jeden Menschen für den Augenblick zum Dichter, oft sogar zum Seher und Propheten, auf jeden Fall innerlich zu einem höhern Wesen macht, das von dem Himmel eines freiern, mächtigern Geistes nicht nur träumt, sondern wirklich genießt. Sich selbst und seine Beschränktheit zu vergessen, ist ein Hauptbestandtheil dieses glücklichen Zustandes, und der Blick von einem höhern Standpunkt, der eine weitere Welt umfaßt, räumt auch bald das Mißtrauen gegen Andere und die Zweifel über ihre Gesinnung oder ihren Werth bei Seite und überschreitet die Rechnung kleinerer Rücksichten bei dem Gebrauch eines größern Maßstabes. Die Seele dieser geselligen Freude geht schon von dem Glauben an den gegenseitigen

Werth, von dem Vertrauen auf das Wohlwollen des innern, beſſern Menſchen, von der Zuverſicht der Anerkennung aus, welche das umſichtige Auge der Ehre entweder erſt noch gewinnen will oder als eine erforderliche Beſitznahme, die mit zum Feſte gehört, nie ganz aus der Acht laſſen kann und mag. Der auf Ehre Bedachte will ſich mitten in der Freude hauptſächlich ſeiner ſelbſt erfreuen, und die geſellig freundlichen Erweiſungen, die man gibt und empfängt, zielen vorzüglich dahin, daß Jeder ſich ſeines Werthes bewußt und ſeines Glückes froh werde. Wird dieſes Ziel, womit es freilich nur ſelten glückt, wirklich erreicht, ſo verläßt Jeder zufrieden die Geſellſchaft, und verſichert, er ſei vergnügt geweſen. Auf dieſe Weiſe kann ſich allerdings die Ehre mit dem Vergnügen wieder verbinden, und es fehlt nicht an glänzenden Feſten, die dieſes Band zu knüpfen trachten und die dabei alle Sinnengenüſſe zu Hülfe rufen, um wenigſtens durch Wohlbehagen die Seele zu einem höhern Fluge zu reizen. Dennoch darf es hier nicht zu dieſem Fluge wirklich kommen, weil er ſich leicht zu weit über die Häupter der gegenwärtigen Perſonen erheben und an dem Glanze des Feſtes, worin Jeder ſich ſelbſt gern ſonnen mag, etwas verletzen möchte. Der gewöhnliche Ausſpruch, der darüber erfolgt, iſt, es ſei heiter und ohne Zwang, und anſtändig zugegangen. Hierin iſt die Verſicherung: ohne Zwang — beſonders von großer Bedeutung; denn es klingt, als ob zur Fröhlichkeit weiter nichts gehöre, als daß man der Geſellſchaft nur keinen

Zwang (zum Gegentheil) auferlege. Und doch dürfte man immerfort hier, wo die Ehre selbst schon das Hauptvergnügen ausmacht, unbedenklich zur Fröhlichkeit die größte Freiheit ertheilen, ohne daß sie jemals ihren höhern Flug begönne. Denn das ist eben das Schlimmste, daß die, welche sich an die Rücksichten der Ehre gekettet haben, mit der Zeit die Fähigkeit verlieren, auch losgebunden die Flügel frei zu bewegen, wieder sich selbst gegeben ganz Herz und Gemüth zu sein, und weit über ihre Selbstzufriedenheit hinaus, gleich unschuldigen, fröhlichen Kindern an der ganzen Welt ihre Freude zu haben. Auch Scherz und Fröhlichkeit will Uebung zum Gedeihen, und wird auf der steilen Bahn der Ehre nur zu bald verlernt. Die Freude ist nicht bei der Jugend allein. Wie über die Jugend hinaus die Kunst das Leben erfrischt, so ist es die Fröhlichkeit des Geistes, welche die Jugend zurückruft.

Ueber das Unvollkommene in den schönen Künsten.

Es ist allerdings eine sehr große Kühnheit, die Welt noch einmal schaffen zu wollen, und daran sogar zum Dolmetscher Gottes zu werden, wie man es in

den ſchönen Künſten vorhat, die nicht nur die Erſcheinung, ſondern ihren Sinn, nicht nur das Gewordene, ſondern auch das, was hat werden ſollen und können, darzuſtellen unternehmen und ſomit das Ziel zu errathen und zu enthüllen ſtreben, zu dem alle Schöpfung hinauf wollte. Es iſt auch zu verwundern, daß man bei den mancherlei Beweiſen für die Unſterblichkeit der Seele nicht vorzüglich an dieſes kühne Streben erinnert, worin doch das Ringen nach der Ewigkeit gerade am deutlichſten liegt, ja worin der Menſch ſchon in der Gegenwart ſich ſogar zum Beſitz derſelben anſchickt, indem er die ſchwankende Natur mit ihren Grenzen zu umfaſſen, und in ihrem Geiſte das Leben ſelbſt zu gewinnen, in allen Abſtufungen mit der Vorſtellung zu durchleben ſucht, was doch auf der höchſten Stufe des Gelingens nicht anders als jenes Anſchauen Gottes, das die Engel im Himmel genießen, genannt werden kann. Man könnte auf dieſe Weiſe behaupten, daß wir ſchon hier in der Vorſtellung die Ewigkeit oder das ewige Leben erlangen, daß auch hier der Ausſpruch ſich erfüllt: das Reich Gottes iſt in euch! Indeß — wenn wir die Werke der ſchönen Künſte näher in's Auge faſſen, ſo bemerken wir, daß zwiſchen dem, was der Menſch will, und dem, was er erreicht, noch ein groſſer Unterſchied bleibt, ſo daß es auch hier wohl heißen möchte: Unſer Wiſſen (und Können) iſt Stückwerk. Wenn man nämlich bedenkt, wie in der Natur Alles nach den Geſetzen der Nothwendigkeit in dem ſtetigſten, feſteſten und feinſten Zuſammenhange ſteht, und wie

ſchwer es ſei, in alle Fugen und Glieder einzudringen, ſo müſſen wir bei einem nachahmenden Werke, das ſich nach denſelben Geſetzen aufbauet und wobei doch Vieles nur erahnet werden kann, mit Recht fürchten, daß leicht ein Mittelglied zum Fortwachſen fehlen und mit der kleinſten Unterbrechung das anſcheinend lebende Weſen doch wieder dem Tode verfallen möchte. Man erwäge nur, was zur richtigen Darſtellung eines einzigen Charakters gehört, mit welcher zarten Berührung eine Gemüthsbewegung die andere beſtimmt, mit welchen feinen Fäden Neigung und Verſtand ſich von Grund zur Folge fortſchlingen und wie doch bei aller Beweglichkeit des Innern gleich von Anfang an die Grenze der Möglichkeit gegeben iſt, die nicht übertreten werden darf. Ein einziges Wort, zu früh, zu ſpät, zu viel, zu wenig, macht, daß das ganze Werk in ſeinen Beſtandtheilen erzittert. Und tritt ein ſolches Wort öfters dazwiſchen, ſo können wir uns wohl vorſtellen, wie der wahrhafte Schöpfer der Welt, der in das Weſen der Dinge tief hinabſchaut, wohl nur ein flüchtig ausgehauchtes Leben aufgeſtellt erblicke, das einem wirklichen Menſchen blos nachlallt. Wo iſt aber ein ſo vollkommenes Werk, deſſen Geiſt nie zu ſtammeln gewiß ſein könnte! Man vergleiche z. B. in einem hiſtoriſch-poetiſchen Werke das, was der Held im Leben wirklich ſprach, mit dem, was der Dichter ihm darnach andichtet, wie ſehr iſt jenes durch eine eigenthümliche Naturkraft noch von dieſem unterſchieden! Wie oft fühlen wir nicht bei dem Wirklichen, daß keine Dichtung darauf

hätte verfallen können! Eine einzige Bemerkung dieser Art bricht der höchsten Vollkommenheit in den Künsten ſchon den Stab und erſchüttert unſern Glauben daran. Das Kunſtwerk erhält ſein Daſein hauptſächlich nur in unſerer Vorſtellung. Sobald dieſe dafür gewonnen iſt, lebt es — wenigſtens für uns. Entſteht nun ein ſehr verſchiedenes Verſtändniß, ſo läßt ſich dieſes allerdings den verſchiedenen Vorſtellungskräften der Anſchauenden zur Laſt legen; indeß Eins wirft doch dabei nicht geringen Verdacht auf die Unſicherheit des Künſtlers ſelbſt. Wie kommt es nämlich, daß die Anſchauenden denn doch über gewiſſe Dinge einig ſind, und daß an einem gelungenen Kunſtwerke einzelne zutreffende Wahrheiten als völlig überzeugende Schönheiten wahrgenommen werden, wovon Jeder entzückt iſt, und worüber ſich nie ein Zweifel erhebt? Wenn ſich dies in einzelnen Punkten erringen läßt, warum nicht in allen? Die Kurzſichtigkeit der Anſchauenden iſt hier nicht ſchuld, denn dergleichen allgemein bewunderte Schönheiten ſind gerade aus der tiefſten Natur hervorgedrungen, jeder empfindet ſie, jeder iſt davon begeiſtert; ſie ſind es eben, die dem Blick auf zum Schöpfergeiſte ſelbſt in der verborgenen Werkſtatt plötzlich eine Ausſicht eröffnen. Warum nicht mehr ſolcher Offenbarungen? Warum tritt der Geiſt nicht überall in vollem Glanze, immer mit überzeugender Kraft hervor? — Der Gegenſtand hat ihn bedingt, ſprechen wir. — Allerdings eine bedeutende Feſſel, aber nicht die einzige, die er trägt. Er ſelbſt auch iſt ganz und gar nur zu ſehr mit den Bedingungen der Sinn-

lichkeit, mit den Schranken einer Körperwelt umgeben, er erahnet nur, ergründet nicht, er schaut nicht hinein in die Wesen, aber durchschauet sie nicht, er möchte mit dem Schöpferauge sehen, und sieht doch nur mit seinen Augen. — Was die Unvollkommenheit der schönen Werke aber am meisten verräth, ist die Unmöglichkeit, der Natur, auch nur den äußern Kennzeichen nach, treulich nachzukommen. Wenn wir es auch in Gedanken für möglich halten, und in diesem Glauben alle Künstler und Dichter streben und schaffen, so liefert doch die Erfahrung uns keinen einzigen Beweis dafür. Das Genie trachtet nämlich dahin, die Dinge eben so verschieden darzustellen, als sie wirklich erscheinen, so daß wir sie nicht für bloße Gedankenbilder, sondern — wenn auch in einem höhern Sinne — für Werke der Natur, und zwar jedes in seiner angebornen Eigenthümlichkeit erkennen sollen. Die Kunstwerke sollen keinen andern Geist, als den des Schöpfers der Welt an sich tragen, der Gegenstand soll sich vom Dichter ganz frei machen, für sich sprechen, und abgerundet und selbstständig hervortreten, wie wenn er aus der Hand der Natur hervorginge, — und dennoch sehen wir in den Werken auch der größten Meister die Dinge nie ganz rein und für sich bestehend, sondern so, wie der Künstler sie zu sehen pflegt, zu sehen liebt. Jeder hat seine Weise und kann sie nicht verbergen. Dies geht so weit, daß jeder Maler — so treu er auch der Natur folgen mag — auch in seinen verschiedensten Werken an seinem Colorit erkannt wird.

So unter den Dichtern vermag Shakeſpear die ganze
Menſchenſchöpfung darzuſtellen, nur nicht ſich ſelbſt dar-
aus zu verbannen; man hört ſeine Schritte, man ver-
nimmt ſeine Sprache. Und wiederum kann Shakeſpear
nicht Göthe, Göthe nicht Schiller, Schiller nicht Bür-
er ſein u. ſ. w. Keiner kann ſeine eigene Weiſe in
allem Ernſte gegen die des Andern vertauſchen, wenn
es auch ſcherzweiſe verſuchen und es ſtellenweis tref-
en mag. Jeder ſchreibt ſeinen ihm vorzugsweiſe eigen-
ümlichen Styl, und wenn er auch durch alle Freuden
s Himmels, durch alle Schrecken der Hölle, durch
cht und Nacht nach Verwandlung ſtrebend, ſich ſelbſt
entfliehen trachtet, wir werden dahinter doch daſſelbe
ellig gewahr, in deſſen Auge die Welt mit ihren Er-
einungen ſich ſpiegelt. Eine völlig freie Erreichung
Natur iſt keinem Dichter, keinem Künſtler vergönnt.
d ſo bleibt die Schöpfung ewig in ihre Körper ver-
leiert. Es gibt zu ihrer Erkenntniß für die Kunſt
ne Offenbarung weiter, als wie ſie dem Schauenden
einem beſtimmten Standpunkte aus ſich darbietet.
ie die Natur die Nachſchöpfer verſchieden hingeſtellt
, ſo verkünden ſie die Wunder, die ſie ſehen. Alle
nſtwerke ſind daher nur verſchiedentlich unternommene
nſchliche Verſuche, das Räthſel der Schöpfung zu
n, und mit Andeutung der höchſten Harmonie den
nn der Welt aufzuklären, wie und ſo weit eben das
ere Auge, das für Andere ſieht, jedesmal ſelbſt zu
nen vermag.

Ueber das Gefährliche des Witzes.

Damit ist nicht gemeint, daß einer durch Witz in Ungnade fallen oder in's Gefängniß kommen kann, wiewohl dies als Folge auch mit zur Sache gehört, sondern die Meinung ist, daß einer durch Witz leicht zur Unwahrheit verleitet werden könne. Was vom Reichthum gesagt wird, kann man auch auf den Witz anwenden: die da witzig sein wollen, fallen in Versuchung und Stricke. Wie angenehm würde Mancher in Gesellschaft sein, wenn er nicht witzig sein wollte! Man sieht es in der Jugend schon unter Gespielen, daß Mancher, der nach dem Beispiele Anderer auch etwas angeben will, eben dann unartig und ungezogen wird. Man sollte das Andern überlassen, die dazu eine natürliche Gabe empfangen haben. Ein Theil ist bestimmt, Witz zu machen, und der andere, darüber zu lachen. Aber auch die Gabe des Witzes selbst ist sehr zweideutiger Art. Der Witz gibt dem Menschen oft nur den Schein des Geistreichen; aus dem Witzmachen an sich folgt noch nicht, daß einer viel Geist besitze, höchstens nur, daß einer ein solches Spiel mit Vergleichungen liebe. Wer weiß es nicht, daß man auch schlechten Witz machen könne. Darum geht aus der Beschaffenheit des Witzes erst hervor, ob einer viel oder wenig Geist besitze, eine gemeine oder eine hohe Gesinnung habe. Darum findet sich auch der Witz durch alle Arten von Gesellschaften hindurch, von

da an, wo es heißt: wenig Witz und viel Behagen! bis zu der feinsten hinauf, und erstreckt sich denn so auch vom Leben in die Poesie hinüber, wo er wieder von sehr verschiedenem Werth ist, je nachdem er von Geist und Phantasie höher getragen oder niedriger gehalten wird. Das ist sehr natürlich, denn es kommt bei einer (in Eins verbundenen) Vergleichung oder Gleichstellung auf den Gedanken an, den einer dadurch will hervorspringen lassen, und ob einer eine bedeutende oder geringe Aehnlichkeit im Sinne hat. Wie leicht ist nicht die Vergleichung des Sichtlichen und Sinnlichen, und wie gering daher der Witz einer gewissen Art (die man vorzugsweise Zweideutigkeiten nennt)! Auch Spiel mit Worten kann nur erst seinen Werth durch die Bedeutung des Ergebnisses erhalten. Geistreicher ist schon der Witz, der vom Innern auf das Aeußere geht; er bringt doch eine Thätigkeit des innern Sinnes hervor, gibt eine Beschäftigung des Verstandes, und, je nachdem er das Wesentliche der Dinge tiefer erfaßt, auch des Geistes und der Phantasie. Aber das Gefährliche des Witzes steckt eben in der Möglichkeit beider Auffassungen, des Wesentlichen und des Unwesentlichen. Die Vergleichung bietet sich weit eher von der Oberfläche, als aus der Tiefe dar. Da geschieht es denn sehr häufig, daß eine Eigenschaft oben weggenommen und einer andern in der äußern Erscheinung gleich gestellt wird. Dadurch wird aber ein Gegenstand einseitig beleuchtet, und die Vorstellung vom Ganzen abgezogen, das Ganze verdunkelt, verrin-

gert, verkleinert. Indem uns die witzige Vergleichung einer Eigenſchaft beſchäftigt, vergeſſen wir die andern, und faſſen den Gegenſtand ſo auf, wie er eben im Witz erſcheint. Daher gibt es auch kein beſſeres Mittel, einen Andern zu verſpotten und lächerlich zu machen (d. h. ſeines Anſehns oder auch ſeines Werthes zu berauben), als Witz ſo oberflächlicher Art, der auch, weil er ſo leicht zu erlangen iſt, ſich bald da einfindet, wo ein böſer Wille und Neigung zum Spott vorhanden iſt, ſo daß man wohl ſagen kann: hier wird der Witz mehr vom Charakter als vom Talent erzeugt. Einen Unterſchied macht es freilich noch immer, ob er zugleich mit natürlichem Talent verbunden ſei oder nicht, und es wird der Witz jederzeit um ſo greller erſcheinen, wenn er mehr böſen Willen als Geiſtesanlage verräth. Indeß auch die Geiſtesanlage ſelbſt kann leicht Jemanden zur Ungerechtigkeit verführen, indem ſie eine Gelegenheit darbietet, ſeinen Verſtand glänzen zu laſſen und ſeine Eigenliebe zu befriedigen. Setzt man alle Schonung bei Seite, ſo hat man freilich um ſo freiern Spielraum; man wird alſo Liebe zu Andern als ein Hinderniß gar oft zu beſiegen oder zu unterdrücken trachten, was leicht Liebloſigkeit herbeiführen kann, wenn dieſe nicht ſelbſt ſchon frühere Grundlage und Erleichterungsmittel des Witzes war. Witz an ſich, wenn er nicht mit andern Eigenſchaften des Geiſtes, Scharfſinn und Gründlichkeit, und mit Reichthum des Herzens, Gefühl und Wahrheitsliebe, verbunden iſt, bleibt demnach immer noch ein ſehr zweideutiges Geſchenk der

Natur. Da bei einer Gleichſtellung doch nie eine Sache ganz die andere iſt, ſo geht ſein Treiben gar zu ſehr auf den Schein hin, und gelegentlich auf die Benutzung deſſelben zu einer augenblicklichen Täuſchung. Auch iſt Einſeitigkeit nicht die einzige üble Folge, die der Witz haben kann; denn dieſe ließe auch wohl noch eine Uebertreibung im Guten zu, ſondern er verirrt ſich nicht ſelten geradezu bis zur kränkenden Unwahrheit, und weckt und nährt die Neigung zum Tadel. Da es nämlich der natürliche Gang des Witzes iſt, das Geiſtige dem Sinnlichen gleich zu ſtellen, und dieſes mehr zur Herabziehung des Gegenſtandes einladet und verlockt, als zur Erhebung deſſelben; ſo führt das Witzmachen eher zum Tadel als zum Lob. Iſt einmal das Geiſtige zu etwas Sinnlichem zurückgeführt, ſo erſcheint es wohl deutlicher, aber mit der Beſtimmtheit auch beſchränkter, wir erhalten ein Geringeres, und wenn auch immer noch Lob beigeſellt und die Vergleichung dadurch gemildert wird, das ſinnliche Bild, worunter wir uns nun das Geiſtige denken, ſteht einmal vor uns, und alle übrigen ſinnlichen Eigenſchaften, die auch nicht mit zum Vergleich gehören, ſpielen doch zugleich darauf hin, und laſſen das Geiſtige oder das, was der Menſch will (ſeine Freiheit, das Ideale) in einem lächerlichen Lichte erſcheinen. Ob nun der Vergleich ganz oder halb zutrifft, das kümmert den Witzmacher nicht; genug, er erregt Lachen, und das will er eben; und das Lachen nimmt er als einen Tribut, den man ſeinem Geiſte bringt. Dieſen Tribut kann

er nur vermehren, wenn er recht oft die geistigen Eigenschaften in die sinnliche Sphäre herabzieht, woraus denn von selbst folgt, daß er immer lieber tadeln als loben wird. Und je weniger er an Schonung denkt, desto stärker wird er die Contraste (Natur gegen Freiheit) auftragen, desto kräftiger, komischer wird sein Witz, und desto lauter das Gelächter sein, so daß die Ergründung und Beleuchtung der Wahrheit darüber ganz vergessen wird und man mit Recht sagen kann, daß er Witz auf Unkosten eines Andern mache.

Ist der Witz schon zur Unterhaltung eine gefährliche Waffe, so wird er es noch weit mehr, wenn er von der bloßen Vorstellung zur wirklichen Handlung übergeht und thätig auf den Andern angewandt wird. Es steht schlimm mit der Gerechtigkeit, wenn der Witzige auch durch Handlungen seinen Witz ausdrücken will, und einen richterlichen Ausspruch für eine Gelegenheit des Witzes nimmt. Man denke nur an das Gesuch um eine helle Kirche und an die Antwort: selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Also hat Jeder im Leben wohl Ursach, gegen Anwandlungen des Witzes auf seiner Hut zu sein. Zutreffend ist er ein herrliches Mittel, die Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen, und als ein Spiel der Phantasie gewährt er die schönste Ergötzung, aber für den Leichtsinnigen und Bösgesinnten bleibt sein Gebrauch gefährlich, und der Mißbrauch stets verdammungswürdig.

Wie gelangt der Deutſche zum Epos.

Mit ſchmerzlicher Sehnſucht blickt der deutſche Dichter nach Homer's Belagerung von Troja, nach Virgil's Aeneide und nach Taſſo's befreitem Jeruſalem hinüber, und umfaßt das alte Nibelungenlied wie einen heiligen Altar, um das Epiſche doch einigermaßen vaterländiſch zu beſitzen. Er ſelbſt möchte gern ein Epos dichten und borgt bald bei den Helden- und Götterſagen des rauhen Nordlands, bald bittet er ſich bei Arthurs Tafelrunde zu Gaſte, bald jagt er als ein zweiter raſender Roland Kaiſer Carl dem Großen nach, — aber immer ſind es alte Geſchichten, worauf ſich das Publicum nicht einlaſſen will. Nun fällt er Friedrich dem Großen in den Zügel und macht den ſiebenjährigen Krieg mit — nun ſchreit er das ganze Völkerheer des neueſten Krieges an, aber er kann vor den Karthaunen nicht zu Worte kommen, Kartätſchen ſchießen ihm die Gedanken vor dem Munde weg, und ehe er noch einen ausgeſtreckten Arm beſchreibt, hat ihn ſchon eine Kanonenkugel weggenommen. Die Handlungen werden ihm zu Linien und Strichen, Entſchließungen zu kalten Eiſenſtangen einer Maſchine, und den räthſelhaften Urſprung der gewaltigen Kräfte findet er in dem Pulver eines Schmelztiegels. Willen und Affecte verfangen ſich in Staatsklugheit, verſchichten ſich in geſchriebene Ballen, verfeinern ſich weiter in Liſt und

Intrigue und gehen auf den Reisen, welche die Gesandten machen, vollends verloren. Halt! ruft der Dichter bald diesem, bald jenem zu, denn er will für das Ungeheure, was geschieht, einen Gewährsmann haben, aber der Schlüssel, den er sucht, wandert, wie bei jenem Spiel, immer weiter fort. Tausende spielen unter einer Decke, der Henker mag da den Anfang herausgreifen. Wo denn gar tausend Spiegel dasselbe Licht zurückwerfen, wird er nur noch verwirrter. Und gäbe es nicht zuweilen einen Hügel, der im Wege liegt, einen Bach, der dazwischen fällt, oder ein Donnerwetter, das das Exempel auslöscht, so fände er über der maschinenmäßigen Bewegung der Schlachten auch nicht einmal ein Schicksal, um bei ihm noch seine poetische Weisheit unterzubringen. Uniform hat er statt Universum vor sich, und will er Teufel und Erdgeister dazu nehmen, so glaubt kein Mensch mehr daran. — Des Lärmens müde, kehrt er endlich bei einem Schäfer oder bei einem Landprediger ein, er betrachtet sich das Leben und besingt es, aber — das ist noch immer kein Epos. — Freier regt und bewegt es sich in den Städten, um ihn her — die Affecte tummeln sich in einem großen Spielraum; allein — das wird bürgerliches Leben genannt; er schreckt davor zurück. Auch ist es ja schon in eine Million Romane ausgeströmt und läuft noch täglich ab. Er lächelt, wenn er an den Homer denkt. — Und dennoch — ist das Epos irgendwo, so ist es hier. — Blickt weiter um euch! Sehet da! Göthe hat Hermann

und Dorothea gedichtet, ob zum Theil idylliſch auch, iſt es doch ein Epos, ein Epos dieſes bürgerlichen Lebens. Was wollt ihr alſo länger den Rittern nachjagen oder aus Verzweiflung unter die Huſaren gehen; in tauſend Verflechtungen liegt das Leben vor euch, nehme Jeder ſein beſcheiden Theil heraus und bilde es mit Sorgfalt aus zu einer kleinen Welt — und das Epos iſt fertig. Fürchtet euch nicht vor den Fleiſchbänken der Leihbibliotheken, recht aufgefaßt, recht zubereitet und poetiſch geläutert wird dies Leben den Zeitgenoſſen doch lieber ſein, als jener rohe Genuß wüſter Begebenheiten, ihre eigene Gegenwart werden ſie darin lieb gewinnen, und die Wahrheit darin aufbewahren als ihren eigenen Schatz.

Warum wird ſo viel über das Theater geſprochen?

Faſt Jedermann wundert ſich darüber; am meiſten aber ſind die erſtaunt und befremdet, die, ohne etwas vom Theater zu wiſſen, vom Lande in die Stadt kommen, und nun oftmals von lauter Perſonen ſprechen hören, die gar nicht in der Welt ſind, die nur in der Einbildung leben, und gleichwohl die Sprechenden weit mehr in Feuer und Flamme ſetzen als

wirklich Lebende. Wer iſt das? fragen ſie — und ſtatt ihnen darauf zu antworten, lacht man ſie gar noch aus, wie es (in der Dichtung) dem ehrlichen Herrmann erging, als er ſich nach dem Prinzen Tamino erkundigte. Eben ſo verwundern ſich die Kritiker, warum in den Zeitſchriften ſo viel über das Theater geſchrieben werde. Das Schreiben darüber hört indeß nicht auf, und wird, wie das Sprechen darüber, ſo lange währen, als nur noch Theater in der Welt ſind. Es iſt alſo ſchon der Mühe werth, nach dem Warum zu fragen, — und in der That! man darf nur wenig darüber nachdenken, um zu finden, daß es für Nichts mehr Gründe gibt, als eben für dieſes Sprechen und Schreiben. Man kann geradezu behaupten, das Theater ſei dazu da, daß darüber geſprochen und geſchrieben werde; denn es iſt eine Sache des Geſchmacks, alſo ein Gegenſtand der Beurtheilung. Kein Menſch würde mehr ein Schauſpiel ſehen wollen, wenn er nachher darüber gänzliches Stillſchweigen beobachten ſollte. Nur wenn es ihn **gar nicht** anregt, würde er darüber ſchweigen, alsdann würde er aber auch nicht mehr in's Theater gehen. Schon die allererſten Anfänger im Schauen, die das Erdichtete noch ganz ehrlich für etwas Wirkliches nehmen, müſſen wenigſtens von der merkwürdigen Geſchichte erzählen, die ſie geſehen und gehört haben, und von den Empfindungen ſprechen, die ſolche in ihnen erregt hat, wie ſie beſorgt, überraſcht und erfreut waren. Kommt aber der Zuſchauer erſt dahin, daß er weiß, die Perſonen

thun nur so und der Dichter hat es nur so gewollt, so gibt es vollends Tausenderlei zu besprechen. Erst läßt man die Fabel mit den vorzüglichsten Scenen nachwirken, denkt an Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, vergleicht sie mit der eigenen Erfahrung, wundert sich über die menschliche Natur, macht Anwendungen für das Leben u. s. w., sodann wägt man sie im Nachgeschmack, sagt, was einem besonders daran, und warum es einem gefallen habe, was denn leicht zu der umständlichen Frage führt: wie lieben Sie's? Noch ein Schritt weiter — und der Zuschauer fängt an, mit zu dichten: er wirft das Gegebene um und um, und legt, drückt und stutzt es sich selbst zurechte, sagt wie es hätte anders kommen müssen, wenn es wahrscheinlich, wenn es schön sein, wenn es ihm, ja wenn es der ganzen Welt gefallen solle, und da er hier mit sich unterfteht, ein allgemeines Geschmacksurtheil auszusprechen, und den Geschmack Anderer seinem eigenen zu unterwerfen, so setzt es hundertfachen Streit — Jeder läuft hinzu und rückt und stellt sich das Ding wieder anders. In dieser Verwirrung wirft sich ein Friedensstifter mit allgemeinen Regeln auf (der allgemeine Kunstrichter), aber diese Regeln werden bald angenommen, bald bezweifelt, bald geradezu bestritten. Man nimmt zu Vergleichungen seine Zuflucht und geht aus einer Dichtung in die andere über, wählt und verwirft auf's Neue, ruft die andern Künste herbei, und verliert sich in ein weites — weites Feld. Und hinter diesem Allen blickt man erst noch wie durch einen künst-

lich gewebten Schleier in eine unergründliche Tiefe —, nämlich in die Natur selbst mit ihren unendlichen Wunderkräften, Gestaltungen und Möglichkeiten. Dabei müssen vielleicht andere Wissenschaften, Geschichte, Völkerkunde, Rechtslehre und Moral noch zu Rathe gezogen werden, so daß am Ende nichts vom Gespräche ausgeschlossen bleibt, was praktisch in's Leben tritt. Es ist ja das Leben selbst, das man in der Dichtung anschaut, man hat eine ganze Welt zur Betrachtung vor sich; und über die unermessene Wirklichkeit geht es noch in das Reich der Phantasie hinaus. Wo wäre also ein Gegenstand an Stoff zum Gespräch reichhaltiger, als das Theater? Wo finden sich mehr Berührungen, Beziehungen, als hier? Wie viel gibt nicht schon ein einziger Charakter zu denken, zu erforschen! Außerordentliches ist zu fassen, das Höchste bis an die Grenze zu verfolgen. Eigenschaften sind zu erklären, Widersprüche zu verbinden. Und stellt man mehrere Charaktere zu Verhältnissen, zu Handlungen zusammen, so vermehrt sich noch die Thätigkeit des Denkens, so erweitert sich noch der Schauplatz, und der Blick schweift in's Unabsehbare. Auch wenn man sich ganz nahe an die Kunst hält, und die verschiedene Behandlung des Gegenstandes, wirkliche und mögliche, in Erwägung zieht, ist den Erörterungen, Prüfungen und Entwürfen lange kein Ziel gesetzt. Beim Theater ist aber noch ein Zweites, das die Masse bewegt; dies ist die Schauspielkunst. Jeder stellt sich in Gedanken an den Platz des Schauspielers, empfindet, redet und ge-

berbet ſich mit ihm nach dem Wechſel der Scenen und Verhältniſſe. Es iſt die menſchliche Natur und Kunſt zugleich, was er hier vor Augen hat und in ſeinem Sinne erwägt. Bald fühlt er, daß er in der Lage, in welche er ſich verſetzt, anders ſprechen, anders ſich bewegen würde, als er es ſieht und hört, bald ſteigt die Leiſtung über ſeine Vorſtellung hinaus, ohne daß er in der Anerkennung der Wahrheit geſtört und gehindert wird — er bewundert, er iſt entzückt. Und ob er wohl weiß, daß er es dem Schauſpieler nicht wirklich nachthun könne, ſo iſt ihm doch in dem Augenblick, als ſei er im Beſitz ſeiner Rolle, das Spiel geht in ſeiner Seele vor, und der innere Sinn entſcheidet über jeden Ton, über jeden Schritt. Für das Richtige und Falſche in der Wahl, für das Mehr oder Weniger in der Stärke des Ausdrucks eröffnet ſich hier wieder für die Unterhaltung ein weiter Spielraum. Und iſt von der Darſtellung des ganzen Charakters die Rede, ſo gibt es vollends der Beſtimmungen, der Wünſche oder auch der lobpreiſenden Bemerkungen noch Viele; die Phantaſie regt ſich zu eigenen Schöpfungen, oder nimmt Bilder aus der Erfahrung voriger Kunſtgenüſſe. Nebenbei kommt auch noch die Kenntniß von mancherlei Dingen, von Anſtand und Sitte, geſellſchaftlichen Gebräuchen, herrſchenden Gewohnheiten und Charakterzeichen verſchiedener Stände, — Kenntniß von der Muſik, von der Kunſt des Geſanges, von der Toilette, von der Malerei, von der Declamation, von der Mimik, vom Tanz u. ſ. w. in Anwendung. Wer vermag, da die

Schauspielkunst, wie mit dem Alltäglichsten im Leben, so mit dem Zauber aller schönen Künste, in Berührung und Verbindung steht, hier Alles zu nennen, was nach dem Genusse des Theaters Gespräch wird oder werden kann! Und wie sehr wird die Theilnahme nicht noch durch Persönlichkeit gesteigert! Eine ganze Stadt zerfällt oft in streitende Parteien, wenn es die Verherrlichung zweier großen Künstler oder zweier schönen Künstlerinnen gilt. — So bewegten Gemüthern wollte man Schweigen auferlegen? — Das Theater ist zur Bildung; Bildung erfordert Uebung. Zur Uebung aber gehört auch, daß die Menschen, während sie zu immer besserem Geschmack fortschreiten, aussprechen, was sie empfinden, — urtheilen, raisonniren.

Ueber die Kunst des Vortrags.

Es gab eine Zeit, wo man mit einem antiken Seufzer von dem großen Glücke sprach, das den griechischen Dichtern zu Theil wurde, indem sie an den Rhapsoden Verbreiter ihres Ruhms fanden, die, im Lande umherreisend, das Gedichtete musikalisch vortrugen, und es somit volksthümlich machten, wogegen man die modernen Poeten bedauerte, die das Schicksal hatten, ihre Gedichte auf dem todten Papiere verschmach-

ten zu ſehen, wenn ſie nicht etwa zu Arien für die Tochter am Clavier mundrecht oder ſo eingerichtet waren, daß ſie ein Knabe zum neuen Jahre oder zu einem elterlichen Geburtstage herſagen konnte. Den meiſten Troſt gewährten noch der jährliche Schulactus, wo die Kinder, nachdem der Rector unter der modernen Aufſchichtung eine mühſame Jagd angeſtellt hatte, wohl dreſſirt im Sonntagsrock zur Erbauung und Rührung der Stadt die ſchon halb begrabenen Verſe des Vaterlandes aus dem Staube hervorriefen, und ſie, mit beiden Händen für ihre Schönheit ritterlich kämpfend, vor Augen und an das Herz legten. Dies Glück der Auferſtehung konnten indeß doch nur immer wenige mit Gellert's Fabeln theilen, weil die gottloſen Poeten gewöhnlich vergaßen, hinter ihren eigenen Liebesabenteuern die Thür zu verſchließen, und man den Eltern doch nicht verrathen durfte, daß die Schüler ſchon durch Ovid und Horaz hineingeſchaut hatten. Unter dieſen Umſtänden fiel wirklich ein großer Stein vom Herzen, als öffentliche Declamatoren aufſtanden, die nach Erlegung von 8 oder 12 Gr. die Begeiſterung des deutſchen Publicums für Poeſie in der größten Ausdehnung an ihrer Perſon übernahmen, die bald den Becher in einen Meeresſtrudel warfen, bald mit einem Drachen kämpften, bald eine andere poetiſche Heldenthat verrichteten. Jetzt ging die vaterländiſche Poeſie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund, man ſah einen Lieblingstraum erfüllt, man ſah die Homeriſche Zeit wiederkehren, ja man wartete endlich die Ankunft der Rhapſoden nicht

mehr ab, sondern in jeder Stadt traten aus freiem Antriebe patriotisch einige Sydow's und Solbrig's auf, die es ihnen nach-, oder wohl gar zuvorthaten. In der Gesellschaft wußte man nun, warum man zum Thee Rum getrunken hatte: irgend einer richtete sich wie ein begeisterter Quäker in die Höhe, warf sich auf den gemietheten Pegasus irgend eines Dichters und wollte sich Ruh erreiten, oder eine weibliche Seele fuhr als unglückliche Lenore um das aufgefrischte Morgenroth empor aus schweren Träumen, so daß sich die Liebesleiden in den vaterländischen Poesien bald so fest in das Gemüth einprägten, als wären sie in Kupfer gestochen. Es blieb auch nicht dabei, daß die Kraniche des Ibicus über das Theater wegflogen, nein, das Theater selbst mußte seine Wehmuths- und Schreckensbilder an die Theegesellschaft abliefern, und wenn man heute dachte: Johanna sagt auf ewig Lebewohl, so kam sie morgen wieder, und sagt' auf's Neue ewig Lebewohl. Da sich die Personen in declamatorischer Stellung oft sehr gut ausnahmen, und, mit großen Worten im Munde, sogar ein geistreiches Ansehen gewannen, so sorgte die Wirthin bald dafür, ihr eigenes Haus in eine solche Stellung zu bringen, und besonders ihre Kinder an den Wohlthaten der neuern Bildung Theil nehmen zu lassen. Aber — man hatte noch nicht ganz von der griechischen bis zur deutschen Tracht fort declamirt, als man nach und nach inne wurde, daß die Sache mit großen Schwierigkeiten verbunden sei und daß selbst die größten Declamatoren bald zu viel, bald zu wenig

thaten. Der Eine ſchnob ſich als Tyrann außer Athem, trotz allem Zuckerwaſſer, das man dem Macbeth oder dem König Lear zur Seite geſtellt hatte. Der Andere zerarbeitete die Ballade ſo gründlich, daß wir im Ungeheuer bald für den Wanderer zitterten, bald ihn ſelbſt vom Ungeheuer — und ſo das Stück in tauſend Stücke zerriſſen ſahen. Dieſer hatte es mit zu großer Salbung auf unſere Beſſerung angelegt und fiel, wenn er ſanft ſein wollte, in das ſentimentale Fieber oder in den Bethon, wohin nicht Alle folgen mochten. Jener empfand nur, ſtatt auszudrücken, und heulte unſerer Rührung mit bewegter Stimme voran, ſo daß es zu keiner Darſtellung kam. Alle aber ſah man in der Anſtrengung, Eindruck zu machen, weßhalb ſie das Leidenſchaftliche, das Theatraliſche am liebſten zu ihren Waffen erwählten, wobei ſie, um unſerer Empfindung ja keine Ruhe zu laſſen, uns gern mit allen möglichen Tonarten zuſetzten. Daraus ergab ſich nun der große Nachtheil, daß nur zu oft die Poeſie ganz in's Declamatoriſche hineingezogen, in's Rhetoriſche hinaufgeblaſen wurde, ihre auf Schönheit beruhende Selbſtſtändigkeit, die Abgeſchloſſenheit, die keine Wirkung bezweckt und ſich um keinen Eindruck kümmert, einbüßte, und, als Bild einer innern Vorſtellung, die Einheit des empfindenden Gemüths, gleichſam ihre Perſönlichkeit verlor, indem der Declamator mit jeder Wendung ein anderer wurde. Dadurch konnte ſehr leicht, wo nicht eine falſche, doch eine einſeitige Richtung des Geſchmacks entſtehen, weil ein großer Theil der Poeſie, der eines

rhetoriſchen Elements entbehrt oder auch nicht einmal die Farbe davon verträgt, gar nicht zum Vortrag kam und die Recitation deſſelben in völliger Unbeſtimmtheit blieb. — Gleichwohl war man nun des Glaubens geworden, daß Declamation zur allgemeinen Bildung gehöre, und man wünſchte, daß ſie bei Kindern einen Theil des Unterrichts ausmachen möchte, weßhalb denn auch viele Abhandlungen und Unterweiſungen über das Declamiren verfaßt und herausgegeben wurden. Indeß — ſo viel hatte ſchon die Erfahrung gelehrt, daß ſich nicht leicht ein Declamator fand, der Alles gleich gut vortrug: der Eine traf nur das Pathetiſche, der Andere nur das Idylliſche, dieſer das Rhetoriſche, jener das Lyriſche, und ſelten paßte Einer für das Tragiſche und Komiſche zugleich. — Will man nun die Sache in ihrem ganzen Umfang betrachten, und nicht blos das Declamiren, ſondern jede Art des Vortrags, auch das Vorleſen, Sprechen, Recitiren in Erwägung ziehen, ſo ergibt ſich allerdings, daß man hier etwas ſehr Wichtiges, Bedeutendes und Schweres vor Augen habe; denn was gehört nicht ſchon zu einem guten Vorleſer, wenn er Berichte, Abhandlungen, Reden, Erzählungen, Gedichte aller Art und auch das Dramatiſche, jedes in dem rechten Ton und weder mit zu geringem, noch mit zu großem Antheil vortragen ſoll! Näher betrachtet gibt dies nicht erſt Bildung, ſondern ſetzt ſchon die größte Bildung voraus; denn nur, was einer richtig verſteht, kann er auch richtig wiedergeben. Der Unterricht hätte es alſo hier zunächſt mit dem Verſtänd-

niß, mit dem Studium der Dichter, ja der Schriftsteller überhaupt zu thun, wobei schon einige Reife des Geistes, eine nicht geringe Entwickelung der Gefühle und selbst äußere Erfahrung vorausgesetzt werden müßte. Bedenkt man, daß das rechte Verständniß mancher Stelle erst durch einen besondern Augenblick des eigenen Lebens möglich wird und für das Herz die Bedeutung derselben sich von Jahr zu Jahr erweitern kann, so sieht man hier ein zu hoch gestecktes Ziel vor sich, als daß man es durch Jugendunterricht schon ganz zu erreichen hoffen dürfte. Und doch ist Verständniß, wenn auch die wichtigste Grundlage des Vortrags, noch nicht der Vortrag selbst. Nicht nur ein fehlerfreies Organ, Wohlklang, Biegsamkeit und Umfang der Stimme, gute Brust und ruhiges Blut gehört dazu, sondern auch von innen werden große Eigenschaften dazu erfordert, ein Gemüth, das sich das Fremde aneignen, eine Phantasie, die sich schnell in die verschiedensten Zustände versetzen, ein richtender Verstand (Geschmack und Scharfsinn), der stets das Geringere dem Größern unterordnen und alle Abstufungen bemerkbar machen kann. Die Eigenthümlichkeit einer Person darf hier nicht ihre Empfindungsweise oder ihre Vorliebe in das Werk hinübertragen, sie soll in der Seele von Tausenden empfinden und sprechen, und, wie alle Instrumente zusammen, die ganze Sphäre von Empfindungen ausmessen. Wer sieht es nicht ein, daß dazu schon besonders angeborne Eigenschaften vorausgesetzt werden, die am Ende darauf hinaus gehen, daß der vollkommene Vorleser und Decla-

mator nichts weniger als Allempfänglichkeit und Allseitigkeit besitzen müsse? Soll Alles ihn auf die rechte Weise ansprechen, so müssen seine Seelenkräfte sich in harmonischem Einklang befinden, so daß ihm nichts zu nahe und nichts zu entfernt liegt. Er erscheint dann als ein Nachdichter, der dem Vordichter nichts nachgibt, und der, da er Allen gerecht sein will, in der Umfassung der Welt mit dem größten Dichter zusammentrifft. Eine solche Genialität der Empfänglichkeit möchte denn freilich nur sehr selten zu finden sein, weßhalb es immer räthlich bleibt, wenn man es haben kann, den Vortrag, wie die Rollen auf einem Theater, in der Gesellschaft verschieden auszutheilen, und nach Form und Inhalt dem Einen dieses, dem Andern jenes anzuvertrauen, und so statt der Kunst die Natur spielen zu lassen, wodurch man oft die wunderbarsten Wirkungen, ja für Einzelnes oft vorzugsweise die schönste Beleuchtung und Erhebung gewinnen kann.

Indeß zu läugnen ist doch nicht, daß Kunst hierbei auch viel vermag und daß Unterricht dazu nicht ganz überflüssig ist. Da Unterricht im Vortrag so nahe mit Bildung überhaupt zusammentrifft, so kann er recht gut einen Theil der Jugendbildung ausmachen. Das äußere Verständniß bleibt immer eine gute Vorbereitung für das innere, welches das Leben nachbringt. Hier wollen wir von den wichtigsten Vorschriften nur einzelne Punkte berühren.

Die Legung des Accents ist zunächst Sache des Verstandes und wird am leichtesten ausgeübt, wo der

Sinn eines Satzes mit einem besondern Worte hervorſpringt; doch wird damit bei Fragen ſchon häufig gefehlt, weil auf Schulen gewöhnlich die Regel gegeben wird, daß man in einem Frageſatze immer die letzten Worte heben ſolle, was aber nicht immer richtig und keineswegs mechaniſch zu befolgen iſt. Schwerer wird die Aufgabe, wenn der Accent durch einen langen Satz vertheilt iſt, und es gehört ſchon Uebung dazu, eine lange Periode ſo zu leſen, daß die einzelnen Sätze nach Bedeutung und nach engerm und weiterm Zuſammenhange einander untergeordnet und mit einander verbunden, dabei von Anfang bis zu Ende Hebung und Tonfall, ſo daß keine Unterbrechung und kein ausweichender Mißklang entſteht, melodiſch beobachtet werden. Im Zuſammenhange iſt mit dem Ton der Stimme wohl zu unterſcheiden, ob die Worte eines Andern direct oder indirect zum Vorſchein kommen. Der letztere Fall wird ſehr häufig mit dem erſten verwechſelt, indem es dem Ungeübten Leſer ſchwer fällt, von der Sprechweiſe deſſen, der redend eingeführt wird, nur eben etwas herüber tönen zu laſſen. Bei Erzählungen muß der Vorleſer eine zu große Lebhaftigkeit vermeiden und immer bedenken, daß er die Perſon nicht ſelbſt ſei, von der er berichtet. Ja, dieſe Regel gilt in verſchiedenen Graden für alle Declamation, ſelbſt beim Vortrage des Dramatiſchen, ſo lange der Sprechende die andere Perſon nicht ſelbſt ganz und gar vorſtellen will. — Das Lyriſche muß ganz anders vorgetragen werden, als das Rhetoriſche; es darf nicht erſt wie dieſes nach einem beſon-

dern Accent ſuchen, um Unterſcheidungen zu bilden, die meiſt gar nicht vorhanden ſind; hier iſt die Declamation nicht an den Verſtand (wie zu Demonſtrationen), ſondern an das Herz gerichtet, wobei es um ein ganzes Gefühl und alſo auch um gediegenern Zuſammenhang zu thun iſt. — Verſe haben noch ihre beſondere Schwierigkeit. Hier ſoll die Sprache des Lebens mit dem Rhythmiſchen, mit dem Metrum und Reim ſo verſchmolzen werden, daß eins dem andern zum ſchönen Ausdruck dient, ohne hervorzuſpringen, noch ſich auch ganz zu verlieren. Man muß Vers und Reim hören können, aber nicht als abſichtlich, ſondern nur als natürliche Folge des Zuſammenhangs, wobei beſonders zu bemerken iſt, daß es in einer Rede Gründe zum Verweilen geben kann, auch wo nicht eben ein Komma ſteht, und daß die Pauſen nach Beſchaffenheit der Gründe ſehr verſchieden ausfallen. Darauf iſt — in Hinſicht der Gliederung — die ganze Verskunſt gebaut. Unendlich wird in dieſem Punkt gefehlt. Und was ließe ſich nicht Alles noch von den verſchiedenen Tonweiſen, vom Pathiſchen und Elegiſchen — dem Hinauf- und Hinabſteigen — ſagen! Faſt unüberſehbar ſind die Vorſchriften, die man zu befolgen, und die Fehler, die man zu vermeiden hat, und Alles ſteht mit der menſchlichen Natur, ihrer Bildung, Entwickelung und mannigfachen Geſtaltung in der treueſten Verbindung. Deßhalb iſt es aber auch ein ſehr würdiges Ziel, nach einem richtigen und würdigen Vortrage zu ſtreben. Und welche Freude, welchen Genuß für Sinn und Herz ge-

währt er nicht, wenn er einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat! Durch ihn erlangt der Dichter die beste Auslegung, durch ihn tritt er erst in das rechte, wahrhafte Leben, durch ihn nimmt er, wie durch persönliche Gegenwart, Stimme und Gestalt an, durch ihn wird er immer wieder erneut, für Aller Herzen beständig wiedergeboren.

Der Improvisator Wolff in Weimar.

Wenn man bedenkt, wie die Poeten in Zeit und Ort so wählerisch sind, und der Eine zum Dichten den frühen Morgen verlangt, der Andere die Mitternacht abwartet und ein Dritter in's Grüne hinausgeht, Alle aber sich Einsamkeit ausbedingen, so grenzt es in der That an's Wunderbare, Jemanden auftreten zu sehen, der es unternimmt, zu jeder Zeit und Stunde und im Angesichte vieler Menschen zu dichten. Um darüber Aufklärung zu erlangen, müssen wir wohl außer dem angebornen Talent auf äußere Umstände Rücksicht nehmen. Italien ist das Land, wo das Improvisiren schon längst und am meisten gedeiht. Hier ist es, wo eine leicht erregbare Einbildungskraft mehr als Geist und Phantasie, äußere Lebhaftigkeit und Suade mehr als

tiefes Gefühl, und beſonders eine wohlklingende, mit Vocalharmonie ſehr reich begabte Sprache herrſcht, und es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß es eben dieſe Dinge ſind, die auf das Improviſiren den meiſten Einfluß haben. Dabei iſt aber auch ein zweiter Umſtand nicht zu überſehen, daß das ſchnelle Ergreifen eines Ausdrucks ſehr ſchwer fallen würde, wenn die Sprache in Worten und Sätzen nicht ſchon ihre völlige Beſtimmtheit und zugleich ihre poetiſche Ausbildung erhalten hätte, daß das Schaffen aus dem Dunkel heraus, nach dem jedesmaligen Drange des Gefühls, ſonſt mehr Phantaſie und Schöpferkraft erfordern würde, als den Italienern eigen zu ſein ſcheint. Etwas Aehnliches iſt es mit der franzöſiſchen Sprache, die, wenn auch nicht mit ſolchem Wohlklange, doch ebenfalls in beſtimmten Formen und gebräuchlichen Sätzen ſich bewegt, — und auch hier ſind Improviſatoren mit vielem Erfolg aufgetreten. Ganz anders verhält es ſich aber mit der deutſchen Sprache. Sie folgt, nicht abgeleitet von einer andern, dem unmittelbaren, naiven Ausdruck der Natur, iſt nie fertig und feſtſtehend, ſondern ſchafft und bildet ihre Worte und Sätze nach dem jedesmaligen Bedürfniſſe, beſonders wenn ein ſtärkeres poetiſches Gefühl ſich ausſpricht. Deßhalb iſt auch in keinem Lande die Originalität der Dichter und Schriftſteller größer und verſchiedener als in Deutſchland. Die Sprache zieht ſie ſchon zu einer größern Freiheit auf. Dieſe Eigenthümlichkeit muß aber gerade das Improviſiren am meiſten erſchweren, da der Sprecher nicht ſo augenblicklich zu dem Feſtſtehenden

greifen kann, und die Sprödigkeit in Klang und Wortfügung noch dazu kommt, deßhalb es denn wohl sehr natürlich war, daß man bei uns am spätesten das Improvisiren wagte. Um ein solches Wagestück zu beginnen, mußte denn doch allerdings jene Erleichterung erst einigermaßen eintreten. Diese besteht, während die Bildungsfähigkeit der Sprache fortdauert, in einem großen Reichthum von schon erworbener poetischer Diction, welcher dem Improvisiren vorausgehen mußte und erst dann genügen konnte, als die deutsche Poesie sich nach allen Seiten ausgebildet und eine Art von Vollkommenheit oder Vollständigkeit erreicht hatte. Ein solcher Zeitpunkt scheint jetzt da zu sein. Mit Leichtigkeit und fast von jedem Gebildeten werden Verse auf's Papier geworfen. Wollte man eine noch größere Kühnheit begehen, so mußte man zum öffentlichen augenblicklichen Dichten schreiten. Daß davon das gelegentliche Improvisiren in Gesellschaft nach dem innern Antriebe einer glücklichen Stimmung noch sehr verschieden sei, bedarf wohl keiner Erwähnung. Es gibt ja für jeden Menschen Augenblicke, wo er ein Poet ist. Eben das Vorsätzliche und das Erbieten, zu einer bestimmten Stunde und nach der Aufgabe Anderer zu dichten, macht das Eigenthümliche eines solchen Unternehmens aus. Ohne vieles Besinnen gleich anzufangen, unaufhaltsam fortzusprechen, und in gemessener Form einigermaßen ein Ganzes zu Stande zu bringen, muß immer, auch wenn im Einzelnen Vieles mangelhaft bleibt, unsere Bewunderung erregen. Der erste und allgemeinste Vorwurf, dem der Improvisator ausgesetzt

iſt, wird aber immer in Oberflächlichkeit beſtehen. Das erhellet ſchon aus dem Vorigen und liegt in der Natur der Sache. Unſere Bewunderung wird indeß dabei noch Nahrung genug finden, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu bemerken, wo und wie weit der in Verſen Sprechende ſich darüber erhebt und ſich wirklich zu einer poetiſchen Region aufſchwingt, was mehr von ſeinem Geiſt, als von ſeiner Fertigkeit abhängt. In Hinſicht dieſer Oberflächlichkeit hat es nun gerade der deutſche Improviſator am ſchlimmſten, weil die Deutſchen am wenigſten auf dieſe Weiſe befriedigt oder getäuſcht werden können, indem ſie vermöge ihrer Natur ein tieferes Gefühl und mehr Geiſt und Phantaſie, als jene ſüdlichen Völker, beſitzen und verlangen. Allein dieſe Rückſicht muß ihm denn auch wieder zur großen Entſchuldigung dienen, und im glücklichen Fall ſein Verdienſt erhöhen. — Doctor Wolff aus Hamburg hat vor Allen, die ihm nachfolgen möchten, den Ruhm vorweg, als der erſte deutſche Improviſator aufgetreten zu ſein. Den 27. Januar 1826 wagte er in Weimar dieſen Schritt, ohne von dem Gedanken ſich abſchrecken zu laſſen, hier vor einem Publicum zu ſtehen, das weniger durch Enthuſiasmus als durch geſunden Sinn ſich auszeichnet. Sehr merkwürdig war es, den Eindruck zu beobachten, den er auf eine äußerſt zahlreiche Verſammlung hervorbrachte. Zuerſt hatte er über die Vermählung des Dogen von Venedig mit dem adriatiſchen Meer, dann im Namen des Herzogs Bernhard von Weimar beim Empfang des Commandoſtabs auf dem

Schlachtfelde zu Lützen zu ſprechen. Er begann auf der Stelle und gab ſeiner Rede gleich einen ſo lyriſchen Schwung, daß er allgemeines Staunen, aber auch zugleich die geſpannte Neugierde erweckte, wie er die Rede zu Ende führen würde. Ohne Stocken, ohne Pauſe ging es fort wie ein angelaſſenes Räderwerk. Aber wie ein mit vollen Segeln auslaufendes Schiff mit der Zeit Verluſt am Takelwerk erleidet, ſo ſah man bald hier und da einen Vers aus der Ordnung treten oder einen Reim zurückbleiben, man bemerkte ein Schwanken, ein Wiederholen in der Betrachtung, und wünſchte im Ganzen mehr Gedanken, mehr poetiſche Bilder, mehr allmähliges Fortſchreiten, am Ende mehr Steigerung; indeß fehlte es doch nicht an einzelnen ſchönen Stellen, die in der Erinnerung als eine ſiegreiche Flagge über den Vortrag hinſchwebten und ihm Beifall brachten. Endlich kam er zur ſchwerern Aufgabe, zum Dramatiſchen. Der Sturz des peruaniſchen Reichs war der Gegenſtand. Prieſter und Jungfrauen bildeten den Chor. Montezuma empfing den ſpaniſchen Helden im Tempel der Peruaner, zeigte hin auf die prangenden Bilder der vaterländiſchen Gottheiten und deutete ihre Güte und ihre Macht. Hier erreichte der Improviſator wirklich eine poetiſche Höhe, wie man ſie ihm nach dem Vorigen kaum zugetraut hatte. Plan und Eintheilung war in der Schnelligkeit kunſtgemäß entworfen, Alles trat völlig beſtimmt und klar vor die Phantaſie, rückte allmählig weiter, und wurde mit einer ſolchen Lebhaftigkeit dargeſtellt, daß man die Gebilde der Götter ſelbſt

zu ſehen glaubte. Die Sprache des Spaniers und Peruaners, mit paſſenden Beziehungen und Seitenwendungen untermiſcht, blieb charakteriſtiſch unterſchieden, und indem die Auslegung der himmliſchen Zeichen von ſelbſt zu Gedanken, ja zu einem Gedicht wurde, erhielt das Ganze einen lebendigen Athem und eine geiſtreiche Geſtalt. Jetzt konnte die Verſammlung dem beſonnenen, ernſt-kühnen Improviſator wirkliche Bewunderung und einſtimmigen Beifall nicht verſagen, und alle andere Zweifel und Fragen, ob er nicht mehr Feuer und Begeiſterung zeigen ſollte, ob er mit einer lebhaftern Phantaſie nicht mehr wirken könnte und wie oft bei erneuertem Vortrag wohl die Wiederholung derſelben Sätze zu fürchten ſein möchte, verſtummte über dem Genuß, den er den aufmerkſamen Zuhörern in reichem Maße gewährt hatte. Blieb auch die Diction vorherrſchend, ſo war das Gewordene doch zu keinem todten Körper erſtarrt, ſondern erhielt ein angenehm täuſchendes, wenn auch nur flüchtiges Leben. Der Improviſator durfte mit dem Erfolg zufrieden ſein.

Das Schreiben *).

„Wenn ich nur leſen und ſchreiben könnte!“ ſagt Valentin in den Hageſtolzen. — Leſen und Schreiben

*) Für hochlöbliche Regierungen wichtig genug!

iſt die erſte Grundlage zur Bildung, denn es iſt das erſte Mittel, das den Weg zu allen möglichen Fortſchritten des Geiſtes öffnet. Leſen ſetzt das Schreiben voraus. Dieſe Zeichenſprache reicht viel weiter, als die Sprache des Mundes. Schon im gewöhnlichen Leben dient ſie zur entferntern Mittheilung, und auch der Ueberbringer der ſtummen Zeichen muß ſie verſtehen, um ihnen zur rechten Zeit Laut und Stimme zu verleihen, oder umgekehrt den mündlichen Auftrag in der Schrift feſtzuhalten. Man ſollte alſo glauben, die edle Schreibkunſt, die ſchönſte Gabe der Cultur, würde auf das Sorgfältigſte ausgebildet, und dennoch iſt es nicht ſo. In den untern Ständen findet man ſie jetzt wohl ziemlich allgemein; auch die ſchlechteſte Schule ſorgt dafür, jeder Dienſtbote muß wenigſtens etwas ſchreiben können. Aber in den höhern Ständen entſpricht die Schreibkunſt keineswegs der Bildung, durch die ſie ſich im Uebrigen auszeichnen, und gleichwohl ſollte ſie hier, wo man faſt Alles ſchriftlich verhandelt, zur höchſten Vollkommenheit gediehen ſein und mit der größten Geſchicklichkeit angewendet werden. In der Schnelligkeit hat man es oft weit gebracht, aber in der Deutlichkeit und Beſtimmtheit iſt die Schreibkunſt — man möchte ſagen — faſt gänzlich in Verfall gerathen. Nicht nur, daß der Vornehme als ein ſolcher gern eine ſchlechte Hand ſchreibt, und, Fleiß darauf zu verwenden, oft unter ſeiner Würde hält, ſondern auch ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung, die am meiſten ſich mit der Schreibkunſt vertraut machen ſollte, vernachläſſigt ſie auf die unverant-

wortlichſte Weiſe. Je größer das Wiſſen, deſto ſchlechter die Handſchrift! Ja, eine gelehrte Hand iſt zum Sprichwort geworden. Welche Unordnung, welche Liederlichkeit in den Manuſcripten! Es geht bis zur Unleſerlichkeit. Schönheit wird nicht verlangt, aber Deutlichkeit iſt unerläßlich. Wie viele Vortheile gehen ohne ſie von der ganzen Schreibkunſt verloren, und wie viele Nachtheile bringt das Gegentheil! Man rechne die vielen Stunden, die vom menſchlichen Leben durch unleſerliche Handſchriften geraubt werden! Und wie viele Geſchäfte werden nicht dadurch erſchwert, verlängert, wie viele Arbeitsluſt dadurch erſtickt, wie viele Freude dadurch vergällt! Nicht allein, daß ein einziger Mißverſtand oft großes Unglück zuwege bringt, ſondern die Wirkſamkeit der gewöhnlichſten Thätigkeit wird durch ſchlechte Handſchriften beſchränkt, die beſten Einrichtungen, im Staat, in der bürgerlichen Welt, verlieren dadurch einen großen Theil ihrer Nützlichkeit. Für Verordnungen, Beſcheide, gerichtliche Anſchläge muß der, den ſie angehen, oft erſt einen Ausleger ſuchen, der die Buchſtaben zurecht rückt. Faſt Jeder, er mag Juriſt, Theolog oder Philoſoph ſein, läßt ſich in ſeiner Handſchrift nach Willkür gehen, und es iſt ein allgemein eingeriſſenes Uebel, daß jeder Schreibende die Buchſtaben anders bildet, ſo daß man ſich in jede Handſchrift erſt hinein ſtudiren muß. Gilt es nun gar, ſeinen eigenen Namen zu ſchreiben, ſo tritt dieſe Willkür vollends in Tollheit über. Wer glaubt nicht, ſeinen Namen verſchnörkeln zu müſſen! Der erſte Zweck alles

Schreibens, geleſen und verſtanden zu werden, wird dabei vergeſſen. Wer vermag, die Unordnungen, Hemmungen, Verkehrtheiten und Vereitelungen aufzuzählen, die durch Undeutlichkeit der Handſchriften ſchon entſtanden ſind! Es wird in der That nachgerade Zeit, ernſtlich dieſem Unweſen zu ſteuern und die Schreibkunſt wieder in ihre alten, ſtrengen Rechte einzuſetzen. Die Entſtehung des herrſchenden Uebels iſt vornehmlich in den gelehrten Schulen zu ſuchen. Viel zu früh werden hier den Schülern Nachläſſigkeiten im Schreiben nachgeſehen, viel zu bald werden ſie der Schreibſtunde entlaſſen. Wenn die Lehrer auch ſelbſt eine ſchlechte Hand ſchreiben, ſo ſollte dies doch niemals den Schülern zur Entſchuldigung dienen; je näher man die Folgen der Vernachläſſigung in der Schreibkunſt vor Augen hat, deſto ſtrenger ſollte man auf die ſichere Erlernung derſelben halten. Vor allen Dingen aber ſollte man auf beſtimmte Formen bei den Buchſtaben beſtehen, und von der allgemeinen Uebereinkunft der Zeichen, ſo weit ſie ſich feſtſtellen und erreichen läßt, durchaus keine Abweichungen geſtatten. Nur durch frühe Einprägung des Regelmäßigen und eine zeitige Gewöhnung an die feſtgeſetzte Ordnung in der Schreibart kann man der Verwirrung, die durch unleſerliche Handſchriften immer weiter um ſich greift, Einhalt thun. Für gelehrte Schulen iſt dies kein unwürdiges Ziel; darnach zu trachten, darf und muß man von ihnen fordern. Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie viel ſchlechtes Deutſch in die Welt ſchicken, wollen ſie noch des Vorwurfs ſich ſchuldig

machen, daß ſie dem Staat die Entzifferung ſchlechter Handſchriften aufbürden?

Ueber die Stufen in der Bildung des Geſchmacks.

Jeder Menſch hat in ſo fern Geſchmack, als ſich keiner, auch nicht der roheſte, dem Einfluß des Schönen ganz entziehen kann, ſo daß ihm Häßliches und Schönes völlig gleichgültig wäre und er zwiſchen beiden gar keinen Unterſchied machte. Gleich beim Erwachen aus dem erſten, dumpfen, thieriſchen Zuſtande fällt mit der Befriedigung der Bedürfniſſe Sinn und Aufmerkſamkeit auch auf Geſtalt, Form und Farbe, welche, ſobald eine Wahl unter dem Nöthigen und Brauchbaren Statt findet, eine Nebenrückſicht bilden und ein Wohlgefallen erwecken, das über Eſſen und Trinken hinaus liegt. Schon die deutſche Benennung Geſchmack zeigt, wie nahe dies Wohlgefallen dem erſten ſinnlichen Genuſſe liegt, da es im Worte noch damit zuſammentrifft und eine große Aehnlichkeit beider in der Wirkung, in der Empfindung damit bekennt. Aber kaum, daß der Sinn für das Schöne im Menſchen aufdämmert, ſo entſteht dadurch für ihn auch ein neuer Grund zur Thätigkeit, ſo daß er dem, was er braucht,

eine gefälligere Form und Einrichtung gibt und dem Nöthigen Schmuck und Zierde hinzufügt. Ihm genügt nicht, wie dem Vogel, der ſein Neſt ein- für allemal ſo und nicht anders baut, ſo und nicht anders ſeinen Wohnſitz einzurichten, ſo und nicht anders ſich zu ſchirmen und zu verhüllen, ſondern nach der Höhle kommt die Hütte, und aus der Hütte wird mit der Zeit ein Haus, endlich gar eine Prunkwohnung, ein Pallaſt. Und bei dieſer Stufenfolge ſehen wir die Rückſicht auf Schönheit immer mehr hervortreten, ſo daß ſie allmählig herrſchend und zuletzt auch für ſich ſogar alleiniger Grund des Schaffens wird. Alſo wächſt mit dem Leben das geiſtige Bedürfniß für Schönheit heran, die endlich als das Höchſte, als der Gipfel, als die Vollendung des Daſeins und als ein Kranz erſtrebt wird, womit ſich Jedermann ſchmücken, woran ſich Jeder ergötzen will. Deßhalb, ſo wie man zu Keinem ſagen darf, daß er ein ſchlechter Menſch ſei, darf man auch gegen Keinen behaupten, daß er einen ſchlechten Geſchmack habe. Um einer ſolchen Prüfung zu entgehen, flüchtet man ſich lieber hinter einen allgemeinen Ausſpruch, und ſagt: der Geſchmack iſt verſchieden, womit man zu verſtehen gibt, daß ein Geſchmack ſo gut ſein könne, wie der andere, und daß für Jeden gerade ſein Geſchmack der rechte ſei. Letzteres iſt gewiß, da im Allgemeinen der Geſchmack von der Stufe der Bildung abhängt, auf der Jemand ſteht. Daß indeß dieſe Stufen wirklich ſehr verſchieden ſind, und daher der Geſchmack in der That nur ſehr all-

mählig vom Schlechtern zum Beſſern aufſteigt, muß man doch, wenn man auch nicht die Probe an ſich und ſeinem Nachbar machen will, ohne allen Widerſpruch zugeben, wenn man nur einen Blick auf die verſchiedene Cultur der Völker wirft. Da geht es von dem Grellen und Blendenden, von dem ſchreienden Roth, von dem Glänzenden und Bunten einen unendlich weiten Weg bis zur geiſtigern Schönheit, bis zur Höhe der Kunſt hinauf, und wir bemerken, daß dieſe ein Volk nur dann erſt erreichen kann, wenn es zugleich auch mit der Zunahme der äußern Cultur alle übrigen Anlagen, den Trieb zur Sittlichkeit, Verſtand, Geiſt und Phantaſie ausgebildet hat. Jeder Menſch iſt ein Kritiker, wenn er unter ſich ſchaut: den Geſchmack roher Völker betrachtet er mit Lächeln, auf einen gemeinern Menſchen ſieht er mit Stolz herab, und über den Geſchmack eines Jeden, der ihm an Bildung nicht ganz gleich kommt, ſpricht er ein verdammendes Urtheil aus. Aber wie? wenn er ſich gegen Andere unter ihm ſo zu urtheilen berechtigt glaubt, fällt ihm nicht auch ein, daß ihm ein Gleiches von oben her widerfahren könne? Wer bürgt ihm dafür, daß ſein eigener Geſchmack ſchon vollendet ſei? Warum ſträubt er ſich, anzunehmen, daß vielleicht Andere ſich auf Schönheit und Kunſt noch beſſer verſtehen als er? Erfordert Kunſt nicht ein eigenes Studium? Iſt es nicht doch möglich, daß ſein Geſchmack noch der Leitung, der Läuterung bedürfe? Will er ſich nicht dem Urtheil eines Kunſtverſtändigen unterwerfen? Will er ſich nicht von ihm belehren, ſich

von ihm auf eine höhere Stufe führen laſſen? — Nein! An ſich ſelbſt zweifelt Niemand. Welchem Publicum fiele es ein, daß es nicht den rechten Geſchmack hätte! Welche Stadt, mag ſie Feldwirthſchaft, Handel oder Wiſſenſchaften treiben, könnte glauben, daß ſie, um ein Gedicht oder ein Schauſpiel zu würdigen, nicht ſchon Bildung genug beſäße! Welches Theater ließe wohl den Gedanken aufkommen, daß es noch für die Kunſt einen beſondern Director brauchte! Welcher Schauſpieler hätte nicht ſchon genug daran, wenn er merkt, was gefällt! Wer fragt nach der für ſich beſtehenden Schönheit? Wer nach den ſich ſelbſt bedingenden Geſetzen der ewigen Harmonie? Reiz und Tugend und Kunſt! Wer begehrt zu wiſſen, wo das Alles mit einander ſich berührt, wo es ſich trennt, wo es ſich verbindet! Nur immer auf's Gerathewohl dem Schalle des Beifalls, nur immer dem hellern Scheine nach! Vielleicht, daß die Poſaune mit der Flöte doch noch eins wird! Am Ende macht ſich's. — Allerdings mag es eine harte Forderung ſcheinen, wenn man von Jedem, der ſchon Tauſenderlei gelernt hat, zuletzt noch Bildung des Geſchmacks verlangt. Und dennoch kann ſie Keinem, der höher lebt, erlaſſen werden, keine Streitentwirrung, keine Finanzberechnung, kein Commandoſtab, kein geſtickter Purpur, kein Kreuz, kein Ordensband, keine Silberette kann davon frei ſprechen. Alles dieſes macht im Gegentheil auf die Bildung — des Menſchen als Menſchen — erſt recht aufmerkſam, in Verbindung mit Sittlichkeit und äußerer Verfeinerung muß zuletzt äſthe-

tiſche Bildung dem Menſchen erſt ſeine Vollendung geben; je reicher und vornehmer, um ſo dringender mahnt ihn der Ausſpruch der Geſellſchaft, um ſo beſchämender die Kunſt ſelbſt, die von allen Seiten ihm entgegen leuchtet, um ſo ſtärker die Feſtlichkeit nach Siegen, die Erholung nach errungenem Vortheil, die Muße und die frohe Stunde daran.

Ueber die Würdigung des Alters auf der Bühne.

Auf dem Theater herrſcht für die Würdigung des Alters eine ganz andere Zeitrechnung, als im Leben. Siebzehn oder achtzehn Jahr — älter darf das Mädchen nicht ſein, das dort oben verheirathet wird, und auch der Jüngling, wenn er zwanzig Jahre zählt, iſt reif. Damit ſcheint das Ideal der Kunſt allerdings zum frühern Zuſtand der Natur und in die erſte Schäferwelt zurückzuführen, und hätte ſomit zur Abweichung von der proſaiſchen Welt einigen Grund, aber es bleibt dabei nicht. Kaum hat Einer das vierzigſte Jahr erreicht, ſo erklärt das Theater, daß er nicht mehr heirathen, wenigſtens nicht mehr lieben könne, und daß er auch nicht hoffen ſolle, noch wahre Gegenliebe zu finden. Einem Manne ſo das Gefühl, und — die

Liebenswürdigkeit abzusprechen, das ist in der That grau-
sam. Zum Glück ist es damit im Leben oft anders;
da ist das Lieben frei gegeben bis in die Funfziger und
wohl noch weiter; es kommt nur darauf an, in wel-
cher Jugendlichkeit das Blut fließt und ob es sich im
Lauf nicht früher schon übereilt hat, wie der ganze
Mensch denkt und empfindet, ob er eine freie Phantasie,
oder ein Rechenexempel, ob er von Holz, von Stein
oder von Quecksilber oder gar Feuer und Flamme ist.
Und was die Liebenswürdigkeit betrifft, so kommt's
hauptsächlich auf eine gute Portion theils restirender,
theils immer bleibender guter Eigenschaften an. Ein
dummer Zwanziger ist oft weniger liebenswürdig als ein
kluger Funfziger. Indeß — das Theater hält es nun
einmal mit der Jugend, und wenn der junge Mensch
einen Nebenbuhler hat, so muß dieser immer älter
aussehen, als er wirklich ist, und — deßhalb auch im
übrigen nicht viel taugen. Mit der Häßlichkeit wird
ohnehin stark nachgeholfen, damit das Mädchen, das
ihn nicht mag, ja Recht behält. Auch die Ehe macht
darin keinen Unterschied. Soll einmal das Weibchen
außerhalb lieben, so wird der Mann mit dem Alter
sich eine Treppe höher gebracht und muß dabei etwas
in einem Griesgram annehmen. König Philipp muß
gegen Don Carlos als ein mürrischer Greis erscheinen,
sonst hätte er an die Eboli zehn Liebesbriefe geschrieben.
Auch ohne junge Nebenbuhler verfährt man oft so un-
recht, und wie man von Alter und Häßlichkeit auf
Affenswürdigkeit übergeht, so schreitet man von dieser

auf jene zurück. Wer einmal von den Zuschauern gehaßt werden soll, der muß auch nach Maßgabe häßlich erscheinen, selbst wenn der Zusammenhang des Stücks dagegen ist. So hat Hamlet's Mutter sich offenbar von einem noch jugendlichen, äußerlich liebenswürdigen Mann bestricken lassen, der von außen mit einer gewissen Haltung von Freundlichkeit und königlicher Würde für den oberflächlichen Beobachter um so bedeutender erscheint, je hohler er im geistigen Innern ist, aber die Theater hüten sich wohl, ihn so jung und reizend zu zeigen, als ihn der Dichter sich gedacht haben mag. Er soll nun einmal gehaßt und die Königin verwünscht werden, und wenn auch der Geist noch Mitleid mit seiner verführten Gemahlin hat, der Zuschauer soll im Vollgenuß, zu hassen und zu lieben, um kein Haar breit geschmälert werden, — und darum muß der König ein wenig in das grämliche Register.

So und noch auf mancherlei Weise werden wir oft von der Bühne herab in der Zeitrechnung irre gemacht, und unser Hauskalender gilt dort oben nichts; indeß Gottlob! — das sind nur Täuschungen, die wir blos für Augenblicke so hingehen lassen, weil sie uns eben Vergnügen machen; im Leben bleibt's beim Alten: da werden die Kinder nicht so blutjung verheirathet, auch in den Zwanzigern finden die Mädchen noch ihre Freier, und die Männer vollends — die haben es unter sich ausgemacht, daß sie sich das Lieben auf unbestimmte Zeit vorbehalten.

Belehrende und ergötzende Dramaturgie.

Außerdem, daß man viel über theatraliſche Darſtellungen ſchreibt, iſt es noch ein beſonderes Geſchäft, den Sinn von berühmten und allbekannten Autoren auszulegen, über ſie zu denken und zu ſchwärmen, zu philoſophiren und zu dichten, ſo daß man dieſelben Gerichte immer wieder mit einer neuen Brühe bekommt, und Jeder nun beſtimmen kann, mit welcher ſie am beſten ſchmecken. Kaum hat der Zuſchauer ſich ruhig vor der Bühne niedergelaſſen, ſo kommt der Dramaturg, und ſetzt ihm eine Brille auf die Naſe, und der Schauende iſt wirklich erſtaunt, was er nun Alles ſieht und entdeckt. Ich hätte es nimmermehr geglaubt, hören wir hier und da ſagen, daß ſo viel in der Sache liegt, aber jetzt werde ich es erſt recht gewahr, ich erhalte nun erſt recht Licht und Aufſchluß. Es iſt alſo Einigen ganz lieb, daß ein Anderer ihnen vordenkt und vorempfindet, und in der That ſind Einſicht und Geſchmack in Kunſtſachen, wo die höchſte Stufe der Bildung nicht ſo leicht erreicht wird, ſo ſehr verſchieden, daß die Meinung des Kenners, des Kunſtrichters wohl gehört zu werden verdient. Auch ſind wirkliche Kunſtwerke von der Art, daß ihr Gehalt ſelbſt mit dem ſchärfſten Blick und der tiefſten Empfindung nicht ſo bald erſchöpft werden kann, und wo die Erklärung eines Andern immer eine neue Fundgrube eröffnet. Indeß man-

che Zuſchauer lehnen ſich doch dagegen auf, und wollen ihre Naſe nicht zur Brille hergeben, und wenn man ihre Gründe hört, haben ſie auch nicht ganz Unrecht. Ich glaube es wohl, ſagen ſie, daß ſich bei einem Drama allerhand denken und empfinden läßt, und es klingt, was Andere darüber gedacht und empfunden haben, oft gar nicht übel; allein, wenn ich einmal vor der Bühne ſitze, will ich ſelbſt dieſe Freiheit haben. Es fällt mir Mancherlei dabei ein, wozu ich aber meinen Nachbar, ja mich ſelbſt nicht einmal für die Folgezeit verpflichten mag; gewiſſe Lieblingsneigungen, die Sache ſo oder ſo zu nehmen, gewiſſe mir eigenthümliche Weiſen, das Dargebotene ſo oder ſo zu genießen, thun ſich dabei hervor, und ich ſchwelge erſt recht im Genuß, wenn ich mich ganz, wie ich bin, an den Gegenſtand hingeben, ihn ganz in mein Weſen hinüberziehn, und ihn nach meinen Wünſchen und Kräften verarbeiten und ihn geradezu zu meiner Freude machen kann. Freut ein Anderer ſich darüber auf eine andere Weiſe ſo habe ich gar nichts dagegen, aber er ſoll mir nur nicht jetzt damit kommen, wenn ich eben con amore genießen will. Was hälfe es mir auch, wenn ich mit andern Augen ſehen wollte, und mich immer erſt anſtrengen müßte, eben ſo zu ſehen, wie Andere, oder eben das zu finden, was ſie entdeckt haben. Da würde mir der Genuß zur Arbeit und ich müßte in die Schule, da ich eben recht in's freie Leben zu treten hoffte. Kann ich dafür, wenn ich nicht gerade ſo empfinde, wie der Andere, und kann es mir from-

men, wenn ich mir beim Zuſchauen etwas einreden laſſe, wozu nicht augenblicklich auch meine eigene Ueberzeugung aus dem Grunde meines Herzens mit einſtimmt? Ich ſchwebte ja ſonſt immer zwiſchen zwei Eindrücken, der Empfindung des Andern und der meinigen, jene zwänge ich mich anzunehmen, und dieſe niederzuhalten, ich ſuchte Friede zu ſtiften zwiſchen beiden, und darüber ginge das Stück hin. Oder ſoll ich nur kritiſch genießen, und im Zuſchauen weiter nichts thun, als die Urtheile Anderer prüfen, um zuletzt ſagen zu können, ob ſie Recht haben? Da käme mir ihre Vorarbeit wenig zu Gute, weil ſie nur neue Arbeit erzeugte. Und — um blos über ein Drama klug oder gelehrt ſprechen zu können — dazu komm' ich nicht hierher, nein, ich will meine Freude daran — und mein Geld nicht umſonſt ausgegeben haben. Ich erwarte ganz geruhig, wie es eben heute bei mir anklingt, und, ſehe ich es nach einem Vierteljahr wieder und bin in einer andern Stimmung, ſo habe ich nichts dagegen, wenn ich wieder anders empfinde. Ueberdies bleibt es wohl ausgemacht, daß Jeder ein Kunſtwerk mit andern Augen anſieht, daß ſolches niemals ganz und völlig in die Seele des Beſchauers tritt, ſondern daß ein Mittleres zu Stande kommt, das zwiſchen dem Kunſtwerke und dem Beſchauer ſchwebt, und wovon Jeder dann ſagen kann: das iſt *mein* Kunſtwerk, oder das iſt das Kunſtwerk für *mich*. Nur, je nachdem es vom Beſchauer wieder erzeugt wird, iſt es für ihn vorhanden. — Es gibt aber noch eine andere Claſſe von Genießen-

den, ſolche, welche die Kritiken keineswegs verſchmähen, jedoch nur gelegentlich und mehr zu ihrer Ergötzung davon Gebrauch machen. Wenn der Vorhang aufrollt, und ſie das Stück ſelbſt ſehen, erſcheint es ihnen gewöhnlich weit klarer, als vorher, da ſie ſich durch Kritiken belehrt zu haben glaubten; aber indem ſie ſich nun am Fortgange des Kunſtgewebes friedlich ergehen, fällt ihnen bald dieſe, bald jene Stelle aus den Kritiken ein, und ſie finden bald etwas treffend, bald etwas in der Anwendung ergötzlich. So etwa beim Hamlet, dem unglücklichſten aller Helden, auf den alle Kritiker ihre Pfeile abgeſchoſſen haben. Kaum iſt bemerkt worden, daß er nicht der rechte Mann ſei, die zerrüttete Welt wieder in ihre Fugen zu bringen, ſo geht jeder Neuling darauf aus, neue Fehler an ihm zu entdecken, ſo daß er nun beinahe zu einem erbärmlichen Wichte herabgeſunken iſt. Erſcheint er wirklich auf der Bühne, ſo ſagt mancher Andere; ich kann es ſo arg nicht finden, ich ſehe zunächſt weiter nichts als einen melancholiſchen jungen Menſchen vor mir, der nach dem ſchnellen Tode ſeines Vaters und der ſchnellen Verheirathung ſeiner Mutter wohl Urſache hat, melancholiſch zu ſein, und dem in ſo kritiſcher Lage bei den lärmenden Freuden auch wohl die Luſt anwandeln kann, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Sein eigenes mißliches Verhältniß iſt gerade das Anziehende des Stücks, und mir iſt es ganz recht, daß der Dichter es nicht gleich mit einem Schwertſtreich durchhaut. Durch die Erſcheinung des Geiſtes kommt man einer Mordthat auf die Spur.

Das will erſt näher erforſcht ſein. Bei einem Schauſpiele verräth ſich der König ſelbſt, und nun iſt Hamlet jeden Augenblick bereit, ihn niederzuſtechen, ja ſein Gemüth hat ſich ſo zur Rache entſchieden, daß ihm es nur zu gelinde däucht, den König niederzuſtoßen, da er betet. Kaum aber, daß im Cabinet der Königin hinter der Tapete ein Horcher ſich regt, ſo ſtößt er raſch zu, den König zu treffen. Den ſo ſehr feigen und unentſchloſſenen Menſchen, wie er nur zu oft geſchildert wird, kann ich alſo hier gar nicht in ihm entdecken, zu ſehr hat man ihn herabgewürdigt. Weil ich, der Zuſchauer, ſogleich an die Ermordung des begrabenen Königs glaube, muß deßhalb Hamlet, der mit allem Sagen und Thun es ſo genau nimmt, auch alsbald davon überzeugt ſein? Mir ſcheint es nicht ſo. Man wird es mir daher nicht verdenken, wenn mir bei ſeinem Auftreten und Handeln ein Lächeln anwandelt, nicht über ihn, ſondern über ſeine Kritiker. Und dies gibt mir beim Genuß des Stücks noch einen Nebengenuß. — Höre ich nun vollends ſagen, er habe mit Ophelia ein ſträfliches Verhältniß gehabt, er habe mit ihr gelebt, ſo werde ich ganz und gar zum Ergötzlichen hingezogen, und es kommt nur auf mich an, ob ich bei ſeinen moraliſchen Sermonen über ihn oder über ſeine Kritiker lachen will. Dieſer philoſophiſch ſtrenge, liebend ſchwärmende, ja für dieſe Welt zu rein geſinnte Jüngling ſoll die Ophelia verführt haben? Oder hatte Verführung nicht den Sinn bei ihm, den ihr die Moral gibt? Sehen ſeine Vorwürfe,

die er Ophelien macht, da er bei ihr den Einfluß des Vaters auf ihre Liebe gewahr wird, wohl darnach aus? — Und denk' ich mir wirklich einen so vertrauten Umgang, wie muß es mir dann verwunderlich vorkommen, wenn er seine Strafpredigten gegen die Mutter beginnt! Du hast wohl ein Recht zu reden, flistert es dann bei mir, und im Hui setzt sich das Stück in ein Lustspiel um. Hört, was er sagt!

„Habt ihr Augen?
Die Weiden dieses schönen Bergs verlaßt ihr?
Und mästet euch im Sumpf. Ha, habt ihr Augen?
Nennt es nicht Liebe! denn in eurem Alter
Ist der Tumult im Blute zahm; es schleicht,
Und wartet auf das Urtheil. — — —

Was für ein Teufel
Hat bei der Blindekuh euch so bethört? — —
Scham, wo ist dein Erröthen? wilde Hölle,
Empörst du dich in der Matrone Gliedern,
So sei die Keuschheit der entflammten Jugend
Wie Wachs, und schmelz' in ihrem Feuer hin.

Mit dem Letztern würde er einen sehr schwachen Trumpf auf seine Betheurung setzen, wenn er es selbst für etwas ganz Geringes achtete.

Aber Ophelia soll sich ja im Wahnsinn durch unzüchtige Reden, leichtfertige Lieder verrathen! — Arme Ophelia! diese Reden zeugen von deinem Wahnsinn, nicht von deiner Schuld. Wahnsinnigen ist eben eigen, daß sie Gefühl für Anstand und Sitte verlieren, wenn

e vorher auch die Keuſcheſten, die Reinſten waren. So läuft man wohl im Traum nackt über den Markt, hne es zu wiſſen, ohne es zu beachten, weil auch der raum den Anſtand vergißt. — —

Aus dieſen und ähnlichen Beiſpielen raiſonniren- r Zuſchauer erſehen wir, wie Dramaturgie, beſonders, enn ſie alle Tage neu aufſproßt, zu Mancherlei, bald r Belehrung, bald aber auch zur Ergötzung dienen nn.

Was iſt von Bearbeitung alter Luſtſpiele zu erwarten?

Man hat von mehreren Seiten her gerathen, die en, ſonſt beliebten Luſtſpiele wieder hervorzuſuchen für unſere Zeit zu erneuen. Der Rath iſt nicht l, theils weil jene Luſtſpiele viel Gutes enthalten, theils l wir neuer Luſtſpiele bedürfen. Er iſt aber nicht leicht auszuführen, wie es auf den erſten Blick int. Sind blos manche Ausdrücke zu ſtark, manche enen zu lang, dann iſt bald zu helfen. Solche derungen pflegen aber ohnehin ſchon, wenn Stücke die Bühne kommen, häufig zu geſchehen, und ſind keine Bearbeitung zu nennen. Dieſe tritt erſt wenn ſie ſich auf etwas Weſentliches erſtreckt, ſei

es nun auf den Ton im Ganzen, also auf die Form, oder auf etwas Wichtiges im Einzelnen, also auf den Stoff. Nun aber hat ein gutes Lustspiel, wie es auch Regel der Kunst ist, sich immer seiner Zeit eng angeschlossen, von der es schwer, oder auch, ohne sein eigenthümliches Leben zu verlieren, gar nicht abgetrennt werden kann. In einem solchen Lustspiele ist der Ton durch und durch, die ganze Art zu scherzen und Anspielungen zu machen, zeitgemäß, und mit wenigen Federstrichen ist dabei nichts auszurichten. Sehen wir nun vollends auf das, worauf angespielt wird, auf Sitten, Gebräuche, herrschende Vorurtheile oder gar auf wirkliche Darstellung derselben, so kann hier weder etwas herausgenommen werden, ohne daß das Gebäude zusammenstürzt, noch läßt sich leicht etwas finden, das an die Stelle des Alten zu setzen wäre. Hier müßte also nicht blos der Geschmack, sondern auch die Erfindung im hohen Grade thätig sein; das Stück müßte ganz umgewandelt, anders begründet, und anders geformt werden. Eine solche Bearbeitung setzte aber eben so viel Genie voraus, als die ursprüngliche Dichtung, d. h. der Bearbeiter müßte ein eben so guter Dichter sein, als ein Vorgänger. Ein solcher möchte indeß wohl lieber etwas Neues schaffen, als sich mit der Umbildung des Alten befassen, die für ihn gewiß noch mühsamer sein würde. — Dazu kommt noch, daß die Zeit wirklich Manches ausgelöscht hat. Mancher Scherz ergötzte ehemals, weil er noch neu war; er ist seit der Zeit öfters wiederholt worden und hat allmäh-

lig ſeine Kraft verloren, oder man hat ihn ſpäter ſo verſtärkt, daß er ſich nun nicht mehr überbieten läßt. Nicht ſelten haben auch neuere Dichter das Gute von alten Luſtſpielen ſchon in einer andern Form wieder benutzt, ſo daß nun ein Bearbeiter damit zu ſpät kommen würde, wie man z. B. in den Kotzebueſchen Luſtſpielen viele Scenen findet, die der Verfaſſer alten Stücken entlehnt, und mit neuen Wendungen ſeinen Stücken einverleibt hat.

Aber geſetzt nun auch, es wollte wirklich ein reich begabter Dichter die Mühe einer ſolchen Bearbeitung nicht ſcheuen, welchen Erfolg dürfte er ſich wohl verſprechen? — Es iſt zu fürchten, daß er weder in Abſicht des Stücks, noch in Abſicht der Wirkung ſeinen Zweck erreichen werde. Ein wohlgefügtes, wenn auch in alter Form beſtehendes Luſtſpiel läßt ſich nicht ohne Gefahr der Verletzung verbeſſern, weil die einzelnen Theile klüglich zu einander berechnet ſind. Das Hineingeſchobene wird in den meiſten Fällen immer noch einem Nachbehelf ähnlich ſehen, und wenn das erneute Stück den Zuſchauern auch leidlicher wird, ſo iſt darum doch noch nicht die Veränderung des alten Stücks eine wirkliche Verbeſſerung zu nennen, wie man zum Theil ſchon an dem politiſchen Kannegießer und an dem luſtigen Schuſter ſieht, wenn man die neuern Bearbeitungen mit den urſprünglichen Dichtungen vergleicht. Zuweilen iſt in einem Drama nur eine Einzelnheit ſtörend, aber ſie läßt ſich dennoch nicht gut, ohne Nachtheil des Ganzen, ändern oder herausſchaffen. So z. B., wenn

bei Iffland die Oberförsterin sich gegen die Verheirathung ihres Antons mit Friederiken sträubt, weil diese reformirter Religion ist. Jetzt, nach aufgehobenem Unterschied, würde uns das Jammern der Alten gar zu beschwerlich werden. Fehlen darf die Scene nicht, sie muß geändert werden, aber wie? Soll man Friederiken zu einer Katholikin machen? Das wäre zu stark und würde sich mit den Verhältnissen der Oberförsterfamilie nicht gut vertragen. Man sucht also, mit Verkürzung des Jammers, der Schwierigkeit dadurch auszuweichen, daß man blos erwähnt: Friederike sei anderer Religion. Damit hilft man sich leidlich heraus, aber die Aenderung ist immer nur ein Nothbehelf, und keineswegs eine Verbesserung, denn das Gesetz der Poesie, besonders der dramatischen, verlangt, daß etwas Bestimmtes genannt werde und Iffland würde sich einen solchen Verstoß gegen die Regel, die in der Natur der Sache gegründet ist, schwerlich erlaubt haben.

Endlich und zuletzt, wenn wir auch annehmen, daß einem Bearbeiter das Werk gelungen sei, wird er damit die gewünschte Wirkung auf das Publicum hervorbringen? Die alten Dichter haben sehr gründlich und naturgemäß gearbeitet; ist er ein rechtschaffener Poet, so kann er sich dem nicht ganz entziehen. Allein das Publicum ist in der neuern Zeit, besonders durch den witzigen Kotzebue, sehr verwöhnt worden. Es will nicht mehr mit Nachdenken und Geduld das Ganze zusammenfassen, sondern in jedem Augenblick gekitzelt

und ergötzt ſein. Ob dadurch Wahrheit und Natur verletzt werde, darnach fragt es nicht. Ein geſchminktes Geſicht iſt ihm lieber geworden, als ein natürliches. Hierin liegt ohnehin hauptſächlich der Grund, weßhalb es manche ältere, gute Stücke nicht mehr vertragen kann. Es kommen oft müßig ſcheinende, mitunter auch gründlich lang gehaltene Scenen darin vor, die wohl auf das Ganze berechnet, aber nicht dazu geeignet ſind, für ſich einen Zeitvertreib abzugeben. Da hören wir denn gleich die Klage, daß Dies oder Jenes langweilig ſei, ohne daß man dabei geneigt iſt, es dankbar in den großen Werth des Ganzen mit einzurechnen. — Soll alſo eine Bearbeitung das Publicum völlig befriedigen, ſo wird ſich dieſe auch mit falſchen Reizen ſchmücken müſſen, und das kann man denn doch gewiſſenhaft wieder keine Verbeſſerung nennen. Demnach darf man wohl ſagen, daß ein Dichter mit Bearbeitung alter Luſtſpiele erſt dann ein wahrhaft lohnendes Werk unternehmen würde, wenn er auch das Publicum bearbeiten könnte.

Gehört die Schauſpielkunſt zu den ſchönen Künſten?

Auf die Frage, ob ſie dazu gehört, wird man freilich mit Ja antworten müſſen, denn ſie dient ja

dazu, um Werke der schönen Künste (Dramen) zur Ausführung oder zur Darstellung zu bringen, weßhalb sie auch kurzweg zu den ausübenden Künsten gerechnet wird. So ist ebenfalls ein Musikus, der die Musik eines Andern auf seinem Instrumente vorträgt, ein ausübender Künstler, und wird bei einem hohen Grade von Fertigkeit und Geschicklichkeit Virtuos genannt. Demnach wäre es also auf keine Weise unrecht, Schauspieler im Allgemeinen ohne Weiteres immer Künstler, und die geschicktern — Virtuosen zu nennen. Bedenkt man vollends, daß das Wort Künstler auch noch in einem weitern Sinne genommen, und auch der Goldschmied, der Ebenist, zum Rang eines Künstlers erhoben, und so am Ende selbst alle blos verschönernde Künste in den Begriff mit hineingezogen werden, so widerfährt mit der Benennung Künstler dem Schauspieler nicht einmal eine große Ehre. Ueber die blos verschönernde Kunst erhebt er sich aber schon dadurch, daß er in der Person eine Idee (ein gedachtes Wesen) darzustellen sucht, es müßte denn sein, daß er die volle Wirkung schon von seinem Anzuge, von Schminke und Figur erwartete. Es entsteht indeß nun noch die strengere Frage: ob er selbst schaffender Künstler, Dichter, und ob das, was er hervorbringt, ein wirkliches Kunstwerk sei. Hierauf läßt sich nicht gleich bestimmt mit Ja oder Nein antworten. Es ist dabei Mancherlei zu unterscheiden. Erstlich kann er sich wirklich als Künstler, als Dichter bewähren, wenn er auch nur den Gedanken eines

Andern darſtellt. Er kann ihn ſo mit ſeiner Phantaſie auffaſſen und beleben, daß er wieder zu ſeiner eigenen Dichtung wird. So kann ein genialer Violinſpieler durch die Seele ſeines Vortrags ein Concert zu einer zweiten Schöpfung machen: kurz, er kann hierbei Genie und Eigenthümlichkeit des Geiſtes offenbaren. Und beim Schauſpieler iſt dies noch mehr, als beim Muſikus, der Fall, da ihm nur Worte, Gedanken und Andeutungen gegeben ſind, die er erſt in Geſtalt, Charakterzüge und in ein perſönliches Bild verwandeln muß. Je nachdem ihm nun der Charakter Gelegenheit darbietet, wird er durch ſeine Darſtellung allerdings Schöpfungskraft an den Tag legen können. Ja es gehört gerade zu dieſer Kunſt der Geſtaltung noch ein beſonderes Genie, ein Talent, das ihm angeboren ſein muß, und das ihn vom Dichter, Maler und Bildhauer weſentlich unterſcheidet, wobei die Bewunderung ſeines Talents dadurch noch geſteigert wird, daß er ſeinen eigenen Körper zum Materiale macht, und an ſeiner eigenen Perſon das Gedankenweſen eines Andern (die erdichtete Perſon) ausdrückt. Alſo die Möglichkeit, ſelbſt als Dichter zu erſcheinen, iſt vorhanden, und wird auch von der Erfahrung in einzelnen Fällen und in verſchiedenen Graden beſtätigt. Man kann ſogar einräumen, daß etwas von dieſer eigenthümlichen Schöpfungskraft einem jeden Schauſpieler, der nur einigermaßen tüchtig iſt, eigen ſein müſſe, etwas, das ihn eben zum Schauſpieler macht. Sodann iſt aber doch in Erwägung zu ziehen, daß ein

Anderer schon den Charakter und den innern Zusammenhang desselben erfunden und ihm solchen, sei es auch nur als Entwurf, überliefert hat. Der Ruhm der ersten Erfindung gebührt dem Schauspieler also nicht, er ist nur der Nachdichter des Dichters, und wenn auch durch die Eigenthümlichkeit der Gestaltung der Charakter seine Schöpfung wird, so ist ihm Grund und Veranlassung dazu doch schon gegeben, und seine Erfindung durch die vorhergegangene des Dichters sehr erleichtert. Indeß läugnen kann man nicht, wenn man nicht beide Fälle ganz gleichstellen will, daß nicht immer viel daran gelegen ist, ob eine Idee entlehnt oder völliges Eigenthum sei, wenn sich nur in dem Gewordenen das Genie des Künstlers zeigt. Durch ein Mehr und Mehr, das er leistet, kann er zur Stelle des Dichters selbst hinaufsteigen, ja ihn wohl gar von derselben verdrängen. Endlich kommt jedoch noch in Betrachtung, ob er denn nun auch, indem er sich als Künstler bewährt, ein wirkliches Kunstwerk hervorbringe. — Will man es hiermit nur einigermaßen streng nehmen, so muß man dies verneinen, und kann den Schauspieler in dieser Beziehung nicht zu den schaffenden Künstlern rechnen. Ein schönes Kunstwerk muß frei, für sich bestehend, vollständig sein, und allein für sich eine Idee, die ein Mannigfaltiges enthält, völlig aussprechen; der Charakter, den ein Schauspieler darstellt, ist, und wäre er der wichtigste, immer nur erst ein Theil des ganzen Drama's. Das Drama selbst ist das Kunstwerk, das durch die Mitwirkung

Vieler zu Stande kommt, ja das als eine Dichtung, als ein Werk der innern Vorstellung vorhanden ist, auch wenn es gar nicht gespielt, gar nicht durch Personen dargestellt wird. Die eigentlichen Personen der Dichtung werden als lebend in der Welt und nicht erst als auf dem Theater erscheinend gedacht, und wenn von einem Walde gesprochen wird, so ist ein wirklicher Wald, nicht eine Nachahmung davon auf den Coulissen gemeint. Die leibhaftige Darstellung, die nachahmende Täuschung durch lebende Personen ist nur ein Uebriges, ein Wagstück, ein Versuch, ob man das, was gedichtet ist, nicht wirklich auch so zu sehen bekommen könnte. Deßhalb bleibt auch das gedichtete Kunstwerk, die einzelne Darstellung desselben mag gelingen oder nicht, immer dasselbe, und das Drama lebt als eine Vorstellung des innern Sinnes in der Anschauung der Seele fort. Wie nun sämmtliche Schauspieler nicht für den Verfasser des Drama's gelten können, so kann auch der ausgezeichnete Darsteller eines einzelnen Charakters nicht sagen, er habe — im strengen Sinne des Worts — ein Kunstwerk geliefert. Ertheilt man ihm gleichwohl dieses Lob, so bezeichnet man damit nur das, was er dabei gethan und geleistet hat, nicht das Gewordene als ein wirkliches freies Werk. Mag er indeß auch nur als dienend einen Theil zum Ganzen beitragen, so ist es doch für ihn schon genug, wenn er in der Auffassung, Bildung und Darstellung eines einzelnen Charakters Phantasie und Schöpfungskraft bewiesen, und seinerseits sich als wirklichen

Künſtler bewährt hat, und — dürfen Alle, die das Werk zur Erſcheinung bringen helfen, ſich Künſtler nennen, ſo darf er, mit Schauſpielergenialität, alſo mit Dichtungsvermögen begabt, es in einem noch weit höheren Sinne und mit noch größerem Rechte. Es iſt demnach gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Schauſpielkunſt in mehr als einer Beziehung zu den ſchönen Künſten gehört.

Muſik für's Theater und Muſik für's Haus.

Es bleibt immer merkwürdig, daß der berühmte Jungfernkranz des Freiſchütz, der ſich vom Theater aus ſo ſchnell verbreitete und nun die Reiſe um die Welt macht, weit früher für's Clavier als auf dem Theater erſchien, aber als Arie für die Tochter vom Hauſe ſo wenig Aufmerkſamkeit fand, daß er vielmehr — wie wenn er gar nicht da wäre — ganz außer Acht gelaſſen wurde. Dieſer zarte Naturlaut ſtand nämlich zuerſt in Kind's Taſchenbuch, und ſeine Nichtbeachtung war mit der Grund, weßhalb nachher alle Liedercompoſitionen, als unnütz, darin verſchwanden. Dieſer Vorfall weiſ't uns aber überhaupt auf den großen Unterſchied hin, der zwiſchen Theater- und Privatmuſik

Statt findet. Ein Lied, im lebendigen Zusammenhange einer Geschichte, in einer theatralischen Verbindung als ein Moment der Empfindung wirklicher Personen, die wieder auf Personen wirken, mit aufgeregter Phantasie und mit theilnehmendem Gefühl aufgefaßt, muß natürlich weit mehr Kraft und Bedeutung erhalten, als wenn ein fremder Mund es vorträgt, der gleichsam nur Entferntes berichtet, und erst zur Empfindung die Vorstellungen erregen will, die dort schon vorhanden sind. Wie innig, zart, ja in der Sprache der Unschuld rührend ist jenes Lied im Klange jungfräulicher Stimmen, im Vortrage einfacher Landmädchen, die damit ihre Freundin vor dem Gange zum Altare begrüßen. Einmal so in das reingestimmte Gemüth aufgenommen, kann es auch als Wohllaut dem Ohre nicht wieder entschwinden, die Zunge lallt es nach, Kinder tragen es durch die Straßen. Wie vermöchte wohl dies Alles die einsame Stimme am Clavier zu ersetzen, wie vermöchte sie uns jenen lebendigen Reiz vorzuzaubern! — Und auf der andern Seite: wie soll sich wohl ein noch unerfahrnes Mädchen geberden, wenn sie überhaupt eine Opernarie vorzutragen hat? Soll sie nur singen, wie man für das Haus, für sich, zu seiner Erbauung, zu seiner Ergötzung zu singen pflegt, oder soll sie sich ganz in die Empfindung hineinstürzen, von der ein anderes Gemüth bewegt wurde? Soll sie den fremden Zustand völlig nachahmen, wie wenn sie die Schauspielerin wäre, die sich persönlich in die Rolle einer Andern versetzt? Wir sehen: es tritt hier

etwas Aehnliches ein, wie bei dem Declamiren und Agiren. Anders wird eine Arie zum Clavier, anders auf dem Theater gesungen. In jenem Fall wird die Sängerin eher zu wenig als zu viel Ausdruck in ihre Stimme legen; sie muß ihn aber steigern, wenn sie öffentlich in einem Concerte damit auftritt, wird indeß dann erst das Höchste täuschender Nachahmung geben, wenn sie wirklich agirt. So wird und muß auch ein Schüler im Stadtchore anders — mit mehr gemäßigter Empfindung — singen, als in einem Opernchore, so wie er hier zu wenig thun würde, wenn er mit einem allgemeinen Ausdruck sich begnügen wollte.

Nun fragt sich aber auch: soll und muß denn Alles, was auf dem Theater gesungen wird, in das Haus eingehen und auf dem Clavier nachgetrommelt werden? Gesetzt, daß man sich auch so eine skizzirte Musik zur Erinnerung an vollständigern Genuß gefallen läßt — und in der That bleibt in der Skizze noch Schönes genug — findet nicht doch ein Unterschied Statt zwischen dem, was füglich hierher gehört und was nicht? zwischen dem, was wiedergegeben werden darf und dem, was nicht nachgeahmt werden sollte? Es kommt allerdings mit auf den Spielenden und Singenden an. Ein blos musikalisches oder ein für den Text gleichgültiges, wohl gar durch Erfahrung schon abgehärtetes Gemüth, kann freilich Alles ohne Bedenken unter seinen Fingern und über seine Zunge weghüpfen lassen. Wie muß aber einer jungfräulichen Seele zu Muthe werden, die vielleicht das Wort

Liebe kaum ohne Erröthen aussprechen kann, wenn sie all das Zeug, was in Opern und Operetten vorkommt, mit ihrer Stimme vor ihren Empfindungen vorüberführen soll? Singt sie, daß sie das Erröthen verlerne, daß sie früher für die Geheimnisse der Liebe heranreife? Das ärgste Wort, das sie redend nie in den Mund nehmen würde — nun es in Noten gesetzt ist, darf sie es nachsprechen, darf es laut vortragen und muß es sogar mit dem Ausdruck des Gefühls betonen. Welche innere Erfahrung muß dadurch nach und nach entstehen, wenn man bedenkt, wie die Liebe auf dem Theater um und um besehen und nach allen Seiten herumgewälzt wird! Ganz von ihrem Belieben wird es nun abhängen, was sie davon für sich anzuwenden und mit sich in's Leben zu nehmen beschließt, ob sie beim Sprung in die Küche singen will: Ein Mann im Traum, glaubt sicherlich, ein Mann im Traum ist nichts für sich! oder auf einem romantischen Spaziergange: dem Troubadour ein Küßchen nur! Demnach wird man denn auch bald gewahr, was in solchem Betracht ein gebildetes und was ein noch befangenes, schüchternes Mädchen ist. — Den höhern Ständen wäre ein solcher Vorzug wohl zu gönnen, wenn zuletzt nur nicht Alles gebildet sein wollte. Die Opernarien ziehen aber immer weiter, bis in die Mädchenschule, bis in den Kuhstall; — und nun fragen wir: wo bleiben dagegen so viele einfache schöne Lieder, die sonst ganz für die Bedürfnisse des Lebens, für die Stimmungen des Herzens geschaffen waren, und bald trö-

ſtend, bald lehrend, bald ermunternd, täglich mit uns gingen? Wo bleibt das treuherzige Mitleid, das wir ſonſt mancher Unglücksgeſchichte in geſungenen Romanzen ſchenkten, woran das Volk wie mit Andacht hing? Wo ſind die Schulzeſchen Lieder geblieben, die ſonſt ſo manches Gemüth labten, ſo manches kranke Herz ſtärkten und überall wie eine geſunde Luft über ganz Deutſchland wehten? Und viele andere Lieder noch, die, wie mitten aus der Seele uns genommen, deutſcher Geſinnung ſo treulich zuſagten — ? Statt ſolcher Lebensmelodien umſchwirrt uns jetzt ein Chaos von reizenden Opernarien, die uns nur auf tauſendfache Weiſe zerſtreuen und wie ſchöne Tänzerinnen uns umgaukeln, die wohl bunt vor der Phantaſie vorüberſchweben, die aber dem Innern der Seele keine wahrhafte Nahrung reichen, Schmeichlerinnen, die oft nur um die Gunſt der Sinne buhlen und denen unſer Herz verſchloſſen bleibt.

Eins ſollte neben dem Andern beſtehn! Das ſchöne Gefolge, das uns die Kunſt heranzieht, möcht' es um uns her immer den Weg mit Blumen ſchmücken, nur die treuen Freundinnen, mit denen wir die Sprache des Herzens reden, ſollte es uns nicht von der Seite drängen. Aber wird doch ſelbſt Vieles von dem, was neuere Dichter für uns allein gedichtet haben, uns entriſſen, aus dem einfachen Rahmen des Liedes genommen, und (wie z. B. mit durchcomponirten Balladen geſchieht) zu einer theatraliſchen Maskerade aus einander gezerrt, mit Geigen, Pfeifen und Schalmeien, Pauken und

Trompeten in hundert Stimmungen zerſetzt, die dem theilnehmenden Gemüth ſein Eigenthum rauben, um es deſto glänzender vor die Sinne zu ſtellen. So übertritt das Theatraliſche immer mehr ſeine Grenzen, miſcht Blendwerk in das Leben und reißt die Kunſt nach. Auch das Heiligſte iſt nicht ſicher davor, und wir werden bald, wenn wir einer ſchallenden Muſik nachgehen, nicht mehr wiſſen, ob wir in ein Haus, ob wir in eine Kirche oder ob wir in ein Theater treten. — Alles an ſeinem Ort, Alles zu ſeiner Zeit!

Ueber den deutſchen Geſchmack.

Der Ausländer weiß wohl, was er vom deutſchen Geſchmack zu halten hat, denn er vergleicht ihn nur mit dem ſeinigen, aber der Deutſche kommt in die größte Verlegenheit, wenn er ſagen ſoll, worin der deutſche Geſchmack eigentlich beſtehe. Etwas Beſtimmtes verlangt man davon zu wiſſen, und das Unbeſtimmte iſt es gerade, was ſeine Eigenthümlichkeit ausmacht, und — ſo wäre eben Charakterloſigkeit ſein Charakter. Gedacht und geſchrieben iſt zwar bei den Deutſchen am gründlichſten darüber, was zur wahren Kunſtſchönheit gehöre, aber kommt es zur Anwendung, ſo weichen auch die Urtheile der beſten Kritiker gewaltig

von einander ab. Und dieſe Verſchiedenheit im Urtheil iſt noch größer, wenn wir auf das Publicum ſehen: was ein Theil lobt, das verwirft wieder ein anderer; ja der Geſchmack ändert ſich durch verſchiedene Claſſen hindurch und richtet ſich ſelbſt nach den verſchiedenen Ständen. Die höhern Stände haben zum Theil noch den franzöſiſchen Geſchmack, wenigſtens ſind ſie nicht frei von dem Einfluß deſſelben, indem ſie ſich oft auch zunächſt durch franzöſiſche Lectüre gebildet haben. Sie verengen den Kreis der Kunſt durch geſellige Rückſichten und möchten ſie gern von der größern Natürlichkeit zurückhalten, die man wohl mit dem Charakter der Naivetät als die erſte Eigenthümlichkeit der deutſchen Kunſt betrachten kann. Dagegen gehen die mittlern Stände in Forderung der Natürlichkeit leicht wieder zu weit, und vergeſſen bei dem Verlangen nach ſtarken Eindrücken nicht ſelten das Geſetz der Schönheit, wozu noch kommt, daß ſie ihre eigene Beſchränktheit gern in die Kunſt mit hinüber tragen möchten: ſie ſehen das häusliche Leben mit ſeinen oft quälenden Diſſonanzen gern dargeſtellt, zugleich von einer tüchtigen Moral begleitet, die zwar vor mancher Thorheit ſichert, aber den freiern Ueberblick der Natur durch einerlei Beziehung verhindert. Die untern Stände mit dunkeln Gefühlen und Phantaſien leben an ſich in einem poetiſchen Elemente, doch wie das, was ſie ahnen und wünſchen, die beſte Form und Geſtalt gewinnen könne, dafür iſt ihr Sinn gar zu wenig gebildet. Mangel an durchgehender äſthetiſcher Bildung iſt alſo eine Haupt-

urſach, warum der deutſche Geſchmack zu keiner Beſtimmtheit gelangt. Ein buntes Allerlei miſcht ſich daher auch in die Kunſterſcheinungen, und man kann einen Autor immer fragen, für welches Publicum er arbeite. Wenn nun — nach den mancherlei Erſcheinungen — dem deutſchen Geſchmack eine gewiſſe Rohheit ſchuld gegeben wird, ſo iſt der Vorwurf nicht ganz ungegründet. Dieſe Rohheit liegt vorzüglich darin, daß der Deutſche überhaupt nicht genug auf äſthetiſche Bildung hält und ſie nicht mit zum Leben rechnet. Achtungswerthe Männer, welche die höchſten Aemter bekleiden, geben gar oft zu bemerken, daß ſie für ihr Amt zwar Geſchicklichkeit erworben, aber an äſthetiſche Bildung wenig gedacht haben. Und iſt von ihnen einiger Fleiß darauf verwendet worden, ſo gereicht ihnen ſolches in der Meinung Anderer oft nicht einmal zu einem günſtigen Vorurtheile: man fürchtet, ſie möchten ſo viel Mühe der Gründlichkeit ihrer Berufsbildung entzogen haben. Bei den Franzoſen findet hiervon gerade das Gegentheil Statt. Aeſthetiſche Bildung wird bei ihnen von Jedem, der überhaupt gebildet ſein will, (und wer will das nicht?) gefordert, am meiſten aber von denen erwartet, die auf höhere Aemter Anſpruch machen. Steigen ſie empor, ſo werden beſondere, auch thätige Merkmale und Beweiſe einer ſolchen Bildung öffentlich hervorgehoben und müſſen Glauben einer größern Tüchtigkeit für ein höheres aufgeklärtes Wirken überhaupt erwecken. Iſt nun der Geſchmack bei den Deutſchen ſchon im Allgemeinen ſehr ſchwankend, ſo

kann man ſich vorſtellen, welch ein wichtiger Einfluß und welcher Beiſtand ihm von dorther, von wo Geſetze und Einrichtungen ausgehen, fehlen müſſe, und wie Nichtachtung äſthetiſcher Bildung auch nicht den Geſchmack fördern könne. Mittel- und unmittelbar muß dies ſowohl auf das Publicum als auf die Autoren wirken. Wenn äſthetiſche Bildung nicht in den obern Regionen als Ziel wahrgenommen wird, ſo kann nicht leicht durch alle Stände eine durchgehende, übereinſtimmige Richtung darnach entſtehen; der Geſchmack bleibt dann überall vereinzelt, dem Einfluß der nächſten Umgebung überlaſſen, bildet ſich nach Lage und Umſtänden, ſo gut er eben kann, und wird nach den verſchiedenen Nachbarſchaften, Straßen, Stadtvierteln und Geſellſchaftsſälen immer ein anderer. Fühlt nun dem gemäß der deutſche Gelehrte ſchon von oben her gar oft den Mangel einer heilſamen geſetzlichen Mitwirkung, ſo erſcheint das Uebel doppelt, indem es ihm auch von unten her aus der Maſſe entgegentritt. Er glaubt nach den Geſetzen der Kunſt für ein gebildetes Publicum zu ſchreiben, aber — o Himmel! wo findet er dieſes, in welchen Ständen, in welchen Claſſen? Was gefällt, das ſollte allgemein gefallen. Aeſthetiſche Bildung ſollte Allgemeingut ſein. Vom gebildeten Publicum ſollte er ein übereinſtimmiges Urtheil zu erwarten haben. In Frankreich darf der Schriftſteller darauf rechnen, entweder es wird etwas gebilligt und angenommen, und dann iſt der Beifall allgemein, oder es wird beſtimmt verworfen; denn nur ein Geſchmack, ein und dieſelbe

äſthetiſche Bildung beherrſcht dort das geſellige Leben, und geht durch die ganze Nation. Nicht ſo in Deutſchland. Keiner, auch der Größte unter den Dichtenden und Schreibenden, kann ſich hier des allgemeinen Beifalls rühmen. Wer Schillern zum Liebling erwählt hat, mäkelt an Göthen, und umgekehrt! Wer dieſen unbedingt verehrt, hat gar viel an Schillern auszuſetzen. Und am wenigſten iſt es das große Publicum, das Beide zu würdigen verſtände. Viele, zu Beiden nicht hinauf langend, halten ſich an Kotzebue, der dagegen wieder von Andern verkannt wird; weßhalb denn auch für die Autoren in der deutſchen Literatur nur die beiden Sätze gelten: entweder, daß man ſagt: er hat *ſein* Publicum oder —: er hat *ein großes Publicum*. Die Benennung *claſſiſch* iſt nur ein Ausſpruch der Kritiker, den ſich das Publicum mit ruhiger Miene gefallen läßt, ohne ihn deßhalb in der Wahl der Lectüre und in der Bildung des Geſchmacks zur Richtſchnur zu nehmen.

Warum ſollte auch das deutſche Publicum nicht im Geſchmack ſchwankend ſein, da es noch weit mehr die Autoren ſelbſt ſind! Der Eine trägt griechiſche Dichtung herein, der Andere franzöſiſche. Dieſer räuchert mit den Balſamdüften des Orients, Jener wehet uns friſche Lüfte aus dem Norden zu. Kommt hier ein Dichter in ſpaniſchen Stiefeln geſchritten, ſo folgt dort ein Anderer ganz gewöhnlich den Ferſen (Verſen) des Nibelungenliedes. Hat Jener den Ton der Minneritter noch nicht vergeſſen, ſo ſingt Dieſer wie ein altes

Gesangbuch. Reime aus alten Chroniken stellen sich neben lateinische Verschränkungen. Aber darin besteht ja eben das große Wunder der deutschen Literatur, sagt man, daß die Deutschen für Alles Empfänglichkeit haben. Die Deutschen? Ja, wer eben Lust hat, und wie es einem Jeden beliebt. Um eine gemeinsame Bildung sieht es dabei um so schlimmer aus. An eine Uebereinstimmung ist bei so mannigfaltigem Appetit nicht zu denken. Geschmack heißt bei dem deutschen Volke nicht viel mehr als — Liebhaberei!

Wie muß ein Musengönner beschaffen sein?

Da beständig an die Künstler und Dichter Forderungen gemacht und Vorschriften gegeben werden, wie sie beschaffen sein sollen, so ist es billig, daß auch einmal ihre Gönner und Freunde an die Reihe kommen, und gefragt werde, wie sie geeignet sein müssen, um — ihrem Wunsche gemäß — in der Kunst heilsame Wirkungen hervorzubringen. Im gemeinen Leben werden sie gewöhnlich Beschützer der schönen Künste genannt, weil man diese Benennung aber auch in höherm Sinne nimmt und darunter auch die Beförderer von Seiten des Staats versteht, so müssen sie davon noch

unterſchieden und näher bezeichnet werden. Sie ſind nämlich die freiwilligen Beſchützer der ſchönen Künſte, die einer angebornen Neigung folgen und die Beförderung des Schönen als eine Liebhaberei treiben, die Werke der Künſtler gern beſchauen und ſich von Dichtern gern vorleſen laſſen. Auf die Frage nun, was ein ſolcher Beſchützer thun müſſe, hören wir die Dichter und Künſtler vielleicht antworten: er muß uns loben, er muß uns zu Gaſte bitten, er muß unſere Werke kaufen, er muß uns Geld geben, daß wir nach Italien oder nach Frankreich reiſen können. Gar nicht übel, und, hin und wieder mag das auch wirklich wohl geſchehen; doch — es zu fordern, wäre ein wenig zu naiv. Näher beleuchtet möchte darin liegen: wir wünſchten Ermunterung, guten Rath, und wenn es ſein kann, auch Unterſtützung. — Damit iſt der Beſchützer auch einverſtanden: vor Allem aber ſieht er nichts lieber, als daß ſich Jene fleißig um ihn verſammeln und ihn an ihren Werken theilnehmen laſſen. Wie gewinnt er aber das Zutrauen ſolcher Muſenkinder? Dadurch, daß er Dieſen oder Jenen zu Tiſche bittet, oder daß er auf einen Namen von gutem Klang eine große Geſellſchaft einladet? Dadurch, daß er die Frage an ſeinen Gaſt richtet: „was werden Sie uns denn dieſe Meſſe bringen?“ Dadurch, daß er überall erzählt, der Dichter X iſt geſtern bei uns zum Thee geweſen und hat uns ſein neueſtes Product vorgeleſen —? Durch alle dieſe Mittel wird er ſich den Poeten, den Künſtler immer noch nicht ſehr nahe bringen. Das iſt ein ſcheues Völkchen.

Weil sie in Idealen leben, fragen sie stets: „denkt mein Gönner auch wie ich? versteht er mich auch? was will er mit mir? Soll ich ihm nur zum Staat, zur Befriedigung seiner Eitelkeit dienen? Liebt er das Schöne wirklich, weiß er es auch zu schätzen? Oder will er nur Geschmack zu haben scheinen? Will er nur vor Andern für einen Wohlthäter, für einen Mann von großartiger Gesinnung, für einen Mann von Einfluß gelten? — So lange der Dichter (Künstler oder Poet) dies noch denkt, wird er bei aller Ehre, die Jener ihm erweist, immer noch kein Herz zu ihm fassen. Er wird die äußere Gunst vielleicht zum äußern Fortkommen benutzen, aber die Sehnsucht seines Herzens nach warmer Theilnahme an seinem Wirken und Schaffen bleibt ungestillt. Er wünscht Gemüther zu finden, die das Schöne wirklich so in sich aufnehmen, wie er es gedacht und empfunden hat. Er starrt deßhalb in das Publicum hinaus, er späht nach den Scharen, die zu seinen Bildern wallfahrten, er zieht sie in Gedanken zu sich heran — aber zu entfernt, zu getrennt bleiben ihm hier die Liebenden, zu verworren die Stimmen, die er zu seinem Lobe vernimmt; er wünscht dies Alles in seiner Nähe, er wünscht es in einer Person vereint, er wünscht es mit einer Umarmung zu umfassen. Dies Alles soll ihm der Freund seiner Muse, sein Beschützer gewähren; in ihm soll sich sein Publicum darstellen; an ihm will er die ersten, vollen Eindrücke seines Werks erfahren, von ihm die Wirkungen belebend zurück empfangen, so daß das Herz sich am Herzen aufschließt und

er nun ſeinen eigenen Gefühlen Luft machen kann. Nichts verſchweigt er nun ſeinem Freunde — denn gleiche Liebe hat ſie verbunden und im Augenblick der Mittheilung hört alle Entfernung auf —, er geſteht ſeine Abſicht bei dem Werke, ſeine Anſtrengung, die Gefahren, mit denen er kämpfte, mißt ſelbſt den Abſtand des Gewordenen vom Ziel, bekennt die Schwächen, erwägt das Gelungene, und ſieht im Wechſelgeſpräch das Werk noch einmal entſtehen. Es iſt ihm aber nicht genug, ſich in der Liebe ſeines Gönners auf's Neue für das Werk zu erwärmen, nicht genug — obgleich ſchon ſehr viel —, eine treue Empfindung ſtatt eines Urtheils zu empfangen, ſondern er wünſcht auch mit ihm unterſcheidend in das Einzelne einzudringen, Gründe für das Lob, und auf ähnliche Fälle zum beſſern Gelingen guten Rath von ihm zu hören. Der Kunſtübende verlangt alſo vom Beſchützer der ſchönen Künſte nicht allein, daß er ihm durch die Liebe zum Schönen das große Publicum erſetzen, ja daß er es übertreffen, daß er ihm der reife Kern deſſelben ſein ſoll, ſondern er will auch, daß er ihm durch Beurtheilung den Kritiker entbehrlich mache, ja daß er dieſen mit in ſich einſchließe, und ihm noch lieber, als dieſer, noch nützlicher werde. Der Kritiker verwaltet ein ſtrengeres Amt, ihm iſt es wohl auch um den Künſtler, aber noch mehr um die Kunſt zu thun, und perſönlicher Einfluß bleibt ganz vom Urtheil ausgeſchloſſen. Das Urtheil des Muſenfreundes dagegen geht zunächſt von der Liebe aus, die er zum Künſtler um ſeiner

Schöpfungen willen gefaßt hat. Indem er ihn zu verletzen fürchtet, ſagt er ihm nur ſo viel, als er eben ertragen, oder als er eben faſſen kann, als eben zum Zwecke dient und mit ſeiner Abſicht, ihn allmählig zum Beſſern zu leiten übereinſtimmt, ſo daß ſich ſein Urtheil nur mit den Fortſchritten ſchärft, und er immer lieber bei den Vollkommenheiten als bei den Fehlern verweilt. Er trachtet vor Allem dahin, ihn immer bei friſchem Muth zu erhalten, ihn mit neuen Hoffnungen zu beleben, ihn von Stufe zu Stufe ſanft empor zu heben, und dem gemäß Alles, was ihn abſchrecken, ihm zu ſchwer fallen könnte, zur Zeit noch zu verſchweigen, ſich ganz in ſeine Eigenthümlichkeit hinein zu denken, ſeinen Eigenheiten ſich zu fügen, und ihm nur im Bereich ſeiner Neigungen und Kräfte Rath und Vorſchläge zu ertheilen. Demnach wird auch der Beſchützer um ſo mehr Nutzen ſtiften, je mehr er ſelbſt Kenner iſt, obgleich er, wie vom Publicum und theoretiſchen Kritiker, auch vom eigentlichen erfahrnen Kunſtkenner, ſollte er auch eine von den Künſten als Liebhaberei treiben, noch unterſchieden werden muß, indem er das durch Liebe wird, was dieſer durch ernſtes Studium und durch ſtrenge Ausübung der Kunſt geworden. Von einem Muſengönner erwartet man wohl ein treffendes, auch wohl ein feines, aber kein ſchulgerechtes Urtheil. Indeß muß er allerdings das Gute dem Beſſern unterzuordnen wiſſen, denn er würde bald allen Glauben verlieren, wenn er nur ohne Maß und Ziel loben wollte, und würde die, welche ſich um ſein kunſtliebendes Herz

verſammeln, durch gleiches Lob nur Alle beleidigen. Das beſte Mittel für ihn, Alle zufrieden zu ſtellen, iſt, die Aufmerkſamkeit nur immer auf die gute Seite eines Werks zu richten, wo es wirklich etwas zu loben gibt, und wo die Liebe Beider, des Autors und des Liebhabers, in einem Gefühl zuſammen treffen kann, wodurch ſich nothwendig die Anhänglichkeit Beider immerfort erhalten muß, das minder Schöne dagegen mehr durch Billigung als durch Lob, das Mangelhafte durch Entſchuldigung und das Fehlerhafte durch Stillſchweigen zu erkennen zu geben, immer aber die vertraulichere Beſprechung noch von der allgemeinern Berathung zu unterſcheiden. In der größern Verſammlung indeß muß der Gönner ein wirklicher Beſchützer und ſchirmender Richter ſein, gerecht und billig und mit allumfaſſender Liebe nicht ſo wohl Eiferſucht erwecken, als die Empfindungen Aller zu dem Schönen überhaupt (wohin ja Alle, nur auf verſchiedenen Pfaden, trachten) läutern und erheben, und in allſeitiger Anerkennung des Verdienſtlichen, in der Begeiſterung und in reinem Eifer für das Herrliche der Kunſt und des Kunſtgenuſſes Allen voranleuchten.

Ueber die Gefahren junger Dichter.

Wenn die Poeſie erſt eine ſolche Höhe erreicht hat, daß ſie den Hauptforderungen des Kunſtgefühls ent-

ſpricht und den Menſchen nach der Geſammtheit ſeiner geiſtigen Kräfte befriedigt, dann gibt es für den nachkommenden Dichter weiter keine Gefahr, als die der Nachahmung. Mancher Irrthum wird ihm zwar erſpart, indem er nicht mehr auf's Ungewiſſe das Rechte zu ſuchen braucht, das ſchon gefunden iſt, aber die Beſtimmtheit des vorgeſteckten Ziels verträgt ſich nicht gut mit der Strebſamkeit, die immer weiter will und ihn daher leicht auf Abwege führt. In jedem Dichter ſoll ſich Originalität mit Natürlichkeit vereinigen, ſobald aber die Einwirkung des Geleiſteten auf ihn einen hohen Grad erreicht, dann hat er nicht mehr Kraft genug, es mit ſeiner Originalität zu verſchmelzen, und doch kann, wenn die menſchliche Natur einem gebildeten Zeitalter gemäß ſchon ihre Dolmetſcher gefunden hat, nicht die Originalität allein dem Bekannten, das ſich wiederholt, neuen Reiz und friſches Leben verleihen. Unter dieſen Umſtänden bringt denn die Nachahmung eine zweifache Gefahr über den jungen Dichter. Entweder er ahmt das Muſterhafte aus reiner Begeiſterung zu folgſam nach, oder er glaubt es noch übertreffen, wenigſtens verändern zu müſſen. Nur den Geiſt des Schönen ſollte er in ſich aufnehmen, das dann ſchon von ſelbſt in ſeinen Erzeugniſſen eigenthümliche Form und Geſtalt annehmen würde, nur in dieſem Sinne iſt Nachahmung erlaubt, ja ſogar Pflicht; aber weil er ſich des Eindrucks nicht ermächtigen kann, ſchleppt er gewöhnlich auch einen Theil der Form mit ſich, der den fremden Urſprung verräth, den Genuß der Einheit und des

innerlichen Lebens ſtört, und macht, daß er mit ſeinem Erzeugniſſe kein Bürgerrecht gewinnen kann. Auf dieſe Weiſe ſehen wir jetzt die beſten Köpfe zum Theil verloren gehen. Sie haben vergeſſen, den Fuß, den ſie in ein fremdes Gebiet ſetzten, wieder zurückzuziehen, und können nun nirgends recht heimiſch werden. Das Ausländiſche beſonders hängt ſich ihnen an, das aber ganz zu verarbeiten gerade recht viel Kraft erfordert. Wir bedauern das Genie, das ſich damit verbindet, nicht in gediegenem, reinem Gehalt zu bekommen. Sie ſelbſt, ihre geniale Kraft fühlend, rechnen auf größern Beifall, als ihnen zu Theil werden kann; das macht ſie dann verdrießlich, unglücklich, und hinterher erſt ſehen ſie ein, daß ſie ihr Talent beſſer hätten anwenden, vaterländiſcher gebrauchen, und damit mehr und allgemeiner hätten wirken können. So treten geniale Nachahmer des Ariſtophanes auf, die von dem Kern, von welchem ſie herkommen, noch die Schale mit ſich herumtragen, wodurch ſie verſchulden, daß man bei ihnen zu keinem reinen Genuſſe gelangt. Humoriſten erſcheinen, die ſich in den Shakeſpear verirrt haben, und den Weg in ihr eignes Haus nicht wieder finden können. Und ſo oft wir das Werk eines neuen genialen Dichters in die Hand nehmen, haben wir, ſtatt ihn ſelbſt kennen zu lernen, nur zu fragen, mit welchem Autor er behaftet ſei. Ewig Schade um ſo viel angeborne Kraft, um ſo viele vergebliche Anſtrengungen! Möchten ſie doch lieber weniger ſein wollen, und dafür das Wenige, was ſie geben, aus ihrem Eigenthum reiner

und völliger hervorbringen! Sind es auch goldene Feſſeln, die ſie tragen, Feſſeln bleiben es doch. Weniger treu wäre treuer! gilt auch von dieſen Nachahmern. — Aber ſchlimmer noch ſteht es mit den Andern, die gefliſſentlich dem, was für muſterhaft anerkannt wird, auszuweichen ſuchen, und ſomit in das Sonderbare, Wunderliche, Uebertriebene verfallen. Sie wollen eine Grenze überſpringen, die doch das ewige Geſetz der Natur gegründet hat, ſie möchten über das Ziel hinaus, wo ihre Vorgänger ſchon die höchſten Kränze des Ruhms errungen, ſchon unter ſich vertheilt haben. Es iſt, als bildeten ſie ſich ein, daß das Schöne noch ſchöner ſein könne, da es doch in jeder Art nur eine wahrhafte Schönheit gibt, die, weiter getrieben, aus ihrem Ebenmaß gerückt, wieder zur Häßlichkeit ausartet. Viele Gedanken und Ausſprüche müſſen ſich wiederholen, und einmal ſchön ausgeſprochen, können ſie ohne Verletzung der Natur nicht noch höhern Glanz gewinnen. Sind ſie im Ausdruck ſchon zu einem Aeußerſten geſtiegen, ſo laſſe man von ihrem Pomp lieber etwas nach, und kehre damit wieder zur Einfachheit zurück. Das Starke noch ſtärker geben wollen, ziemt ſich für die am wenigſten, die ſich ſelbſt nicht ſtärker als ihre Vorgänger fühlen. Aber leider iſt dies gerade das Mittel der Schwachen, die es anwenden, um ihre Blößen damit zu bedecken oder ſich ſelbſt über ihre Schwäche zu täuſchen. Wie Viele opfern einem ſolchen Blendwerke und ſinken dann in ihr Nichts zurück!

Gibt es zwiſchen dieſen beiden Gefahren der Nach-

ahmung noch einen rettenden Mittelweg, ſo iſt es der: habe die Sonne nicht zu lieb, ſtrebe nicht zu hoch hinaus, meide gewaltſame Anſtrengungen, wiege dich, wie zu deiner Luſt, auf eigenen Schwingen, gehorche dem innern Triebe, folge der Natur! Bringſt du dann auch ein Geringeres hervor, als prangend dir ſchon entgegentritt, ſo iſt dieſes damit nicht ausgelöſcht: es lebt in ſeiner eigenthümlichen Kraft, es iſt.

Johannes Falk.

Es war den 14. Februar 1826, als Falk nach einer ſchmerzvollen Krankheit von fünf Monaten durch den Tod von ſeinen Leiden erlöſ't wurde. Er gehörte mit zu den würdigſt Männern, die der Stadt Weimar lange Zeit zur Zierde und zum Ruhme gereichten. Selten war wohl ein Leben mühſeliger und wechſelvoller als das ſeine, ſelten das Wirken und Beſtreben eines Mannes mehr den Veränderungen innerlich und äußerlich unterworfen, als das ſeinige, und ſelten auch ein Menſch ſo verſchiedenem Urtheil ausgeſetzt, als er. Ja, man darf mit zu ſeinem Schickſal gerechnet werden, daß bald zu große Bewunderung, bald zu harten Tadel, ja nicht gar gänzliche Verkennung fand. Viele begnügten ſich mit einer einſeitigen Vorſtellung von ihm, die ſie für ein Urtheil gaben. Aber eben, weil die ver-

ſchiedenen Richtungen ſeines äußern Wirkens die Erkenntniß ſeines Geiſtes und Charakters erſchweren, müſſen wir in das Innerſte ſeines Weſens einzudringen ſuchen, um Alles aus einem gemeinſamen Mittelpunkt herzuleiten. Dieſer offenbart ſich — wie häufig bei Schriftſtellern — unſtreitig gleich in den erſten Proben ſeiner Thätigkeit, da er nämlich als Satyriker auftrat. In dem Begriff der Satyre liegt ſchon die Zweiſeitigkeit, die Falk'en auszeichnete: Beſchäftigung der Phantaſie (und noch mehr der Einbildungskraft, die ſich dem Verſtande nahe anſchließt), und — praktiſches Streben. Erwägt man nun noch, daß damit der Witz als etwas Vorherrſchendes verbunden war, und daß dieſer gern die Phantaſie in ihrem harmoniſchen Schaffen unterbricht, ſo begreift ſich wohl, daß hier das Zuſammenhalten der verſchiedenen Kräfte zu einer Wirkung ſchwer fallen mußte. Die Satyre und die kleinere Dichtung des Scherzes und Witzes konnte ſie noch am Erſten vereinen, und wer weiß es nicht, daß Falk hierin am meiſten ſeine Beſtimmung als Dichter erreichte, mögen wir auf ſeine frühern Satyren oder auf ſeine volksthümlichen dramatiſchen Spiele, wie der Schmidt von Apolda u. ſ. w., ſehen. Wäre er mitten in der Regſamkeit des praktiſchen Lebens, wie z. B. große Städte ſie darbieten, beobachtend und dichtend verblieben, ſo hätte er in jener ihm zuſagenden Gattung von Poeſie wahrſcheinlich noch mehr leiſten und ſich noch mehr vervollkommnen können. Aber er wandte ſich dem gelehrten Treiben zu, die Gedanken ſelbſt, wie

ſie die philoſophiſche Zeit zum Vorſchein brachte, übten eine größere Gewalt über ihn aus, als einer mit Witz begabten Phantaſie dienlich ſein konnte. Und die Folge war, daß ſeine Satyren, ſonſt von Jedermann mit Begierde ergriffen, in eine ſpitzfindige, gelehrt Breite übergingen, die das friſche Leben, das ſie einbüßten, durch perſönliche Züge nicht wieder gewinnen konnten, und ſo für das größere Publicum bald alles Intereſſe verloren. Jetzt, immer mehr mit Ideen bereichert, glaubte er eine höhere Richtung nehmen zu müſſen, er wagte größere Dichtungen, wie den Prometheus, die allerdings nicht wenig Spuren des Genies an ſich tragen, aber da es ihm hier um Verarbeitung großer naturhiſtoriſcher Anſichten zu thun war, ſo mußte er unwillkürlich in das Didaktiſche, und auf dieſe Weiſe mittelbar wieder in das Praktiſche verfallen, wobei noch obendrein der Witz mit ergötzlichen Einzelnheiten dazwiſchen trat und ſo das Ganze ſtörte. Wie nun die Neigung zu geiſtreichen Betrachtungen und Belehrungen immer mehr überhand nahm, gab er die poetiſche Einkleidung faſt gänzlich auf, und betrat die offene Bahn der Kritik, die zu witzigen Einfällen und Combinationen noch manche willkommene Gelegenheit darbot. Er erlag faſt unter dem Eifer, mit welchem er ſein Elyſium und Tartarus herausgab. Seine Geſundheit war leidend, man ſah ihn als eine bleiche Geſtalt mit unſichern Schritten umherſchwanken. Da kam die Schlacht von Jena. Wegen freier Aeußerungen fürchtete man für ihn, aber ſie brachte ihm ein neues Leben. Wie einſt Wieland

durch ein übergroßes Lob seiner Satyren seinen literarischen Ruhm begründet hatte, so schuf er jetzt auf's Neue sein Glück, indem er ihn den Contribution einsammelnden Franzosen zum Secretair empfahl. Sein praktischer Sinn, der schon in den Tagen des Unglücks nach der Schlacht vielen Unglücklichen hülfreich sich bewiesen hatte, erhielt jetzt einen Wirkungskreis, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Wie viel Gutes konnte er nun als Dolmetscher und Vermittler zwischen den Deutschen und den Franzosen, bei denen außer Gründen auch das Wort etwas galt, nicht nach allen Seiten wirken! Eine neue Periode seines Lebens hatte begonnen; wie er von seiner Sendung zurückkehrte, war er kaum noch zu erkennen, so hatte er sich verwandelt. Rüstig und stark, mit der blühenden Farbe der Gesundheit, mit halb militärischer Haltung und fast höfischer Beweglichkeit erschien er, zu einem Weltmanne verjüngt. Zwar kehrte er nachher zu mancherlei literarischen und künstlerischen Beschäftigungen zurück, versuchte sich im Schattenspiel, in der Uebersetzung des Shakespear und manchen andern Dingen, doch blieb ihm lange noch ein heiterer Weltsinn, der ihn zu einem geselligern Leben trieb und seine Suade zu geistreichen Betrachtungen noch mehr beflügelte. Merkwürdig war es, wie von Zeit zu Zeit immer eine neue Idee, eine neue Ansicht ihn ergriff, und in der Phantasie — von combinatorischem Witz begleitet — auf das Höchste sich ausspann und erweiterte. Wer ihn recht erkannte, konnte nie in Zweifel sein, daß die Grundlage von sei-

nem Denken und von ſeinem Handeln Wahrheit und Recht ſei, aber es iſt auch nicht zu überſehen, daß ſeine Phantaſie, wie ſie ſelbſt ſich gern Alles groß malte, äußerlich auch den Schein der Größe nicht verſchmähete, was Vielen den Verdacht gab, als ob es ihm gewöhnlich nur um den Schein zu thun geweſen — eine durchaus falſche Vorſtellung, die durch die Anſtrengungen, wodurch er ſich ſo oft zum Wohl der Menſchheit aufopferte, hinlänglich widerlegt wird. Dies gilt beſonders von der letzten Periode ſeines Lebens, wo er verlaſſene Kinder vom Verderben rettete. Wie Alles, kam ihm auch dies gelegentlich. Er fand nach dem Frieden 1813 viele ſolcher Unglücklichen am Wege, er nahm ſie zu ſich, und wurde, als eine epidemiſche Krankheit ihm ſelbſt theure Kinder geraubt hatte, ihr Verſorger und Fürſprecher. So ſahen wir ihn auf einmal zum Erzieher und Lehrer werden und ſogar eine Schulanſtalt unter ſeinen Augen entſtehen, die ſelbſt aus der Ferne die Verwaiſ'ten aufnahm. Dies neue Wirken und Schaffen hatte zuletzt ſeine ganze Seele erfüllt, ſo daß er auch da, als die zurückgekehrte Ordnung der Dinge eine ſolche Aufopferung entbehrlich machte, glücklich in der Idee fortlebte, durch ein ſo herrliches, glänzendes Beiſpiel der Zeit und ſich ein Denkmal zu ſetzen. Seine Zöglinge mußten Steine und Holz herbeifahren — ein Haus mit Säulen erhob ſich, ein Tempel, des Friedens, ein Erinnerungsmal jener errettenden Völkerſchlacht. Dies zum Feſte ſeines Fürſten mit Kränzen zu ſchmücken, war die letzte Anſtrengung

seines mühevollen Lebens — eine Erkältung warf ihn auf das Krankenlager, von dem er nie völlig genesen, sich wieder erhob. Eine verderbliche Gährung der Säfte, wie mit sich selbst in Streit, zerstörte seinen Körper. Endlich ward er frei, und nachdem er viele Stunden lang durch Kundgebung seines letzten Willens seine Kräfte erschöpft hatte, ging er dahin, wo seine zur frommen Wehmuth gestimmte Seele schon oft verweilte, hinüber zu seinen verklärten Kindern, wo ihm nun auf ewig wohl sein wird. — Ehr' und Ruhm seinem Geist, Friede seiner Asche!

Nachschrift.

Die Falk'sche Anstalt für verwahrlos'te Kinder ist jetzt mit dem großherzoglichen Waiseninstitute — gewiß sehr zweckmäßig — vereinigt, behält aber, um das edle Bestreben ihres Stifters zu ehren, den Namen.

Das Leben der Thüringer.

Zunächst sei Weimar der Standpunkt, und wie sich mir von hier aus bei fleißigen Fahrten in das Land

ein, zu Dörfern und zu Städten, Thüringen gezeigt
, ſo will ich es wieder geben.

Charakter und Lebensweiſe.

Wenn der Märker, beſonders der Berliner, durch
e ſcherzhafte, oft witzig und geiſtreich raiſonnirende
ſprächigkeit, der Sachſe, beſonders der Dresdner,
ch Höflichkeit, gefühlvolles, etwas ſentimentales We-
, Beſcheidenheit und kunſtreichen Fleiß ſich kenntlich
cht, ſo erblicken wir den Thüringer als einen ernſten,
en, auf ſich ſelbſt ruhenden Mann, der es nicht ſehr
t, Andere durch gefliſſentliche Artigkeiten zu gewin-
oder durch einen großen Aufwand von Worten zu
ſchen. Nüchtern und beſonnen urtheilt er kurz weg
oft ſehr treffend. Sein Witz beſteht in einzelnen
ligen Einfällen. Sinn und Geſchmack erhebt ſich
ihm nicht leicht bis zur ſchwärmenden Begeiſterung,
ſich fern von ſentimentaler Weichheit, fern von aller
chweifung, und von allem Aeußerſten in Kunſt und
en. Wie ihm zu große Höflichkeit zuwider iſt, ſo
n er große Affectation, Ziererei am wenigſten leiden.
türlichkeit und ruhiger Ernſt ſind alſo die Grund-
e ſeines Charakters, wodurch er aber gleichwohl nicht
halten wird, bei Gelegenheit herzhaft zu lachen, ſich
tig zu äußern, und ſich bei beſonderer Veranlaſſung
ſt und etwas derb gehen zu laſſen. Wenn er nicht
h Gleißnerei täuſcht, ſo gibt man ihm dagegen mit-
r etwas Schabernackiges ſchuld, was nicht immer
beſte Gemüth, wenigſtens ſeinem Nachbar keine

besonders freundschaftliche Gesinnung, verrathen soll. Zärtlich freundschaftliche Verbindungen scheinen kein grosses Bedürfniß für ihn. Richtig empfindend hat er gleichwohl eben keinen Ueberfluß an Gefühl und besonders liebreicher Theilnahme. Vielmehr stellt sich Einer dem Andern männlich gegenüber, wie wenn Jeder, für sich bestehend, der Hülfe des Andern entbehren könnte — eine Eigenschaft, die bei außerordentlichen Ereignissen, in großen Gefahren, gewiß eine bedeutende Höhe erreichen kann, die aber im gewöhnlichen Leben einer leichten, heitern Geselligkeit leicht hinderlich wird. Daß ein so ruhiger Ernst auch Neigung zur Beschaulichkeit haben müsse, folgt ziemlich von selbst, und das Erfinderische möchte deßhalb dem Thüringer nicht abzusprechen sein, wenn es auch nur hier und da hervorbricht. Bei der Menge führt diese Beschaulichkeit aber meist zu keiner außerordentlichen Betriebsamkeit, zu keinem vorherrschenden Fleiß, der mit vielem Nachdenken und großer Anstrengung auf Verbesserung und Verfeinerung des angefangenen Werks oder des eigenen Zustandes ginge. Sich nicht zu überarbeiten, bleibt Hauptregel, oder doch unbewußte Lebensweise. Lieber einem Vortheil entsagt, als die freie Stunde, den freien Tag nicht zu genießen! Diese Beschaulichkeit des Thüringers könnte uns an den Wiener erinnern, wenn nur auch der Boden ihn so begünstigte, und jenen poetischeren Zustand — bei Weinbergen auf grünen Rasen hingestreckt — nicht in Prosa verwandelte. Doch verbindet sich hier ebenfalls sehr natürlich damit die Neigung zum Genießen, so

wenig auch die Küche darnach aussieht, und so sehr auch die einfachste Speise für seinen täglichen Tisch ihm schon genügt. Es kann kein Land reicher an Festtagen sein als Thüringen. Des Kuchenbackens ist fast das ganze Jahr hindurch kein Ende; bald ist es der Engel Michael, bald der Martin, bald der Nicolaus, bald Gott weiß welcher Heilige, der dazu einladet. Selbst diese Tage wartet man nicht ab. Die Kirmse geht durch mehrere Wochen, ja wohl gar Monate, heute in diesem Dorfe, über acht Tage in einem andern gefeiert; die ganze Gegend zieht dem Feste nach, auch die Stadt wallfahrtet zum Theil dahin. Nicht genug; im Winter gibt es auf dem Lande noch besondere Zusammenkünfte in den Spinnstuben unter verschiedenen Namen, wo die Jugend bei Chocolade und Kuchen bis über Mitternacht sich wohl sein läßt. Vor Allem aber sind die Tanzböden nicht zu vergessen, die man in allen Wirthshäusern und Gasthöfen findet, wo oft des Sonntags, an manchen Orten alle Sonntage, ja zuweilen, bei Festen, wohl gar mehrere Tage hinter einander, bis in die Nacht hinein getanzt wird. Das junge Volk, von Lustbarkeit und Getränken erhitzt, auf dem Heimwege der Dunkelheit und sich selbst überlassen — wer sollte das Verführerische, wer sollte die Folgen davon nicht nicht ermessen! Das Resultat ist: die Kindtaufe kommt vor der Hochzeit, und der Geselle, geschickt oder nicht, muß Meister werden. Mit Recht sucht man deßhalb in der neuern Zeit von oben her diesem Unfug zu wehren und die Stunden der Lust zu beschränken, aber

es ist nicht an allen Orten gleich. — Eine Hauptrolle spielt noch in Thüringen das Vogelschießen. Jede Stadt trachtet darnach, ein stattliches Schießhaus zu haben. Die Lustbarkeit, mehr in mäßiger Ruhe als lebhafter Freude bestehend, dauert gewöhnlich acht Tage, auch wohl vierzehn Tage bis drei Wochen. Die Buden umher machen sie zu einem kleinen Jahrmarkte. Manches Vogelschießen, wie z. B. früher das Rudolstädtische, erlangte eine Art von Ruhm. Man reis't Meilen weit darnach. Neben Trinken, Tanzen und Schauspielen fehlt auch der König Pharao nicht. —

Musik.

Diese muß hier noch besonders erwähnt werden. Sie mag auch vielleicht eine Folge des beschaulichen Sinnes sein. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten, manches sein vollständiges Musikchor. Sie spielen nicht allein zum Tanz, sondern sie führen auch in den Kirchen auf dem Lande öfters geistliche Musik auf. Die Preußen, als sie um Jena herum in Quartier lagen, wunderten sich nicht wenig in den Dörfern, wie sie hörten, daß der eine handfeste Bauer in der Kirche zum Tenor, der andere zum Baß angestellt sei. So erzählte mir der Wirth in Oßmanstedt (wo Wieland sich seine Ruhestätte gewählt hat). Als ich dort in den Saal trat, fand ich die jungen Bursche still wie Bildsäulen an der Wand herum sitzen, jeder ein Instrument in der Hand. Und auf einmal begannen sie, ohne Commando und Tactschläge, die schönste Musik. Der Saal war leer;

ſie ſpielten zu ihrer eigenen Luſt, bis ſich die Gäſte zum Tanz einfinden würden. — So gibt es auch auf manchen Dörfern regelmäßige Concerte, von denen ein Cantor aus der Nähe oder ein Prediger Vorſteher iſt. Der gewöhnliche Vorſaal (Tanzboden) im Wirthshauſe dient zum Orcheſter, das geöffnete Zimmer daneben umfaßt das Publicum, wenigſtens die Honoratioren deſſelben. Solche Concerte ſind den geſelligen Verbindungen auf dem Lande ſehr beförderlich; ſie führen immer einen kleinen Bezirk zuſammen und rufen Viele von den Kartenſpielen und den Kegelbahnen ab. Letztere ſind in Thüringen ſo beliebt, daß manche Wirthe nicht eine, ſondern zwei, wohl gar drei derſelben halten, wozu das Wochenblatt, wenn etwas, z. B. ein Hammel oder eine Uhr, ausgekegelt werden ſoll, noch beſonders einladet. Muſik iſt immer nicht weit davon, der Abend endigt mit Tanz. — Einen Zimmermeiſter hörte ich klagen, daß ſein Sohn des väterlichen Gewerks und ſeiner Hausgeſchäfte ſich nicht annehmen wolle, weil er dem Hange zur Muſik ſich ergeben habe, und heute auf dieſes, morgen auf jenes Dorf wandere. Die Arbeitſamkeit leidet alſo gewiß nicht ſelten darunter, und der Fleißige hat des Montags an dieſen Spielleuten ſchläfrige und verdroſſene Gehülfen.

Ich weiß nicht, macht es die Liebe zur Tonkunſt oder der Umſtand, daß hier die Leute auf dem Lande kein Plattdeutſch reden — ſie kommen mir gebildeter vor als die Landleute in Niederſachſen, ja viele ſind von Kleinſtädtern gar nicht zu unterſcheiden, und Man-

cher weiß ſich ſehr gut auszudrücken. Damit ſteht aber die äußere Uncultur, die Unordnung im Hauſe u. dgl. in einem eigenen Contraſt. Wenn ich in eine neue Gegend, zu einem Dorfe oder Städtchen komme, gebrauche ich gewöhnlich zwei Merkmale, woran ich den Culturzuſtand erkenne. Daß der Wirth beim Vorfahren ſich nicht ſehen läßt, iſt in der Regel, weil das Entgegenkommen überhaupt nicht ſehr im Charakter des Thüringers liegt. Für die Küche findet gar oft die Stelle aus dem Taſſo Anwendung: „In Rom erhält man nichts, man bringe denn was mit.“ Alſo muß etwas mitgenommen werden. Jetzt kommen aber die zwei Merkmale — das erſte, ob es eine Serviette gibt. Dieſe verräth ſchon, wo ſie ſich vorfindet, große Fortſchritte in der Cultur, wird aber mehrentheils nicht gereicht. In einer romantiſchen Gegend wollte der Wirth, der doch äußerſt klug und gebildet ſprach, ſogar das Tiſchtuch für etwas Entbehrliches gehalten wiſſen. Ein wahrer Stoiker! — Sieht es nun in einem thüringiſchen Winkel recht ſehr ärmlich und finſter aus, ſo lege ich mein zweites Merkmal an; dies iſt, ob ſie nichts vom Freiſchütz wiſſen. Je nachdem nun die Cultur einen gewiſſen Grad erreicht hat, haben ſie entweder davon gehört, oder ſind ſelbſt nach Weimar gelaufen oder gefahren, und haben ihn geſehn, wornach ſich denn weiter auf die Bewirthung und auf die Beſchaffenheit des Orts ſchließen läßt. Hierbei habe ich mich ſehr oft überzeugt, daß das Volk beim Freiſchütz keineswegs von der Muſik, ſondern ganz allein vom

rt oder vom Stoff so gewaltig angezogen wird.
anche sind über die Störungen und Unterbrechungen
rch die Musik sogar verdrießlich. In einem nicht
bedeutenden Städtchen kehrte eben, wie ich dort war,
e Dame vom Freischütz aus Weimar zurück. Sie
lderte ihrem Manne, wie herrlich die Beschwörungs-
ne (das Kugelgießen) ausgefallen sei; man hätte sie
ch noch einmal sehen mögen! setzte sie ausdrücklich
zu — nachher käme auch weiter gar nichts mehr
, als der Schuß. Ihr Mann machte darauf be-
klich, daß in diesem Stücke zuerst das Schicksal auf
Oper angewandt wäre. — Dabei darf man aber
t übersehen, daß Viele in der Musik Gebildete auch
reiner Liebe zur Musik häufig aus der Umgegend
Weimar kommen, um Mozart'sche oder andere
e Opern zu sehen. Wie könnte das auch in dem
sik liebenden Thüringen, wo die Instrumente vom
er auf den Sohn forterben, anders sein oder an-
gedacht werden!

Wer sich in dem weiten Reiche der Kunst und
enschaft von dem großen Kreislauf, den die vier
en der deutschen Literatur, Herder, Wieland, Schil-
Göthe, jeder sich seine eigene Bahn brechend, sieg-
nt an dem Himmel unserer geistigen Bildung be-
ben haben, nur einigermaßen einen Begriff ma-
kann, wird sich auch leicht vorstellen, mit welchen
n die Nachwelt einst Weimar, das nur eine mä-
Mittelstadt zu nennen ist, als eine Merkwürdig-
nstaunen werde, worin jene vier berühmten Män-

ner, deren Jeder für ſich ſchon eine eigene Sphäre reichlich erfüllte, zu gleicher Zeit gelebt haben. Schon jetzt geſchieht es nicht ſelten, daß ein Fremder mit großem Eifer die Straßen durchrennt, um — das iſt ſein dunkles Gefühl, — der Stadt von dieſer Merkwürdigkeit etwas anzuſehen. Alſo wird künftig gewiß oft die Frage entſtehen: in welchem Verhältniſſe ſtand die Stadt zu jenen großen Wirkungen des poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens, was empfing ſie davon, was gab ſie zurück? In dieſer Hinſicht verdient demnach, ſo wie an ſich ſchon, das Leben in Weimar eine beſondere Schilderung. — Viele machen ſich von Weimar und ſeiner Cultur die ſonderbarſten Vorſtellungen. Manche vermuthen hier überall eine Beimiſchung von Gelehrſamkeit, die ſich gern in großen Worten, hochtrabenden Behauptungen und ſtolz entſcheidenden Urtheilen kund gäbe. Andere glauben, daß ſchwärmeriſche, excentriſche Phantaſien und Empfindungen hier Wurzel gefaßt hätten. Wieder andere hoffen (oder fürchten) hier wohl gar, äußerlich und innerlich, eine überfeine Bildung zu finden. Keins von dieſem allen! Wer ſich ein richtiges Bild vom echten Weimaraner entwerfen will, muß vor allen Dingen nicht vergeſſen, daß auch er ein Thüringer iſt. Dieſelbe Natürlichkeit, dieſelbe Ruhe und Beſonnenheit, dieſelbe derbkräftige Geſetztheit, dieſelbe mäßig theilnehmende Beſchaulichkeit! Auch iſt es gerade nicht die äußere Bildung, wodurch ſich manche Stände auszeichnen. Wer ſie aber darnach allein beurtheilen und davon auf ihren Geiſt

ſchließen wollte, würde den größten Irrthum begehen. Es findet ſich hier in den Bürgerclaſſen bis zu den unterſten Ständen mehr richtiges Gefühl, mehr geſundes Urtheil, für Gegenſtände des gemeinen Lebens ſowohl als Gegenſtände der Kunſt mehr Geiſt und Sinn, als man an andern Orten oft in den feinſten Cirkeln antrifft. Nur muß man dies nicht in gewandten, ſchön klingenden Entwickelungen und Erörterungen ſuchen; es iſt ein hervorſpringendes Urtheil des Gefühls, das um ſo mehr überraſcht, als man es der redenden Perſon nicht angeſehn hat. So miſcht ſich auch oft und überall in's Geſpräch unvermuthet etwas Literariſches, oder etwas, das von der Nähe der Literatur und von einigem Intereſſe dafür zeugt, am meiſten aber etwas Dichteriſches, d. h. eine Beziehung auf ſchöne oder merkwürdige Stellen, die von den Dichtern aus dem Theater nachhallen, und ſo ſehr in der Unterhaltung zur Würze, in Scherzreden zum Witz und zum gegenſeitigen kurzen Verſtändniß gebraucht werden, daß ein Fremder oft nur Räthſel zu vernehmen glaubt. — Wenn man hier im Ausdruck oft ungern die eigentliche Bildung noch vermißt, ſo wird man in den höhern Ständen, wo ſie den Gebildeten vollends die Zunge gelöſ't hat, um ſo angenehmer befriedigt werden. Ein geiſtreiches Geſpräch iſt hier in der Geſellſchaft durchherrſchend, es mögen ſich zuweilen Spieltiſche daneben aufrichten oder nicht. Am meiſten führen dazu die glänzenden Thee's, da ein großes Abendeſſen als das Umſtändlichere gern gemieden

wird *). Wahr ist es, daß die schmausenden Handelsstädte, wenn sie hören, daß man in Weimar fleißig zum Thee ohne Abendessen zusammen komme, darüber ein großes Gelächter aufschlagen, wenn sie aber bedächten, daß oft ein einziger Thee ihre Schmausereien auf ein ganzes Jahr mit Geist versehen könnte, so würden sie ihr Lachen mäßigen. Hier wird das Neueste in der Literatur, das Neueste auf der Bühne besprochen, man erinnert sich dabei gern der Dichter, der Künstler und ihrer Schicksale; so daß sich von selbst eine Geschichte oder Geographie der gelehrten Welt bildet, worin man bald, wie ein Krieger unter seinen Schlachten und Festungen, mit den Uebrigen der Gesellschaft bewandert wird. Es bleibt auch nicht immer beim Sprechen; das Neueste wird herbeigeschafft, vorgelesen und gemeinsam genossen. Hier und da geschieht dies nur gelegentlich; manche Gesellschaft hat sich aber ausdrücklich diese Bestimmung gegeben. Die der Frau Hofräthin Schopenhauer war lange Zeit hierin die bedeutendste. Gelehrte, Dichter und Künstler fanden sich bei ihr ein, und man hatte hier stets die beste Gelegenheit, durchreisende, fremde, interessante Männer von mancherlei Art kennen zu lernen. — Wenn man zwischen diesen Gesellschaften und ähnlichen an andern Orten eine Vergleichung anstellt, so bemerkt man bei vieler Uebereinstimmung doch noch einen geringen Unterschied, der wohl

*) Indeß ist in der neuesten Zeit der Luxus für den Abendgenuß sehr im Zunehmen.

ch von der Eigenschaft des Orts und des Landes
zuleiten sein möchte; nämlich, es geht hier um einen
ad einfacher, natürlicher zu, als in den gewöhnlichen
en Cirkeln. Bei weniger Umständlichkeit, bei mä-
er persönlicher Theilnahme — weniger agirende An-
ßung! Es ist, als hätte bei der Bildung doch die
ringische Luft ein wenig darüber geweht. — Daß
e solche Gesellschaft kein zu örtliches Gepräge be-
mmt, dafür ist außerdem auch durch den Umstand
rgt, daß sich immer viel Auswärtige darunter be-
en, d. h. Personen, die zwar in Weimar einhei-
ch, aber aus andern entfernten Gegenden gebürtig
, was denn ebenfalls nicht wenig zur Mannigfal-
eit der Unterhaltung beiträgt. — In Weimar kennt
n das Vorurtheil nicht, daß einer im Amte keine
se machen dürfe. Ein gutes Gedicht findet in der
dt viel Aufmerksamkeit, und als Liebhaberei geht
Versemachen durch alle Stände.

Der Hauptvereinigungspunkt bleibt das Thea-
— ein Ort des Vergnügens und eine Schule der
ung zugleich, woran alle Stände Theil nehmen.
ist ein geselliges Beisammensein, das, so verschieden
die theilnehmenden Glieder sind, an ein Familien-
, an große Familienfeste erinnert. Hier ist es, wo
Geist der Dichter mit den Einwohnern der Stadt am
en zu einer Wechselwirkung zusammentrifft. Wenn
echte dramatische Kunst, zumal wie sie unter Gö-
Anleitung hervortrat, durchaus nicht anders will
Natur, nämlich die aus ihrer Tiefe zur Schönheit

ausgebildete, vollendete Natur, wobei alle täuschende, einseitige Abschweifung und Uebertreibung Mißbehagen bringt, so konnte dazu kein Volk der Erde größere Empfänglichkeit bieten, als — neben dem Oestreicher — der Thüringer, der ruhig, mit beschaulichem Sinn, unbefangen, um ein Urtheil unbekümmert, gern einem Eindruck sich überläßt. Die äußere Lebhaftigkeit, ja die Raserei, die auf manchem andern Theater häufig begehrt wird, blieb ihm fremd, ist ihm zum Theil verhaßt, und so konnte denn vor ihm viel eher als anderswo die Kunst eine ruhige Vollendung erlangen, so daß nun schwer zu sagen ist, wie viel die Kunst an ihm und er an der Kunst mithelfend gebildet hat. Daß aber der Begriff des Natürlichen sich nicht in irgend einer Gewohnheit feststetze, wurden immer nicht nur Stücke von der verschiedensten Art, Wienerische neben den höchst erhabenen, sondern auch fremde und zum Theil frembartige von andern Nationen gegeben, mit welchen Darstellungen wir oft die kühnsten Versuche erlebten. Wie auf der einen Seite die beschauliche Ruhe des Publicums dazu ermunterte, so hatte dies auf der andern Seite die Folge, daß das Publicum immer in prüfender, forschender, ahnender Stimmung erhalten und vor dem schnellen Aburtheilen größtentheils bewahrt wurde. Was aber auswärts von einem Vorklatschen und mechanischen Nachklatschen gefabelt worden, ist durchaus ungegründet. Dagegen streiten alle Eigenschaften des Thüringers, und so auch des Weimaraners, die Besonnenheit wie die Selbstständig-

und das nicht sehr gefällige und beipflichtende We-
. Das Vorklatschen hilft nur dann, wenn eine
ne schon gewirkt und die Zuschauer zum lauten Bei-
vorbereitet und gestimmt hat, sonst bleibt es, auch
der höchsten Autorität, ohne Nachfolge. Jeder
raut lieber seinem Gefühl, wenn er es auch nicht
pricht. — Das Tragische macht in der Regel kei-
zu großen Eindruck, so gern und so feierlich es
aufgenommen wird, wogegen das Komische beim
maraner, seiner kräftigen Naivetät gemäß, ein sehr
ftes, starkes Gelächter erregt. Daß bei der Menge
Liebe zum stoffartigen Genuß vorwaltet, ist auch hier
zu läugnen, aber sie äußert sich bei Weitem nicht
inem so hohen Grade als an andern Orten. —
sich auf irgend eine Weise eine Annäherung der
hiedenen Stände durch Bildung erreichen, so steht
gewiß noch am ersten durch einen so gemeinsamen
genuß, wie das Theater, zu hoffen, der in Wei-
um so nöthiger ist, da es sonst an einem allge-
en Vereinigungspunkt fehlt, welcher auch bei der
n Verschiedenheit der Stände, die von oben herab
anze Stufenfolge in so engem Raum durchläuft,
sobald zu erwarten sein möchte. Ueberall Abson-
gen und keine von starkem Umfang! Leichter und
er (wie überall), gleichen sich noch die Männer
einander aus, als die Frauen; daher sind große
zeiten an öffentlichen Orten, woran Beide Theil
n, äußerst selten. In der Regel bestehen solche
de Gesellschaften nur aus Männern; die Frauen

bleiben davon ausgeschlossen. Auch in den Privathäusern werden am häufigsten Männergesellschaften zu Tische geladen, wogegen die Frauen nicht selten wieder ihre besondern Versammlungen bilden. Glänzende Thee's, Bälle, so wie das Theater führen beide Geschlechter am meisten zusammen.

In den höhern und mittlern Ständen herrscht im Ganzen große Sittlichkeit, die zuweilen sogar den Charakter der Strenge annimmt. Es ist nicht Sitte, ein Mädchen aus dem Theater nach Hause zu führen; entweder sie verweigert es, oder man sieht eine Bedeutung darin. Zacharias Werner, wie er sich in Weimar aufhielt, beklagte sich nicht wenig über die Tugendhaftigkeit der Bürgermädchen, besonders darüber, daß sie mit so wenigem Ausdruck tanzten. Dies mag auch wohl öfters auf das Singen anzuwenden sein, und rührt mit von dem allgemeinern Charakter her, wornach man sich nicht gern lebhaften Gefühlen überläßt, und sich scheut oder schämt, sie auszusprechen.

Der Luxus in Weimar hat in der letztern Zeit verschiedenen Wechsel erfahren. 1804 und 1805 war ich erstaunt, auf den Redouten fast Alles Champagner trinken zu sehen, was mir selbst in reichen Handelsstädten nur selten vorgekommen war. Nach der Plünderung aber 1806 ging ein ganz anderes Leben an. Still und traurig saßen die Bewohner jetzt um die Tische bei sehr einfachem Getränk, und so dauerte es mehrere Jahre, bis die bessere Zeit sie wieder in den vorigen Zustand erhob, wenn dieser auch noch nicht

z denſelben Grad erreicht haben ſollte. Kunſt und
ſtrand geht weniger aus der Küche hervor; obgleich
ndſchaftliche Mahlzeiten jetzt häufiger ſind, als ſie
ſchönern Zimmern und Kleidern allmählig ſicht-
werden. Am meiſten wird über den Luxus der
ngern Stände geklagt. Des Sonntags durchwan-
den Park eine neue vornehme Welt; die Jungfer
Mamſell, die Frau Dame geworden.

Uebrigens iſt in Weimar das Kleinſtädtiſche und
ßſtädtiſche auf eine ſo ſeltſame Weiſe gemiſcht, daß
ich nicht gut beſchreiben läßt. Sicher iſt man frei-
niemals, daß die geringſte Kleinigkeit nicht ſchnell
einem Thore zum andern ſich verbreite. Dagegen
t aber wieder die wichtigſte Begebenheit oft einen
zu geringen Eindruck, und wenn heute davon ge-
hen wird, iſt ſie morgen ſchon wieder vergeſſen.
verreiſ't oder ſtirbt, muß fürchten, ſchon in der
ſten Woche aus dem Andenken ſeiner Mitbürger zu
winden. Manches wird gar nicht beachtet, Vieles
llt in den einzelnen Ständen und abgeſchloſſenen
en, ſo daß oft Tage und Wochen ohne alle Neuig-
hingehen, woran es doch gewiß bei einem kleinli-
und lebhaftern Sinne nicht fehlen würde. Wei-
iſt allerdings vermöge ſeiner politiſchen und litera-
n Verhältniſſe an manches Große gewöhnt, ſo
es bald zu ſtaunen aufgehört hat; indeß — die
turſache dieſer Schweigſamkeit möchte doch wohl
r in jener natürlichen Ruhe zu ſuchen ſein. —
muß ich als etwas Merkwürdiges von Weimar

berühren, daß der Aufenthalt in dieser Stadt leicht eine große Anhänglichkeit hervorbringt, so sehr sie auch mancher besonders anlockenden Vorzüge entbehrt. Es kann einer London und Paris gesehn oder wer weiß, wo gelebt haben, er kehrt doch wieder gern nach Weimar zurück, hier sein voriges einfaches Leben fortzusetzen. Wer einmal hier Fuß gefaßt hat, dem wird es schwer, selbst bei öfterer Unzufriedenheit, Weimar zu verlassen. Vielleicht ist es eben das Einfache, das Natürliche, was — neben der Vereinigung des Großen im Kleinen, wie sie die Verhältnisse und Beziehungen des Orts herbeiführen, — auf die stille Gesammtheit halb unsichtbar diesen so geheimnißvollen Zauber ausübt. Erleb' ich es doch an mir selbst. Ich besuchte Weimar, nur um es kennen zu lernen, und aus einem Jahre sind mehr als zwanzig geworden, ohne daß ich recht zu sagen weiß, wie es geschah.

Kleidertracht.

Daß der Thüringer, wie in seinem ganzen Wesen, so auch in seiner Kleidung schlicht und einfach erscheinen werde, läßt sich nicht anders erwarten, wobei noch zu bemerken, daß der Kleinstädter geringern Standes und der Landmann sich oft wenig unterscheiden. Thüringisch ist es, daß gemeiniglich Beide nicht zur Stadt oder über Land gehen, ohne eine lange lederne Tasche, ähnlich einem Felleisen, mit einem Riemen über der Schulter, gefüllt mit den nöthigsten Bedürfnissen oder mit den Gegenständen ihres Geschäfts

bei ſich zu tragen. Ihre Frauen und die Mädchen aus der dienenden Claſſe ſcheinen mit dem breiten Schnitt ihrer Camiſöler auf Schlankheit und Nettigkeit keine große Rechnung zu machen; wodurch ſie ſich aber auf eine vortheilhafte Weiſe thüringiſch auszeichnen, das ſind die langen, breiten, dunkelfarbigen Bänder, welche hinten an ihren Mützen, wohl auf anderthalb Ellen, herabhangen, und ſo ein herabwallendes reiches Lockenhaar — ſonſt ein vorzüglicher Schmuck der Frauen, — einigermaßen erſetzen. Man kann leicht denken, daß in der Fülle, Schönheit, Länge und Breite dieſer Bänder verſchiedentlich gewetteifert, und damit auch das Vornehmere und Geringere des Standes und der Verhältniſſe angedeutet wird. Der gewöhnliche ſtarke Wuchs wird durch dieſen Schmuck, wenn er bei raſcher Bewegung die Geſtalt umflattert, nicht wenig belebt, und dadurch über den minder zierlichen Anzug eine gewiſſe Anmuth verbreitet. — Noch ſtattlicher aber glänzt eine Thüringerin, wenn ſie in alterthümlichem dunkelblauem Mantel mit großem Kragen, reich mit goldnen Treſſen beſetzt, ernſten Anſtandes, das Geſangbuch in der Hand, aus der Kirche hervortritt. Man erkennt darin die alte Zeit in ihrer dauernden Pracht. Welch ein werthes, ja feierliches Geſchenk mag nicht damit in's Haus kommen, wenn ein Pathe nach der Confirmation, eine Braut oder eine junge Frau damit bekleidet wird, und, mit welcher Sorgfalt aufgehoben, mag es ſich nicht im Schranke auf die künftigen Töchter forterben. Aber dieſe pracht-

vollen, ehrwürdigen Mäntel verschwinden immer mehr, dem Flitterstaat der leichtfertigern Zeit weichend, und man muß schon recht weit in das Land hineinreisen, wenn man im Gewühl der aus der Kirche hervorquillenden Gemeinde noch recht viele solcher Sterne will hervorleuchten sehen. Dünne, farbige Mäntel, mit denen der Wind und die Mode spielt, ersetzen ihre Stelle, und von dieser thüringischen Nationaltracht ist hier und da weiter nichts übrig geblieben, als daß die Mädchen und Frauen überhaupt gern Mäntel tragen. Auch die Aermste geht nicht gern ohne einen Mantel über die Straße, selbst wenn ihm die Zeit schon ein verwittertes Ansehn gegeben hat, und sorgfältig ist oft nach der Sitte des Orts, sollte auch nur ein geflicktes Gewand das andere bedecken, der rechte Zipfel auf die linke Schulter gelegt *).

Sprache.

Die Sprache — Aussprache sowohl als Wortbildung — klingt und fügt sich ganz dem Charakter des Thüringers gemäß, indem sie das Kräftige mit dem Bequemen verbindet. Hohe Vocale hell und klar, wie die Berliner, und Consonanten mit zierlicher Schärfe auszusprechen, liegt nicht in der Mundart des Thüringers. Das a nähert sich häufig dem o, und dieses geht gern

*) Eine eigene Sitte ist es, daß man die Kinder gern mit in die Kirche nimmt, selbst die ganz kleinen, die noch im Mantel getragen werden.

in u über. So tadelte ein Handwerksburſch den andern, als er von Muuß an den Steinen ſprach; es iſt ja Moos, ſagte er. Das e wird oft in ein dumpfes a breitgezogen, der Weg in Wag, der Lebensbaum in Labensboom verwandelt. Aus Zwetſchen werden Zwatſchchen (unter Pflaumen verſteht man nur die feinen, frühen Pflaumen). Oben dehnt ſich oft zu obene oder obena, und aus Mittag machen die Landleute Mittige. Ehe man ſich die Mühe gibt, viele Conſonanten in Sylben regelmäßig auszuſprechen, zieht man ſie lieber barbariſch zuſammen, und ſpricht ſtatt Auerſtädt — Auerſcht, ſtatt Buttſtädt — Buttſcht, und verkürzt hier und da den Sonntag zu Sonſt, den Donnerstag zu Donnerſt. Am meiſten aber gibt ſich die Liebe zum Starken im Gebrauch der Verben kund, wo immer der ſtärkere Ausdruck vor dem ſchwächern den Vorzug hat. So ſagt man nicht aufſtehen, ſondern aufſteigen (ich bin heute Morgen um 5 Uhr aufgeſtiegen). Selbſt die Vornehmern fügen ſich zuweilen nach dieſem Sprachgebrauch. Das Volk ſetzt für das weinen gleich heulen, für ſchlagen — ſchmeiſſen (auch: er iſt hingeſchmiſſen ſtatt hingefallen), für ziehen — zerren, für Augen — Glotzen (er glotzte mich recht an) und dergl. Ein echter Thüringer läßt bei den Verben auch oft das n weg: ich muß arbeite. Wer in der Kälte nicht ausdauern kann, ſpricht: ich kann es nicht abhalte. Ein Mädchen, das im Park die Anſtrengung des Eſels bedauerte, ſagte: das arme Thier! es kann es ja nicht erzerre (kann die Laſt

nicht fortziehen). Den Hauptwörtern wird oft zur Verſtärkung ein Mord angehängt, nicht nur in Mordkerl, ſondern auch da, wo es ſowohl Menge als Schönheit ausdrücken ſoll. So hat man im Garten Mordkohl, auf den Bäumen Mordzwetſchchen und auf dem Felde Mordweizen. Auch ſonſt fehlt es nicht an Eigenheiten im Gebrauch der Wörter. Eben hört man im Geſpräch ſehr oft zur Beipflichtung, für: allerdings, auch blos für ja; gelte! für: nicht wahr, habe ich nicht recht? Gewiß heißt bei Neuigkeiten nicht ſo viel wie vermuthlich, ſondern, wenn der Erzähler ſpricht: den hat gewiß der Schlag gerührt oder: der will gewiß verreiſen, ſo meint er etwas Beſtimmtes und ganz Bekanntes. Noch mehr dergleichen ließe ſich anführen, wenn es nicht Vorſatz wäre, nur das Charakteriſtiſche des Thüringers im Auge zu behalten. Ein Paar Eigenheiten aus dem thüringiſchen Leben mögen aber hier noch als Anhang Platz finden.

Truthühner, Tauben.

Man iſt verwundert, die Truthühner (Puter, in Wien Indian genannt), womit ſich manche Gegenden in Deutſchland, z. B. die Ebenen um Magdeburg, wenig oder gar nicht befaſſen, gerade in Thüringen ſo häufig anzutreffen, da ihre Zucht und Pflege, wenn ſie nicht jung von Näſſe oder Kälte umkommen ſollen, eine große Sorgfalt erfordert, und eine genaue, betriebſame Aufmerkſamkeit doch eben nicht im Charakter des Thü-

ringers liegt. Gehört es zur Liebhaberei, iſt es eine überlieferte Gewohnheit, die vielleicht früher eine beſondere Veranlaſſung fand, oder fordert bei geringerem Ackerbau die Muße dazu auf? Letzteres hat die meiſte Wahrſcheinlichkeit, da dieſer Umſtand auch ſonſt auf die Lebensweiſe des Thüringers Einfluß hat, indem z. B. viele Landleute, um ſich und ihren Pferden in der ruhigern Zeit Beſchäftigung zu verſchaffen, als Fuhrleute, um Güter zu holen, nach Magdeburg und andern Handelsſtädten fahren. — Dieſe Muße mag denn auch wohl oft mit Curioſitäten ausgefüllt werden. So ſoll es tiefer im Waldgebirge Leute geben, die Tage lang einem Vogel nachlaufen, den Finkenſchlag ſtudiren oder ſonſt einem frei lebenden Geſchöpfe, das ſie wohl zähmen, abrichten oder wenigſtens gern beſitzen mögen, ihre Neigung und ihre Zeit widmen.

Am meiſten kommen in Thüringen die Tauben in Betrachtung. In andern Gegenden Deutſchlands gäbe mancher Kranke oft viel darum, wenn er außer der Zeit ein Paar junge Tauben haben könnte, — und hier werden ſie faſt das ganze Jahr hindurch zu Markte getragen. Dies rührt von dem Umſtande her, daß ſie bei den Landleuten im Hauſe ſehr warm gehalten und oft nicht weit vom Wohnzimmer ſelbſt gehegt und gepflegt werden, wo ſie Sommer und Winter ausbringen können. — Es dient aber die Taubenzucht überhaupt den Thüringern zu einer großen Liebhaberei; ſowohl auf den Dörfern als in den Städten werden alle mögliche Arten davon gezogen, nach Geſtalt und Farbe oder nach irgend einer

seltenen Auszeichnung sehr geschätzt, und, wie es gehen will, bald durch Tausch, bald durch Kauf, selbst zu hohen Preisen, gewonnen, so daß sie auch im öffentlichen Verkehr für Manche einen gesuchten Handelsartikel ausmachen. In Camburg werden deßhalb jährlich zwei große Taubenmärkte gehalten, wobei es so lebhaft und zwischen Käufern und Verkäufern so verschmitzt und vorsichtig zugeht, wie es nur auf Pferdemärkten der Fall sein kann. Um den Tauben eine besonders schöne, seltene oder beliebte Zeichnung zu geben, wird durch eine geschickte Färbung gar häufig Betrug gespielt, und wenn der Käufer denkt, er hat ein buntes Täubchen, mit Pastorkragen, mit Pfauenaugen, nach Hause gebracht, so sieht er am andern Morgen, wenn die liebe Unschuld sich gerüttelt und geschüttelt und sich gehörig abgestäubt hat, auf einmal etwas sehr Gewöhnliches und Einfarbiges, wohl gar einen ganz gemeinen Feldflüchter vor sich. — Auch ein bei Naumburg gelegener Flecken wird genannt, wo der Taubenmarkt bedeutend sein soll. Alle aber werden durch die Taubenmärkte in Erfurt übertroffen, wo sich zur reichsten Musterung, zur schönsten Auswahl, zu Kauf und Umtausch die herrlichste Gelegenheit darbietet.

Glockengeläute.

Wie bekannt, setzen überall in Deutschland die Gemeinden eine Ehre, einen Stolz darein, ein schönes Geläute zu haben, das ihnen angenehm klingt, es mag das regelmäßige Zusammenschlagen einer einzigen Glocke oder der Zusammenklang von vielen sein. Nur in Thüringen — wer sollte es glauben! — findet es sich anders. Nicht daß es an schönen Glocken fehlte, sondern weil anders damit, als im übrigen Deutschland, weil schlecht damit geläutet wird. Als ich erst in Weimar angekommen war, sprang ich wöchentlich ein paar Mal unwillig vom Schreibtisch auf

wenn das Geläut aus der Jacobskirche zu mir herüberdrang, immer ausrufend: was iſt das für ein lahmes Geläute! Die Glocke, die regelmäßig anfing, ſchlug bald immer langſamer, immer tonloſer, immer jammervoller an, ſo daß ſie zuletzt allen Athem zu verlieren ſchien. Da mich Keiner darüber belehrte, blieb mir lange Zeit der Grund davon verborgen, bis ich nach mehrern Jahren einmal nach Tannrode kam, wo die Glocken auf dem Berge, bei der Baufälligkeit der Kirche, damals unter einem bloßen Geſtell in freier Luft hingen. Eben, als ich den Berg erſtiegen hatte, trat der Glöckner hinzu, die Glocke anzuziehen, und nun ſah ich, wie er ſie nur ein Paar ruhige Schläge thun ließ, alsbald aber ſie ſo gewaltig in die Höhe warf, das ſie immer langſamer, immer ſeltener anſchlug, immer mißtönender wimmerte, und mit dem Klöpfel, der auf dieſe Weiſe lange auf dem Metall ruhete, immer gedämpftere Töne hervorbrachte, bis ſie ſogar Secunden lang oben ganz ſtill ſtand, und erſt zum Rückfall erinnert werden mußte. Wie er dies eine ganze Weile ſo getrieben hatte, ließ er die Glocke wieder von ſelbſt zurückfallen — ſie ſchlug allmählig immer öfterer, immer ſchneller zuſammen, bekam ſo wieder ihren natürlichen, regelmäßigen Klang, und ruhete dann. Jetzt endlich konnte ich mir das lahme Geläute, das mich ſo oft außer Faſſung gebracht hatte, erklären. Aber wozu das? Warum wird die Glocke ſo geworfen? fragte ich. Der Glöckner zog eine ſauerſüße Miene und ſagte: er wiſſe es nicht, es ſei ſo Gebrauch. — Später that ich an einem andern Orte an den Wirth, als eben wieder auf dem Thurme ſo geläutet wurde, dieſelbe Frage, und erhielt abermals keine Auskunft weiter, als, daß die Leute ihren Spaß daran hätten. Alſo iſt es bei dem Werfen und Ueberwerfen der Glocke blos auf eine Kraftäußerung abgeſehen? Es wäre aber zu wünſchen, daß die Kraft einen andern Ausweg ſuchte. Welcher Zierde, welches Wohllauts, der ſelbſt erbaulich zu Herzen dringt, werden die Kirchen, die

Gemeinden nicht dadurch beraubt! Je öfter die Glocke anschlägt, desto mehr erfüllt sie ihre Bestimmung, desto angenehmer — bei dem Zusammenklang aller — mischen sich die Töne. Vom Schloßthurm in Weimar habe ich nie den erwähnten Mißklang vernommen. In Blankenhain weckte das harmonische Zusammenläuten heimathliche Gefühle. Aber sonst habe ich an allen Orten, auf allen Dörfern, in allen Flecken, in allen Städten, — in Jena, in Erfurt sogar, — dasselbe verkehrte, schlechte Geläute gefunden. — — Thüringen, deine Kraft braucht nicht das Zeugniß deiner Glocken. Laß sie ruhig walten, wie du selber es liebst. Die Natürlichkeit deines Sinnes ist es ja eben, worauf wir die Hoffnung bauen, daß aus deiner ungebeugten Stärke, aus deinem ruhigen Ernst, aus deinem unbestochenen Gefühl noch manche schöne Blüthe des gebildetern Lebens sich entfalten, noch manches heitere Glück aufschwingen, noch manches herrliche Talent sich entwickeln werde.

Nachschrift.

Ich weiß nun den Grund von jenem Geläute. Bei zwei Glocken soll es eine Art von Glockenspiel vorstellen. Die eine Glocke wird deßhalb so geworfen und in der Schwebe erhalten, damit unterdeß die andere mit ihrem Ton dazwischen fallen kann. So wechselt immer regelmäßig der grobe und der feine Ton, aber so langsam, daß ich durchaus keine Schönheit darin finden kann. — Dieses Werfen wird nun auch bei dem Läuten mit einer Glocke beibehalten, wo es gar keinen Zweck mehr hat.

Die Seele und der Mensch.

Mensch. Ich weiß nicht, was schwirrt und schwebt mir denn da um den Kopf herum, und wimmert und wehklagt? Ich sehe doch nichts. Wer ist da?

Seele. Eine menſchliche Seele ſchwebt hier, die vom Himmel kommt, um in einen menſchlichen Körper zu fahren. Sie hat die hohe Gnade erhalten, ſelbſt zu wählen, und weiß nun nicht wohin.

Menſch. Nun in mich kannſt Du doch nicht fahren, ich habe ſchon eine Seele — glaub' ich; und zwei ſind auf dieſer Welt nicht Mode.

Seele. In einen Neugebornen will ich. Ich bin die Welt ſchon auf- und abgeflogen, und weiß nicht, welchen Stand ich wählen ſoll. Ich möchte ſo viel als möglich meine Freiheit retten, ſo daß ich über Alles den Ueberblick behielte, und Keiner über meine Beſchränktheit lachen könnte. Da ich Dich ſo nachdenkend ſitzend ſah, glaubte ich, Du könnteſt mir wohl guten Rath ertheilen.

Menſch. Du willſt alſo nicht dienen, willſt Herr ſein.

Seele. Darauf kommt es nicht an; dienen will ich wohl, nur will ich den Kopf oben behalten, daß ich weiß, was ich thue und was um mich her vorgeht.

Menſch. Willſt Du ein Schneider werden?

Seele. Du ſpaßeſt. Ueber ihn erlauben ſich ja die Menſchen vorzüglich zu ſpotten, und ich will eben einer ſein, den man nicht auf's Theater bringen kann.

Menſch. Sonſt — was fehlt einem Schneider? Er hat keine ſchwere Arbeit und weiß gar wohl, was er thut. — Oder ziehſt Du den Schuſter vor?

Seele. Nichts dergleichen. Das Wandern der Handwerksburſche könnte mir zwar gefallen, doch den rechten Ueberblick ſcheinen ſie mir doch nicht zu erlangen. Denke nur an den politiſchen Kannengießer.

Menſch. Es iſt auch wahr; auf das Theater willſt Du nicht. — Nun, wie wär's, wenn Du ein Gelehrter, ein Philoſoph würdeſt?

Seele. Ein Gelehrter ſtudirt ſich blaß und krank, und je mehr er lernt, je ungewiſſer wird er. Es gibt

vier Dinge in der Welt, die den Menſchen erleuchten, und die ihn auch wieder confus machen, das Reiſen, die Geſchichte, das Bibelleſen und die Philoſophie.

Menſch. Ei, Du wißt ſchon ganz artig Beſcheid auf der Welt, wie ich höre.

Seele. Ja, wenn es das viele Wiſſen thäte!

Menſch. Wähle nur eine recht beſtimmte Wiſſenſchaft. Werde doch ein Juriſt, liebe Seele.

Seele. Die vielen Acten ſchrecken mich ab, und weil ich in der Geſellſchaft immer gehört habe, daß die Juriſten viel von Proceſſen ſprechen, ſo ſchließe ich, daß ſie ebenfalls in einem beſchränkten Zuſtande leben.

Menſch. So fahre in einen Mathematiker, in einen Aſtronomen.

Seele. Da fürchte ich zu vergeſſen, was auf der Erde vorgeht, und ich möchte doch gern mitten in der Welt leben.

Menſch. So werde Theologe, da kannſt Du den Leuten recht den Text leſen, und durch den Beichtſtuhl gerade mitten in die Welt hinein ſehen.

Seele. Da wird mir bange wegen des Glaubens. Ich hab' ihn gern; aber — wenn ich ihn nun nicht hätte?

Menſch. So werde Schauſpieler. Als ein ſolcher ſpielſt Du allerhand Rollen, ohne daß Du nöthig haſt, Dir eine einzige zu Herzen zu nehmen. Gibt es wohl eine größere Freiheit?

Seele. Da käme ich aber doch wieder ſeitwärts oder darneben. Mitten in der Sache möcht' ich genießen.

Menſch. Was zerbrechen wir uns da den Kopf! Werde ein ſchlichter Landmann, ein Hirt, ein Jäger.

Seele. Die wiſſen nur leider von vielen Dingen nichts. Wie reich iſt die Welt! Wie Vieles müßt' ich da entbehren! Das wäre die leibhafte Beſchränktheit, und vor der fürchte ich mich eben.

Menſch. Wenn Du es ſo meinſt, liebe Seele,

ſo kann ich Dir keinen beſſern Rath geben, als lieber gleich König zu werden. Da ſtehſt Du am allerhöchſten und kannſt Alles überſehen.

Seele. Alles überſehen können — das wäre ſchon gut; aber Alles überſehen müſſen, das iſt ein gar zu ſchweres Amt, darunter müßt' ich erliegen. Und dann würde ich viel Gutes wollen und träfe auf böſe Menſchen, die mir widerſtrebten, die mir viel Aerger machten, ſo daß ich zuletzt großen Haß auf die Menſchheit bekäme. Hätte ich dann wohl noch den rechten Standpunkt, wo ich das Ganze umfaſſen könnte?

Menſch. Ei, Andere werden Dir ſchon die böſen Menſchen vom Leibe halten, daß Dir die Welt angenehm vorkommt.

Seele. Um ſo ſchlimmer! Da wäre Keiner mehr, der mich tadelte, und ſomit könnte ich erſt recht in die Irrthümer hinein gerathen. Meine Wünſche hätte man mir bald abgemerkt und ließe mich nun Alles nach meinen Wünſchen ſehen. Käme ich da nicht abermals in Gefahr, von der Welt eine beſchränktere Anſicht zu erlangen.

Menſch. So wähle überhaupt nur einen hohen Poſten, eine Stelle bei Hofe.

Seele. Ich hab's verſucht. Ich habe mich da von einer Schulter auf die andere geſetzt und redete in Gedanken immer mit. Hier mußte ich ſo ſprechen, dort wieder anders. Eine Weile geht das wohl, man behält die Wahrheit für ſich, aber die Gefühle fangen an zu leiden und zu kränkeln, wenn man ſie lange nicht recht ausſprechen kann. Du glaubſt doch nicht, daß die Seele blos im Kopfe ſitzt?

Menſch. Ich ſehe ſchon, Dir iſt nimmermehr zu helfen. Mir fällt ein: wie ich auf der Schule war, wünſchte der franzöſiſche Sprachmeiſter eines Abends, der reiche Nathuſius zu ſein. Allen Reſpect vor dem

klugen und reichen Mathusius! sagte ein anderer Lehrer, aber wenn es einmal gewünscht sein soll, warum wünschen Sie nicht lieber gleich Schiller zu sein? Wo erst ein solches Talent ist, da käme auch wohl noch der Reichthum hinzu.

Seele. Als ob es ein großes Glück wäre, beständig mit der prosaischen Welt Krieg zu führen! Recht gut, daß Du mir den Vorschlag nicht gethan hast. Ich hätte ihn bestimmt verworfen.

Mensch. Ich meines Theils billigte auch keins von beiden, sondern sagte zum Sprachmeister: da es beim Glück doch nur auf das Verhältniß zwischen Nahrung und Trieb ankommt, warum wünschen Sie nicht, besonders an einem schönen Frühlingsabend, ein Maikäfer zu sein? Der Franzose warf dies lachend von sich; aber der Musiklehrer, der neben ihm stand, betheuerte von freien Stücken: alle Schätze der Welt möchte er nicht, wenn er versprechen sollte, kein Instrument mehr anzurühren. Sieh, liebe Seele, der lebte in der glücklichsten Verfassung. Wie kannst Du auf der Welt leben wollen, wenn Du Dich in keine Beschränktheit begeben willst.

Seele. Ach Gott! freilich! ich sehe nun wohl ein, ich habe die Welt schon zu sehr kennen gelernt. Ich kann mich zu keiner Wahl mehr entschließen. Mich gereut der Vorwitz. Nimm mir die Freiheit zu wählen, nimm sie mir wieder, du mein himmlischer Vater, sende mich nur gleich in den ersten besten Körper, der geboren wird, daß ich aufstehe, strauchle und falle, daß ich durch Irrthümer und Gefahren mich hindurchkämpfe, daß ich arbeite und strebe, wie jeder sterbliche Sünder.

Inhalt.

	Seite
Die wohlthätige Stadt	7
Der Vogel und der Menſch	9
Ueber die Erziehung. Ein Geſpräch im Vorbeigehn	16
Alles mit Maß!	21
Der Eſſer nach Gall'ſchen Principien	26
Die Ehemänner und die Hageſtolzen	30
Die Kunſt, alte Jungfern zu erziehen	36
Gut und ſanft	41
Bildungsmittel	45
Verwechſelungen	48
Aufrichtiges Heirathsgeſuch	54
Der Tod, ein Friedensſtifter	56
Das iſt ein Seehund	59
Mittel, Andere kennen zu lernen	60
Schreckliche Folgen einſeitiger Kenntniß des weiblichen Geſchlechts	68
Der verdrießliche Enthuſiaſt	73
Frommer Spaziergang	78
Glaub' und Lehre	81
Ueber den guten Mann	85
Schreiben eines deutſchen Dichters an das Publicum	89
Politik der Poeterei	93
Ueber das Leben in der Wahrheit	103
Lord Byron's Ende	116
Die Welt will betrogen ſein	118
Erſter Unterricht im äſthetiſchen Urtheil	121
Ueber die Bildung geſelliger Mittheilung	128
Gemeinheit	134

Seite

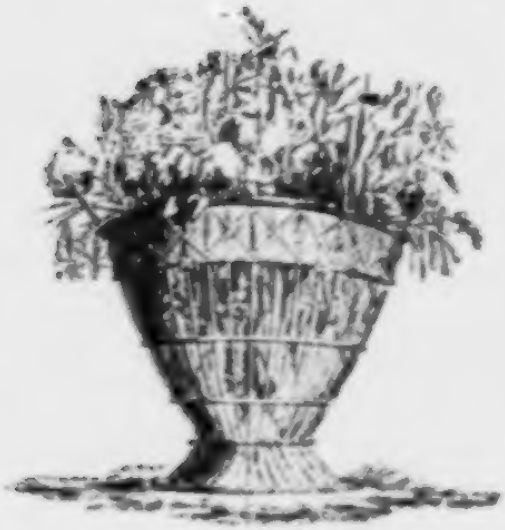
Mittel zur Erheiterung 135
Ueber das Wiedersehen nach dem Tode 141
Verehrung des Großen 143
Erinnerung, die Verehrung des Großen betreffend . 149
Leidenschaft 152
Ueber die Täuschungen des Temperaments . . . 155
Ueber die Erlaubniß des Nachdrucks 159
Welche Richtung nimmt die Zeit? 169
Träumereien 173
Ueber das verschiedene Zusammentreffen gleicher Charaktere 177
Sitte und Gesetz 182
Ehre und Vergnügen 185
Ueber das Unvollkommene in den schönen Künsten . 188
Ueber das Gefährliche des Witzes 194
Wie gelangt der Deutsche zum Epos? 199
Warum wird über das Theater so viel gesprochen? 201
Ueber die Kunst des Vortrags 206
Der Improvisator Wolff in Weimar 215
Das Schreiben 220
Ueber die Stufen in der Bildung des Geschmacks . 224
Ueber die Würdigung des Alters auf der Bühne . 228
Belehrende und ergötzende Dramaturgie 231
Was ist von Bearbeitung alter Lustspiele zu erwarten? 237
Gehört die Schauspielkunst zu den schönen Künsten? 241
Musik für's Theater und Musik für's Haus . . 246
Ueber den deutschen Geschmack 251
Wie muß ein Musengönner beschaffen sein? . . 256
Ueber die Gefahren junger Dichter 261
Johannes Falk 265
Das Leben der Thüringer 270
Die Seele und der Mensch 294

Gedichte

ernſten und ſcherzhaften Inhalts

von

St. Schütze.



Berlin, 1830.
In der Vereins-Buchhandlung.

BIBL.
VA[illegible]S.
L[illegible]N.

I.

Lieder.

Der Sänger.

Frei durch die Welt — ſo wand'r' ich gern,
Was ſchwatzt man doch von Ehre!
Und ſäß' ich bei den großen Herr'n,
Wer weiß, eb's beſſer wäre;
Daß eben Keiner nach mir fragt,
Das macht's, daß mir die Welt behagt.

Man ſpricht, ich fände keine Luſt
Am lauten Weltgetümmel,
Ich ging' und trüg' in meiner Bruſt
Den ganzen ſel'gen Himmel;
Das iſt nur Schnack; ein dummer Streich,
Ihr Herrn, ergötzt mich mehr als euch.

Bei'm Schmaus, der ſich mit Trank vermählt,
Mag mir der Becher ſchäumen,
Doch, wenn etwa der Hofnarr fehlt,
Und Lob in Leberreimen,
Dann iſt bei mir das Lied am End',
Ich mach' mein letztes Compliment.

Man läſtert gar, daß ich mit Groll,
Mit Stolz die Welt betrachte; - -
Ich fühle mich ganz liebevoll,
Wenn ich die Welt verachte;
Zwar, wo der Pöbel Großes ſieht,
Seh' ich oft keinen Unterſchied.

Indeß — ich ſoll ſatyriſch ſeyn,
Die Welt woll' ich verbeſſern.
O Siſyphus, o großer Stein!
O Bau zu ſpan'ſchen Schlöſſern!
Nein, iſt die Welt auch leidlich ſchlecht,
Zum Lachen iſt ſie eben recht.

Auf Nachruhm ſoll ich, meinet man,
Oft große Rechnung machen;
Allein — wer iſt denn ſchuld daran?
Geduld iſt bei dem Schwachen;
Ihr bringt die Zahlung nicht in's Haus,
D'rum ſtell' ich lange Wechſel aus.

„Wie viel er auf die Leyer hält!"
Ruft mancher eitle Schreier;
Allein — was iſt die ganze Welt
Mehr, als die alte Leyer?
Und kommt der Tod — mit Steg und Brett
Werf' ich den Klingklang hinter's Bett.

Nun, Gruß und Handſchlag, Wandersmann,
Wir wollen juſt nicht zanken,
Ein Wirthshaus liegt hier nebenan,
Mein Lied ſoll freundlich danken;
Wir trinken, ſingen, bis die Nacht
Dem Lärm und Spaß ein Ende macht.

Fröhlich, ſelig.

Gläſer klingen, Lieder ſchallen,
Ganz behaglich iſt es hier,
So kann mir die Welt gefallen,
Freunde, ſo gefall' ich mir;
Pflegt' ich ihr den Text zu leſen,
Iſt's ein Irrthum wohl geweſen.

Heute kann ich alles faſſen,
Alles wird mir hell und klar,
Und ich trage jetzt gelaſſen
Was mir jüngſt verdrießlich war.
Wenn ich geſtern mich erboſ'te,
War ich wahrlich nicht bei Troſte.

Sollt' ich toben, ſollt' ich fluchen,
Zweifeln und bedenklich ſeyn?
Nein, es finden, die da ſuchen,
Und das Glück — es ſtellt ſich ein.
Wenn ich jemals anders dächte,
Hier bei'm Wein, wär's nicht das Rechte.

Irrt' ich ſonſt auf fernen Wegen,
Heut' iſt mir die weite Welt
Freundlich vor der Thür gelegen,
Wie zum Jahrmarkt ausgeſtellt,
Und ich wähl' aus allen Zeiten
Troſt zu neuen Möglichkeiten.

Grüne Wäldchen, heit're Plätze,
Wo der Scherz ſein Mädchen ſchwingt,
Vieler Jahre reiche Schätze
Hat ein Augenblick verjüngt;
Brüder ſind ſie mir und Schweſtern,
Heut' umarm' ich ſie wie geſtern.

Reiche Städte, ganze Länder
Trink' ich an den Tiſch heran,
Frühlingsſonnen im Kalender
Leuchten ſie mich fröhlich an;
Ei, wo hatt' ich meine Sinne,
Längſt hatt' ich ſchon alles inne!

Ja, die Welt iſt noch die gute,
Liebenswürdig, wie ſie war;
Seelenwohl wird mir zu Muthe,
Ueberſchwenglich, wunderbar;
Freunde, Nachbarn — aus Erbarmen
Kommt, und laßt euch jetzt umarmen.

Nachtmuſik.

Still, ſie ſchläft; nur leiſe, linde
Spielt das Laub im Abendwinde;
Zart beſorgt um Schlaf und Traum
Athmet in der Purpurfülle
Selbſt die ſüße Roſe kaum;
Stille, ſtille!

Still, ſie ſchläft; mit ſanfter Welle
Küßt der Bach die Blumenſchwelle;
Stille! winkt ein Stern ihm zu;
Und der Wölkchen zarte Hülle
Birgt den Mond in ſanft're Ruh;
Stille, ſtille!

Still, ſie ſchläft; zu dunkler'n Hallen
Flieht das Lied der Nachtigallen;
Liebe ſtirbt in Liebesſchmerz;
Heilig ſey des Herzens Wille,
Bis ſich liebend neigt ein Herz;
Stille, ſtille!

Still, ſie ſchläft; nur leiſe, linde
Rief ich gern, ein Blatt im Winde:
Ruhe ſanft! daß gute Nacht
Rings der tiefen Nacht entquille,
Aber — daß ſie nicht erwacht,
Stille, ſtille!

Der Liebe Bildniß.

Wie ich, der ich ganz gehöre,
Liebe, Dich im Bild verehre,
Sann ich hin und her bei mir;
Süße Roſe, wollt' ich ſprechen,
Doch die falſchen Dornen ſtechen,
Dornen kommen nicht von Dir.

Sanft und lieblich und erquicklich
Schien zum Bild' die Quelle ſchicklich
Doch im Winter wird ſie Stein,
Hüllt ſich in Kryſtallgehäuſe;
Das iſt doch nicht Deine Weiſe,
Lieb' hat nur des Lenzes Schein.

Und ich ſah hinauf zum Sterne,
Deſſen Klarheit, deſſen Ferne
Deinem Urſprung Namen leiht;
Doch des Himmels Strahlenwange
Neigt ſich bald zum Untergange,
Lieb' hat mehr Beſtändigkeit.

Und den ew'gen Quell der Wonne
Sucht' ich in dem Licht der Sonne;
Doch ſie miſchet Straf' und Huld,
Und ich ſteh' im Glanz geblendet;
Liebe, die ſich zu mir wendet,
Hat mehr Nachſicht, mehr Geduld.

Und noch weiter wollt' ich ſinnen,
Liebe leiblich zu gewinnen;
Sieh! da ſchleicht es ſtill heran;
Leiſe, wie der Weſtwind fächelt,
Freundlich, wie der Vollmond lächelt,
Rührt ein ander Bild mich an.

Lina war's und ſprach mit Lachen:
Du ſollſt Dir kein Bildniß machen
Droben, noch auf Erden hier,
Sollſt kein Gleichniß ſo begaben,
Ich bin Dein, Du ſollſt nicht haben
Andre Götter neben mir!

Wie beſchämt war mein Verlangen!
Einen Tempel ſah' ich prangen,
Schöner, als ich je erſann;
Roſen hier und Stern und Quelle,
Und aus ihrer Augen Helle
Sah die Gottheit ſelbſt mich an.

Der Entſchluß.

Nun iſt es aus, ich will ſie haſſen,
Ich ſag' es ihr in's Angeſicht.
Erröthen mag ſie, mag erblaſſen,
Nichts da! ich bleibe feſt, gelaſſen,
Doch — weinen muß ſie nicht.

Er küßte ſie, ſie hat's gelitten;
Bei Gott! ich halt' ein ſtreng' Gericht:
Nur nicht geleugnet, nicht geſtritten!
Doch — ſie bekennt, fängt an zu bitten;
Nein — bitten muß ſie nicht.

Sie ſoll nicht länger Liebe heucheln,
Die Falſchheit kommt nun an das Licht.
Wo iſt mein Hut? die Wangen ſtreicheln
Wird ſie, mit ſüßen Worten ſchmeicheln — —
Mich küſſen ſoll ſie nicht.

Sie wird ſich im Spaziergang üben; —
Kaum, daß ihr Blick mich unterbricht,
Nicht eine Sylbe wird verſchrieben,
Zur Wetterfahne ſeh' ich drüben;
Mir nicken ſoll ſie nicht.

Mich ſo bis in das Herz zu kränken!
Fort will ich, was ſie auch verſpricht;
Und nichts von Abſchied, von Geſchenken!
Wie glücklich, nicht an ſie zu denken!
Nur — ſchreiben muß ſie nicht.

Entfernt — da mag ſie lachen, ſcherzen,
Und — wenn der Uebermuth ſie ſticht,
Auch tanzen — mir geht's nicht zu Herzen;
Was kümmern mich noch Luſt und Schmerzen!
Nur — krank ſeyn darf ſie nicht.

Und komm' ich, iſt ſie rein vergeſſen,
Fremd bin ich, höflich nur aus Pflicht;
Ich werde kaum noch bei ihr eſſen,
Und — doch noch eins — ſonſt wär's vermeſſen:
Treu bleiben darf ſie nicht.

Verſuch zu zürnen.

Wie war ſie heute ſpröd' und kalt!
O nein, der Scherz ſoll enden,
Ich muß, ich will mich — mit Gewalt
Zu einer Andern wenden.

Sie ſah mich ſtolz und finſter an —
Ha! ha! ich muß nur lachen —
Für meine Freundlichkeit! ich kann
Wohl auch Geſichter machen.

Fort will ich in ein Waldrevier,
Will — ſtatt mich ſo zu quälen —
Nicht an ſie denken, nur an ihr
Die Fehler alle zählen.

Wo rollt ein Strom? daß ich ihr Bild
Mit Luſt darein verſenke;
Wo tobt ein Feſt? daß toll und wild
Ich nicht mehr an ſie denke!

Wo iſt — o Gott, da kommt ſie her!
Verdammt, ſo nachzuſchleichen
In einen Wald — es iſt doch ſchwer
Im Walde auszuweichen.

Verberg' ich mich? doch wo und wie?
Soll ich die Furcht geſtehen? —
Klug iſt's, zu thun, als hätt' ich ſie
Mit keinem Aug' geſehen.

Sie geht im leichten Schäferſchmuck,
O Gott! nun dieſe Blicke,
O Gott! nur keinen Händedruck!
Seh' Einer ſolche Tücke!

Nun faßt ſie, ach! nun hält ſie mich;
Du ſollſt mich aber laſſen;
Ich will — ich wollte ohne Dich
Hier einen Vorſatz faſſen.

Doch ſeh' ich wohl — ich hab' gefehlt,
Die Freiheit durft' ich hoffen,
Allein, daß ich den Wald erwählt,
Das hab' ich ſchlecht getroffen.

Der Mitverſchwor'nen ſind zu viel,
Von Zweigen rings umhangen
Der Blumen Pracht, des Windes Spiel —
Welch Herz wär' nicht gefangen!

So hat mich Uebermacht beſiegt,
Mein Kind — ohn' alles Wanken,
Wenn Zeit und Ort ſich beſſer fügt,
Will ich ſchon weiter zanken.

Die Schlimmſte.

Ein ſchwarzes Aug', ein ſcharfer Strahl,
In Glut getauchte Wangen —
O blickt ſie nur ein einzigmal,
So biſt Du ſchon gefangen;
Doch, hoher Brand
Hat nicht Beſtand;
O flieh!
Noch biſt Du frei, doch denk' dabei,
Daß ſie
Noch nicht die Schlimmſte ſey.

Ein ſanftes Kind voll Schüchternheit,
Gleich roth bei jedem Worte,
Und blickt ſie auf, mit Zärtlichkeit
Steht Amor an der Pforte;
Doch Vollgenuß
Giebt Ueberdruß;
O flieh!
Noch biſt Du frei, doch denk' dabei,
Daß ſie
Noch nicht die Schlimmſte ſey.

Ein dreißer Blick mit munter'm Scherz,
Schnell Red' auf jede Frage,
Es reizt und weckt und wiegt Dein Herz,
Du träumst Dir luſt'ge Tage;
Doch Röschen ſticht,
Folgt willig nicht;
O flieh'!
Noch biſt Du frei, doch denk' dabei,
Daß ſie
Noch nicht die Schlimmſte ſey.

Wie Lilien weiß, ein held Geſicht,
Voll Ruh' und ohn' Erbarmen,
Es ſieht Dich an und ſieht Dich nicht,
Geſchch'n iſt's um Dich Armen;
Sie lockt Dich dort,
Weiſ't hier Dich fort,
O flieh'
Durch's ganze Jahr, und glaub' fürwahr,
Daß ſie
Die Allerſchlimmſte war.

An eine Spröde.

Will von Allem keins gelingen,
Freundlichkeit und Zorn und Scherz,
Möcht' ich, ach! nur eins erringen,
Ruhe, Ruhe für das Herz.

Lieblich klingt der Worte Koſen
Wie der Wellen Silberſchall;
Hold das Lächeln unter Roſen,
Wie das Lied der Nachtigall.

Doch des Kommens und des Wartens
Schäm' ich mich vor aller Welt;
In den Blüthenſchmuck des Gartens
Iſt ein ſteinern Bild geſtellt.

Unnatürlich weht ein Schauer
Kalt aus dieſer Frühlingspracht,
Winter währt nur kurze Dauer,
Hier iſt ew'ge Eiſesnacht.

Darum will ich's kühnlich wagen,
Kalt an ihr vorübergeh'n,
Könnt' ich's mir nur auch verſagen,
Nicht nach ihr mich umzuſeh'n.

Immer noch dieſelben Blicke,
Noch dieſelbe Freundlichkeit;
Nun, ſo lad' ich ſelbſt mit Tücke
Mich zum Angriff, mich zum Streit.

Rühr' alsdann wie Sturmesweben
Haſſenswerth Dein Zorn mich an,
Lyda, o dann will ich ſehen,
Ob ich Dich nicht haſſen kann.

Wunſch und Gegenwunſch.

So Mancher möcht' ihr Blümchen ſeyn;
Ich ſtimme nicht mit ein;
Denn trüg' ſie mich an ihrer Bruſt,
Dann fühlt' ich erſt vor Liebesluſt
So recht der Liebe Pein;
Mag nicht ihr Blümchen ſeyn!

Ihr Vogel möcht' ſo Mancher ſeyn,
Ich ſtimme nicht mit ein;
Denn lachte ſie mir freundlich zu,
Hätt' ich im Käfig keine Ruh',
Und doch ſperrt ſie mich ein,
Mag nicht ihr Vogel ſeyn!

Doch will ſie ſelbſt mein eigen ſeyn,
Da wend' ich gar nichts ein;
Dann wär' ſie Blum' und Vogel mir,
Noch freundlicher wär' ich mit ihr,
Ich ſperrte ſelbſt mich ein;
Mein eigen müßt' ſie ſeyn!

Die Braut im Walde.

Du freundliche Birke mit ſchimmerndem Weiß,
Mit hangendem Reis,
Mein Liebchen entfloh in den dämmernden Wald
In ſchlanker Geſtalt,
Biſt Du es nicht ſelber, ſo ſag' mir geſchwind:
Wo ſchwebet, wo ſcherzet das liebliche Kind?

O ſchirmende Buche, dem Mädchen gefällt
Dein bräutlich Gezelt,
So ſag' mir, was ſtörte daheim ihren Traum,
In ſuchen den Baum?
Chen öffnet der Trauten ſich Kammer und Thür,
Wo haſt Du mein Liebchen, wo birgſt Du ſie mir?

O Tanne, Du ſchaueſt von Kronen ſo ſchwer,
So düſter daher,
ſag' mir, was hat wohl mein Liebchen vor Nacht
So traurig gemacht?
Ft ſinnet und denkt ſie; o gieb ſie heraus!
Voll Lärm iſt das Dörfchen, voll Gäſte das Haus.

Hochragende Eiche, Du König der Flur,
Du hörteſt den Schwur
Der Liebenden, ſag' was der Säumenden fehlt,
Welch Zweifel ſie quält?
Mit ſchaueſt Du um Dich, ſo lehr' ihr auf's Neu'
Den rauſchenden Kranze die Schwüre der Treu'.

Doch — Himmel! da ſitzt ſie, von Allen umringt,
Stillemſig und winkt;
Die Tanne, die Buche, die Birke dabei,
Die Eiche voll Treu',
Sie haben ſich All' um ſie her geſetzt,
Mit ihr noch ein Wörtchen zu koſen zuletzt.

Ernſt rauſchet die Tanne, das Birkengezweig
Lehrt Scherze zugleich,
Muth kündet die Eiche, die Buch' iſt genaht
Mit häuslichem Rath,
Das alles — das flicht ſie in's Kränzchen für mich,
O wahrlich, kein König iſt reicher als ich!

Der vermählte Dichter.

Was hemmt mein Singen und mein Dichten?
Iſt das die alte Welt nicht mehr?
Wohin die Mährlein und Geſchichten?
Giebt keine Muſe mir Gehör?
Wie? fühlt ihr gar wohl Eiferſucht?
Nehmt ihr vor einer Frau die Flucht?

Euch ruf' ich an, ihr grünen Bäume,
Lebend'ge Harfen in der Luft,
So manches Lied, ſo manche Träume
Entſchwebten euch wie Blüthenduft; —
So ſtill, ſo ſtumm, was iſt mit euch?
Verſchließt ihr nun das Zauberreich?

Wie Mond durch Wolken, wie die Sterne
Durch eines Waldes düſtern Flor,
So drang das Leben aus der Ferne,
Halb unerkannt das Glück hervor;
Nun flieht das Dunkel, hell und nah,
Steht Wald und Mond und Himmel da.

Wie? ſeyd ihr alſo ganz mein eigen,
Ihr Bäume, daß den fremden Geiſt,
Der mit mir ſprach, aus euren Zweigen
Ihr ſcheidet und zurücke weiſ't? —
O bleibt, behaltet Klang und Lied,
Und redet fern, was fern geſchieht.

Doch nein, ich fühl's, zu meinem Herzen
Drängt ſich die Welt — es iſt erfüllt,
Was ich mit Trauern, oft mit Scherzen
Geſucht — die Sehnſucht iſt geſtillt;
Was ich im dunkeln Raum verlor,
Quillt hell in meiner Bruſt hervor.

Ein Garten ohne Zaun und Grenze,
So weitet ſich die Welt vor mir;
Es winden Kränze ſich an Kränze,
Und freier aus der Felſenthür
Tritt mein Gefährt' und mein Geſell,
Der Bach, und grüßt mich freudenhell.

Die Bäume, die der Erd' entſteigen,
Wie Kinder ſind ſie meiner Bruſt;
Das ſanfte Rauſchen in den Zweigen
Hör' ich als Echo meiner Luſt;
Die Stern' am Himmel ſend' ich aus,
Zu ſchmücken mir das Hochzeithaus.

Wie durft' ich ſonſt mich ſo erheben! —
Von Dir, Geliebte, kommt die Macht.
Dies Götterhaus haſt Du, mein Leben,
Zur Morgengabe mir gebracht,
Und ſchöner, mit verklärtem Blick,
Kehrt mir die Muſe nun zurück.

Neue Heimath.

Freunde hör' ich emſig fragen,
Keiner findet mich zu Haus;
Sag' ich, was ſich zugetragen,
Legt ſich wohl das Räthſel aus.

Strahlend Dunkel muß ich nennen,
Klingt es Dir auch wunderbar,
Feuer, die im Waſſer brennen,
Wo ein ſtiller Eingang war.

Roſen, Lilien gingen heiter
Wie ein Gruß dem Ort voran,
Und ſo ſchlich ich immer weiter,
Immer näher mich heran.

Licht und Nacht, die ſich umſchlangen,
Zogen mich, als müßt' ich hier
Einen Stern im Brunnen fangen,
Und ſo kam ich an die Thür.

Und im Schauen, eh' ich's dachte,
War ich tauſend Meilen weit
Schon gegangen, und erwachte
Froh im Reich der Ewigkeit.

Wie ich lebe nun im Lichte,
Das vernimmt kein' ſterblich Ohr,
Bricht von Laura's Angeſichte
Heller nicht der Strahl hervor.

Giebt der Stimme lieblich Weſen
Deinen Fragen nicht Gehör,
Iſt's im Auge nicht zu leſen,
O, ſo denk: er iſt nicht mehr!

Doch, wenn's ihre Blick' erzählen,
In der Worte Klang und Sinn
Zwei in Liebe ſich vermählen,
Freund, ſo weißt Du, wo ich bin.

Kann ich nun zu Deinem Glücke
Hülfreich ſeyn, ſo rath' ich Dir:
Wende Dich an ihre Blicke,
Antwort geben ſie von mir.

An der Augen Nacht und Sonne,
Wo ich einging, wart' auf mich,
Und vom Reichthum unſ'rer Wonne
Fällt ein reicher Strom auf Dich.

Ihr nur danke, wenn ich ſchenke,
Theilt ſie doch ihr Herz mit mir;
Was ich fühle, was ich denke,
Du erfährſt es nun von ihr. —

Ewig mag die Fackel brennen,
Freunde wandeln ein und aus,
Daß am Eingang ſie erkennen:
Hier iſt unſer Freund zu Haus.

Wiegenlied.

Schlaf' in guter Ruh',
Thu' Dein Aeuglein zu;
Höre, wie der Regen fällt,
Hör', wie Nachbars Hündchen bellt;

Hündchen hat den Mann gebiſſen,
Hat des Bettlers Kleid zerriſſen,
Bettler läuft der Pforte zu; —
Schlaf' in guter Ruh'.

Still, mein ſüßes Kind,
Hu! wie weht der Wind!
Häschen, Häschen ſpitzt das Ohr,
Sieht aus langem Gras hervor,
Jäger kommt im grünen Kleide,
Jagt das Häschen von der Weide,
Häschen läuft geſchwind, geſchwind; —
Schlaf, mein ſüßes Kind.

Bettchen ſchön und nett,
Schlaf im ſchönen Bett;
Hühnchen ſucht bei Scheun' und Stall,
Sucht im Hof und überall,
Bald muß Katz' und Hund ſich regen,
Kann das warme Ei nicht legen;
Wenn's doch ſo ein Lager hätt',
Kind, ein weiches Bett.

Schlaf die Wänglein roth,
Haſt noch keine Noth;
Täubchen fliegt durch Feld und Flur,
Fliegt und ſucht ein Körnchen nur,
Ach! die Kleinen, ſtill und bange,
Sprechen: Mutter bleibt ſo lange;
Mutter bleibt bis Abendroth; —
Schlaf, haſt keine Noth.

Kannſt nun ruhig ſeyn,
Vettler kehrt ſchon ein,
Häschen ſchläft im Stachelbett,
Hühnchen legt das Ei in's Nest,
Täubchen ſchnäbelt ſeine Jungen,
Vöglein hat nun ausgeſungen,
Still iſt Alles, groß und klein,
Schlaf nun ruhig ein.

Deutſches Weinlied.

Bringt die Flaſchen, füllt die Gläſer,
Holt' die Nachbarsleut' herbei,
Heut' hatt' ich als Amtsverweſer
Wahrlich tauſend Schererei.
Wenn das Reich zum Henker fährt,
War der Plunder nicht viel werth.

Trauten Handſchlag! Rücket näher,
Redet aus des Herzens Grund!
So iſt ohne Feind und Späher
Mir, als würd' ich erſt geſund;
Fort, was mir das Herz beſchwert!
Freunden bin ich lieb und werth.

Wie das Kindlein in der Wiege
Strebet nach der Mutter Bruſt,
Freunde, dürſt' ich, feind der Lüge,
Nach der Wahrheit Herzensluſt;
Wahrheit iſt ein deutſches Schwerdt,
Auch beſiegt des Sieges werth.

Seht, wie hell der Nectar fließet,
Fluch, wer deutſche Treu' verläßt!
Eisern, wie ein Reif ſich ſchließet
Um das Faß, ſo haltet feſt;
Freundſchaft, die der Neid verzehrt,
Iſt der Brudertreu' nicht werth.

Immer trauter wird's im Stübchen,
Immer weiter wird mein Glück;
Lächle, Weibchen, zaubre, Liebchen,
Mir den ſchönſten Mai zurück!
Wem ein treues Weib beſchert,
Wird's daheim erſt kleinodswerth.

Trauter Diener, wie ſo ferne!
Liebchen flüſtert an der Thür;
Kommt doch näher, gerne, gerne!
Billig, Weibchen, dünkt es mir;
Sind ſie ohne Haus und Heerd, —
Lieb' iſt doch der Liebe werth.

Seht, nun ſchlägt die Freud' in Flammen.
Treue Liebe! Stoßet an;
Bäche ſtürzen ſo zuſammen;
Ob auch manche Fluth zerrann,
Lieb', im Herzen treu genährt,
Bleibt der höchſten Opfer werth.

Ha! wie ich ſo glücklich wohne!
Helle Perlen giebt der Wein,
Perlen trag' ich in der Krone,
Ja, ein König muß ich ſeyn;
Welt, nach der ich nie begehrt,
Sag' mir nun, was biſt Du werth?

Bei vollem Becher.

Lern' ich wirklich nun mich kennen?
Hätt' es nimmermehr gedacht,
Daß mit ſolcher Zaubermacht
Wilde Geiſter mit mir rennen;
Erſt bei'm Wein ſind ſie erwacht.

Roland, meiner Bruſt entſprungen,
Lacht dem Wüthrich in's Geſicht,
Schleppt Verläumder vor's Gericht,
Schimpft die Feigen dumme Jungen: —
Bin ich's oder bin ich's nicht?

Bruder Martin — all' der Teufel!
Nimmt den Korb bis oben voll,
Rennt durch's Bettlervolk wie toll,
Und ich ruf' und bin in Zweifel,
Was ich von mir denken ſoll.

Und ſein Schweigen hat gebrochen
Cicero, er ſucht Gehör,
Schildert Fürſten, Land und Meer; —
Wann hätt' ich ſo klug geſprochen,
Gott! wenn ich das alles wär'!

Bruder Luſtig — wie die Kinder —
Hüpft vor jeder Hochzeitthür,
Führt nur Lacher in's Quartier,
Achtet Zöllner nicht und Sünder; —
Noch abhanden komm' ich mir.

Endlich über Tiſch und Bänke
Stürmt zum Lärmen eines Balls,
Fällt den Mädchen um den Hals
Noch ein Fünfter — ach! ich denke:
Ja, der wär' ich allenfalls.

Wie viel Tollheit, wie viel Tugend!
Rette mich, wer retten kann,
Doch ich glaube nicht daran:
Morgen bleibt vom Traum der Jugend
Nur ein ſtill verſtänd'ger Mann.

Tagesluſt.

Träume flieh'n, es graut der Morgen,
Leiſe trägt der Füße Lauf
Durch das Haus die kleinen Sorgen,
Thür' und Laden raſſelt auf.

Und das Auge blickt zum Himmel
Froh, wie's durch die Adern wallt,
Lauter ſchwirrt das Tagsgetümmel,
Und die Werkſtatt pocht und ſchallt.

Die Erinn'rung tritt zum Werke,
Weckt Gedanken mehr und mehr,
Und die Klugheit und die Stärke
Schafft im freundlichen Verkehr.

Geben wechſelt und Empfangen,
Bis ein Jeder nimmt zuletzt,
Bis genüget dem Verlangen,
Und ein heit'res Mahl ergötzt.

Höher ſteiget, was begonnen,
Immer freier wird die Bahn,
Endlich, was im Geiſt erſonnen,
Leben hat's, Geſtalt empfah'n.

Wieder trennen ſich die Brüder,
Und die Wünſche geh'n zur Ruh',
Still-zufrieden wandelt wieder
Jeder ſeinem Abend zu.

Sammelt, theilet mit den Seinen
Wohlgemuth des Tages Luſt,
Bis ſie ſchlummernd ſich vereinen,
Ruhend an der Liebe Bruſt.

Hochzeitgruß.

Herz, wohin geht Dein Verlangen?
Röthet Freude Deine Wangen,
Weil ein neues Glück ſich zeigt?
Suchſt Du Ehr' und Glanz der Ferne? —
Immer weiter zieh'n die Sterne,
Und das Glück iſt nicht erreicht.

Meinſt Du beſſer Dir zu nützen
Im Erwerben, im Beſitzen;
Was erfreuet Deine Bruſt?
Suchſt Du, was das Aug' ergötze? —
Ach! wohl mehren ſich die Schätze,
Aber kleiner wird die Luſt.

Ruft Du, Grillen zu verjagen,
Freunde Dir zu frohen Tagen?
Wohl! es flieht der Augenblick,
Lied und Luſt und Scherz gelingen,
Doch die Lieder — ſie verklingen,
Stiller bleibt der Ernſt zurück.

Oder flieheſt Du die Schranken,
Weil der Wechſel der Gedanken
Größ're Freiheit Dir verſpricht?
Dir voran wird ſie entſchwinden,
Und — die Freiheit ſuchen, finden
Auch daheim die Heimath nicht.

Nein, ein bleibend Glück gewähren
Und zum Himmel Dir verklären
Dieſe Welt — das kann allein
Lieb' aus gleichgeſtimmten Herzen,
Liebe, ſtiller zwar im Scherzen,
Inniger doch im Erfreu'n.

Wie der Mond in klaren Bächen —
Wer vermag es auszuſprechen! —
Strahlet Aug' in Aug', und giebt
Herz um Herz, und möchte geben
Selbſt das Leben um das Leben,
Selig — liebend und geliebt.

Wenn ſich Blick an heitern Blicken
Still und heimlich froh entzücken,
Welch ein Quell der reinſten Luſt!
Wenn, eh' Lipp' und Hauch ſich regen,
Gleiches Wünſchen ſchon entgegen
Schwebet aus des Andern Bruſt.

Wie das Grau'n der Nacht am Morgen,
Müſſen Zweifel dann und Sorgen
Vor der Liebe Strahl entfliehn;
Du vernimmſt ein ſüßes Koſen,
Und aus Dornen ſprießen Roſen,
Leicht wird, was beſchwerlich ſchien.

Will ein Unfall Dich verwunden,
Iſt das Mittel ſchon gefunden,
Iſt der Arzt auch ſchon bereit;
Nur ein Wort aus treuem Herzen,
Nur ein Blick, und minder ſchmerzen
Wunden Dich und inn'res Leid.

Und mit Troſt den Muth beleben,
Heißt von Schmerz ſich ſelbſt erheben;
Zwiefach hoffet, zwiefach lebt
Lieb' in Liebe; ja, ich ſehe,
Wie das Schifflein auf der Höhe
Nun beflügelt leichter ſchwebt.

Freuden mehren ſich durch Freuden,
Und durch Prüfung ſelbſt und Leiden
Schlingt das Band nur feſter ſich:
So umſtrahlt von heitern Stunden,
So auf Noth und Tod verbunden
Liebt und lebt und denkt an mich.

Verſäumtes Glück.

Mai war's, die Nachtigallen ſchlugen,
Des Haines Rauſchen ſprach mein Glück;
Ich ſah's an ihrem ſanften Blick,
Wie himmelan mich Huld und Liebe trugen.

Ich fühlt's an meines Herzens Schlägen,
Was ich den Lüften gern vertraut,
Und doch ſchien jeder Sylbe Laut,
Schien jeder Wunſch zu kühn mir und verwegen.

Im Schweigen lag die bange Frage,
Die Sorge, leicht wohl zu verſteh'n:
Ob wir uns jemals wiederſeh'n,
Ob wohl ein Tag noch gleichet dieſem Tage?

Weil denn kein Wort es mochte faſſen,
So ſah halb freundlich noch ihr Blick,
Halb trauernd dann auf mich zurück,
Und ſagte ſtill: wir müſſen uns verlaſſen!

Dann wandte ſie zum dunkeln Haine
Das frühlings-heitre Angeſicht;
So weicht im Sturm der Sonne Licht,
In Wolken ſo der Mond mit hellem Scheine.

Oft kehren Nachtigallenlieder
Mit holdem Lenz; ich ſteh' in Nacht;
Das Glück, das einmal mir gelacht,
Es ging und kehrt mit keinem Lenze wieder.

Erinnerungsfeier.

Küſſet mich, ihr Balſamlüfte,
Flüſtert, warme Abendlüfte,
Laßt die Freude noch beſteh'n!
Liebend ſchmücken ſich die Bäume,
O wie die Erinn'rungsträume
Mir ſo ſanft herüberweh'n!

Nachtigallen, ſchmettert wieder!
Auch im Hoffnungsſchmerz der Lieder
Spiegelt ſich vergang'nes Glück;
Ja, die Seufzer banger Klage
Rufen mir entfloh'ner Tage
Süßempfund'ne Luſt zurück.

Bei der Purpurblüthe Prangen
Fühl' ich, wie auf frischen Wangen
Mich ein Lächeln einst verstand,
Fühl' im Hauch der Abendstunde
Noch den Kuß auf meinem Munde,
Noch den Druck an meiner Hand.

Und der Sehnsucht nun entbunden
Zähl' ich nur die frohen Stunden,
Und von Wonne schwillt die Brust;
Möge Alles blüh'n und schallen,
Zephyr, Blüth' und Nachtigallen
Sind die Sprache meiner Lust.

Abschied.

Wie wird mir's so bang, da ich scheiden soll,
Wie wird mir's im Herzen so weh,
Weil Liebchen, die Augen von Thränen voll,
Ich drüben am Fenster seh';
Sie schwenkt das Tüchlein, sie winkt und nickt,
Hat hundert Küsse mir nachgeschickt,
Und flüstert ein stilles Ade.

Und über ihr sitzt ein Taubenpaar,
Die schnäbeln und herzen sich sehr,
Und komm' ich nun wieder, so mein' ich fürwahr,
Sie sitzen da droben nicht mehr;

Und Liebchen, die ſteht nicht mehr weinend dort,
Ein Anderer nahm ſie wohl mit ſich fort,
Das Haus blieb öde und leer.

Und ach! mir fällt noch was Schlimmeres ein,
Wer kennet der Menſchen Geſchick!
Es wechſelt das Leben den farbigen Schein,
Ich komme wohl ſelbſt nicht zurück;
Wie traurig ſehen die Häuſer mich an!
Es ſagen die Fenſter: o Wandersmann!
Du ſuch'ſt und flieheſt Dein Glück!

Kein Vergeſſen.

Verhüllt den Schmerz der Wunden,
Ihr Bäum' im dunkeln Wald,
Daß von verlor'nen Stunden
Kein Laut herüber ſchallt!

Doch ach! welch ſtill Verſchränken
Zu Lauben, traut und ſüß!
Ich muß an ſie gedenken,
Die treulos ich verließ.

Was wollt ihr lieb umfaſſen?
Ihr findet ſie nicht mehr,
Nur mich, der ſie verlaſſen,
Ein Herz nur, öd' und leer.

Was wieg'ſt Du, Bachesfrieden,
Ihr ſtrahlend Bild hervor,
Ein Glück, das mir beſchieden,
Ein Glück, das ich verlor!

Verſtummt, ihr Nachtigallen,
Verklinge, Waſſerfall!
Weckt nicht, ihr grünen Hallen,
Von ihr den Wiederhall.

Mein, rauſchet ihr, Cypreſſen,
Geh', Woge, wilden Lauf;
Sie dacht' ich zu vergeſſen,
Ein Grashalm weckt ſie auf.

Ich ging nach fremden Thüren,
Als trät'ſt Du da heraus,
Ich ging, Dich zu verlieren, — —
Zurück, zurück nach Haus!

Umſonſt iſt, Dich zu finden,
Umſonſt, Dich nicht zu ſeh'n;
Mag Lenz und Hoffnung ſchwinden,
Daheim will ich vergeh'n.

Da will ich dulden, ſchweigen,
Bei'm Lämpchen winterlich
Am ſtillen Tiſch mich beugen,
Und denken nur an Dich.

Troſt im Walde.

Es rinnt ein Quell im Walde fern,
Da ſitz' ich oft allein,
Und denke, wie am Leben gern
Ich oft mich mecht' erfreu'n.

Das Waldhorn tönt im grünen Haus,
Ein Echo meiner Bruſt;
Es ſpricht ein banges Sehnen aus,
Es tönt vergang'ne Luſt.

Da weht ein leiſer Weſt heran,
Der Schmuck der Blätter fällt;
Mich faßt ein kalter Schauer an,
Ich ſeh' das Loos der Welt.

Ein Sturmwind naht, die Eiche kracht,
Ein Grau'n befällt mein Herz;
Doch Schrecken ſcheucht des Kummers Macht
Und ſtiller wird der Schmerz.

Horch, wie der Bach hinunter ſchäumt
In's Thal mit ſchnellem Lauf!
Er bringt, was ich gedacht, geträumt,
Noch einmal hell herauf.

Und iſt ſie hin, die beſſ're Zeit,
Die uns ſo bald verläßt,
So halt' ich in der Traurigkeit
Doch noch das Leben feſt.

Ja, ſchließe Du, o ſtiller Hain,
Bei Kummer und Verdruß
Mich oft in Deine Schatten ein;
Auch Trauer iſt Genuß.

Zuflucht.

Flieheſt Du der Flamme Wüthen,
Flieh' die Glut der Leidenſchaft;
Wer ſoll Untergang verhüten,
Hat ein Strudel Dich entrafft!

Engel wandeln durch die Flur,
Lüfte, die Dein Haupt umſpielen,
Bäche, die die Bruſt Dir kühlen,
Folg' dem Klang der Bäche nur.

Schreckt Dich hoch des Donners Rollen,
Fürchte mehr des Zornes Wuth,
Vor des Herzens Grimm und Grollen
Hilft nicht Tapferkeit und Muth.

Schirmend winkt auf freier Flur
Dir ein Baum an heit'rer Quelle;
Ruhig wird Dein Aug' und helle,
Trinkt es Himmelsklarheit nur.

Meideſt Du den Tod der Schlachten,
Sieh', ob Falſchheit Dich umgarnt,
Freundlich Heuchein, tückiſch Trachten,
Wo kein Schreckenszeichen warnt.

Stillen Sitz auf grüner Flur
Hat ein Wäldchen Dir beſchieden;
Glücklich, theilet Deinen Frieden
Eine treue Seele nur!

Furchtbar ängſt'gen Waſſerfluthen,
Mehr der Seele Gram und Noth,
Wenn, am Zweifel zu verbluten,
Hart das Schickſal Dich bedroht.

Glöcklein ſchallen durch die Flur,
Stille wandeln fromme Leute;
Nicht verzweifelnd in die Weite,
Folg' dem holden Glöcklein nur!

Spätherbſt.

Kalte Todesnebel ziehen,
Alle Lichter löſchen aus,
Rings die Blumen — ſie verblühen,
Und ich muß in's ſtille Haus.

Aber da der Blick ſich wendet,
Blüht der Hain wie friſch und jung;
Iſt's ein Traum nur, der mich blendet,
Oder iſt's Erinnerung?

Purpur, Gold, der Blüthe Farben
Glänzen wieder neu und ſchön,
Alle Freuden, die erſtarben,
Seh' ich wieder auferſteh'n.

Lenz und Sommer ſind beiſammen,
Und was einzeln ſie gewährt,
Lodert auf in höh're Flammen,
Iſt zu rein'rem Licht verklärt.

Doch, es geht ein leiſes Beben
Durch der Blätter neue Pracht;
War's ein Rückblick nur in's Leben?
Iſt ſo nahe ſchon die Nacht?

Ja, daß Tod uns nicht betrübe,
Sind, in Farben eingetaucht,
Noch zuletzt vom Geiſt der Liebe
Dieſe Blätter angehaucht.

Mag der Hain ſich nun entkleiden;
Wie das Leben uns beglückt,
Haben über Schmerz und Leiden
Wir noch einmal hier erblickt.

Und es hebt uns über Sorgen
Leicht, wie uns das Licht begrüßt,
Weil an einen heitern Morgen
Sich ſo ſanft der Abend ſchließt.

II.

Erzählende Gedichte.

Der Pelzrock.

Um Oſtern war es, als im Stillen
Zur Stadt der reiche Amtmann kam;
Es iſt um ſeines Sohnes willen,
Von dem er lange nichts vernahm;
Er forſcht, ob zur Juriſterei
Der Studioſus fertig ſey.

Da ſieht er einen Juden wandeln
Verdächtig durch die ganze Stadt:
„Iſt nichts zu ſchachern? nichts zu handeln?“
Frag', was er zu verkaufen hat. —
Sieh, Hans, er trägt — daß Gott erbarm'!
Des Sohnes Pelzrock unter'm Arm.

Ich hab' ihn erſt um hundert Gulden
Dem Sohn zum neuen Jahr geſandt,
Nun bei dem Juden! Hat er Schulden?
Iſt er bei Schelmen angerannt?
Der Pelz ſo warm, wie Schnee ſo weiß!
Halt, Jude, halt, um welchen Preis?

Und ſag', wer hat das Kleid getragen?
Woher haſt Du den Rock? von wem?
„Ei nun, ich kann es ja wohl ſagen:
Er ſaß dem Herrn nicht ſehr bequem;
Ein Pelzrock ſitzt doch immer weit,
Viel beſſer ein Soldatenkleid."

Was? ging er unter die Soldaten?
„Ei freilich, Herr! dem Armen war
Nicht mehr zu helfen, noch zu rathen;
Ein Filz, ein Judas, ein Barbar,
Ein Tiger ſoll ſein Vater ſeyn,
Da wußt' er nicht mehr aus noch ein."

Daß Du im Lügen mög'ſt erſaufen,
Du Läſtermund! hör' endlich auf;
Was gilt der Rock? Ich will ihn kaufen.
„Zweihundert Gulden!" — Nimm und lauf'!
Fürwahr, ich muß, ſonſt trägt er mir
Die Schande noch von Thür zu Thür.

Wie Jacobs Söhne werd' ich bringen
Von Joſeph dieſes theure Kleid. —
Hans trat hinzu und half vollbringen
Des Vaters Klag' und Herzeleid.
Sie hielten Beid' in ihrer Hand
Den Rock mit Weinen ausgeſpannt.

Da kam ein Handwerksburſch geſchlichen,
So bleich und kalt von Angeſicht,
Als wär' der Geiſt von ihm gewichen,
Er thut gar jämmerlich und ſpricht:
Die Krankheit nahm mir Kleid und Brod,
O Herr, erbarmt Euch meiner Noth!

Halb nackt und zitternd von der Kälte,
Verhieß er reichen Gotteslohn.
Der Amtmann ſprach: Daß Gott vergelte,
Was ich jetzt thu', an meinem Sohn;
Bedecke Deine Blößen hier
Mit dieſem Rock — ich ſchenk' ihn Dir.

Da bog ſein bleiches Haupt hinunter
Der Bettler in des Pelzes Schnee,
Und — hob es wieder roth und munter,
Und rief: O weg iſt alles Weh,
Verſchwunden iſt der Krankheit Schmerz
Denn Leben giebt das Vaterherz.

Hell glüht er, gleich dem Abendſterne,
Wenn er durch Wolken ſich erhellt,
Und auch der Jude ſtand von ferne,
Der ganze Handel war verſtellt;
Den Vater trog Studentenliſt,
Die aller Klugheit Meiſter iſt.

Da flog er in des Vaters Arme:
Was iſt das, Bube, für ein Streich?
Zerlumpt, daß ſich ein Stein erbarme,
Nun friſch und munter — komm ſogleich!
Ein Meiſterſtück haſt Du vollführt,
Komm, der Juriſt hat ausſtudirt.

Zehn Freier um eine Braut.

Es geh'n zehn Freier nach einer Braut,
Und können ſie nimmer erwerben;
Sie kommen, wenn Sonntags der Abend graut,
Im Herbſt, wenn die Blätter ſich färben;
Der Hofhund heulet, es ſtampfet das Roß,
Solch Lärmen vollführen ſie hoch in dem Schloß.

Da ſtehet ein Männchen, der bringt es ſo fein,
Als ſoll's durch ein Nadelöhr gehen,
Der Andere brummet ganz zornig darein,
Und krümmt ſich, gar ſchmerzlich zu ſehen;
Der hält ſich im Winkel, ſo lang' er nur kann,
Dann fährt er wie Donner und Sturmwind ſie an.

Ein Anderer ſeufzet und ſuchet den Ton
Noch immer zum glücklichen Ständchen;
Dem zappelt das Aermchen, als hätt' er ſie ſchon,
Der lächelt und ſpitzet das Mündchen;
Der ſtampft mit dem Fuße — vergebliche Müh'!
Der kommt zu ſpät und der And're zu früh.

Der Herr da vorn' iſt am meiſten verliebt;
Er winket ſchon funfzehn Winter,
Und daß ſie dem Werben ſich eher ergiebt,
So ſtellt er die Andern dahinter;
Die treiben das Wild ihm mit ſcharfem Geſchoß,
Doch bleibt ſie die keuſcheſte Jungfrau im Schloß.

Wie heißt nun die Braut und die werbende Schaar?
Der Cantor iſt es vom Thale,
Der Förſter, der grämliche Actuar,
Der Mühlenfactor an der Saale,
Zwei Knappen, zwei Jäger, des Amtmanns Sohn,
Und Jürge von Steinau, der Herr und Patron.

Die Göttin Braut iſt die Harmonie,
Und neulich — da wär' es gelungen,
Hätt' nicht zur eh'lichen Sympathie
Der Cantor das Kreuz überſprungen;
Das Kreuz, o Herr Cantor, ſogleich noch einmal!
Und wieder erklangen die Fenſter im Saal.

So ging es, ſo geht es ſeit Jahren ſchon hier;
Und daß ich mich weidlich ergötze,
Beſchwör' ich mit Recht, weil in heißer Begier
Die muſikaliſche Hetze,
Begonnen, erneuert und wieder geübt,
Ein Bild mir vom menſchlichen Leben giebt.

Die Johannisbraut.

Kränze grüßen frohe Blicke
Durch das Dörfchen her und hin,
Und es ſucht mein leichter Sinn,
Was ich förd're, was ich ſchicke,
Daß Johannis ſchöner Tag
Mich, auch mich erfreuen mag.

Komm, Du Holde, Liebe, Kleine,
Iſt die Mutter doch nicht hier,
Friſche Blumen ſucht' ich Dir,
Laß' mit roſenhellem Scheine
Dich nun ſchmücken bunt und ſchön
Wie Johannisbräute geh'n.

Schöne Kleider zu den Kränzen!
Und von Gold und Diamant
Kam ein Sternlein ihr zur Hand:
Sieh' die hellen Steine glänzen,
Nimm des Sternleins gold'ne Pracht,
Das Dich gar zur Gräfin macht.

Laß' die rothen Bänder flattern,
Daran ſeh' ich meine Luſt,
Mit dem Sternlein auf der Bruſt
Geh' zu Pathen, zu Gevattern,
Bräutlich ſtatten ſie Dich aus,
Schicken reicher Dich nach Haus.

Alſo hin und her vor Freude
Eilt des Hauſes Dienerin,
Und — wie ſchön, wie ſchön ich bin!
Ruft in ihrem Feſtgeſchmeide
Laut das munt're Töchterlein,
Freut ſich, eine Braut zu ſeyn.

Auch ein Verslein ſollſt Du ſprechen; —
Doch — die Mutter kommt zurück,
Und ſie zürnt mit finſter'm Blick:
Was? Muß Dich der Hochmuth ſtechen?
In dem Flitterglanz wohin?
Nackte Thörin, Bettlerin!

Willſt Du die Verwandten ſuchen?
In der Wildniß finde ſie!
Nimmer lohnſt Du meine Müh'; —
Und dem Zürnen und dem Fluchen
Weicht die Kleine zitternd aus,
Setzt ſich weinend vor das Haus.

Und ein Wiehern und ein Jagen
Hört ſie wie von Roßgeſpann,
Und ein Wagen rollt heran,
Und es neigt aus gold'nem Wagen
Eine Dame freundlich ſich:
Kleine, was betrüb'ſt Du Dich?

Ach! zu Pathen, zu Verwandten
Möcht' ich, doch die Mutter ſpricht:
Aeltern, Pathen hab' ich nicht,
Auch nicht Vettern und nicht Tanten,
Bin Johannisbraut, und hier
Muß ich ſitzen vor der Thür.

Und die Dame — mit Erbleichen
Wird des Sternes ſie gewahr,
Schickung, wie ſo wunderbar!
Seht, es iſt des Hauſes Zeichen,
Meines Lebens trübem Lauf
Geht ein Stern der Hoffnung auf.

Und mit Fragen und mit Küſſen
Stillet ſie die Ungeduld,
Unverſöhnlich ihrer Schuld
Hat's der Vater ihr entriſſen,
Und ſie küßt, nach langer Qual,
Heut' ihr Kind zum erſten Mal.

Und die Pflegerin der Kleinen
Sieht der Zärtlichkeit Gewalt,
Und ſie ſpricht: im dunklen Wald
Lag mit Jammern und mit Weinen
Dieſes Kind, in Sturm und Nacht
Ward es mir hereingebracht.

Löblich war des Dieners Treue,
Der, von Kindesblick bewegt,
Ihm das Sternlein beigelegt,
Daß der Mutter Herz ſich freue,
Wenn vielleicht auf dunk'ler Bahn
Sich verwandte Blicke nah'n.

Nun muß Freude ganz bethören
Dort des Hauſes Dienerin,
Singend hüpft ſie her und hin,
Jeder muß die Botſchaft hören,
Daß das Kind, ſo arm und klein,
Nun ſoll eine Gräfin ſeyn.

Und ein Wundern und ein Fragen
Wandert durch die Nachbarſchaft;
Seht Johannis Wunderkraft!
Hört die fremde Gräfin ſagen;
Und ſie führt bei'm Jubellaut
Mit ſich die Johannisbraut.

Die Kornmutter.

Kinder, Kinder, laßt das Weinen,
Mir iſt bang' und weh,
Sorg', o Mutter, für die Kleinen,
Nun ade, ade!

Trommeln und Drommeten ſchallen,
In den Kampf hinaus!
Robert läßt betrübt vor allen,
Kinder, Weib und Haus.

Tag' und Monde geh'n vorüber,
Doch des Weibes Herz
Hat des Buhlen Schmeicheln lieber,
Als der Kinder Scherz.

Bald zu eng' wird's ihr im Hauſe,
Feſt und Marktgewühl
Ruft ſie zu dem Faſtnachtſchmauſe,
Fort zu Tanz und Spiel.

Ihre Kinder auf der Schwelle
Ruh'n mit nacktem Leib,
Und das ſchönſte nahm zur Stelle
Ein Zigeunerweib.

Und ſie tobt und hielt verſchloſſen
Nun die andern zwei,
Wieder folgt ſie den Genoſſen
Schamlos ohne Scheu

Ueber Land zum Hochzeitfeſte;
Und der Donner kracht,
Froh und luſtig ſind die Gäſte,
Eilend kommt die Nacht.

Endlich, da ſie Morgens danket,
Da ſie lief und rann,
Traf das Kleinſte ſie erkranket,
Hungerſterbend an.

Und ſie tobt, und nahm doch minder
Noch des Dritten wahr;
Bettelnd lief es mit der Kinder
Struppig-rohen Schaar.

Lief zur Stadt, und auf und nieder
In der Sonne Brand,
Bis es, irr' und fremd, nicht wieder
Dorf und Hütte fand.

Friede ſchallt, und ſiegbeflügelt
Kehrt der tapfre Mann;
Doch, die Hütte ſteht verriegelt,
Dreimal klopft er an.

Endlich aus zerfall'nem Garten
Tritt das Weib herbei;
Deiner ging ich hier zu warten,
Sprach ſie keck und frei.

Haſtig fragt er: Sind die Kleinen
Friſch auch und geſund?
Zitternd fing ſie an zu weinen,
Arges log ihr Mund.

Ach! uns iſt es ſchlimm ergangen,
Krankheit, Hungersnoth
Hat gebleicht die rothen Wangen,
Alle ſind ſie todt!

Und er ſah die Quäſt' und Bänder:
Komm' zum Hügel gleich,
Sieh' die Aecker, Flur und Länder,
Rings an Korn wie reich!

Sieh hier Feld an Feld ſich dehnen;
Gieb mein höchſtes Glück,
Gieb die Kinder ſtatt der Thränen,
Falſche, mir zurück!

Und er ſtieß ſie von der Höhe
Mit gerechtem Zorn,
Jammernd rief ſie: Wehe, wehe!
Fort durch Feld und Korn.

Und bei Nacht, ſo wie bei Tage,
Lebt ſie fortgebannt,
Daß ſie nach den Kindern frage
Durch das ganze Land.

Donner rollt mit Wettersgrimme,
Nieder ſchauert ſie,
Hemmt das Jammern ihrer Stimme,
Doch den Vorwurf nie.

Nimmer darf ſie Ruhe finden,
Ohne Grab und Stein
Muß ſie ſterbend halb verſchwinden,
Halb noch lebend ſeyn.

Daß ſie fremde Kinder raube,
Lauert ſie verſteckt,
Scheu umflattert ſie die Taube,
Warnend und geſchreckt.

Und ſo oft das Kornfeld rauſchet,
Flieht der Kinder Schaar,
Wiſſend, daß ſie drinnen lauſchet
Jetzt und immerdar.

Annaberg.

Große Theu'rung war im Land',
Wo ein armer Bergmann lebet,
Welcher, was er ſchafft und ſtrebet,
Nimmer Rath und Hülfe fand.

Sieben Kindlein, ſanft und gut,
Heben ihre kleinen Hände,
Daß der Vater Hülfe ſende,
Gott, der Allen Gutes thut.

Und ein Mägdlein, ſtill und bleich,
Lag zum Sterben in der Hütte;
Vater, tröſtet ſie, ich bitte
Gott im Himmel bald für Euch.

Lieder ſchallen vor der Thür,
Und die ſchwarzen Träger kommen,
Und der Sarg ward aufgenommen
Mit des Kranzes lichter Zier.

Und der Vater ſitzt gebeugt
Abends nun verſenkt in Kummer,
Doch zur Nacht im bangen Schlummer
Macht ein Traum das Herz ihm leicht.

Denn ein Engel, liliemweiß,
Trat an's Bett: O hemm' die Klage.
Höre, Vater, was ich ſage:
Geh' zum Wald auf mein Geheiß.

Such' den größten Baum allda.
Gold'ne Eier — Dir zu eigen —
Trägt der Baum in ſeinen Zweigen.
Gott iſt Dir mit Hülfe nah'.

Früh — der Tag ergraute kaum —
Eilt der Bergmann aus der Hütte,
Geht bis zu des Waldes Mitte,
Spähend nach dem höchſten Baum.

Nah' bei einer Felſenſchlucht
Wax's die Eiche unter Buchen,
Und er klimmt hinauf, zu ſuchen
Die verheiß'ne gold'ne Frucht.

Doch umſonſt; nur golden ſäumt
Sich der Wipfel an der Sonne;
Und er denkt: von Freud' und Wonne
Hab' ich Armer nur geträumt.

Aber ſpät, da Mondesblick
Silbern durch die Wipfel lauſchet,
Dünkt ihn, daß die Eiche rauſchet,
Und ſie winket ihn zurück.

Und der Wipfel ward erklimmt; —
Helle, gold'ne Sterne prangen
Ueber ihm, doch nirgend hangen
Früchte, golden, ihm beſtimmt.

Und er ruft: Erbarme ſich
Gott! — in ſeines Eifers Flamme;
Traurig ſaß er nun am Stamme,
Wo der Schlummer ihn beſchlich.

Sieh'! da ſchwebet durch den Wald,
Durch die todesſtillen Eichen,
Seinem Kindlein zu vergleichen,
Jenes Traumes Lichtgeſtalt.

Und ſie ſprach: „Was ruhſt Du hier!
Muthig! Weiter muſt Du ſchreiten,
Denn — des Baumes Zweige breiten
Unten ſich, wie über Dir.“

Auf, nach eiſernem Geräth
Eilt der Bergmann, kommt zum Baume,
Gräbt umher im weiten Raume,
Fleht zu Gott auch im Gebet.

Sieh'! da ward in Waldesgrund
Goldesreich ein Schacht entdecket,
Rings von Wurzeln weit umſtrecket,
Wie geſagt des Engels Mund.

Weiber, Kinder, Nachbarſchaft
Werden froh herbeigerufen,
Sehen, wie des Goldes Stufen
Er dem Boden ſchon entrafft.

Wie der Bergmann nun zum Dank
Niederknie't an heil'ger Stätte,
Stimmen alle zum Gebete
Froh vereint den Lobgeſang.

Und ſobald die Kund' erſchallt,
Wird im Thal ein laut Gewimmel,
Menſchen eilen mit Getümmel,
Umzuſtören Berg und Wald.

Eine Stadt ward mit der Zeit,
Die den Urſprung laut bekennet,
Und das Gotteshaus genennet
Tempel der Barmherzigkeit.

Anna hieß im Lichtgewand
Jenes Kind, das Hülf' erflehet,
Und die Stadt, am Berg' erhöhet,
Wird d'rum Annaberg genannt.

Der Mädchenſprung.

Wie Sturmwind, der nächtlich in Wäldern brauſ't,
So zog Graf Ulle, das Schwert in der Fauſt,
Die Burgen verheerend von Land zu Land,
Dem Schickſal trotzend mit Mord und Brand.

Und endlich berief er, auf goldenem Thron,
Die Fürſten: es fehlet zum Siegeslohn
Mir Hulda, die reiche, die ſchöne zugleich,
Die ſoll mir noch dienen mit Kron' und Reich.

So ſchwingt euch zu Roſſe, die Jungfrau zu fah'n,
Im Guten iſt nimmer ſie unterthan;
Mir bringet, worauf ich den Rieſen erſchlug,
Das Roß, das durch brennende Burgen mich trug.

Die Königin jagte nach Hirſchen im Wald,
Als plötzlich ein Traben und Wiehern erſchallt,
Sie höret der ſchnaubenden Roſſe Huf,
Sie höret von ferne des Königs Ruf.

Was willſt Du, König? des Frechen Gewalt
Veracht' ich wie liſtigen Hinterhalt,
Und ob Du erſtürmeſt mein Felſenſchloß,
Erjag'ſt Du doch nimmer mein flüchtiges Roß.

Mein Pferdchen, behender als Hirſch und Reh,
Entführe mich nun über Thal und Höh',
Auf! trag' mich hinaus zu der Hünen Sitz,
Es folgen die Geyer, ſey ſchnell wie der Blitz.

Und fort durch den Wald, wie ein Wetterſtrahl,
Entfloh ſie, und flog über Berg und Thal;
Nach ſtürzte der König aus jagendem Troß,
Sie fliehende Taube, er flüchtig Geſchoß.

Bald ging es durch Dornen, durch Sumpf und Moraſt;
Sie eilet im Stillen, er flucht in der Haſt;
Schon hat er, ſchon hält er der Fliehenden Saum,
Es fehlet dem Räuber nur Spanneraum.

Zu Felſen, zu Klippen erhebt ſie den Lauf,
Doch plötzlich da thut ſich ein Abgrund auf,
Der hauchet aus hölliſcher Tiefe ſie an,
Daß kalt ſie des Todes Schauer durchbann.

Sie ſtarret hinunter, ſie ſchauet zurück;
Von Rachluſt flammet des Räubers Blick;
Gott rette mich! ruft ſie, und ſprenget zur Flucht
Vom Fels zum Felſen hinüber die Schlucht.

Wild flattert ihr Haar, es flog von der Stirn
Die Krone — dem Ritter ein falſches Geſtirn,
Es zog ihm vorüber, es zog ihn hinab
Zum gräßlichen Sturz in das Felſengrab.

Ein Chaos, zerfall'nen Burgen gleich,
Empfing ihn im dämmernden Todtenreich;
Er lag zerſchmettert und unbedeckt,
Die Hand blieb fern nach der Krone geſtreckt.

Ein Teich dort unten mit heimlichem Schlund
Verwahret das Kleinod im tiefen Grund;
Und wer in dem Teiche zu fiſchen gewagt,
Dem hat es am Morgen zuletzt getagt.

Die Jungfrau ſtand in der Sonne Schein
Gerettet auf ragendem Felſenſtein,
Es ſtrecken die Klippen ihr wunderbar
Noch jetzt viel felſigte Kronen dar.

Auch zeigt ſich ein Mahl, hart eingedrückt
Vom Hufe des Roſſes, zertrümmert blickt
Das Schwerdt aus der Kluft, und an Warnung reich
Erblinket im Nebel der Kronenteich.

Wer wandernd noch heut' das Gebirge durchzieht
Vernimmt von der Jungfrau das Schauerlied;
Es kennet und preiſet ihm Alt und Jung
Vom Felſen zum Felſen den Mädchenſprung.

Der romantiſche Schlummerer neueſter Zeit.

Gebückt aus einem Keller ſtieg
Ein Mönch, er hört von Kampf und Krieg.
Und rettet, faſt bekümmert,
Im Arm den Reſt der Fröhlichkeit;
Zum Walde ging er, der nicht weit
Im Abendrothe ſchimmert.

Er ruht, vom nahen Sturm bedroht,
Und wie er aller Angſt und Noth
Ein wenig nachgeſonnen,
Entſchlief er, und die Engelſchaar
Empfing ihn ſelig, wie er war,
Im Traum mit ein'gen Nonnen.

Des Tages Blick erhellt den Wald
Nach langem Schlaf ihm noch zu bald,
Zu früh zum Herabſteigen;
Halb ſchlummernd horcht er — kein Geſang
Ertönt von fern — nicht Orgelklang,
Noch helle Glocken klingen.

Er ſchärft das Auge nach und nach,
Kein Sonnenſchimmer ſchmückt das Dach,
Sein Sinn iſt wie gebunden;
Im Nebelzuge heult der Sturm;
Er ſchaut ſich um — doch Kirch' und Thurm
Und Kloſter iſt verſchwunden.

Welch Wunder wird mir offenbar!
Ja, wie ein Tag ſind tauſend Jahr
Vor Gott, ſo ſteht geſchrieben.
Hier war ein Thor, da ward geſchellt —
Wer ſagt mir, wo in aller Welt
Das Kloſter iſt geblieben!

Da kroch aus einem Steinacklüft
Der Pförtner: ſucht nicht in der Schrift,
Was ſich hier offen weiſet;
Ihr ſeht — noch dampft der Feuerheerd,
Der Krieg, der Stadt und Land verzehrt,
Hat hier zu Nacht geſpeiſet.

Das Kloſter fort? — Die böſe Zeit!
Ich leg', o Freund, vor Traurigkeit
Mich noch ein wenig nieder.
Sorg' Du mit Gott als guter Chriſt,
Und wenn das Kloſter fertig iſt,
Dann komm' und weck' mich wieder.

Das Hirtenleben.

Euch grüß' ich, meiner Kindheit Auen,
Vom grünen Hügel will ich hier
Auf Dorf und Gärten niederſchauen,
Den Kirchthurm dort, die Kirchhofthür,
So düſter ſie dem Grund entragen,
Um Luſt der vor'gen Zeit befragen.

Wandl' ich des Kirchhofs ſtille Gaſſe,
Tritt aus dem Dorfe hell hervor
Ein Tag, den ich mit Freuden faſſe,
Und wie in eines Schleſſes Thor
Ein Knabe lauſcht nach Glanz und Schätzen,
Schau' ich von ferne mein Ergötzen.

Zweimal ward uns die kleine Heerde
Vom Hof, wenn ſie gebadet war
Zur Schur, daß ſie nicht ſtaubig werde
Im Drang der allgemeinen Schaar,
Zweimal im Jahr zum Hirtenleben
Uns frohen Brüdern übergeben.

Den Stecken hoch, die Schul' im Rücken,
So trieben wir von Hof und Haus,
Und trieben, ohne umzublicken,
Durch's enge Dorf in's Frei' hinaus;
Da lag — o Uebermaaß von Wonne!
Nun vor uns Himmel, Erd' und Sonne.

Von lichten, gold'nen Wolken ſchmiegte
Der Lerche Lied ſich ſchmeichelnd an;
Auf Blumen und auf Halmen wiegte
Der laue Weſt ſich froh heran,
Und wallend kam auf tauſend Wegen
Die Freiheit durch das Feld gezogen.

Ein Engel ſah' aus gold'nen Lauben,
Zum Himmel ſtreckten wir die Hand,
Auf flattert eine Schaar von Tauben,
Als wär' zum Gruß ſie ausgeſandt;
Die Freude zückt durch alle Glieder,
Laut jauchzend warfen wir uns nieder.

Dann lauſchten wir, in Traum verſunken:
Die Biene ſummt am Ohr vorbei;
Verüber taumelt wonnetrunken
Der Schmetterling; — beglückt und frei
Schien alles uns im weiten Reiche,
Der Kuckuck, wie die Unk' im Teiche.

Doch mußten wir der Heerde wehren,
Die naſchend gern zum Korn ſich ſtahl;
Fort winkt uns, wie zu beſſer'n Sphären,
Der Hügel hier, wo Thal an Thal
Nicht mehr ſo engen Zwang gebietet,
Ein Blick vom Throne ſchon ſie hütet.

Nun führten wir, der Ruh' ergeben,
Auf grünen Rasen hingestreckt,
Erst recht das wahre Schäferleben;
Sah'n, wie ein Vogel, halb versteckt,
Hier auf ein Flöckchen Wolle lauert,
Dort in ein Buschwerk niederschauert.

Wohin das Futter zu den Jungen
Ein and'rer trägt, wir forschen's aus;
Ist wo des Sängers Lied verklungen,
Wir folgen ihm bis in sein Haus,
Und staunen, wie, der Welt entronnen,
Er hier so zärtlich sich umsponnen.

Noch mehr Geheimes zu entdecken,
Durchwühlen wir ein Steingeklüft,
Bis wildaufrasselnd — welch ein Schrecken!
Schnell eine Schlange auf uns trifft,
Die sicherlich, gestört vom Platze,
Hier Wächter war von einem Schatze.

Wie fliehen fern — in stiller Oede
Thun wir einander Mährchen kund:
Die Erde dröhnt; es stockt die Rede:
Die Heerde lief, ganz ohne Grund;
Uns dünkt, die Zwerge droh'n im Hügel
Hervor, und rütteln schon am Riegel.

Scheu legen wir die Kränze nieder,
Womit wir Bruſt und Stirn geſchmückt,
Und ſchau'n zum lauten Leben wieder,
In's Feld, das uns umgrünt, zurückt,
Ob hier nicht wo ein Säumann ſchreitet,
Ein Glöckchen ſchlägt, ein Kirchthurm läutet.

Am Hunger ſpüren wir die Stunde,
Noch mehr, als an der Sonne Stand;
Gleich wird der älteſt' aus unſerm Bunde
In's ſtille Dorf hinabgeſandt
Mit Gruß und Auftrag, was zur Labe
Ein Jeder hier am liebſten habe.

Ein Nachruf ſchallt, nichts zu vergeſſen
Und Wink und Blicke folgen ihm,
Wie er, den Weg zurück zu meſſen,
Bald langſam, bald mit Ungeſtüm
Den Pfad durch's grüne Feld ſich windet,
Dann in die Kirchhofthür verſchwindet.

Hier weilet nun des Blick's Erwarten; —
Sie öffnet ſich — er tritt hervor,
Und bringt — wenn's Herbſt iſt — aus dem Garten
Obſt, Trauben — hebt ſie hoch empor,
Eilt dann durch's Feld mit Windesflügel,
Wir aber tanzen auf dem Hügel.

Komm, laß' das Tüchlein ſich entfalten,
Hier dieſer Platz ſey unſer Tiſch! —
Da ward ein Göttermahl gehalten,
Wie köſtlich Alles, wie ſo friſch!
Wohl gab's ein Meſſen und ein Zählen,
Doch der es brachte, durfte wählen.

Wie floh die Zeit! Ihn deckt die Erde; —
Schau' ich nun ſo vom Hügel hier
Auf Dorf und Au, iſt mir's, als werde
Er wieder durch die Kirchhofthür,
Er wieder durch das Feld ſich wenden,
Die gold'ne Traub' in ſeinen Händen.

Das Rothkehlchen.

Eine häusliche Mittheilung.

Rothkehlchen, willſt Du bei mir bleiben,
Willſt Du, wenn Eis am Fenſter blüht,
Den langen Winter mir vertreiben,
Wohl, ſo gebührt Dir auch ein Lied.

Und da das Lied beginnet, eben
Singt es mich lieblich zwitſchernd an; —
So haſt Du mir Dein Wort gegeben,
Und — Männchen, hör', ein Wort ein Mann!

Ich will Dir auch Dein Reich erweitern,
Denn, ſing' ich, was ich von Dir weiß,
Wie Deine Launen mich erheitern,
So flieg'ſt Du weit herum im Kreis. —

Still war das Wäldchen vor dem Hauſe,
Da kam's des Morgens früh und ſah
Neugierig in die off'ne Klauſe,
Keck fragend: iſt denn Niemand da?

Die Bruſt wie Purpur, klar und helle
Das Auge wie Rubinenſchein,
So übertrat's die Fenſterſchwelle;
Ein Wink und huſch! da war es mein.

Es will ſich anfangs wild gebehrden,
Zum Fenſter fliegt's mit Angſt und Schreck;
Doch denkt es bald: was ſoll es werden?
Und geht und ſucht ſich ein Verſteck.

Es lauſcht — das kann ſich's nicht verſagen —
Schlau um des Schrankes Büſtenhals,
Wer biſt Du? ſcheint es mich zu fragen,
Ja — trinken möcht' ich allenfalls.

Das Waſſer blinkt zu appetitlich,
Es wagt ſich zu des Napfes Rand,
Und beugt ſich — o wie ſchlank, wie niedlich,
Wie ſchön im ſeidenen Gewand!

Könnt' ich nur Deine Näh' gewinnen!
Ganz ehrbar halt' ich mich in Ruh'.
Her treibt's die Luſt, die Scheu von hinnen,
Dem Spiegel fliegt's, der Freiheit zu!

Wohl gaſtlich lockt es Trank und Speiſe,
Doch mächt'ger noch wirkt Sympathie;
So denk' ich mich in ſeine Weiſe,
Des Herzens Sprache fehlet nie.

Ich nicke, und es nickt mir wieder,
Ich zwitſch're, und es horcht und läuft
Den Rand des Tiſches auf und nieder;
Seht, wie es Staunen jetzt ergreift!

Wie's freundlich-hell das Auge hebet,
Wie es das rothe Hälschen reckt!
Es ſpäht, woher das Flüſtern ſchwebet:
Iſt wohl ein Vogel hier verſteckt?

Da's durch die Lippen röthlich ſchimmert,
Tritt's nah heran mit banger Luſt;
Es flattert an — ſitzt dann bekümmert —
Nun klammert ſich's an meine Bruſt.

Wie leuchtet Sehnſucht in den Blicken!
Mir ſchauert's; — doch es merkt und ſieht,
Wie Wünſch' und Träum' es nur berücken,
Und neigt ſich, ſchließt das Aug' und flieht.

Die Täuſchung war wohl faſt vermeſſen,
Doch hat's nun einmal mir vertraut,
In mir mein fremdes Seyn vergeſſen,
Und ich hab' in ſein Herz geſchaut.

Nun fühlt es ſich mit mir verbunden,
Durch Stimm' und Blick mit mir verwandt,
Die rohe Scheu iſt überwunden,
Es kommt — es pickt mir aus der Hand.

Und bald, als wär' ich ſeines Gleichen —
Die Täuſchung iſt nicht allzugroß —
Will's gar nicht wieder von mir weichen,
Sitzt wie ein Kind auf meinem Schooß.

Ein Büſchchen baut' ich an die Wände,
Das iſt ſein Schloß, ſein Waldrevier,
Doch klatſch' ich klingend in die Hände,
Huſch! fliegt es wieder her zu mir.

Und kommt ſo nah', daß in dem Spiegel
Der Augen hell mein Antlitz ruht,
Wild rauſcht es fort mit raſchem Flügel,
Unheimlich wird ihm ſelbſt zu Muth.

Doch Schön'res muß ich noch entdecken:
Es kennt den Scherz, fliegt kreuz und quer,
Macht ſich ein Bild von Furcht und Schrecken,
Und lockt mich neckend hinterher.

Dann lauscht es, wie an stillen Pforten,
Bei meines Liedes Melodie,
Frohsinnig nickt es bei den Worten:
„Man schafft so gern sich Sorg' und Müh."

Gleich webt es nach dem Takt der Hände
Durch Stuhl und Tisch den Achtelflug,
Wie wenn's zum Lied den Tanz erfände,
Dann kommt es wieder still und klug.

Und regt ein Blatt Papier sich leise
Zum Liederdienst, es stimmt mit ein,
Und spinnt sein Lied auf seine Weise,
Wie Silberfädchen zart und fein.

Gern hängt sein Blick an Aug' und Lippen;
Zum Schreiben gönnt es wenig Ruh',
Wagt aus der Feder wohl zu nippen,
Und schüttelt dann den Kopf dazu.

Auf einmal fängt es an zu laufen,
Und rennt voll böser Ungeduld
Papier und Federn über'n Haufen,
Und räumt mir Tisch und Schreibepult.

Daß ich nur fleißig sein gedenke,
Sieht's von der Schulter auf's Papier,
Es ist ihm just nicht um Geschenke,
Es will ein traulich Wort von mir.

Doch auch ein köſtliches Ergötzen
Flößt der gedeckte Tiſch ihm ein,
Es kommt und mahnt, mich doch zu ſetzen,
Und auf der Flaſche wartet's mein.

Da gilt's, den kleinen Hals zu recken,
Viel Beifall nickt's umher zum Schmaus,
Doch will Gegeb'nes ihm nicht ſchmecken,
Es bittet ſich vom Ganzen aus.

Bald iſt's genug; mit friſchem Tranke
Kühlt es die Bruſt, und kommt und ſieht
Herab und ſingt zum ſchönſten Danke
Vom Flaſchenkopf ſein kleines Lied.

Doch wie die Luft: bei hellem Wetter
Iſt's heiter wie ein Silberſee;
Kommt Sturm, begräbt ſich's in die Blätter;
Mit Seufzen klagt es mir den Schnee.

Und fahren ſchon die Luftgeſpenſter
An's Haus, ſo rückt es ſtill zur Hand,
Hu! ſprech' ich d'rein — ein Blick zum Fenſter
Sagt deutlich, daß es mich verſtand.

Ja, lebten alle Ding' in Tönen,
Wonach ſein Blick, ſein Wünſchen ſchaut,
Zur Sprache würd' es ſich gewöhnen,
Unmünd'gen gleich, nach Stimm' und Laut.

Was auch die Menſchen thun und treiben,
Nur Freud' und Leid bewegt ihr Herz;
So ebben, fluthen ſie und bleiben
Doch mit ihm zwiſchen Luſt und Schmerz.

Ruft auf den Bäumen ihn zur Reiſe
Ein Vogel oder lauer Wind,
Sogleich verſchmäht es Trank und Speiſe,
Still trauernd wie ein Menſchenkind.

Was ihm das Stübchen noch zur Laube
Verzaubert, iſt — nach Menſchenart —
Der Wein, das Beerchen einer Traube,
Ihm gern zum Winter aufgeſpart.

Ein Schritt zum Schrank, es flattert wieder
Um mich mit fröhlichem Begehr,
Trägt gar vom Mund die Beere nieder,
Und wälzt ſein Fäßchen vor ſich her.

Dann mit dem heitern Kopfe ſchwebet
Es auf zur Burg, und träumt und ſinnt,
Bis ſich, vom hohen Muth belebet,
Ein helles, klares Lied entſpinnt.

Nun kommt es rührig, mir zu rauben
Die Feder, die ich eingetunkt,
Und nimmt, und küßt — wer ſollt' es glauben! —
Mir vom Papier ſogar den Punkt.

Doch höher noch ſteigt ſein Vertrauen,
Wenn ſtill bei abendlicher Raſt
Zum Himmel meine Augen ſchauen;
Da gönnt's mir ganz die kleine Laſt.

Wenn ſchon die Dämm'rung mich umfangen,
Träumt's noch bei mir der Kinder Luſt,
Die gern den erſten Schlaf empfangen
Auf Vatersarm, an Mutterbruſt.

Und ſitzt es ſchlafend im Gebüſche,
Sobald die Kerze Flammen treibt,
Iſt's wieder da auf ſtillem Tiſche,
Und ſieht noch, was die Zeitung ſchreibt.

Es wankt umher ſchon halb in Träumen,
Bis ihm das müde Auge ſinkt,
Bis aus dem Traum von grünen Bäumen
Es auf und hoch im Kreis ſich ſchwingt.

Dann iſt's umſonſt, die Hand zu regen,
Kein Laut, nicht Wein, kein irdiſch Glück
Kann's aus dem Zauberflug bewegen,
Bringt's aus der Schwärmerei zurück.

Doch Morgens — welch ein froh Erwarten!
Wie freundlich-friſch ſein Auge blickt!
O, wie es mir zum heitern Garten,
Das winterliche Stübchen ſchmückt!

Wie ſich die Tage mir erhellen!
Es ſtürmt umſonſt, wenn ſturmbedrängt
Geſchöpfe Gottes ſich geſellen,
Und ein's des andern Glück bedenkt.

Ja, laß uns bei einander bleiben,
Und ſieh', wenn wild die Tanne rauſcht,
Den Winter an das Fenſter ſchreiben:
Rothkehlchen hat recht klug getauſcht.

Kommt nun der Lenz — ja dann, o Himmel!
Iſt's aus — das Fenſter öffnet ſich,
Du ſchwing'ſt Dich in des Hain's Getümmel;
Doch — Vogel, dann beſuch' ich Dich.

Das Pferd.

Muth und Kraft begehren Flügel;
Und es ſprach ein kühner Mann
Einſt den Adler darum an:
Doch er hob ſich weit vom Hügel.

Aber nah' dabei vernommen
Hat's das Roß auf grüner Au,
Und mit prächtig-ſtolzem Bau
Sah' man's kühnlich näher kommen.

Und es ſprach: Ich habe Flügel
Wie der Sturm und wie der Aar,
Stelle mich zum Dienſte dar,
Scheue nur der Knechtſchaft Zügel.

Willſt Du dienen — ſo erwiedert
D'rauf der Ritter — treu und gut,
Gönn' ich Freiheit Deinem Muth,
Und wir leben wie verbrüdert.

Wechſelnd ſollſt Du ſanft mich tragen,
Und dann wieder Sturmwind ſeyn;
Geh'ſt Du dieſen Vorſchlag ein,
Soll's Dir wohl bei mir behagen.

Und zu halten, was ich ſpreche,
Sey ein Tag, wo Du zur Schau
Rennen magſt auf eb'ner Au,
Schäumend wie die Wetterbäche.

Biſt aus England, darf Dir trauen,
Sprach das Roß; und bald darauf
Ward zum Feſt ein Roſſeslauf,
Wie's noch jetzo iſt zu ſchauen.

Ludchen's Heimkehr.

Ein Schwank.

1. Ankunft.

Schon war, umkränzt von grünen Höhen,
Das Dorf der stillen Heimath nah',
Doch Ludwig säumt, hinabzugehen,
Er sitzt am Rain der Mühle da,
Und wird im wildzerstreuten Haar
Erst seinen Zustand jetzt gewahr.

Der morsche Hut, wo Narb' und Wunde
Manch froh Kommerschlied dreist bekennt,
Der Rock, den sonst mit stolzem Munde
Der Bursch' den alten Gottfried nennt,
Sie schildern, Trümmer ver'ger Pracht,
Wie lustig er die Zeit verbracht.

Es mahnt die Brust an Spitz' und Krause,
An's feine Linnen allzumal,
Das, goldgespickt, Mama von Hause
Als köstlich Kleinod ihm befahl,
Das auch ein weiser Mann im Bart
Noch jetzt ihm treulich aufbewahrt.

Die leere Mappe zu umarmen
Und Bücher, hielt er nicht für Rath;
Am meisten kostet ihm Erbarmen
Der Hieber, Zeuge mancher That;
So sitzt er wehrlos und verkannt,
Und schaut in das Philisterland.

Ein Grauen und Entſetzen ſchauert
Ihn an vom nahen Kirchthurmknopf:
Drei ſchöne Jahre hat's gedauert,
Und leer der Magen, wüſt der Kopf,
Fort iſt Hebräiſch und Latein,
Kein winzig Sprüchlein fällt ihm ein.

Und bei dem Rumpeln, bei dem Schweben
Der Mühlenflügel um ſein Ohr
Kommt wie Geſpenſt von ſeinem Leben
Ihm das Geräuſch der Mühle vor;
Der Drilling raſ't, es bebt das Joch;
Er denkt: ich trieb's wohl ärger noch.

Und jetzt — o hätt' er Kapp' und Schleier!
Es naht der Schnitter fröhl'cher Zug,
Und Kunzens Michel, ach! der Schreier!
Lenkt um den Hügel ſeinen Pflug:
Was? Iſt das Ludchen? ruft er toll,
Der uns den Sonntag pred'gen ſoll?

Ja, Paſtors Ludchen iſt's; beſcheiden
Verbirgt er ſich am Mühlenfuß;
Gepränge kann er gar nicht leiden,
Verlangt auch keinen Freundſchaftsgruß;
Gar Wicht'ges denkt er — Tag, entweich'!
Ihr Schnitter, ſtill! du, Michel, ſchweig!

2. Verlegenheit und Troſterſcheinung.

„Wie Simſon ſchneid' ich hier Gebehrden,
Doch Furcht und Zögern rettet nicht;
Kommt auch die Finſterniß auf Erden,
Hell zündet ſich der Kerzen Licht;
Und ſchlich' ich wie ein Dieb in's Haus,
Mein Kleid hält keine Muſ'rung aus.

Mein Vater, der's wohl auch erfahren,
Der's luſt'ge Leben gut gekannt,
Wird nicht die harten Worte ſparen;
Ich fühl's, es iſt ein ſchwerer Stand:
Das Lied von dem verlor'nen Sohn,
Ich hör' es aus der Ferne ſchon.

Daß ich Huſar geworden wäre!
Von Kindesbeinen wollt' ich's auch,
Allein der Vater hält auf Ehre,
Und ſtreng verlangt der Pfarrgebrauch,
Daß, wenn ein Sohn das Licht erblickt,
Papa ihn gleich zur Kanzel ſchickt.

Das ganze Dorf iſt voll Erwarten,
Der Amthof putzt die Fenſter ſchon,
Der Wirth im Bär ſchafft neue Karten
Zum Dankfeſt, und, des Fleißes Lohn,
Gertrudchen ſah' hinaus in's Thal
Gewißlich heut' ſchon hundertmal.

Es haben die Mama's ſeit Jahren
Bei Thee und Kaffee nicht verſäumt,
Als Braut und Bräut'gam uns zu paaren,
Weil Ludchen ſich auf Trudchen reimt.
Das Amtmannskind! o denk' ich d'ran,
Kommt mir beinah' das Weinen an."

Und wirklich ſeufzt er um die Schöne,
Da ſchallt auf einmal fern ein Lied,
Ein Burſchenlied, bekannte Töne,
Und — Schulzens Wilhelm rennt und glüht
Mit einem Ränzel, juſt nicht ſchwer,
Ganz fröhlich durch das Feld daher.

„He! Bruder! im Philiſterlande
Willkommen!" ruft ihm Ludwig zu:
„Ich lieg' hier leider noch am Strande!" —
„Was Teufel! worauf warteſt Du?
Du lief'ſt voran, das war nicht ſchön,
Nun, grüß' Dich Gott zum Wiederſeh'n!"

Gleich iſt ihm alle Furcht genommen,
Er jauchzt und ſtreckt die Arme weit,
Ruft laut ihm dreimal hoch Willkommen,
Es wallt das Haar, es fliegt das Kleid,
Die Heerde, die am Hügel ruht,
Springt auf und tanzt vor Uebermuth.

3. Freundeshülfe.

„O Bruder, laß' mein Leid Dir klagen,
Sieh' die zerriſſnen Seegel an,
Kein Schiffer, den der Sturm verſchlagen,
Kein Kranker iſt wohl übler d'ran,
Kein Wand'rer ſeufzt ein ſtärk'res Ach
Als ich, Dein Freund, um Dach und Fach.

Siehſt Du das Haus am Kirchhof ſchimmern?
Ein tiefer Keller iſt darin,
Weinfäſſer liegen da in Trümmern,
O wie der Wein, ſo floß dahin
Der Jahre Luſt — und gieb nur Acht,
Ich muß nun in des Kellers Nacht.

Vor meines Vaters Augenbraunen
Erbebt das Dorf, der Amtmann gar,
Welch Donnern ſchildert ſein Erſtaunen,
Wird er den Greu'l an mir gewahr:
Er ſieht ſein Gut an mir verſchenkt; —
Mich ſchmerzt, daß ihn mein Anblick kränkt."

„Still, Bruder Herz! mit mir zu theilen
War'ſt Du ſo gern, ſo oft bereit;
Jetzt — könnt' ich Deine Wunden heilen!
Und ja! ich kann's! ſieh' dieſes Kleid;
Weil ich oft kärglich war bedacht,
Nahm ich's mit gröſ'rer Sorg' in Acht.

So nimmt's den Vater wohl nicht Wunder,
Wenn mich die Fähnlein ſo umweh'n;
Komm'. in den Steinbruch — gieb den Plunder,
Mir, denk' ich, wird er beſſer ſteh'n,
Dem Schulzenſohn, den zornigwild
Hoffährtig oft Dein Vater ſchilt."

Kein Widerſtreit! durch Buſch und Ranken
Zieht er ihn fort, und welche Luſt!
Wie die Geſinnung, die Gedanken,
Paßt beider Kleid für beider Bruſt,
Und Jeder, wie verwandelt, lacht
Noch froher in des Andern Tracht.

„Doch eins noch zum Philiſterleben"
Spricht Wilhelm: „fehlt;" er ſchaut empor,
Da ſaß am Bergesrand ſo eben
Ein Hirt, der ſtill ſein Schäfchen ſcher;
Vom Hirten nimmt er Himmelsrath,
Und thut, wie der dem Schäfchen that.

Nur Schlangen, die durch Dornen ziſchen,
Vermeinen ſie, beſchau'n die That,
Doch wandelt eben in Gebüſchen
Ein roſig Kind den Mühlenpfad,
Der Dornbuſch wankt, ein Vogel rauſcht
Vom Neſt und ruft: ſie hat gelauſcht!

4. Glorreicher Empfang.

Ganz sauber nun und ehrbar schreitet,
Ein langes Stäbchen in der Hand,
Vom Blick des Freundes noch begleitet,
Zum Dorfe Ludchen — grüßend stand
Am Weg voll Ehrfurcht mancher Tropf;
Er nickt nur schweigend mit dem Kopf.

Des Pastors Hanne kommt beladen
Herein mit Futter für das Vieh,
Sie schaut zurück — gleich in die Waden
Fährt ihr der Schreck, sie sinkt in's Knie,
Ruft ach! entzückt, Gott steh' mir bei,
Ach! Ludchen ist's, bei meiner Treu'!

Sie rafft sich auf, läuft um die Wette,
Thut auf die Pforte, schnell voran,
Läßt flugs den Hofhund von der Kette,
Daß der sich auch gleich freuen kann;
Die Hausthür klingelt, unter Schrei'n
Läuft Hund und Hanne mit herein.

Vom Boden, von der Aepfelkammer
Kommt ächzend die Mama und denkt:
Was ist im Hause doch für Jammer!
Da ist der Sohn zurückgeschenkt,
Es öffnet sich die Thür, es liegt
Der Sohn an Vaters Brust geschmiegt.

Sie ruft: Zu Deiner Mutter wende
Dich nun, laß' mich Dein Antlitz ſeh'n!
Und Hanne ſchlägt in beide Hände:
O Gott, wie groß iſt er, wie ſchön!
Schnell rafft ſie ſeine Hand empor
Zum Kuß, doch Phylax kam zuvor.

„So ſoll man nicht im Vorſatz wanken",
Begann der Paſtor: „es geſchah,
Was ich beſchloß; laßt Gott uns danken,
Als Paſtor ſteht er fertig da;
So lauft und bringt ihm zum Empfang
Auch gleich die Bibel, neu und blank."

Die ſchenkt zum fröhlichen Willkommen
Der Vater ihm — er blickt ganz ſcheu
Bei Seit', ein wenig doch beklommen;
Auch kommt ein Anzug, ſchwarz und neu,
Jetzt aus dem Schrank hervor mit Scherz,
Der fällt ihm vollends ſchwer auf's Herz.

Doch heut' ſteht Freiheit im Kalender;
Ein Hähnchen kreiſcht, ein neu Gedeck
Langt die Mama, der Bratenwender
Geht rüſtig, von des Schrankes Eck'
Erklingt das Glas — zum Keller fliegt
Der Schlüſſel — heute ſeyd vergnügt.

5. Die Vogelſcheuche.

Als juſt die letzten Garben ſtellen
Die Leut' im Feld, begann der Knecht:
Was doch für lockere Geſellen
Umher jetzt ſchweifen! der iſt recht
Zerlumpt; o Herr, ich meine ſchier,
Er paßt zur Vogelſcheuche hier.

Und Alles blickt empor mit Lachen,
Da ruft der Schulz: „Potz alle Blitz!
Müßt ihr denn gleich ſolch Lärmen machen!
Es iſt mein Sohn, vom hohen Sitz
Der Weisheit kommt er; Angſt und Graus
Befällt mich; Gott, wie ſieht er aus!"

„He! Herr Student! wohin?" — Mit Schrecken
Sieht Wilhelm den Empfang ſo nah',
Indeß — er muß ſich nur entdecken:
„Seyd Ihr es, Vater?" — „Ei nun ja!
Doch frag' ich: iſt das ein Student,
Der luſtig ſo vorüberrennt?"

Und nach den Fähnchen, die ihn zieren,
Streckt er den Rechen aus und brummt.
„Ja, Vater, das iſt vom Studiren,
Hört nur die Urſach, gleich verſtummt
Der Vorwurf; ſagt, was dünkt Euch kraus,
Klar wie der Tag iſt, leg' ich's aus."

So ſprich: „Woher das Loch im Hute?
Woher das Flügelwerk am Rock?“ —
„Vom Fleiße, Vater; immer ruhte
Mein Hut auf dem Perückenſtock
Des Herrn Profeſſors vorn im Saal,
Ich war der erſte allemal.“

„Wer aber hat das Kleid zerſchnitten?“ —
„Vom Nagel iſt's am erſten Platz,
Um den die Hörer alle ſtritten:
Er galt mit Recht für einen Schatz;
Schwach war des Lehrers Stimm' und fein,
Ich wählt' ihn, immer nah' zu ſeyn.“

Da lacht die Schnitterſchaar; den Alten
Macht ſolche Antwort wohlgelaunt,
Zum Lächeln ziehen ſich die Falten:
„So komm', mein Sohn, recht ſehr erſtaunt
War ich ob ſolcher Muſentracht,
So arg hab' ich mir's nicht gedacht.

Die Mutter, die wird Augen machen!
Gottlob, die letzten Mandeln ſteh'n;
Nun auf, ihr Leute, laßt mit Lachen
Uns heut' das luſt'ge Spiel begeh'n,
Das Spiel — wir bringen's ſelbſt in's Haus:
Wir kleiden den Studenten aus.

6. Anklage.

Es lagen vierundfunfzig Eier
Im Keſſel, die Frau Schulzen ſteht
Heiß vor dem Heerd und ſchürt das Feuer
Ein Sieden und ein Ziſchen geht
Hervor, ſie meint, das Waſſer wallt,
Da iſt's Geſang, der draußen ſchallt.

Und jubelnd tönt die Luſt der Kleinen,
Auf brauſ't die Flamme hexenwild,
Sie rennt hinaus, und — welch Erſcheinen!
Starr bleibt ſie ſteh'n, ein ſteinern Bild:
Ein Handwerksburſch vor fremder Thür,
Wie ſo geträumt, ſteht Wilhelm hier.

Sie möchte ſchelten und muß weinen:
„O Wilhelm, lebſt Du noch, mein Sohn?"
Indeß umwandern ihn die Kleinen
Halb furchtſam, doch ſie faſſen ſchon
Den Rockſchoß, hätten gar zu gern
Studentengut und Mandelkern.

Huſch! ſind die Händ' in beide Taſchen,
Wo raſſelnd manch Papier ſich fand,
Doch nichts ging da hervor zum Naſchen,
Nur Zettel ſind's, auf einem ſtand:
Rechnung vom Pferdverleiher Stein,
Hier: Ford'rung für Biskuit und Wein.

Da ruft der Schulz: Poz alle Wetter!
Was iſt das? — So iſt's nicht gemeint.
Vom Boden ſammelt er die Blätter:
Ein Leihſchein hier, und da erſcheint
Ein Mahnbrief, der in großer Noth
Mit Stadtgericht und Häſchern droht.

Und Wilhelm ſtaunt, daß ſo viel Teufel
Der Rock verbarg — er ſchien ganz leer;
Dem Freunde gilt's, das iſt kein Zweifel,
Doch ihn verathen? Nimmermehr!
Er ſpricht: „Das iſt ein alt Papier,
Ich trag's zum Fidibus bei mir.“

Zum Unglück kam, der ſtets ein Reiber
Des Hauſes war und gerne prahlt,
Der Nachbar, und er ſah, wie leider
Da nirgends ſtand: zu Dank bezahlt;
Er lacht: ich hab's zuvor geſagt,
So geht's, wenn man zu hoch ſich wagt.

Nun iſt es aus, zur Bodenkammer,
In's Dunkle, wie dem Sünder frommt!
Da ſitzt er hinter Schloß und Klammer,
Hört, wie ſie ſpeiſen, und bekommt
Nun Waſſer ob des ſchuld'gen Wein's,
Von vierundfunfzig Eiern kein's.

7. Tollkühn bricht die Natur hervor.

Es ſtreichelt ihrem Sohn die Wangen
Die Mutter Paſtorin und ſpricht:
„Der Amtmann wird nach Dir verlangen,
Auch Mamſell Trudchen, merkſt Du nicht?
Zum Amthof ſey Dein erſter Schritt,
Nimm auch die blanke Bibel mit.

Sie ſoll'n an ihrem Glanz erkennen,
Wie viel der Vater auf Dich hält,
Und wenn Herr Paſtor ſie Dich nennen,
Merk', wie's dem Töchterchen gefällt,
Und kichert ſie und wird ſie roth,
Hat's mit der Werbung keine Noth."

Und noch mehr Würd' ihm zu verſchaffen,
Zieht ſie den ſchwarzen Rock ihm an;
So geht er, grüßt, wo Weiber gaffen,
Wo Männer lauſchen, Weib und Mann;
Er haßt ſich ſelber, wie er ſchleicht,
Bis er den Amthof hat erreicht.

Ein Stampfen ſchallt von Roſſeshufen
Im Hof; er horcht und athmet ſchwer:
Sieh! unter lautem Schrei'n und Rufen
Sprengt wild der Knecht im Hof' umher;
Ein göttlich Schauſpiel bot ſich dar,
Ein Pferd, das nicht zu bänd'gen war

Halt! ruft der Amtmann, und mit Zagen
Ruft Halt! ihm nach der Weiber Schaar;
Es will das Roß ſich überſchlagen,
Der Reitknecht ſtürzt — hier iſt Gefahr,
Fort wirft, was ſeinen Arm beſchwert,
Der Candidat, und faßt das Pferd.

Er ſchwingt ſich auf und ſitzt im Bügel
Schnell wie ein Pfeil, und ſpornt das Roß,
Treibt vorwärts, hält es feſt im Zügel,
Lang ſtreckt ſich willig der Coloß,
Und kreiſ't und tanzt, und ſcharrt und wühlt,
Als wär' Muſik ihm aufgeſpielt.

Keck ſchaut er im Vorüberſauſen
Auf Trudchen; doch erſchrocken kriecht
Die ſeitwärts, wo zu ihrem Grauſen
Das Buch entweiht am Boden liegt;
Sie nimmt's und putzt den geld'nen Rand,
Wie wenn ein Knab' ein Goldſtück fand.

Und wieder öffnet ſich die Pforte,
Welch überraſchender Beſuch!
Der Paſtor iſt's — ihm ſtarr'n die Worte;
Der Reiter dort, und hier das Buch!
Ein Schrecken wie ein bleiches Licht
Geht über Aller Angeſicht.

8. Die Stunde der Prüfung.

D'rauf ſeufzt es Abends unter'm Fenſter
Ganz jämmerlich; in ſeiner Haſt
Denkt Wilhelm: geh'n denn hier Geſpenſter?
Da iſt's ſein Freund: ach! ach! wer ſchafft
Mir Hülfe! prüfen will Papa,
Der mich als Roſſebänd'ger ſah.

Er ruft: „Hier bin ich! ſtell' die Leiter,
Und mach' mich frei, ſo helf' ich Dir,
Wer weiß, wohl im Examen weiter." —
„Ja, Freund — und überhöre mir
Die Wiſſenſchaft bei Lampenſchein,
Präg' nur das Nöthigſte mir ein."

Und Wilhelm ſteigt herab, berichtet
Vom alten und vom neuen Bund,
Doch ſieht er bald, ein Eichwald lichtet
Sich eher als ſolch wüſter Grund.
„Nein, Freund — doch, wenn ich's ſagen darf,
So hört Papa nicht allzuſcharf.

So wär' mein Rath: im Schrank verſtecken
Will ich mich heimlich; ſtell' Dich nah',
Und Weisheit ſtrömt aus allen Ecken
Durch meinen Mund, daß ſelbſt Papa
Dich, ſo gelehrter Dinge voll,
Anſtaunen und bewundern ſoll."

Die Stunde kam, es ſaß im Schranke
Der unſichtbare Geiſt und blies,
Dem Vater Anfangs ſehr zu Danke,
Bis, was der Geiſt vernehmen ließ,
Der Sohn, wie's oft auf Erden geht,
In Klang und Worten mißverſteht.

Corinther macht er zu Corinthen,
Aus Unverſtand wird Unverſtand;
Noch merkt der Vater nicht die Finten,
Er meint, wenn ſich ein Irrthum fand,
Und klang es noch ſo ſehr verkehrt,
Er habe nur nicht recht gehört.

Jetzt heißt es: „Wohl, Du biſt beleſen,
So ſag' mir nun auch frei und frank,
Wer einſt Sanct Stephanus geweſen?"
„Der erſte Martyr!" ſprach der Schrank; —
„Ein Märker" — redet Ludwig dreiſt,
„Ich glaub', es war ein Mann von Geiſt."

Da ſchüttelt Wilhelm Satanslachen,
Er lehnt ſich an, es ſtürzt die Laſt
Den Schrank, und aus den ſieben Sachen
Erſcheint — wer iſt es? — Schnell gefaßt
Fleht Wilhelm: „Armuth iſt mein Feind,
Vor Gläub'gern barg mich hier mein Freund."

„Wie iſt das Menſchenkind zerriſſen!
Der Schreck! wie? was? Er iſt entfloh'n?
Er wird auch ſicher nicht viel wiſſen;
Warum ſtudirt Er? — Gieb, mein Sohn,
Das Kleid ihm, Du bekömmſt es neu."
Und — das Examen war vorbei.

9. Die Begeiſterung in ihrer Herrlichkeit.

Es ſaß, des Bannes nun erledigt,
Am heitern Tag der Schulzenſohn
Im Garten fern, und ſchrieb die Predigt,
Womit er ſeines Vaters Droh'n,
Wenn Gott den nächſten Sonntag ſchenkt,
In Lobſpruch zu verwandeln denkt.

Die herrlichſten Gedanken ſchweben
Herab auf ſein zufried'nes Herz,
Und gleich der Engel Schaar umgeben
Ihn die Geſchwiſter; Freud' und Scherz
Durchwebt den anmuthsvollen Raum,
Lauſcht hier im Buſch, ſieht dort vom Baum.

Und heimlich kommt zum Zaun gelaufen
Des Amtmanns Tochter, horcht, und geht
Zum Schulzen: Aepfel will ich kaufen,
Friſch, wie der Wind vom Baum ſie weht,
Ich hab', auf Vortheil ſchon bedacht,
Den Kindern Kuchen mitgebracht.

Ja, ſpricht der Schulz: der Bäume Prangen
Iſt wahrlich eine Luſt zu ſchau'n,
So roth und friſch wie Eure Wangen
Hängt's voll und ſchwer bis auf den Zaun;
Man wird bezaubert — auf mein Wort!
Seht ſelbſt — die Kinder ſind ſchon dort.

Wie ward ihr bang' und froh zu Sinne,
Als nun die Schwelle ſie betrat!
Im grünen Garten mitten inne,
Wie ein Prophet in Gottesrath,
Sitzt, Engelsköpfchen fern und nah',
Der Jüngling ſtillbegeiſtert da.

Sie fliegt hinzu, wie eine Taube,
Die heimlich ſich zur Quelle ſchwingt,
Hält wie zur Kühlung eine Traube
Ihm über's Haupt, und — ach! ſie trinkt,
Ihn kühlend, ſelbſt die heiße Glut
Der Lieb' in ſolchem Uebermuth.

Den Kindern winkt ſie heil'ge Stille,
Indeß ſie, Stirn zu Stirn geneigt,
In ihres Buſens reger Fülle
Kaum das Geheime ſelbſt verſchweigt;
So athmet ſie, der Luſt erfreut,
Des Ortes ſtille Seligkeit.

Des Sohnes Fleiß, des Himmels Segen
Belauſchend ſieh'n die Eltern fern,
Da kommt vom Zaun ein heimlich Regen,
Und Ludwig zeigt ſich wie ein Stern;
Auf blickt der fromme Schulzenſohn,
Und glaubt, er ſäh' im Himmel ſchon.

10. Oeffentliche Probe.

Gertrude ſo voll Lieb' und Milde
Um Wilhelm her — für Ludwig war
Ein Mißklang dies im heitern Bilde,
Doch preßt ihn größere Gefahr:
Er ſoll — d'rum ſitzt er auf dem Zaun —
Den Sonntag ſchon das Dorf erbau'n.

„Ach Gott! wie bring' ich's nur zuſammen,
Der Sonntag kommt zu ſchnell in's Land,
Mir fehlen der Begeiſt'rung Flammen,
Auch ſind die Worte nicht zur Hand;
Und ſchaff' ich's nicht, ſo kündet man
Mir vierzig Tage Faſten an."

Schlimm, ſpricht der Freund, ich hab' verpflichtet
Mich auf den Sonntag ebenfalls;
Indeß — das Schickſal hat gerichtet,
Dem Freunde geht es an den Hals;
Nimm die vollbrachte Predigt hier,
Mit Gott! wohl anders helf' ich mir.

Er denkt, ſein Werk ſey zu verſchieben,
Doch wird im Dorfe ſchon erzählt,
Wetteifer ſollten Beide üben,
Der Sonntag ſey dazu erwählt:
Und Wilhelm nahm — was war zu thun!
Zur Predigt die Epiſtel nun.

Ein treu Gedächtniß half's beſte
Dem Freunde; Ludwig tritt hervor
Beherzt und macht den Tag zum Feſte;
Still horcht das Schiff, es horcht das Chor,
Was hoch und hehr ſein Freund gedacht,
Verherrlicht ſeiner Stimme Macht.

Getrocknet ſind der Rührung Zähren
Noch kaum am ſtillen Nachmittag;
Wie wird nun Wilhelm ſich bewähren? —
Was freien Vortrags er vermag
Nach einem Blättchen klein und ſchmal,
Verſucht er heut' zum erſtenmal.

Gedanken, die ſich ſchon geſtaltet,
Die ſtrömen voll in gleicher Flut,
Doch, als das Regelloſe waltet,
Die Brücke bebt, da fehlt der Muth
Zum Wortkram — um die Wange zieht
Schamröthe, tief vom Zorn erglüht.

Gleichwie ein Schifflein, das zertrümmert
In Stücken aus den Wogen ſieht,
Und wie wenn Theil um Theil bekümmert
Sich ſucht, ſich findet und ſich flieht,
So hängt ſich Wort an Wort und fällt
Zurück, von Zweifelſucht zerſchellt.

Doch war kein Stillſtand bis zum Amen;
Allein die Kirchthür ſchloß ein Kreis:
Der Paſtor ruft ſie her bei Namen,
Den Sohn zum Lob, ihn zum Verweis;
Da ſieht man, rief das Volk mit Hohn,
Wer Schulz iſt und wer Paſtorsſohn!

11. Drangſal und Errettung.

Nun glüht, gleich lodernd hellen Kerzen,
Des Schulzen zornig Angeſicht:
Die Schande kann ich nicht verſchmerzen,
Ich wehr's dem Amtmann ferner nicht,
Wenn er, der längſt auf ihn ergrimmt,
Gleich fort ihn zum Soldaten nimmt.

Und als nach Trudchen auf die Lauer
Sich Wilhelm ſpät zum Anger ſchlich,
Da ſprengt ein Reiter um die Mauer
Auf's Amt, und plötzlich öffnet ſich
In's Feld das ſchwarze Hinterthor,
Ein brauner Krieger tritt hervor.

Ei, ſpricht der Amtmann, wie ſo heiter
Iſt heut' die Luft! wohin, mein Sohn?
Gleich faßt bei'm Rockſchooß ihn der Reiter:
Du biſt Rekrut, marſch! zur Schwadron!
Du wirſt, dem Fußvolk zwar zu klein,
Zu Pferd' ein ſchlanker Burſche ſeyn.

Der Schulze, der vom Felde kehret,
Bleibt ſteh'n, und thut auch keinen Schritt; —
Iſt Keiner, der dem Frevel wehret? —
Doch — doch! — Was Wilhelm that und litt,
Ein Auge ſah's — zur Rettung bricht
Hervor ein Engelsangeſicht.

Es konnte länger nicht gebieten
Der Unruh' und der Liebe Pein
Gertrude — Unrecht zu verhüten,
Stürzt ſie dazwiſchen: „Haltet ein!
Es iſt Verſtellung, falſcher Wahn,
Ich weiß, was Wilhelm hat gethan.

Nach Mehl zum Erndteſeſt zu fragen,
Ging ich zur Mühle Abends ſpät,
Da hör' ich flüſtern, hör' ich klagen
Beiſeit' im Steinbruch — Wilhelm räth
Der Noth des Freundes, tauſcht und leiht
Den Rock, und nimmt ſein Lumpenkleid.

Den Freund vom Vorwurf zu befreien,
Lud er den Vorwurf ſelbſt auf ſich,
Und wenn nun Gläub'ger ihn beſchreien,
So geht's auf Ludwig ſicherlich;
Und iſt euch Ludwig's Predigt lieb,
Ich ſah' es, wie ſie Wilhelm ſchrieb."

Da hatte nun der Trug ein Ende,
Und Wilhelm ſtürzt, von Dank gerührt,
Zu ihren Füßen, küßt die Hände;
Zurück in Vatersarme führt
Der Amtmann ihn, dem größ'res Glück
Erglänzt in ſeiner Tochter Blick.

12. Entſcheidung.

Nun zog ein furchtbar ſchwarzes Wetter
An Ludwig's Horizont herauf;
Er ſprach: Wohl Dank gebührt dem Retter,
Doch Gott regiert der Menſchen Lauf;
Straft, Vater, aller Zwang zerbricht,
Zum Dienſt der Kirche taug' ich nicht.

Wie Wilhelm's Eifer war berufen,
Zu ſeyn der Kirch' ein Schild und Hort,
So hört' ich an des Tempels Stufen
Zu mir erſchall'n des Mächt'gen Wort:
Dein Freund ſey Diener meinem Haus,
Du zieh' für ihn in's Feld hinaus!

Und Wilhelm trat zur nächſten Feier
Herauf — ein ſonnenleuchtend Haupt,
Er ſtraft, die hinter Nacht und Schleier
Nicht ſtets an Gottes Macht geglaubt;
Sein Wort traf wie ein flammend Schwerdt,
Ein Blitz, der ſchnell durch Wolken fährt.

Da ſchwamm der Tochter Aug' in Thränen,
Der Amtmann ſprach: Was ſoll mir das!
Du weißt, vom Schmachten und vom Sehnen
Bin ich kein Freund; ſogleich vom Faß
Schöpf' ich und trink' ich meinen Wein;
Sprich! liebſt Du Wilhelm? — Er ſey Dein!

Ein Wink, und Wilhelm, der beklommen
Noch fern am Rand der Hoffnung ſtand,
Fliegt bittend her und iſt willkommen.
So fügt es ſich, daß Trudchens Hand,
Wie ſie des Zweifels Knoten hebt,
Sich in's Gewebe ſelbſt verwebt.

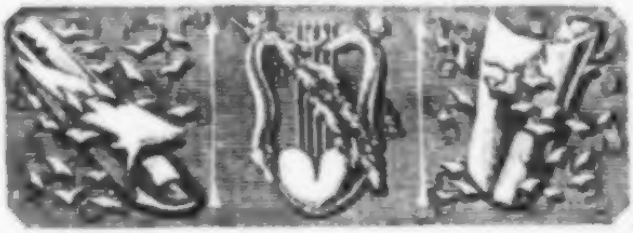
Wer kann dem Mächt'gen widerſtreben!
Hub d'rauf der Paſtor an, es ſey!
Mein Sohn mag ſich zu Roß erheben,
Und Wilhelm ſteh' im Amt mir bei.
Der Amtmann winkt, und harrend ſtand
Das Roß, das ſeinen Herrn erkannt.

Da ward ein reiches Mahl bereitet
Auf grünem Anger weit und lang,
Und als ſich Lärm und Luſt verbreitet,
Da kracht das Thor und Ludwig ſprang
Zu Roß daher, der Gäſte Schaar
Ein fröhl'cher Anblick, ein Huſar.

Er ſchwenkt und ließ das Roß ſich heben
Hoch über Bräutigam und Braut:
So will ich Euch den Segen geben,
So, ruft er, hab' ich ſie getraut!
Fort flog er, Jubel hinterdrein,
Und, kommt er, wird er Hauptmann ſeyn.

III.

Scherz- und Lehrgedichte.



Der Amtmann im Bade.

O hochgeprieſ'ne Herrlichkeit!
O meine theure liebe Zeit!
Daß mich der Hochmuth mußte plagen,
Den Meinen Lebewohl zu ſagen!

Frühmorgens füllt man ſeinen Leib
Mit Waſſer wie zum Zeitvertreib,
Zwingt ſich zum Appetit durch Laufen,
Als wär' Madera hier zu kaufen.

Dann rühmet man bei ſeiner Quaal
Sich noch der groſſen Becherzahl,
Begegnet Herr'n und ſchönen Mädchen,
Als wär' ein Jahrmarkt hier im Städtchen.

Und komm' ich weit aus fremdem Land',
Hier bin ich aller Welt bekannt,
Wie geht's, Herr Amtmann, wie geſchlafen?
So fragen Freiherrn mich und Grafen.

Wen geſtern kaum mein Aug' geſeh'n,
Dem muß ich heute Rede ſteh'n,
Muß ihm von Weib und Kind erzählen,
Und — wie viel Becher mir noch fehlen.

Und wind' ich mich aus ſolchem Schwarm,
Empfängt ein Stübchen, nackt und arm,
Mich reichen Mann; mit Angſt und Schwitzen
Muß ich zur theu'ren Miethe ſitzen.

Den großen Lehnſtuhl ſeh' ich nicht!
Auf kleinem Tiſch ein ſchmal Gericht!
Ich darf nicht ſpeiſen mich, noch tränken,
Muß immer an das Waſſer denken.

Der Speiſezettel ſey verflucht,
Ein Doctor hat ihn ausgeſucht,
Da ſoll man Salz und Sauer meiden,
Und Beides kann ich eben leiden.

Kommt endlich nun des Durſtes Pein,
So iſt kein Franz, kein Nierenſtein,
Es iſt, den armen Leib zu laben,
Kein Port, noch Merſeburg zu haben.

Und welch ein Lärm die ganze Nacht!
Geſchrei wird mit Muſik gebracht,
Und denk' ich's ſpäter nachzuholen,
Da iſt Bewegung mir befohlen.

Die Langeweile klagt' ich an,
Und muß nun doch mit Jedermann,
Weil's ſchicklich iſt, die Luſt erheben;
O ja, es iſt ein ſchönes Leben!

Man möchte ſchlafen, darf nicht ruh'n,
Hat immer Zeit und darf nichts thun,
Hat viel Appetit, darf wenig eſſen,
Und ſoll doch alle Noth vergeſſen.

Da ſchleich' ich müd' und waſſermatt,
Kein Buch, kein Unterhaltungsblatt!
Ich bettl' umher bei allen Leuten
Nach Zeitung und nach Neuigkeiten.

Nein, länger wand're ich nicht zur Schau;
Nach Hauſe ſchreib' ich's meiner Frau:
Will ſie mich lebend noch erblicken,
So ſoll ſie mir den Wagen ſchicken.

Ach Gott! und mäßig will ich ſeyn,
Zu meiden ſolche Höllenpein;
Will's nicht dem Doctor aus der Feder,
Ich weiß — er ſchickt uns in die Bäder.

Wer aber hätt' in aller Welt
Sich ſolch ein Leben vorgeſtellt,
Ich müſſe, dacht' ich, weil ſie's preiſen,
Doch auch einmal in's Waſſer reiſen.

Nun hab' ich's; krank ſeyn lernt man hier;
Noch diesmal half der Himmel mir;
Mich ſoll — das will ich laut verſprechen —
Auch nie der Hochmuth wieder ſtechen.

Klage eines Mädchens.

Was thu' ich nur, was fang' ich an?
Mit Flügeln eilt die Zeit von hinnen;
Noch immer hab' ich keinen Mann,
Sagt, Schweſtern, was ich ſoll beginnen;
Anfänglich war ich keck und frei,
Nun wird mir himmelangſt dabei.

Ich hab' ein hübſches, fein Geſicht,
D'rum, dacht' ich, könnt' es mir nicht fehlen,
Allein — die Männer trauen nicht,
Ein böſer Argwohn ſoll ſie quälen;
Ein hübſches Weibchen, nett und flink,
Scheint ihnen ein gefährlich Ding.

Ich hab' auch ein'ge Thaler Geld,
Und herrlich weiß ich mich zu ſchmücken;
Doch, laſſ' ich ſo vor aller Welt
In vollem Glanze mich erblicken,
So heißt es gleich: in ſolchem Staat
Ein Weibchen, Freund, das iſt nicht Rath.

Ich leb' auch ſtets in Ehr' und Zucht,
Geh' ohne Mutter nie und Tanten,
Doch Mancher nimmt davor die Flucht;
Und, ſprech' ich freundlich mit Bekannten,
So heißt es gleich: ein Stelldichein!
Die mag ein Vokativus ſeyn.

Ich thu', was jedes Mädchen thut,
Bin heut' auf Spiel und Ball geladen,
Und morgen, wenn ich ausgeruht,
Beſuch' ich gleich die Promenaden,
Doch weiß es Gott, wie's kommen mag,
Es war umſonſt bis dieſen Tag.

Am Fenſter ſitz' ich Stunden lang,
Kein Gruß begegnet meinem Blicke;
Am Abend tönet mein Geſang,
Ich ſpiele, zeichne, ſtrick' und ſticke,
Umſonſt! kein günſt'ges Ohngefähr
Bringt den Erwählten mir daher.

Nun iſt das Aergſte noch dabei
Ich darf mir's gar nicht merken laſſen,
Muß thun, als wär' mir's einerlei,
Als könnt' ich alle Männer haſſen;
Wohl oft erheb' ich ſtolz den Blick,
Und ſeh' im Herzen doch zurück.

Und was man nicht vom Krieg erfährt!
Zehntausend Streiter sind gefallen; —
Wohl mancher hätt' ein Weib begehrt,
Und Dichter sagen, daß von allen
Nur Einer uns erkohren sey; —
Gott, meiner war wohl auch dabei!

Soll ich nun böse, mürrisch seyn,
Leichtsinnig werden, wie die andern,
Wohl gar mein Bildniß konterfei'n,
Und in den Reichsanzeiger wandern?
Ich sage nein! wer das begehrt,
Hält nicht die Jungfrau ehrenwerth.

Ich bin ein ehrlich deutsches Blut;
Nicht laut möcht' ich es just verkünden,
Doch — wär's ein Jüngling, brav und gut,
Und wollt' ein treues Herz sich finden,
Das spräche: meines Lebens Licht!
Das säh' ich gern — das läugn' ich nicht.

Die Bräutigamswahl.

Nun, Mädchen, ist es Zeit zu frei'n,
Komm, höre meine Worte!
Der Bäcker soll Dein Bräut'gam seyn,
Der bäckt Dir Brod, so weiß und fein,
Als wär's Biscuit und Torte.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Der Bäcker hat ein fein Geſicht,
Recht ſchier, bei meiner Treue!
Doch giebt er Waſſer zum Gewicht,
Und miſcht oft Mehl und Kleie,
Bäckt Altes in das Neue;
Den Bäcker mag ich nicht.

So nimm den Müller, der iſt reich,
Wird reicher jeden Morgen.
Ein And'rer ſä't und pflügt für Euch,
Die holen's erſt, der hat es gleich;
So lebſt Du ohne Sorgen.

Den Müller? daß mich Gott bewahr'!
Der kann nicht ruh'n noch raſten,
Und iſt das Mehl recht fein und klar,
Fällt's in den Diebeskaſten;
Nein, lieber will ich faſten,
Der ſtiehlt ja offenbar.

Nun? willſt Du einen Zimmermann?
Der iſt der Erſt' im Dache;
Ein Feuer brennt doch dann und wann,
So bleibt er ein geſuchter Mann,
Und ſicher ſeine Sache.

Ei ja, da hätt' ich wohl Verſtand,
Der wäre noch zu finden;
Er ſteht und haut mit träger Hand,
Sein Schwamm will niemals zünden;
Bei Schnee und ſcharfen Winden
Schläft gar der ganze Stand.

So wählst Du einen Krieger Dir,
Der bleibt nicht viel zu Hause;
Und, tapfer, wird er Officier;
Viel Beute schickt er in's Quartier,
Du bittest uns zum Schmause.

Gold trüg' ich als Soldatenweib,
Doch, wär' der Feind geschlagen,
So schlüg' er mich zum Zeitvertreib,
Verthät' auf Gastgelagen
Das Gold, das ich getragen,
Die Tressen von dem Leib.

Du, Mädchen, machst mir Wind und Rauch;
So nimm den Organisten,
Der ist gesetzt, halb geistlich auch,
Geht schwarz und stattlich nach Gebrauch,
So bleibst Du unter Christen.

Wohl sitzt er hoch im Kirchensaal,
Als wär's bei Herrn und Grafen,
Doch singt er nicht ein einzigmal,
Die Unruh' muß ihn strafen,
Nachts sucht er, statt zu schlafen,
Nach Clavis und Pedal.

Nun seh' ich Deinen Unverstand,
Es macht mir Gift und Galle;
Gott! das ist eine Sünd' und Schand'!
Du wählst den led'gen Jungfernstand;
Spitzbübisch sind sie alle.

Nein, Mutter, tröſtet Euch, fürwahr!
Ich hab' ſie all' erkohren;
Bald Müller, Bäcker, bald Huſar,
Bald tief-, bald hochgeboren
Stellt Alle unverloren
Mir treu Hans Casperl dar. —

Was? der? — Da ſchöpf' ich in ein Sieb,
Die Stadt mag ich durchwandern,
Sie läſtert, was noch übrig blieb,
Warum? Sie hat den Casperl lieb; —
Ein Schelm geht vor den andern!

Vergiß mein nicht.

Vergiß mein nicht! Wie wandl' ich ſo beklommen,
So leer, wenn ſpät die Glocke klingt!
Vergiß mein nicht, wenn Zins und Gelder kommen,
Die ſpät im Herbſt der Pächter bringt;
Wenn Du ſie zähl'ſt des Abends ganz alleine,
Merk', wie ein Stern durch's Fenſter bricht,
Und dämmernd ſagt mit mattem, trübem Scheine:
O Onkelchen, vergiß mein nicht!

O denke mein, wenn aus des Waldes Hecken
Dir folgen Reh und Auerhahn,
Und todt ſich vor der großen Küche ſtrecken;
Wenn ſtill nach überlegtem Plan

Die Keiler und die Ricken und die Zimmer
An liebe Vettern, groß und klein,
Du nun vertheilſt — Du biſt gar gütig immer —
O Onkelchen, dann denke mein!

Vergiß mein nicht, wenn ſtill mit ernſtem Schweigen
Zum Keller Du den Gang verhehl'ſt,
Und mit Johann den Vorrath und die Reigen
Von Unger und Madera zähl'ſt;
Und haſt Du dann ein Pröbchen ſchon erhoben,
So denke, daß mit ſchwachem Licht
Es rieſe durch das Kellerloch von oben:
O Onkelchen, vergiß mein nicht!

O denke mein, wenn Tell, der dreiſte Ritter,
Berührt Couſinchens Angeſicht
Bei'm Erndteſeſt — gleich wie ein Ungewitter
Fahr' Du dazwiſchen, leid' es nicht;
Und reitet gar, kein Freier mehr im Stillen,
Der Förſter durch das Thor herein,
Dann bitt' ich Dich um tauſend Gotteswillen,
O Onkelchen, dann denke mein!

Ich denke Dein.

Ob ich treu bin, willſt Du wiſſen,
Alles will ich Dir geſteh'n!
Neulich kam ein Mund zum Küſſen,
Wangen äpfelrund und ſchön;

Wie wenn Appetit erwachte,
Ganz ermuntert fühlt' ich mich,
Heimlich folgt' ich ihr und dachte
Jettchen, immer nur an Dich.

Und ich ſah' ſo zwiſchen Thüren
Ihr in's Auge — Stern und Blitz!
Engel gingen d'rinn ſpazieren,
Funkelnd war's der Götterſitz;
Und in Anſchau'n ganz verſunken
Fiel mir Jonas plötzlich ein,
Den ein Wallfiſch eingetrunken —
Liebes Kind, da dacht' ich Dein.

Kindern gleich um Hochzeitſchmauſe
Schlich ich um ihr Himmelreich,
An ihr Aermchen ſtreift' ich leiſe,
Gott! wie Marmor, ſchwanenweich!
Ganz als ob ich Dich hier fände,
Und ich kniff' in's Wäng'lein ihr;
Vollends erſt bei'm Druck der Hände
War's, als wär' ich ganz bei Dir.

Lächelnd ſah' ſie von der Seite,
Sprach nicht Nein, noch großen Dank;
Forſchend, was das wohl bedeute,
Maaß ich, ob ſie ſchmal und ſchlank
Dich erreiche; brav und bieder
Schalt ſie: mach' Er's nicht zu kraus!
Wie ſie ſchmälte, dacht' ich wieder,
Kind, ich ſäß' bei Dir zu Haus.

Solches thät ſie, mich zu ſchrecken,
Meint' ich, nun zur Lippenzier
Fing' ich an den Hals zu ſtrecken,
Blautz! da fühlt' ich über mir
Ihres Armes Marmorglätte;
Jetzt — wie kann ich treuer ſeyn!
Fiel mir gar, o Henriette,
Unſ're erſte Liebſchaft ein.

Der Dichter vor der Thür.

Ein Sänger rührt' mit zarter Hand
Das Saitenſpiel, durch's ganze Land
Erklangen ſeine Lieder;
D'rauf flog er ſelbſt auf freier Bahn,
Zu ſeh'n, was Großes er gethan
Am Herzen ſeiner Brüder.

Bald ging des Geldes Troſt ihm aus;
Da hört er, wie im nahen Haus
Die Herrin ſingt mit Freuden:
Der Sänger darf nicht traurig ſeyn;
Und lieblich klang's: laßt ihn herein! —
Sein Lied enthielt ſein Leiden.

Im Verſaal ſtand er wartend ſchon,
Und horcht des Liedes ſüßem Ton
Und ihrer ſanften Stimme;
Sie ſingt: Laßt ihn herein! und ſpricht:
Wer iſt es, der mich unterbricht!
Und ſchilt mit argem Grimme.

Der Dichter! heißt es; — „iſt der Ort
Zu betteln hier?“ — doch fährt ſie fort
Laßt ihn herein! zu ſingen;
Da merkt er, daß es anders ſteht
Im Lied', als hier: kein Knabe geht,
Den Becher ihm zu bringen.

Und ſpöttiſch lacht die Dienerſchaar,
Es fliegt ſein rauhes Lockenhaar
Wie wild im Sturm die Tannen;
Ja, freilich, denkt er, anders geht
Der Dichter, der im Liede ſteht, —
Und ſchleicht ſich ſtill von dannen.

Ach Gott! ach Gott! ſo ſeufzt er laut,
So bleibt die Dichtkunſt ewig Braut,
Der Wirklichkeit benommen!
Wir ſingen ach! und träumen nur,
Die Kunſt wird nimmer doch Natur;
Dachſtübchen, ſey willkommen!

Die ſympathetiſche Kur.

Sie ſagten, ich ſollt' es dem Doctor nur klagen,
Die Angſt in der Bruſt, und wie Schmerzen mich plagen,
Wie Unmuth mich treibet im flammenden Blut
Zum Eispol und wieder zur hölliſchen Glut.

Da rief ich: Herr Doctor! er trippelt herüber,
Er lächelt bedenklich: ein grimmiges Fieber!
Trank, Pulver, mein Söhnchen, die helfen hier nicht,
Weil heimlichen Schmerzen die Wunde gebricht.

Doch mein' ich ein grünendes Sprößlein zu finden,
Das will ich verwunden, das will ich verbinden,
Und wie es nun strebet nach neuem Gedeih'n,
So saugt es von Dir auch die Schmerzen mit ein.

Gut, Doctor, das Mittelchen will ich erwarten;
Da lief er, doch nicht in den Wald oder Garten,
Nach Hause nur flog er wie Sturmesgebraus,
Und tobte, als trieb er den Teufel dort aus.

Mir schauert's so heimlich, als kämen Gespenster,
Doch wie ich noch lausche, da zeigt sich am Fenster
O wahrlich! ein Sprößlein, das neiget sein Haupt,
Als wär' es vom Sturmwind der Stütze beraubt.

Lieb Röschen, voll Schalkheit und lachender Freude,
Wie ward sie so plötzlich zur trauernden Weide!
Mein Unglück vernahm sie, ist reu'voll und denkt,
Welch Leiden sie lachend in's Herz mir gesenkt.

Getroffen, Herr Doctor! doch plagt sie nicht weiter;
Wie wird mir auf einmal so himmlisch, so heiter!
O grünendes Sprößlein, Du leidest für mich,
Dein eigen nun bin ich, genesen durch Dich.

Mädchen-Gallerie.

1.

Dorette.

Ich hieß noch vor'ges Jahr die Kleine;
Doch Alles iſt veränderlich,
Jetzt überall, wo ich erſcheine,
Da ziſcheln ſie und wundern ſich,
Und wenn ſo Alles auf mich ſieht,
Da weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Die Augen muß ich niederſchlagen,
Allein, wie ſind die Herrn ſo kühn!
Sie kommen nah' heran mit Fragen,
Und ging' es an, ich möcht' entflieh'n;
Kaum, daß mein Mund ein Wörtchen ſpricht,
Gleich glühend-roth wird mein Geſicht.

Ich ſchäme mich, daß ich mich ſchäme,
Vor andern Mädchen, die es ſeh'n,
Und wenn ich Manches übel nehme,
So ſagen ſie, das ſey nicht ſchön;
Und red' ich freundlich, dreiſt und wahr,
Verbieten ſie mir's ganz und gar.

Wie ſoll ich mich denn nun gebehrden?
So iſt der Scherz noch halbe Pein;
Das, denk' ich, muß doch anders werden;
Ich will nicht lieben, Himmel, nein!
Doch auch nicht haſſen; Schweſtern, ſprecht,
Wie mach' ich's klug, wie mach' ich's recht?

2.

Auguſte.

Wohl Viele ſind's, die mir gefallen,
Doch wähl' ich keinen noch von Allen,
Und hat auch Manche jung gefreit,
Ich hab' dazu noch lange Zeit.
Es iſt doch gar ein ſchönes Leben,
Wenn Sie ſo dienſtreich uns umſchweben.
Der Eine läßt ſich jung und ſchön,
Der And're reich und ſtattlich ſeh'n.
Der kehret her, der wandert hin,
Das iſt ſo ganz nach meinem Sinn;
Den vorzuzieh'n, den zu verwerfen,
Das kann noch mehr mein Urtheil ſchärfen;
Zwar meint Mama, ich ſoll im Reden
Ja höflich ſeyn, auch gegen Jeden,
Und, da ſich juſt die Freier häufen,
Des Glückes rechte Zeit ergreifen,
Den wählen, der's von Herzen meint;
Allein — das iſt ein ernſter Freund;
Noch ſchöner muß das Lied erklingen,
Mein Beifall ſich noch höher ſchwingen.

3.

Roſine.

Die Spröde zu ſpielen, iſt thörichter Schein,
Nein, glücklich nur will ich mit Glücklichen ſeyn;
Schon hat auch manch treues, manch zärtliches Herz
Sich an mich gefeſſelt; bei fröhlichem Scherz;

Beginnet's mit Freundſchaft, doch bleibt's nicht dabei;
Auch wär' ich dem Treu'ſten ſo gerne wohl treu,
Nur Unglück! es will ſich zum Ernſte nicht ſchicken;
Dem fehlet das Amt, und den Andern umſtricken
Die ſtolzen Verwandte, die hindern das Band.
Wohl giebt es manch ſchönes, manch zärtliches Pfand,
Doch deutet es nimmer gar weit in die Ferne;
Es fliehen die Stunden, es wechſeln die Sterne,
Und endlich, ach! endlich, ich ſeh' es wohl ein,
Da muß ich zum häuslichen Ernſt mich bequemen,
Von nährender Zunft den Verſorger zu nehmen,
Der ehrlichſte ſoll es, der fleißigſte ſeyn.

4.

Hannchen.

Der Nachbar ſpricht mich freundlich an,
Und öfters, erſt noch geſtern;
Ei nun, es iſt kein übler Mann,
Und unter meinen Schweſtern
Zieht er mich vor, und weilt mit mir,
So ſcheint's, am liebſten vor der Thür.

Ich wär' auch freundlicher um ihn,
In Lieb' ihn zu beſtärken,
Wär' ernſtlich nur erſt ſein Bemüh'n,
Ließ er die Abſicht merken;
Zum Kuß iſt's aber nun noch weit,
Ein Mädchen hält auf Ehrbarkeit.

Ich darf's doch mit den Andern auch
Nicht füglich ganz verderben;
Zwar artig ſeyn iſt oft Gebrauch,
Doch kommt ein Mann zu werben,
Und hat ein furchtſam-ſcheu Gemüth:
Schlimm, wenn er mich bei'm Nachbar ſieht!

Den hübſchen, ſtattlich-jungen Herrn
Am Markt, an jener Ecke,
Den könnt' ich leiden, hätt' ich gern,
Doch zitte' ich und erſchrecke,
Zu denken, daß ich ihn erwählt,
Dem Wirthſchaft, Haus und Alles fehlt.

Der Nachbar, der mich lieb gewann,
Iſt reich, iſt angeſehen;
Jetzt kommt er — ſtill! jetzt klopft er an;
Ich will doch lauſchen gehen.
Gottlob! mein Herz iſt ja noch frei,
Und will er mich — wohlan, es ſey!

5.

Cordelia.

Er liebt mich, das iſt mir genug,
Ich werd' ihn ewig lieben;
Sein Herz iſt ohne Falſch und Trug,
Was kann mich noch betrüben?!

Nichts weiter hab' ich noch bedacht,
Die Liebe laſſ' ich walten,
Ich lebe ganz in ihrer Macht,
Und will ihm Treue halten.

Mich kümmert nicht, was nah' und fern,
Bei dieſem Trank der Wonne,
Bleibt er nur meines Glückes Stern,
Ich ſeines Lebens Sonne.

Wie wird es werden, fragt die Welt;
Nichts dacht' ich zu erwerben,
Und bin — ſobald es Gott gefällt —
Bereit für ihn zu ſterben.

Ihn zu beſitzen wähnt' ich nicht;
Doch and're Zauber faſſen
Mich an bei ſeiner Augen Licht;
Ich kann nicht von ihm laſſen.

Und ging' ich ohne Ziel hinaus,
Nur ewig ihn zu lieben,
So iſt der Himmel unſer Haus,
Und unſ're Heimath drüben.

D'rum mag es kommen, wie es will,
Wie heut', ſo lieb' ich morgen,
Und denk' dabei im Herzen ſtill,
Gott wird ſchon weiter ſorgen.

6.

Clara.

Wir ſah'n uns kaum, und gleich gewommen
War unſer Herz mit einem Blick,
Und iſt nun Jahr und Tag verronnen,
So blüht vollkommen unſer Glück.

Dann krönet uns des Prieſters Segen,
Denn Aeltern, Vettern, keiner hat
Auch nur den kleinſten Wunſch dagegen,
Es ſegnet uns die ganze Stadt.

Verwandtſchaft, Haus und Stand und Habe,
Das paßt, als wär's im Traum erdacht,
Und doch hat's nicht Geſchenk noch Gabe,
Die Liebe hat's allein gemacht.

Er kommt, mich durch die Stadt zu führen,
Schon ferne grüßt uns Jedermann,
Am Himmel hör' ich muſiciren,
Es lacht mich Alles freundlich an.

Was man nun ſonſt von böſen Ehen,
Von Streit und ſchlimmen Stunden ſpricht;
Ha! ha! das wird wohl nicht geſchehen,
Ha! ha! nur Scherz, das glaub' ich nicht

7.

Regina.

Man lebt nicht von der Lieb' allein.
Die Ehr' iſt höher als das Leben,
D'rum ſoll mich dieſe Wahl erheben,
Ich werde Präſidentin ſeyn.

Es kann ſo ſchlecht, ſo bürgerlich
Doch unſer eins ſich nicht vermählen,
Man muß nach Stand und Würde wählen,
Das And're fügt und findet ſich.

Ein groſſes Haus, ein geld'ner Saal
Wird bald mir Ehrerbietung zollen,
Wie werden die Carossen rollen!
Es giebt ein überköſtlich Mahl.

Da werden dienſtbar um mich ſteh'n,
Wenn ich als Sonne aufgegangen,
Die Damen, die als Sterne prangen,
Doch nun in blaſſen Neid vergeh'n.

Zur Eb'ne wird die rauh'ſte Bahn,
Er lieſ't mit Sorgfalt, mit Entzücken
Den kleinſten Wunſch aus meinen Blicken,
Ein Wink — und alles iſt gethan.

Aus nie verſiegten Quellen rauſcht
Der Ueberfluß gleich gold'nen Bächen,
Und überkleidet ſelbſt die Schwächen,
Die heimlich gern ein Feind belauſcht.

Das wird die Schönheit mir erhöh'n,
Und ihm des Alters Grau'n verjüngen;
Und was durch Gold wir kühn vollbringen,
Läßt ſich als gold'ne Weisheit ſeh'n.

Doch — lieb' ich ihn, nur ihn allein?
Wird Keinen ſonſt mein Herz vermiſſen? —
Wozu das? ſtille, mein Gewiſſen,
Ich werde Präſidentin ſeyn.

8.

Iſabelle.

Schon viele Freier wies ich fort,
Nur einer iſt geblieben,
Der hat ſchon halb und halb mein Wort,
O könnt' ich ihn nur lieben!

Zuweilen find' ich leidlich ihn,
Dann wieder unausſtehlich;
Ich halt' ihn nicht, mag ihn nicht ſtich'n,
Bin halb betrübt, halb fröhlich.

Wüßt' ich, daß noch ein And'rer käm',
O ſagten's mir die Karten!
Ich, weit entfernt, daß ich ihn nähm',
Wollt lieber doch noch warten.

Das bleibt doch aber ungewiß,
Und laſſ' ich den auch ſchwinden,
Wie ſoll ich durch die Finſterniß
Des Lebens dann mich finden!

Ach! Manchen rief ich gern zurück,
Aus ſchönen beſſer'n Tagen!
Umſonſt! So will ich mein Geſchick
Denn nun mit dieſem tragen.

9.

U r ſ u l a.

Die Männer ſind es gar nicht werth,
Sich d'rum in Sorgen zu begraben,
Hätt' ich es ernſtlich je begehrt,
Wohl zehne könnt' ich haben.

Die Eiteln wiſſen doch ein Herz,
So wie das meine, nicht zu ſchätzen,
Und etwas Albernheit und Scherz,
Wie kann mich das ergötzen!

Wie ſelten lebt ein edler Geiſt,
Der rechte Treue kann vergelten,
Und — was man gute Ehen heißt,
Ach! wie ſind die ſo ſelten!

Nach Laune leb' ich, mit Verſtand,
Das Zimmer halt' ich nett und eben,
Und kurz, im freien ledigen Stand
Lebt man ſein eig'nes Leben.

Da hör' ich nicht die Kinder ſchrei'n,
Hab' keinen Lärm von Wirthſchaftsſorgen,
Am Abend nick' ich ruhig ein,
Ruh' bis zum hellen Morgen.

Schlimm geht es her in dieſer Welt,
Gemächlich ſeh' ich ſo das Treiben,
Und ſpreche, wenn mich's unterhält:
Nein! will doch ledig bleiben!

Hör' ich Muſik zum Hochzeitſchmaus,
So fährt's mir gleich durch alle Glieder,
Bald iſt die Herrlichkeit doch aus,
Ich laſſ' den Vorhang nieder.

Nur eins: zuweilen, wenn es ſcheint,
Als ob der Tag kein Ende nähme,
Ach Gott! dann wünſcht' ich, daß ein Freund
Mich zu beſuchen käme.

Das friedliche Paar.

Man hilft dem Junker auf das Pferd;
Er tobt und flucht und zieht das Schwerdt:
„Nun fort, das Vaterland zu retten!“ —
Zu Hause weinen sie und wetten
Schon um die Thaten, die er ficht;
Allein am andern Morgen früh
Da wiehert's laut; das alte Vieh
Steht vor dem Stall, der Junker spricht:
Weiß Gott, gern thät' ich meine Pflicht,
Allein der Schimmel wollte nicht.

Die Prophezeihung.

Ja, Träume treffen ein — mir iſt es ſonnenklar,
Denn ſpricht die Frau: mir war es ſchier,
Als zankt' ich dieſe Nacht mit Dir,
So iſt es wirklich und wahrhaftig wahr:
Sie zankt den Tag — und zwar mit mir

Falſche Rechnung.

Ein kleines Lied von wenig Zeilen
Hat hundert Thaler mir, zugleich ein Amt gebracht,
Spricht Felix, der Poet, wie viele tauſend macht
Mein Epos nun? Ich will doch eilen. —
Er druckt und druckt, doch trifft die Rechnung nicht;
So iſt es wohl nicht wahr, was er vom Liede ſpricht?
O ja, — allein — es war ein Hofgedicht.

Fügſamkeit.

Löblich iſt es, oft Vergnügen,
In des Andern Sinn ſich fügen,
Sich im Kreis herumzudreh'n,
Hier ein lobend Ja zu bringen,
Und zum Gegner umzuſpringen,
Gleich mit ihm bergan zu geh'n.

Man muß ſich gefällig zeigen;
Wie wir hin und her uns neigen,
Spiegelt anders ſich das Licht;
Wie ſie lieben, wie ſie haſſen,
Können wir es auch nicht faſſen,
Scheint es doch ganz Unrecht nicht.

Ja, er ſagt's, wir dürfen's glauben:
Vieles darf man ſich erlauben,
Auf Verhältniß kommt es an;
Wär'ſt Du nur an ſeiner Stelle,
Sicher weiß auf alle Fälle
Keiner, was er mag und kann.

Alſo ſucht' ich mich zu ſchicken,
Und es ſchien mir faſt zu glücken;
Aber da ich den Verſtand
Wieder dienſtbar an mich nehme,
Gleicht er — daß ich faſt mich ſchäme,
Gleicht er — eines Färbers Hand.

Liſt und Trug und falſche Künſte,
Kniff' und Pfiffe zum Gewinnſte
Trüben ſeinen lautern Schein;
Und ich kann ſie nicht verſtecken,
Doch ich denk': wer wird's entdecken,
Man wird auch gefällig ſeyn.

Und ſo mit dem Sclavenzeichen
Muß ich wie der Fluß dort ſchleichen,
Welcher Werk' und Mühlen treibt;
Trübe kommt er und verdroſſen,
Krümmt ſich und ſcheint unentſchloſſen,
Ob er wandelt, ob er bleibt.

Nein, ein Bach mit frischen Wellen,
Laßt mich schäumen, laßt mich schwellen,
Stürzen über Fels und Stein,
Freiheit durch das Thal verkünden,
Daß, die dürstet, bald sich finden,
Sich erfrischen, sich erfreu'n.

Und verlieh'st Du gar die Gnade,
Daß ich würdig wär' zum Bade
Einer Hirtin, keusch und rein,
Daß ich Bäumen hier, dem Hügel,
Selbst dem Himmel wär' zum Spiegel,
Herr, da wär' ja Alles mein.

Treue gegen sich selbst.

Laß das volle Herz empfinden;
Das nur ist des Lebens Lust;
Laßt zur Sonne sich entzünden,
Was entbrennt in eig'ner Brust.

Thöricht Streben, nachzulallen,
Was des Andern Geist verschönt,
Wenn's wie Echo durch die Hallen
Eines öden Hauses tönt.

Warum hängt ihr ihm Gebehrden
Und ein Kleid von Worten an,
Wenn's nicht euer eigen werden,
Nicht das Herz erwärmen kann?

Mag es die Gedanken füllen;
Kann es, durstig aufgefaßt,
Wieder lebend nicht entquillen,
Wälzt ihr eine todte Last.

Nur den eig'nen Keim erdrücken
Wird es in der zarten Bruſt,
Und das Leben euch erſticken,
Deſſen ſich das Herz bewußt.

Wächter nur empfang'ner Güter,
Glänzend in erborgtem Schein,
Täuſcht ihr Augen, nicht Gemüther,
Und betrügt euch ganz allein.

Denn mit jedem Lügenworte,
Das dem Werk des Teufels gilt,
Tödtet an der Lebenspforte
Ihr des Schöpfers Ebenbild.

Wie Gefühl' im Herzen brennen,
Wie's aus voller Seele bricht;
Muß es auch der Mund bekennen,
Kind, doch feig verzagend nicht.

Worte ſind der Wahrheit Flügel;
Sie gedeih't in ihrem Klang,
Wie ein Baum an Bachesſpiegel,
Wie die Blum' am Quellentrank.

Soll ſie nicht die Luft berühren,
Kränkelt ſie in enger Haft;
Soll ſie nur die Lippen zieren,
Lebt ſie mit gebrech'ner Kraft.

Soll ſie ſich gefällig ſchmiegen
Nach der Wünſche Schmeichelei,
Wird ſie fremdem Druck erliegen,
Sterben in der Sclaverei.

Immer matter, immer trüber,
Sinkt ihr Flämmchen, ſonſt ſo mild,
Und ihr ſchwebet dann darüber
Als ein elend Götzenbild.

Käuflich ſeyd ihr dann zu finden,
Denn die Lüg' hat euch entehrt;
Schmach und Tod, wo das Empfinden
In der Bruſt hat aufgehört!

An die Erwählte.

Fürchte nichts, ob zu den Sternen
Die Gedanken ſich entfernen,
Ob ſie frei in Licht und Klang,
Oder mit der Thaten Leben
Durch den Kreis der Geiſter ſchweben,
Suchend Weltzuſammenhang.

Ob ſie auf der Bahn der Waffen
Sieg' erkämpfen, Frieden ſchaffen,
Ob in Kunſt und Wiſſenſchaft
Reich und Welt ſie neu geſtalten,
Oder in Naturgewalten
Spüren Gottes eine Kraft.

Aufwärts ſtreben alle Flammen,
Innen erſt, im Kern zuſammen
Schaffen ſie den Silberblick;
Wie ſich auch die Strahlen theilen,
Zu des Herzens Spiegel eilen
Wie zur Sonne ſie zurück.

Augen ſind der Dinge Meiſter,
So das Herz im Reich der Geiſter,
Das es enge faßt und trägt;
Alle Stern' im weiten Raume,
Zweige ſind ſie nur vom Baume,
Der im Buſen Wurzel ſchlägt.

Endles iſt der Ding' Erſcheinen,
All' in einen Sinn vereinen
Muß ſie erſt ein fromm Gemüth;
Wie die Sonn' erhellt die Erde,
Muß dies Flämmchen auf dem Herde
Leuchten durch ein fern Gebiet.

Ja, Gedanken wie Paläſte,
Und wohl ſelbſt des Himmels Veſte
Muß auf treuem Herzen ruh'n;
Ohne dieſen Fels erzittert,
Ohne dieſen Grund zerſplittert
Aller Menſchen Werk und Thun.

Bleib'ſt Du hier mit mir verbunden,
War ich nimmer Dir entſchwunden,
Leb' und web' ich nur in Dir;
Bleibſt Du hier von mir geſchieden,
Ein't kein Bündniß uns, kein Frieden,
Ewig bleibſt Du fern von mir.

Vorzug der Jugend.

Geh'ſt Du, Weisheit einzufangen?
Vieles iſt Verſtellung nur;
Hier in dieſen lichten Augen,
Noch von keiner Welt befangen,
In dem Lächeln rother Wangen
Hier iſt Wahrheit und Natur.

Willſt Du die Erfahrung fragen?
Selten iſt's zu Deinem Heil.
Vieles muß ſie doch verſagen,
Hier Tribut der Freundſchaft bringen,
Dort das Lied der Knechtſchaft ſingen,
Du bekomm'ſt den kleinſten Theil.

Vorſicht macht die Bruſt beklommen,
Immer iſt's ein halber Mann;
Doch wer unverſehrt entkommen,
Alles, wie es iſt, benennet,
Wer den Irrthum noch nicht kennet,
Greift die Wahrheit herzhaft an.

Aus dem Ganzen, aus dem Vollen
Nährt ſich Kunſt und Wiſſenſchaft;
Was der Jugendbruſt entquellen,
Was der Zweifel noch nicht theilet,
Was die Hoffnung dreiſt ereilet,
Giebt zum Wirken neue Kraft.

Können wir's nicht ſelbſt erſtreben,
Iſt es Wonne doch, zu ſchau'n:
Treibend wogt ein volles Leben
Hier herauf; Gedanken greifen
In die Ferne, Blicke ſchweifen
Fröhlich über Feld und Au'n.

Alſo ſprich nur aus dem Herzen,
Lichtes Auge, rother Mund;
Frei laſſ Dich in muntern Scherzen,
Sprich, eh' ſie Dich zahm gewöhnen;
Schon aus Blicken, ſchon aus Tönen
Giebt ſich holde Wahrheit kund.

Das knabenhafte Mädchen.

Wie friedlich hinter Roſengluth
Sich Knab' und Mädchen hier verſtecken!
Bald ſchalkhaft, um zu necken,
Bald wieder fromm und gut,
Gewinnt ſie zwiefach und entzweit
Das Herz mit ſüßem Streit.

Oft läßt ſie willig, faſt vertraut,
Das kleine, liebe Händchen faſſen;
Sie trägt es noch gelaſſen,
Doch wie das Aeuglein ſchau't,
Iſt doch, als würde die Gefahr
Der Liebe ſie gewahr.

Oft tritt in Eile ſie heran,
Ganz nah', hat Wunder mir zu ſagen;
Dann ſtockt ſie in den Fragen,
Ein Zweifel kommt ſie an;
Doch, wie ſie ſinnt, es fällt ihr bei
Nicht deutlich, was es ſey.

Und wieder, wenn ſie off'nen Blick
Ganz kühn und kecklich zu mir wendet,
Und nicht zu reden endet,
Zag' ich wohl ſelbſt zurück,
Als ob mein Auge, wie es ſteht,
Geheimes ihr verrieth.

Oft, weilt ſie ſo mit Zuverſicht,
Berühr' ich ihre Roſenwangen;
Mein Mund hat auch Verlangen
Zum Knabenangeſicht:
Doch acht' ich — größ're Wonne mir!
Den Frieden Gottes hier.

Das iſt der Seele Himmelsluſt,
Zu ſeh'n, wie Gottes Bild, erneuet,
Durch kein Geſchlecht entzweiet,
Noch wohnt in reiner Bruſt.
Halb Knab', halb Mädchen lehrt das Kind
Mich erſt, was Engel ſind.

Sammlung des Gemüthe.

O willkommen, ſüße Ruh'!
Sicher in des Hauſes Schranken,
Wie erquicklich lockeſt Du
Hier im Kreiſe der Gedanken,
Die, geſcheucht im wilden Leben,
Mich nun wieder treu umgeben!

Brauſe, Sturm, nun immer fort,
Regen, ſtröme von den Klippen,
Und Du, lügenhaftes Wort,
Töne von des Schwätzers Lippen;
Hier von ferne will ich lauſchen,
Wie die Waſſerwogen rauſchen.

Voll Getümmel war das Haus,
Ein Gewirr von Red' und Fragen;
Nun gemächlich ſuch' ich aus,
Was mir innig kann behagen;
Freuden, die oft herb verfließen,
Muß ein Nachgenuß verſüßen.

Ruhig werd' ich nun gewahr,
Wie die Zeit, ſo wild umſpreſſen,
Doch manch Blümchen mir gebar,
Und die Freuden unter Poſſen,
Flüchtig in der Horen Tanze,
Samml' ich mir zu einem Kranze.

Doch ich denk' auch ſtill daran,
Wie ich Manches hab' geprieſen,
Das — wenn ich mich recht beſann,
Nicht in Wahrheit war erwieſen;
Herz, Du mußt mich darum ſchelten,
Denn für Falſchheit muß es gelten.

O wie innig wohl iſt mir,
Ganz mich wieder zu vernehmen,
Muß ich, Wahrheit, auch vor Dir
Mich der Schuld ein wenig ſchämen;
Herz, Dich alſo zu betrüben,
Halb zu haſſen, halb zu lieben!

Schauend in die eig'ne Bruſt,
Schöpfend aus den reinſten Quellen,
Will ich in der Ruhe Luſt
Hier mich läutern und erhellen,
Daß ich, bald im Drang verloren,
Werde wieder neu geboren.

Brich denn, o Du eitles Glück!
Schnödes will ich nicht verfechten,
Böſe Geiſter, weicht zurück!
Engel, ſteht zu meiner Rechten,
Daß mir ganz der Gottesfrieden
Rein und lauter ſey beſchieden.

Andern ſey die Schuld geſchenkt,
Ich muß ſelbſt vor Fehl mich hüten,
Dort hab' ich ein Herz gekränkt,
Vieles hab' ich zu vergüten;
O wie liebreich mahnt die Stille,
Heil'ge, es geſchehe Dein Wille!

Verſöhnung.

Was ſoll ich lange noch erwiedern,
Der Feindſchaft blüh't kein Glück der Zeit;
Kurz war der Tag, und frohen Liedern
Iſt unſer Abendfeſt geweiht;
Gelüſtet's eben Deinem Herzen,
Kannſt Du Vergangenes verſchmerzen:
Hab' kein Bedenken, ſtell' Dich ein!
Zur Freundſchaft nur, zu muntern Scherzen,
Wird noch ein Stündchen übrig ſeyn.

Klugheitsregel.

Wenn Kaltſinn unter Bundestreuen
Sich treulos gegen Dich entſpann,
Sey ſtill — ſie werden ſich entzweien,
Dann rufen zwei der Parteien
Statt einer Dich um Beiſtand an.

Die ſtillen Verwandten.

Ihr Blumenkinder, Lichtgenoſſen,
Du blühend heit'res grünes Reich,
Bleibt ihr denn ewig uns verſchloſſen?
Sind ewig wir getrennt von euch?

Wie Purpur glühen eure Wangen;
Fühlt ihr wohl mit uns gleiche Luſt?
Fühlt ihr nach uns auch wohl Verlangen?
O ſag't, iſt euch von uns bewußt?

Uns dünkt, die zarten Knospen brechen
Das dunkle Schweigen, ſtill entzückt,
Und ſüße Roſenlippen ſprechen,
Was tief ein liebend Herz beglückt.

Ja, weil es doch kein Wort beſchriebe,
So weht des Geiſtes Hauch uns an,
So mild, daß hier am Glück der Liebe
Kein Geiſt der Liebe zweifeln kann.

Wir neigen uns, noch mehr zu wiſſen,
Und ſind der Körperwelt entführt,
Da athmend wir den Athem küſſen,
Und Seele nah' an Seele rührt.

O was iſt Lied von ſüßen Stimmen
Der Himmelsluſt am Blüthenkranz!
Durch einen neuen Aether ſchwimmen
Wir fühlend nur und Seele ganz.

Dem Kelch entſteigt ein ſelig Leben,
Uns zu erreichen nicht zu ſchwach,
Es wankt der Halm, die Blätter beben,
Sich ſehnend ſieht das Aug' uns nach.

Und ſitzen wir in finſtern Wänden,
Da rauſcht es heimiſch wohl heran,
Und ſchaurig, wie mit Geiſterhänden,
Schlägt's draußen an das Fenſter an.

Früh treibt's uns wieder zu den Bäumen,
Wir fragen in der grünen Welt,
Wem in des Hauſes engen Räumen
Mit uns zu leben wohlgefällt.

Und emſig heben wir und tragen,
Was ſelgen will, zu uns herein;
Wenn wir dem Sonnenglanz entſagen,
Muß Blumenantlitz uns erfreu'n.

Verdirbt das Wetter uns die Freuden,
Entſtellend, was ſich blühend regt,
Wir können doch davon nicht ſcheiden,
Es wird ein Bildniß nachgeprägt.

Zum Kleide wird's der düſtern Mauer,
Dem Beden wird es angefügt,
Daß noch der Farben kurze Dauer
Uns Wald und Flur und Garten lügt.

Und Erd' und Stein, das kaum den Morgen
Im Bau begrüßt, es muß ſogleich
Den friſchen Schein des Lebens bergen
Von jenem heitern, grünen Reich.

Bald rinnt der Schmelz im Regen nieder,
Es bleicht der Sonne Strahl die Stadt,
Gleich tünchen wir und färben wieder,
Natur zu ſchauen nimmer ſatt.

Nachahmend ſelbſt am Leibe tragen
Des Laubes wir, der Halmen Spur,
Es ſtellen ſich, die pflanzen, jagen,
Als wüchſen ſie wie Wald und Flur.

So können wir von euch nicht laſſen,
Ihr Geiſter dieſer grünen Welt;
Feſt möchten wir das Leben faſſen,
Weil uns des Todes Furcht befällt.

So bleibet bei uns, — geht's hinüber,
Auch dann, o laßt uns nicht allein,
Wir ſchlummern unter Roſen lieber,
Und ſüßer unter Roſen ein.

Die geputzten Töchter.

Hier die ſchönen, rothbedachten
Häuſer, und ſo nah' dabei
Eine ſchwarze Ziegelei!
Wohl nicht ſchön iſt's zu betrachten.

Als die ſchwarzen Wolken krachen
Aus des Hauſes Glut hervor,
Hört' ich jüngſt mit leiſem Ohr,
Wie die ſtolzen Häuſer ſprachen:

„Garſtig! geht doch, geht bei Seite!
Seht ihr nicht die Fremden da?
Schämen müſſen wir uns ja
Vor dem Blick der reichen Leute.“ —

„O ihr Stolzen! was, ihr meidet
Mich?“ ſprach d'rauf die Ziegelei:
„Und ich bin's doch, die ſo neu,
Die ſo ſchön euch erſt gekleidet.“ —

Alſo kam ich werbend neulich
In ein Haus, und fand gezupft
Hier die Töchter; abgenutzt
War der Mutter Kleid nun freilich.

Denn die fleiß'gen Hände langten
Hin und her; der Mutter Blick
Trug allein der Töchter Glück,
Wenn nur ſie in Schönheit prangten.

Wie ich eintrat, gleich mit Dünkel
Streckten ſie ſich hoch empor,
Traten ſchnell der Mutter vor,
Drückten ſtill ſie in den Winkel.

„Müßten uns ja Eurer ſchämen,“
Hört' ich flüſtern: „Geht hinaus;
Wohl ein Freier kommt in's Haus,
So wird er ſich ſchwer bequemen.“

Nicht ein Wörtchen durft' ſie ſagen,
Und, gekleidet ſchlicht und recht,
Schien als Magd ſie faſt zu ſchlecht,
Dies und das herein zu tragen.

Als nun ſchön und zierlich jede
Meines Spruchs gewärtig war,
Sich noch zupft' am Lockenhaar,
Da begann ich ſo die Rede:

„Töchter, die in Prunk und Feier,
Wenn der Mutter Fleiß ſich regt,
Ruhig ſitzen, unbewegt,
Gram'n erregen ſie dem Freier.

Augen, die wie Spiegel ſchauen,
Müſſig, keſſbar, kalt zugleich,
Kann ich arm mein Haus, und reich
Wen'ger noch mein Herz vertrauen.

Schöne Roſen, ſchöne Nelken,
Lieb' iſt nur bei Dankbarkeit;
Wie ihr blühend Alles ſeyd,
Mögt ihr blühend auch verwelken.“

Sie erſtarrten — wie zum Scherzen
Werfen lachend ſie den Blick;
Doch das Auge ſank zurück,
Denn der Stachel ſaß im Herzen.

Und erbleichend, wie Geſpenſter,
Ließ ich ſie, zerbrach das Joch,
Und die Mutter ſah' ich noch,
Wie ſie weinend ſtand am Fenſter.

Das Bild.

Es ſchuf ein Bild von Stein
Pygmalion — er wünſcht dem Bilde Leben,
Er nah't und fühlt von Glut die Bruſt ſich heben; —
O wie ganz anders muß mein Schickſal ſeyn!
Ich ſah ein Bild — es ſchien zu leben,
Ich nah'te mich — o faſt mit Beben,
Und ſieh'! es ſtarrt, es iſt von Stein.

Liebes- und Mondeswechſel.

Sonett.

Sol und Luna zeigt, wie ſtill Bemühen
Unſtät wechſelt in der Liebe Glück:
Nahet er, ſo weichet ſie zurück,
Kalte Blicke giebt ſie nur im Fliehen.

Frei durch weite Räume will ſie ziehen,
Doch — ſich trennen ſcheint ein hart Geſchick;
Ferne ſchau't ſie um mit vollem Blick,
Nicht mehr bergend ihrer Wange Glühen.

Ob er liebt und flammt mit gleicher Glut,
Treibt ihn abwärts doch des Zornes Muth;
Beide quält der Schmerz verlor'ner Wonne.

Endlich naht ſie traurig, denn es ruht
Liebe nimmer, wie des Meeres Flut,
Und in Glut erſterben Mond und Sonne.

Lebensarmuth.

Jüngling ſeyn und gar nicht lieben,
Mann ſeyn und nicht Werke üben,
Endlich alt ſeyn ohne Ehre —
Wahrlich! wem es alſo wäre
In den Sternen vorgeſchrieben,
Der wär' lieber todt geblieben;
Läſt'ger noch als alle Schwere
Drückt den Geiſt — des Lebens Leere.

Liebesgrundſatz.

Ein wenig Lieb' iſt karg und leer,
Ein wenig Lieb' iſt keine,
Viel Lieb' iſt eben auch nicht mehr;
Lieb' iſt die völlig Eine,
Lieb' iſt nicht wenig und nicht viel,
Denn Lieb' iſt ohne Maaß und Ziel.

Die Tante.

Nicht Blumen gleich' ich zwar und Blüten,
Die Gärtnerfleiß und Sonnenſchein
Jahr aus Jahr ein
Mit Korn und Frucht vergüten;
Doch iſt nicht recht, daß Groß und Klein
Mich oft im Hauſe d'rum verachtet;
Wenn man mich recht betrachtet,
So bin ich nützlich doch nicht minder:
Ich pflege gern der Schweſter Kinder,
Bin immer wach in Sorg' und Müh',
Ich heg' und halt' und ſchirme ſie,
Bewahre ſie im ſichern Raum,
Ich bin — was Blätter an dem Baum,
Ich bin — und ſag's zu meinem Ruhme —
Der Kelch an einer Blume.

Die fliehende Jugend.

Wie iſt es um mich her ſo ſtill!
Ich murr' und weiß nicht, was ich will; —
Horch! in dem Walde, welch ein Lachen?
Fort, eh' die Sorgen hier erwachen;
Die Liebſte ruft, es lockt und zieht
Hinaus der Stimme ſüßes Lied.

Wie heimlich ſich der Strauch bewegt!
Dort iſt es, wo ihr Fuß ſich regt;
Sie ſchüttelt Roſen von den Zweigen,
Daß zitternd ſie ſich noch verneigen,
Da flieht ſie hin, o Neckerei!
Sie wünſcht doch, daß ich bei ihr ſey.

Huſch, huſch! ſie wechſelt Strauch um Strauch,
O wär' ich ſchnell, wie Zephyr's Hauch!
Die Hände ſeh' ich ſchimmern, ſchweben,
Und ferne winkend ſich erheben,
Ich ſeh' ihr lieblich Angeſicht
Roth im Gebüſch wie Abendlicht.

Sie flüſtert, wird dann wieder ſtumm,
Das Dickicht wehrt mir um und um,
Die Ranken halten mich umſchlungen,
Ich bin zu kühn ihr nachgedrungen,
Verletzung, Wunden, Schmerz und Fall
Giebt Dorn und Wurzel überall.

Biſt Du es, Laura, Röschen, Du?
Was flieh'ſt Du doch, und haſt nicht Ruh'?
O laſſ' mich nur in's Auge blicken,
Ich will Dich auch mit Roſen ſchmücken,
Recht ſanft berühren Deine Hand,
Nachflattern wie des Kleides Band.

Umſonſt! hinabwärts wandelt ſie,
Und läßt des Liedes Melodie
Mir kaum zur Antwort meiner Bitte; —
Doch jetzt ereil' ich ihre Schritte,
Dort öffnet ſich das Waldgeſträuch,
Da ſteht ſie einer Göttin gleich.

Ich lauf' hinzu, ich ſtürz' hervor,
Allein ſie ſpricht: nicht weiter, Thor!
Wild rauſcht es in den Erlenbüſchen,
Und zürnend fällt ein Bach dazwiſchen,
Ein breiter Bach, nicht Steg noch Stein
Will zwiſchen uns Vermittler ſeyn.

Ich geh' den Bach wohl ab und auf,
Doch immer breiter wird ſein Lauf,
Im Strome dämmern Mond und Sterne,
So lacht ihr Bildniß mir von ferne,
Wie Ufer wandeln dort und hier,
So bleibt ſie ſtets getrennt von mir.

Beruhigung.

„Lerne, wer beſitzt, verlieren!“
Wo hinaus, Du reges Herz!
Laß' Dich Neues nicht verführen;
Neue Luſt bringt neuen Schmerz.

Mögen Tage ſchnell verfließen,
Gönne Dir die kurze Raſt,
Lern' am Wege zu genießen,
Zu beſitzen, was Du haſt.

Schon iſt Dir Dein Theil beſchieden,
Schaue weiter nicht zurück,
Still zur Hütte ſammle' in Frieden,
Feſter baue Dir Dein Glück.

Draußen dann aus größ'rer Fülle
Nimm vom allgemeinen Gut,
Wo nicht Macht erringt und Wille,
Nur des Herzens froher Muth.

Nicht von Stadt- und Marktgetümmel
Bricht der volle Strom herein;
Sammle zwiſchen Erd' und Himmel,
Sieh'! die ganze Welt iſt Dein.

Lerchenlied in blauen Lüften,
Sturm, der durch die Tannen ſpielt,
Und ein Quell aus Felſenklüften,
Der den heißen Mittag kühlt.

Berge, wo die Gottheit ſchreitet,
Wo der Abhang ewig flieh't,
Wo ein Schiff, vom Strom geleitet,
Durch die grünen Felder zieht.

Augen, auf, um zu empfangen!
Athme wieder, freie Bruſt!
Was iſt Wünſchen, was Verlangen
Gegen dieſes Meer von Luſt!

Und gleich jenen tauſend Bächen
Strömt es durch die ganze Welt,
Laß' es nur zum Herzen ſprechen,
Wähle nur, was Dir gefällt.

Treu dem Guten, treu dem Schönen
Folge, wo der Segen quillt,
Mit der Welt Dich zu verſöhnen,
Zeigt ſich Dir der Gottheit Bild.

Viele Wünſche ſind vergebens,
Wäge nicht nach Glanz und Macht,
Mit dem höchſten Gut des Lebens
Iſt ein fühlend Herz bedacht.

Das muſikaliſche Gemüth.

Um Vieles ſoll man ſich nicht grämen;
Nicht, was uns zufällt, wie wir's nehmen:
Das macht den Werth, das macht das Glück.
Wie Texteswort tritt vor unſern Blick
Die Welt, — die Stimmung muß entſcheiden.
Der iſt erſt reich, iſt zu beneiden,
Der, was an ihm vorübergeht,
Für ſein Gemüth in Melodie zu kleiden,
Der mit dem Herzen es verſteht.
Ihm fliehet klanglos nichts von hinnen;
Er kann die ganze Welt gewinnen.

Loos des Meiſters.

Du Lob von tauſend Zungen,
Der Du den Kranz errungen,
Du ſteh'ſt in heller'n Lichtes Schein,
Und ſteh'ſt verlaſſen, ſteh'ſt allein.

Kommſt Du herab, zu lehren,
Wirſt manche Luſt Du ſtören;
Wer Irrthum nimmt durch klugen Rath,
Nimmt auch dem Leben halb die That.

Und komm'ſt Du, ſelbſt mit Schweigen
Theilnehmend Dich zu zeigen,
Trifft Dich mit Pfeilen Wahn und Trug,
Kein Mund berührt Dich zart genug.

Du kannſt den Durſt nicht wecken,
Die ver'ge Luſt nicht ſchmecken,
Die Freud' iſt roh, Dein Sinn iſt fein,
Du hüll'ſt Dich wie verwundet ein.

Wer mag den Sinn verwirren,
Den Weg zurück zu irren!
Du biſt nun fremd in Deinem Haus,
Geh'ſt als Geſpenſt nur ein und aus.

Der Bauherrn neu Beginnen
Drängt lärmend Dich von hinnen,
Du denk'ſt: das iſt des Lebens Lauf!
Und klimm'ſt zum Throne wieder auf.

Leb'ſt, wo nicht Liebeszeichen
Noch Stimmen Dich erreichen,
Und ſteh'ſt vor Allen groß und hehr,
Im Sternenglanz ein Fels im Meer.

Sieh'ſt, was ſich auch geſtalte,
Im Neuen nur das Alte,
Heb'ſt in die Ferne Deinen Blick,
Und theil'ſt mit Sonn' und Mond Dein Glück.

Am Abend.

Mit dem Lebenskelch vom Munde
Sinkt des Tages matter Schein,
Und es kommt die ſchwarze Stunde
Wie ein Leichenzug herein.

Selbſt am Himmel weht ein Schauer;
Ob mit Sternen gleich durchwebt;
Iſt's ein Mantel doch der Trauer,
Welcher Dorf und Stadt begräbt.

Ausgeſetzt in's Wüſte, Leere,
Unſtät, einem Flüchtling gleich,
Irrt der Geiſt auf weitem Meere,
Sucht im Traum ein neues Reich.

Bis der Morgen wieder winket,
Ihm das vor'ge Ufer zeigt,
Wo er Leben wieder trinket,
Bis auf's Neu' der Tag ſich neigt.

So im ſteten Schwanken, Treiben —
Wo iſt uns ein Ziel geſetzt?
Tag und Nacht! was ſoll uns bleiben,
Was iſt herrſchend, was zuletzt?

Leben, was kannſt Du gewähren,
Wie begränzt iſt Deine Macht!
Kommt der Tag, uns zu gebähren,
So verſchlingt uns d'rauf die Nacht.

Doch — Erinn'rung knüpft und webet
Und die Ahnung hält den Saum;
So umſponnen bleibt und ſchwebet,
Faßt der Geiſt den weiten Raum.

So, daß uns kein Unfall ſchrecket
Bei des Lebens wildem Drang,
Sind zwei Hände ausgeſtrecket
Zur Begleitung, zum Empfang.

Alſo kann kein Traumgetümmel
Uns verwirren nah und fern,
Der Erinn'rung klarer Himmel
Leuchtet mit dem Abendſtern.

Der Liebe Heimath.

Was erzielt des Geiſtes Sehnen,
Was erahnet Herz und Sinn
Hinter Blicken, hinter Tönen,
Was hat Lieben für Gewinn?

Von den Aeltern kaum geſchieden,
Angelacht vom fremden Glück,
Sehnt der Menſch zum vor'gen Frieden
Süßer Heimath ſich zurück.

Traulich winkt der Aeltern Schwelle,
Doch die Schweſtern ſind hinaus,
Und er baut an fremder Stelle
Sich auf's Neu' der Heimath Haus.

Pflanzet Bäume, ſammelt Schätze,
Iſt an Wünſchen nimmer leer,
Meinet, daß ſein Herz ergötze
Hab' und Gut je mehr und mehr.

Doch am Ende ſitzt er traurig,
Denkt der frühen Hoffnung nach,
Und die Winde wehen ſchaurig
Durch ſein ödes Blätterdach.

Was in allen den Geſtalten
Hat erfaßt ſein ſehnend Herz?
Etwas Heiliges muß walten
In der Liebe Luſt und Schmerz.

Und es füllt mit ſtillen Thränen
Sich ſein Aug', ihm unbewußt,
Er empfindet noch ein Sehnen,
Noch ein Ahnen in der Bruſt.

Wünſcht die Nahen wohl, die Fernen
Wieder um ſich her vereint; —
Doch — nur Täuſchung; hinter Sternen
Wohnet, den ſein Herz gemeint.

IV.

Gedichte

mit beſonderer

Beziehung und Beſtimmung.

Sr. Königl. Hoheit,

em Erb-Großherzoge von Sachſen-Weimar

zum 3ten Februar 1824.

Maskengruß der Prinzeſſin Phönix aus dem ſtandhaften Prinzen.

(Mit einem Zephyrfächel in der Hand.)

Sonett.

Komm Lenzestag in grauen Wintertagen,
Bleib', kalter Nord, am Pol gefeſſelt ſteh'n;
Ganz and're Luft ſoll heut' herüberweh'n,
Ein milder Süd mich ſelbſt zum Feſte tragen.

Wie funkelnd hier die Blumenwellen ſchlagen
Rings um Dich her! — Kein Wunder iſt geſcheh'n;
Du ſollſt in Südens Garten Dich ergeh'n,
Und keine darf der Farben ſich verſagen.

Es ſtrahlt um Dich die volle Gunſt der Sterne;
Doch auch dem kleinſten Wölkchen wehrt' ich gerne;
Dies Scepter nimm, das ſelbſt die Grille ſcheucht.

Du fühl'ſt ein leiſes Weh'n — der Unmuth weicht,
Und heiter ſprichſt Du künftig dann vielleicht:
Die Mauren-Fürſtin fächelt mir von ferne.

Zu Göthe's Gebutsfeſte

am 28ſten Auguſt 1822.

(Mel. Schluſschor aus der Entführung, von Mozart.)

So laßt uns frei das Herz erheben,
Thut ab die Schranken wie ein Kleid,
Laßt uns durch alle Himmel weit
Im Geiſt durch alle Sterne ſchweben;
Zu reiner'm Glanz, zu höher'm Lauf
Stieg heut' ein Tag des Herrn herauf.

Des ew'gen Lenzes Lüfte weben,
Die Seele grüßt ihr Vaterland;
Vom Himmel kam ein Unterpfand:
Wir ſtammen von des Lichtes Höhen.
Hoch ſchlägt das Herz, es ſchwellt die Bruſt
Der hohen Abkunft Götterluſt.

O ſelig, wem die Bande fallen,
Wär's auch nur einen Augenblick!
Er überſchreitet ſein Geſchick,
Und Einem folgt er gern vor Allen;
In ihm erfreut, wer freudig ſchafft,
Sich der Vollendung eig'ner Kraft.

Was wir gedacht, was wir empfunden,
In ihm erſt wird es ganz erkannt;
Vom Herzen löſet ſich das Band,
Dem Geiſte flieh't das Maaß der Stunden.
Es liegt die Welt auf jeder Bahn
Uns wie ein Räthſel aufgethan.

So leben wir in ſeiner Fülle,
Und kehren ewig bei ihm ein;
In ihm erſt fühlen wir Gedeih'n,
In ihm verſöhnt ſich Kraft und Wille.
Wie Brüder erbt der Geiſter Schaar
Vom Geiſte, was urſprünglich war.

O Adlerblick, o Geiſtesſchwingen,
Die ihr zur ew'gen Sonne ſtrebt,
Vom Thal herauf, das ihr umſchwebt,
Laßt erſt noch vollen Dank euch bringen! —
Seht! wie im Strahlenkranze dort,
So lebt er uns auch ewig fort.

Zu
Göthe's Geburts- und Geneſungsfeſte
am 28ſten Auguſt 1823.

(In Muſik geſetzt vom Herrn Chor-Direktor Häſer.)

Wie wohl iſt mir bei Deinem Frieden!
Es ruht Dein Glück an meiner Bruſt;
So halt' ich, was mir Gott beſchieden,
Und ſchließ' es ein in ſeel'ge Luſt.
Er lebt! Im Herzen ſteht es feſt,
Daß mich ſein Auge nie verläßt.

Chor.

O Heil ihm, der zu ſolchem Feſt
Uns nicht betrübt, uns nicht verläßt!

Seh't! Gottes ew'ge Geiſter tragen
Ihn durch des Himmels Sternenthor,
Und lichtgebor'ne Freuden tagen
Aus gold'nen Wolken neu hervor.
Hier winkt im Thal ihm Flur und Hain;
Er ſchwebt verjüngt zu uns herein.

Chor.

Zu uns! Ihm blüben Flur und Hain,
Des Ruhmes Tempel ſchließt ihn ein.

Am Hügel lauſcht der ſtille Morgen,
Es rauſcht des Lebens neue Fluth;
Wie Nebel ſchwinden bange Sorgen,
Der Augenblick macht alles gut.
Ein Frühlingsſcher in Waldesnacht
Iſt nun des Dankes Lied erwacht.

Chor.

Sein Strahl verſcheucht des Kummers Nacht,
Zum Dank iſt unſer Lied erwacht.

Von fern im Hauch des Windes bebte
Herüber mancher Klageton;
Zurück, ein Herold Gottes, ſchwebte
Das kleinſte Wort der Hoffnung ſchon;
Des Troſtes Quell im ſtillen Haus
Zog ſchallend in die Welt hinaus.

Chor.

Er lebt! dies Wort von Haus zu Haus
Trug Leben in die Welt hinaus.

Die gern zur Stadt des Liedes wallen,
Wie zagten ſie hinab in's Thal!
Sie preiſen glücklich uns vor Allen,
Uns grüßt zuerſt ſein milder Strahl;
Doch gleicher Klang von Mund zu Mund
Giebt heut' ihm die Getreuen kund.

Chor.

Der Freude Klang von Mund zu Mund
Giebt heut' ihm deutſche Herzen kund.

Wer überſchau't den Kreis der Brüder
Die gleichgeſtimmt der Tag verband,
Wer überhört die Zahl der Lieder,
Der Feſte Schall von Land zu Land!
Begeiſternd bricht ſein Lied hervor,
Und wird ein tauſendſtimmig Chor.

Chor.

In neuen Zweigen bricht hervor
Sein Lied, ein tauſendſtimmig Chor.

Sein Geiſt iſt, der uns ſo verbunden,
Sein Licht, das läuternd uns erhebt,
Dies Lied, ein Nachhall ſeel'ger Stunden,
Von ihm in unſer Herz verwebt;
Doch bleibt der Gaben ſchönſter Stern
Des Gebers Blick, nicht allzufern.

Chor.

Er bleibt, des Tages Licht und Stern,
Er leuchtet fort, iſt nimmer fern.

So haltet treulich ihn umfangen,
Der dieſen Tag uns heilig ſprach;
Was künftig iſt, und was vergangen,
Nichts fragt ein frohes Herz darnach!
Er trägt uns über Ort und Zeit
In lebensweiſer Fröhlichkeit.

Chor.

Er trägt uns über Ort und Zeit;
Ihm Lebehoch in Ewigkeit!

Zum wiederkehrenden Stiftungstage der Erholung in Weimar,

den 16ten December 1823. *)

(Mel. Mich ergreift, ich weiß nicht wie.)

Heute laßt aus voller Bruſt
Feſtgeſang erſchallen,
Neugeſtärkt des Lebens Luſt
Durch die Adern wallen;
Laßt vergnügt ein ganzes Jahr
Lachend wiederhallen,
Sammelt von der Freuden Schaar,
Was uns kann gefallen.

Chor.

Sammelt von der Freuden Schaar,
Was uns kann gefallen.

Seht am Himmel Stern an Stern
Brüderlich verbündet.
Wohl iſt, wem bei Freunden gern
Sich ein Plätzchen findet;

*) Zugleich ein Dankfied, weil der Großherzog den vor der Stadt gelegenen Garten der Erholung, den ſonſt Muſäus beſaß, deſſen Büſte auch noch darin aufbewahret wird, durch eine anſehnliche Schenkung eben ſehr erweitert hatte.

D'rum laßt uns den Bund erneu'n,
Den der Tag gegründet,
Und den Boten ruft herein,
Der ein Glück uns kündet.

Chor.

Ja, den Boten ruft herein,
Der ein Glück uns kündet.

Fort nach unſer'm Sorgenfrei
Winkt er uns, zum Hügel,
Wo am Wäldchen nah' dabei
Rauſcht der Freude Flügel;
Plötzlich auf des Fürſten Wort
Weichet Wand und Riegel;
Schwingt euch nun von Ort zu Ort
Ohne Zwang und Zügel.

Chor.

Schwingt euch nun von Ort zu Ort ꝛc.

Wenn des Glückes Kugel rollt,
Bilder bunt ſich mengen,
Klugheit noch dem Schickſal zollt,
Sorgen mich bedrängen,
Flücht' ich mich zu Dir, Natur,
Zu den Schattengängen,
Sinn' und horch' auf freier Spur
Nachtigallgeſängen.

Chor.

Kommt und horcht auf freier Spur
Nachtigallgeſängen.

Ihm, der ſo die Freuden mehrt,
Raum der Luſt gegeben,
Der uns dreiſten Muthes lehrt
Unſer'm Willen leben,
Der, was uns das Herz erfreut,
Giebt zum Saft der Reben,
Fröhlich dankend laßt uns heut'
Ihm den Becher heben.

Chor.

Fröhlich dankend ꝛc.

Heiter ſchau't des Sängers Bild *)
Dort im grünen Raume,
Sein erweitert Luſtgefild
Lacht ihn an im Traume,
Und ſein holdes Gärtchen ſchmückt
Mit des Lichtes Saume
Er, in Mährchen neu entrückt,
Froh von Baum zu Baume.

Chor.

Ja, er ſchwebt, zur Welt entrückt,
Froh von Baum zu Baume.

Strahlt uns ſo der Hoffnung Glanz
Bei des Feſtes Schimmer,
Trinkt und ſingt im Freudenkranz
Alles Leid in Trümmer!

*) Muſäus.

„Fröhlich!" war des Fürſten Wort,
Eintracht weiche nimmer,
Alſo fröhlich hier wie dort
Dankt Ihm jetzt und immer!

Chor.

Einig, fröhlich hier wie dort
Dankt Ihm jetzt und immer!

Heimliches Wohnen.

Sonett.

Wo die muntern Jäger ſieh'n mit Schweigen,
Immer grün die ſchlanken Leiber ſtrecken,
Flüſternd, ſich Geheimes zu entdecken,
Regſam oft ſich zu einander neigen;

Wo die dunkeln Hallen dicht ſich beugen,
Amor's Kinder rufen und ſich necken,
Schalkhaft flieh'n und ſingend ſich verſtecken,
Seufzer auch manch ſtilles Glück bezeugen;

Da belauſch' ich hinter grünem Schleier,
Hinter Tannen, die mir Jäger dünken,
Hinter Bäumen, die wie Hallen winken,

Mädchen, die, zum Frühling keck und freier,
Schmerz und Luſt von Nachtigallen trinken,
Und von ſelbſt ertönt mir da die Leier.

Des Namens Gründung. *)

Wie ſeltſam geht es doch mit Namen!
Zu Thaten iſt es nur ein Feld,
Zu einem Bild der leere Rahmen,
Ein Brief, auf unſ're Treu' geſtellt.

So trug ich ſchwer an meinen Schulden
Als Schütze, hielt geſpannt das Schloß;
Kein Haſe wollte ſich gedulden,
Kaum, daß ich einen Raben ſchoß.

Kein Raubneſt auch mit fremden Sünden
Nahm väterlich ſich meiner an;
Ich ſollte ſelbſt das Haus erſt gründen,
Erſt thun, wornach ich heißen kann.

Wohl! dacht' ich; iſt mir's angelogen,
So lüg' und dicht' ich hinterdrein;
Vielleicht, kommt erſt der Pfeil geflogen,
Stellt auch von fern das Ziel ſich ein.

So kam's. Die Lüge ging auf Reiſen;
Schon früher ließ um Nachtquartier
Ich wandernd hin und her mich weiſen;
Jetzt ward ich wild und ſchlug die Thür.

*) In Beziehung auf meine abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad — wahre Anekdote.

Den ärgſten Fluch auf Gottes Erden
Sprach ich herab von Bergesrand;
Zu Pulver ſoll das Städtchen werden,
Und ſchon war Aſch' die Stadt genannt.

Und ſieh'! da ich mit voller Taſche
D'rauf wieder kam die alte Bahn,
Hat wirklich Buß' in Sack und Aſche
Das unwirthſame Neſt gethan.

Ein ſtattlich Gaſthaus ſteht errichtet
Da droben an des Berges Rand;
Die Stammburg hab' ich mir erdichtet,
Nach meinem Namen iſt's genannt.

Mit Lächeln naht der Wirth: „Vor Zeiten
Reiſt' ein Gelehrter hier vorbei,
Man ſoll ihm ein Quartier bereiten,
Er fragt, ob dies denn Grönland ſey.

Und wie er ſchlecht quartiert geblieben
Bei einem Riemer noch zuletzt,
Davon hat er ein Buch geſchrieben, — —
D'rum ward das Schießhaus hergeſetzt."

Ja, ſprach ich, Ihr habt wahr verkündet;
So ſchafft nun Speiſen auch zum Schmaus;
Ich bin's, der dieſe Burg gegründet,
Der Schütz' iſt da im Schützenhaus.

Parry's Schickſal.

Sonett.

O zündet ihm des Liedes Trauerkerzen,
Der hohen Muth's zum ſtarren Nordpol drang,
Durch Eisestrümmer manchen Weg erzwang,
Doch — ihn nicht fand bei eines Weibes Herzen.

Die Wogen hört er um ſich donnernd ſcherzen,
Ein Brautlied dünkt es ihn, ein Feſtgeſang,
Von Lilien ſtrahlt das Meer zum Hochzeitgang,
Er ahnet nicht das Vorbild naher Schmerzen.

Er kehrt gerettet, flieht zum trauten Orte,
Klopft leiſe, leiſe, mahnt mit ſüßem Worte,
Da grauſ't ihm plötzlich wie auf wilder Bahn.

Er ſchwebt, er ſchwankt, ihn trägt ein morſcher Kahn,
Der Nordpol ſtarrt ihn an, des Eiſes Pforte,
Zum zweitenmal — ihm ward nicht aufgethan!

Erinnerung
an das
Allerdeutſchenfeſt.

(Mel. Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Hoch rauſcht der Wald; „mich dünket," klagt die Eiche,
„Daß mich mein Volk verläßt;
Wie iſt es doch ſo ſtill im deutſchen Reiche
Zum Allerdeutſchenfeſt!

Wohl ſtrahlten ſonſt in Flammen Berg' und Hügel —
Ein Gruß von Land zu Land, —
Der Himmel ſelbſt, dem Tag' ein heit'rer Spiegel,
Stand wie in Freud' entbrannt.

Der Andacht Ruf erwacht' im hohen Thurme,
Die Orgel brauſ'te tief;
Die Trommel dröhnt', als ob zum neuen Sturme
Sein Volk der König rief.

Da kränzte rings, wem Gott den Tag beſchieden,
Mit Freunden Thür und Haus,
Und Sieg'sgeſang, nun dreimal ſüß im Frieden,
Zog mit der Fahn' hinaus.

Zum Berg hinaus, der wie ein Stern zum Sterne
Des Lichtes Strom ergoß,
Und Blick an Blick mit Brüdern in der Ferne
Den Bund der Treue ſchloß.

Der Tag iſt hin; doch wenn auf heil'gem Herde
Auch keine Flamme glüht,
Will's Gott, gedeih't auf weiter deutſcher Erde
Doch noch ein deutſch Gemüth.

Die Wahrheit flammt noch fort in deutſchen Herzen
Und lodert himmelan;
Auch heute noch, bei Wein, Geſang und Scherzen,
Erklingt: ein Wort, ein Mann!

Ein redlich Herz iſt Sonn' am Firmamente
In Gottes weitem Haus,
Beſeligt erſt des Lebens Elemente,
Theilt Frieden Gottes aus.

Ein kräftig Wort, das nicht um Vortheil klügelt,
Noch wird es deutſch genannt,
Und knüpfet fern, vom Strahl des Lichts beflügelt,
Der Geiſter ſtilles Band.

Das haltet feſt! der Biedermann, er lebe,
Der deutſchen Sinn bewahrt!
Und daß Gedeih'n der Becherklang ihm gebe,
So trinkt nach deutſcher Art.

Nun Hand in Hand! wenn nur die deutſche Treue
Die Brüder nicht verläßt,
So bringt der Tag uns immerfort auf's Neue
Das Allerdeutſchenfeſt.

Loblied.

Zu Dir, o Gott, erheben ſich
Die eilenden Gedanken,
Mein forſchend Auge ſieht auf Dich,
Und fort aus ſeinen Schranken
Will auf mein Geiſt, will himmelan,
Iſt voll von Deiner Macht und kann
Dir niemals würdig danken.

Wer iſt es, der um unſre Welt,
Hoch über Berg' und Meere,
Den blauen Himmel trägt und hält
Mit ſeinem Sternenheere?
Wo wandelſt Du, verborg'ner Geiſt,
Den Erd' und Himmel Schöpfer preiſt,
Daß Dich mein Geiſt verehre?

Durch ſtille Nächte ſchweif' ich hin,
Will Quell und Urſprung finden,
Ich denke Ziel und Anbeginn,
Und kann es nicht ergründen;
Denn Alles ſeh' ich weit, ach! weit,
Zur ungemeſſ'nen Ewigkeit
Vor meinem Blicke ſchwinden.

Bald folg' ich jenen Sternen nach,
In Wunder tief verloren,
Bald ſchau' ich an den frühen Tag,
Wie er aus ſeinen Thoren,
Hervor aus gold'nen Wolken tritt,
Und Leben breitet Schritt vor Schritt,
Bis Alles neu geboren.

Und wenn die grüne Saat der Flur
Und Bäume blühend prangen,
So ſuch' ich, Vater, Deine Spur
Mit heiligem Verlangen
Im Walde dort, im Thale hier,
Und fühle liebevoll von Dir
Mich überall umfangen.

Von Dir erzählt der ſanfte Quell,
Wenn rings die Haine ſchweigen,
Von Dir verkündet laut und hell
Geſang aus allen Zweigen;
Geſang, Geſang aus hoher Luft,
Und Stimmen ſelbſt aus tiefer Kluft,
Die Deinen Ruhm bezeugen.

Die Wolken, die mit ſchwarzer Nacht
Sich hoch am Himmel thürmen,
Der ferne Herold Deiner Macht,
Der Donner mit den Stürmen
Ruft laut herab auf Stadt und Land:
Gott trägt die Welt in ſeiner Hand,
Kann ſtrafen und beſchirmen.

Bald weicht die bange Furcht von mir,
Denn ſtrömend bringt der Regen
Auf unſ're Flur herab von Dir
Des Landes Frucht und Segen,
Und Nacht und Sturm und Wolken flieh'n,
Und ſchöner lacht das friſche Grün
Dem frohen Blick entgegen.

D'rum, Vater, ſoll mein Lobgeſang
Hier Deinen Ruhm vermehren,
Und fröhlich jetzt und lebenslang,
Und einſt in Engelchören,
Voll Lieb' und Treu' und Dankbarkeit,
Aus reiner Seele Dir geweiht,
Dich preiſen und verehren.

Passionslied.

Zum Kreuzestode führen
Sie meinen Jesus hin,
Sein Schmerz kann sie nicht rühren,
Nicht sein gelaſſ'ner Sinn;
Sie haben seine Wunden
Mit Dornen noch gekrönt,
Kein Mitgefühl empfunden,
Ihn spottend noch verhöhnt.

Kann nichts zurück ihn bringen,
Erretten von der Pein?
Ach! soll er sterbend ringen,
Kein Engel ihn befrei'n?
So fließet, meine Zähren,
So sey mein Schmerz geliebt!
Nicht Trost will ich begehren,
Mein Herz sey still betrübt.

Ach, tief gebeugt zur Erde,
Trägt er der Menschen Schuld,
Trägt blutend die Beschwerde
Und wandelt in Geduld.
Ihm blick' ich nach und weine,
Daß ich den Pfad hinan
Der Todesbürden keine
Ihm dienend tragen kann.

Der Bande kaum entbunden,
Empfängt ihn Kreuzesqual,
O Schmerz von neuen Wunden,
O Leiden ohne Zahl!
Zur Rechten und zur Linken
Umgiebt ihn Angſt und Leid,
Er muß den Becher trinken
Voll Todesbitterkeit.

Er ruft, den Schmerz zu faſſen,
Umdrängt von Schmach und Spott:
Wie haſt Du mich verlaſſen,
O Du, mein Gott, mein Gott!
Doch kurz ſind ſeine Klagen,
Er athmet wieder Muth,
Und kann ſie nun ertragen,
Die Hand, die auf ihm ruht.

Und hat für ſeine Freunde
Noch Troſt in ſeiner Bruſt,
Fleht Gnade ſeinem Feinde,
Sich keiner Schuld bewußt.
Dem Treu'ſten ſeiner Brüder,
Der zagend nicht entfloh'n,
Giebt er die Mutter wieder,
Der Mutter ihren Sohn.

Blick' auf, geſenkter Kummer,
Mein Jeſus hat vollbracht,
Er neigt zum ſanften Schlummer
Sein Haupt in Todesnacht;

Die Finſternisse decken
Das ſündenvolle Land,
Und in der Nacht der Schrecken
Wird Gottes Sohn erkannt.

Nun wallet Klarheit nieder,
Ich wende meinen Blick
Zu meinem Vater wieder
Mit Freudigkeit zurück;
Zu ihm hinauf zu ſchauen,
Gabſt Du, mein Heiland, mir
Ein kindliches Vertrauen:
Auf ewig dank' ich Dir!

Geſang in Leiden.

Trage ſtill, mein banges Herz,
Deiner Noth Beſchwerden,
Faſſe Muth, auch Deinem Schmerz
Wird einſt Abend werden;
Süße Ruh'
Findeſt Du,
Frei von Angſt und Kummer,
Bald in ſanftem Schlummer.

Unruh'voll und troſtlos ſeyn,
Immer zürnend klagen,
Macht nur größer Deine Pein,
Hilft die Laſt nicht tragen;

Troſt und Rath,
Hülfe nah't,
Tief in Nacht verborgen,
Wie die Tenn' am Morgen.

Weinen mag aus Dir die Noth
Wenig ſtille Zähren,
Weinen kann der Abendroth
Lind'rung Dir gewähren;
Standhaft doch
Hoffe noch,
Nicht mit Seel' und Leben,
Deinem Schmerz ergeben.

Klagen magſt Du Deinem Freund,
Den in frohen Tagen
Gottes Huld mit Dir vereint,
Weinend magſt Du klagen;
Ach! allein
Schmerz und Pein
Still in ſich bewahren,
Bringt uns oft Gefahren.

Doch, wenn auch in Gram gebeugt,
Von der Welt verachtet,
Hier mein Leben trauernd ſchleicht,
Und verlaſſen ſchmachtet;
Hülfe lebt,
Hülfe ſchwebt,
Gott, aus Deinen Höhen,
Läßt mich nicht vergehen.

Lief herab in's dunkle Thal,
In die Nacht der Leiden
Sendeſt Du des Himmels Strahl
Hoffnung beſſ'rer Freuden:
Freſt von Dir
Stillt in mir
Jeden Schmerz der Thränen,
Stillt mein banges Sehnen.

D'rum, mein Herz, halt' feſt an ihm
Dieſem Fels im Meere,
Ob auch Sturm und Ungeſtüm
Dir ein Glück zerſtöre!
Nimmer ſoll,
Glaubensvoll,
Deine Treue wanken,
Nie Dein Muth erkranken.

Weihnachts-Lied.

Welch' Heil hat uns der Tag gebracht?
Frohlocken fern und nah!
Wer rief, als ich vom Schlaf erwacht:
Der Tag des Heils iſt da?

Das rief und ſang der Engel Chor
Im frühen Morgenſchein;
D'rum auf, Geſang, und brich hervor,
Und ſtimme froh mit ein.

Den Strahl, der hoch von Gottes Thron
Zur Erde niederdrang,
Den menſchgebornen Gottesſohn
Empfange Feſtgeſang.

Wo ſind' ich ihn, wo glänzt der Stern,
Wo preiſt die Engelſchaar
Die Hochbeglückte, die zum Herrn
Den Säugling uns gebar?

Wo prangt die Stadt, die hoch erklingt
Von lautem Jubelton,
Wo lebt, von Hülfe reich umringt,
Der fürſtgeborne Sohn?

Doch nein, ach! nein, mein frohes Lied,
Wie würd' ihm das zu Theil!
Im ſtillen Thal verborgen blüht
Der Menſchen Glück und Heil.

So komm' zur Hütte freudig nun,
Und ſieh mit ſüßer Luſt
Den zarten Säugling friedlich ruh'n
An ſeiner Mutter Bruſt.

Ihm iſt kein Scepter beigelegt,
Das Hoheit ihm verleiht;
Der ſich in ſeiner Armuth regt,
Hat Gold und Purpur nicht

Das iſt, der uns erretten ſoll,
Ja, denk' es her und hin,
Er kommt und wird des Geiſtes voll,
Und trägt ſchon Gottes Sinn.

Wie weislich hat es Gott bedacht,
Der uns den Sohn geſandt,
Daß er der Menſchen eitle Pracht
Früh von ihm weggewandt!

Er ſendet ihn in Dürftigkeit,
Legt auf ihn ſtrenge Gebot,
Daß er der Menſchen Herz' und Leid
Erkenn' in eig'ner Noth.

Ihn prüft der Kampf, ihn ſtärkt Gefahr
Zur höher'n, größer'n That,
D'rum führt durch Trübſal wunderbar
Ihn Gottes weiſer Rath.

Ja, Heil und Retter uns zu ſeyn,
Hielt Gott von Ewigkeit
Ihm ſeines Wandels Angſt und Pein
Im Schickſal ſchon bereit.

D'rum preiſ't der Menſchen Lobgeſang
Den Schöpfer fern und nah,
Und ruft und ſingt mit Preis und Dank:
Der Tag des Heils iſt da!

Inhalt.

I.

Lieder.

	Seite
Der Sänger	5
Fröhlich, selig	7
Nachtmusik	9
Der Liebe Bildniß	10
Der Entschluß	11
Versuch zu zürnen	13
Die Schlimmste	15
An eine Sprödе	16
Wunsch und Gegenwunsch	18
Die Braut im Walde	19
Der vermählte Dichter	20
Neue Heimath	22
Wiegenlied	24
Deutsches Weinlied	26
Bei vollem Becher	28
Tagesluft	30
Hochzeitgruß	31
Versäumtes Glück	34
Erinnerungsfeier	35

Seite
Abſchied 36
Kein Vergeſſen 37
Troſt im Walde 39
Zuflucht 40
Sprüchlein 41

II.

Erzählende Gedichte.

Der Pelzrock 45
Zehn Freier um eine Braut 48
Die Johannisbraut 50
Die Kornmutter 53
Annaberg 57
Der Mädchenſprung 61
Der romantiſche Schlummerer neueſter Zeit . . 64
Das Hirtenleben 66
Das Rothkehlchen. Eine häusliche Mittheilung . 70
Das Pferd 78
Ludchens Heimkehr. Ein Schwank . . . 83

III.

Scherz- und Lehrgedichte.

Der Amtmann im Bade 107
Klage eines Mädchens 110
Die Bräutigamswahl 112

	Seite
Vergißmeinnicht	115
Ich denke Dein	116
Der Dichter vor der Thür	118
Die sympathetische Kur	119
Mädchen-Gallerie	121
Das friedliche Paar	131
Die Prophezeiung	—
Falsche Rechnung	132
Zugsamkeit	—
Treue gegen sich selbst	134
An die Erwählte	137
Vorzug der Jugend	138
Das knabenhafte Mädchen	140
Sammlung des Gemüths	141
Versöhnung	144
Klugheitsregel	—
Die stillen Verwandten	—
Die geputzten Töchter	147
Das Bild	150
Liebes- und Mondeswechsel	—
Lebensarmuth	151
Liebesgrundsatz	152
Die Tante	—
Die fliehende Jugend	153
Beruhigung	155
Das musikalische Gemüth	157

Seite.
Loos des Meisters 157
Am Abend 159
Der Liebe Heimath 160

IV.

Gedichte mit besonderer Beziehung und Bestimmung.

Sr. Königl. Hoheit dem Erb-Großherzoge von Sachsen-Weimar — Maskengruß zum 2. Februar 1821 165
Zu Goethe's Geburtsfeste am 28. August 1822 . 166
Zu Goethe's Geburts- und Genesungsfeste am 28. August 1823 168
Zum wiederkehrenden Stiftungstage der Erholung in Weimar den 16. Dec. 1823 . . 171
Heimliches Wohnen. 174
Des Namens Gründung 175
Parry's Schicksal 177
Erinnerung an das Allerdeutschenfest . . . —
Loblied 179
Passionslied 182
Gesang in Leiden 184
Weihnachtslied 186